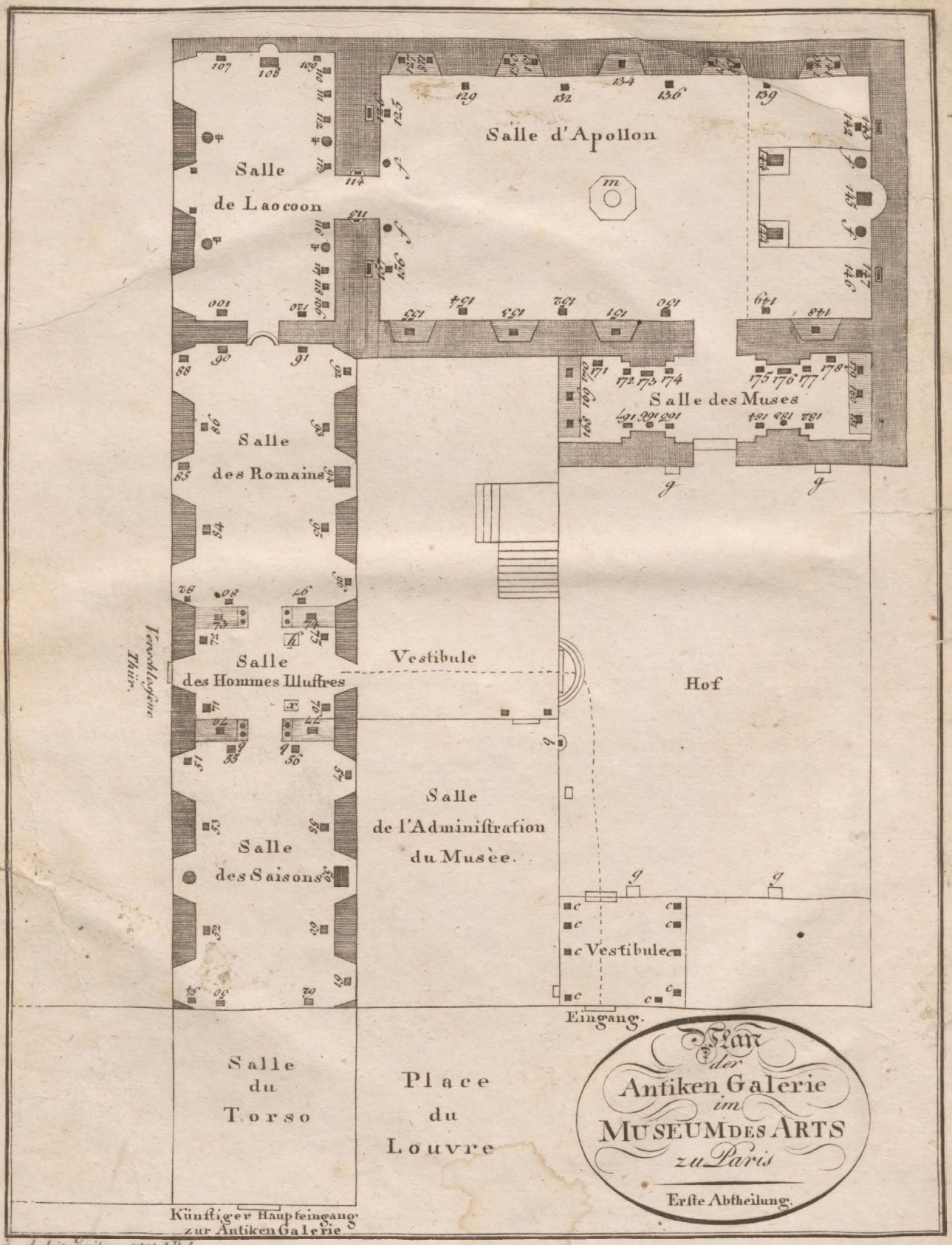
M 1

Stadt-
bücherei
Elbing


Salle d'Apollon
Salle de Laocoon
Salle des Muses
Salle des Romains
Salle des Hommes Illustres
Salle des Saisons
Salle de l'Administration du Musée.
Vestibule
Hof
Vestibule
Eingang.
Salle du Torso
Place du Louvre
Künftiger Haupteingang zur Antiken Galerie
Verschlossene Thür.
Plan der Antiken Galerie im MUSEUM DES ARTS zu Paris
Erste Abtheilung.

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
DES
NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
7393
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1801.

ERSTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürſtl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1801.

LITERATUR-ZEITUNG

M. M. L.

ERSTER BAND.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung.
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. priv. Buchhandlung.
1804.

Beſchreibung der in dem *Muſeum der Antiken* zu Paris bis jetzt eröffneten Säle.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Es iſt hier nicht der Ort, die verrufene Streitfrage aufs neue aufzunehmen, und das, was nur vor den weiſeſten aller Gerichtshöfe, das Tribunal *der Zeit* gehört, in letzter Inſtanz ſchon jetzt entſcheiden zu wollen, die Controvers nämlich, ob es für Kunſt und Kunſtgeſchichte reiner Gewinn oder Verluſt ſey, daſs die Nation, die in der Trunkenheit über den Sieg bey Marengo mit feurigen Buchſtaben die Inſchrift ſchreiben konnte: *Il n'y a plus d'Alpes*, ihre Siege jenſeits der Alpen mit der Entführung der edelſten Kunſtwerke bezeichnete, und nach zweytauſend Jahren an Rom und Italien vergalt, was einſt die Herrſcherin auf ſieben Hügeln mit nimmerſatter Habſucht *bloſs zur Parade* Jahrhunderte lang verübt hatte. Mag immer der Britte *Robert Duppa* in ſeinem Bericht von der Ausplünderung und Republicaniſirung Roms im Jahr 1798 (*A Journal of the moſt remarkable occurences that took place in Rome upon the Subverſion of the Eccleſiaſtical Governement in* 1798. London, Robinſons 1799. 149 S. 8.) voll Ingrimm die gehäſſigſten Anekdoten von der ſchimpflichen Unwiſſenheit und bodenloſen Raubgier der franzöſiſchen Gewalthaber und Ausleerungs-Commiſſare erzählen, mag bey der neueſten Preisankündigung der Akademie von St. Luca der antigallicaniſche römiſche Zuſchauer auch noch ſo ſehr auf dieſes Confiscations- und Beraubungsſyſtem ſchimpfen, und die Entführung der edelſten Bildungsmittel, der berühmteſten Antiken und Gemälde, das höchſte Bubenſtück nennen, wodurch der übermüthige Feind den Beſiegten auch die ferne Hoffnung raube, aus der Verworfenheit Abgrund, wohin er die Ueberwundenen geſtürzt habe, wieder emporzuſteigen (*per toglierci anche la lontana ſperanza della riſorſa dell' avilimento, in cui ci aveva inabiſſati.* Le Spettatore Romano 1800. Nr. 8). Beide können in mehr als einer Rückſicht vollkommen Recht haben. Und doch kann es wünſchenswerth ſeyn, und für baaren Vortheil geachtet werden, daſs, da es einmal den gegenwärtigen Beſitzern dieſer Schätze an Macht und Vermögen fehlte, dieſes Vermächtniſs einer ſinnlichvollendeten Vorwelt gegen andere Bewerber zu vertheidigen, gerade der Nation der Nieſsbrauch derſelben zufiel, die ſie, wäre es auch nur aus Eitelkeit und Oſtentation, am zierlichſten aufzuſtellen, am ſicherſten zu bewahren und am *gemeinnützigſten*

ſten mitzutheilen verſtünde. Denn nie ſollte man vergeſſen, daſs jene herrlichen Kunſtdenkmale und Ueberreſte des Alterthums ein unſtreitiges Eigenthum der ganzen gebildeten und bildungsfähigen Menſchheit ſey, und daſs ihr jedesmaliger Beſitzer vor einem höhern Richterſtuhl nur als ein wohlbetrauter Conſervateur derſelben angeſehn werde.

Und in der That, man mag auch über das Recht, das die Franzoſen zu dieſen Kunſtentführungen hatten, urtheilen wie man will; nach allem, was uns beglaubigte Nachrichten über die Sorgfalt, womit die franzöſiſchen Commiſſarien dieſe Kunſtwerke einpacken und fortſchaffen lieſsen, über die Art, wie ſie in Paris an einem der feſtlichſten Tage der neuen Republik im Triumph aufgeführt wurden, und über die verſtändigen Maaſsregeln, die man zu ihrer planmäſsigen Aufſtellung und *Publicirung* ergriff, bis jetzt mehr oder weniger ausführlich zu erzählen wuſsten, leidet es keinen Zweifel, daſs es den vormaligen und jetzigen Machthabern der Republik ſtets Ernſt war, dieſen Schätzen als einem wahren Gemeingut aller cultivirten Menſchen die gröſste Unverletzlichkeit, Sicherheit und Brauchbarkeit zu geben. Kaum war die berühmte Büſte des Homer, die man aus Rom erhalten hatte, ausgepackt, als alle Künſtler und Liebhaber, die einen Abguſs davon zu haben wünſchten, durch öffentliche Bekanntmachungen von der Adminiſtration des Central-Muſeums aufgefodert wurden, ſich dazu einzuſchreiben. Daſſelbe fand bey dem bewunderten Bacchuskopf aus dem Muſeum Capitolinum, den man ſonſt eine Ariadne nannte, zu gleicher Zeit ſtatt (S. *Decade philoſophique* l'an VIII. n. 35. p. 504.). Selbſt in Rom würde dieſe Bewilligung mehr Schwierigkeiten gemacht haben. Stünden ſie nun vollends zu *Wilſonhouſe* oder in einer andern noch unzugänglichern Villa eines brittiſchen Groſsen, oder auch nur in *Townley's*, des liberalſten aller brittiſchen Sammler (S *Forſters Anſichten von England* S. 181. ff.) antiquariſchem Muſeum! Mit welchem verſtändigen Eifer iſt der Bericht über die Mittel, den Marmor der Statuen vor dem Einfluſs der Witterung und dem gefräſsigen Anſatz der Flechte zu bewahren, von den B. *Vauquelin*, *Chaptal*, *Pajon*, *Moille*, *Roland* und *Dejoux* (2 Chemikern, 2 Bildhauern, und 2 Architecten) aus Nationalinſtitut gefaſst! (S. *Dec. philoſoph. l'an* VIII. n. 33. p. 337. ff.). Die alte Inceration der griechiſchen und römiſchen Bildhauer ſcheint hier, mit neuen Kunſtgriffen vermehrt, wieder auferweckt. Welchen Vortheil gewährt die Zuſammenſtellung faſt alles Vortrefflichen, was von einer frühern Welt die Erde für uns Spätlinge Jahrhunderte lang in ihrem Schoofs verbarg, zur ſchnellen Ueberſicht, Vergleichung und Nachahmung für ausübende Künſtler und beobachtende Forſcher jetzt, da man dieſs alles an einem Orte weit ſchneller überſehn, und eines zum Maaſsſtab des andern machen kann? So iſt es, um nur ein Beyſpiel aus dem Geringern anzuführen, den Conſervatoren der Nationalbibliothek, wozu auch das vollſtändigſte jetzt in Europa vorhandene Münzcabinet gehört, deſſen Aufſeher bekanntlich der berühmte Abbé *Barthélemy* war, jetzt erſt, nachdem in dieſem Cabinet die ſämmtlichen Medaglioni aus dem Vatican, nebſt denen der Königin Chriſtine und des Cardinals Carpegna, mit dem ſchon vorhandenen königlichen vereinigt worden ſind, die Unternehmung wirklich ausführbar, eine *vollſtändige* Suite dieſer Kaiſer-Medaillen herauszugeben, und dadurch nicht bloſs dem Numismatiker vom Metier, ſondern auch dem Künſtler, der hier die vortrefflichſten Muſter wahrer Allegorien findet, ein ſehr dankenswerthes Geſchenk zu machen. Wirklich arbeitet auch jetzt einer der Conſervatoren, der durch ſo manche gemeinnützige Unternehmungen auch unter uns bekannte B. *Millin*, dem Vernehmen nach, ſehr ernſthaft an einem ſolchen Werke. Wie verdienſt-

dienſtlich iſt nicht in eben dieſer Hinſicht des thätigen *Mionet* Münzpaſtenſammlung (vergl. *n. deutſch. Merkur* 1800. I, 44 II, 148), wovon ſchon das erſte Verzeichniſs (*Catalogue d'une Collection d'Empreintes en ſoufre de medailles Grecques et Romaines*, Paris l'an VIII. 79 S. 8.), 1475 der ausgeſuchteſten griechiſchen Münzen enthält, deren Beſitz ſelbſt dem eigenſinnigſten Kunſtkenner, in Abſicht auf Präciſion und Wahrheit der Figuren und Schriftzüge, den Originalen ſelbſt gleich gelten muſs? Wie liberal iſt auch hier die Geſinnung der jetzigen Conſervatoren, die einem Künſtler von den köſtlichſten Münzen ihrer Sammlung, die unter den vorigen Aufſehern kaum beſehn, geſchweige denn berührt werden durften, ſogar Abdrücke unter der ausdrücklichen Bedingung zu nehmen geſtatteten, daſs er den Preis derſelben ſo niedrig als möglich ſetzen, und dadurch ihre Vervielfältigung im Inlande und Auslande möglichſt befördern möchte!

Gewiſs, wer die Kunſtſchätze ſo edel und öffentlich mitzutheilen verſteht, dem iſt ihr Beſitz vorzugsweiſe zu gönnen. Es war unedel, und nur mit dem Plünderungsſyſtem der vorigen Gewalthaber Frankreichs vereinbar, daſs man die ganze Villa des geflüchteten Cardinals Albani, jenen Lieblingsaufenthalt unſers Winkelmann, ihres ganzen Schmuckes beraubte, und ihre Schätze, in 400 Kiſten gepackt, nach Paris ſchicken wollte. Sie waren das heilige Beſitzthum, nicht eines Privatmannes, ſondern einer ganzen Stadt. Schon war der Contract mit eingebornen Unternehmern für den Tranſport dieſes Kunſtſchatzes geſchloſſen. Die franzöſiſchen Commiſſare hatten ihnen für den beträchtlichen Koſtenaufwand noch weit beträchtlichere römiſche Nationalgüter zugeſichert. Da zürnte Adraſtea dem frechen Raubgeſindel, und die aus muthvollen Heeren in habſüchtige Ghibellinenhaufen und Räuberhorden verkehrten Franzoſen, fegte in wenig Monaten ein nordiſcher Sturmwind aus Italien. Die Harpyen von Commiſſaren und Unternehmern flohen, und die Käſten blieben unangetaſtet den wahren Beſitzern? nein, dem neuen Eroberer eine neue Beute. Denn trotz der bündigſten Gegenvorſtellungen von Seiten der Römer, lieſsen die Neapolitaner dieſs als eine gute Priſe, *auf Rechnung der Engländer*, fortſchaffen (vergl. *Decade philoſoph* l'an VIII. n, 32, S. 428.). Sollte man unter dieſen Umſtänden dieſe Beute den Franzoſen nicht noch lieber gegönnt haben? Und liegt nicht in dieſer einzigen Anekdote für das frühere Betragen derſelben, in Abſicht auf italiäniſche Kunſtwerke, der ſcheinbarſte Entſchuldigungsgrund?

Schon darum vielleicht darf man ihnen den Beſitz dieſer Errungenſchaften nicht misgönnen, weil ſie, nebſt den ſtummen Marmorn, auch den beredteſten Ausleger dazu zu erobern, und nach Paris zu verpflanzen wuſsten. Der Abate *Viſconti*, ohne Widerrede der erſte jetzt lebende Alterthumskenner, wanderte mit den erwählteſten ſeiner Antiken, die er nie, auch wegen der lockenden, und doch ſo bitter lohnenden Conſularwürde nicht hätte verlaſſen ſollen, ſelbſt nach Paris, und wurde dort ſogleich als Conſervateur der Antiken, die im Central-Muſeum im Louvre vereinigt werden ſollten, auf die ehrenvolleſte Weiſe angeſtellt. Man könnte auf dieſe Verſetzung und Anſtellung des fähigſten Mannes die bekannte Stelle im Nepos anwenden, wo er berichtet, daſs die Einführung des Dichters Ennius, durch den ältern Cato, den gebildetern Römern mehr gegolten habe, als der prächtigſte Sardiniſche Triumph. Was iſt eine ſolche Sammlung erſt durch einen ſolchen Aufſeher werth? Ein guter Genius, der über die Kunſt hier ſeine Flügel breitete, vereinigte, was nie getrennt werden durfte. Schon werden uns wohlgereifte Früchte angekündigt, die nur in dieſer

Verbindung ſich erzeugen konnten. Viſconti arbeitet an einer gelehrten Erläuterungsſchrift über griechiſche Inſchriften, die aus den Sammlungen des Grafen *Choiſeul-Gouffier* in das Centralmuſeum gebracht worden ſind. Zugleich beſorgt er für die Brüder *Piraneſi*, die gleichfalls zu den ſchätzbarſten Eroberungen gehören, die man in Italien machen konnte, und die nun ihren reichen Familienſchatz an antiquariſchen und artiſtiſchen Kupferwerken in einer beſſer geordneten und vervollſtändigten Reihe von 23 Bänden herauszugeben angefangen haben, die antiquariſchen Erklärungen. Doch dieſs alles nur, um die Zwiſchenzeit nützlich anzuwenden, die bis zur völligen Aufſtellung und Einrichtung der Antikengallerie im Louvre nothwendig verflieſsen muſste. Denn ſobald hier alles vollendet ſeyn wird, dürfen wir auf ein eigenes Werk aus der Feder dieſes gelehrten Aufſehers rechnen, wo in einer Reihe von Bänden die ganze Sammlung einzeln durchgegangen und erläutert werden wird. In dieſes Werk will Viſconti, wie man verſichert, auch alles Brauchbare aus den ſechs Bänden des prächtigen, von ihm herausgegebenen Muſeum Pio-Clementinum aufnehmen, und nach neuern Anſichten berichtigen.

Mit Ungeduld ſah man in Paris der Aufſtellung der vielbeſprochenen Antiken und der Eröffnung der dazu beſtimmten Säle im Louvre entgegen. Man hat alle Urſache, mit der Betriebſamkeit und Schnelligkeit der dazu beauftragten Adminiſtration der Conſervatoren, ſo wie mit der, keinen Aufwand ſchonenden, Freygebigkeit der Regierung zufrieden zu ſeyn, die zu einer Zeit, wo die politiſchen Rechenmeiſter *Ivernois* und *Genz* dem öffentlichen Schatz auch die letzten Nothpfennige ſtreitig machen, anſehnliche Fonds zur Einrichtung des Muſeums, wie es einer groſsen Nation würdig iſt, anweiſet. Schon vor der Revolution war die groſse Gallerie des Louvre, welche Heinrich IV. längſt der Seine von den Tuilerieen führen lieſs, um beide Paläſte mit einander zu verbinden, der Malerakademie und der prächtigen königlichen Gemäldeſammlung gewidmet. Während der Revolution wurde nun das ganze Louvre unter dem Namen *Palais des Arts*, zum Sitz der Künſte umgeſchaffen, und der freye Gebrauch der mit ſo vielen neuen Schätzen bereicherten Bildergallerie wurde ein Gegenſtand der Lobpreiſungen bey Fremden und Einheimiſchen. Hier hält das Nationalinſtitut ſeine Sitzungen. Hier iſt vielen Gelehrten und Künſtlern eine freye Wohnung angewieſen. Hier ſteht der Telegraph, welcher in der Linie nach Lille die Signale giebt. Hier ſind nun auch die Säle zum Centralmuſeum der Künſte für die Antiken theils ſchon eingerichtet, theils wird noch an ihrer Einrichtung gearbeitet. *Sechs* Säle ſind nun mit einer edeln Einfalt, und mit einem Geſchmack eingerichtet, der alle Beſorgniſſe, daſs auch hier der tändelnde Kleinigkeitsgeiſt ſein Spiel treiben werde, völlig widerlegt. Wie ſehr wird ſich der kunſtliebende Verfaſſer der *Fragmente aus Paris im 4ten Jahre der Republik* freuen, daſs ſeine Vorausſagung: „Apollo von Belvedere und Laokoon, wenn ſie von Rom ſich nach Paris verirren „ſollten, würden kein beſſeres Schickſal haben, als mit ſolchen Kindertand der Kunſt zuſam„mengeſtellt zu werden“ (Th II. S. 190. *erſte Ausg.*) auf eine ihm ſelbſt erwünſchte Weiſe widerlegt werde. Der 18. Brumaire, jener unvergeſsliche Tag der Wiedergeburt für Frankreich, wurde dieſsmal unter andern auch dadurch verherrlicht, daſs man an ihm den Zuſchauern zum erſtenmal dieſe Säle öffnete, nachdem der erſte Conſul ſelbſt mit einer zahlreichen Begleitung zwey Tage vorher die Gedächtniſsplatte, von welcher unten die Rede ſeyn wird, an das Fuſsgeſtelle des vaticaniſchen Apollo feierlich angeheftet, und dadurch die Dedication dieſes einzigen Kunſttempels vollzogen hatte.

Man

Man hat bis jetzt noch kein ganz vollſtändiges und authentiſches Verzeichniſs, der nicht nur aus Rom, ſondern auch aus allen übrigen Städten Italiens für das Centralmuſeum requirirten Antiken angefertigt. Selbſt der beſte der Art in der *Allgemeinen Zeitung* 1800. N. 235. S. 985 ff. iſt äuſserſt unvollſtändig. Misgriffe und falſche Vermuthungen (wie z. B. ſelbſt der achtungswürdige Kunſtkenner in den *Propyläen* Th. III, St. I. S. 158. dadurch verſchuldete, daſs er dem Gerücht glaubte, die capitoliniſche Venus wäre wirklich in Rom zurück geblieben) werden daher ſo lange unvermeidlich ſeyn, bis die ganze Gallerie des Centralmuſeums geordnet, und ihr Verzeichniſs öffentlich bekannt gemacht ſeyn wird. Zur Hälfte iſt dieſes ſchon geſchehn, und man kann daher mit Recht vorausſetzen, daſs eine an Ort und Stelle ſelbſt aufgenommene Ichnographie der nun geöffneten Säle, die wir hier den Leſern der A. L. Z. ſo früh, als ſie uns aus Paris geſandt werden konnte, im Kupferſtich mittheilen, und die von einem aufmerkſamen Beobachter dazu gegebenen Erklärungen der Numern in jedem Saale, allen, die dieſen Kunſtſchatz als das herrlichſte Vermächtniſs der Vorzeit an uns und unſere Nachkommen zu betrachten, und das wirklich Herzerhebende, das in der Aufſchrift liegt, die jedem Eintretenden hier ſich darſtellt: *Au nom des arts! Citoyens, conservons nos proprietés!* zu ſchätzen wiſſen, ein angenehmes Geſchenk beym Anfange des neuen Jahrhunderts, ſeyn werde. Sobald das ganze Muſeum eingerichtet ſeyn wird, ſoll auch in einer zweyten Abtheilung die Fortſetzung folgen. Wir gehen jetzt an der Hand unſers gefälligen Führers, und hören ihn ſprechen.

Seit dem 18ten iſt nun ein beträchtlicher Theil der Antiken-Gallerie im Louvre dem Publicum geöffnet, und wird es ſo in der Folge immer die drey letzten Tage in der Decade (den 8. 9 und 10ten) ſeyn. Um den hier mitgetheilten Catalog etwas mehr zu verſinnlichen, lege ich einen *Plan* der jetzt *offenen Säle* bey, den ich auf der Stelle entworfen, um die Numern einſchreiben zu können. Es wäre möglich, daſs in der Folge noch einige kleine Aenderungen in der Stellung der Statuen vorgenommen würden; wenn z. B. die gewiſs erwartete *mediceiſche Venus* hier ankommt: ſo dürfte ſie vielleicht nebſt der *capitoliniſchen Venus* und der von *Arles*, die jetzt zu beiden Seiten des *Apolls* von *Belvedere* ſtehn, eine beſondere Stelle erhalten. Wenn einſt alle Säle geöffnet ſind: ſo läſst ſich vielleicht ein Kupferſtecher auch beykommen, Anſichten zu ſtechen, ſo wie man deren einen ganzen Folioband bloſs von dem *Muſeum Pio-Clementinum* hat, obgleich dieſs nur ein unfruchtbares Spielwerk iſt.

Aus dem beygefügten Plan ſehen Sie, daſs bereits ſechs Säle dem Publicum offen ſtehen. Der vordere Theil, wo der Haupteingang hinkommt; wird noch einen vielleicht auch zwey Säle enthalten; hier ſoll der *Torſo* aufgeſtellt werden, und wahrſcheinlich kommen in dieſen Theil auch die griechiſchen Vaſen, die im Muſeum ſind, und mehrere Basreliefs, die bis jetzt noch nicht aufgeſtellt werden konnten, z. B. das Capitoliniſche, welches die 9 Muſen enthält, und vielleicht beſſer in dem Saal aufgeſtellt worden wäre, wo ſich die Muſen-Statuen befinden, wenn man dieſe durch Reliefs hätte unterbrechen wollen.

Der jetzige Eingang der Gallerie iſt unten neben der zur Gemälde-Gallerie führenden Treppe. Ich habe den Weg mit . . . . . bezeichnet. In dem Hof ſieht man unter andern die 4 coloſſaliſchen Sklaven-Statuen, die am Fuſse der Statue Ludwigs XIV. auf dem *Place des Victoires* angeſchmiedet waren, auf eben ſo vielen Piedeſtalen ſtehen, und auf unſerm Plane mit *g. g. g. g.* bezeichnet ſind. Bey *b* neben dem Eingang ſteht unter andern in einer Niſche auch die ſchöne antike Jupitersherme, die ehedem in Verſailles war.

Nun begleiten Sie mich durch die Säle. Wir gehen zugleich in den entfernteſten Saal, linker Hand, genannt:

I.

Salle des Saiſons

Weil der Plafond von *Romanelli* gemalt, die Jahrszeiten vorſtellt; in dieſem Saal ſind daher beſonders ländliche Gottheiten zuſammengeſtellt.

Nr. 50. *ruhender Faun*, mit der Nebris bekleidet, gefunden im J. 1701 bey *Civita-Lavinia* (*Lanuvium*), und auf Befehl Papſt Benedicts XIV. in das Muſeum Capitolinum gebracht. (Pentelikſcher Marmor.)

Nr. 51. *Tireur d'épines*, der bekannte *Spinarius*, oder ein junger Athlet, der den Sieg in dem Wettrennen zu Fuſs im Stadium davon getragen. Kommt aus dem Pallaſt der Conſervateurs im Capitol. Ungewiſs, wo dieſe Statue gefunden worden (Bronze).

Nr. 52. Stehender, ganz nackter, *Faun;* mit seinem Pedum scheint er ein Pantherthier schlagen zu wollen, welches ein Gefäfs zu seinen Füfsen umgeworfen hat.

Nr. 53. Aehnlicher *Faun* mit der Nebris. Beide von parischem Marmor, und wie es scheint, von demselben Meister. Beide sind sehr gut erhalten.

Nr. 54. *Venus*, die aus dem Bade steigt, mit der unächten Inschrift: Βουταλος Ετοιει, gefunden bey Salone, auf dem Weg von Rom nach Palestrina. Pius VI. kaufte sie von dem Maler *la Piccole* für das Museum Pio Clementinum. (Pentelischer Marmor.)

Nr. 55. *Flora* oder *Polyhymnia*, gefunden zu Tivoli, in der Villa Adriani. Benedict XIV. liefs sie in das Mus. Cap. bringen. (Pentelischer Marmor.)

Nr. 56. *Ceres*, in einen weiten Mantel gehüllt, trägt Aehren in der Hand, und einen Kranz auf dem Haupt.

Nr. 57. *Hygiea*, aus parischem Marmor, die Hände sind restaurirt, allein der gröfste Theil der Schlange ist antik.

Nr. 58. *Amor und Psyche*, die einander umarmen. Gruppe, die ehedem in der Sammlung des Cardinal Alexander Albani war, von wo sie auf Clemens XIV. Veranstaltung ins Mus. Capitol. kam. (Parischer Marmor.)

Nr. 59. *Ariadne*, die unter dem Namen Cleopatra bekannte schlafende Statue. Seit Papst Julius II. Zeit war sie im Belvedere des Vatican's. (Parischer Marmor.)

Nr. 60. *Cupido*, der den Bogen spannt, aus parischem Marmor; nur der rechte Arm und die Beine sind modern. Aus dem Pio - Clementinum.

Nr. 61. *Bacchantin.* Der Ergänzer hat ihr ein Gefäfs mit Trauben in die Hand (die modern ist) gegeben.

Nr. 62. *Der Genius der ewigen Ruhe*, mit übereinandergeschlagenen Beinen, wie man ihn oft auf Sarkophagen sieht.

Wir wenden uns nun zum zweyten Saal.

II.

Salle des Hommes illustres.

Bis der Haupteingang eröffnet werden kann, ist hier der Eingang der Gallerie. Links am Eingang steht ein Tisch *x*, wo die gedruckte Beschreibung verkauft wird; rechts ein anderer Tisch *y*, wo Stöcke, Regenschirme und Waffen abgelegt werden.

Acht antike Säulen von grauem Granit (gewöhnlich *Granitello* genannt) zieren diesen Saal. Sie stehen auf einer Erhöhung, die einige Fufs hoch ist. Auf dem Plane sind diese Erhöhungen, die bisweilen Brusthöhe haben, wie in mancher Fensteröffnung, durch gerade Parallelstriche angezeigt. Die durchausgehende Mauer hingegen ist schräg und meist unordentlich schraffirt. Diese Säulen kommen aus Aachen, wo sie im Schiff der Kirche den Platz zierten, wo Karls des Grofsen Grab stund.

Nr. 70. Ein griechischer Philosoph, bekannt unter dem Namen *Zeno.* Diese stehende Statue, aus griechischem Marmor (*Grechetto*) wurde im J. 1701 zu Lanuvium mit dem Faun Nr. 50. gefunden. Benedict XIV. kaufte ihn, und liefs ihn in dem Museum Capitolinum aufstellen. Der rechte Arm und die Füfse sind modern.

Nr. 71. *Demosthenes.* Sitzende Statue, die sich ehedem in der *Villa Montalto* oder *Negroni* auf dem Esquilinischen Hügel befand. Pius VI. liefs sie ins Museum Pio - Clementinum bringen.

Nr. 72. *Trajan*, als Philosoph gekleidet, mit einem Globus in der linken Hand. Der Kopf ist antik, aber angesetzt, die Hände sind restaurirt. Diese sitzende Statue befand sich ehedem in der *Villa Mattei* auf dem Mons Coelius. Clemens XIV. liefs sie ins Mus. Pio - Clem. bringen.

Nr. 73. *Sextus aus Chaeronea*, Lehrer des Marc Aurel und Oheim Plutarchs. Der antike Kopf ist angesetzt. Diese stehende Statue ist aus griechischem Marmor.

Nr. 74. *Krieger, Phocion* genannt, nach andern Ulysses, welcher mit Diomedes ausgeht, um das trojanische Lager zu erkundschaften. Diese Statue, aus Pentelischem Marmor, wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts in den Fundamenten des Pallastes *Gentili* unten am Quirinal entdeckt, wo ehedem ein Tempel des Archemorus war. Pius VI. liefs sie in das Mus. Pio - Clem. bringen. Die Füfse sind modern.

Nr. 75. *Menander.* Nr. 76. *Posidippus.* Beide sitzende Statuen aus pentelischem Marmor, wurden im XVI. Jahrhundert zu Rom auf dem Viminalischen Hügel in den Gärten des Klosters S. Lorenz in Panisperna gefunden; Sixtus V. liefs sie in der *Villa Montalto* oder *Negroni* aufstellen, von wo Pius VI. sie nach dem Museum Pio - Clementinum bringen liefs.

Nr. 77. *Minerva*, stehende Statue, aus pentelischem Marmor, welche vordem in der *Salle des antiques* im Louvre war. Kopf und Arme sind modern. Sie ist mit der doppelten Chlamys oder Diplax bekleidet, die auf der rechten Schulter befestigt ist, auf der Brust hat sie die Aegis mit Schlangen und dem Medusenhaupt.

III.

Salle des Romains.

Der von *Romanelli* gemalte Plafond dieses Saals stellt den Raub der Sabinerinnen, Mutius Scaevola und andere römische Sujets vor. Man hat hier also zusammengestellt, was auf römische Geschichte und Alterthümer Bezug zu haben schien.

Nr.

Nr. 80. *Römiſcher Redner*, bekannt unter dem Namen *Germanicus*, für den aber dieſe Figur zu alt iſt. Die Stellung des rechten Arms, die auf den linken Arm zurück geworfene Chlamys, welche vormals durch den in der linken geweſenen Caduceus wahrſcheinlich zurück gehalten worden, die Schildkröte endlich, die dem Mercur als Erfinder der Leyer gewidmet war, laſſen vermuthen, daſs hier ein römiſcher Redner unter dem Bilde des Gottes der Beredſamkeit abgebildet iſt. Auf der Schildkröte lieſt man mit ſchönen griechiſchen Charakteren, die bis jetzt noch nicht ganz correct bekannt gemachte Inſchrift:

ΚΛΕΟΜΕΝΗΣ
ΚΛΕΟΜΕΝΟΥΣ
ΑΘΗΝΑΙΟΣ
ΕΠΟΙΕΙ.

Dieſe Statue, aus pentelikſchem Marmor, kommt aus Verſailles, wohin ſie unter Ludwig XIV. gebracht worden war; vorher war ſie in Rom, in der *Villa Montalto* oder *Villa Negroni*, vordem die Gärten Sixtus V.

Nr. 81. Ein ſchöner bronzener Kopf von *Publius Cornelius Scipio* dem ältern. Dieſe ſeltene Antike kommt aus den Zimmern von Verſailles, wo Ludwig XV. ihn hatte aufſtellen laſſen; Abbé *Fauvel*, ein groſser Freund von Antiken, hatte ihm im J. 1735 ein Geſchenk damit gemacht. Dieſs ſieht man aus einer Inſchrift hinten auf dem Hals. Das Weiſse im Auge iſt aus Silber incruſtirt. (Dieſe Nummer fehlte noch bey der Eröffnung des Saals.)

Nr. 82. Sogenannte *Ceres*, aus pariſchem Marmor; wahrſcheinlicher eine *Clio*, die eine Rolle hielt, und welcher der Ergänzer einen Büſchel Aehren gab. Clemens XIV. lieſs ſie aus der *Villa Mattei* nach dem Vatican bringen.

Nr. 83. *Cicero.*

Nr. 84. Sogenannter *Mars.* Stehende Statue aus pentelikſchem Marmor, nackt bis auf den halben Leib, der Unterleib iſt, wie die heroiſchen und kaiſerlichen Figuren, drapirt. Als man ſie reſtaurirte, gab man ihr den Charakter eines Mars, indem man ihr einen behelmten, antiken Kopf aufſetzte, und ein Schwerd in die rechte Hand gab. Auf dem Block, an den die Statue gelehnt iſt, lieſt man:

ΗΡ . . . . . ΙΔΗΣ (ΗΡΑΚΛΕΙΔΗΣ)
ΑΓΑΣΙΟ ΤΕΦΕΣΙΟΣ
ΚΑΙ ΑΡΜΑΤΙΟΣ
ΕΠΟΙΟΥΝ.

Dieſe Inſchrift, die ein wenig verwiſcht, aber doch nicht undeutlich iſt, blieb bis jetzt unbemerkt. *Agaſias*, der Vater *Heraclids*, eines der zwey Bildner dieſer Statue, mag vielleicht derſelbe ſeyn, der die bekannte Statue verfertigt hat, die unter dem Namen des *kampfenden Gladiators* bekannt iſt.

Nr. 85. Zwey römiſche Portrait - Büſten, von einigen Grabmal, aus Alexander Sever's Zeiten, wie der Kopfputz des Weibes zeigt, gewöhnlich und fälſchlich *Cato* und *Porcia* genannt. Ehedem waren ſie in der *Villa Mattei;* Clemens kaufte ſie für das Muſeum des Vatican.

Nr. 86. *Lucius Caninius* ſtehende Statue, aus pariſchem Marmor, mit der Toga; aus der römiſchen, mit Abbreviaturen vermiſchten, Inſchrift auf dem Fuſsgeſtell (L. CANIO. AFRICE. PROCVRI. IIII.), ſieht man, daſs dieſer *Luc. Caninius* Statthalter der Provinz Afrika war. Dieſe Statue war ehedem in Fontainebleau; die Hände ſind modern, der Kopf antik, aber angeſetzt, die Form des Barts, die Geſtalt der Buchſtaben und die Incorrectheit der Inſchrift, ſcheinen auf die Zeit der Antonine zu deuten.

Nr. 87. *Büſte des Marcus Junius Brutus* aus pentelikſchem Marmor, kommt aus dem Muſeum Capitolinum, (fehlte in der erſten Expoſition) und muſs nicht mit der Bronze aus dem Pallaſt der Conſervatoren verwechſelt werden.

Nr. 88. *Urania*, kleine ſitzende Statue aus pariſchem Marmor, fehr fein gearbeitet, welche im J. 1774 bey Tivoli, an dem Ort, welcher *la Pianella di Caſſio* heiſst, und wo ehedem das Landhaus des Caſſius ſtund, gefunden worden. Da ſie weder Kopf noch Arme hatte: ſo reſtaurirte man ſie zu einer Urania, da dieſe Muſe eine von den beiden war, die man in den dortigen Excavationen nicht fand. Die dicken Sohlen ihrer Beſchuhung könnte ſie für eine Melpomene halten laſſen. Der Kopf, obgleich angeſetzt, iſt indeſs auch antik, aus pentelikſchem Marmor, und gehörte immer einer Muſe zu; auf der Stirne hat er zwey Sirenenfedern.

Nr. 89. *Lucius Junius Brutus*, der ältere. Bronzene Büſte aus dem Capitolium.

Nr. 90. *Römer als Opferprieſter* mit verhülltem Kopfe. Dieſe Statue war zu Venedig im Pallaſt *Giuſtiniani;* ein Engländer kaufte ſie und brachte ſie nach Rom, um ſie reſtauriren zu laſſen; hier kaufte ſie Clemens XIV. und lieſs ſie in dem Vatican aufſtellen. Der Kopf iſt antik, aber angeſetzt, die Hände ſind modern.

Nr. 91. *Auguſt.* Dieſe Statue war ebenfalls in Venedig, wo ſie (wie jetzt im Muſeum) der vorigen als Pendant diente; ſie iſt aus pentelikſchem Marmor, und wurde bey *Velletri*, in Auguſts Vaterlande, gefunden.

Nr. 92. *Iſis - Prieſterin*, die das Gefäſs mit dem geheiligten Waſſer trägt, welches mit ihrem Schleyer bedeckt iſt. Sie iſt von pariſchem Marmor, wurde in der *Villa d'Eſte* zu *Tivoli* gefunden, und auf Benedikts XIV. Befehl ins Muſeum Capitolinum gebracht. Der antike Kopf iſt angeſetzt.

Nr. 93. *Römiſche Matrone*, im Coſtum der Göttin *Pudicitia;* der Kopf iſt ein Portrait, und nach dem Haarputz ſcheint die Statue an das Ende des zweyten Jahrhunderts zu gehören. Dieſe Statue aus griechiſchem Marmor wurde in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts zu *Bengazi*, in dem Golph von Sydra, gegen Oſten von Tripoli gefunden und nach Frankreich gebracht, wo ſie in der Verſailler Gallerie aufgeſtellt wurde. Unter den Antiken, die man kennt, iſt dieſs eine von denen, die am beſten conſervirt ſind. Die Draperie iſt ſehr geſchmackvoll und fein gearbeitet.

Nr. 94. Der ſogenannte *ſterbende Gladiator*, ehedem in der Villa Ludoviſi, und unter Clemens XII. nach dem Capitol gebracht.

Nr. 95. Römiſche Matrone, aus welcher *Girardon*, der ſie reſtaurirte, eine Veſtalin machte, durch den Altar, den er neben ſie ſtellte, und den modernen Kopf. Dieſe Statue aus pariſchem Marmor befand ſich ehedem in der Verſailler Gallerie, und iſt auch, ſo wie die meiſten vorhergehenden, in den *Statues de Verſailles* abgebildet.

Nr. 96. *Melpomene.* Die Draperie dieſer Statue aus pariſchem Marmor iſt wegen der doppelten, einer kurzen ohne Aermel, und einer langen Tunica, merkwürdig. Die Hände ſind modern, ſie hält die Maske und die Rolle.

Nr. 97. *Antinous*, des kapitoliniſchen Muſeums, ehedem in der Sammlung des Kardinal Alexander Albani.

IV.

Salle de Laocoon.

Die 4 Säulen (mit □ bezeichnet) aus *Verde Antico* oder grünem antikem Marmor, den die Alten aus der Gegend von Theſſalonich bezogen, welche dieſen Saal zieren, kommen aus der Kirche von *Montmorency* von Mauſoleum des Connetable *Anne de Montmorency;* jede iſt 3½ Mètres hoch, und hat 43 Centimètres im Durchmeſſer.

Nr. 100. *Jaſon* in dem Moment, wo er, um zu Pelias Feſt zu kommen, durch den Anauros gewadet iſt, und ſeine Sandeln an den rechten Fuſs legt; voll Verwunderung dreht er den Kopf auf die Seite, um Juno, die er als altes Weib durch den Strom getragen, und die jetzt wieder als Göttin erſcheint, anzuſehen. Da man dieſe Statue ehedem für einen *Cincinnatus* ausgab: ſo brachte der Reſtaurator eine Pflugſchaar an. Dieſe Statue, aus pentelikſchem Marmor, ſtand lange Zeit in den Appartemens von Verſailles, wohin ſie aus der *Villa Montalto* oder *Negroni* aus Rom gekommen war.

Nr. 101. *Büſte* des Kaiſers *Lucius Verus* mit dem Paludamentum, aus luneſiſchem (oder cararíſchem) Marmor; ſie kommt aus dem Pallaſt des Herzogs von Modena. (Sie fehlte noch bey der erſten Expoſition.)

Nr. 102. Wohlerhaltene *Büſte* des *Commodus* aus pentelikſchem Marmor; ſie kommt auch aus dem herzoglichen Pallaſt zu Modena. (Bey der erſten Expoſition fehlte ſie gleichfalls.)

Nr. 103. Die *Tragödie*, eine Herme.

Nr. 104. Die *Comödie*, eine Herme.

Dieſe beiden Pendans wurden in der Villa Adriani zu Tivoli gefunden. Pius VI. kaufte ſie dem Grafen *Fede* ab, und liefs ſie in dem Muſeo Pio - Clement. aufſtellen.

Nr. 105. Eine ſehr ſchöne, wohl erhaltene und mit den Medaillen treffend ähnliche *Antinous Büſte*, die ſchon lange in Frankreich iſt.

Nr. 106. Kopf des *Menelaus;* er gehörte zu einer Gruppe, welche die Wegtragung des Patroclus durch Menelaus vom Schlachtfeld vorſtellte. Er iſt in dem Muſ. Pio - Clementino in Kupfer geſtochen. Die Reſte der Schulter des Patroclus, die man auch dabey in der Villa Adriani fand, blieben zu Rom. Sie ſind auch in demſelben Werke in Kupfer geſtochen. (W. Tiſchbein hat ihn nebſt den andern Köpfen des vorgeblichen Homeriſchen Helden auf der 5ten Tafel des *erſten* Hefts ſeines Homers abgebildet.)

Nr. 107. *Adonis* aus dem vaticaniſchen Muſeum. Andere nennen ihn *Ceres.*

Nr. 108. *Laocoon.* *Göthens* ſinnreicher Aufſatz in den Propyläen iſt ins Franzöſiſche überſetzt, wo ihn neuerlich auch *Visconti* geleſen hat. Doch ſcheint dieſer über den einzig möglichen Moment der Darſtellung anderer Meynung. Die Reſte der beiden Kinnladen vom Kopfe der Schlange, die jetzt falſch reſtaurirt iſt, worauf Göthe in ſeinem Aufſatz (Propyläen I, 1. S. 9.) aufmerkſam macht, möchten jetzt ſehr ſchwer zu finden ſeyn.

Nr. 109. Ein *Diskobolos* in ruhiger Stellung; aus dem Muſeum Pio - Clementinum bekannt, gefunden auf der Appiſchen Straſse an dem ſogenannten *Columbarium* der Livia, drey franzöſiſche Meilen von Rom.

Nr. 110. *Büſte* der *Sonne*, aus pentelikſchem Marmor, ehedem in dem Capitoliſchen Muſeum, und gemeiniglich Alexander benannt.

Nr. 111. *Amazonenſtatue* aus pariſchem Marmor, welche Clemens XIV. aus der *Villa Mattei* wo ſie 200 Jahre lang geſtanden hatte, in das Muſeum Pio - Clementinum bringen liefs. Auf dem Bilderfuſs (Plinthe) lieſst man *Translata de Schola Medicorum.*

Nr. 112. *Bacchus*, bekannt unter dem Namen der *Kapitoliniſchen Ariadne.* Ein ſchöner Kopf von pentelikſchem Marmor, aus dem Muſeum Capitolinum,

Nr. 113. *Seegott*, Ocean genannt. Coloſſaliſche Herme aus pariſchem Marmor, die vor etwa 30 Jahren bey *Puzzuoli*, in dem neapolitaniſchen Buſen gefunden wurde; der engliſche Maler *Gavin Hamilton*, der ſie gekauft hatte, trat ſie an Clemens XIV. für das Vaticaniſche Muſeum ab.

Nr. 114. *Bacchus*, kleine Statue aus pentelikſchem Marmor; mit reſtaurirten Armen und Beinen.

Nr. 115. *Mithrapriester*, unter dem Namen *Paris* bekannt, weil der Reſtaurirer ihm einen Apfel in die Hand gegeben. Niedliche kleine Statue aus pentelikſchem Marmor, in einer Grotte bey der Tiber A. 1785, fünf Meilen von Rom gefunden, und in dem Vaticaniſchen oder Pio-Clementiniſchen Muſeum aufgeſtellt. Dieſe Statue zieht die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer ungemein ſtark auf ſich. Daher iſt der Durchgang aus der *Salle du Laocoon* in die *Salle de l'Apollon*, wo dieſelbe ſteht, immer ſtark mit Menſchen angefüllt, ſo bald es in der Gallerie etwas lebhaft zu werden anfängt, weil immer einige da ſind, welche die Statue mit hoher Bewunderung betrachten.

Nr. 116. *Coloſſaliſche Jupitersbüſte* aus Luneſiſchem oder Cararikſchem Marmor, gefunden in den Ruinen zu *Otricoli*, und von Pius VI. in das Vaticaniſche Muſeum verſetzt.

Nr. 117. *Minervakopf*, aus pentelikſchem Marmor. War lange Zeit in der Engelsburg, von wo Pius VI. ihn in das Vaticaniſche Muſeum bringen lieſs.

Nr. 118. Meleager aus dem Muſeum Pio-Clementinum.

Nr. 119. Aeskulapsbüſte aus pentelikſchem Marmor.

Nr. 120. Der Diskobol aus dem Vaticaniſchen Muſeum, in der *Villa Adriani* zu Tivoli gefunden.

V.

Salle d'Apollon.

Dieſer Saal iſt mit vier ſchönen Säulen von orientaliſchem rothem Granit geziert (*f. f. f. f.*): jede Säule iſt 4. Metres und 1. Decimètre hoch, und hat 43. Centimètres im Durchmeſſer. Die beiden, welche neben der Niſche Apolls ſtehen, kommen aus der Kirche zu Aachen, wo das Grabmal Karls des Groſsen war. Die drey erſten Säle ſind parketirt, dieſer, der Laocoonsſaal, und der folgende, wo die Muſen ſtehen, ſind mit ſchönem und ſeltenem Marmor gepflaſtert. Der Plafond in den vorigen Sälen enthält Freskomalereyen; in dieſem iſt er weiſs, was den Saal mehr aufhellt. Die Mitte des Saals nimmt ein ſchöner groſser achteckiger Tiſch, von orientaliſchen rothem Granit, ein, der hier durch den Buchſtaben *m* bezeichnet iſt.

Nr. 125. *Merkur*, unter dem Namen des *Antinous* aus dem Belvedère (oder Mercure Lantin) bekannt.

Nr. 126. Ueber dieſer Statue iſt ein Basrelief eingemauert, welches den *Thron Saturn's* vorſtellt. Auf einem architectoniſchem Grunde, in der Mitte des Basreliefs, iſt eine Art von Thron, zum Theil mit einer Draperie bedeckt; auf dem *Suppedaneum* oder Fuſsſchemel, iſt ein Himmelsglob, mit Sternen überſäet und dem Zodiakus umgeben; links tragen zwey geflügelte Genien Saturns krummes Meſſer, oder die *Harpe*. Auf der andern Seite ſcheinen zwey andere Genien ſich um ſeinen Scepter zu ſtreiten. Dieſes Basrelief, aus pentelikſchem Marmor, befand ſich ſeit langer Zeit in dem Antikenſaal im Louvre. Italien beſitzt mehrere dergleichen Basreliefs von gleicher Gröſse und in demſelben Stil, und ſelbſt von gleichem oder ähnlichem Inhalt. Zwey ſind in dem Chor der Kirche *San Vitale* zu *Ravenna*, ſie ſtellen den Thron Neptuns vor; ein drittes ſteht in der Kirche *della Madonna de' miracoli* zu Venedig; ein Fragment von einem vierten, welches den Thron Apolls vorſtellt, iſt zu Rom in der *Villa Ludoviſi*.

Nr. 127. Eine kleine Statue aus griechiſchem Marmor, *Apollo Sauroctonos*, oder der Eidechſentödter. Er iſt ganz in der Stellung, wie der im Muſeum Pio-Clementinum, nur hat der Bildhauer, der die Statue reſtaurirte, ihm in die linke Hand ungeſchickter Weiſe eine Leyer gegeben.

Nr. 128. Eine kleine *Merkursſtatue*, aus luneſiſchen Marmor, merkwürdig wegen der mancherley Attribute, die an derſelben vereinigt ſind; ſie hat Flügel am Kopf, den Caduceus in der Hand, die Schildkröte unter dem linken Fuſs, und ſtützt ſich auf einen kleinen mit Arabesken gezierten Pilaſter, dergleichen man an den Barrieren der Gymnaſien hatte.

Nr. 129. Eine *Venus*, die aus dem Bad kommt, in der Linken das Tuch um ſich abzutrocknen hält, mit der Rechten ſich den Buſen bedeckt. Sie iſt in der Stellung der von Menophant verfertigten Venus. Neben ſich hat ſie ein viereckiges Kiſtchen, ſtatt daſs die Gnidiſche von Praxiteles, der ſie übrigens ſehr gleicht, eine Vaſe neben ſich ſtehen hat. Dieſe Statue aus griechiſchem Marmor, kommt aus der Gallerie von Verſailles. Nur der rechte Arm iſt reſtaurirt.

Nr. 130. Eine kleine *Marsſtatue* mit dem Helm und Schilde; aus luneſiſchem Marmor.

Nr. 131. Ein junger, nackter *Apoll* aus pariſchem Marmor, mit der Leyer in der Linken. Der Torſo dieſer kleinen Statue iſt von einem ſehr guten Stil. Das übrige ſtark reſtaurirt.

Nr. 132. Eine Statue, gewöhnlich *Urania* genannt, weil *Girardon*, der die ihr mangelnden

Arme und den Kopf reſtaurirte, ihr eine Sternenkrone aufſetzte, und eine Rolle in die Hand gab. Ihre Stellung, und die Bewegung ihres linken Arms, einen Flügel ihres Mantels in die Höhe zu halten, (was die mit vielem Geſchmack gearbeiteten Falten ihrer Kleidung zur Genüge zeigen) könnte auf die Vermuthung führen, daſs es eine *Spes* iſt. Dieſe Statue kommt aus der Gallerie von Verſailles.

Nr. 133. Eine gut erhaltene kleine Statue aus hartem griechiſchen Marmor, welche den *Delphiſchen Apoll* vorſtellt, auf den Dreyfuſs geſtützt, und in der Linken einen Lorbeer haltend. Die Reſtaurationen ſind nach den griechiſchen Münzen gemacht worden. Dieſe Statue ſtund ehedem in dem Schloſs von *Ecouen* bey Paris.

Nr. 134. Ein 1775 in Oſtia gefundener *Dreyfuſs* aus pentelikſchem Marmor, bisher in dem Muſeum Pio-Clementinum.

Nr. 135. Ein *Antinous* in der nämlichen Stellung, wie der Antinous aus dem Capitol, (Salle des Romains. Nr. 88.)

Nr. 136. *Iſis ſalutaris;* aus dem Muſeum Pio-Clementinum.

Nr. 137. *Minerva* im alten Stil; eine kleine Statue aus pentelikſchem Marmor, die ehedem in dem herzoglichen Pallaſt zu Modena ſtand. Der Kopf iſt angeſetzt, aber antik und in demſelben Stil gearbeitet, wie die Statue. Das merkwürdige derſelben beſteht beſonders in der groſsen, weiten Aegis, die auſser den Schultern auch einen groſsen Theil des Rückens bedeckt.

Nr. 138. Eine kleine wohlerhaltene Statue der *Minerva* aus luneeſiſchem Marmor, mit merkwürdigen Attributen. Zu ihren Füſsen iſt die Schlange, die oft unſichtbare Wächterin ihres Tempels zu Athen; ihren Schild ſtützt ſie auf einen geflügelten Rieſen, mit Schlangenfüſsen; er hält noch als Waffe einen Baumſtamm; wahrſcheinlich der Rieſe Pallas oder Enceladus.

Nr. 139. *Mars Victor*, eine Statue aus pentelikſchem Marmor, welchem der Reſtaurator eine Weltkugel und einen Scepter in die Hände gab, weil er glaubte, es ſey ein römiſcher Kaiſer.

Nr. 140. Eine kleine in Attika gefundene *Melpomene*, aus pariſchem Marmor.

Nr. 141. Eine kleine Statue der *Juno*, aus pentelikſchem Marmor, mit geſchmackvoll gearbeiteter Draperie, und reſtaurirten Armen.

Nr. 142. Die *Kapitolinikſche Venus*.

Nr. 143. Ueber derſelben iſt ein ſchönes Basrelief eingemauert, welches ein Suovetauril vorſtellt, und ehedem in dem Veſtibulum der St. Marcus-Bibliothek in Venedig ſich befand. *Antonio Lafreri* gab 1553 einen Kupferſtich davon. Damals ſcheint es im St. Marcus-Pallaſt zu Rom geweſen zu ſeyn.

Nr. 145. Der Apoll von Belvedere. Zwiſchen der Plinthe und dem Piedeſtal, wurde am 16ten Brumaire, (zwey Tage vor Eröffnung der Gallerie) als Conſul Bonaparte dieſelbe beſuchte, eine Bronzene Tafel mit folgender Inſchrift befeſtigt:

La Statue d'Apollon, qui s'élève ſur ce piédeſtal
trouvée à Antium ſur la fin du XVe Siècle,
placée au Vatican par Jules II, au commencement du XVIe.
Conquiſe l'An V de la République par l'armée d'Italie,
ſous les Ordres du Général Bonaparte,
a été fixée ici le 21 Germinal an VIII,
première année de ſon Conſulat.

Auf der Rückſeite ſtund:

Bonaparte, Ier Conſul.
Cambacerès, IIe Conſul.
Lebrun, IIIe Conſul.
Lucien-Bonaparte, Miniſtre de l'Interieur.

Das Piedeſtal vom Apoll ſteht auf einem 2 Stufen hohen *Perron*, ſo daſs die Statue über die andern neben ihr ſtehenden erhaben iſt, und ſchon von der Salle du Laocoon aus über die immer vor ihr verſammelte Menge hin geſehen wird. Eben ſo wird einſt Laocoon gleich beym Eintritt in die Augen fallen, wenn erſt das groſse Thor und der erſte Saal fertig ſeyn wird. Vorn neben den Stufen des Perron ſtehen:

Nr. 144. Zwey Sphinxe aus rothem orientaliſchen Granit; beide kommen aus dem Pio Clementiniſchen Muſeum. Der Perron ſelbſt iſt mit dem koſtbarſten Marmor gepflaſtert. In der Mitte ſind ſechs Tafeln von antiker Moſaik eingeſetzt, welche auſser verſchiedenen Zierrathen Thiere vorſtellen, die von Vögeln gezogen werden.

Nr. 146. *Venus von Arles*, welche in dieſer Stadt im J. 1651 gefunden, und bisher in der Gallerie von Verſailles aufbewahrt wurde. Aus hartem etwas aſchfarbigem griechiſchen Marmor. Bekanntlich gab ihr *Girardon* bey der Reſtauration einen Spiegel in die Linke, und den Apfel in die Rechte. Der capitoliniſchen *Venus* ſo ſehr nahe, wird dieſe etwas in Schatten geſtellt. Vielleicht wäre es noch angenehmer, wenn zu beiden Seiten des Apoll gar keine Statue ſtünde.

Nr. 147. Ueber dieſer Venus iſt ein Basrelief eingemauert, welches eine Conclamation vorſtellt. Es iſt aus luneeſiſchen Marmor, und ſtand ſeit langen Zeiten in dem Antiken-Saal des Louvre. *Maffei* und *Dom Martin* ſahen es dort und gaben Zeichnung und Beſchreibung davon. Es ſcheint indeſſen blos eine Nachahmung eines antiken Kunſtwerks zu ſeyn, und iſt wahrſcheinlich erſt zu Anfang des XVIten Jahrhunderts verfertigt worden.

Nr. 148. Der indiſche Bacchus, mit der griechiſchen Inſchrift *Sardanapalus;* aus dem Muſeum Pio-

Pio-Clementinum. *Mongez*, Mitglied des Nationalinſtituts, hat in einer Vorleſung, die nun auch in der *Decade philoſophique* Van IX. n. 5. S. 265. abgedruckt ſteht, zur groſsen Verwunderung von Visconti zu beweiſen geſucht, daſs dieſs Bild (von ſchönem griechiſchen Stil!) eine Portraitſtatue des *Elegabalus* ſey, der, wie Herodian ſagt, dem ſchönen Bilde des Bacchus ähnlich ſah.

Nr. 149. *Hercules*, der den kleinen Telephus auf den Armen trägt, oder der ſogenannte *Hercules Commodus*, aus dem Belvedere.

Nr. 150. *Apoll*, aus hartem griechiſchen Marmor, der ehedem in den Gärten von Verſailles bey dem *Bosquet de la Colonnade* ſtand. Er hat die Stellung des von Lucian beſchriebenen lyciſchen Apolls; der rechte Arm liegt auf dem Kopf, und in der linken, die er auf einen von einer Schlange umwundenen Baumſtamm ſtützt, hielt er wahrſcheinlich den Bogen. Dieſe Stellung machte, daſs man ihn zu Verſailles immer für einen Bacchus anſah. Wenn einſt Friede mehr Aufwand zu machen erlauben wird, wird auch in dieſer Gallerie durch geſchickte Reſtaurationen unter Visconti's Aufſicht, manches zu thun ſeyn.

Nr. 151. Der in der *Villa Adriani* ausgegrabne ägyptiſche *Antinous*, aus pentelliſchem Marmor, der ehedem in dem Muſeum Capitolinum ſtund.

Nr. 152. *Bacchus*, in der Stellung der Ruhe mit der Nebris bekleidet. Eine trefflich gearbeitete und wohl erhaltene Statue, ehedem in der Verſailler-Gallerie. *Mellan* lieferte einen Kupferſtich von derſelben.

Nr. 153. Eine ſchöne coloſſaliſche *Serapis-Büſte*, aus dem vaticaniſchen Muſeum.

Nr. 154. Ein *Merkur*, aus pentelliſchem Marmor, ganz in der Stellung des Vaticaniſchen (Nr. 125.). Dieſer war noch durch einige Attribute deutlicher charakteriſirt. In dem Kopf z. B. hatte er zwey Löcher, wo offenbar die Flügel eingeſetzt waren, und ein Theil des Caduceus iſt auch alt.

Nr. 155. Die *capitoliniſche Juno*, nach andern eine *Melpomene*. Aus dem Muſeum Capitolinum.

Nr. 156. Eine der ſchönſten bekannten *Bacchusſtatuen*, aus hartem griechiſchen Marmor. Er iſt ganz nackt, und ſtützt den linken Arm nachläſsig auf einen Baumſtamm. Der vollkommen conſervirte Kopf, deſſen langlockigtes Haar auf die Bruſt herabflieſst, iſt mit Epheu und einer bacchiſchen Binde umgeben.

Nr. 157. Ueber dieſem Bacchus iſt ein Basrelief eingemauert, welches nach einem in der *Villa Borgheſe* befindlichen modelirt iſt, und fünf Mädchen vorſtellt, die ſich bey der Hand halten und um einen Tempel tanzen.

VI.

Salle des Muſes.

Nr. 163. *Bacchuskopf.*

Nr. 166. Eine *Säule aus orientaliſchem Granit*, etwas dunkelgrau und grün, mit leichter roſenfarbiger Schattirung und weiſsen Flecken; Kapital und Baſe ſind von vergoldetem Bronze und reich verziert.

Nr. 167. Ein ſogenannter *Hippocrateskopf* aus pentelliſchem Marmor.

Nr. 168. *Calliope*, aus dem Muſeum Pio-Clementinum.

Nr. 169. *Apollo Muſageta*, ebendaher.

Nr. 170. *Clio*, ebendaher.

Nr. 171. *Melpomene*, ebendaher.

Nr. 172. Eine *Herme* aus pentelliſchem Marmor, mit einem Socrateskopf, die im VIten Bd. des Muſeum Pio Clementinum geſtochen und beſchrieben iſt.

Nr. 173. *Polymnia*, aus demſelben Muſeum.

Nr. 174. *Kopf eines indiſchen bärtigen Bacchus*, lange für *Plato* gehalten.

Nr. 175. Die *Homers-Büſte*, aus dem Kapitoliniſchen Muſeum.

Nr. 176. *Erato.*

Nr. 178. *Euterpe.*

Nr. 179. *Terpſichore.*

Nr. 180. *Urania.*

Nr. 181. *Thalia*, alle 5 aus dem Muſeum Pio-Clementinum.

Nr. 177. Eine *Euripides Herme*, aus pentelliſchem Marmor, ſtand ehedem in der Academie von Mantua, ſo wie:

Nr. 184. Der ſogenannte *Virgilskopf.*

Nr. 182. Noch ein *Socrateskopf.*

Nr. 183. Eine ſehr ſchöne Säule aus africaniſchem Marmor.

So weit die in den 6 geöffneten Sälen jetzt aufgeſtellten Antiken. Der Haupteingang wird, wenn alles vollendet ſeyn wird, vorn neben dem Platz des Louvre in den Saal angebracht werden, der jetzt ſchon auf dem Plane durch den *Saal des Torſo* bezeichnet iſt. Darneben wird die Fortſetzung der Gallerie ſtatt finden. Ob dazu noch mehrere Säle beſtimmt werden dürften, iſt bis jetzt noch nicht entſchieden, aber ſehr wahrſcheinlich, beſonders wenn alle vorhandene Reliefs und kleinern Antiken, die zum Theil jetzt in den obern Sälen der Gemäldegallerie ſehr unpaſſend aufgeſtellt, zum Theil aber auch in der Nationalbibliothek befindlich ſind, noch mit dem Central-Muſeum verbunden werden ſollten.

Noch verdient bemerkt zu werden, daſs die Fenſtervertiefungen in einigen ſchon fertigen Sälen (z. B. in dem des Apollo) bis auf die Bruſthöhe aufgemauert, und

und daher auch auf unſerm Plane mit parallelſchraffirten Linien bezeichnet ſind. Die Säle ſind im Winter durch Röhren, oder ſogenannte *Tuyaux de chaleur*, ſehr gut erwärmt. In dem Veſtibule, durch welchen man jetzt in den innern Hof gelangt, ſind moderne Bronzen aufgeſtellt, die auf dem Plane durch *cccc* ausgedrückt ſind. Im Saale *des Hommes illuſtres* ſtehen Säulen auf einer bruſthohen Mauer *bb*, wodurch die Säle von einander getrennt werden.

Der Zulauf der gaffenden Zuſchauer war natürlich in den erſten drey Decaden aufſerordentlich grofs und für den eigentlichen Liebhaber etwas läſtig. Allein dieſe Flut der Neugierde wird bald verronnen ſeyn, und dann wird nichts über den ſtillen Genufs dieſer Beſchauung gehn. Die Beleuchtung iſt im Ganzen vortrefflich; die Aufſtellung in den ſehr hohen Sälen ſo viel es nur immer das Local geſtattet, aus dem richtigſten Geſichtspunkt gefafst. Beſonders mufs die herrliche Gruppe des Laocoon, vorn vom Haupteingang geſehn, künftig eine noch erhabnere Wirkung thun, als ſie ſchon jetzt der vaticaniſche Apoll, vom Laocoons-Saal aus geſehn, hervorbringt. Hoffentlich wird durch dieſe geſchmackvolle Aufſtellung der Antiken, und die dadurch ſo laut ausgeſprochene Anerkennung ihres hohen Werths der wilden Zerſtörungsſucht in einigen mittäglichen Gegenden Frankreichs, worüber der wackere *Gady* noch neuerlich im *Magazin Encyclopedique* (*Vendemiaire, l'an* 9. Nr. 10. S. 249. ff.) ſo gerechte Klagen führt, kräftiger, als durch jede andere Vorkehrung, Einhalt geſchehn.

Dafs die Bildhauer der *neuen* franzöſiſchen Schule nicht unwerth ſind, die erhabenſten Vorbilder des Alterthums täglich vor Augen zu haben, wird ſich vielleicht bald durch mehrere Inſtanzen beweiſen laſſen. Den erſten Beweis lieferte der verdienſtvolle Bildhauer *Moille* durch ein Basrelief von $4\frac{1}{2}$ Fufs, welches über der Thüre, die jetzt zur Antikengalerie führt, erſt vor einigen Tagen eingeſetzt worden iſt. Es ſtellt die Minerva als Schutzgöttin der Wiſſenſchaften und Künſte, die Lyra in der einen, die Lorbeerkrone in der andern Hand haltend, vor. Man iſt allgemein mit der reinen Zeichnung und Ausführung dieſer Figur zufrieden, und findet ſie ihrer Beſtimmung vollkommen würdig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Göthe's neue Schriften. Dritter Band.* 364 S. *Vierter Band.* 394 S. *Fünfter Band.* 371 S. *Sechster Band.* 507 S. 8. 1795 u. f.

Auch unter dem Titel:

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman, herausgegeben von *Göthe. Erster bis vierter Band.*

Ebendaselbst: *Göthe's neue Schriften. Siebenter Band.* Mit Kupfern. 1800. 380 S. 8.

Bey einer Recension eines Werks, wie *Wilhelm Meister*, welche eben jetzt, weder früher noch später, erscheint, findet sich der Kritiker nothwendiger Weise in einiger Verlegenheit. Er hat den Beruf *nicht mehr*, es bey dem Publicum einzuführen, und doch ist er *noch nicht* da, wo er versuchen könnte, Organ einer spätern Nachwelt zu seyn; ihn stört in der Stimmung, welche zu einem solchen Versuch erfoderlich wäre, die mit seinen eigenen Gedanken über das Werk verwebte Kenntniss und Beurtheilung dessen, was seine Mitwelt davon denkt.

Ein Standpunkt wird ihm jedoch eben dadurch angewiesen, der seinen grossen Werth hat. Er betrachtet an einem so ausgezeichneten Werke die Eindrücke, welche dasselbe seit seiner Erscheinung gemacht hat, und dieses lehrt ihn, welchen Gewinn Geschmack und Kunst bereits davon gezogen haben mögen, und welchen sie noch davon ziehen werden. Sollte auch die Summe von jenem nicht rein heraus zu bringen seyn: so ist dafür dieser um so schneller zu berechnen. Jedes Product von classischem Charakter wirkt durch sein blosses Daseyn endlich alles, was es wirken kann und soll; denn es muss in die Bildung derer eingreifen, welche künftig vorzügliche Werke hervorbringen werden: so wie die vorzüglichen Werke, welche vorher da waren, in die Bildung des Urhebers von jenem Product eingegriffen haben. Diess ist es, was einem classischen Werke auf keine Weise, und durch kein Unwesen, zu welchem dasselbe Anlass geben mag, entrissen werden kann. Mögen wir immer über die Franzosen lachen, die ihren *Racine* durch den Beynamen des *Zärtlichen* am meisten zu ehren glauben, während wir in allem, was Zärtlichkeit bey ihm ausdrücken soll, vor conventionellem Aufputz keine Spur von dramatischer Wahrheit erkennen — mögen die englischen Commentatoren *Shakspeare's* mit noch so geistloser Pedanterie ihren Text bearbeitet haben — mögen Leute, die

gern Secte machen wollen, in Einem Athem und mit gleichem Tone *Cervantes* und *Jacob Böhme* herausstreichen — mag einer von ihnen verkünden, dass *Göthe's* „rein poetische Poesie die wahre Poesie der Poesie, dass Wilhelm Meister eine von den drey grossen Tendenzen des Zeitalters" sey: *Shakspeare, Cervantes, Racine, Göthe*, werden, trotz allem, was über sie deraisonnirt werden mag, trotz aller einseitigen Urtheile, welche Verbindung oder Nationalbeschränktheit, oder Mangel an Kunstsinn wider sie fällen mögen, ja selbst ihren lächerlichsten Enthusiasten zum Trotz, ewig Muster und Vorbilder in der Kunst bleiben, ewig denen, welche in der Natur die Kunst zu finden streben, den Schlüssel reichen, der diese in jener verschliesst.

Wilhelm Meisters Lehrjahre existiren nur seit wenigen Jahren, und schon ist die Zeit *vorbey*, wo mehrere warme Bewunderer dieses Romans sich es zur Angelegenheit machten, ausführliche Lobreden auf denselben zu schreiben, wo andere Aergerniss daran nahmen, und nicht weniger geschäftig waren, aus wirklichen, oder ihnen so dünkenden Fehlern des Werks zu beweisen, dass *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, wenn gleich manches darin recht schön wäre, doch nicht *bewundert* werden dürften. Was die einen und die andern schrieben, ist bereits vergessen — und zugleich *scheinen* auch *Wilh. Meisters Lehrjahre* fast vergessen. Beides musste so kommen, und musste früher erfolgen, als in andern, sonst ähnlichen Fällen. Man konnte eine gute Weile fortfahren, in Kraftromanen den *Werther*, in altdeutsch - Shakspearischen Schauspielen, den *Götz v. Berlichingen*, nachzuäffen: es musste also lange währen, ehe *Götz v. Berlichingen* und *Werther* dem Getümmel ihres Erdenlebens entrückt, und in den stillen Tempel der Unsterblichkeit eingeführt wurden. Aber in der Manier des *Wilh. Meister* schreiben und darstellen zu wollen, das liess man gleich anfangs aus guten Gründen bleiben, und jene Polemik war keine rechte Nahrung für die Mode.

Unwichtig war indessen der Streit keineswegs, und wenn es gleich sehr die Frage seyn möchte, ob die streitenden Partheyen Lust haben werden, den Vergleich zu unterschreiben, den wir hier zu entwerfen versuchen wollen: so kann ein solcher doch immer noch anderweitigen Nutzen haben.

Der Charakter der Vortrefflichkeit, welchen die Gegner dieses Romans ihm zwar dem Worte nach lieber absprechen möchten, aber in der That doch zugestehen, liegt unstreitig ganz besonders in der *Dar-*

ſtellung. Dieſe iſt durchgängig ſo beſchaffen, daſs ſie in ihrer Vollkommenheit auch die Situationen und die Charaktere in ſich ſchlieſst, ohne daſs man an jenen die verſtändige Anlage, noch an dieſen die abſichtliche Entwerfung und Ausführung, oder was ſonſt an Situationen und Charakteren guter Romane hervorſtechend lobenswürdig zu ſeyn pflegt, jemals ſonderlich bemerken oder rühmen könnte.

Freylich iſt es eben Darſtellung, was den *Dichter* macht, während jeder andere Vorzug dem *guten Kopf* natürlich ſeyn, oder von ihm erlangt werden kann. Allein unter allen Kunſtgattungen iſt gerade der *Roman* diejenige, an welcher das *Poetiſche*, wenn es fehlt, am wenigſten vermiſst wird, und wenn es vorhanden iſt, am überflüſsigſten zu ſeyn ſcheint. Hierin liegt der tiefſte und hauptſächlichſte Grund einer allgemeinen Unbehaglichkeit, welche bey einem groſsen Theil des Publicums mit dem Genuſs des *Wilh. Meiſters* verbunden geweſen iſt. Eine Schule von Kunſtrichtern hat dieſe Unbehaglichkeit, die ſie redlich ſelbſt empfand, in kritiſchem Tadel auszudrücken geſucht, aber mit dem geringen Erfolg, den eine bloſs ſubjective Beurtheilung haben muſste. Andere erblickten, was wirklich da war: Erſcheinungen, aus der Fülle eines unendlichen Kunſtreichthums hervorgebracht, von höchſt mannichfaltigem Intereſſe durch ihren Urſprung aus der Wirklichkeit, die aber nicht wie Wirklichkeit ſelbſt, und in der That noch weniger wie unmittelbare Abbildung der Wirklichkeit, zu beurtheilen waren.

Die beſten Romane haben auch die gebildetern Leſer an Porträtmalerey gewöhnt. *Göthe* hatte freylich ſeine Originale, wie *Richardſon*, wie *Fielding*, wie jeder andere mit Recht bewunderte Romanendichter; aber in dem Uebergang vom Anſchauen zur Darſtellung war die Menſchenkenntniſs, der Beobachtungsgeiſt, und jede andere Eigenſchaft, welche jene Schriftſteller auszeichnet, bey ihm der Phantaſie, dem poetiſchen Genie untergeordnet. Wir ſagen *untergeordnet*; denn daſs *Wilh. Meiſter* einen Schatz der tiefſten Menſchenkenntniſs und der feinſten Beobachtung enthält, möchten wohl ſeine entſchiedenſten Gegner ſelbſt nicht leugnen: nur vermiſſen dieſe die Stellung, die Miſchung, die Beziehung, welche eine ſolche Menſchenkenntniſs und Beobachtungsgabe ſonſt im Roman zu haben pflegt, und die hier dem poetiſchen Werthe aufgeopfert ſind.

Wo dagegen dieſer Werth lebhaft empfunden wird, da füllt die unnachahmliche Darſtellung jede Lücke in der Wahrſcheinlichkeit des Romans aus, unterwirft unbedingt jeder Willkür des Verfaſſers, verhüllt jeden Fehler, und ſchafft ſogar die Fehler zu eigenthümlichen Schönheiten um. Sie regt Ideen von Zuſammenhang und Bedeutung auf, von denen nicht beſtimmt werden kann, ob ſie in das Werk *hineingelegt*, oder darin *erkannt* werden — gerade wie die Natur ſelbſt, als Gegenſtand des Gefühls und Verſtands: ſie, die volle, lebendige Natur, iſt darum keineswegs todt und leer. Aber jene Behandlung des *Wilh. Meiſters* verfällt auch in den Fehler, endlich bloſs ſubjectiv zu ſeyn, und es hat hier myſtiſchen Unfug, Commentatorsmisbräuche gegeben, die der Kunſt nicht weniger ſchadeten, als ähnlicher Unfug und ähnliche Misbräuche der Religion geſchadet haben, die, wie jene, nützlich durch *hiſtoriſche Kritik* widerlegt werden können.

Um über *Wilh. Meiſters Lehrjahre* nicht in ſchwärmeriſche Verirrungen zu gerathen, braucht man nur eine Thatſache, die vielleicht nicht allgemein bekannt iſt, in Betracht zu ziehen. Lange vor ihrer Erſcheinung wuſsten viele Perſonen um das Daſeyn eines Werks von Göthe, das dieſen Titel führte, und ſeit vielen Jahren, alſo von der Jugendzeit des Vfs. her, unvollendet im Manuſcript exiſtirte. Es bedarf keines hohen Grads von Kennerſchaft, um zu urtheilen, daſs jener *Wilh. Meiſter* ſehr weſentliche Aenderungen erfahren haben muſs, um die Form zu erhalten, unter welcher wir ihn jetzt beſitzen. Ein ſehr groſser Vortheil für die Kritik wäre es, wenn man auch den alten *Meiſter* kennte, wie man den alten und den neuen *Werther* kennt. Allein das Factum giebt *a priori* einen hinlänglichen allgemeinen Aufſchluſs über die häufigen Vernachläſsigungen der Handlung des Romans, über die auffallenden Ungleichheiten im Fortgang derſelben, über die lockere Verbindung zwiſchen mehrern ihrer Theile, über die Fäden, welche der Dichter angeknüpft zu haben ſchien, und die er in der Folge liegen lieſs. Dieſs alles hat arge Steine des Anſtoſses für die Gegner des *Wilh. Meiſters*, und treffliche Steckenpferde für ſeine Enthuſiaſten gegeben; ohne Zweifel aber ſind es lauter nothwendige Bedingungen, oder wenigſtens natürliche Folgen, der Ueberarbeitung und Vollendung eines jugendlichen Werks im reifern Alter. Dem Geiſte nach hat der Dichter hier die beiden äuſserſten Epochen ſeines Genius auf das Glücklichſte an einander zu knüpfen gewuſst; aber für das Materielle muſste er zuweilen ſich behelfen, zuweilen ſpielte er, im leichten Bewuſstſeyn ſeiner Ueberlegenheit, mit dem widerſpenſtigen Stoff.

Statt mit der Pedanterey zu rechten, welcher Jenes keinen Erſatz für Dieſes giebt, wird es ein fruchtbareres Geſchäft ſeyn, wenn wir dem Geheimniſs jener geiſtigen Einheit, jener ſo vielumfaſſenden Vollkommenheit der Darſtellung, welche *Wilh. Meiſters Lehrjahre* in vielen Stücken *neben*, und in einigen *über* die vorzüglichſten Kunſtwerke aller Zeitalter und Sprachen ſtellt, auf die Spur zu kommen ſuchen.

Der gewöhnliche Roman — wenigſtens wollen wir, der Kürze wegen, eine Gattung ſo nennen, in welcher ſich dennoch ſehr vorzügliche Talente hervorgethan haben — verträgt ſich mit mehreren verſchiedenen Formen, z. B. mit der epiſtolariſchen, der autobiographiſchen, ja ſelbſt der dialogiſchen, und dieſe Formen bewirken mehr oder weniger eine dramatiſche Lebendigkeit und Nähe der Gegenſtände, aber ohne das Kunſtmäſsige, welches innerhalb der Grän-

Gränzen des Drama's liegt. Man könnte die Romane in Briefen, oder in Autobiographien, erfundene Actenstücke, und ein vorzügliches Geschichtwerk eher als einen solchen Roman ein Werk der Kunst nennen. Aber für den Roman, als eine bestimmte poetische Gattung, pafst schlechterdings nur eine Form: die erzählende, und in dieser Form nur ein Ton: der Ton einer moralischen Person, in welcher die handelnden Personen existiren, und die ausserhalb derselben existirt. Der Roman, in diesem Sinne, ist bürgerliche Epopee: er unterfängt sich nicht, gleich dem eigentlichen *Heldengedicht*, das Organ einer Muse zu borgen; aber die *erzählende Person* vertritt ihm die Stelle der Muse des Heldengedichts, und hat auch ihren Theil von Göttlichkeit.

Nun bietet uns *Wilh. Meister* Form und Ton des Romans in höchster Vollkommenheit dar, und zuverlässig liegt darin das Wesen jener Vollkommenheit der Darstellung. Die *erzählende Person* ist in jeder Zeile gleichsam unsichtbar sichtbar, mit unaufgedrungener Ueberlegenheit bey Charakteren von der Art des Helden der Geschichte, auf gleicher Höhe bey den vorzüglicheren Personen, wie *Lothario*, *Natalie*, und einigen anderen, durchaus identificirt bey schlechterdings interessirenden, wie die *schöne Seele;* nur bey tragischen, wie *Mignon*, ist es allenfalls, als ob jene Person verschwände, und blofs eine zauberische Erscheinung Schrecken oder Rührung hervorbrächte, die mit dem Schrecken und der Rührung, welche die getreuen Gemälde von Situationen und Verhältnissen der wirklichen Welt in gewöhnlichen Romanen erregen, nichts als den Namen gemein haben.

Wenn der Dichter in einigen Eingängen von Kapiteln, und bey andern Ruhepunkten, sich selbst vernehmen läfst: so erinnert er weit mehr an die berühmten Gefangseingänge des *Ariosts* als an *Fieldings* Eingangskapitel, und eben so zeugen auch seine häufigen Gleichnisse von dem epischen Ton, der ihm den Vortheil gewährt, das Lächerliche durch heroischkomischen Anstrich, nicht, wie in der Burleske geschieht, zu verstärken, sondern zu mildern und zu veredeln, und eine gänzliche Abwesenheit der moralischen Beziehung, welche der gewöhnliche Roman, wenn er nicht schlechterdings abentheuerlich ist, auf eine oder die andere Weise immer hat, zu bewirken, an deren Statt aber einen Geist von höherer Weisheit durchgängig lebendig zu erhalten, der weder diesen oder jenen handelnden Personen, noch dem Individuum des Verfassers eigen ist, sondern zu *der poetischen Göttlichkeit der erzählenden Person* gehört.

An dem Helden dieses Romans haben die unpoetischen Leser und Kritiker viel Aergernifs genommen. Von den poetischen hingegen schlossen ihn einige, vielleicht durch eine psychologisch zu erklärende Verwechselung des Egoismus, ganz besonders in ihr Herz, und wollten ihm mehr Respect erwiesen wissen, als es jemals die Meynung des Dichters war. Nie wurde es *Cervantes* und *Voltaire'n* von den Lesern des *Don Quichote's* und des *Candide's* übelgenommen, dafs jener ein Narr und dieser ein Pinsel ist; eben so wenig fanden sich bis jetzt Kunstverständige, welche zu behaupten unternommen hätten, dafs *Don Quichote* im Ernst *ein weiser Junker*, und *Candide* ein besonders gescheiter Junge sey. Es wäre also unbegreiflich, wie der unnachahmliche Ton von milder Persiflage, mit welchem der Charakter des *Wilh. Meisters* durchaus behandelt ist, noch solche Mifsverständnisse zulassen konnte, wenn nicht die mit dem Edeln und Zierlichen so leicht wie mit dem Komischen, und selbst mit dem Komischen edel und zierlich umgehende Fantasie des Dichters zu diesen verschiedenen Irrthümern Anlafs gegeben hätte.

Einem Neuling von regem Gefühl und Verstand begegnet mehr Interessantes als einem andern, und was ihm begegnet, sey es Edles im Umgang mit edeln Menschen, oder Gemeines im Verkehr mit gemeinen, hat mehr Interesse als wenn es einem andern begegnete! Jenes veredelt ihn, und er veredelt dieses; immer aber ist er fast mehr *Gelegenheit* als *Held* der Handlung.

Wie *Wilh. Meister* sich selbst betrachtet und darstellt, wenn er mit der Erzählung seiner ersten kindischen Versuche in der Schauspielkunst seine Geliebte einschläfert, so wird er überhaupt vom Dichter betrachtet und dargestellt. Gerade dieser so zu behandelnde Charakter war es, welcher als Hauptperson dieses Romans dessen hauptsächlichste Tendenz, wechselsweise die Kunst als Symbol des Lebens, und das Leben als Symbol der Kunst aufzustellen, am besten befördern mufste. Der Dichter scherzt mit ihm, und läfst seine vorzüglicheren Personen mit ihm scherzen; aber sowohl er als diese Personen sind ihm doch hold, und wenn Leser, die keinen Scherz verstehen, es ihm nicht auch sind: so ist dies in der That nicht des Dichters Schuld. Die komischen Situationen, in denen er ihn erscheinen läfst, z. B. wenn er mit dem Fürsten ausführlich von *Racine's* Verdiensten zu sprechen beginnt, wenn er sich gerüstet hat, der Gräfin vorzulesen, setzen ihn nicht herab: es würde uns nicht verdriefsen, sondern wir würden lächeln, wenn wir einen jungen Freund, wenn wir selbst einen Sohn, in solchen Situationen wüfsten. Das bürgerlich Sündliche seines Herumschweifens verliert sich in dem poetischen Geist, in der auch über bürgerliche Verhältnisse leichthin schwebenden Ueberlegenheit der erzählenden Person, und wenn die Lebhaftigkeit des Interesses an dem, was ihm wiederfährt, an Personen, die sich in naher Berührung mit ihm befinden, die Aufmerksamkeit so fixirt, dafs das wellenartige Spiel seiner Launen zuweilen einen unwohlthätigen Eindruck macht: so mochte dieses doch kaum dem Dichter zum Vorwurf gereichen können. Besonders trifft jener Fall mit *Mignon* ein: konnte aber die ursprünglich dem Tode geweihte *Mignon* den jungen Menschen, welcher leicht im Leben fortschreitet, mehr aufhalten, als sie es thut?

Im

Im letzten Bande ist *Wilh. Meister* freylich mehr *Held des Romans* als in den vorigen, allein eben dieſs ist nicht das Vorzüglichſte an dieſem Werke. Ob die Ordensgeſchichten, und überhaupt der ganze Theil der Handlung, wo es auf die Entwickelung losgeht, ohngeachtet des vorzüglich reichen Aufwands von Lebensweisheit und feiner Beobachtung, der den ganzen vierten Band charakteriſirt, ob unter anderm *Lothario's* Skrupel in der Geſchichte mit *Thereſen*, ob auch der Stillſtand in der Mitte des dritten Bands, wo die *Bekenntniſſe der ſchönen Seele* eingeſchaltet ſind, ohngeachtet des unbegreiflichen pſychologiſchen Verdienſtes dieſer Epiſode — ob dieſs alles zu den Räthſeln gehört, zu denen wir oben einen allgemeinen hiſtoriſchen Aufſchluſs in der frühen Exiſtenz und der ſpätern Erſcheinung von *Wilh. Meiſters Lehrjahren* zu finden glaubten, das läſst ſich freylich überhaupt nicht geradezu entſcheiden; und am wenigſten von dieſer oder jener beſtimmten Stelle, hat aber im Ganzen vielen Anſchein.

Der Gang der erſten drittehalb Bände, von denen man annehmen kann, daſs ihnen für die Anlage und die Ausführung noch am meiſten von dem erſten Werke zurückgeblieben ſeyn mag, begünſtigt dieſe Hypotheſe. Auch dort erſcheint zwar zu Anfang *Wilh. Meiſter* ganz als *Held des Romans*. So wie aber nach dem unglücklichen Ausgang ſeiner erſten Liebe der Moment ſeiner Reiſe und ihrer zerſtreuenden Wirkungen eingetreten iſt: ſo breitet ſich die Ausſicht ins Unendliche aus; die Bühne füllt ſich nach und nach mit Perſonen, die man weniger um *Wilh. Meiſters* willen da glaubt, als *Wilh. Meiſter* um ihretwillen da zu ſeyn ſcheint. Jener Theil des Romans erſcheint als eine Vorrichtung, um in der Hauptperſon gleichſam einen Spiegel aufzuſtellen, in welchem ſich das menſchliche Leben beſonders kunſtreich ſpiegeln würde. Je weiter man fortlieſt, deſtomehr gewöhnt man ſich, theils nicht abzuſehen, wie das ein Ende nehmen werde, theils, ohngeachtet der Spannung, welche die Begebenheiten und die Schickſale erregen, nicht einmal, wie bey gewöhnlichen Romanen, nach einem Ende zu *verlangen*.

Freylich ſind in dieſem Bilde des Lebens, ſo wie wenigſtens das Werk jetzt beſchaffen iſt, die *Lehrjahre* des jungen Menſchen, der uns die Gelegenheit giebt es zu betrachten, enthalten, und jene Eindrücke ſind eine Illuſion, durch Zauberey der Kunſt hervorgebracht. *Wilh. Meiſters* Charakter iſt ausdrücklich der eines *Lehrlings*. Jener Theil des Romans, der durch die erſten drittehalb Bände forläuft, iſt, während er jene Illuſion erfreulich hervorbringt, daneben auch noch zur Vorbereitung einer endlichen *Meiſterſchaft* des Lehrlings ausnehmend ſchön angelegt; auch im vierten Bande paſst *Werners* Vergröberung, und der naive Eindruck, den die entgegengeſetzte Revolution an ſeinem Freunde auf ihn macht, gehalten gegen dieſe beiden Figuren, wie ſie im erſten Bande zuſammen erſchienen, ſehr glücklich in dieſen Gedanken des Werks — allein einer ſolchen Anlage, mit Beybehaltung auch jenes Zaubers, bis zur Entwicklung getreu zu bleiben, war eine Aufgabe, die vielleicht über die Möglichkeit der Kunſt ging, oder zu deren vollkommnen Auflöſung vielleicht eine andere, nicht in zwey entfernte Epochen zerfallende *Geſchichte* des Werks gehört hätte, und der Dichter bedeckte mit den koſtbarſten Schätzen ſeiner höchſten Bildung die Nichtüberwindung der Schwierigkeit.

Natürliche Magie iſt es, was als Wirkung der Form und des Tons, und als Höchſtes eines der höchſten Dichtergenies, durch die Situationen, die Charaktere dieſes Romans, ſo allgemein, zu Hervorbringung ſo ſeltener Effecte, verbreitet iſt, und eben dieſe natürliche Magie mag es ſeyn, was nicht in gleicher Vollkommenheit bis zu einer *Romans-Entwickelung* durchgeführt werden konnte. Wo es zum *Ende der Geſchichte* geht, wird alles gewöhnlicher, und tritt in den engern Kreis der *Wahrſcheinlichkeit*, ohne ihn zu erfüllen, und die Figuren, die wir lieber *verſchwinden ſähen*, *ſitzen* oder *ſtellen* ſich zur Schlusſgruppe.

Wohl uns, daſs wenigſtens *Mignon* nicht mehr unter ihnen iſt — ſie, ſo ganz beſonders das Werk jener natürlichen Magie, eine auf immer einzige Geburt des Genies, in welcher die ſchärfſte Individualität und die reinſte Phantaſie zum unnachahmlichen Ganzen vereint ſind: eine *Erſcheinung*, und doch die *beſtimmteſte Geſtalt*, die jemals gezeichnet ward. Hier iſt in der That die *furchtbare Grazie*, welche die engliſche Kritik, um Worte verlegen, mit denen ſie gewiſſe Eigenthümlichkeiten von Shakeſpear's Genie taufen möchte, zu Bezeichnung derſelben weniger glücklich erfand. Eine zweyte Perſon entſprang neben *Mignon* im Geiſte des Dichters aus demſelben Element. Aber *Mignon* hat dem *Harfner* geſchadet. Dieſelbe Kühnheit konnte nicht zugleich zum zweytenmal gelingen: wir können mit dem verſchwiegenen Andeuten der einſamen Stunden, welche *Wilh. Meiſter* und der *Harfner* mit einander zubringen, nicht wohl ſympathiſiren, und das Schreckliche dieſes Menſchen hat für uns nicht das Leben, das, ſo phantaſtiſch es auch ſeyn möchte, uns doch Freude am Schauder, am Widerwillen ſelbſt, empfinden lieſse, das uns einen Schatten von jenem überſchwenglichem Intereſſe gäbe, welches die ſo unendlich phantaſtiſche, und doch ſo innig an jede Faſer des Herzens ſich ſchlieſsende *Mignon* einflöſst.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Göthe's neue Schriften. Dritter — siebenter Band.* 1795—1800.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Gewiss interessirt uns an *Mignon* auch das unglückliche *Mädchen*, aber in einem unverschuldeten Schicksal, das schon in der Knospe die Blüte der Mädchenhaftigkeit in und an ihr zerstörte, liegt eben ihr Unglück, und so mussten wir dieses Bild von der schönen Galerie weiblicher Figuren absondern, in welcher Göthe sein in diesem Fache, zu seiner und der Weiblichkeit wechselseitiger Ehre, in ganz besonderem Glanze erscheinendes Darstellungsgenie hier wieder an den Tag gelegt hat. *Mariane* ist liebenswürdig blos durch Liebe, während von *Aurelien* das schöne Wort gesagt ist: „Ach sie war nicht liebenswürdig wenn sie liebte, und das ist das grösste Unglück was einem Weibe begegnen kann!" *Natalie* und *Therese* sind einander so ungleich, und erschöpfen zusammen das Schönste und das Beste der weiblichen Natur. Auch *Philine*, ein fast so kühnes Wagstück als *Mignon*. *Philine* hat in ihrer Unart, in ihrer Frechheit sogar, Ausdruck des Geschlechts, und verletzt die Heiligkeit des Geschlechtes nicht, weil insofern die Schuld Kenntniss und Unterscheidung des Uebels voraussetzen würde, ihre niedrigere Natur wirklich Unschuld mit sich führt. Selbst *Barbara* hat ihren rührenden, poetischen, und vollkommen natürlichen Augenblick, und die Weisheit, die der Dichter in einigen Stellen ihrer Unterredung mit *Meistern* im vierten Band gelegt hat, gehört unter die nicht seltenen Züge dieses Romans, die es um der Moralität wie um der Kunst willen bedauern lassen, dass man in *Wilh. Meisters Lehrjahren* bey solcher Weisheit noch Moralität vermissen konnte.

Es ist ein tiefer und neuer Blick in die edle weibliche Natur, zu welchem ein minder grosser Dichter schwerlich uninteressirt genug gewesen wäre, dass Göthe seine *Natalie* und seine *Therese* zu *unpoetischen* Wesen gemacht, einen Kaltsinn, fast einen Widerwillen gegen die *Kunst* in ihre Charaktere gelegt hat: durch das *inwohnende* Schickliche, Zierliche, Schöne wird ihnen das *gemachte* entbehrlich.

Eine nähere Zergliederung der Charaktere, der Ideen, der einzelnen Schönheiten dieses Werkes würde nicht mehr in unsern Gesichtspunkt passen. Eine Bemerkung noch, und wir glauben diesen erschöpft zu haben. Nicht Bündigkeit, nicht Energie, sondern ein lieblich nachlässiger Fluss der Rede gehörte im Ganzen zu der Form und dem Ton, welche den *Wilh. Meister* zu dem classischen Werke stempelten, das wir an ihm besitzen. Nur selten hätte die liebliche Nachlässigkeit durch eine geringe Feile nicht verloren, wie B. 4. S. 339.: „als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichsten Sorgfalt *für mein Leben* besorgt war, *dessen frühzeitigen Tod* wir nun beweinen."

Noch seltener sind die Stellen, an denen ein gesunder Geschmack, ohne ekel zu seyn, sich stossen könnte, wie an dem Vergleich B. 1. S. 147.: „Wilhelm entfernte sich von seinem Freunde verdriesslich und erschüttert, *wie einer, dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaft festsitzenden Zahn gefasst, und vergebens daran gerückt hat.*"

Welche Mikrologie wäre kleingeistisch genug, um bey so kleinen, so wenigen leicht wegzublasenden Flecken eines grosen Gemäldes zu verweilen, wovon schon eine einzige Figur wie folgende durch Zeichnung und Colorit alle Aufmerksamkeit abziehn müsste. Es ist Mignons Situation am Ende des ersten Bandes, eine der lebendigsten, rührendsten, und originellesten Schilderungen die je von einer leidenschaftlichen Gemüthsstimmung gegeben worden.

„Nichts ist rührender, als wenn eine Liebe, die sich im Stillen genährt, eine Treue, die sich im Verborgenen befestiget hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth gewesen, zur rechten Stunde nahe kömmt, und ihm offenbar wird. Die lange und streng verschlossene Knospe war reif, — und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher seyn. Sie stand vor ihm und sah seine Unruhe. — Herr! rief sie aus, wenn du unglücklich bist, was soll Mignon werden? — Liebes Geschöpf, sagt er, indem er ihre Hände nahm, du bist auch unter meinen Schmerzen — ich muss fort. Sie sah ihm in die Augen, die von verhaltnen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie, und war ganz still. Er spielte mit ihren Haaren, und war freundlich. — Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz sachte anfing, und sich durch alle Glieder wachsend verbreitete. — Was ist dir Mignon? rief er aus. Was ist dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Gebehrde, die Schmerzen verbeisst. Er hob sie auf, und sie fiel auf seinen Schoos, er drückte sie an sich, und küsste sie. Sie antwortete

durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrey, der mit krampfigen Bewegungen begleitet war. Sie fuhr auf, und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken zerbrochen vor ihm nieder. Es war ein gräfslicher Anblick! Mein Kind! rief er aus, indem er sie aufhob und fest umarmte, mein Kind, was ist dir? — Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mittheilte; sie hing nur in seinen Armen. Er schlofs sie an sein Herz, und benetzte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt, wie eins das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt, und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten ein gewaltiger Rifs geschah, und in dem Augenblicke flofs ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahin zu schmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinde; es ergofs sich in ihr Innerstes; und in der Verirrung des Augenblicks fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester. Mein Kind, rief er aus, mein Kind, du bist ja mein! wenn dich das Wort tröstet kann. Du bist mein! Ich werde dich behalten, dich nicht verlassen! — Ihre Thränen flossen noch immer. — Endlich richtete sie sich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. — Mein Vater! rief sie, du willst mich nicht verlassen! Willst mein Vater seyn! — Ich bin dein Kind!"

„Sanft fing vor der Thür die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten unbeschreiblichsten Glückes genofs."

Ist jemals die Pantomime einer Leidenschaft durch die Sprache eines Dichters wahrer, naiver und inniger dargestellt worden? Wie lösen sich alle Uebergänge so überraschend, und doch so rein und richtig auf! Und wo hat wohl die Malerey ein Beywerk schicklicher und angemessner genutzt, als hier der grofse Seelenmaler das zufällig eintretende Harfenspiel des Alten nutzt, um uns von dieser alle Nerven des sympathetischen Gefühls bewegenden Scene allmälich zur sanftesten Ruhe des Wohlbehagens zurück zu führen!

Der *siebente Band* enthält eine Anzahl Lieder, Balladen und Romanzen, Elegieen und Epigramme, die gröfstentheils schon in den Horen, in den Schillerschen Musenalmanachen, oder anderwärts gedruckt waren, hier aber zum Theil verbessert erscheinen.

In dem lieblichen Liede: *An dem reinsten Frühlingsmorgen*, das nach der schönen Composition so oft gesungen worden, ist in einigen Zeilen das Versmaafs berichtigt, und der Gedanke verschönert. Statt: *Sie besann sich nur ein Weilchen*, steht nun: *Schalkhaft blickte sie ein Weilchen*. Die *Antworten bey einem gesellschaftlichen Fragspiel* haben sich unter die Lieder verirrt. Mehrere andere Lieder sind unverändert geblieben, wie sie denn auch keiner Verbesserung bedurften. Dahin gehört auch das Lied unter der Aufschrift: *Musen und Grazien in der Mark*, eine der feinsten und treffendsten Parodien, die je auf eine poetische Thorheit gemacht worden.

O wie ist die Stadt so wenig,
Lafst die Maurer künftig ruhn,
Unsre Bürger, unser König,
Könnten wohl was bessres thun,
Ball und Oper wird uns tödten,
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Dafs du so natürlich bist.
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist.
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen, lafs uns waden,
Waden noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hinzuführen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen lafs uns schleichen,
Mit dem spitzen Thurme hier,
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brot und saures Bier.

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts von Magdeburger Land!
Unsre Saamen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret,
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bey uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe,
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weifsen auf.

Lafs den Witzling uns bespötteln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann,

Sei-

Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann!
Wie ist der Gedanke labend,
Solch ein Edler bleibt uns nah;
Immer sagt man: gestern Abend,
War doch Vetter Michel da.

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort,
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort;
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

Unter den *Balladen* sind aus Versehen hier einige wieder gedruckt, die schon in der ältern bey Göschen erschienenen Sammlung *Göthischer Schriften* stunden. Z. B. *Erlkönig* steht dort im VIII. Bande S. 157. Unverändert sind hier der *Zauberlehrling*, der *Gott und die Bajadere* geblieben. In dem *Schatzgräber*, war die letzte Strophe, die dem Ganzen einen so schönen Auffchluss giebt:

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Komm mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.

Grabe hier nicht mehr vergebens,
Tages Arbeit! *Abends Güste*!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sey dein künftig Zauberwort.

diese war im Schillerschen Allmanach durch den Druckfehler *Abendgäste* entstellt worden. Eben so in der *Braut von Corinth*, wo die Mutter die Liebenden belauscht:

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre
Weil sie erst sich überzeugen muss,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre
Lieb' und Schmeichelworte mit Verdrufs.
Still' der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kufs auf Kufs.

Hier stiefs man im Schillerschen Musenallmanach durch den sinnverstellenden Druckfehler an: *Aber Morgennacht.*

Die Elegie *Alexis und Dora*, in der die Sehnsucht der Liebe, die gerade im Augenblicke der Trennung zu einer Seereise entstand, sich in den seelenvollsten Ausdrücken ergiefst, hat viele schöne Verbesserungen erhalten:

Ach unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus.
Lange furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen als flöhen ihnen die Bräute davon.

Bildlicher ausgedrückt, und mit richtigerer Cäsur des Verses, als es vorher lautete (Schillers Musen Alm. v. 1797): *Lange Furchen hinter sich ziehend.*

Alles deutet auf glückliche Fahrt; der ruhige Bootsmann
Ruckt am Seegel gelind, das sich für alle bemüht;

Vorher war: *Alles deutet die glücklichste Fahrt*, nicht so sprachrichtig; *der ruhige Schiffer*, nicht so bestimmt; *das sich statt seiner* bemüht, nicht mit der Handlung des Bootsmanns, der am Segel rückt, zu reimen.

Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel,
Einer nur steht rückwärts, traurig gewendet am Mast.

Ohne Zweifel poetischer und metrisch richtiger als vorher:

Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet wie Flaggen und Wimpel,
Nur ein trauriger steht rückwärts gewendet am Mast.

So hat der Dichter diese Elegie, die es so vorzüglich werth war, durch metrische und andere Verbesserungen so glücklich ausgefeilt, dass sie nun zu den vollendetsten Stücken dieser Gattung gehöret.

Die *zwanzig Elegieen* unter italiänischem Himmel gedichtet, welche hier in der ersten Abtheilung stehn, waren bekanntlich schon im zweyten Bande der Horen gedruckt. Sie sind voll tibullischer Zärtlichkeit und Süfsigkeit; und bey der Naivetät womit sich der Dichter des Genusses der Liebe freuet, gefallen sie durch einen Reichthum neuer Bilder der Phantasie, und durch Harmonie in der Darstellung dessen, was zum Individuellen der Scene gehört. Uebrigens haben sie in wenigen Stellen Veränderungen erhalten, und die mehrsten davon hat das Sylbenmaafs gefodert.

Unter dem Titel *Epigramme* findet man 103 Stücke sehr verschiedener Tendenz und Gattung, im elegischen Sylbenmaafse. Sie sind nicht Epigramme im engsten Sinn, oder in Martials Manier, sondern in dem weitschichtigen Sinne wie das Wort in der griechischen Anthologie genommen wird. Oder nach Klopstock:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze.
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe,
Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so)
Ein klein Gemälde, ein Stral gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Manche wie 3. 4. 101. 102. hätten unter den eigentlichen Elegieen so gut, als die 16te kurze Elegie einen Platz finden können. Auch die *Distichen* S. 331. u. ff. die hier, anders als im Schillerschen Allmanach, nach den vier Jahrszeiten abgetheilt sind, könnten in dem weitern Sinne, den der Dichter dem Wort *Epigramm* zu geben beliebt hat, unter diese gestellt worden seyn. Manche haben wirklich den Stachel eines

nes nach erregter Erwartung gegebnen überraschenden Aufschlusses z. B.:

Manuscripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

Viele haben die Form aufgelöfster Räthsel, zuweilen mit einer sinnreichen Pointe: wie 55.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

Manche sind sehr lehrreiche Gnomen; wie folgende:

50.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum;
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie *vielleicht uns* erregt.

51.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer, aber das Irren
Immer schadet's? Wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

Das 50 Distichon würde kräftiger so schliefsen:

Wahrheit heilet den Schmerz, den sie *dem Denker* erregt.

Zuweilen giebts einen blofsen scherzhaften Einfall, wie:

23.

Raum und Zeit, ich empfind es, sind blofse Formen des Anschauns
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint,

Der Dichter hat hier richtig *Formen des Anschauens*, statt wie vorher stand: *Formen des Denkens*, gesetzt. Aber, um die scherzhafte Anwendung zu vollenden, hätte, wie das *Eckchen* sich auf den Raum bezieht, auch der täuschenden Eile der Zeit, in der Geliebten Gesellschaft müssen erwähnt werden.

In der letzten Abtheilung, die die Ueberschrift: *der Winter*, führt, hängen die Distichen durch das gemeinsame Band der Idee des Eislaufs zusammen, die durch sinnliche Allegorie zu Lehrsprüchen gröfstentheils für Dichter angewandt wird. Im ersten Distichon:

Wasser ist Körper und Boden der Flufs. Das neufse Theater
Thut in der Sonne Glanz zwischen den Ufern sich auf.

verdunkelt das Wort *Körper* die Hauptvorstellung, weil man schon zu sehr gewohnt ist, das Wasser auch im flüfsigen Zustande Körper zu nennen. Das schönste Distichon von allen in dieser lieblichen Kette, ist folgendes, durch Wahrheit der Allegorie, Feinheit der Bemerkung und Präcision des Ausdrucks:

Willst du schon zierlich erscheinen? und bist nicht sicher! Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

Von den Weissagungen des Bakis in Tetrastichen, haben manche das Dunkle der prophetischen Sprache, und bedürften wohl eines Commentars, manche sind Räthsel, die zur Auflösung einladen. Den Beschlufs dieses Bandes machen Theaterreden von dem Vf. für die Weimarische Bühne aufgesetzt; vier Prologen und zwey Epilogen, alle in reimlosen Jamben geschrieben, und jede des grofsen Künstlers werth, dessen Genius Vielseitigkeit und Originalität, in seltenem Maafse mit jener für den Nachahmer so verführerischen Leichtigkeit verbindet:

ut sibi quivis
Speret idem, sudet multum, frustraque laboret,
Ausus idem. —

Der erste Prolog macht gleich anfangs einen bekannten Satz durch die frappante Gegeneinanderstellung anderer Künste und der Schauspielkunst interessant. Den Gegensatz hinzuzudenken wird dem Zuhörer überlassen, und der Dichter berührt nun die Schwierigkeit, die der Schauspielkunst aus der nothwendigen Harmonie des Spiels entsteht.

Rührend ist der Ausdruck der Sehnsucht nach dem im Feldzuge am Rhein abwesenden Landesfürsten im zweyten Prolog, als der *Krieg* von Goldoni gegeben wurde.

Ach warum mufs der Eine fehlen, der
So werth uns Allen, uns für unser Glück
So unentbehrlich ist! — Wir sind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genufs,
Und Er entbehrt. — O mög' ein guter Geist
Ihn schützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; seinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen,
Die Stunde naht heran. Er kömmt zurück
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen!
Er tritt auch hier herein. Es schlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen:
„Willkommen! riefe jeder gern;
„Er lebe" schwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verstummt,
Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft.
Es rührt sich jede Hand! Unbändig schallt
Die Freude von den Wänden wieder.
Durch's Getümmel tönt der allgemeine Wunsch:
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn."

Ein Wunsch, der nachdem die Vision des Dichters so glücklich erfüllt worden, immer noch, für das Leben des erleuchteten Fürsten dargebracht wird, der so viel für Wissenschaft und Kunst gethan; und schon durch die einem Göthe und Wieland verschaffte Musse unter den Beschützern und Pflegern des deutschen Genius eine glänzende Stelle behalten wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Sander: *Karl Wilhelm Ramlers poetische Werke. Erster Theil.* Lyrische Gedichte. 1800. 268 S. gr. 4. mit gröfsern Kupfern und Vignetten. (Beide Theile 3 Friedrichsd'or)

Ebendaselbst: *K. W. Ramlers poetische Werke. Erster Theil.* Octavausgabe mit gröfsern Kupfern und Vignetten. 1800. 276 S. (Beide Theile 1½ Friedrichsd'or)

Dem unvergefslichen Dichter, der zugleich mit Klopstock zuerst in Deutschland der lyrischen Dichtkunst höhern Schwung gab, und mit glücklichem Erfolge die Sylbenmaafse der Alten einführte, der patriotisch und feurig, wie Gleim, die Thaten Friedrich's des Grofsen, unbestochen und unbelohnt, sang; der ein grofses Beyspiel von unermüdetem Bestreben seine Gedichte zu verbessern gab, und von richtigem Geschmacke geleitet, meistens das Bessere traf, wenn auch gleich zuweilen sehr beyfallswerthe Lesarten unnöthig verdrängte, diesem Dichter setzt hier die typographische Kunst, in Verbindung mit Griffel, Nadel und Grabstichel zweyer braven Künstler ein würdiges Monument.

Hr. Sander hat, mit edler Begierde nichts zu unterlassen, was Pracht und Schönheit beytragen könnten, den Dichter bey der Mitwelt und Nachwelt zu ehren, zwey Ausgaben zugleich veranstaltet, und diesen ersten Theil der Quartausgabe mit neun gröfsern Kupfern, und funfzehn Vignetten, in der kleinern Ausgabe aber mit neun Blattern Kupfer in Octav und drey Vignetten ausgestattet.

Ramlers Freund, der berühmte Maler und weiland Director der Berliner Akademie der bildenden Künste, *Bernhard Rode*, zeichnete die sämmtlichen grofsern und kleinern Kupferstiche, mit welchen diese neuen und prachtvollen Ausgaben eines unserer ersten lyrischen Dichter so angemessen verziert sind. Von den grofsern Blättern, die allein in der Quartausgabe vorkommen, hat der wackere Künstler auch, wie wir vermuthen, die meisten selbst radirt, und ungeachtet es Früchte seines Alters sind: so gelangen sie doch gröfstentheils recht gut; das Verdienst weicher malerischer Behandlung ist ihnen allen gemein, und in Hinsicht auf Erfindung sowohl als gefällige Anordnung, mögen *Glaucus Wahrsagung*, *die opfernde Göttin des Vaterlandes, und der wahrsagende Traum einer Mutter*, leicht zu Rode's schätzbarsten Arbeiten gehören. Das Titelkupfer, nebst allen kleinern Stücken, welche verschiedentlich den Anfang oder das Ende der bedeutendsten Gedichte schmücken, sind von Hn. *Henne* ungemein sauber gestochen. Manche zeichnen sich auch von Seiten der Darstellung nicht minder vortheilhaft aus. Dahin rechnen wir besonders die niedliche Vignette über dem Gedicht an die Stadt Berlin, S. 36. wo eine Najade auf ihrer Muschel von Schwänen gezogen, über die Fluthen fährt. Nicht geringeres Verdienst hat eine andere Vignette S. 57. wo der kranke Dichter vom Genius der Arzneykunst den Heiltrank empfängt. Eine elegant drapirte trauernde weibliche Figur am Grabe des Prinzen von Preufsen, S. 101. darf ebenfalls nicht unbemerkt bleiben, desgleichen die trefflich angeordnete kleine Vignette S. 3. mit der Leyer auf Trümmern. Die Vignette, womit das Haupttitelblatt verziert ist, würde gewifs, auch ohne unsere vorläufige Erinnerung, jedem Leser als ein anmuthiges Bild in die Augen fallen, sie stellt Ramlern selbst dar, in halber Figur, sitzend und die Leyer rührend, eine traulich ihm zur Seite stehende Muse stimmt die Saiten, und hält den Lorbeerkranz für ihn in Bereitschaft. In der Octavausgabe, welche des Formats wegen die grofsern Blätter entbehren mufste, wurde dieses Bild etwas vergrofsert, und dient ihr zum Titelkupfer, hingegen findet man in der Vignette des Titelblatts eins der grofsern Kupfer der Quartausgabe, Kalliope die Thaten Friedrichs II. aufzeichnend, zierlich ins Kleine gebracht.

Druck und Papier sind sowohl in der einen als in der andern Edition von ausgezeichneter Schönheit. Die grofsere hält so gar mit den vollkommensten Werken, welche typographische Kunst neuerlich in Deutschland hervorgebracht hat, die Vergleichung aus, und selbst im Auslande wird Hn. Sander's Unternehmung, mit eben dem Beyfall, als Hn. Göschen's Prachtausgaben von Wieland's und Klopstock's Werken empfangen werden.

Was nun das Innere dieser Ausgabe betrifft: so erhält man hier nicht einen blofsen neuen Abdruck der Edition von 1772; sondern eine neue Recension des Dichters selbst, eine Ausgabe der letzten Hand, deren Besorgung Ramler seinem edeln Freunde *Göckingk* aufgetragen hatte; welcher sich, wie er in der Vorrede angibt, nicht die mindeste Aenderung in der Handschrift erlaubte.

Um die Verbesserungen, die Ramler in den lyrischen Gedichten gemacht hat, leichter übersehn zu können, sind die Varianten der Ausgabe von 1772 angehängt, ein Verzeichnifs, das jungen Freunden der Dichtkunst, um

um ihr poetiſches Gefühl und den Sinn für Correction zu ſchärfen, ſehr zu empfehlen iſt.

Die herrliche Ode auf einen in Berlin zur Reife gekommnen Granatapfel, die der Dichter ſonſt ſchon in mehrern Stellen gebeſſert hatte, lautet nun ganz vollendet alſo:

Hier blühſt du? hier in dieſer kalten Zone?
Hier öffneſt du die purpurrothe Bruſt?
Siegprangeſt hier in deiner goldnen Krone
Du Liebling Proſerpinens, die mit Luſt
Und ohne Reue deine Körner
Selbſt in des Orcus Gärten aſs,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaſs!

Der Erdball ändert ſich, dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge ſinken ein,
Und hier? Ein Tempe grünt auf dieſem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
Hier kann ſich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz verſteckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum' ihr junges Haupt umſchoren,
Trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Von Büſchen auf, vor dieſen ſtolzen Thoren,
Die nun den klugen Künſten offen ſind,
Die ſchnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und über Land
Bleymaſse, Meiſsel, Feilen,
In ihrer kalten Hand.

Urplötzlich ſeh' ich Felſen in Geſtalten,
Auſoniſcher Paläſte ausgehölt,
Der Pyrrha Kinder ſtehn umher, dem kalten
Geburtsſtein halb noch gleich und halb beſeelt,
Hier ſteigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas, dir;
Die Weiſen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

Wohlan ihr Sterblichen! erforſcht die Zahlen
Der Sphären, ſagt den Winden ihren Lauf
Wägt euren Mond, zerſpaltet Sonnenſtralen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf;
Verfolgt der Weſen lange Kette
Bis an den allerhöchſten Ring,
Der an Zevs Ruhebette,
Hängt, hangen wird und hing.

So ſang Urania, die voll Entzücken
Jüngſthin zu Friedrichs hohem Wohnſitz kam,
Und nicht geſehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel nahm;
Wo ſchon mit Lauten und mit Flöten
Verlarvt und im Cypreſſenkranz,
Sich ihre Schweſtern drehten,
Im ſchönſten Reihetanz.

In der erſten Strophe ſtand in der letzten Ausgabe:

Find' ich dich hier in deiner grünen Krone?
Zerſpalteſt du die purpurrothe Bruſt
An dieſer Sonn'? o Liebling der Pomone,
O Apfel Proſerpinens die mit Luſt
Und Wolluſt deine goldnen Körner,
Im Reich des Höllengottes aſs.

Nach der Verbeſſerung hat dieſe Strophe an lyriſchem Schwung, an Harmonie der Bilder, an Richtigkeit des Ausdrucks, und ſelbſt in Anſehung des Metrums und der Euphonie im dritten Verſe gewonnen.

In der zweyten Strophe lauteten die erſten Verſe:

Der Erdball ändert ſich, das Meer entflichet,
Und macht dem Pfluge Raum; der Fels ſinkt ein,
Und o Berlin! dein dürrer Boden blühet,
Pomona füllt ihr Horn in dir allein.

Der ſtrengen Kritik, die Ramler über ſich ſelbſt ausübte, entging nicht, daſs der Gegenſatz zwiſchen den Veränderungen des Erdballs und Berlins auf dieſe Art zu wenig bezeichnet war; *der Fels ſinkt ein*, führte zu der irrigen Vorſtellung, als ob von einem gewiſſen Felſen die Rede wäre; überdem enthielten die Ausgänge der Verſe durch die Verbeſſerung mehr Tonfülle und Wohlklang.

Folgende Strophe hat der Dichter ganz weggelaſſen:

Wohl dir, o du durch meinen Freund regieret,
Athen an Geiſt, voll Muth wie Sparta war,
Es zog von Kaſtors Liede gern verführet
Zum Kampf hinaus mit aufgebundnem Haar,
Die Feinde, die den Kampf verloren,
Erwiederten, nicht ohne Neid,
Die Stadt ſey nur geboren
Zu Waffen, und zum Streit.

Vornehmlich bewog ihn zu dieſer Strenge die Vorſtellung, daſs dieſe hier angebrachte Erzählung gerade am Ende des Geſanges, der ſo eben die Stadt Berlin als eine nicht mehr bloſs kriegeriſche, ſondern auch mit allen ſchönen Künſten befreundete Stadt, geprieſen hatte, ſich nicht ſchicklich fügte.

Will man augenſcheinlich ſehen, wie viel bey völlig gleichem Inhalt, bey faſt einerley poetiſcher Gedankenreihe auf die Wahl des Versmaſses ankommt: ſo darf man nur die Ode an die Prinzeſſin Amalia, die ſonſt vor den Ramleriſchen Kantaten ſtand, mit der neuen Umarbeitung vergleichen. Sie hub in ihrer erſten Form in vierfüſsigen gereimten Jamben alſo an:

Vom ganzen Walde wählt mein Lied
Die Zeder die gen Himmel blüht
Die Roſe, von den Blumenbeeten,
Berlin, von allen Königsſtädten,

Ich

Ich will den Weifen und den Held
Von allen Göttern diefer Welt
Und von Göttinnen, diefes Weifen
Und diefes Helden Schweſter preifen.

Mit allen Grazien hat ſie
Die ewig junge Harmonie
Des Himmels Tochter, ausgeſchmücket,
Auch hat ſie tief ihr eingedrücket,
Den Wohllaut der vom Himmel ſtammt.
Denn beides iſt ihr irdiſch Amt;
Sie lehret Eintracht in den Tönen,
Und ſtimmt das Angeſicht der Schönen.

Das Versmaafs, in dem ſonſt die Stellung der mit weiblichen Reimen ſchliefsenden Verſe gegen die mit männlichen keine üble Wirkung thut, leidet hier hauptſächlich durch die für die Hoheit des Inhalts zu grofse Kürze der Verſe, und die Einförmigkeit der jambiſchen Füfse. Man höre dagegen die ſelbigen Gedanken im alcäiſchen Sylbenmafse.

Die Zeder von den Bäumen des Waldes ſey
Mein Lied, die Zeder die zu den Wolken ſteigt;
Die Roſe von den Blumenmatten
Unter den Städten Berlin - Auguſta.

Von Göttern dieſer Erde der weiſe Fürſt
Und Schöpfer ſeiner Brennen, des Heldenvolks,
Und von Göttinnen, dieſes Weifen
Schweſter, gleich ihm in den Künſten mächtig,

Und von des Himmels Tochter der Harmonie
Geſtimmt an Seel' und Antlitz, und eingewiegt,
Mit Wohllaut, aufgeweckt mit Wohllaut,
Bis ſie der Oberwelt Töne faſste.

Allerdings iſt hier in der letzten Strophe auch das Bild kräftiger, ſchöner, intereſſanter geworden; aber der Hauptvorzug der neuen Umarbeitung liegt im anſtändigern Rhythmus des Verſes, obwohl hie und da der Einſchnitt des Verſes beſſer mit dem Abſchnitt der Redeſätze zuſammentreffen ſollte.

Neuere Gedichte, die in der letzten Ausgabe von 1772 gar nicht geſtanden hätten, enthält dieſe Sammlung nicht mehr als fünf. Ein Schlachtgeſang, in der Manier der Gleimiſchen Kriegslieder bey Eröffnung des Feldzuges zu den kurzen bayerſchen Erbfolgekriege im J. 1778. Auf die Huldigung Friedrich Wilhelms II. — Die Bruderliebe, an ebendenſelben nach der Wiedereinſetzung des Erbſtatthalters. Auf die Zurückkunft Friedrich Wilhelms II. nach der Friedensvermittlung zwiſchen dem öſterreichiſchen Hauſe und der ottomanniſchen Pforte. Den Beſchluſs macht eine Ode an die jetzt verwittwete Königin von Preuſsen Friederike Louiſe, als ſie die Sternwarte der Akademie der Wiſſenſchaften beſuchte; die wir hier beſonders, des originellen Schluſſes, wegen ausheben:

Nicht auf Erden allein, holdſelige Zierde der Brennen,
Liebſt du die ſchöne Natur.

Weideſt dein Auge nicht blofs an mannichfaltiger Blumen
Frühe verſchwindendem Reiz,
Du durchwanderſt auch oft die blauen Gefilde des Himmels,
Staueſt die Sonnenſaat an;
Kennſt im unendlichen Raum, die nimmer verblühende goldne
Aehre der Jungfrau ſo gut,
Als in deinem Garten den ſanften Purpur der Roſe,
Welche dein Ebenbild iſt;
Haſt in mitternächtlicher Stunde dich mehr an Orions
Strahlendem Gürtel ergetzt,
Als an dem deinigen, reich mit Aſiens theuer erkauften
Schimmernden Steinen bedeckt.
Ha! wie ſorgſam forſchteſt du jüngſt am arktoiſchen Pole!
Suchteſt bey Cynthius Schwan
Und dem geflügelten Roſſe der Pieriden des großen
Friedrich Ehrenbild auf,
Das wir patriotiſch mit unauslöſchlichen Flammen
Tief in den Aether gebrannt!
Würfe doch (aber ſpät) ein Sterne beherrſchender Enkel
Jene Plejaden vom Thron,
Und ertheilt' ihn o Königin, deinem und Friedrich Wilhelms
Herrlichem *Siebengeſtirn!*

Die Anmerkungen, welche Ramler ſeinen Oden angehängt hat, und die den Beſchluſs des erſten Bandes ausmachen, ſind theils zur Erläuterung einiger kleineren Zeitumſtände, theils zur Erklärung der Anſpielungen auf Fabel und Geſchichte beſtimmt. Einige enthalten Parallelſtellen anderer Schriftſteller, der Vf. mochte ſie bey Verfertigung der Gedichte vor Augen gehabt haben oder nicht. Einige begegnen auch falſchen Erklärungen, die man von manchen Verſen gemacht hatte. Enthalten alſo gleich dieſe Anmerkungen manches, was gelehrtere Leſer überſchlagen können: ſo ſind doch auch viele ſelbſt dieſer Claſſe willkommen. So liegt in der Anmerkung zu v. 23. der XII. Ode an den Maler Bernhard Rode, eine verſteckte feine Charakteriſtik dieſes Künſtlers; indem R. ihn gegen die ſeichte Kritik ſo manches Tadlers in Schutz nimmt, der nicht den feinſten Geſchmack in den bildenden Künſten beſitzt, und die Werke der höhern hiſtoriſchen Gattung nicht genug ſtudiert hat, alſo nicht nach ihrem Werthe ſchätzen kann, der nichts weiter als Zeichnung und Farbengebung, aber nicht genug die Erfindung bewundert, nicht die feine Wahl der Geſchichte und die kluge Bereicherung derſelben; nicht die Wahl des rührendſten, des deutlichſten, des noch nicht auf gleiche Weiſe bearbeiteten Zeitpunktes der Begebenheit, nicht den mannichfaltigen, den wahren und zugleich veredelten Ausdruck der Leidenſchaften, nicht die innigſte Verbindung, und die beſte Anordnug ſo vieler Theile zu einem höchſt angenehmen Ganzen, wobey jedes Bedürfniſs der Kunſt verſteckt, und zu einem nothwendigen Stücke der Handlung gemacht wird, welches

ches doch eigentlich die Dinge sind, die den bildenden Künstler als einen Denker darstellen, und ihn über den fleissigsten, aber blofs mechanischen, Arbeiter erheben. —

So verlassen wir vorjetzt dieses dem edeln Dichter unserer Nation gewidmete typographische Prachtmonument, mit dem theilnehmenden Wunsche und der gerechten Hoffnung, dafs es die Deutschen, und vorzüglich die glücklichen preufsischen Staaten dankbar ehren und unterstützen werden. Jetzt da Friedrichs des Grofsen Geist, in seinem Urneffen, der als Knabe in seinem Zimmer spielte (das schönste Contubernium für einen zum Regieren gebohrnen Prinzen) mit verjüngter Kraft wieder lebet und wirket; in einem Könige, der seines Grofsoheims Ahndung: *Du wirst dein Eigenthum bewahren*, in jeder Bedeutung herrlich erfüllt; in einem Könige, der in Ramlers gepriesenstem Helden die Gröfse ehrt, und sein grofses und gutes Vorbild durch eigene Gröfse und Güte herzustellen sein tägliches Augenmerk seyn läfst, ohne die kleinen Flecken darin verewigen zu wollen; zur Zeit wo die schönste der Charitinnen, bey deren Vermählung Ramlers Brautgesang *Ptolemäus* und *Berenice* sich nicht als Dichtung, sondern als Weissagung singen liefs, das Glück dieses Königs macht, der, was so selten auf Thronen ist, häusliches Glück versteht, schätzt, und erwirbt; jetzt wo jede Anlage die grofse Ahnherrn pflanzten, von diesem Könige gepflegt, und mit neuen Schöpfungen erweitert wird, wo in den preufsischen Staaten Geistesfreyheit ohne Verwilderung, Achtung für Wahrheit, Sittlichkeit und Religion ohne Heucheley und Frömmeley sich aufrecht erhalten; wo der Schutzgeist dieser Staaten ihnen unter den Stürmen eines verheerenden Krieges den Frieden erhielt, die nützlichen und die schönen Künste in dem weisesten Ebenmaafse gegen einander ermuntert und belohnt, und ohne Neid und Eroberungssucht, den preufsischen Flaggen und Fahnen *per orbem terrarum* Ehre und Respect zu verschaffen weifs; jetzt kann die Göttin der Spree den von ihrem Dichter an die Stadt Berlin gerichteten Gesang, mit erhöhterem Selbstgefühl anstimmen:

Sey mir gegrüfst, Augusta, meine Krone,
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz, Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich!

Nur wenig Tage noch, so bricht das hundertjährige Jubelfest der preufsischen Krone an! O dafs der preufsische Barde Ramler, wie sein gleichgestimmter Freund Gleim, dieses noch erlebt hätte! Unter was für Auspicien! Es blicke der Geist des grofsen Kurfürsten der Preufsens Gröfse zuerst begründete, auf das Wachsthum dieses Staatsgebäudes; es schaue der Geist der ersten Königin von Preufsen, Leibnitzens geistvoller Schülerin, auf dieses jede Brust erweiternde, jedes Herz erhebende Schauspiel, und Sie freue sich, Sie die ihre Krönung wie ein Theaterspiel betrachtete, ihres so glücklich widerlegten Irrthums. Einen König, der keiner Leibwache als seiner Tugend bedürftig, jeden falschen Schimmer der Hoheit verschmäht, und, sich über die drückenden Fesseln steifer Etikette erhebend, das Bild der reinsten Humanität, als Gemahl und Hausvater, wie als Regent und Landesvater in sich darstellt; einen solchen König, von solcher Familie umgeben, und in einer Residenzstadt zu sehn, wo die Alvensleben, die Schulenburge, die Haugwitz, die Goldbeck, die Hardenberge, die Struensee, die Massow mit so vielen andern erleuchteten Männern unter ihm das Staatsruder führen, wo solcher Männer rastlose und hellsehende Thätigkeit sich durch alle Zweige der Staatsverwaltung ergiefst, wo die ehrwürdigsten Feldherrn und Kriegesobersten, die einsichtsvollsten Verwalter der Rechtspflege, der Finanzen, der Staatspolicey, in Gesellschaft und in Harmonie mit trefflichen Lehrern in Kirchen und Schulen, den gelehrtesten und erfahrensten Aerzten, den einsichtsvollsten Künstlern in jedem Bezirke der Künste, den verständigsten Kaufleuten sich gemeinschaftlich der Arbeit, und der Ruhe nach der Arbeit freuen — ein solches Schauspiel könnte Götter und Göttinnen reizen, das Secularfest der preufsischen Krone mit ihrer Epiphanie zu ehren. Mag nun dieses Fest durch das ganze Land mit dem taumelnden Jubel einer reichen Weinlese begangen, oder wie die Morgenröthe eines schönen Frühlingstags mit stiller und inniger Wonne genossen werden, so ist der Schatten des patriotischen Sängers Friedrichs des Grofsen berechtigt, von allen preufsischen Patrioten an diesem Tage Ehre für das Monument zu fodern, das zwey der Literatur so nah befreundete Künste seiner vaterländischen Muse setzten. Möge dann brittischer Geldstolz der sich einbildet, nur er könne prächtige Werke der Typographie hervorbringen und unterstützen, mit Verwunderung ausrufen: „Diesmal kamen meine Guineen zu spät! Denn da war in dem ganzen preufsischen Staate kein nur mäfsig vermögender *Gentleman*, der nicht die schöne Ausgabe von Ramlers Werken hätte besitzen wollen. Heute gilts unsern Ramler zu ehren, hiefs es durchs ganze Land, denn er sang Friedrichs des Grofsen Thaten, und die Ausgabe seiner Werke ist unserm Könige, seinem Urneffen, gewidmet, unter dessen eben so bewundernswerthen, aber noch liebenswürdigern Regierung wir heute das erste Jubelfest der preufsischen Königswürde feyern, ohne das Unglück einer Revolution zu fürchten, und ohne den Zustand einer Republik zu beneiden, selbst wenn ein Mann wie Bonaparte ihr Consul wäre.“

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Neujahrs Taschenbuch* von Weimar auf das Jahr 1801. Herausgegeben von *Seckendorf*. 250 S. 8.

So grofs auch das Wagstück scheint, die gewaltige Concurrenz der Taschenbücher, die jährlich erscheinen, dadurch überwinden zu wollen, dafs man alle Vierteljahr eins liefere: so hat doch Hr. v. *Seckendorf* diese Unternehmung unter so günstigen Auspicien begonnen, dafs, wenn die folgenden Quartale dem ersten gleich bleiben, man an einer allgemein zustimmenden Aufnahme nicht zweifeln darf.

Paläofron und *Neoterpe*, ein *Festspiel* von *Göthe*, diesem Künstler, dem das Gröfste und das Kleinste in der Poesie gleich gut gelingt, der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar gewidmet, macht den Anfang. Die Erfindung ist eben so lieblich als neu. *Neoterpe*, die neue Zeitsitte vorstellend, und von zwey Kindern in Charaktermasken, *Gelbschnabel* und *Naseweifs* begleitet, flüchtet sich zum Altar des Festes, und bittet um Schutz gegen *Paläofron*, den Patron und Repräsententanten der alten Zeit, der zwey Alte, *Griesgram* und *Haberecht*, zu Begleitern hat. Sie kommen, so sehr sie Anfangs einander abgeneigt schienen, durch das Gespräch bald dazu, sich einander zu nähern; nur dafs jeder wünscht, der andere möchte seine Begleiter fortschaffen. Paläofron schickt also den Griesgram und Haberecht mit einem Auftrage fort; und die kleinen Begleiter der Neoterpe erhalten mit gehöriger Vorsicht auch Erlaubnifs, allein spazieren zu gehn. Nun wechseln Paläofron und Neoterpe zum Zeichen ihrer Eintracht ihre Kränze:

Er.

Ich selber fühle rüstiger,
In meinem tiefen Busen mich,
Und wie du mir so nahe bist,
So stellst du ein gesittetes,
Und lieblich ernstes Wesen dar.
Den Bürgerkranz auf meinen Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne säh ich ihn,
Auf deinen Locken wonnevoll.

Sie.

Versuchen wirs und wechseln gleich
Die Kränze, die mit Eigensinn,
Ausschliefsend wir uns angemafst,
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(sie nimmt die Rosenkrone herunter)

Er.
(der den Eichenkranz herabnimmt)

Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Wechselscherz,
Sey zwischen uns ein ewiger Bund,
Geschlossen, der die Stadt beglückt.
(er setzt ihr den Eichenkranz auf)

Sie.

Des Eichenkranzes Würde soll
Mir immer sagen, dafs ich nicht
Der edeln Mühe schonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(sie setzt ihm die Rosenkrone aufs Haupt)

Er.

Der Rosenkrone Munterkeit,
Soll mich erinnern, dafs auch mir,
Im Lebensgarten wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Mit einer ungemein anständigen und feinen Wendung bringen beide darauf ihre Kränze der Fürstin dar, die sie als ihr Beyspiel erkennen.

D. *Fenks* Leichenrede auf den höchstseligen Magen des Fürsten von Scherau, ist ein sehr angenehmes satyrisches Kabinetstück von *Jean Paul Fr. Richter*. — Auf sie folgt von Friderike *Brun*, das Gewitter, eine rührende Elegie. Hr. *Majer* erzählt in romantischem Stil die Geschichte von Hugdieterich und Hildburg nach dem Heldenbuche. Ebenderselbe stellt den berühmten Helden Bertrand du Guesclin als Knaben und Jüngling dar. Kleine poetische Stücke, die alle gefällig sind, von *E.*; mehrere Elegieen von drey verschiedenen Verfassern; durch Inhalt und Versbau empfehlungswerth. *Chiron* der *Alte*, ein paränetisches Gedicht an den jungen Achilles gerichtet, voll nützlicher Lehren für einen jungen Prinzen. Der Vf., der sich mit *K.* bezeichnet, hat auch *madagaskarische* Lieder nach dem Französischen von *Parni* geliefert. *Blanka*, eine Romanze aus dem Spanischen. Sie wird auf Untreue von ihrem zurückkehrenden Gemahl betroffen, will sich zwar anfänglich herausreden, bittet aber am Ende, ihr den Tod, den ihr Verbrechen wohl verdient habe, zu geben. Der Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: *Wie sich eine unbeschäftigte Gesellschaft am besten beschäftigen könne*,

läuft zwar auf einen blofsen Scherz hinaus, ist aber mit der geistreichen Laune durchgeführt, die den Verfasser auch ohne den Anfangsbuchstaben seines Namens (*W.*) leicht errathen läfst. Den Beschlufs macht ein kleiner Epilog von *Göthe* an dieselbe edle Fürstin gerichtet, welcher das Festspiel Paläofron und Neoterpe gewidmet war.

Braunschweig, b. Vieweg: *Taschenbuch* für 1801. Herausgegeben von *Friedrich Gentz*, *Jean Paul*, und *Joh. Heinr. Voss*. 188 S. 8.

An innerm Gehalt und äufserer Eleganz läuft dieses Taschenbuch der fast unübersehlichen Menge seiner Mitbewerber den Rang ab, oder wird wenigstens gewifs von keinem überlaufen. Hr. *Gentz* hat die Geschichte der Unruhen in Frankreich während der Gefangenschaft des Königs Johann von Valois schlicht und wahr erzählt. Hr. *Voss* hat neunzehn lyrische Gedichte eben so mannichfaltig an Inhalt als Versmaafs gegeben. Die erste Ode an Gleim schliefst mit einer rührenden Erscheinung:

Als in dem hehren Gemach, wo vordem Kleist schlummerte, selber
Ich neulich ruht' im Morgentraum,
Leuchtete plötzlich ein Glanz;
Siehe der Sänger und Held mit ätherischem Frühlingslächeln
Erschien und sprach in holdem Laut:
„Friede dir, jüngerer Freund,
„Unseres Gleim, und, lebt' ich, der meinige! Fried' in der Wohnung,
„Wo mich und unsern Lessing oft,
„Seliger Friede gelabt.
„So wie mit Varius einst durch Tiburs Gärten und Flaccus,
„Der sanfte Maro traulich ging,
„Und im elysischen Thal
„Traulich sie gehn mit einander, mit uns und den Barden der Vorwelt,
„Neidlose Seelen, all' in Lieb'
„Ewiger Schöne vereint!
„Auch ein Verbündeter Gleim's des vaterländischen Sängers,
„Und mein, der starb fürs Vaterland,
„Athme den preufsischen Sinn!
„Heilige Religion der Vernunft, sieh Flamme der Gottheit,
„Hätt' überdunkelt Pfaffennacht,
„Waltete Friederich nicht,
„Waltete nicht gleichherzig dem Grofs-Oheime der Jüngling,
„Der, still im Weltaufruhr, ein Fels,
„Hemmt den umwogenden Sturm,
„Der sein glückliches Volk in Fried' und Gerechtigkeit weidet,
„Und sammt der schönen Hirtin gern,
„Musengesänge belauscht."

Diese schöne und wahre Zusammenstellung des jetztregierenden Königs von Preufsen, mit seinem unsterblichen Grofs-Oheim, hat Hr. Catel auf dem Titelkupfer, das das scheidende Jahrhundert und das neue allegorisch vorstellt, sehr verständig nachgeahmet, indem er die Büsten Friedrichs des zweyten, und Friedrich Wilhelms des dritten, unter dem Kupfer in einen Januskopf vereinigt, angebracht hat. Zuletzt liefert Hr. *Jean Paul Richter* die Geschichte der heldenmüthigen Tyrannenmörderin Corday; bey der er mit gutem Erfolge den Sachwalter macht. Der Vortrag ist gröfstentheils von den bekannten Fehlern seiner Manier frey. Indem aber der Vf. den Umstand erzählen will, dafs der Scharfrichter dem abgeschnittenen Kopfe noch eine Ohrfeige gegeben, drückt er ihn ganz unrichtig so aus: „der Henker gab der *enthaupteten Gestalt* noch eine Ohrfeige." Die sehr schönen Kupfer sind von Hn. Franz Catel gezeichnet, und zwar die im Kalender befindlichen nach Gemälden, die aus Italien nach Paris gebracht, und nun dort aufgestellt sind; nämlich die Fortuna nach Guido Reni, der heilige Romualdus nach Ant. Sacchi, die Transfiguration nach Raphael, der heilige Hieronymus nach Dominichino, der todte Christus nach Hannibal Carrachi. Das erste Blatt ist von Buquoi, die folgenden von Petit in Paris, die beiden letzten von Hefs gestochen. Aufserdem verzieren dieses Taschenbuch noch acht Kupfer zu Buttlers Hudibras auf *Coeurkarten* gezeichnet von Soltau, gestochen von Berger. Die Aufgabe, die *Herzen* auf den Coeurkarten in Gesichter zu verwandeln, war ein wenig schwerer, als aus einer Anzahl schwerer Boutsrimés ein Gedicht zu machen, ist aber hier mit eben so gefälliger als überraschender Kunst ausgeführt. Zwölf Monatstabellen zu Bemerkung der Festtage des häuslichen Glücks und des gesellschaftlichen Lebens mit niedlichen Vignetten, und einige Notenblätter mit Compositionen vom sel. Kapellmeister Schulz, tragen zu der mannichfaltigen Ausstattung dieses niedlichen Büchleins das ihrige bey.

1) Düsseldorf: *Niederrheinisches Taschenbuch* für Liebhaber des Schönen und Guten. 1800. Herausgegeben von *Fr. Mohn*. 272 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Niederrheinisches Taschenbuch* — 1801. — Herausg. von *Fr. Mohn*. 276 S. 8.

Man kann nicht in Abrede seyn, dafs dieses Taschenbuch sich durch Anlage und Ausführung über die meisten seiner Titelverwandten sehr weit erhebt, und dafs es nicht einen blofs vorübergehenden Zeitvertreib verschafft, sondern für den Kunstfreund einen dauernden Werth behält. Die Abhandlung *über die Gränzen der Kunst* (nämlich der Malerey) ist voll richtiger und feiner Bemerkungen. Die fortgesetzte Beschreibung der Düsseldorfer Gallerie unterhält durch Lebhaftigkeit des Vortrags und belehrt durch kritische Reflexionen, die den denkenden Künstler und unpartheyischen Kenner verrathen. Hierauf folgen biographische Nachrichten von *Rembrand* van *Ryn*, Ra-

Raphael Sanzio von *Urbino*, *Karl Dolci*, oder *Dolce*, *Lucas Jordane* (*Giordano*), *Gottfried Schalken*, *Domenico Zampieri* (gewöhnlich *Dominichino* genannt) *Franz Albano*. Dazu gehören Rembrands Porträt, als Titelkupfer; der heilige Johannes in der Wüfte von Raphael; eine Madonne mit dem Jefuskinde von Dolce; die Verfuchung Chriſti von Giordano; die klugen und thörichten Jungfrauen von Schalken; die Sufanne im Bade von Dominichino; Venus und Adonis von Franz Albano, fämmtlich nach Gemälden der Düſſeldorfer Gallerie copirt. Die Copieen ſind ſo gut gearbeitet, als man nach dem kleinen Format der Blätter immer verlangen kann. Sie würden ſchon allen Dank verdienen, wenn ſie auch nur von der Anordnung der Gemälde eine anſchauliche Vorſtellung gäben; ſie leiſten aber wirklich viel mehr als dieſes.

Im Taſchenbuche für 1801, findet man auſser den Fortſetzungen, ein ſehr ſchönes Porträt des Anton van Dyck als Titelkupfer, die Heimſuchung Mariä von Adrian van der Werff, eine heilige Familie von Camillo Procaccini, den Bethlehemitiſchen Kindermord von Hannibal Caraccio, eine Grablegung von Ludwig Caraccio, Simſon bey der Delila von den Philiſtern gefangen, von *Rubens*, das jüngſte Gericht, von ebendemſelben, meiſt ſchön geſtochene Blätter, nebſt der biographiſchen Charakteriſtik dieſer Meiſter.

Als eine Probe des untadelichen didaktiſchen Stils, heben wir das Urtheil über Rembrand aus:

> Sein ganzes Leben hindurch ſpielte er die Rolle eines Sonderlings. So gemein und niedrig wie ſeine Phyſiognomie, war auch ſeine Denk- und Handlungsweiſe. Sein ganzes Weſen war plump und bäuriſch, und ſeine Art ſich zu kleiden, lächerlich und abgeſchmackt. Er war eben ſo wenig darauf bedacht, ſeine Sitten und Manieren im Umgange mit wohl erzogenen Menſchen zu verfeinern und zu veredeln, als wiſſenſchaftliche Kenntniſſe zum Vortheile ſeiner Kunſt einzuſammeln. Nur der Umgang mit Leuten aus der gemeinſten Volksklaſſe machte ihm Vergnügen, weil ihm derſelbe keinen Zwang koſtete. Nehmen wir nun noch hinzu, daſs er durch ſeine ſchlechte Haushaltung ſich nicht allein ſelbſt ins Elend ſtürzte, ſondern auch zum Betrüger an ſeinen Gläubigern ward: ſo werden wir wohl eingeſtehen müſſen, daſs Rembrand als Menſch betrachtet, keiner beſondern Aufmerkſamkeit werth iſt. Aber deſto mehr Aufmerkſamkeit verdient er als Künſtler. Er zeichnete freylich nicht ſchön, nicht edel. Eine Sammlung von alten Stoffen und Kleidungsſtücken, von Piken und ſeltenen Waffenrüſtungen machte ſein Antikenkabinet aus, in welchem die höhere Schönheit keinen Zutritt hatte. Die eigentliche Antike kannte er nicht, und war ein Verächter derſelben. Ihm genügte die gemeinſte Natur ohne alle Wahl. Seine gemeine Art zu denken, ſowohl, als ſein gänzlicher Mangel an Kenntniſs der Anatomie, der Perſpectiv, und des Ueblichen muſsten in ſeinen Werken nothwendig Fehler über Fehler erzeugen, die der Kenner nicht ſo gutwillig, als der durch ſein lockendes Colorit geblendete Liebhaber, verzeiht. Aber bey dem allen bleibt Rembrand ein ſchätzbarer Meiſter in der Kunſt, deſſen Werke, als Nachbildungen der gemeinen Natur betrachtet, Bewunderung verdienen, und der, beſonders als Porträtmaler, des Ruhms, den er erhalten hat, nicht unwerth iſt. Und was iſt es, was ihm den Ruhm der Kenner ſichert? — Sein markigter, kraftvoller Pinſel, ſeine vortreffliche Beleuchtungsart, ſein lockendes Colorit, ſeine Kenntniſs des Helldunkels, die täuſchende Rundung ſeiner Figuren, die weiſe Benutzung ſeiner Wiederſcheine, und der auſserordentliche Effect ſeiner Gemälde, werden denſelben nie ſinken laſſen.

Von den beygefügten Gedichten können wir nichts ſagen, als daſs man im Durchſchnitt genommen, als mit einer Zugabe, mit ihnen vorlieb nehmen muſs.

Berlin, b. Maurer: *Nicotiana* oder *Taſchenbuch für Tabaksliebhaber zur Unterhaltung für Tabaksraucher und Schnupfer*, auf das Jahr 1801. Ein kleiner Beytrag zur Geſchichte der Gewohnheiten und des Luxus. 1801. 237 S. 8.

Vor einigen Jahren erſchien ein *Taſchenbuch für Dintenfreunde;* unmöglich konnte dieſs auf ſo viele Leſer Anſpruch machen, als eins für Tabaksliebhaber. Das gegenwärtige iſt für ſeine Beſtimmung recht wohl angelegt. Zuerſt eine kurze Geſchichte des Tabaks. Dann Beyſpiele geiſtlicher Ereiferung gegen den Tabak; unter denen der Kanzler Jäger in Tübingen in einer Buſspredigt die Worte gebrauchte; „Sie ſaufen, ſie freſſen, ſie huren, ſie buben, ſie rauchen *ſogar* Tabak.“ Hierauf Anekdoten. Benedetto Stella leitet das Wort *Tabak* von *Et ab hac* her, weil ein Patient, der von der Luſtſeuche angeſteckt, ſich mit Tabak curirt hatte, auf ein Bündel Tabaksblätter *Et ab hac* ſc. *planta ſanatus ſum* geſchrieben hätte! Botaniſche Beſtimmung des Tabaks. Tabaks-Cultur, Tabaksbau in verſchiedenen Ländern, Tabaksfabrication, Kennzeichen der Güte des Tabaks, Tabaksſorten, Tabakspfeifen und deren Attribute; auf zwey Kupfertafeln ſind verſchiedene zum Theil ſehr bizarre Formen von Pfeifen abgebildet. Schnupftabaksdoſen, Sitten und Gebräuche verſchiedener Nationen in Anſehung des Tabaks. Philanders v. Sittewald Tabaksteufel. Er ſagt unter andern: „Die Tabakſäufer ſind doch eigentlich nur den beſeſſenen Menſchen zu vergleichen, welche man beſchwöret. Jedoch ob ihnen ſchon der giftige Rauch und Geſtank zum Hals herausfähret, bleiben ſie nichts deſto minder ohne Unterlaſs mit dem Tabaksteufel beſeſſen, an dem ſie abgöttiſcher Weiſe henken, und rühmen denſelben über Himmel und Erden als ihren Gott, und trachten, wie ſie jedermann zu gleicher Thorheit bereden mögen. Aber deſto beſſer lernen ſie alſo den Höllenrauch gewöhnen. *Probatum et pronuntiatum*“ — *Johann Laſſenius* Gedanken vom Gebrauch des Tabaks. Er findet mit Recht *beſtialiſch*, wenn einer in *einem* Tage 40, 50, und mehrere Pfeifen *ausſaufe*. — Raiſonnement eines Satyrikers über den Tabak, aus Valentin Neiner's neu ausgelegten curioſen Tändelmarkt der jetzigen Welt. Naiv iſt der Einfall, die Antwort des Hauptmann's von Capernaum: „*O Herr ich bin nicht würdig, daſs du eingeheſt unter mein Dach;*“ folgendermaſsen zu amplificiren: „denn er dachte bey ſich ſelbſten: Was? Soll der groſse Prophet zu mir ins Haus kommen? Meine Zimmer ſtinken ja von Rauchtabak, wie eine Wachtſtuben; es iſt bey mir alles unordentlich, die Erde iſt voll mit Speichel und Unflat; bald liegt da, bald dort ein Stritzel.

Tabak — — mein Gott wie es halt bey den Soldaten hergehet. Nein auf keine Weis, ich bin es nicht würdig.“ — Medicinischer Nutzen des Tabaks. Synonymische Benennungen. Bibliographie des Tabaks. Ein Brief voll Gründe gegen den Tabak. Statt der Antwort wird auf die Schlufsvignette verwiesen, die einen phlegmatischen Tabaksraucher vorstellt mit dem Motto: *Maxima est vis vetustatis et consuetudinis.*

Leipzig, in Comm. b. Leupold: *Satyrischer theologischer Kalender auf das Jahrhundert* 1800. Zu allerley Nutz und Anwendung. 228 S. 8. (12 gr.)

Man ist schon zu sehr an den Mifsbrauch des Ausdrucks „*satyrisch*“ gewöhnt, als dafs man eine, sich als satyrisch ankündigende Schrift mit grofsen Erwartungen in die Hand nehmen sollte. Eine Probe von dem satyrischen Witze des Vf's. von gegenwärtigem Kalender, die Rec. nimmt, wie sie ihm gerade vorfällt, wird hinreichend seyn, um unsern Lesern zu zeigen, was sie hier zu suchen haben. S. 17. Redet der Vf. von der Bedeutung des Worts „*Kantianisch.*“ Nachdem er erzählt hat, dafs ihm weder *Mellin's* Wörterbuch, noch die Berliner Monatsschrift, darüber Auskunft gegeben habe, fährt — folgendermafsen fort. „Ich war mir also selbst überlassen. Es lag mir gerade Stocks clavis hebr. linguae zur Hand. Da fand ich, dafs *ani*, אני soviel bedeute, als *ich* oder *ego*. Und so schien es mir nun einzuleuchten, dafs ein Kantianer, ein Geschöpf wäre, (sey) das unter die Kantische Race, wie die Gemse unter das Geschlecht der Ziegen gehöre; dafs er aber denn doch darin von einem Kantischen Menschen unterschieden sey, dafs er vielleicht auf seiner Sirne oder vor seiner Stirne, ein Horn trage, wie die Gemsen, mit dem er alles um und neben sich leicht aus dem Wege räume. Und gerade so wird es auch in der Naturgeschichte erzählt, sollen es die Gemsen machen, wenn sie sich von einem Alpenabhange zum andern stürzen, dafs sie mit den Hörnern oder mit dem Kopfe zuerst an den Felsen, von dem sie sich schwingen wollen, ansetzen, und so durch die Schwungkraft erhoben über Abgründe setzen, und auch mit der Stirne oder mit den Hörnern zuerst wieder an dem entgegenstehenden Felsen, an dem sie anprallen, sich aufstützen, vermuthlich um sich vor Beinbrüchen zu sichern. Und ist es nicht eben so mit den Kantianern, die von ihrem Ich sich erheben, und mit diesem auch zuerst bey jedem Gegenstande ankommen.“ — Den gröfsten Theil des Kalenders nehmen Bemerkungen über neue Schriften, z. B. von *Niemeyer*, *Ammon*, *Niethammer*, *J. E. C. Schmidt*, *Herder*, *Kiesewetter*, *Grohmann*, *Göthe*, *Fichte*, *Tieftrunk*, u. s. f. ein. Jedem Buche sind einige Kalenderzeichen, um es dadurch zu charakterisiren, beygesetzt. Oft würde man aber die Bedeutung dieser Zeichen nicht errathen, wenn der Vf. nicht erklärende Anmerkungen zugefügt hätte; oft sind auch diese nicht einmal hinreichend, um die Absicht des Vfs. verständlich zu machen. Nur ein Beyspiel. S. 171. wird *Fichtes* Versuch einer Kritik aller Offenbarung mit dem Zeichen des Krebses vorgeführt, und folgende Anmerkung zugesetzt. „Der Setzer hat hier einen Fehler begangen. Denn der Krebs sollte roth aussehen. Statt dessen hat er einen lebendigen, einen schwarzen, genommen: Das Buch ist ja längst, wie alle Hypothesen dieses Schicksal haben, vergessen, und durch das grofse Feuer der Kritik in der Jenaischen Literaturzeitung zu Tode gesotten.“ — Wie man sieht nimmt des Vf. Satyre hier völlig den Krebsgang; er irrt sich eben so gröblich in *facto*, als in der Anwendung. Sind aber schlechte Bücher mit Krebsen, und die Kritik mit dem Siedefeuer zu vergleichen, so können wir versichern, dafs dieser satyrische Krebs, als von selbst schon abgestanden, der Kritik die Mühe erspart ihn erst roth zu sieden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Leyden*, b. D. du Mortier und Sohn: *Bydragen betreffende den Staat en de Verbetering van het Schoolwezen in het Bataafsch Gemeenbest. Eerste Stuk.* 1800. (10 Stüb. Holländ.) Diese Zeitschrift, wovon alle drey Monate ein Stück erscheinen soll, ist insbesondere für die Schullehrer bestimmt. Sie soll alle Vorschriften und Verordnungen von dem Agenten der National-Erziehung, welche das Schulwesen betreffen, enthalten. Zugleich liefert sie Beurtheilungen und Anzeigen der nützlichsten und wichtigsten Erziehungsschriften; Abhandlungen über Gegenstände, die für die Schullehrer interessant sind, und bey dem Schulunterricht können gebraucht werden, und Nachrichten von dem Zustand des Schulwesens in der Batavischen Republik, und in andern Ländern. In der Einleitung zu diesem ersten Stück wird gezeigt, dafs der Unterricht der Jugend die Grundstütze der nationalen Sittlichkeit und Wohlfarth ist. Darauf folgt das Memorial, welches der Agent der National-Erziehung bey der ausübenden Gewalt eingereicht hat, und die künftige Einrichtung und nothwendige Verbesserung des Schulwesens betrifft. Unter den beurtheilten Schulschriften findet man die hollandische Uebersetzung von *Niemeyers* Grundsätzen der Erziehung und den ersten Theil der Schrift von *Rogge: Leevensgeschiedenissen voor jonge Lieden*, welcher die Lebensbeschreibung von *de Ruiter* enthält. Die Rede über die Würde eines Kindes von J. de Kruyff verdienet hier eine Stelle. Zuletzt stehet eine Nachricht von der Einrichtung der Niederdeutschen Stadt-Armenschulen zu Amsterdam. Wir zweifeln nicht, dafs die Fortsetzung dieser Schrift vielen angenehm und nützlich seyn wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Gedichte*, von *Sophie Mereau*. *Erstes Bändchen*. 1800. 151 S. 8.

Wenn zeither, da die Stücke dieser geistvollen Dichterin einzeln erschienen, es den Freunden ihrer Muse nicht unbemerkt blieb, dafs es nur ein bestimmter Kreis von Empfindungen sey, in dem sich ihre Phantasie bewegt: so erhält diese Bemerkung jetzt, wenn man diese Sammlung durchliest, noch mehr Deutlichkeit und Gewifsheit. Tiefes Gefühl für die sanfte Harmonie der Natur und Beziehung derselben auf das Geistige, ein unendliches Sehnen nach geliebten Bildern, das nicht befriedigt wird in dieser begränzten Wirklichkeit, ein schwermüthiger Kampf zwischen beglückenden Phantasien und kalten, jene schöne Dichterwelt zerstörenden Zweifeln, eine Begeisterung, die sich mittheilt und mit sich fort zieht, — wehen durch die mehresten ihrer Lieder; und wohl ihr, dafs sie, ihrer Natur treu, diese Eigenthümlichkeit nicht überschreitet, und sich, mit besorglicher Weiblichkeit, in dem Gebiete ihres Genius hält! Mit gefälliger und nicht geringer Kunst weifs die Dichterin die Sprache zu gebrauchen, und durch sie, ohne Haschen nach kühnen Wortbildungen (wenige Ausnahmen abgerechnet), Naturscenen mit einer Wahrheit darzustellen, und ihre Gefühle mit einer Neuheit auszudrücken, die ihr, in Verbindung mit ihren andern Eigenschaften, einen eben so entschiedenen Rang über *alle* zeitherige deutsche Dichterinnen giebt, als ihn die Prosa der Frau von *Berlepsch*, nach des Rec. Gefühl, über alles ähnliche hat, was in unserer Sprache von ihrem Geschlechte herrührt.

Wahr und ergreifend singt sie S. 19. im *Dichterglück* die unnennbaren Freuden der Phantasie und des dichtenden Geistes:

Und des Lebens heilge Zwecke walten
ihm vorbey, als heitre Lichtgestalten;
ihm, der selbst ein Schöpfer ist, enthüllt
sich des Daseyns räthselhaftes Bild.

Trauert er, fühlt alles seine Leiden;
Die Natur weint selbst in seine Saiten
und des Herzens ungestümer Drang
stimmt sich zu der Wehmuth mildern Klang.

Doch, wer schildert seine Seligkeiten,
wenn die Liebe bebt durch seine Saiten?
Götter neiden dies zu hohe Glück,
rufen bald es zum Olymp zurück.

O beglückt, dem, freundlich aufgeschlossen,
Aetherblumen aus der Erde sprossen,
dem Natur, im Busen frey und grofs,
der Begeistrung Götterfunken gofs!

Aetherblumen, *Aetherrosen* — kommen noch oft (z. B. S. 127. 129.) in diesen Liedern vor, ohne dafs Rec. diesem neugewagten Bilde Haltung und Anschaulichkeit abgewinnen kann. Bey *Aether*, von Gesichtsgegenständen gebraucht, mischt sich immer die Nebenidee von Farbe mit ein; *Aetherhain* S. 125. geht schon eher, wo man es leicht für Hain des Himmels, himmlisch schöner Hain, ohne andere störende Nebenidee nimmt. — Auch kann es in dem letzten der angeführten Verse nicht heifsen: *im* Busen, da die Bewegung, die im Giefsen liegt, hier offenbar den vierten Casus erfodert, der niemals in das *im* contrahirt werden kann. — Im Nachtlied der Hirtin S. 22.: „*Und bist der Liebe süfsen Qual wohl nimmer dir bewufst*“ — erfodert das Gesetz der Sprache *süfser Qual*, welches man gleich bestimmt fühlt, sobald man sich ein Wort männlichen Geschlechts vorher denkt, z. B.: „Und bist des Herzens süfser Qual etc. Freylich giebt: *der Liebe süfser Qual* — hier einen Uebelklang, und deswegen müfste der ganze Gedanke anders ausgedrückt oder gewendet werden.

In dem Gedicht Nr. 125.: *Psyche an Amor*, läfst sich die Grundidee, „die liebende Seele findet sich nur endlich vom Genius des Todes verstanden, und ihrem Glück, der himmlischen Liebe, entgegengeführt,“ — mehr errathen, als dafs sie bestimmt daraus hervorginge. Daran ist vorzüglich die eilfte Stanze schuld, wo es ungewifs bleibt, auf wen das:

Du warst es, du, dem beym Genufs des Schönen
im innigsten Zusammenklang
bey jeder Kunst, gelehrt von Göttersöhnen,
sich meine Seele froh entgegen schwang. —

sich beziehe. Auch ist es hier der bessernden Feile entgangen, dafs der Vers: „*im innigsten Zusammenklang*,“ — nach dem angenommenen Sylbenmaafse einen Fufs zu wenig hat.

Ein glücklicher Gedanke, und mit Geist ausgeführt, ist es, die verschiedenen *Eindrücke des Frühlings* zu schildern, S. 130 ff.: wie das Kind, der Unglückliche, die Reisenden, die Mutter, der Zufriedene, die Schwärmerin — dieses Fest der Natur feyern; aber durch ein Versehen, das der Verleger auch schon öffentlich angezeigt hat, geht dieser feine Gedanke jetzt verloren, wenn man nicht S. 147. die

Ueberſchrift ausſtreicht, und es mit dem vorigen verbindet. Auch die Seitenzahl iſt verdruckt, weswegen jeder Beſitzer den verſprochenen umgedruckten Bogen von den Buchhandlungen abfodern mufs.

Vergleicht man die frühern Bekanntmachungen dieſer Gedichte mit der jetzigen Sammlung: ſo erkennt man aus den im Durchſchnitt glücklichen Correcturen, die Sorgfalt und das richtige Gefühl der Vfn. So hiefs es in dem lieblichen Liede: *Feuerfarb.* das allein ſchon der Dichterin ſo vielen Beyfall erworben hat, in der erſten Ausgabe. (Journ. des Lux. u. d. Mod. 1792. S. 377.)

Wohl blühet in lieblicher ſanfter Geſtalt
die glühende Roſe, doch bleichet ſie bald.
Drum weihte zur Blume der Liebe *man ſie;*
ihr Reiz iſt *unendlich*, doch welket er früh.

Jetzt lieſt man dafür:

Wohl reizet die Roſe mit ſanfter Gewalt;
doch bald iſt verblichen die ſüſse Geſtalt.
Drum ward ſie zur Blume der Liebe geweiht;
bald ſchwindet ihr Zauber vom Hauche der Zeit.

Nicht ſo glücklich iſt die Correctur in der ſiebenten Stanze deſſelben Liedes:

Warum ich, ſo fragt ihr, der Farbe ſo hold,
den heiligen Namen der Wahrheit gezollt?
Weil flammender Schimmer von ihr ſich ergieſst,
und trotzende Dauer ihr Eigenthum iſt.

Wofür es jetzt heifst: *„und ruhige Dauer ſie ſchützend umſchlieſst.“* Dauer umſchlieſst ſchützend eine Farbe? — Hinwiederum zeugt es von dem feinen Sinn, mit welchen Madame *Mereau* oft gleich bey ihrem erſten glücklichen Wurf arbeitet, dafs die *Landſchaft* (S. 51.), der unter den maleriſchen Gedichten in unſerer Sprache mit Recht ein hoher Rang gebührt, bis auf das kleinſte Wort ſo hat bleiben können, wie ſie die Dichterin im Schillerſchen Muſenalm. von 1797 bekannt machte. — Im *Andenken* S. 42. iſt nur eine Stelle geändert; im Schillerſchen Muſenalm. hiefs es:

Athmet von Lüftchen bewegt die Linde mit ſtillem Gefäuſel
Wähn' ich, es beb' um mich leiſe dein zärtlicher Laut.

Jetzt: „Wähn' ich, es athme darin leiſe u. ſ. w.“ — In der meiſterhaften Elegie, *Schwärmerey der Liebe*, S. 23. die der Feile auch ſo wenig Gelegenheit darbot, dafs ſie ganz ſo wie im Schillerſchen Muſenalmanach von 1799 geblieben iſt, erwartete Rec. eine Aenderung in der 23 Stanze, um die Dunkelheit, die ſie für ihn hat, gehoben zu ſehen:

Doch Selmar, nein! Kann Liebe untergehen?
Ward die Natur ſich ſelbſt je ungetreu?
Kann Harmonie wie Frühlingshauch verwehen?
Und wird *dein Ideal dir wieder neu?*

Doch, ſie ſind es werth, dieſe lieblichen Früchte einer ſo zarten Phantaſie und einer ſo hinreifsenden Begeiſterung, dafs die edle Dichterin noch oft zu ihnen zurückkehre, um ſie nach ihrem feinern Auge und feinen Gefühl der Nachwelt ſo fleckenlos zu übergeben, als es ihr möglich iſt.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin u. Comp.: Dr. *Eduard Young's Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unſterblichkeit:* mit Conſtructionen und erläuternden Anmerkungen erleichtert von *G. F. Herrmann*, M. A. Lehrer am Lyceum zu Wismar. 1800. 640 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine ähnliche Bearbeitung von *Thomſon's* Jahrszeiten, durch den nämlichen Herausgeber, iſt ehedem in dieſen Blättern (1798. Nr. 292.) angezeigt worden. Abſicht und Einrichtung ſind bey der gegenwärtigen Arbeit beynahe dieſelben; und es war dabey theils Beförderung und Erleichterung des engliſchen Sprachſtudiums, theils auch Verbreitung edeln ſittlichen Gefühls, das Hauptaugenmerk. Zudem glaubt der Herausgeber, dafs Wahrheiten und ſchöne Gedanken in einer fremden Sprache oft weit beſſer gefallen und tiefern Eindruck machen, als wenn ſie in der Mutterſprache vorgetragen werden. In der Vorrede findet man die Hauptzüge aus *Young's* Leben angeführt. Seiner poetiſchen Werke wird darin jedoch zu unvollſtändig und ſummariſch, und der proſaiſchen gar nicht gedacht. Auch hätte ſein dichteriſcher Charakter, ſeinen Tugenden und Fehlern nach, genauer gezeichnet werden ſollen, um ſo mehr, da dieſe Ausgabe vornehmlich für junge Leſer beſtimmt iſt, die gar leicht durch *Young's* Manier geblendet, und von der Liebe zur edeln, natürlichen Einfachheit entfremdet werden können. Dafs die Klagen oder Nachtgedanken eigentlich nur zerſtreute Gedanken, ohne Zuſammenhang hingeſchrieben ſeyn ſollten, daran glaubt Rec. mit Recht zweifeln zu dürfen. Ein feſter, leicht überſehbarer Plan mangelt ihnen freylich; aber die öftern Ausweichungen auf andere Gegenſtände waren vielmehr Folgen der zu lebhaften und bilderreichen, oft nur allzu üppigen, Phantaſie des Dichters. Eben ſo wenig möchten wir ſie zu den *vorzüglichſten* Werken der Engländer rechnen. Ueber ihren Werth und Unwerth hat die Stimme der engliſchen Kunſtrichter längſt entſchieden; und es wäre gar nicht überflüſſig geweſen, die Reſultate wenigſtens von *Johnſon's* u. a. Urtheilen hier anzuführen. Dafs dieſs Gedicht eine Zeitlang in Deutſchland ſo viel Glück machte, war wohl weniger eine Wirkung ſeines vorzüglichen Werths, als des günſtigen Umſtandes, dafs es zu einer Zeit, wo die engliſche Dichter-Literatur noch nicht ſonderlich unter uns bekannt war, von dem ſel. *Ebert* mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt überſetzt, und nachher von ihm mit einem reichhaltigen Commentar begleitet wurde. Die Wendung, welche *Klopſtock* der deutſchen Poeſie gab, das Lob, welches dieſer Dichter dem Engländer ertheilte, und der eine geraume Zeit hindurch herrſchende Hang deutſcher Poeten zum Ernſt und zur Schwermuth, waren ohne Zweifel mitwirkende Urſachen dieſes Beyfalls. In der Folge verkannte

kannte man dagegen nicht selten *Young's* wahres Verdienst über seine nunmehr eingesehenen Fehler und Auswüchse. Jetzt wär es also Zeit, beides gegen einander abzuwägen, und die Schale der Kritik wieder in gerechteres Gegengewicht zu bringen; und das hätte, wie gesagt, bey dieser Gelegenheit, und wegen der nächsten Bestimmung dieser neuen Bearbeitung vornehmlich geschehen müssen. Zu Anmerkungen und Erläuterungen der Sprache und Schreibart geben übrigens die Nachtgedanken vielleicht mehr Anlass und Aufforderung, als irgend ein anderes Lehrgedicht der Engländer. In dem Ebertschen Commentar fand indess der Herausgeber sehr viel, wo nicht alles, vorgearbeitet; und er gesteht auch selbst, dass er denselben, so oft er zur Erklärung und Erläuterung des Textes beytrug, benutzt habe. Die Uebersetzung selbst leistete ihm in dieser Absicht nicht unbeträchtliche Dienste. Ueberflüssig wurde jedoch dadurch diese Art von Ausgabe nicht; denn es ist nicht jedes Lesers Sache, alle die weitläuftigen Anmerkungen in vier Bänden durchzulesen, wenn es ihm blos um Wortverstand des englischen Texts zu thun ist. Dazu kommt, dass hier, wie auch beym *Thomson* geschehen ist, die Wortfolge durchgehends, wo sie irgend schwierig ist, in den Noten nach der gewöhnlichen Weise geordnet ist. Vielleicht möchte dies etwas zu oft, und zuweilen selbst bey manchen gar nicht schwierigen Stellen geschehen seyn; denn ganz ungeübte, und mit der englischen Dichtersprache völlig unbekannte Leser, werden sich doch schwerlich an diese Lectüre machen. Bey den Erklärungen einzelner Wörter sowohl als des Sinnes und der Sachen, hat sich der Vf. fast durchgehends an die Ebertsche Uebersetzung und Erläuterung gehalten. Dadurch aber ist manchmal dem englischen Worte ein deutsches beygesetzt, das wohl in einer Uebersetzung, nicht aber in einem Vocabular stehen durfte! Z. B. gleich zur ersten Zeile steht in der Note: *Restorer*, *Labsal*, *Wiederherstellet*. Dies letzte Wort hätte wenigstens zuerst stehen, und jenes nur als den Sinn ausdrückend, oder lieber gar nicht, beygefügt werden sollen. In der Construction ist auch diese erste Zeile:

Tir'd nature's sweet restorer, balmy Sleep!

unrichtig mit dem Worte *come!* ergänzt, als ob der Schlaf nämlich von dem Dichter herbeygerufen würde. Es ist vielmehr ein klagender Ausruf, eine Beschwerde über die Partheylichkeit des Schlafs. — S. 99. wird die sehr bekannte Redensart: *to run mad*, die nichts weiter heisst, als: wahnwitzig werden, durch: *wahnsinnig herumirren*, erklärt. In *Ebert's* Uebersetzung steht freylich: „wo der Geist im Labyrinthe der Einbildung wahnsinnig herumirrt;" aber die Worte: *where Thought in Fancy's Maze runs mad*, heissen vielmehr: wo der Geist im Labyrinth der Phantasie (vom Umherirren) wahnsinnig wird. — S. 240. passt die in der Note von *the Ring* angegebene Bedeutung: „ein Kreis herumstehender Personen, Zuschauer etc." gewiss nicht auf den Ausdruck:

And raffles for the Death's-Head on the Ring.

Die angeführte Ebertsche Uebersetzung: „und würfelt „um den Todtenkopf auf dem Ringe," ist unstreitig richtig, und die von dem Herausgeber vorgeschlagene anderweitige Auslegung dieser Stelle unrichtig; denn da müsst' es *in the Ring* heissen. — Dergleichen Erinnerungen liessen sich mehrere machen; sie benehmen indess dieser Arbeit nicht den Werth und Nutzen, welchen sie sowohl für den Sprachlehrer als für den sich selbst unterrichtenden Leser haben kann.

London: *Fragmente in Yorick's Manier.* Aus dem Englischen. Mit drey Kupfern. 1800. 164 S. 8. (20 gr.)

Nicht leicht fand ein neuerer Schriftsteller unter seinen Landsleuten sowohl als im Auslande, so viele Nachahmer als *Sterne*. Die es absichtlich wurden, verfehlten gemeiniglich des Ziels; und deren waren nur wenige, die innern Beruf zu dieser Nachfolge, eine gleiche Stimmung der Laune und Ansicht der Dinge mit der leichten und originalen Gabe eines ganz eigenthümlichen, warm aus der Seele kommenden, Vortrags verbanden. Gegenwärtige Fragmente, die vor zwey Jahren in England erschienen, gehören zu den besten Nachbildungen dieser Manier. „Wenn „ich, sagt der Vf. in der Anrede *an Yorick's Schatten*, „wenn ich von dir geschaffnen Wesen die Sprache „lieh: so wars nicht Eitelkeit, die mir die Feder da„bey führte! Wenn deine Feder dich beherrschte, „nicht du sie: so beherrschen mich meine Launen, „nicht ich sie." — Und am Schluss dieser Anrede giebt er es als Zweck seiner Nachahmung an, den Quellen von Yorick's Gefühlen tiefer nachzuspüren. Und wirklich findet man hier jene menschenfreundliche Empfindsamkeit, jenes edle Pathos, und eine sehr glückliche, wirkungsvolle Simplicität der Sprache wieder, die in *Sterne's* Werken so viel Anziehendes hat. Eben die Personen, die in diesen vorkommen, findet man hier wieder handelnd und redend eingeführt, und so wahr und treffend, dass man sie nicht von fremder Hand eingeführt glaubt. Die Uebersetzung verdient im Ganzen alles Lob der Treue und Eleganz; ein paar Unrichtigkeiten sind indess dem Rec. doch aufgestossen. S. 13. steht: „Sie fech„ten für die *Vernichtung* des Staatskörpers, schrie „Doctor Sloop." Im Englischen: *for the evacuation of the body politic*, für die *Ausleerung* des Staatskörpers, zur Reinigung von seinem Unrath. S. 17. ist das glückliche Bild des Originals von dem Glücke friedlicher Ländereyen: *where Industry may smile upon her plough, while the Dove resteth upon it*, nicht in der Uebersetzung getroffen: „wo der *Fleiss* „seinem Pfluge lächelt, und die Taube ruhig sitzt." Vielmehr: „wo Arbeitsamkeit auf ihren Pflug hin„lächeln kann, indess die Taube darauf ruht." — Mehr noch ist bald hernach der Sinn der Worte des Onkels Toby: *Time will improve it*, verfehlt. Nicht: „die Zeit wirds *lehren*," sondern: „die Zeit „wird sie (die Religion) *verbessern*." Denn darüber wird Dr. Sloop so ergrimmt, der die katholische Religion für unverbesserlich hält. — Vorzüglich wird

das

das letzte Fragment: *Anna*, ein Gegenstück zu Sterne's Maria, dem mitfühlenden Leser gefallen. Druck und Papier sind von ähnlicher Sauberkeit, wie die drey von *Küffner* gestochenen Kupferblätter.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Gräff: *Englische Sprachlehre für Deutsche*, zum Gebrauch beym Unterricht, von *F. G. Canzler*, der Philosophie Dr. und Privatlehrer zu Göttingen. 1800. 8. (1 Rthlr.)

Was der Vf. in der ersten Ausgabe dem Publicum als blossen Versuch vorlegte, das überliefert er jetzt in einer veränderten und erweiterten Form. Dass auf die Stellung und Bearbeitung des Ganzen viel Fleiss verwendet worden ist, fällt, in Vergleichung mit der frühern Probe, genug in die Augen. Der erste Theil enthält die eigentliche Sprachlehre, der zweyte vermischte Bruchstücke von englischer Prose und Poesie, der dritte deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Englische. Brauchbar ist jeder Theil unstreitig; auch dürfte die vorangeschickte Literarnotiz nebst der Einleitung, worin von dem Ursprunge, den Verwandschaften und den Fortschritten der englischen Sprache gehandelt wird, dem Anfänger willkommen seyn. Die Aufsätze zum Uebersetzen ins Englische gehen von dem Leichten zum Schwerern fort, und sind in dieser Rücksicht manchen andern Werken der Art vorzuziehn. Nur findet Rec. den Abschnitt von der Aussprache im ersten Theile sehr mangelhaft, da doch auf diesen Gegenstand so viel ankommt. S. 10. z. B. soll *a* in *able* kurz seyn. Es ist aber nach Walker, Sheridan etc. gleichtönend mit dem *a* in *fate*. Eben daselbst macht der Vf. *gave* so kurz wie *have*, und *there*, *where* gleichlautend mit *were*; auch dichtet er daselbst dem Worte *frice* ein kurzes *i* an. Die Engländer sprechen aber *gehw*, *häw*, *dhehr*, *wehr*, *uer*, *frihfs*. — Nach S. 11. soll *i* in *avarice* wie *ei* lauten. Walker und Sheridan hingegen geben ihm ein kurzes *i*, und mit ihnen alle Engländer. — S. 12. erscheint *feral* mit dem kurzen *e*, *bifid* in der ersten Sylbe mit dem kurzen *i*, *bofom* in der ersten Sylbe mit dem kurzen *o* fast *a*. Sie werden aber *fihrăl*, *beifid*, *bufŏm* ausgesprochen. — S. 13. lehrt das *y* in *typographer* wie ein kurzes *i* hören zu lassen. Alle Orthoepisten legen ihm aber den Laut *ei* bey. In *acorn* ist *a* nach Walker, Entick etc. lang, nicht kurz, wie der Vf. meynt. Er hat S. 14. *climberer* selbst gemacht; die englischen Wörterbücher lehren nur *climber*. — S. 15. soll *fort* wie *port* lauten. Hr. C. hätte sich aber aus dem Walker belehren können, dass dieser eine solche Aussprache verwirft. — Nach S. 17. soll *pull* ein gleichtönendes *u* mit *muft* haben, da doch jenes anders klingt wie dieses. Eben so unrichtig wird S. 19. *calf* und *half* einerley Vocallaut mit *bald*, *fcald* zugeschrieben, und S. 24. *hear* mit *great*, *tear* u. s. w. Aus diesen wenigen Angaben, welche Rec. leicht mit einigen Dutzenden vermehren könnte, sieht der Sprachkundige zur Genüge den eigentlichen Werth dieses Abschnitts.

KLEINE SCHRIFTEN.

Religionsschriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Kurzer Leitfaden zum christlich moralisch religiösen Unterricht für Confirmanden*. 1800. 16 S. 8. — Mehr als irgend einer von den bisher vorhandenen Leitfäden zum Religionsunterrichte entspricht dieser den Ideen und Wünschen des Rec. Denn er ist nicht nur nach moralischen Grundsätzen, ohne Beymischung des Geschichtlichen, sondern auch in aphoristischer Form und nach einem wohlgewählten Plane abgefasst. Nach vorausgeschickter Erklärung der Begriffe: Religion, christliche Religion und einigen Winken über Person, Verdienste, Schicksale Jesus, und über die Schriften der christlichen Religionsverfassung etc. folgt nun der gedrängte Grundriss der Tugendlehre selbst, wobey der Vf. von den ersten Gründen der praktischen Philosophie ausgeht. Er erklärt zuerst die zum Verstehen des Ganzen nothwendigen Begriffe: Tugend, gesetzmäfsig, aus Pflicht etc., giebt die allgemeinen Bedingungen der Pflichterfüllung an, und stellt sodann die einzelnen Selbst- und Menschenpflichten nach den beiden Hauptclassen, Pflichten der Gerechtigkeit und Güte auf. Ein kurzer Abschnitt von der Rangordnung der Pflichten macht den Beschluss der Pflichtenlehre. In der darauf gebaueten Religionslehre werden nur die Lehren von Gott und Unsterblichkeit erwähnt, und als Anhang die gottesdienstlichen Gebräuche der Christen dem Namen nach aufgeführt. Nur einer einzigen Stelle kann Rec. seinen Beyfall nicht schenken. S. 14. „Die traurigen Folgen unserer eigenen moralischen Vergehungen — führen zur Reue und Besserung, *und dann stillt den Gewissensschmerz der Trost der Sündenvergebung (Versöhnung)*." Versöhnung scheint uns, man mag einen Begriff unterlegen, welchen man will, mit einer reinen Tugend- und Religionslehre durchaus unvereinbar. In der Pflichtenlehre hätten wir noch einige Winke über eine oder die andere specielle Pflicht, z. B. Häuslichkeit, Verhalten in Ansehung der Kunstwerke etc., und in den Religionspflichten das vernünftige Verhalten in Ansehung der Thiere und leblosen Schöpfung erwähnt gewünscht. Aufgeklärten Aeltern und Lehrern, die sich zu der Ueberzeugung erheben können, dass sich der Geist des reinen Christenthums auch in einem Grundrisse, in welchem keine biblische Stelle vorkommt, darstellen lasse, können wir diesen Leitfaden zum Gebrauche für den Religionsunterricht ihrer im Denken schon geübten Kinder und Schüler mit gutem Gewissen empfehlen.

Num. 6.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Kummer: *Briefe über den Lehrbegriff der proteſtantiſchen Kirche.* Nebſt einem Anhange, in welchem das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten die unverfälſchte Chriſtenthumslehre übergiebt. Allen Religionslehrern, die der Wahrheit treu geblieben ſind, zugeeignet. 1800. 292 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieſer Schrift ſchwimmt gegen den Strom der Zeit, ohne von demſelben, was ſeinen Glaubensbrüdern ſonſt wohl begegnet, auch nur unmerklich abwärts getrieben zu werden. Was er den proteſtantiſchen Lehrbegriff nennt, iſt der Inbegriff dogmatiſcher Lehren, wie ſie zum Theil noch in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beſtanden, und den ſeither angeſtellten exegetiſchen Unterſuchungen, das Chriſtenthum, und den philoſophiſchen, die Religion überhaupt betreffend, wird ſchlechterdings kein Einfluſs auf dieſelben verſtattet, indem beiderley Unterſuchungen einer gänzlichen Verkehrtheit des menſchlichen Geiſtes, und einem Widerwillen gegen das Chriſtenthum ſelbſt zugeſchrieben werden. Wir wollen das Charakteriſtiſche des Buchs ſo kurz als möglich in den eigenen Worten des Vfs. darzuſtellen ſuchen. Statt mit Gründen, fängt er mit Beſchuldigungen und Verläumdungen an. „Redliche Männer, ſagt er S. 2., haben es gewagt, den Monarchen und Fürſten der Völker die Plane ihrer Feinde vorzulegen, und deutlich zu zeigen, wie viel die Neuerungen in dem proteſtantiſchen Lehrbegriff dazu beytragen *muſsten*, die Abſicht jener Feinde der Thronen zu begünſtigen, und den Revolutionsgeiſt in allen Volksclaſſen auszubreiten. Die authentiſchen Belege dieſer Wahrheit in der *Eudämonia*, und in den *Nachrichten von einem groſsen aber unſichtbaren Bunde gegen die chriſtliche Religion und monarchiſchen Staaten* wären ſchon hinreichend geweſen, allen Regenten die Augen zu öffnen. — Mehr aber, als irgend jemand in Deutſchland zu zeigen im Stande war, hat *Barrüel* (deſſen Schrift vom Vf. ein claſſiſches Werk genannt wird) der ganzen Welt vor Augen gelegt.“

Nächſtdem ſucht er mit frommer Liſt die Regierungen in das Intereſſe ſeiner Dogmatik zu ziehen. An der Frage über die Nothwendigkeit und Zweckmäſsigkeit der Markgräflichen Badenſchen Conſiſtorial-Verordnung läuft die Schrift fort bis zum Anhange, den der Titel nennt. S. 7. der Zueignung, heiſst es: „Selbſt im J. 1799, in dem Jahre, welches ſo viele Schriften wider die ewig feſtſtehende Wahrheit hervorbrachte, klagte ein Fürſt eines deutſchen Volks darüber, dafs man ſich der Lehren auf der Kanzel ſchäme, die nicht Fleiſch und Blut, die nur der Vater im Himmel offenbaren kann. Das wäre vielleicht eine Gelegenheit, ſprach mein Herz, bey welcher eine öffentliche Darſtellung derjenigen Wahrheiten, die im achtzehnten Jahrhundert am heftigſten beſtritten ſind, allgemeiner geleſen werden möchte. Ich flehte zu dem Gott der Wahrheit, mir etwas gelingen zu laſſen, etc. und ſo entſtand dieſe Schrift.“ Sie beſteht aus vierzehn Briefen an einen Freund, den der Vf. S. 1. ſagen läſst: dafs Verordnungen jener Art, zum Vortheil der poſitiven Religion, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts viel zu ſpät kommen. Da heiſst es dann S. 19. „Hier haben Sie das Eigentliche und Wahre, wodurch die chriſtliche Religion die Gewiſſen der Menſchen bindet, die ſonſt über allen Zwang weſentlich erhaben ſind. Wer *das* von Herzen glaubt, dafs der ewige Sohn Gottes das Verſöhnungsopfer für ſeine Sünde geworden iſt, der hat *eine Verbindlichkeit über alle Verbindlichkeit*, ſich jeder göttlichen und alſo auch obrigkeitlichen Ordnung (die nur der göttlichen nicht widerſpricht) mit unbedingtem Gehorſam fröhlich zu unterwerfen.“ S. 21. „Man vergleiche den Geiſt der Zeit in der *erſten* Hälfte des nun ſich endigenden Jahrhunderts mit dem, der *jetzt* herrſcht. Man nenne die damals allgemein gepredigte Lehre *Aberglauben*. Aber das Volk war doch *ruhig*, der Landesherrſchaft *treu*“ etc. S. 33. „Und was ſoll nun ein Landesherr thun, wenn er — wäre es auch nur wegen der unausbleiblich zu beſorgenden Unordnung und Anarchie — gegen den Religionszuſtand ſeines Volks nicht gleichgültig iſt? Würden Sie ihm rathen, auch jetzt, da man ſiehet, wohin die Religionsneuerungen die Völker führen, die ganze Sache der Willkür derer, die ſein Volk leiten, zu überlaſſen? Würden Sie glauben, dafs berühmte Männer dem Volk Religionsſätze und Geſetze vorſchreiben können, die alsdann *auf menſchliches Anſehen* angenommen würden? Sagen Sie mir aufrichtig: würden Sie ſelbſt auf *menſchliches Anſehen* eine Religion annehmen?“ Auf den letzten Theil dieſer Frage würde Rec. antworten: Nein! aber auf die untrügliche Stimme des Gewiſſens, des Göttlichen im Menſchen; und eben darum, weil dieſs alles doch nur menſchliches Anſehen iſt, nicht auf *den Buchſtaben* irgend einer Schrift, oder gar auf das Zureden von Menſchen, die, um dem, was ſie für wahr halten, bey andern ſtärkern Nachdruck zu geben, Landesherrliche Verordnungen fodern, oder lobpreiſen.

Auf die ganze Frage würde er auch mit Nein antworten, und nur anrathen, dafs der Landesherr nie über den Glauben und die Religion seiner Unterthanen, sondern höchstens, wo es nöthig und thunlich wäre, über den Religionscultus, über seine Beschränkung oder Erweiterung, Verfügungen treffen, und verordnen möge, dafs kein Religionslehrer Sätze vortrüge, die das bürgerliche Recht und die bürgerlichen Pflichten auf irgend eine Art beeinträchtigen könnten, besonders aber, dafs niemand, wenn irgend eine Lehre *seinen* Meynungen und *seinem* Glauben zuwider ist, öffentlich sagen oder schreiben dürfte: die Regierung, der Staat, die bürgerliche Ordnung werde durch diese Lehre in Gefahr gebracht; denn dergleichen Schwätzer sind die eigentlichen Aufruhrprediger; sie machen den Regenten die Unterthanen, und den Unterthanen die Regenten verdächtig. Verordnungen einer Regierung, das Recht und den Religionscultus zur Beförderung der Cultur betreffend, wie die jetzigen in der preufsischen Monarchie, zeugen von Stärke der Regierung, und vermehren ihre Stärke; denn sie begünstigen das Heiligste, was es für den Unterthanen giebt, *Gewissensfreyheit;* Verordnungen einer solchen, die Religion selbst und den Glauben der Menschen angehend, verrathen Schwäche der Regierung; die dazu rathen, fodern Gewissenszwang und würden zufrieden seyn, wenn nur *ihr* Glaube siegte: möchte darüber auch alles andere zu Grunde gehen. S. 93. „Also gestehen Sie nun, dafs die Macht der Regenten nichts ist, wenn die Religion nicht die Unterthanen zum treuen Gehorsam verbindet. Sie gestehen, dafs die Vernunft- oder Natur-Religion ein leeres Gedicht ist, es sey denn, dafs sie in einem ernsten und sehnlichen Verlangen nach näherer Erkenntnifs Gottes und seines Willens bestehe, dafs also ein Verächter der geoffenbarten Religion um so weniger ein wahrer Unterthan seyn könne, je schwankender, unvollständiger und widersprechender diejenigen Lehren sind, die man als Sätze der Vernunftreligion angeben will, und unter welchen das Wahre und in seiner Art Nutzbare doch nur aus der Offenbarung oder aus der Tradition von derselben genommen werden konnte.“ etc.

Was nun ferner den protestantischen Lehrbegriff selbst betrifft: so macht der Vf. vor allen Dingen die Bemühungen derer, die diesen Lehrbegriff freymüthig zu untersuchen, aufzuklären, zu berichtigen, zu erweitern angefangen haben, verdächtig, läfst sich auf diese Untersuchungen etc. weiter gar nicht ein, sondern sucht blofs, während er sich gegen alle Speculation in der Religion erklärt, durch mancherley sophistische Schliche das, was er den protestantischen Lehrbegriff nennt, zu rechtfertigen und wie er es nennt, darzustellen. S. 29. Läfst er sich von seinem Freunde die Frage vorlegen: ob der Lehrbegriff der protestantischen Kirche, so wie er seit der Reformation angenommen worden, nicht einer grofsen Verbesserung bedürfe? — ob also die Vertheidiger desselben nicht wohl thun würden, sich manchem rechtschaffenen Mann, der an solcher Verbesserung arbeitet, zu nähern? und antwortet darauf: „dafs wohl nicht von Verbesserung der seit der Reformation angenommenen Lehren die Rede seyn könne. Wir sollen sie schlechterdings wegwerfen, *das* ist es, was man von uns verlangt. — Man gieng ja von Jahr zu Jahr weiter, und immer weiter bis zur Verwerfung aller göttlichen Offenbarung.“ Um nun kein Jota von diesen Lehren zu verlieren, findet er immer noch (S. 123.) in dem *Plural.* אלהים den *dreyeinigen* Gott, giebt es für ihn noch heutigestags (S. 162.) leibliche Besitzungen des Teufels und moralische Einwirkungen desselben, und sieht er immer noch in den Stellen 2. Cor. 12, 7—9. etc. „dafs die verborgene göttliche Regierung dem bösen Geiste noch manche Macht läfst, die sich gegen das Ende der Tage noch sehr merklich zeigen, und gewifs um so viel *leichter* wirken kann, *je mehr man die Existenz des Teufels leugnet.*“ Selbst die *Worte* der Bibel sind, meynt er noch S. 185., ihren Verfassern vom heiligen Geist eingegeben. S. 53. sagt der Freund: ich nehme meine Fragen zurück, (die vorhin angeführten) sobald ich überzeugt werde, 1) dafs wir aus der Natur keine Religionskenntnifs haben können, und 2) dafs die heilige Schrift wirklich dasjenige lehrt, was der hergebrachte protestantische Lehrbegriff für wahre Bibellehre ausgiebt. Der Vf. setzt hinzu: hierbey bewundere er ihn; ein anderer würde noch gefodert haben, dafs ihm auch die Göttlichkeit der heiligen Schrift noch besonders erwiesen würde; dieser Beweis wird dann auch so fort aus der Gottheit Christi, ohne die leiseste Ahndung eines Zirkels in demselben, geführt. Uebrigens unterscheidet er in Bezug auf jene beiden Sätze zwischen Natur- oder Vernunftreligion, und zwischen Bibelreligion; die erste ist ihm *nichts*, und das mit Recht! Soll es also dennoch Religion geben: so mufs die andere *alles* seyn; der Vf. nämlich hat nur eine Natur, eine Vernunft, und eine Bibel; *eine Vernunft?* nein die hat er nicht, denn S. 153. sagt er: „Sie sehen ein, dafs diejenigen, welche von keiner andern Erkenntnifsquelle (der Religion) wissen wollen, als von der Vernunft, in der That nur *ihre* Vernunft meynen.“ Er sieht nicht, dafs, wann jeder eine eigene Vernunft hat, das Prädicat: *Vernünftig* ganz wegfallen mufs. Davon, dafs es dem Menschen *möglich* ist, ein Bewufstseyn der Pflicht zu haben, dafs aus dieser die Religion entspringt, und auf sie gegründet ist, und dafs die Lehre der Bibel, wenn sie sich nicht unmittelbar an die Pflicht und an das Bewufstseyn von ihr anknüpft, im Leeren, oder was eben so viel ist, blofs im Munde des Schwätzers schwebt, und nur in so fern die Religion *aus dem Gewissen* entsprungen ist, (nicht aus einem Wissen von Wundern und Weissagungen, von hebräischen und griechischen Buchstaben) *Bibelreligion* seyn kann, davon weifs der Vf. nicht das geringste. Endlich S. 204. „Die Hauptwahrheiten des protestantischen Lehrbegriffs sind ein unveräufserliches Eigenthum der Christenheit!“ (Gewifs sind sie diefs, denn der Geist, der sie beseelt, ist Gewissensfreyheit; aber in dem Sinne, wie sie der Vf. nimmt, sind sie es nicht, denn ein

Ge-

Gewiſſens-Joch iſt nur das Eigenthum deſſen, der's auflegt). Als ſolches überliefert ſie das hinſcheidende achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten. Wer das nicht genehmigen will, der iſt es der Menſchheit ſchuldig, unwiderſprechlich zu zeigen, daſs die Bibel keine unmittelbar göttliche Offenbarung iſt, — oder daſs (im Falle ſie für eine ſolche erkannt werden muſs) diejenigen Lehren nicht in derſelben enthalten ſind, (man erwartet natürlich: die in dieſer meiner Schrift für die Lehren der Bibel ausgegeben werden, dafür aber heifst es frömmelnd liſtig:) „durch deren Annahme chriſtliche Völker bisher in Ordnung gehalten, und Millionen zum Genuſs der Seligkeit gebracht ſind.“

In dem Anhange übergiebt eigentlich der Vf. *ſeine* Meynung und *ſeinen* Glauben, daſs und wie Gott ſich, und was er von ſich den Menſchen geoffenbaret habe, dem neunzehnten Jahrhundert. Hätte er erklärt: es ſey *ſeine* Vorſtellung vom Chriſtenthum, die er zur weitern *Prüfung* darlege: ſo wär' es zwar immer eine ſtarke Anmaſsung, ſie einem ganzen Jahrhundert zu übergeben; allein man könnte doch zu ſeiner Entſchuldigung ſagen: eben dieſe Vorſtellung und ſein Glaube ſey ſeinem Gewiſſen dermaſsen wichtig geweſen, daſs er gewünſcht habe, ein ganzes Jahrhundert möchte ſich dafür intereſſiren. Aber daſs ſie nicht die *ſeinige allein*, ſondern auch, unter dem Namen proteſtantiſcher Lehrbegriff, die Vorſtellung ſey, welche *alle* Menſchen *aller* Zeiten haben *müſsten*, wenn ſie ſelig werden wollen, dieſer Wahn iſt entweder ein Zeichen von Wahnſinn, oder von der Sucht und dem Streben, über die Gewiſſen der Menſchen, auch noch in der ſpäteſten Nachwelt zu herrſchen. Man ſollte faſt hinter dem Vf. irgend einen verkappten Papiſten vermuthen, beſonders da er S. 148. der Schrift ſelbſt ſagt: die proteſtantiſche Kirche habe ihre *Hauptlehren* im Grunde mit jedem wahren Chriſten in der römiſch-katholiſchen Kirche gemein. Alſo nur für *Nebenlehren* kämpften Luther und die übrigen Reformatoren? — Das neunzehnte Jahrhundert wird vermuthlich von der Bibel, ihrem Inhalt und Zweck, wie von den Menſchen und ihrer Vernunft eine würdigere Vorſtellung haben, als in dieſem Buche am Tage liegt, denn ſchwerlich wird es vermeiden können, von der zweyten Hälfte, beſonders von den letzten Jahrzehnden des achtzehnten in weit anderer Rückſicht, als der Vf. dieſes Buchs thut, Notiz zu nehmen.

Erfurt, b. Keyſer: *Materialien zum Katechiſiren über die gewöhnlichen Sonn-Feſt- und Feyertags-Evangelien*, nebſt einer vorangehenden Geſchichte der Sonn-Feſt- und Feyertage in Hinſicht ihrer urſprünglichen Benennungen, ſo wie der Evangelien und Epiſteln. Ein Handbuch für Schullehrer, Informatoren und Schulſeminariſten herausgegeben von M. *Gotth. Ant. Eberhardt. Zweytes Stück.* 1800. 189 S. 8.

Rec. hat bey der Anzeige des *erſten Stücks* dieſer Materialien (A. L. Z. 1800. Nr. 34.) die Vorzüge derſelben und auch die Mängel beſonders die Anſicht und Darſtellung des Praktiſchen betreffend, im Allgemeinen namhaft gemacht. Das vorliegende *zweyte Stück* zeichnet ſich vor jenem durch gröſsere Simplicität und Präciſion der Gedanken und des Ausdrucks, durch genauere Anordnung, durch eine ſtrengere Auswahl der exegetiſchen und ſonſtigen Erklärungen, beſonders aber von Seiten des Praktiſchen ſehr zu ſeinem Vortheil aus, und Rec. fällt, was eben dieſen Punkt betrifft, hier mit Vergnügen ein ſeinem in jener Anzeige geäuſserten gerade entgegengeſetztes Urtheil. Beleuchtet werden im gegenwärtigen Stück die Evangelien vom ſechſten Sonntage nach dem Erſcheinungsfeſte, über Matth. 17, 1—9. bis zum Feſttage der Verkündigung Mariä, über Luc. 1, 26—38. Die Benennungen der Sonn- und Feſttage werden nicht, wie im *erſten Stück*, erklärt, ſondern es wird in Abſicht auf dieſelben vom Vf. nur auf ſeine Schrift: *Neueſte Anſicht und Beleuchtung der Geſchichte der Sonn- und Feſttage* etc. verwieſen. Das bloſs Uebernatürliche in den evangeliſchen Erzählungen hat jetzt auch in dieſen Materialien ſeine eigentliche Stelle gefunden, und wird nach ſeinem wahren Werthe beurtheilt und behandelt. Beſonders aber werden die aus Anlaſs der einzeln Evangelien angeſtellten Betrachtungen, z. B. über ſinnliche Religion, über böſe Gedanken, Einbildungen und Begierden, gründlich, populär und brauchbar für Lehre und Leben ausgeführt. Möge der fleiſsige Vf. zur Fortſetzung und Beendigung dieſer, nicht nur den auf dem Titel angezeigten Schullehrern, etc. ſondern auch nach Rec. Dafürhalten vielen Predigern ſehr nützlichen Schrift, ferner Muſse, Gelegenheit und Luſt behalten!

Leipzig, b. Gräff: *Elementarbuch der chriſtlichen Lehre*, oder: *die faſslichſten Lehren Jeſu zum chriſtlich guten und frommen Verhalten mit kurzen Beyſpielen und Gleichniſſen für Anfänger.* Vor und bey einem andern Katechismus brauchbar, von *Carl Ludw. Droyſen.* 1800. 303 S. 8. (16 gr.)

Als eine, im Ganzen wohlgeordnete, Sammlung von Materialien für den katechetiſchen Unterricht iſt dieſs Buch (der zweyte Theil der Schrift des Vfs: *Ueber die beſte Art, die Jugend in der chriſtlichen Religion zu unterrichten*) von groſser Brauchbarkeit. Die vier Abſchnitte deſſelben, wovon die beiden erſten Rechts- und Sittenlehren, die beiden andern Religionsbegriffe enthalten, ſind ſo reichlich ausgeſtattet, die Gleichniſſe, Sprüchwörter, Beyſpiele (nur dieſe hin und wieder zu ſehr gehäuft und zuweilen ins Tändelnde fallend) und die den einzeln Materien vorgeſetzten und eingeſchalteten bibliſchen Stellen ſo gut gewählt, daſs der Katechet, der ſich, was dieſe oder jene Lehre betrifft, nach Materialien, wie ſie der jugendlichen Faſſungskraft angemeſſen ſind, umſieht, hier nicht leicht, was er ſucht, vermiſſen wird. Nur wird er, wenn ſeine katechetiſche Unterhaltungen tief eingreifen, und praktiſche Kenntniſſe aus dem Innern der Kinder-Seelen hervorlocken ſollen, eben

die-

dieſe Materialien zum Theil anders zu behandeln haben, als ſie vom Vf. behandelt werden. Dieſer verſteht ſich ſehr gut auf die Kunſt, die einzelnen Lehren anzuordnen, zu popularisiren und deutlich zu machen, und von der Seite iſt ſeine Lehrmethode empfehlungswerth; aber was die Hauptſache des katechetiſchen Unterrichts iſt: zu machen, daſs der Gefragte den *Grund* einer Lehre, eines einzeln Satzes, *ſelbſt* findet, ſelbſt begreift, darauf müſste er ſich immer noch beſſer verſtehen, als er hier gezeigt hat.

Im Vortrage der Rechtslehre hält ſich der Vf. hauptſächlich an den Satz: was du nicht willſt, das man dir thue, das thue einem andern auch nicht. Seine Gleichniſſe, Beyſpiele etc. erläutern nun allerdings dieſen Satz, und machen ihn vollkommen deutlich, auch iſt er ohne Zweifel ſehr tauglich, um jedes einzelne Rechtsverhältniſs nach ihm zu prüfen, und durch ihn kenntlich zu machen; aber jene beweiſen ihn doch keineswegs, und an dieſem kann dem Unterricht ſelbſt, wenn er gründlich ſeyn ſoll, nicht genügen. Wie kommt der Lehrling zu dieſem *allgemeinen Satze?* Wenn er *Princip* des katechetiſchen Unterrichts im Rechte für denſelben ſeyn ſoll, muſs er alsdann nicht von ihm bloſs *erlernt* werden? Und wird hierdurch, trotz aller Verſinnlichung und Verdeutlichung, die ganze Lehre, ſtatt hauptſächlich eine Lehre für den *Verſtand* zu werden oder zu ſeyn, nicht vielmehr ein bloſses Machwerk fürs *Gedächtniſs?* Sollte keine Behandlung des jugendlichen Verſtandes von der Art möglich ſeyn, daſs eben dieſer Satz erſt am Schluſs der katechetiſchen Rechtslehre als ihr *Reſultat*, und als das ſelbſterworbene *Eigenthum* eben dieſes Verſtandes zum Vorſchein käme? — Faſt das nämliche läſst ſich gegen den Vortrag der Sittenlehre (von den Pflichten der Güte) erinnern, wozu noch kömmt, daſs die Begriffe von Gewiſſenspflichten nicht überall *rein*, folglich nicht als die von *Gewiſſenspflichten* dargeſtellt werden, indem zum öftern auf *die Folgen* der pflichtmäſsigen und pflichtwidrigen Handlungen, als ſollten oder dürften ſie die *Beſtimmungsgründe* des gewiſſenhaften Thuns und Unterlaſſens ſeyn, gefliſſentlich verwieſen wird. Die beiden letzten Abſchnitte endlich, worin die Lehre von Chriſto ſehr geſchickt und zweckmäſsig mit der Lehre von Gott verbunden iſt, bringen, vom Phyſiſchen hauptſächlich, vom Moraliſchen nur nebenher ausgehend, die Religion mehr von einer theoretiſchen, als von der praktiſchen Seite unter die Augen. —

PHILOLOGIE.

Halle, im Verlag der Waiſenhausbuchh.: *Nouveau Choix des morceaux les plus intéreſſans de la Littérature Françoiſe*, tirés des meilleurs poëtes et proſateurs, avec des abrégés hiſtoriques et littéraires ſur les auteurs qui ſe ſont diſtingués dans les différens genres. Par *Philippe Siefert*, maître à l'Inſtit. du Pédag. Royal à Halle. *Premiere Partie ſur la Poëſie.* 1800. 524 S. 8.

Unter allen bisher bekannten Sammlungen franzöſiſcher Leſeſtücke in Verſen zeichnet ſich gegenwärtige zu ihrem Vortheil aus. Hr. *Siefert* hat ſorgſam aus jedem Fache der Dichtkunſt nur ſolche Stücke gewählt, welche nicht allein in Hinſicht auf reinen Stil und andere poetiſche Erfoderniſſe ſich empfehlen, ſondern auch ſo viel als möglich nichts Anſtöſsiges oder Sittenverderbliches enthalten. Ihr Inhalt iſt: 1) *Fables;* 2) *Contes en vers et Allégories;* 3) *Poëſie paſtorale;* 4) *Poëſie Didactique;* 5) *Satires;* 6) *Epîtres et Héroïdes;* 7) *Poëſie Lyrique;* 8) *Poëſie Epique;* 9) *Poëſie Dramatique;* 10) *Poëſie Epigrammatique.* Die beygebrachten hiſtorisch-literariſchen Nachrichten über die Verfaſſer werden dem Leſer eben ſo ſehr willkommen ſeyn, als die Sprach- und Sacherklärenden Noten unter dem Texte. Zunächſt iſt dieſes Buch für die obern Claſſen des Waiſenhauſes zu Halle beſtimmt; aber es iſt mit Recht zu hoffen, daſs es in vielen Lehranſtalten eingeführt werde. Möchte doch der verſprochene zweyte proſaiſche Theil auch bald erſcheinen!

KLEINE SCHRIFTEN.

Schulschriften. 1) *Annaberg*, b. Hasper: *De montibus urbium antiquarum ſedibus.* Commentatio, quam inter ſacra urbis Annaemontanae — propoſuit M. *Chriſtoph Gotthelf König*, Lycei Annaemont. Conrector. 43 S. 8.

2) *Meiſsen*, b. Klinkicht: *De cauſſis infrequentiorum hac noſtra aetate ſcholarum publicarum.* Oratio in auſpiciis novi muneris habita a *Chr. Gotth. König*, A. M. et ill. Scholae provinc. Afranae Collega tertio. 1800. 24 S. 8.

In beiden Schriften iſt das zweckmäſsig gewählte Thema wohl ausgeführt, und die erſte legt insonderheit eine nicht gemeine Kenntniſs der alten Geſchichte und Literatur, auch der orientaliſchen, an den Tag. Beiden gereicht die gute Latinität des Vf's. noch zu einer beſonderen, in unſerem Zeitalter leider auch bey Schulmännern ſeltenen, Empfehlung. Eine ausführliche Darlegung des Inhalts iſt nicht für unſere Blätter, und in der That bey dieſen Schriften nicht einmal nöthig. Der Gelehrte weiſs, was er in Nr. 1. zu ſuchen hat, und er wird es nicht vergebens ſuchen; dem Pädagogen aber wird es genügen, die in Nr. 2. aufgeworfene Frage ſeiner Beherzigung, und die Schrift ſelbſt ſeiner eigenen Lectüre auch in dieſen Blättern empfohlen zu ſehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Martini: *Chriſtian Friedr. Damberger's Landreiſe durch das Innere von Afrika*, vom Vorgebürge der guten Hoffnung durch die Kafferey, die Königreiche Mataman, Angola, Maſſi, Monoemugi, Muſchako u. a. m., ferner durch die Wüſte Sahara und die nördliche Barbarey bis nach Marocco. In den Jahren 1781 bis 1797. *Zwey Theile.* Mit Karte und colorirten Kupfern. 1801. VI. 218 u. 278 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Man mag dieſe ſonderbare Erſcheinung anſehen, wie man will: ſo wird man auf alle Fälle mit ihr betrogen. Denn entweder hat Hr. *D.*, angeblicher Tiſchlergeſelle aus Sch**, wirklich den Verleger und die Leſer zum Beſten haben wollen, und da iſt der Betrug, wie wir ſehen werden, nicht ſehr fein angelegt; oder wenn hier alles ehrlich zugehen ſollte: ſo iſt noch nie die Wahrheit unter einer ſo täuſchenden Maske der Lüge aufgetreten; und man könnte völlig auf dieſe Reiſebeſchreibung anwenden, was Leſſing von einer ſehr gaunerhaften Phyſiognomie ſagte:

> Wenn dieſer Rothkopf ehrlich iſt,
> So iſt er warlich ein Betrüger.

Ein einzelner Mann iſt zwiſchen dem 25. Dec. 1783 und dem October 1791, ohne alle Hülfe und Unterſtützung ganz Afrika, vom Cap der guten Hoffnung bis Marocco, nicht in gerader Linie, ſondern mit vielen Kreuz- und Querzügen zu Fuſse durchreiſet. Und ein ſolcher Wundermann, ein zweyter Cook zu Lande, gönnt nicht einmal ſeinem Geburtsorte Sch** die Ehre, durch einen ſolchen Landsmann mit berühmt zu werden? Welche ſonderbare Misgunſt? Oder war es Furcht, daſs man dort nach ſeinem Taufſchein fragen könnte? Oder war es übel verſtandene Beſcheidenheit, nicht ganz aus dem Incognito treten zu wollen?

An Beſcheidenheit wenigſtens hat es Hr. *D.* auch ſonſt nicht fehlen laſſen. „Von den Ländern, ſagt die Vorrede, die man ſchon aus richtigen Beſchreibungen kennt, habe ich wenig angeführt, um nicht bekannte Sachen aufs neue vorzubringen.“ Gab es denn aber nicht für einen Mann, welcher in ſeinem Tagebuch ſo fleiſsig war, daſs wir faſt Tag für Tag erfahren, ob er im Innern von Afrika Milch und Mehl, oder einen herrlichen Braten verzehrte, ob ein altes Mütterchen oder eine junge Negreſſe ihm ſeine Koſt gebracht hatte, ob er auſser dem Zelt oder in einem Winkel deſſelben, mit oder ohne Geſellſchafterin, ſchlief, gab es denn für einen ſolchen pünktlichen Tagebuchsführer nicht auch in bekannten Gegenden manches unbekannte aufzuzeichnen? Und wie wuſste er denn des bekannten ſich ſo ganz zu entledigen? Entweder muſs er zum voraus unglaublich beleſen geweſen ſeyn, um nichts bekanntes in ſeine Papiere einzutragen, oder er muſs, wenn er bekanntes und unbekanntes aus ſeinem Tagebuche erſt jetzt, wie er anzudeuten ſcheint, geſchieden hat, an dieſem Stück Arbeit voll ſechzehnjähriger, bis auf Eſſen und Schlafen vollſtändiger, Aufzeichnungen allmälich ſehr ſchwer getragen haben. Sagt zum Beyſpiel unſer Hr. *D.*, ungeachtet eines mehr als einjährigen Aufenthalts auf dem — nicht allzu bekannten — Cap, die Angelegenheiten ſeiner Perſon abgerechnet, nicht viel mehr, als ſonſt nach einem dreytägigen Verweilen innerhalb eines an Sprache und Sitten völlig unbekannten afrikaniſchen Hüttendorfs: ſo führt ihm doch das Unglück die Notiz in die Feder, daſs (S. 42.) die meiſten Coloniſten Jagd treiben, und von der Compagnie, wenn ſie ihr die Felle abliefern, Schieſsgeld erhalten, unter andern: *für ein Kameel* 2 Rthlr. 12 gr., *für ein Elendthier* 2 Rthlr. 12 gr. Da für einen Elephanten 3 Rthlr., für einen Löwen nur 1 Rthlr. 12 gr. gegeben werden: ſo muſs wohl ein ſolches *Elendthier* gar kein gewöhnliches Thier ſeyn, und man darf dabey nicht etwa eine Verwechſelung mit dem *Elennthier*, *Antelope Oreas*, vermuthen, welches im Hottentottenland in groſsen Haufen ſich zuſammenhält (ſ. *Bruns* ſyſtemat. Erdbeſchreib. III. Th. S. 226. nach Sparrmann), und deſſen Name *Elenn*, im Vorbeygehen zu ſagen, aus dem arabiſchen *Ajalah*, *Ajálo* entſtanden zu ſeyn ſcheint. Iſt nun gleich nach dem Schuſsgeld ein *Dambergeriſch-capiſches Elendthier* faſt dem Elephanten gleich geſetzt: ſo war doch die Compagnie ſicher noch ſehr ungerecht, daſs ſie ihren Coloniſten nicht wenigſtens das tauſendfache auf die Einlieferung eines *Elendthiers* bezahlt hat, da, auſser dem Dambergeriſchen Tagebuch, dieſes Thier „in beiden Welten, der alten und neuen, zwar einen anſehnlichen Streifen, von wenigſtens 15 Graden, aber nur der *nördlichen* Länder einnimmt. (S. Zimmermanns geographiſche Geſchichte des Menſchen und der allgemein verbreiteten vierfüſsigen Thiere 1. Bd. S. 265.) Doch auch groſse Tagbuchſchreiber irren etwa in minder bekannten Namen. Aber daſs gar *Kameele* auf dem Cap als Wild *geſchoſſen* werden, dieſs beweiſt, wie ſehr eine noch höhere Tugend der Beſcheidenheit, in bekannten Dingen gar nichts zu ſagen, dem Vf. nützlich geweſen wäre. Von Guinea

an findet sich bis jetzt das Kameel nirgends in Südafrika; es ist vielmehr, schreibt Zimmermann am angeführten Ort 2. Bd. S. 31. höchst zu verwundern, dass die ihren Vortheil so sehr suchenden Holländer, am Cap keinen Versuch mit der Kameelszucht gemacht haben. Den Caffern ist es völlig unbekannt. Als Baretto zu den Mongas-Caffern mit Kameelen kam, sahen diese Völker sie für reissende Thiere an, die von Menschenfleisch lebten. — Man denke nicht, Hr. *D.* meyne etwa den *Kameelpardel*. Die *Giraffe* ist in seinem Register besonders genannt: sie gilt ihm nur 2 Rthlr. Schussgeld. Nach diesem Beyspiel wird man, ausser der Bescheidenheit des Vfs., noch die Klugheit bewundern, dass er, der seit dem Eintritt in den ersten Hottentottenkraal, durch das ganze unbekannte Afrika hindurch, unter Plünderungen, Kummer, Schlägen und Elend acht Jahre lang *die Namen der Völker und Orte* sorgfältigst überliefert, mit dem ersten Dorf, wo er Marocco betritt, S. 250. durch die Bemerkung sich zu Hülfe kommt: „Von jetzt an konnte ich mich um die Dörfer, Städte und Gegenden, durch welche wir reisten, nicht bekümmern, weil meine Zeit *nunmehr* zu beschränkt wurde, und ich so viele Arbeiten allein zu verrichten hatte, als sonst 3 Sklaven kaum übernehmen können." Ungeachtet nun von Marocco und Fez wenigstens 3000 Quadratmeilen noch für ganz unbekannt gelten, und ungeachtet des Vfs. ausserordentliche Sklaven-Arbeit nicht lange dauerte, er vielmehr noch bis 1797 in einem meist sehr bequemen Dienst in jenen Gegenden gewesen seyn will: so glaubt er doch dem Leser die Frage, warum 4 Jahre fast ohne alle Reisebemerkungen gelassen werden, durch die angeführte Wendung mit einemmal aus dem Sinn geschwatzt zu haben. Wenn hier den Aufzeichnungen des Vfs. vieles in der zweyten Hälfte seiner Wanderschaft abgeht: so hat er dagegen gleich im Anfang einen sehr auffallenden Ueberfluss. Das in unbekannten Gegenden so redselige Tagebuch muss sogar, ehe er schreiben konnte, — sich selbst geschrieben haben. Erst, da er schon einige Zeitlang auf dem Cap allerley Aufwärterdienste verrichtet hat, gab — nach S. 11. ihm der Principal holländische Vorschriften, damit er sich im Schreiben üben sollte. „Sein Sohn „vertrat bey mir die Stelle des Hofmeisters, und ver„besserte meine Fehler. Ich lernte dabey nicht blos „*die Anfangsgründe der Schreiberey*, sondern wurde „auch mit der holländischen Sprache (bis dahin ver„stand Hr. *D.* nach S. 10. keine andere, als — deut„sche — Mutterspracht!) besser bekannt." Auch ohne „die Anfangsgründe der Schreiberey?" nun ist doch die ganze vorhergehende Reise, bis auf eine Menge Zahlen von Monatstagen und andern Dingen, bis auf die Zahl der mit dem Vf. eingeschifften Ochsen, Schweine, Schafe, Hühner und Tauben hinaus (S. 3.) — folglich so genau, als ohne ein vollständiges Tagebuch niemand seyn kann. Von einem solchem Tagebuch ist denn freylich auch seine wunderbare Fortsetzung und Erhaltung kein Wunder mehr. Welch ein schönes Volumen Papier muss wohl Hr. *D.* (als Deserteur!) vom Cap vorsichtig mitgenommen haben, um nur alle seinen Magen betreffende alltägliche Denkwürdigkeiten, welche er häufig mit Voransetzung des Monatstags berichtet, gewissenhaft aufzuzeichnen, und um daneben noch zu andern Nachrichten, über welche wir bald sprechen werden, Platz zu gewinnen. Da er dem König von Junkodego oder Monoemugi (S. 60.) eine Wanduhr ausbesserte, fand der naive Erzähler noch Zeit, „die Numern ihrer einzelnen Theile, in Ermangelung des Papiers, in sein Tagebuch einzutragen, wozu er Kohle und Rothstift gebrauchte." S. 71. Einen solchen reichen Vorrath von beschriebenen und unbeschriebenen Schreibematerialien nun bringt er, ein einzelner Flüchtling, welcher mehrmals krank war, durch Ueberschwemmungen und Flüsse ging, und so manche Nacht dem Sturm und Regen ausgesetzt lag u. dgl., ohne Schaden und Verlust (wie man aus den ununterbrochenen Zahlangaben sieht) mitten in Afrika *acht* Jahre lang „unter dem linken Armloch in einer Tasche" (1. Th. S. 209.) mit sich durch, da er bald aller andern Geräthschaften und Kleider, bis auf die Westenknöpfe, beraubt worden war, und er endlich auch diese Weste — die er übrigens bis Ende 1787 (2. Th. S. 209.) noch gehabt haben will, deren vierjährige Dauer unter solchen Strapazen dennoch zu einer Parallele mit den Schuhen der Israeliten in der Wüste notirt zu werden verdiente — für aufgegeben erklären muss. Doch, ausser dem Tagebuch, über welches das Auge des Schicksals ganz vorzüglich gewacht haben muss, ist noch etwas auf gleich wunderbare Weise von Hn. *D.* unzertrennlich, und zugleich unerschöpflich. Diess sind seine holländischen Gulden, welche er auf eine nicht gerechtfertigte Art besitzt, und auf eine unbegreifliche Weise zu nützen und zu retten das Glück hat. Als ein blosser holländischer Compagniesoldat war er (S. 3.) mit ungefähr 100 Florin Schulden auf das Cap gekommen, und hatte sich dort über 1 Jahr lang als Packdiener, und endlich einige Zeit als Comtoirdiener durchgeholfen; dennoch giebt es für ihn, da er sich zu seiner grossen Reise entschliesst (S. 25.), so viele holländische Gulden mitzunehmen, dass er unterwegs bey jeder Gelegenheit ein bis vier, ja gar einmal 20 Gulden (S. 215.) zu Geschenken austheilt, und doch ungefähr auf der Hälfte der ungeheuern Wanderschaft (bey einem, wie man sieht, ebenfalls ins Tagebuch eingetragenen Caffensturz) noch 27 Gulden und gegen 50 Muscheln übrig hat. 2. Th. S. 115. Eben diese Gulden hatten weiter die wunderbare Beschaffenheit, dass Hr. *D.* in ganz Afrika sie überall in die dort gewöhnliche Scheidemünze kleiner Muscheln, die er, ebenfalls fast überall Zempo nennt, umsetzt. 300 Stück machen in Loango nach S. 14. im 2. Th. 1 Rthlr., S. 19. bekommt er auf einen seiner holländischen Gulden 360 Zempo zurück. Nur 2. Th. S. 86. bey den Mochatianern nennt er diese Muscheln *Gauers*. Schade, dass nicht das jedesmalige Agio angegeben ist, um den Münzfuss des innern Afrika zugleich ins reine zu bringen. Das allerwunderbarste aber bey diesen holländischen Gulden, welche der Vf. oft und viel in Species ausgiebt, wäre, wenn man auf sie das

Datum

Datum anwenden müfste, dafs nach einem in Bruns fyftematifcher Erdbefchreibung III. Th. S. 298. excerpirten Verzeichnifs der auf dem Cap curfirenden Münzen, die *Capfchen Gulden eine eingebildete* und nicht in Species exiftirende *Münze find*, und in Lohn und Befoldung zu 16 Stüber *angerechnet* werden.“ Vgl. Thunberg I. Th. S. 224. Rec. kann über diefe Nachricht, und ob auch auf dem Cap holländifche Gulden in Species gewöhnlich find, eben fo wenig entfcheiden, als darüber: ob es mit der einzigen ftatiftifchen Neuigkeit, die uns bey Hn. *D.* S. 28—34. vom Cap gegeben wird, mit einer eingerückten Generalliſte der Einnahmen und Ausgaben, welche die Compagnie 1782 gehabt habe, ficherer ftehen möchte. Nach actenmäfsigen Berichten in Sprengels Auswahl der ausländifchen Nachrichten (II. 190. 257.) waren die Einkünfte nie fo gering als bey *D.*, welcher fie auf 70.269 Rthlr. angiebt (S. 30.), aber auch die Ausgaben immer um vieles beträchtlicher, als die S. 33. dafür gefetzte Summe von 331.873 Rthlr. f. das angeführte, mit Sorgfalt bearbeitete Werk von Bruns S. 271.

Nach diefen vorläufigen Gedanken, die fich uns bey einer Reife, welche ganz ohne alle Beglaubigung geglaubt feyn will, in den gar wenigen über *bekannte* Gegenden mit fichtbarer Scheu eingeftreuten Bemerkungen angeboten haben, würde ohne Zweifel den Rec. niemand für einen hartnäckig Ungläubigen halten, wenn er alles übrige, was die fonft *unbekannten* Gegenden betreffen foll, der gläubigen Menge unferer alle Reifebefchreibungen verfchlingenden Lefewelt zur Nahrung überliefse, und fie in diefem leckern Genufs nicht fo unwillkommen ftörte, als einft den Vf., da er, vom Hunger heftig geplagt, eine rohe Schildkröte verzehren wollte, ein Trupp Elephanten ftörte; (2. Th. S. 54. das heifst, beyläufig zu fagen, Thiere, welche, ungereizt und in Truppen, nicht gefährlich zu feyn pflegen).

An wunderartigen Beglaubigungen zum wenigften fehlt es dem Vf., ftatt der natürlichen, ganz und gar nicht. Es ift nur eine Kleinigkeit, dafs nach S. 185 am 15. Dec. 1784 „gegen Morgen, da er kaum eine Stunde fchlief, fich etwas an feinen Füfsen bewegte. Er richtete fich auf, und erblickte (welch ein fchneller und genauer Beobachter!) eine 3 *Ellen lange und* 1 *Fufs dicke Schlange* (deren Dicke mit der Länge in keinem Verhältniffe ftehe, deren Gattung aber, wie eben deswegen eine vorfichtige Note fogleich bemerkt, vermuthlich den Naturforfchern noch ganz unbekannt fey?) welche die Ueberbleibfel feiner Mahlzeit, „einen delicaten Braten von Schildkröten,“ verzehrte. — Eine wahre Kleinigkeit; kaum etwas mehr, als die fo vertraulich hingegebene Tagebuchsnotiz S. 164.: „Ich fchlief, nach dem ich gegeffen und getrunken hatte, unter freyem Himmel und ohne Bedeckung, vor einer Hütte ein, zog mir aber dadurch einen heftigen Huften zu.“ — Ein ganz anderes Mirakel war es ja wohl, dafs unfer Pilgrim in der Nähe des Gambouruffluffes (2. Th. S. 144.) ein kleines Gebirge beftieg, wo er „*fo viele Scorpionen antraf, dafs er bey jedem Schritte auf einige trat*, und dafs ein andermal (S. 127. 1. Th.) *fich gegen* 100 *grofse und kleine Schlangen Nachts, gegen Morgen aber eben fo viele Paviane, mehrere* 3½ *Fufs lang, bey ſeinem Feuer um ihn her einfanden.*“ — Wem nach minder fchauerlichen Wundern gelüftet, erhält auch diefe. Wie bey manchen Heiligen fcheue Thiere zahm umherliefen: fo kamen (S. 135.) „einige Böcke (Antelopen) zu ſeinem Nachtfeuer. Er war fo glücklich, mit dem Beile einen zu erlegen, wovon er fich einen Braten zubereitete.“ Der Vf. rechnet, wie man fieht, auf Lefer, die alles vergeffen, wenn fie nur fehen, dafs es zum Eſſen geht. — Andern ift ein anderes Wunderwerk zubereitet. Da der Vf. auf das Cap kommt, verfteht er nichts, als ſeine Mutterſprache, und fpricht auch S. 10. 11. von fich gar nicht, als von einem dem Sprachelernen ergebenen Kopf. Von vorn herein ift er über den bedenklichen Punct der vielen wildfremden Sprachen noch ſehr behutſam. „Wenn ich anführe, dafs ich mit Kaffern gefprochen: fo müffen meine Lefer diefs fo verftehen, dafs ich mich ihnen, und fie fich mir durch einzelne Worte, noch mehr aber durch Gebärden und Zeichen, verftändlich zu machen fuchten.“ S. 77. Und eben diefe Kaffern waren denn doch, in Vergleich mit den dem Aequator zunächft gelegenen Monoemugis u. dgl., die nächften Nachbarn des capifchen Hottentottenlands, wo Hr. *D.* in einem mehr als einjährigen Aufenthalt ſich noch leichter eine vorbereitende Uebung in ihrer Sprache hätte beylegen können. Erft, da er hofft, ſeine Lefer treuherziger gemacht zu haben, ſetzt er das Wunder mit den fremden Sprachen ungefcheuter in Anwendung. Seit dem 2. Oct. 1784 (S. 147.) fah Hr. *D.* die erften Kamtarrianer, eine Nation am Tambofluffe, am 7. Oct. gab man ihm die Erlaubnifs (S. 156.) weiter zu reifen; er kommt auch am folgenden Mittag in die Stadt Buhagari, die erfte des Königreichs Biri. Und in diefem fünftägigen Aufenthalt hat ſich der Wundermann über die Sprache der Kamtarrianer dennoch ſo inſtruirt, dafs er S. 150. einen grofsen Streit: ob diefe Nation von dem Tyrannen Nampopango, oder aus Kongo herkomme, mit voller Zuverſicht aus der Verſchiedenheit der Sprachen entſcheidet. „Wider die letzte Behauptung (der Abkunft aus Kongo) ift ihre, der Kamtarrianer-Sprache. *Ich habe hier nicht ein einziges in Kongo gewöhnliches Wort gehört.*“ Zum Belege führt er die Zahlen Kamtarrianiſch und Kongoiſch, nebſt einigen andern Worten einander gegenüber an. Mit gleicher Dreiſtigkeit verſichert er S. 130., dafs das Nordcafferifche nicht mehr rein, ſondern mit vielen Worten der Südcaffern vermiſcht ſey. Dafs Hr. *D.* das ihm ſo ſicher bekannte Kamtarrianiſche keineswegs durch menſchliches Zuthun, ſondern durch eine wundervolle Inſpiration erhalten hat, iſt dadurch faſt ganz entſchieden, dafs während ſeines fünftägigen Aufenthalts 3 Tage lang die Einwohner alle gegen Feinde ausgezogen waren, und (1. Th. S. 154.) ihn „unter der Aufſicht eines guten alten Mannes zurückgelaſſen hatten, der ihn immer anredete, dem er, Hr. *D.*, aber nichts antworten konnte;“ nach

Zurück-

Zurückkunft der Sieger aber zwar ein lautes Siegesfeſt gefeyert wurde, doch ſo, daſs Hr. D. nicht Antheil nehmen, „ſondern nur einen Zuſchauer abgeben durfte, und gleich viel Fleiſch, wie jedes andere Mitglied, erhielt.“ — Nicht genug aber, daſs Hr. D. die Sprachen der unbekannten Afrikaner ſo wundervoll aufklärt. Nach dem 17. Julius 1785 (S. 191.) kommt er unter die Oſilaner, und weiſs uns ſogar eine Reihe von oſilaniſchen Wörtern (S. 195.) mitzutheilen, welche von ihnen *anders geſchrieben* und anders ausgeſprochen werden. Welche Cultur dieſer unter dem 13° ſüdlicher Breite liegenden afrikaniſchen Binnenländer, die nicht nur ſchreiben, ſondern ſogar ſchon ſo lange ſchreiben, daſs bereits ihre jetzige Ausſprache, von der bey Entſtehung ihrer Schrift üblichen, ſich ſehr entfernt hat! „Ihre Nachbarn, die Sovalaner, ſchreiben dagegen, wie ſie reden, nur noch mit einer etwas härtern Ausſprache.“ So genau weiſs Hr. D. zu beobachten, welcher bey den Oſulanern zwar vom Julius bis zum October (S. 199.) aber als kriegsgefangener Sklave bey einer Herde, wo ſein Mithirte nicht einmal ein Oſulaner war, zubrachte. — Ueberhaupt iſt ſeine Genauigkeit in unbekannten Ländern unübertrefflich. Unter eben dieſen ſchreibeverſtändigen Oſulanern war, berichtet uns Hr. D., unter den 6 Weibern des dortigen Mani, *gerade die vierte*, Natahar genannt, die „durch allerley Kunſtgriffe und Schmeicheleyen doch nichts bey ihm ausrichten“ konnte. Was für feine Intriguen eine Oſulanerin, die zum Melken kam, wohl gegen den Hirtenſklaven ihres Mannes ſpielen mochte! Vermuthlich iſt ſie es, die ihm den Unterſchied zwiſchen der oſulaniſchen Schrift und Sprache offenbarte. Man muſs nur äuſserſt beklagen, daſs er die oſulaniſche Schrift nicht „unter die Gegenſtände gerechnet hat, *welche einer bildlichen Darſtellung bedurften*, und welche er — nach Vorrede S. V. — *mit möglichſter Treue zu zeichnen, geſucht hat.*“ Eine Verſicherung, die des Leſers geradezu ſpottet. Denn „die Gegenſtände, welche Hn. D. einer bildlichen Darſtellung zu bedürfen ſchienen,“ ſind nichts, als ſeine eigene werthe Perſon neben einem Paar Kafferer, ein durch die Wüſte Sahra galoppierender Reuter, und zwey ſogenannte Einwohner aus dem nur ihm bekannten Reiche, Bahafara. Die letzten, welche doch in der nämlichen Entfernung vom Aequator liegen ſollen, wie die Bewohner des Gambiafluſſes, malt Hr. D. bloſs bräunlich. Auch läſst er Mann und Frau in zierlichen Halbſtiefeln auftreten. Dem Mauren aus der Wüſte Sahra, wie dem Bahafaraner, iſt ein rothes Tuch um den Kopf gebunden. Proben von „der möglichſten Dambergeriſchen Treue“ in Zeichnungen! — Leicht könnten wir das Dambergeriſche *donum linguarum* durch die ganze Reiſe durchführen. Der dreymonatliche Aufenthalt bey der oſulaniſchen Herde hat ſo gute Folgen (S. 201.), daſs nach Durchwanderung mehrerer anderer Zwiſchengegenden, er noch in Cacongo ganze Geſpräche hält, die uns aus dem unerſchöpflichen Tagebuch auf mehrern Seiten überliefert werden (2. Th. S. 21. 22. 33. 34.). Noch länger hilft die Sprache von Angola aus der Noth. 2. Th. S. 69. 97. Mungo Park dagegen beweiſt ſchon im II. Kap. ſeiner Reiſe, daſs, unter ſehr benachbarten afrikaniſchen Völkern die Sprachen ſehr verſchieden zu ſeyn pflegen; und dieſs iſt der Natur der Sache unter Nationen, die wenig Verkehr mit einander haben, und häufig in Feindſchaft leben, gemäſs. — Faſt noch wunderbarer aber iſt es, daſs da, wo ihm die Sprachengabe nicht ſogleich zu Gebot ſteht, alsdann auch kein Menſch ſie vermiſst. Er giebt ſich zu Tombukto (S. 194.) und ſonſt am Niger, wo der Mauren genug ſind, für einen Büchſenmacher aus Biledulgerid aus, verſteht nicht Arabiſch, tritt dennoch mit einer mauriſchen, aus Nubien nach Tunis gehenden Karavane, die groſse Reiſe durch die Wüſte Sahra an, und iſt nur bange, wenn er nach Biledulgerid käme, alsdann durch ſeine Unkenntniſs der Landesſprache entdeckt zu werden. „Die Sprache, ſagt S. 110. 2. Th. war der groſste Anſtoſs (um nicht ſelbſt nach Biledulgerid ſich zu wenden); denn meine Kameraden würden, wenn wir nach B. gekommen wären, in mir nun gleich den Betrüger entdeckt haben, wenn ich die Landesſprache nicht geredet, und nicht verſtanden hätte.“ Vielmehr hätten eben dieſe Kameraden, als Mauren und Araber, beſonders da man durch mehrere arabiſche Dörfer kam, längſt, ehe ſie nach Biledulgerid kamen, Hn. D. entdecken müſſen. Denn die Sprache in Biledulgerid ſelbſt, iſt keine andere, als die mauriſch arabiſche. Genug, Hr. D. iſt im Verſtehen und Nichtverſtehen der afrikaniſchen Sprachen gleich wunderbar vom Schickſal berathen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Cruſius: *Angenehme und lehrreiche Leſeſtücke für Anfänger in der franzöſiſchen Sprache*, von *Chr. Quedenfeld*, Conrector der Schule zu Goslar. 1800. 204 S. gr. 8. (12 gr.)

Dieſe glücklich ausgewählten Leſeſtücke in Proſe und Verſen ſind Anfängern in der franzöſiſchen Sprache ſehr zu empfehlen. Ihr Inhalt iſt angenehm und lehrreich, und wird daher ſowohl die Aufmerkſamkeit rege halten, als auch Liebe zu einer Sprache einflöſsen, die jetzt in ſo vieler Hinſicht unentbehrlich geworden iſt. Das angehängte Wortregiſter muſs dem jungen Leſer viele Schwierigkeiten erleichtern, beſonders da zuweilen eigenthümliche Redensarten durch die Ueberſetzung erkläret werden. Eingeſchlichene Druckfehler ſind am Ende ſorgſam angezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Martini: *Chriſtian Friedr. Damberger's Landreiſe durch das Innere von Afrika* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Die Veranlaſſung der ganzen Reiſe ſetzt ihrer Glaubwürdigkeit die Krone auf. Hr. *D.* ſchildert ſich nicht etwa als einen muthigen, vorbereiteten, durch Belohnung aufgemunterten Abentheurer, oder als einen paſſionirten Reiſeliebhaber, den die brennende Begierde, das unbekannteſte der Menſchengattung mit Augen zu ſehen, nicht ruhen lieſs, bis er ſich 8 Jahre lang in der *Zona torrida* herumgetrieben hatte. Nichts treibt ihn, (S. 24.) auſser einer nicht einmal entſchiedenen Beſorgniſs, als Soldat (wozu er ſich doch ungezwungen engagirt hatte) nach Batavia gehen zu müſſen, weil ſeine Principalin, wie er meynt, „beſondere Abſichten auf ihn gehabt" habe. Dagegen wählt er den kürzeſten Weg, durch ganz Afrika in ſein liebes Vaterland, Sch * *, zurück zu kehren. Auf dieſer Rückkehr ſelbſt iſt er ſo wunderſam conſequent, daſs, ſo oft er ſich Gegenden nähert, wo er zu Portugieſen, Spaniern, Engländern, Dänen hätte kommen können, ſich recht gewaltſam in die Mitte von Afrika hinein treibt. Zu Malemba handelt er ſogar mit dem Capitain eines holländiſchen Kauffahrteyſchiffs (2. Th. S. 26.), ohne einen Gedanken, durch ihn von der übrigen Hälfte ſeiner Landreiſe ſich zu befreyen. Und warum? Der Möglichkeit, bey Europäern Dienſte nehmen zu müſſen, will er die Gewiſsheit unzähliger Gefahren und die afrikaniſche Sklaverey vorgezogen haben. 1. Th. S. 197. So gründlich motivirt iſt der Entſchluſs, vom 35° ſüdlicher Breite durch den Aequator bis ungefähr zum 32° nördlicher Breite, ſich in täglicher Todesgefahr, bald hungrig, bald überſatt, bald geprügelt, bald mit dem abgetragenen Mantel des Königs von Malemba geziert etc., durchzuquälen, und wenn man ungefähr 20 Grade vorſetzlichen Umwegs nach Oſten dazu rechnet (den er gerade da, wo er weſtwärts Europäer aller Art hätte treffen können, einſchiebt!) wenigſtens 1300 geographiſche Meilen zu Fuſse zu machen.

Aus einer ſo vortrefflich motivirten Unternehmung, alle Ausbeute des Details unſern Leſern vorzuenthalten, wäre kaum verzeihlich. Wir wollen in groſsen Schritten (auf der Karte iſt, „nach des Vfs. eigenen Angaben," ein Maaſsſtab von 30 *Tagereiſen*, jede zu 8 *geographiſchen Meilen* angeſetzt, welchem zufolge, der Vf. in 30 Tagereiſen viel weiter, als die Kameele in eben ſo vieler Zeit gekommen ſeyn müſste!) Hn. *D.* folgen, und nicht einmal alle 8 Meilen bey einer ſeiner Entdeckungen ſtehen bleiben. Bey den höchſt trägen Hottentotten findet der Vf. S. 61. ſorgfältige Anſtalten gegen die Furcht, halbtodt und zu frühe begraben zu werden. Nicht nur giebt S. 103 ff. die Caffernationen „in einem Striche Landes von 220 Meilen ſüdlicher Breite und 86 bis 100 Meilen der Länge," namentlich und mit Umſtänden an (worüber ihm ein cafferiſcher Büſching Auskunft gegeben haben muſs?), ſondern der Vf. verſichert auch S. 105.: „diejenige Nationen, welche ich hier angeführt habe, werden von den *meiſten* Bewohnern der Länder, durch welche ich gereiſt bin, *unter die Caffern im weitern Sinne* gerechnet." Unglücklicher weiſe aber iſt *Cafr* ein arabiſcher Name (Ungläubiger, Nichtmohammedaner) den ſich die Caffern natürlich nicht ſelbſt beylegen. — Schon bey ihnen beginnt des Vfs. ſchon berührte Aufmerkſamkeit auf den Jugendunterricht. „Die Aelteſten in der Familie unterrichten die Jugend. Der Groſsvater die Knaben, die Groſsmutter die Mädchen." Hoffentlich werden alle Enkel die Groſsältern lebend finden. Im Königreich Angola S. 207. wird der Unterricht unter freyem Himmel ertheilt, und „ich habe bemerkt, daſs die Kinder hier weit aufmerkſamer waren, als in manchen deutſchen Schulen." Eine Stelle, welche gewiſs nicht überſehen werden wird, wenn man einſt Hn. *D.* in ein Reiſemagazin für die liebe Jugend bearbeitet. Bey den Mophanern werden S. 97. die Kinder ſogar täglich zweymal von den Prieſtern unter freyem Himmel unterrichtet. „Die dumpfigen deutſchen Schulſtuben exiſtiren folglich in Oſtafrika auch nicht! Mungo Park (Hamburg. Ueberſ. S. 47.) zeigt an, daſs ſelbſt in Gegenden, wo ſich Mohammedaner eingemiſcht haben, die übrige Völkerſchaft das Schreiben noch für eine Art von Zauberey hält, auch blos die Mohammedaner den Negerkindern Unterricht geben, um ſie dadurch zu ihrer Religionsparthie herüberzuziehen. — — Faſt eben ſo aufmerkſam iſt Hr. *D.* auf Ehe und Eheſcheidung. „Das Geſetz verbietet (unter den Caffern S. 109.) dem Manne, ſeine Frau zu ſchlagen; hierin hat alſo die Caffrin einen groſsen Vorzug vor der cultivirten, ſie mit Verachtung anſehenden, Europäerin." Der Vf., ſieht man, haſcht eben ſo ſehr nach moraliſchen Tendenzen, als der Vf. der Anmerkungen, mit denen die hamburgiſche, ſonſt gute, Ueberſetzung der Parkiſchen Reiſe höchſt widerlich verziert iſt. — S. 113. unterreden ſich die Caffern vor Hn. *D.* „in einer ihm unbekannten Sprache, und ertheilen ihm endlich in caffriſchen Ausdrücken die Antwort."

Welche Cultur, zweyerley Sprachen zu haben, eine für jedermann, die andere für Geheimniſſe! — S. 132. erinnert ſich der Vf., daſs die Hitze den Nord-Cafr wenig arbeiten laſſe. Dennoch ſetzt er, unter dem 15 ſüdlicher Breite, eine Tagereiſe zu 8 geographiſchen Meilen? — Unter den Kantorrianern ſind (S. 148.) 6 bis 7000 *ſtreitbare* Männer und *Weiber;* letzte gröſser als die Männer, tapfer und muthig.“ (Und doch?) „Sie ſind meiſtens bey andern Nationen geraubt und zu Gefangenen gemacht. Mädchen werden - - gleich bey der Geburt wieder umgebracht. - - Die Vielweiberey iſt erlaubt.“ Schwache Männer, und doch lauter geraubte kriegsgefangene Weiber. Amazoninnen und doch Vielweiberey. Welche neue Entdeckungen in der Sittenkunde! — S. 208. blickt Hr. *D.* ſogar in diplomatiſche Geheimniſſe des afrikaniſchen Hofs von Angola: „Sollte ein projectirtes Bündniſs mit dem Könige von Mataman zu Stande kommen: ſo möchte es den Portugieſen hier (in den Comtoiren zu Loanda und Gambamba) wahrſcheinlich ſo ergehen, wie in Japan.“ Hätte Hr. *D.* den dortigen Portugieſen dieſs projectirte Bündniſs entdeckt: ſo müſste er mit einemmal ſeiner Leiden Ende, und ſogar Belohnung gefunden haben. Klüglich merkt er zwar an, daſs der König bey der Entlaſſung ihn zwey Tagereiſen weit nach Norden habe begleiten laſſen, damit er nicht zu den portugieſiſchen Factoreyen kommen konnte (2. Th. S. 5.). Was bewog denn aber Hn. *D.*, nicht, ſobald er wieder allein war, weſtlich ſich zu wenden, und ſpäterhin ſogar ungefähr 15 bis 20 Grade weit gegen Oſten in das Binnenland hinein zu rennen? Etwa die Staatengeſchichte? Denn ſogleich S. 7. weiſs er, was ſchon 1623 für Kriege zwiſchen dem König Manimugy und dem kleinen Völkchen der Zoharer vorgefallen ſind. Hat er ſich auch Auszüge aus den Azahoriſchen Reichsannalen verfertigt? — Mit gleicher Pünktlichkeit weiſs er S. 60., daſs das Königreich Juhkedego oder Monoemugi von Süden nach Norden 17, und von Weſten nach Oſten 13 Tagereiſen lang iſt, *an der Oſtſeite aber an Abyſſinien gränzt.*“ Bis in das nächſte Gränzland von Abyſſinien, will uns alſo Hr. *D.* bereden, auf ſeiner Wendung von Weſten gegen Oſten landeinwärts gekommen zu ſeyn. Kein Wunder, daſs Hr. Goldbach — welcher die Karte zu dieſer Klimmiſchen Reiſe in den Planeten Nazar zu entwerfen, den Auftrag bekam, S. 274. bemerken muſste: der Vf. hatte ſeine Reiſeroute auf der Mannertſchen Karte, die 1794, ohne daſs ihr verdienſtvoller Vf. ſich genannt hätte, bey Weigel und Schneider erſchien, verzeichnet. Man hätte glauben ſollen, ich hätte nur dieſe Route auf meine Karte, allenfalls mit Anwendung der Declination der Magnetnadel nach Rennels Hypotheſe übertragen dürfen. Allein *ich konnte oft ſchlechterdings ſeine Directionen nicht ſo einrichten, daſs ſie auf die Oerter eingetroffen hätten, die er nennt. Ich muſste alſo dieſe letzten eintragen, wie ſie ſich aus den beſten Hülfsmitteln ergaben* (und daher iſt die Karte noch das einzig Brauchbare am ganzen Buch!), *und ihnen ſeine Reiſe anpaſſen, wie es ging. Sein Compaſs, den er wirklich hatte* (d. h. gehabt zu haben verſichert) *ſcheint falſch gegangen zu ſeyn.*“ So hielt denn doch der Compaſs mit der ganzen Reiſe gleichen Schritt! Auch von den Monoemugi's übrigens weiſs Hr. *D.*, was ſie ſchon 1728 gethan haben. S. 85. Doch was iſt dieſs alles gegen die wichtigſte Nachricht, daſs Hr. *D.* — man weiſs nur nicht recht wo? — bis an das Goldgebirge gereiſt iſt, „wo viele Menſchen in tiefen Gruben Gold *aus Quellen* unter der Erde ſuchen.“ Etwas von der *Goldwäſche* ſcheint der Vf. irgend woher gehört zu haben. Daraus werden nun ihm *tiefe Goldquellen.* Wir könnten unſern Leſern unter hundert weitern Denkwürdigkeiten noch erzählen, wie die undiſciplinirten Truppen des König von Hacuſſa eben ſolche Gebirge, wie Bonaparte's Armee (S. 162.), mit dem Ruf: *Oſothſugo Koato aqulaty*, das heiſst: Tod und Qualort ſoll uns nicht abſchrecken! hinanſprengen: ſo daſs Stücke Felſen zurückflogen, jedoch keiner unglücklich war; wobey Hr. *D.* gar beſcheiden vom Pferde ſtieg, und mit vieler Mühe die Spitze erreichte.“ — Uns dünkt aber, der Beyſpiele möchten genug ſeyn, nach denen unſere Leſer ſich ähnliche Wanderſchaften ſo oft erzählen können, als ſie Luſt haben. Wir bemerken nur noch, daſs der Vf., welcher „auf ſeiner *Reiſe durch Sachſen* im Auguſt 1800“ ſchrieb, nach S. 181. „keine *ganz ſo ſchwarze* Geſichtsfarbe hat, als die Flintenmacher aus Biledulgerid.“ Von einem ſolchen körperlichen Beglaubigungsſchein hat Rec. indeſſen nichts gehört. Sollte aber auch Hr. *D.* ſo ſchwarz ſeyn, als die verſchiedenſten afrikaniſchen Nationen zuſammengenommen (von deren ſehr verſchiedener Farbenabſtufung er zu unſerm Erſtaunen nichts erzählt hat): ſo iſt Rec. doch überzeugt, daſs er eher ſich ſelbſt wieder zum Weiſsen umzubilden, als ſeine Reiſe bis zur Farbe der Wahrheit abzuwaſchen vermöge. Schlechthin unmöglich wird man es nicht nennen, daſs jemand mitten durch Afrika vom Cap bis Marocco komme. Aber daſs es nach den hier beſchriebenen Erfahrungen und Notizen geſchehen ſey, dieſs iſt ſo unmöglich, als daſs ein Mohr ſeine Haut bleiche. Unſerm Hn. *D.* iſt es S. 26. „ſehr wahrſcheinlich,“ daſs Vaillant die Reiſe, welche der Oberſte Gordon im Namen des Gouverneurs unternommen, „auf ſich bezogen“ daſs er Nachrichten und Karten von einem Begleiter Gordons, einem Corporal *Martens* an dem Meiſenberge erhalten, ſeine Naturalien aber auf dem Cap ſelbſt von Coloniſten, Sklaven, Hottentotten leicht gekauft habe. Hat uns etwa Hr. *D.*, um die Möglichkeit einer erdichteten Reiſe zu beweiſen, eine noch weit unwahrſcheinlicher erdichtete zur Probe geben wollen?

Nachſchrift. Dieſe Anzeige war niedergeſchrieben, ehe Rec. in Nr. 240. des Intelligenzblatts der A. L. Z., die von dem Verleger der Dambergerſchen Reiſe unterzeichnete vorläufige Antwort auf einige die Glaubwürdigkeit dieſer Reiſe betreffende Fragen las: daſs der Tileſiuſiſche Auszug durch „unvorſichtige Flüchtigkeit“ ſich mancher Auslaſſungen ſchuldig gemacht habe. Nur ein einzigesmal hebt dieſe Bemerkung den Zweifel ganz; darin nämlich, daſs

Hr.

Hr. D. sein Tagebuch auf ganz kurze Zeit verloren zu haben versichert. Ein anderer Punct, dass er erst auf dem Cap *schreiben* gelernt habe, worüber die Stelle in unserer Recension aus der Reisebeschreibung selbst wörtlich angegeben ist, soll sich dadurch lösen, dass jenes Schreibenlernen auf dem Cap vom Lernen des *Holländischschreibens* zu verstehen sey. Von *holländischen* Vorschriften spricht die Stelle der Reisebeschreibung allerdings. Aber sie sagt auch ausdrücklich: ich lernte dadurch nicht blos *die Anfangsgründe der Schreiberey* etc. Wer sonst schon schreiben kann, lernt durch holländische Vorschriften nicht erst die Anfangsgründe der Schreiberey. Jedoch, wir lassen gerne den Vf. als Erklärer seiner Worte, wenn sie noch irgend ihm zum Vortheil erklärbar sind, auftreten. Wie aber die in den geographischen Ephemeriden von einem uns ganz unbekannten Beurtheiler erhobenen Zweifel auf Kosten des Auszugmachers, gelöst werden sollten, so möchte leicht der Versuch entstehen, andere Einwendungen gegen die Reisebeschreibung selbst dadurch entkräften zu wollen, dass man zwischen dem Vf. und dem Redacteur der Reisebeschreibung distinguirte. Im Urtheil des Publicums zwar würde der Vf. hierdurch nichts gewinnen. Eine Reisebeschreibung, deren Vf. so unmündig wäre, dass er einen ungenannten Redacteur alle die Unrichtigkeiten einmischen liesse, die wir in unserer Recension herausgehoben haben, und deren Anzahl noch bey weitem nicht erschöpft ist, wäre für den Gebrauch der Kenner, und selbst für die blosse Unterhaltung geradezu Null. An dem *Original des Tagebuchs* und der *Karte über das Innere von Afrika*, welche *D.* bey einem gewissen Martens S. 27. copirt haben will, müssen sich ganz eigenthümliche Charaktere der ihm zugeschriebenen Entstehung entdecken lassen. Blos die Niederlegung des Originaltagebuchs in sichere Hände, kann die Möglichkeit von Nachbesserungen und das Zurückschieben der Unrichtigkeiten auf den Redacteur der Beschreibung abschneiden. Denn selbst die angedeuteten „unverweigerlichen holländischen Zeugnisse" vermögen die Wirklichkeit der Reise durch lauter unbekannte Gegenden nicht zu beglaubigen, und durch das Arglose im Tone des Vfs., wird niemand gegen die oben durch so viele Data begründete Wahrscheinlichkeit geschützt, dass der Vf. seine Leser dem König von Hacussa gleich zu setzen Lust habe, vor welchem er S. 153. 2. T. „sein Tagebuch unter der Weste hervorzog, und *daraus erzählte was ihm beliebte.*" Ist Hr. *D.* „jetzt mit dem ihm sehr am Herzen liegenden Vorhaben beschäftigt, sich dem Hn. Oberconsistorialrath *Böttiger* und Legationsrath *Bertuch* in Weimar zu jeder weitern mündlichen Beurtheilung persönlich vorzustellen:" so wird er noch mehr geneigt seyn, diesen beiden Gelehrten das Original jener Karten und des Tagebuchs zur Prüfung arglos und schleunigst anzuvertrauen. Da sich ausserdem der Vf. auf holländische Zeugnisse beruft: so möchten wir fürs erste wissen, wie nach S. 265. 2. Th. das *holländische* Schiff, auf welchem er aus Marocco nach Amsterdam zurückgekommen seyn will, *noch 1796 und 1797*, im *englischen* Hafen von Gibraltar sich ausbessern konnte, und von einer *englischen Fregatte* genau visitirt, aber nicht weggenommen wurde, „weil man nichts gefunden habe, das zur Wegnahme der Güter berechtigte." Hatte denn nicht schon das Jahr 1795 (Januar bis May) entschieden, dass seitdem alle holländische Besitzungen von den Engländern als feindlich behandelt wurden?

Nürnberg, b. Bauer u. Mann: *Das Murgthal*, besonders in Hinsicht auf Naturgeschichte und Statistik, von *K. F. V. Jägerschmid*, der phys. ökon. Gesellsch. zu Heidelberg Correspondent. 1800. 248 S. gr. 8. Mit Kupfern und einer Karte.

Die Murg ist ein mittelmässiger, ziemlich seichter und nicht schiffbarer Fluss in Schwaben, welcher im Wirtembergischen nicht weit von dem bekannten *Knipass* aus drey Quellen entspringt, und erst nach der Vereinigung dieser Anfangsarme seinen Namen erhält. Nach dem vereinten Lauf von drey Stunden tritt er in die Badensche Grafschaft Eberstein, und vereinigt sich nach fortgesetzten, sehr gekrümmten Laufe von noch eilf Stunden unterhalb Rastatt bey Steinmauern mit dem Rhein. Nur der letzte kleine Theil seines Flusses geht durch ebenes Land, die bey weitem grössere Strecke durchschneidet die hohen und rauhen Gegenden des Schwarzwaldes. Die Beschreibung der Murg, und der an dieselbe unmittelbar angränzenden Striche, wird der Gegenstand dieser sehr lehrreichen und zugleich unterhaltenden Beschreibung, welche dem übrigen Deutschlande nähere Bekanntschaft mit einem der versteckteften Winkel verschafft. Die Bearbeitung selbst muss in gedoppelter, geographisch-statistischer und technologisch-ökonomischer Rücksicht beurtheilt werden; in beiderley Betrachte giebt die Arbeit des einsichtsvollen Vfs. gute Ausbeute. Der Geograph lernt, dass das enge rauhe Thal der Murg, welches an beiden Ufern die schroffesten Felsen fast überall zu anstossenden Begleitern hat, dem Ackerbaue fast ganz unzugänglich ist, aber eine desto beträchtlichere Viehzucht begünstigt, und blos im Badenschen Antheile 13.400 Seelen reichlich nährt. Er lernt die kleinen Nebenbäche, und die meist mit ungeheuren Waldungen bedeckten zahlreichen Berge näher kennen, findet, dass die Erhöhung derselben beträchtlicher ist, als man sie bisher gewöhnlich schätzte, da angestellte Beobachtungen eine der höhern Spitzen, den Oelachen im Wirtembergischen, nahe bey der Quelle des Eiach-Flusses, auf 2456 Fuss von dem gegenüber liegenden Laufe des Rheins erheben. Mit Sorgfalt findet er die Menschenzahl in jedem einzelnen der zum Theil sehr ansehnlichen Dörfer angegeben, deren ergiebige Nahrungszweige die sorgfältige Benutzung ihrer beträchtlichen Eigenwaldungen nebst der Viehzucht ausmachen. Besonders wird ihn die Beschreibung der kleinen Stadt Gernsdorf von 2400 Seelen, mit ihren Manufacturen, und mit ihrer Schiffergesellschaft interessiren, welche zwar in andern geographischen Werken angeführt, von der

der aber nirgends bemerkt wird, dafs es eine aus hohem Alterthume herſtammende Innung von Privatperſonen iſt, welche nicht blofs das Recht des Holzhandels und Flöfsens auf der Murg ausſchliefsend beſitzt, ſondern auch Eigenthümer von Waldungen iſt, die im Durchſchnitte ſechs Stunden Wegs betragen, und nicht unter der Aufſicht der Badenſchen Oberforſtämter ſtehen. Sie haben durch den bekannten groſsen Waldbrand in dem Sommer dieſes Jahrs mit mehrern benachbarten Strecken des Schwarzwaldes ſehr gelitten. Die Einrichtungen dieſer erblichen Geſellſchaft, des beträchtlichen Mühl- und andere Waſſerwerke, welche ſie angelegt hat, und ihres Holzhandels auf dem nahen Rhein, mufs man in dem Buche ſelbſt nachleſen. Auch die genaue und doch nicht ins Mikrologiſche ſinkende Beſchreibung der Stadt Raſtatt, zeichnet ſich vor andern ähnlichen geographiſchen Darſtellungen, z. B. im Lexicon für Schwaben, ſehr zu ihrem Vortheile aus. — Aber auch der Forſtmann, Technologe, Oekonom, wird dieſes Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand legen, da es Rechenſchaft von den einzelnen gröfsern und kleinern Waldungen, der Art der Behandlung in denſelben und Winke zu Verbeſſerungen giebt; überdiefs die einzelnen Zweige der Betriebſamkeit in dieſem Thale ſehr genau, ſo wie auch die Vorrichtungen beſchreibt, welche zur Beförderung derſelben angelegt ſind. Die Grundlage zu allen Erwerbszweigen iſt hier das Holz; folglich findet man die genaue Beſchreibung der Art, wie die Einwohner Theer oder Wagenſchmier für ſich und entferntere Gegenden aus Föhrenſtöcken ſchweelen und zubereiten; von ihrer Art, Pottaſche zu gewinnen und zu calciniren, von der Einrichtung der häufigen Sägemühlen, von dem Kohlenbrennen, Kienrufs und Glasbereitungen etc.; überall mit Hinweiſung auf gröfsere Vortheile, welche ſich durch verbeſſerte Art der Behandlung erreichen lieſsen. Unter den Ideen, welche der Vf. dabey äufsert, geben nur wenige neue Bereicherung der Wiſſenſchaft; ſie zeigen aber durchgängig den praktiſchen, mit dieſen Fächern vertrauten, und in den beſten Schriften beleſenen Mann. — Auf der Murg wird alles Holz zur weitern Ausfuhr geflöſst; aber theils hat dieſer Flufs in ſeinem erſten Laufe nicht überall hinlängliche Tiefe, theils hindern in den Strom geriſſene Felſentrümmer, theils mufs man erſt Stämme und Scheitholz über die ſteilen Berge zum Fluſse fördern. Zu allem dieſen ſind groſse Vorrichtungen unentbehrlich, um die Tiefe des Fluſſes zu vermehren, oder das Waſſer der kleinen Nebenbäche zu einer Gröſse zu erheben, welche es möglich macht, die groſsen Quantitäten Holzes durch dieſelben in den Hauptfluſs zu bringen. Von den verſchiedenen, zum Theil koſtbaren, Arten von Schleuſsenwerken liefert nun Hr. J. eine deutliche, ſelbſt jedem in der Kunſt nicht eingeweihten verſtändliche, Beſchreibung, und erleichtert ſie durch die beygefügten ſehr gut gerathenen Zeichnungen, welche zugleich die verſchiedenen Arten von Oefen abbilden, welche hier zur Verfertigung der Potaſche etc. angewendet werden.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Cruſius: *Anfangsgründe von dem Bau und der Bildung der Wörter der italiäniſchen Sprache*, wie ſie in ächt toſcaniſcher Mundart geſprochen und geſchrieben wird. Von *Ch. J. Jagemann*, Mitglied der florentiniſchen Akademie. 1800. 244 S. 8. (21 gr.)

Hr. J., welcher ſich bereits ſo manches Verdienſt um die Verbreitung der italiäniſchen Sprache in Deutſchland durch brauchbare Schriften erworben hat, liefert hier einen neuen Beweis ſeiner gründlichen Kenntnifs. Er zeigt die Ausſprache und die Form der italiäniſchen Redetheile auf eine leichte und faſsliche Art, und geht in der Etymologie mit glücklichem Erfolg weiter als Bembo, Giambullari, Aſcanio Perſio, Ferrari, Menagio, weil dieſe die wahre Fundgrube, die nördlichen Sprachen, nicht kannten. Und da die älteſten italiäniſchen Dichter, beſonders Petrarca, ihre Sprache aus der Provenzaliſchen dergeſtallt bereicherten und verfeinerten, dafs ſie den Verfall der Dichterey der Troubadours bewirkte: ſo hat unſer Autor beide Sprachen durch Beyſpiele verglichen, um auch hier den Urſprung mancher Ausdrücke darzuſtellen. Die Grundſätze von dem Bau und der Bildung der Wörter ſind durchaus der toſcaniſchen Mundart angemeſſen, weil ſie allein die Schriftſprache aller cultivirten Perſonen in Italien iſt, auch in allen öffentlichen Schulen daſelbſt gelehrt wird, und in allen übrigen Provinzen Nachahmer findet. Mit Recht wundert ſich daher Hr. J., dafs man die in Veneroni's Grammatik befindlichen ſchimpflichen Ausdrücke gegen dieſe beſte Mundart bisher in den ſo oft wiederholten Auflagen weder gemäfsigt, noch ausgeſtrichen hat. Doch man mufs die reichhaltige Vorrede ſelbſt leſen, um ſich von dem überwiegenden Vorzuge der toſcaniſchen Mundart ganz zu überzeugen. In dieſem Lehrbuche ſieht man auch Regeln und Tabellen von den offenen und geſchloſſenen Vocalen *e*, *i*, *o*, und von dem bald geſchärften, bald gelinden s. Kurz, die Arbeit gereicht dem geſchickten Vf. zu groſser Ehre, und ſicher werden die forſchenden Sprachliebhaber ihm für die mitgetheilten gründlichen Aufſchlüſſe und lehrreichen Winke aufrichtig danken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Januar 1801.

GESCHICHTE u. POLITIK.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Staats-Archiv*, herausgegeben von dem geheimen Juſtizrath *Häberlin*. 16tes u. 17tes Heft. 1800.

I. *Votum des Correferenten bey dem Reichskammergerichte über die Verſtandeskräfte des Hn. Fürſten zu Neuwied.* In dem erſten Abſchnitte deſſelben, wo, wie gewöhnlich, von der Competenz des Kammergerichts gehandelt wird, findet man einige intereſſante Beyträge zu der Lehre von der Bevormundung gemüthskranker Reichsſtände, mit Hinſicht auf die neueſte Literatur über dieſen Gegenſtand. Hierauf folgen allgemeine Grundſätze über den Beweis der Verſtandesverirrung, über die verſchiednen Grade der Gemüthskrankheit und über die Bevormundung der Wahnſinnigen. Ob wir gleich darin mit dem Vf. einverſtanden ſind, daſs die Krankheiten der Vernunft beſſer durch umſtändliche Gemälde eines Individuums, dem es daran fehlt, als durch Kunſtwörter ausgedrückt werden können: ſo kann doch dieſe Bemerkung den Richter der Mühe nicht überheben, die verſchiednen Grade des Wahnſinns mit der möglichſten Genauigkeit zu beſtimmen, um hiernach zu beurtheilen, ob der dargeſtellte Zuſtand des Individuums wirklich unter dieſen Begriff gebracht werden könne. Was die Hauptſache betrifft: ſo ſind die Gründe warum das Kammergericht eine modificirte obervormundſchaftliche Verfügung wegen des Fürſten von Neuwied für nothwendig hielt, hinlänglich bekannt; merkwürdig aber iſt die S. 416. enthaltne Aeuſſerung des Correferenten, daſs man das von dem Fürſten dagegen eingewandte *Remedium reſtitutionis in integrum* bloſs als eine *Defenſionem pro avertenda curatela* betrachten könne. II. *Geſchichte der kurpfälziſchen Religionsdeclaration von dem Hn Legations-Rath Hoffelein zu Stuttgard.* Der Vf. dieſes Aufſatzes wurde von dem reformirten Kirchenrath zu Heidelberg und der dortigen geiſtlichen Adminiſtration reformirten Antheils auf den Friedenscongreſs nach Raſtadt geſchickt, um die Aufhebung der durch die Ryswikiſche Clauſel verurſachten Beſchwerden in ihrem Namen zu ſollicitiren, zugleich aber auch, wenn die linke Rheinſeite der franzöſiſchen Republik abgetreten würde, eine verhältnifsmäſsige Entſchädigung für ihren Verluſt nachzuſuchen. Obgleich ſeinen Bemühungen die gröſsten Schwierigkeiten entgegen ſtanden: ſo ſchien doch der Herzog zu Zweybrücken, als präſumtiver Nachfolger, der ſich damals zu Carlsruhe aufhielt, durch preuſsiſche Vermittlung geneigt zu ſeyn, unter königl. Garantie und unter Beytritt der Agnaten, einen Religionsvertrag einzugehen, der in dem Frieden ſelbſt beſtätigt werden ſollte. Bey Abfaſſung deſſelben kam es vorzüglich auf eine genaue Beſtimmung des künftigen Genuſſes der zwiſchen dem katholiſchen und reformirten Theile ſeither zu $\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$ abgetheilten Kirchengüter und Gefälle an, worüber endlich der Herzog zu folgendem Entſchluſs bewogen wurde: „Sämmtliche dermalen dieſſeits des Rheins befindliche Kirchengüter und Gefälle, ohne Unterſchied, welchem Theile ſie bisher zuſtändig geweſen, den Reformirten zum Genuſs und einer ausſchlieſsenden Verwaltung unter der Bedingung zu überlaſſen, daſs ſie zugleich die Bedürfniſſe des katholiſchen Gottesdienſtes, jedoch nur nach Nothdurft davon beſtreiten ſollten. Würde die überrheiniſche Pfalz entweder ganz oder zum Theil in ihre vorige Lage zurückgehen: ſo ſollte dieſe Einrichtung eben ſo, wie in der dieſſeitigen Statt haben; bliebe ſie aber unwiderruflich verloren, und die Reformirten konnten bey dem Frieden keine weitre Entſchädigung erhalten: ſo wollte der Landesherr das, was zu Beſtreitung der gedoppelten Bedürfniſſe fehle, aus eignen Mitteln zuſchieſsen, uud dieſen Zuſchuſs, mit Gütern und Realitäten verſichern.“ So günſtig auch dieſe Erklärung dem Vf. ſchien: ſo wurde doch die Vollziehung des hierauf gegründeten und im Anhang beygefügten Vertrags durch die Widerſprüche der beiden reformirten Collegien vereitelt, die den Vf. nach Raſtadt geſendet hatten; auch läſst ſich wohl nicht läugnen, daſs er manchen Bedenklichkeiten ausgeſetzt war, beſonders in Anſehung des Punktes, der die Beſtreitung der nothwendigen Bedürfniſſe von der katholiſchen Kirche betraf. III. *Abwiegung der Vortheile und Nachtheile, die aus der Annahme und Nichtannahme der entworfenen neuen Religionsdeclaration für die kurpfälziſche reformirte Kirche entſpringen.* Dieſer Aufſatz iſt im Namen derjenigen Glieder des kurpfälziſchen Kirchenraths und der geiſtlichen Adminiſtration zu Heidelberg abgefaſst, welche dem Entwurfe der neuen Religionsdeclaration beygetreten ſind. Der Vf. deſſelben geht von der Bemerkung aus, daſs an eine vollkommene Reſtitution der pfälziſchen reformirten Kirche, nach dem in dem weſtphäliſchen Frieden beſtimmten Normaljahre, nicht mehr zu denken ſey, und daſs man ſich daher weiter nichts habe verſprechen dürfen, als eine Wiederherſtellung der im Jahre 1705 ertheilten Declaration. Vor dieſer aber habe der neue Entwurf noch verſchiedne Vorzüge, unter andern darin, daſs er den Gliedern der reformirten Kirche ein poſitives (beſtimmtes) Recht zu einem dritten Theil der Stellen in den beiden Haupt- Landes-

Collegien einräumt, so wie auch zu den Civil-Aemtern auf dem Lande und in den Städten, dafs er die Verwaltung der geiſtlichen Güter zweckmäſsiger beſtimmt u. ſ. w. IV. *Einige Actenſtücke, die Ermordung der franzöſiſchen Geſandten betreffend.* (Aus den *Pièces officielles, concernant l'Aſſaſſinat commis ſur les Miniſtres Fr. au Congrès de paix à Raſtadt. Strasbourg, en Meſſidor l'an* VII.) 1) Eine gerichtliche, von einem Friedensrichter zu Straſsburg auf Verlangen des Geſandſchaftsſekretärs *Roſenſtiel* verfertigte Regiſtratur über verſchiedne von den Oeſtreichern ausgelieferte Effecten der ermordeten Geſandten, aus welcher erſichtlich iſt, dafs ſich die wichtigſten und geheimſten Papiere unter dieſen befunden haben. 2) Gerichtliche Ausſage eines Straſsburger Schiffers Johann Zabern, der eine Stunde von Raſtadt zu Ifesheim von Szekler Huſaren angehalten wurde, und noch vor der Ermordung der Geſandten verſchiedne hierauf ſich beziehende Gerüchte vernommen zu haben, behauptete. V. *Hohes Alter, Freyheit und Unabhängigkeit der Stadt Hildesheim. Von dem Hn. Stadtſyndikus Hoſtmann.* Aus zwey Urkunden vom 28ſten July 1249, und den 6ten Jan. 1281 wird hier erwieſen: dafs die Stadt Hildesheim älter ſey, als das Biſsthum gleiches Namens, woraus der Schluſs gezogen wird: dafs auch der Biſchof kein Recht über die Stadt erhalten konnte, es ſey denn, dafs ihm ſolches von dem Kaiſer verliehen, oder von der Stadt ſelbſt übertragen wurde. VI. *Erneuerte markgräflich Badiſche Rangordnung der höhern Dienerſchaft.* Sie giebt dem Herausg. zu der intereſſanten Bemerkung Anlafs, dafs man gerade in ſolchen Ländern, wo kein einheimiſcher Adel iſt, dem Adel die meiſten und oft ſehr unbillige Vorzüge zugeſteht.

Siebenzehntes Heft. I. *Einige Actenſtücke, die Einführung eines Militair-Zwangſyſtems in den hannöverſchen Landen betreffend.* In einem Reſcript der kön. und kurfürſtl. Regierung zu Hannover an die Calenbergiſche Landſchaft, vom 12ten Januar 1796, wird der letztern bekannt gemacht, dafs man geſonnen ſey, die Landregimenter aufzuheben, und dafür eine jährliche beſtändige Lieferung einer gewiſſen mäſsigen Anzahl von Rekruten zu verfügen, welche die Zahl der ſeither zu den Landregimentern gelieferten Leute nicht überſchreiten ſolle. Dagegen werden in einer Vorſtellung der Calenbergiſchen Landſchaft vom 2ten Dec. 1796 folgende Bedenklichkeiten geäufsert. „Es ſey gegen das allgemeine Staatsrecht, wenn man die Unterthanen nöthigen wollte, mehr Soldaten zu halten, als die Nothdurft erfodre; auch wäre es mit der Grundverfaſſung unvereinbar, dafs Landeseingeſeſſene, ſie möchten zu einer Claſſe der Unterthanen gehören zu welcher ſie wollen, in Friedenszeiten, wider ihren Willen zu Leiſtung perſönlicher Kriegsdienſte gezwungen werden ſollten, da zumal der Staat, auf Koſten der Unterthanen ein eignes regulirtes und zum Kriegsdienſte ausgerüſtetes Heer beſtändig unterhalte; der Dienſt unter der regulären Miliz ſey bey weitem beſchwerlicher, und werde mit weit gröſserem Widerwillen von der jungen Mannſchaft vom Lande übernommen, als der Landſoldatendienſt; daher man die Auswanderung derſelben beſorgen müſſe; endlich könne der entworfne Plan nicht ausgeführt werden, ohne das Land mit neuen, theils directen, theils indirecten, Steuern zu beſchweren. II. *Pfalzneuburgiſcher Deputationsabſchied über die neuburgiſchen Landes- und Regierungsverhältniſſe.* d. d. *München den* 5ten *Oct.* 1799. In dieſer wichtigen Urkunde, wird die Errichtung einer eignen Landesdirection in Neuburg bewilligt, ein Landtags-Ausſchufs feſtgeſetzt, der alle 6 Jahre zuſammenkommen, und zu Beſorgung landſchaftlicher Geſchäfte, eine landſchaftliche Verordnung, die aus einem Kanzler und vier Gliedern beſteht, zurücklaſſen ſoll; die Rectification der öffentlichen Abgaben, wozu auch die grundherrlichen Präſtationen gerechnet werden, nach beſtimmten ſehr richtigen Grundſätzen beſchloſſen; die Untheilbarkeit der Bauergüter aufgehoben; das Richteramt von dem Kameralamte getrennt; die Eintheilung in Militär-Kantons begründet; und nach einem beygefügten Plane eine Bank auf den Fall errichtet, wenn man nicht noch andre Mittel auffinden würde, um den Mangel am baaren Gelde zu heben. III. *Actenſtücke, die Friedensverhandlungen zwiſchen Oeſtreich und Bayern in den Jahren* 1744 *und* 1745 *betreffend.* Die gröſste Aufmerkſamkeit in dieſen Actenſtücken verdient der von dem Prinzen von Wallis gethane Vorſchlag: dafs Karl VII. gegen Bayern die italiäniſchen Länder des Hauſes Oeſtreich unter dem Titel eines lombardiſchen Königreichs erhalten ſollte; und die von der Maria Thereſia gegen ihren Geſandten den Baron von Palm damals gethane Aeufserung, dafs nach dem von Kur-Bayern veranlaſsten Verluſt von Schleſien, weder das Erzhaus, noch das Gleichgewicht in Europa ohne Vergütung mittelſt eines angränzenden deutſchen Landes beſtehen könnte. Eben ſo auffallend iſt die in dem nämlichen Schreiben enthaltne Bemerkung: dafs, wenn die Wahlfreyheit des Kaiſers durch eine in der Nähe befindliche Armee unterſtützt werde, mit wohl ausgetheiltem Gelde ſich alles ausrichten laſſe. IV. *Actenſtücke, die in dem Herzogthum Wirtemberg zwiſchen dem Regenten und der Landſchaft entſtandnen höchſt gefährlichen Irrungen betreffend; nebſt einer Einleitung.* Die Geſchichte der bemerkten Irrungen, die in der Einleitung erzählt wird, iſt aus politiſchen Blättern und Zeitſchriften hinlänglich bekannt, daher wir uns blofs auf die Anzeige der hier mitgetheilten Actenſtücke einſchränken. A. *Circulare des groſsen landſchaftlichen Ausſchuſſes an die allgemeine Landesverſammlung vom 2ten Nov.* 1799. — Betrifft das von dem Herzog zu Ende des vorigen Jahres geäufserte Verlangen, dafs die Landſchaft zur Fortſetzung des Krieges 4000 Mann ſtellen ſollte, welches aber von letzterer verweigert wurde. B. *Vorſtellung der Landesverſammlung wegen Organiſirung des auf Betrieb des kaiſerlichen Hofes und ohne Zuziehung der Landſchaft beſchloſſenen Landſturms vom* 18*ten Nov.* 1799. C. *Landesfürſtliches Ausſchreiben vom* 30*ſten Nov.* 1799. Enthält die Aufhebung der allgemeinen Landesverſammlung, und wurde durch die vorhergehende Vorſtellung und deren Mittheilung an die Obrigkeiten des

Lan-

Landes veranlafst. D. *Reichshofraths-Concluſa.* Des Inhalts, dafs ſich die Landſchaft den Verfügungen des Herzogs unterwerfen, und dieſer berechtigt ſeyn ſolle, im Fall einer Widerſetzlichkeit das kaiſerl. Gen. Kommando der Armeen im Reiche um militäriſche Unterſtützung anzugehen. V. *Aufhebung der Leibeigenſchaft in dem dieſſeits des Rheins gelegnen Theile des Hochſtifts Speyer.* Unter dieſer Rubrik wird die deshalb ergangene fürſtl. Speyerſche Verordnung vom 22ſten Jun. 1798 mitgetheilt, die deſto lobenswürdiger iſt, da ſie alle aus der Leibeigenſchaft herrührende lediglich auf den Perſonen haftende Abgaben ohne einigen Erſatz aufhebt.

Göttingen, b. Vandenhök: *Deutſches Staatsmagazin.* Herausgegeben von dem Profeſſor von *Berg. Dritten* Bandes *dritter* Heft. 1800.

Der Inhalt dieſes Hefts iſt folgender: XIII. *Landes Grundvergleich des Stifts Eſſen vom 2ten Sept. 1794, nebſt einigen vorbereitenden Actenſtücken.* Erſtere iſt für das Territorial-Staatsrecht wichtig, leidet aber keinen Auszug. XIV. *Etwas über die Anſprüche der Hn. Grafen zu Wittgenſtein an die Grafſchaft Sayn.* Der Vf. dieſes Aufſatzes Hr. Hofrath *Köſter*, ſucht darin eine Deduction zu widerlegen, welche Hr. Hofr. *Haas* zu Wetzlar für die genannten Grafen gegen die weiblichen Nachkommen der Grafen von Sayn verfertigt hat, und wodurch ein Streit erneuert worden iſt, der ſchon den 3ten März 1661 *in poſſeſſorio ordinario* von dem Reichshofrath zum Beſten der letztern entſchieden wurde. Die wichtigſten Gründe, worauf die Anſprüche der erſtern beruhen, ſind: 1) Der Satz, dafs eine 1294 zwiſchen den Söhnen Gottfrieds Grafen zu Sayn Johann und Engelbert (von welchem die Grafen von Wittgenſtein abſtammen) getroffne Theilung keine Todttheilung (Tottheilung) geweſen ſey. Dagegen wird nun behauptet, dafs in dem 13ten, ja, noch in den folgender, Jahrhunderten alle rechtliche Vermuthung für die Tottheilung ſtreite (eine Meynung, die bekanntlich noch immer ſehr zweifelhaft iſt); und dafs in dem gegenwärtigen Falle das Daſeyn derſelben durch verſchiedne Umſtände, als z. B. durch ausdrückliche und ewige Verzichtleiſtung Engelberts für ſich und ſeine Nachkommen durch den Nichtgebrauch des gräflich Sayniſchen Titels in dieſer Linie, und durch Ermanglung einer Mitbelehnſchaft derſelben zur Gewifsheit erhoben werde. 2) Eine Erbeinigung von 1588. Die Gültigkeit derſelben wird deſshalb angefochten, weil ſie ein unvollkommener Entwurf geblieben, weil die handelnden Perſonen ihn durch widerſprechende Vorkehrungen ſelbſt für unkräftig erklärt haben, und weil die Einwilligung mehrerer Intereſſenten, die bey dem Entwurfe nicht zugezogen worden ſind, ermangelt. XV. *Drey Reichshofrathsconcluſa das Schwediſch-Pommeriſche Privilegium electionis fori betreffend.* Die beiden erſtern vom 26ſten Nov. 1799, werden zur Beſtätigung der Meynung angeführt, dafs die Reichsgerichte verbunden ſind, das gedachte Privilegium von Amtswegen zu beobachten; das letzte vom 17ten Jan. 1800 um zu zeigen, dafs die *continentia cauſae* nicht zu Hintanſetzung deſſelbigen berechtige. Wie hierbey von dem Herausg. vorzügliche Rückſicht auf die Sache des Hn. *von Berlepſch* genommen werde, können ſachkundige Leſer leicht vermuthen. (Ein Nachtrag zu dieſen Reichshofraths-Concluſis, worin die Fälle erläutert werden, welche der Gegenſtand derſelben ſind, folgt Nr. XX.). XVI. *Statut des Domkapitels zu Augsburg gegen geheime Geſellſchaften, nebſt der kaiſerl. Beſtätigung.* Erwähntes Statut beabſichtigt die künftige Abhaltung aller Mitglieder geheimer Geſellſchaften, namentlich der Freymäurer und Illuminaten von dem Domſtift. Die Beſtätigung deſſelben wird ertheilt: „in der Betrachtung, dafs geheime Geſellſchaften, Orden und Verbindungen ſchon durch ihr Geheimniſs an und für ſich für die allgemeine Ruhe und Sicherheit bedenklich ſind, insbeſondre aber bey dem jetzigen ohnehin unruhigen Geiſt der Zeit mehr, als jemals für Religion und Staat gefährlich werden können. XVII. *Beytrag zur Geſchichte des Berlepſchiſchen Proceſſes.* Der Hr. v. Berlepſch erhielt den 18ten Oct. 1799 von der Regierung zu Hannover eine Reſolution, wodurch ihm „wegen ſeines anſtöſsigen Betragens und der gefährdevollen Abſichten, deren er ſich verdächtig gemacht, der Aufenthalt in den Braunſchweig-Lüneburgiſchen Landen gänzlich und mit der Bedeutung verboten wurde, dafs, wenn er ſich dennoch darin betreten laſſen würde, er ſofort arretirt werden ſollte." Er wendete ſich hierauf an das Reichskammergericht, und bat um eine Extenſion des in der Hauptſache (nämlich in dem wegen ſeiner Abſetzung entſtandnen Proceſſe) erkannten *Mandati de exſequendo.* Dieſe wurde von dem Kammergericht den 20ſten Nov. 1799 als überflüſſig abgeſchlagen, deſſen ungeachtet aber die angeführte Reſolution der kurfürſtl. Braunſchweig-Lüneburgiſchen Regierung aufgehoben. Letztere nahm dagegen Recurs an den Reichstag, indem ſie behauptete, dafs das Reichskammergericht durch dieſes Erkenntniſs eine *ganz* neue Klage des von Berlepſch mit einer andern Sache, in welcher die Incompetenz deſſelben der Reichsverſammlung ſchon gezeigt worden ſey, auf eine unſtatthafte Weiſe zu verbinden geſucht, und damit ſeine Eingriffe in das *Privilegium electionis fori* nicht nur fortgeſetzt und wiederholt, ſondern auch auf einen ganz verſchiednen Fall ausgedehnt habe. XVIII. *Verhandlungen über einen Landtag in Baiern.* Durch verſchiedene neue Anfoderungen, welche von der Regierung den 9ten Jan. 1800 an die Verordneten der Bairiſchen Landſtände ergiengen, die aus 4 Prälaten, 8 vom Ritterſtande und 4 Deputirten der Städte beſtehen, wurden dieſe veranlafst auf die Zuſammenberufung eines Landtages anzutragen, der ſeit 130 Jahren nicht gehalten worden iſt. Vor der Hand wurde dieſes Geſuch abgeſchlagen unter dem Vorwande: dafs es die gegenwärtigen Zeitumſtände nicht erlaubten. XIX. *Rechtsſtreit zwiſchen dem Herzog von Wirtemberg und ſeinen Landſtänden.* Die unter dieſer Rubrik mitgetheilten Actenſtücke ſind gröſstentheils ſchon aus andern öffentlichen Blättern, z. B. aus der deutſchen

Natio-

Nationalzeitung bekannt, daher ſie der Herausg. bloſs zum künftigen Gebrauch für den Publiciſten hier niedergelegt hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Richter: *Aufſätze über verſchiedene Gegenſtände.* Von *Ge. Burchard Mich. von Rühl.* 1800. XVIII u. 244 S. gr. 8. (14 gr.)

Das Werkchen mit dem ſchwankenden Titel zerfällt in zwey Theile. Der erſte hat noch folgenden Nebentitel: *Menſchenwerth und Lauf der Welt* von *G. B. M. Rühl.* Er enthält Materialien zur Philoſophie des Lebens in den gegenwärtigen bedenklichen Zeitläuften, und verſucht es, die wichtigſten Probleme der Menſchheit aufzulöſen. Irren wir nicht: ſo hat der Vf. keine eigentlich wiſſenſchaftliche Bildung erhalten, ſondern er hat erſt in ſpätern Jahren aus eignem Drang und Bedürfniſs allerley über die groſsen Angelegenheiten des Menſchen geleſen und dieſen gemiſchten Leſereyen das Selbſtgedachte zugegeben. Denn wir finden hier ein eignes Gemiſch von geſunden, klaren und reinen Begriffen, und von verworrnen, unbeſtimmten, ſchielenden Vorſtellungen, viel Wärme des Herzens, bey einem Kopfe, der nicht für Speculationen gemacht zu ſeyn ſcheint, und vielleicht mit mehr Erfolg in andern Fächern ſich zeigen würde, wie denn allerdings die dramatiſchen Verſuche der zweyten Abtheilung, welche aus 2 Schauſpielen und 2 Nachſpielen beſtehen, einigermaſsen für die etwas peinliche Lectüre des erſten Theils entſchädigen mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Magdeburg*, b. Panſa: *Lectionum in Nov. Teſtamentum ſpecimen ſecundum*, quo fautores rei ſcholaſticae, ut examini literario . . beniv. intereſſe velint enixe rogantur a Directore utroque Scholae Bergenſis, *Explicationis loci Matthaeiani, qui de extremo vitae Jeſu Chſt. actu exponit, Partic. I.* 28 S. 4. Der Zweck des Vfs., Hn. Prof. *Gurlitts*, iſt, eine Probe von Vorleſungen über das N. T., wie ſie im Kl. Bergen wirklich gehalten worden ſind, von Zeit zu Zeit dem Publicum vorzulegen. Von gelehrten Erziehungsanſtalten dieſer Art könnte über Lehren und Meynungen in der That nichts zweckmäſsigeres verlangt werden, als die Bekanntmachung wirklich gehaltener Lectionen. Und zu ſolchen Mittheilungen, aus denen die Lehrer ſelbſt beurtheilt werden können, wären wohl die einmal gewöhnlichen Einladungsſchriften zu den öffentlichen Prüfungen der Schüler der beſte Platz. Literariſche Entdeckungen werden in Vorträgen an Gymnaſiaſten nicht erwartet, und würden oft zweckwidrig ſeyn; folglich werden auch die Lehrer zu Nachforſchungen, welche dahin führen, nicht veranlaſst. In dieſer Rückſicht werden auch gymnaſiaſtiſche Einladungsſchriften nicht geſchrieben. Oft beſchäftigen ſie ſich daher mit Nebendingen und überflüſsigen Fragen, oder man bemerkt eine gewiſſe Verlegenheit der Vff. über die Wahl des Gegenſtandes. Alles dieſes zu vermeiden und etwas ganz zweckmäſsiges dagegen einzuführen, wäre, dünkt den Rec., nichts nachahmungswürdiger, als öffentliche Darlegung von Proben des Unterrichts in mehreren Fächern, wie man denſelben in einer ſolchen Anſtalt zu erwarten habe. Kenner würden dadurch in den Stand geſetzt, auch in der Ferne den Aeltern zu rathen und beſtimmt zu verſichern, in welchen Fächern und nach welchen Methoden ſie — im Verhältniſs zu den verſchiedenen Fähigkeiten ihrer Söhne — bald da bald dort die angemeſſenſte Befriedigung zu hoffen haben.

Die Proben, welche der Vf. giebt, beweiſen, dafs er ſeine Zöglinge durch hiſtoriſch-philologiſche Lectionen über das N.T. auf eine ächt proteſtantiſche Theologie, d. i. auf eine ſolche, welche von jedem Entſcheiden der Ueberzeugungsgegenſtände durch Autorität unabhängig bleiben will, unpartheyiſch vorzubereiten ſucht. Bey Matth. 22, 43. macht Hr. *G.* über die Frage, wie Jeſus ſelbſt den Pſ. 110. verſtanden haben möge? unter andern dieſe Bemerkungen: *putet* (woran aber Rec. ſehr zweifelt) *eum in hac diſputatione locum illum de ſe, tamquam Meſſia promiſſo explicaſſe; neque hoc mirum videri debet in eo, qui ſe olibi Abramo prius extitiſſe affirmaverit. — Etſi a perſona Jeſu diſputationem κατ' ανθρωπον neque dogmaticam neque exegeticam alienam arbitror; veroſimilius mihi tamen videtur, enm et ipſum rationem interpretandi S. Codicis ſuae aetatis communem eſſe ſequutum, qua Meſſiae promiſſiones V. T. quaererent et facile reperirent in multis locis, in quibus ſi contexta reſpicies, nulla illarum veſtigia comparent. Qui calamitatibus premitur, is liberatorem anquirit . . et facile deprehendit . . Accedit* (eine ſimpele, aber ſehr folgenreiche Urſache!) *quod illi homines codicem ſuum audiendo magis quam legendo percepiſſent, neque tam facile, ut nos, qui parva pecunia illum nobis comparamus (totum) evolvere et contexta perpendere poſſent.* — Das ουδεις εδυνατο αποκριθηναι Vs. 46. wird als relative Negation erklärt: Niemand wuſste eine befriedigende Antwort; ſo wie auch im Deutſchen der Ausdruck: er wuſste nichts zu antworten, oft dieſe weite Bedeutung hat. — Wenn Vorleſungen über das N. T., welche den Zuſammenhang mit Klarheit nachweiſen, ſeltene Ausdrücke, Sitten und Wendungen hinreichend, aber ohne gelehrten Prunk erklären, hie und da eigene Winke einmiſchen, und die brauchbarſten Hülfsmittel zu weiterer Belehrung anzeigen, für Gymnaſiaſten der höhern Claſſe eine ſehr erwünſchte Vorbereitung zum akademiſchen Studium der Theologie ſind, wie dieſs niemand bezweifeln wird: ſo wäre es gewiſs zu wünſchen, dafs alle, welche in dieſer Abſicht Univerſitäten beziehen, unter ſolchen Lehrern und nach ſolcher Methode, welche nicht auf das Scheinen, ſondern auf das Seyn hinarbeitet, gebildet ankämen. Aus dem angehängten Entwurfe des Examens ſehen wir, dafs eine andere gute Vorübung für künftige Volkslehrer und Geſchäftsmänner, das Declamiren oder redneriſche Leſen, in Kl. Bergen ſehr hervorgezogen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 9. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *Die Religion der Vernunft und des Herzens.* Eine berichtigte Darſtellung der *Ideen zur Philoſophie über die Religion* von *Karl Venturini. Zweyter Theil.* 1800. VIII. u. 338 S. 8. (1 Rthlr.)

In Num. 147. des Intell. Blattes der A. L. Z. vom J. 1794 wurde dem Vf. der Vorwurf gemacht, daſs der gröſste und beſte Theil ſeiner *Ideen zur Philoſophie über die Religion* aus den Vorleſungen, die er auf der Univerſität zu Helmſtädt über populäre Theologie, Dogmatik, Moral etc. gehöret habe, oft wörtlich entlehnet ſey. Auf dieſe Beſchuldigung antwortete Hr. *V.* zwar in Num. 19. jenes Int. Bl. v. J. 1795, daſs nächſtens eine genugthuende Erklärung oder Vertheidigung gegen dieſelbe erfolgen ſollte; allein dieſe iſt bis jetzt entweder noch nicht erfolgt, oder uns entgangen; im letztern Falle müſsten wir den Vf. erſuchen, uns ſolche nachzuweiſen. In der Vorrede zur *erſten* Ausgabe ſagt der Vf. bloſs, daſs er in der *zweyten Betrachtung* den Ideen eines ſeiner ehemaligen Lehrer gefolgt ſey, ohne ihn zu nennen, und in der Vorrede zum *erſten Theil* der *zweyten* Ausgabe blieb er, auſser daſs er im Allgemeinen etwas gegen jene Beſchuldigung erwähnte, die verſprochene genugthuende Erklärung auch noch ſchuldig. In dem vor uns liegenden *Zweyten Theile* erinnert er nur, daſs bey der *ſechſten* Betrachtung die Ideen ſeines ehemaligen Lehrers, Hn. D. *Sextro*, zum Grunde lägen, und daſs er bey der erſten Ausgabe dieſe Quelle nur im Allgemeinen angezeigt habe, ohne jedoch den Namen dieſes Mannes zu nennen. Daran ſey aber wahrlich nicht eitle Ruhmſucht, ſondern vielmehr Schüchternheit, unter der Firma eines berühmten Namens ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Arbeit gröſseres Anſehn zu verſchaffen, der Grund. Dieſe Entſchuldigung iſt aber ſeltſam. Dadurch hat noch kein Autor ſeiner Schrift ein gröſseres Anſehen verſchafft, daſs er, wenn er die Arbeiten eines berühmten Schriftſtellers benutzte, dieſen zugleich nannte; vielmehr bringt er ſich in den Verdacht, daſs er ſich den Ruhm der Originalität erſchleichen wolle, wenn er ſeine Quelle verſchweigt. Der Zweck dieſes *zweyten* Theils iſt, eine beſtimmte Angabe des Geiſtes oder Hauptgedankens des reinen Chriſtenthums zu liefern. Dieſes geſchah in der erſten Ausgabe in *drey* Betrachtungen; hier dehnt der Vf. dieſen dort ſchon zu weitläuftig abgehandelten Gegenſtand in ſieben *Betrachtungen* noch mehr aus. Die Ite enthält *vorläufige Erinnerungen zur Feſtſtellung des Geſichtspunktes, um die Anſtalt des Chriſtenthums richtig zu beurtheilen.* Der nicht mit gehöriger Klarheit und Ordnung hier ausgeführte Gedanke iſt: daſs die von Jeſu und den Apoſteln ſelbſt, bey Einführung ihrer Lehren, gebrauchte Methode, ſich dabey nach jüdiſchen Begriffen und Ideen zu accommodiren, ſo wie die Feſtſtellung des Dogma's von göttlicher Inſpiration, Urſache ſey, daſs man die ſittliche Tendenz und Würde der Religion Jeſu ſo lange verkannt, ſie für eine bloſse ſtatutariſche gehalten, und an die Stelle eines ächt ſittlichen Glaubens einen ſinnlichen Frohnglauben geſetzt habe. Dieſer Nachtheil laſſe ſich nur dadurch heben, daſs, da ſich bey Unmündigen am Geiſte mit reiner Religionsphiloſophie nichts ausrichten laſſe, man ſowohl die Geſchichte des Volks, unter welchem Jeſus auftrat, als auch die Geſchichte der Entſtehung und allmählichen Verbreitung des Chriſtenthums ſelbſt aufzuklären, ein freyes Urtheil über jene Thatſachen einzuleiten, das bisherige blinde Annehmen und Fürwahrhalten unbegreiflicher Ereigniſſe durch richtige Darſtellung derſelben in ſeiner Unwürdigkeit zu zeigen, und ein reines Intereſſe der forſchenden Vernunft aufzuregen ſuche. Dieſen Weg, ſagt der Vf., habe er hier eingeſchlagen, um die Religion Jeſu, als eine moraliſche, in ihrer Würde darzuſtellen. Auſser dem, daſs in dieſer Erklärung zu wenig Beſtimmtheit herrſcht, erinnern wir noch folgendes: 1) iſt es nicht erwieſen, und ſoll noch erwieſen werden, daſs die Lehre Jeſu von ſich, als dem verheiſsenen Meſſias, bloſse *Accommodation* nach jüdiſchen Begriffen geweſen, und das Dogma von göttlicher Inſpiration nicht in dem Weſen des Chriſtenthums gegründet ſey. Das Transſcendente in dieſen Behauptungen widerſpricht der reinen Sittenlehre Jeſu nicht, und die transſcendenten Geſchichtsfacta von Jeſu als einem unmittelbaren Geſandten Gottes, von göttlicher Offenbarung u. dgl. laſſen ſich ſehr leicht von dem moraliſchen Theile des Chriſtenthums, wie es Jeſus, nach den Evangeliſten, und die Apoſtel aufſtellen, unterſcheiden; können alſo nicht als die einzigen und eigentlichen Urſachen angeſehen werden, daſs die moraliſche Würde in Jeſu Lehre verkannt, und ein bloſser ſtatutariſcher Frohnglaube eingeführt worden ſey. Soll 2) der des vernünftigen Nachdenkens noch nicht fähige Theil der Menſchen, durch die Geſchichte der Juden und der Entſtehung des Chriſtenthums, zur Einſicht des wahrhaft Göttlichen der moraliſchen Religion geleitet werden: ſo halten wir ſolches nicht allein für überflüſsig und vergeblich, da Moral eine von Geſchichte ganz unabhängige Sache iſt; ſondern ſind auch überzeugt, daſs dieſes Verfahren nur mit Entſtel-

lung der Wahrheit der Religionsgeschichte beobachtet werden könne, indem man genöthiget seyn wird, nur das blofs Moralische als das Wesentliche der christlichen Religion aufzuführen, die auf die Geschichte Jesu lediglich gegründeten Lehren hingegen von dem Wesentlichen der von ihm eingeführten Religion gänzlich auszuschliefsen. Wollte man aber beides, jenes Moralische und dieses blofs Geschichtliche, nach seiner in der Religionsgeschichte wirklich bestehenden Verbindung, aufführen: so würde das Resultat nicht so ausfallen, wie es der Aufgabe nach sollte. An Abrahams Gott werden die Leute dann mehr Gefallen haben, als an dem Gotte Christi, und an den Sohn Gottes werden sie sich mehr halten, als an den Vater dieses Sohns. Man mufs also entweder die Sachen lassen, wie sie sind, oder die Leser, statt der halben oder entstellten Wahrheit, mit der vollen bedienen. Jener von dem Vf. angenommene Gesichtspunkt und seine diesem gemäfs gewählte Behandlungsart hat auf die Darstellung der jüdischen und christlichen Religionsgeschichte, so wie auf die Parallelisirung der mosaischen und christlichen Religion in den folgenden Betrachtungen auch den nachtheiligsten Einfluss gehabt. Was der Vf. beybringt, trägt entweder gar nichts zur Beförderung seiner Absicht bey, oder ist einseitig und grundlos. So dienet die II. *Betrachtung über den Geist der theokratischen Verfassung des Judenthums* schlechterdings nicht dazu, die sittliche Tendenz und Würde der Religion Jesu kennen zu lehren. Sie ist vielmehr eine höchst einseitige Abfertigung der jüdischen Religion und theokratischen Verfassung, die blofs zur Absicht hat, durch den Schatten, in welchen diese gestellt sind, die Religion Jesu zu heben. Die eigentlichen Momente zur Beurtheilung des Werths und der Wichtigkeit der mosaischen Religion und Staatsverfassung sind gänzlich aus der Acht gelassen; nämlich, dass diese nicht minder in dem Plane der Vorsehung lag, als die Religion Jesu, um die Menschen zur Sittlichkeit zu erziehen; dass diese, nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, ohne jene, nie zu Stande gekommen wäre; dass die theokratische Verfassung und die Absonderung der Juden von den andern (heidnischen) Völkern, nothwendig war, um sie von der Abgötterey und dem Polytheismus abzuhalten; dass, so lange keine Aenderung in der mosaischen Einrichtung gemacht wurde, auch die von Mose beabsichtigte moralische Bildung guten Erfolg hatte, wie die schöne Periode während der Regierung der Richter bestätiget; dass die aus der theokratischen Verfassung entsprungenen Vortheile die politischen und moralischen Vortheile noch lange nicht aufwiegen; dass selbst nach dem Apostel *Paulus* (Gal. II, 23. 24.) die Erziehung auf Christum oder auf die Lehre desselben, der Zweck des mosaischen Gesetzes gewesen ist u. s. w. Auf alle diese Dinge ist hier keine Rücksicht genommen. Dagegen läugnet der Vf. ohne allen Grund dem mosaischen Gesetze alles Verdienst und alle moralische Tendenz ab. Ihm ist der Gott Moses nur ein zorniger und eifriger Gott, ein blofs strafendes Wesen, und die Furcht vor seinem Zorn das einzige Bildungsmittel der mosaischen Religion; er macht es dieser zum Vorwurf, dass sie kein vollständiges System gewesen sey, dass die theokratische Verfassung den Handel und Verkehr mit andern Völkern gehindert hätte, ob er gleich in der Folge wieder sagt, dass der Charakter der Juden, sobald sie sich mit dem Handel abgegeben, verschlimmert worden wäre; er bürdet ihrer Religion und Verfassung die Vergehungen und Verbrechen einzelner Individuen auf, und macht es überhaupt mit der mosaischen Religion eben so, wie es viele mit der christlichen machten, die dieser alles das Uebel zur Last legten, das von ihren Bekennern geschah. Eben so wenig hat die III. *Betrachtung über den Zustand der bekannten Welt in dem Zeitalter der Entstehung und ersten Ausbreitung des Christenthums*, auf die Beurtheilung und Darstellung des moralischen Geistes desselben Einfluss. Sie enthält eine sehr unvollständige, blofs allgemeine Resultate gewährende, aber eben so wenig in Details eingehende, als bündige, Darstellung des politischen, wissenschaftlichen und moralischen Zustandes der Menschheit unter den Griechen, Römern und Juden jener Zeit, um die Nothwendigkeit einer Revolution in der Religion und der herrschenden Denkart überhaupt zu zeigen, die von Andern schon weit gründlicher und ausführlicher gegeben worden. Auf den Zustand der Philosophie und besonders derjenigen Schulen derselben, die auf die Lehren des Christenthums am meisten Einfluss, selbst in den Personen einiger Apostel, hatten, ist gar kein Bedacht genommen; auch ist der Inhalt und Vortrag weder für Ungelehrte faslich und anziehend, noch für Kenner befriedigend genug. Mit der moralischen Lehre Jesu steht die Ausführung dieser Betrachtung in gar keiner Verbindung und man sieht überhaupt, dass der Vf. vor der Ausarbeitung seines Werkes keinen festen Plan dazu entworfen hatte. Zweckmäfsiger sind die IV. *Betrachtung über die Bildung und den Charakter Jesu*, V. *über den Zweck und Plan des Stifters unserer Religion* und VI. *über den Geist des reinen Christenthums*; obgleich auch hier manches in der Ausführung noch mangelhaft, zu weitschweifig, und zu dem Zwecke, welchen fest vor Augen zu haben, der Vf. seinen Rec. selbst so dringend empfiehlt, nicht erfoderlich ist; wohin wir z. B. die Beweise von der Authentie der Evangelien, die Schilderung des Charakters derselben und der sogenannten apokryphischen Evangelien rechnen. S. 124. heifst es: Josephus schweige von dem bethlehemitischen Kindermorde, weil er es zu der Charakteristik des schändlichen Herodes gar nicht für nöthig gehalten habe, (woher weifs das der Vf. so bestimmt?) diese unter der Menge seiner scheufslichen Grausamkeiten *so wenig hervorstechende* (?) Gewaltthat zu berichten. S. 127. wird nicht wohl überlegt geurtheilt, dass die Flucht nach Aegypten für die Charakterbildung des Kindes Jesus nicht darum so aufserordentlich wichtig gewesen sey, weil es, wie man wohl vermuthet habe, den ägyptischen Priestern übergeben und von denselben in ihren *überschwenglich grofsen* Geheimnissen unterrichtet worden wäre; sondern darum, dass das junge Kind (gleich

nach

nach seiner Geburt flohen die Aeltern mit ihm nach Aegypten und kamen nach Herodes Tode, welcher zwey Jahre darauf erfolgte, nach Nazareth zurück) schon frühe Leiden und Beschwerden aller Art kennen und erdulden, die bangen Seufzer und Klagen seiner Aeltern über die Abwesenheit von dem geliebten Vaterlande *rührend* empfinden, und beym ersten Aufblicken der Vernunft erkennen mufste, dafs die Geliebten diese Leiden gröfstentheils um seinetwillen erduldeten. Einen wohlthätigen Einfluss auch auf Josephs, des Pflegevaters Jesu, Denk- und Vorstellungsweise hatte jene Flucht nach einer etwas zu liberalen Hypothese unsers Vfs. nach S. 129. auch dadurch, dafs der tief eingewurzelte Nationalhafs gegen Fremdlinge in des biedern Josephs Seele einen mächtigen Stofs erhielt. Den freyern Ideen seiner griechischen Glaubensgenossen habe er dort unmöglich Herz und Ohr ganz verschliefsen können. Die Bedürfnisse seines Volks, die Mittel, dem herrschenden Verderben zu steuern, das wahre Verhältnifs der Nation zu dem weltbeherrschenden *Römervolke*, mochte er nun aus einem ganz neuen Gesichtspunkte angesehen und beurtheilt, und alle diese Kenntnisse auch bey der Erziehung seines geliebten Pflegesohnes benutzt haben. Die ganze Bildungsgeschichte Jesu, welche der Vf. entwirft, ist überhaupt sehr dürftig, so wie der Charakter Jesu und seiner Lehre declamatorisch, in den wenigsten Zügen aus seinen Handlungen und den Begebenheiten seines Lebens gezogen, und es fehlt viel an der Wahrheit dessen, was der Vf. von der Person Jesu auf gerathewohl behauptet, und dafs Jesu Charakter nach seiner ganzen, in seinen Aeufserungen gegründeten, Individualität aufgestellt wäre. Dafs Jesus nicht die Absicht gehabt habe, die ehemalige theokratische Verfassung unter seiner Nation wieder einzuführen, ist so ausgemacht noch nicht, als sich der Vf. vorstellt. Die entgegengesetzte Meynung hat nicht zu verachtende Gründe für sich, die aber der Vf. nicht anführt. Die Erklärung Christi (Joh. 4, 21 — 24.) und die Absicht desselben, alle Menschen an den Früchten seiner Lehre Theil nehmen zu lassen, kann damit gar wohl bestehen, und mit Floskeln, wie deren S. 167. vorkommen, ist dagegen nichts ausgerichtet. Das Wesentliche in der sechsten Betrachtung ist aus *Kants Rel. innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft*, ohne jedoch diese Quelle zu nennen, entlehnt und nur weitläuftiger und verworrener dargestellt, da hingegen bey *Kant* sich die Sache leicht übersehen läfst. Wenn aber der Vf., da er der christlichen Glaubenslehre oder des Kirchenglaubens hier gar nicht erwähnet, in dem Gedanken zu stehen scheint, dafs die christliche Lehre überhaupt blofs in dem, was in ihr der Moral angehört, bestehe: so irrt er sich, und es stehen ihm hierin die Urkunden der christlichen Religion selbst entgegen. Ein anderes ist es aber, welcher von beiden Theilen der christlichen Lehre, der moralische Glaube oder die Offenbarungslehre, dem andern als Bedingung vorausgehen, und welcher, als blofses Beförderungsmittel, diesem nachfolgen müsse, wovon der Vf. auch in der Folge noch handelt. Uebrigens sind manche seiner Erklärungen und Paraphrasen, um die moralischen Lehren des neuen Testaments mit den Sätzen der krit. praktischen Philosophie in Einverständnifs zu bringen, zuweilen etwas gezwungen, und es wäre überhaupt besser gewesen, sie nicht sowohl dieser zu accommodiren, als vielmehr sie als Ausspräche der Vernunft selbst aufzustellen und aus derselben herzuleiten. Die sogenannten *Resultate der reinen Vernunft zur richtigen Schätzung und Würdigung des bestehenden Kirchenglaubens*, in der VII. und letzten *Betrachtung* sind nicht eigentlich Resultate, die aus den Untersuchungen und Räsonnements in den vorhergehenden Betrachtungen fliefsen, — denn dazu enthalten diese gar keine Vorbereitung, — sondern sie liefern vielmehr eine Darstellung und Censur der positiven Lehren des Christenthums, mit Bemerkung dessen, was davon entweder gar keines Gebrauchs bey öffentlichen Vorträgen mehr fähig ist, oder was davon und wie es noch jetzt als Vehikel und Beförderungsmittel der moralischen Religion benutzt werden kann, oder einer moralischen Behandlung empfänglich ist; ebenfalls nach Kantischen Ideen in dem oben angeführten Buche. Einzelne gute und brauchbare Gedanken; aber das Ganze hat den Fehler aller übrigen Betrachtungen, dafs die Gedanken nicht planmäfsig geordnet sind, sondern mehr durch Zufall, als durch überdachte und durch vertraute Bekanntschaft mit dem abgehandelten Gegenstande bestimmte kritische Wahl, auf einander folgen.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Kayen: *Klippen- und Sandbänke auf der Lebensreise Adolphs und seines Steuermanns Paul.* 1800. 1. Theil 418 S. 2. Theil. 350 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der junge *Rückzug* wird von einem unermefslich reichen Oheim, einem Menschen- und besonders Weiber-Feind, nach seinen Grundsätzen erzogen. Nach dem Tode des Oheims glaubt sein Vormund ihn am besten durch eine Reise von den eingesogenen verderblichen Grundsätzen zu heilen; allein die Reise, auf welcher er viele Menschen von der schlechten Seite kennen lernt, bewirkt nur das Gegentheil, und bestätigt den Entschlufs, sich ganz aus der menschlichen Gesellschaft zurückzuziehen, und mit seinem treuen Diener Paul, der aber weit besser von den Menschen denkt, als sein Herr, sein Leben in einer einsamen Gegend des Schwarzwaldes zuzubringen. Der Entschlufs wird ausgeführt, bald aber bringt der Wunsch seine Grundsätze, so wie sein Vermögen zu vererben, den Menschenfeind zu der Speculation, einen Sohn zu adoptiren; weil ihm aber Niemand sein Kind anvertrauen will: so entwirft er den Plan, sich selbst einen Erben zu verschaffen, und geht blofs zu dem Ende mit einem weiblichen Wesen ohne alle Bildung eine Verbindung ein, welche er, nachdem ihm ein Sohn und eine Tochter gebohren worden, wieder aufhebt. Sein Sohn Adolph, welchen er sorgfältig seinen Grundsätzen gemäfs, in der gröfsten Abgeschie-

schiedenheit von der Welt erzieht, ist der Held dieses Romans. Ausgerüstet mit vielen Kenntnissen und Vermögen, schickt sein Vater ihn im 18ten Jahre, unter Begleitung des treuen Pauls auf Reisen, wo ihn seine gänzliche Unkunde des praktischen Lebens in mancherley Lagen verwickelt. Durch Sinnlichkeit fühlt er sich, trotz den väterlichen Grundsätzen bald zum schönen Geschlecht hingezogen, und tritt zweymal in eine nähere Verbindung mit — Freudenmädchen, die sich unter einer schönen Aufsenseite planmäfsig seiner bemächtigen, bis seine Freunde, durch Entdeckung der wahren Umstände, diese Verbindung zu seiner grofsen Betrübnifs zerreifsen. Zum drittenmal ist er im Begriff, sich mit einem edeln Mädchen zu verbinden, kommt aber auf die unglückliche Idee, sie zuvor noch durch eine drey monatliche Reise, wovon er ihr keine Veranlassung angiebt, in Ansehung ihrer Treue zu prüfen. Diese Probe wird noch dadurch geschärft, dafs er ihre angebotene Begleitung, auch sogar einen Briefwechsel ablehnt; er bewirkt aber dadurch den Verlust ihres Herzens, welches sich durch beständigen persönlichen Umgang, während Adolphs Abwesenheit, zu einem seiner Freunde hingezogen fühlt, dem er auch bey seiner Zurückkunft ihre Hand grofsmüthig überläfst. Diese Erfahrungen schwächen seinen Glauben an gute Weiber so sehr, dafs er schon fest entschlossen ist, sich, gleich seinem Vater, aus der Welt zurückzuziehn, bis es seiner trefflich gebildeten Schwester gelingt, ihn durch Bekanntmachung mit einigen vorzüglichen Weibern, mit diesem Geschlecht zu versöhnen, und ihn durch die Verbindung mit einem liebenswürdigen Mädchen dergestallt zu beglücken, dafs selbst sein alter Vater seinen menschenfeindlichen Grundsätzen ungetreu wird, und sein Leben im Schofse seiner glücklichen Familie beschliefst.

Diefs ist die Skizze des Romans, dessen Anlage dem philosophischen Bearbeiter ein weites Feld eröffnet, wovon der Vf., einen Theil mit ziemlichem Erfolg angebaut hat. Sein Ton der Erzählung ist zwar nicht classisch, doch durch Leichtigkeit unterhaltend, und die Sprache ziemlich correct, denn im ganzen Buche sind uns nur drey Stellen vorgekommen, die in dieser Rücksicht, einer Verbesserung bedürfen. S. 115. im 2ten Theil steht: „dagegen dachte er sich ihn sehr reizvoll, wenn er durch eine Seele veredelt würde, wie den schönen Körper Elisens eine *umhüllte*." S. 158. „auf Hanchens schon geprüfte (r) Treue und Verschwiegenheit rechnend." S. 229. wie, wenn sie es dem Zufall überliefse, Adolph (en) nähere Bekanntschaft mit ihrem Geschlechte machen zu lassen. Das Kupfer vor dem Titelblatte wird übrigens zur Empfehlung des Buchs, nichts beytragen.

* * *

Altona u. Leipzig b. Kayen: *Der vollkommene Pferdearzt, oder praktisches Pferdearzneybuch, worinnen die meisten innerlichen und äufserlichen Krankheiten deutlich beschrieben und erklärt werden*, nebst einem Anhange von Rindvieharzneyen. Alles mit gröfstem Fleifse zusammengetragen und mit einem Register versehen von J. N. *Schmidt*. 2te verbess. Aufl. 1800. 480 S. 8. (20 gr.)

Leipzig, b. Fleischer: *Kleine Geschichte für Kinder von sechs bis zehn Jahren, die gern etwas lesen, was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist.* 4r Th. 2te verbess. Aufl. Mit 1 Kupfer. 1801. 279 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 286.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Königsberg*, b. Göbbels u. Unzer: *Neue Erfindung einer ganz wohlfeilen Säemaschine zur Ersparung der Saat und zur Erhöhung des Ertrages im Ackerbau.* Angekündigt vom Senior und Inspector *Heber*, zu Gerdauen im Oftpreufsen. 2 Bog. 1800. 8. (3 gr.) Eine wahrlich grofse Erfindung! wenn sie das erfüllt, was der Urheber derselben verspricht. Diese Bogen enthalten keine Beschreibung, sondern nur eine Ankündigung dieser Maschine, nebst der Erzählung einiger damit gemachten Versuche, wodurch das Publicum auf die grofsen Vortheile derselben aufmerksam gemacht werden soll. Diese sollen darin bestehn: dafs das ausgestreute Saamkorn nie zu tief, noch zu flach in die Erde kommt, auch so dicht und so dünne gepflanzt werden kann, als man es verlangt. Dabey ist die Maschine so einfach, dafs jeder nicht ganz einfältige Knecht sie verfertigen kann, und nur etwa zehn Pfund Eisen machen eine baare Geld-Auslage nöthig. Sie kann von *einem* Mann, wie eine gewöhnliche Egge transportirt werden, und mit *einem* Pferde kann man täglich 15 Magdeburger Morgen damit absäen. Sie erspart überdiefs *zwey Drittel* der gewöhnlichen Saat, die, nach den angestellten und hier erzählten Versuchen, einen ungleich höhern Ertrag giebt, als das mit der Hand ausgestreute Getreide. Modelle, nebst der Anweisung, erhält man für einen postfrey eingeschickten Ducaten beym Vf. selbst, oder auch von den Buchhändlern Göbbels und Unzer zu Königsberg in Preufsen. Rec. war sogleich bey der ersten Ankündigung sehr begierig auf diese Maschine, und bezahlte einer angesehenen Buchhandlung seinen baaren Ducaten, die aber schon seit länger als acht Monaten ihm die unangenehme Versicherung ertheilt, dafs noch kein Modell zu haben wäre. Der würdige Erfinder würde also nur dann erst den vollen Dank des Publicums einerndten, wenn es ihm gefallen wollte, solche Veranstaltungen zu treffen, dafs jeder Liebhaber sogleich befriedigt werden könnte, indem es doch keine Kleinigkeit ist, ob eine so wohlthätige Erfindung ein ganzes Jahr früher oder später bekannt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. *Januar* 1801.

GESCHICHTE.

Erfurt, b. Hennings: *Die republikaniſchen Könige, Caſar Octavius Auguſtus und Alexander Neoptolem Bonaparte.* — Eine hiſtoriſche Vergleichung. 1800. 158 S. 8. (14 gr.)

Es möchte eine nicht ganz leichte Aufgabe für die meiſten unſerer Leſer ſeyn, den Mittelpunkt ausfindig zu machen, aus welchem eine Vergleichung zwiſchen dieſen beiden ſo ſehr verſchiedenen Männern hervorginge. Der junge, Putz liebende, Octavius ſoll dem immer einfach gekleideten Bonaparte, der den Krieg ſo viel möglich vermeidende Römer, dem Franzoſen zur Seite ſtehen, der ihn beynahe zu ſuchen ſcheint, und ſchon als Zögling in der Kriegsſchule zu Brienne vor allen übrigen durch Feuer, Erfindungskraft und Feſtigkeit der Ausführung ſich auszeichnete; der Mann, welcher alle Weiber liebte, ſoll dem Manne als Gegenbild dienen, welcher nur gegen ſeine Gemalin zärtlich iſt; die tiefſte Verſtellung und Verſteckheit, der offenherzigen Biederkeit. Dieſs ſind Einwürfe, welche ſich der Vf. ſelbſt macht; er hätte hinzufügen ſollen: der mittelmäſsige Kopf dem Genie. Aber indem er auf eine ſo unmögliche Zuſammenſtellung Verzicht leiſtet, ſucht er das Bild der Aehnlichkeit in äuſsern Umſtänden, welche bey beiden in mehrern auffallenden Punkten die nämlichen ſind; Octavius als Triumvir ſoll dem B. als Oberconſul entſprechen. Ganz zufällige Aehnlichkeiten wären beſſer aus der Vergleichung weggeblieben; daſs z. B. beide ungefähr 33 Jahre alt waren, da ſie als entſchiedenes Haupt des Ganzen hervortreten konnten; daſs von beiden die Regierung anfangs gerade auf 10 Jahre übernommen wurde; daſs bey beiden der Anfang der Herrſchaft von Aegypten ausging; andere aber zeigen ſich von einer wichtigern Seite, ob ſie gleich Punkte zum Auffinden der Aehnlichkeit auch bey allen künftigen Revolutionen darbieten werden. Erſt als ſich alle Partheyen müde gekämpft hatten, jederman ſich nach Friede und Ruhe, und die meiſten Menſchen nach einer feſten Verfaſſung ſehnten, welche Eigenthum und Leben des arbeitſamen Bürgers ſchützen könnte, trat Octavian auf den Schauplatz, und ſicherte ſich dadurch ungleich leichter den Beſitz der errungenen Oberherrſchaft, als es Cäſarn möglich geweſen war; die ſprechende Identität mit den Geſchichten unſerer Tage darf nicht erſt in das Licht geſtellt werden. Octavian war klug genug, weder den aufgetragenen Königstitel jemals anzunehmen, noch ſich überhaupt den Gebieter der Nation zu nennen; jede Magiſtratswürde blieb unter ihm, wenigſtens dem Namen nach, welche Rom in den blühendſten Zeiten der Republik in ſeinem Innern gekannt hatte; viele Vorzüge, ſelbſt mehrere Regierungszweige, verſteht ſich, unter gehöriger Aufſicht, blieben dieſen alten Volksobrigkeiten; Auguſt regierte, regierte allein und unumſchränkt, aber unter dem Titel als Imperator, Tribunus Plebis, Pontifex Maximus etc. lauter Namen, mit welchen das Volk Jahrhunderte lang vertraut war, und nur durch die Vereinigung dieſer einſt verſchiedenen Staatsgewalten in eine Hand nun den wirklichen Regenten bildeten. Mit Endigung jeder zehn Jahre affectirte Auguſt den ernſtlichen Entſchluſs, die Laſt der Regierung andern Händen übergeben zu wollen; aber nur bey der zuverläſſigen Ueberzeugung, daſs viele die Erhaltung des gegenwärtigen ruhigen Gangs der Dinge ernſtlich wünſchten, und daſs andere, aus deren Kopf die Wiederherſtellung der Republik noch nicht verſchwunden war, es nicht wagen durften, gegen den unumſchränkten Befehlshaber der ganzen Kriegsmacht auch nur mit dem leiſeſten Wunſche hervor zu treten. Er wurde immer auf das Neue dringend und anhaltend gebeten, und ſtarb nach langer Regierung als Beherrſcher der Monarchie. In Frankreich waren noch keine ſo feſt conſtituirten Gewalten aus dem Gange mehrerer Jahrhunderte; das Volk hatte mit Gleichgültigkeit die wechſelnden Modificationen ſeiner angeblichen Stellvertreter ertragen; es ertrug ſie auch bey der letzten Umwandlung, welche im Grunde alle Gewalt in den Willen eines Einzigen legt. Den künftigen Gebrauch müſſen folgende Zeiten lehren; die Geſchichte ſcheint ſich aber auch hier als Lehrerin der Menſchheit zu beweiſen. Die ſchmeichelnden Schriftſteller jener Zeiten preiſen die Rückkehr des goldedenen Zeitalters unter Auguſt, der Vf. glaubt ſie auch für die Franzoſen unter B. Anführung prophezeyhen zu dürfen. Er iſt für den ganzen Gang der Revolution nur ſehr wenig eingenommen, ſpricht mit Abſcheu von den Greuelſcenen, welche derſelben ein ewiges Denkmal der Schande errichten werden; nur für ſeinen Helden wird er beynahe Enthuſiaſt; alles ſtellt ſich ihm im glänzenden Lichte dar, und die neuen engliſchen, auf B. Friedensäuſserungen erſchienenen, öffentlichen Berichte erhalten eine derbe Abfertigung. Faſt dürften wir hier den Vf. von einer Spielart politiſcher Kannengieſserey nicht ganz frey ſprechen, welche über Handlungen zu entſcheiden wagt, deren Gründe und Gegengründe wir noch viel zu wenig kennen, um dergleichen Schritte öffentlich beurtheilen, ſie billigen oder tadeln zu dürfen. Sein

Vortrag ist übrigens gut, und verräth einen glücklichen allgemeinen Ueberblick der alten Geschichte, wenn gleich bey ganz genauer Kenntnifs sein Gemälde, dem wir in dieser Recension erst einige Nebenzüge noch leihen müfsten, treffender würde ausgefallen seyn, und manche Verirrungen hätten vermieden werden können. Einige wenige mögen den Beweis des Gesagten liefern: „Augusť trat als Krieger nie auf.“ Der Vf. vergifst die nicht unbedeutenden freywillig übernommenen Kriege gegen die Dalmater und andere illyrische Völker. S. 31. ist der Zug des Sylla gegen den Mithridates unrichtig vorgetragen. S. 50. wird die Schlacht bey Philippi früher als die Proscriptionen in Rom angesetzt. Ueberhaupt finden wir die Uebersicht der frühern römischen Geschichte nicht ganz zweckmäfsig; es treten viele Personen mit dem vorgehefteten Zeichen der Wichtigkeit auf und wieder ab, ohne dafs der Leser das Glück hat, mit ihnen bekannt zu werden. S. 46. sollte nicht *Ptolomaus* geschrieben seyn; und S. 39. ist „einverstanden“ etc. ein arger Druckfehler.

Weimar, b. Hofmann: *Beyträge zur Geschichte der unbekannten Reiche von Asien und Afrika*, von *George August von Breitenbauch*, Fürstl. Sachsen-Weimarischen Kammerrath. 1800. *Erster Theil.* 411 S. *Zweyter Theil.* 190 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir loben den unermüdeten Eifer, mit welchem Hr. v. *B.* das deutsche Publicum mehr in das Innere der Geschichte entfernter Welttheile zu führen sucht, und erkennen die Vorzüge seiner ausgebreiteten aus ältern und neuern Reisebeschreibern zusammengeholter Belesenheit, welcher nicht leicht etwas zu seinem Zwecke dienliches entschlüpft. Die Anzeige von dem, was das gegenwärtige Werk enthält, wird seine Vertraulichkeit mit den besten Schriften dieser Gattung beweisen. Der erste Theil liefert die Regentengeschichte mehrerer asiatischer Staaten. An der Spitze steht die Geschichte der Drusen, vielleicht die vorzüglichste der hier gelieferten Abhandlungen. Hr. v. *B.* hat sie schon in einem frühern Werke bearbeitet, hier aber nicht blofs aus *Maritis* Geschichte Fakardins beträchtlich erweitert, und auf neue Zeiten fortgeführt, sondern auch nirgends einzelne zerstreute Notizen aus *Niebuhr*, *la Roque* etc. übergangen. Die unglücklichen Revolutionen der persischen Monarchie, seit Schach Nadirs Tode, kennen wir in ihrem ersten Anfange vorzüglich aus *Niebuhr* und *Hanway;* der Vf. benutzt aber hier *Franklins* Berichte für die Fortsetzung bis auf unsere Tage. Allgemeiner bekannt ist die aus *Sullivan* gelieferte Geschichte von Auhd, in Ostindien, dessen Beherrscher zum wirklichen Unterthan der Engländer in Bengalen herabgesunken ist, und nach den neuesten Berichten völlig aufgehört hat zu existiren. Am ausführlichsten finden wir die Abhandlungen über die Fürsten der malayischen kleinern und gröfsern Staaten in Ostindien. Sie sind aus einem nicht unwichtigen, aber bey uns zu wenig bekannten Werke, aus *Valentyn beschryving van Oud-en Nieuw Oostindien* 1724 entlehnt, welches zwar Hr. *Sprengel* zu seinen Beschreibungen jener Länder mit Einsicht benutzt hat, von dem aber hier nur blofs alles historische, und, wie wir finden, meist wörtlich ausgezogen ist. Es wäre vielleicht nicht undienlich gewesen, auf die Vorliebe aufmerksam zu machen, mit welcher der Holländer von allem, was die Compagnie angeht, spricht, um manche einzelne Anekdote, wo sie mit den kleinen Fürsten der Molucken in Collision kommt, in einem verschiedenen Lichte zu zeigen. Warum trägt doch wohl der Gouverneur hier immer den Titel Landvogt? Der zweyte viel kürzere Theil beschäftigt sich mit der Geschichte einiger Länder in Afrika; mit Tunis, wo die Aufsätze des Hn. v. *Einsiedel* in Ansehung der jetzt regierenden Familie einige neue Aufschlüsse geben konnten; mit Habesch, aus *Bruce's* allgemein bekanntem Werke; und endlich mit mehrern Negerstämmen am Niger Flufs, gröfstentheils aus *Marmols description general de Africa* etc. 1573. Durch ein ziemliches Quodlibet werden von diesen und andern Negernstämmen in Guinea historische Nachrichten aus *Oldendorps* Missionsnachrichten, dem alten *Leo Africanus* und andern durch einander geworfen, daher denn auch die Nachricht, dafs der Niger Flufs seine Mündung an der Westküste von Africa hat; mit Verwechslung des Senegals. Diese mit kurzen Anmerkungen begleitete Inhaltsanzeige soll einen Beweis von dem Fleifse liefern, mit welchem Hr. v. *B.* unsere Zeitgenossen in die nähere Bekanntschaft entlegener Länder zu bringen sucht; ob er aber mit dieser Arbeit seinen Zweck erreiche, bleibt eine andere Frage. Unmöglich kann man sich für eine beträchtliche Anzahl von Namen interessiren, bey welchen wenig anders bemerkt wird, als dafs der Mann, welcher ihn führte, einst in einem Winkel der Erde regierte, dafs er Kriege hatte, Grausamkeiten beging, gestürzt wurde, um einem andern, ähnlichen Schlags, Raum zu machen. Soll der Leser nur einigen Antheil an der Erzählung nehmen: so mufs man ihn schlechterdings zugleich mit dem Lande bekannt machen, in welchem der Mann seine Rolle spielte; mit der Nation, über welche sein Herrscherstab sich erstreckte; mit den Nachbarn, welche auf seine Lage wirkten; mit den einzelnen Umständen, unter welchen er, und mit den Mitteln, durch welche er Gutes oder Böses unter seinem Volke bewirkte. Kann man dieſs nicht: so ist alle Theilnahme verloren, und es genügt dann jedem, den seine Verbindungen nicht zur nähern Bekanntschaft zwingen, im Allgemeinen zu wissen, dafs dieses Land Regenten hatte, von den wichtigsten derselben einige nähere Umstände, und die Hauptrevolutionen zu wissen. Für dieſs alles scheint aber Hr. v. *B.* kein Gefühl zu haben; ohne weitere Bekanntschaft mit allem Uebrigen erhält von ihm der Leser die aus Reisebeschreibern trocken ausgezogene Regentengeschichte, und weiter nichts.

Cassel.

Cassel, b. Hampe: *Kleine Völkergeschichte.* — Von *Carl Samuel Wigand*, Professor beym Fürstl. Hessischen Cadettencorps. — *Erstes Bändchen.* 1800. 289 S. 8.

Weil Hr. *W.* sich „schon längst in den Schranken zum Auslaufen bereit hielt, so will ers jetzt wagen — und sich glücklich schätzen, wenn er nicht zu weit hinter an ern seiner Vorgänger zurück bleibt.“ Da er dies nun wirklich zu fürchten hat: so möchte es vielleicht nicht übel gewesen seyn, noch länger in den Schranken zu bleiben. Ausgezeichnetes finden wir nicht gar viel, welches dieses Buch vor andern seiner Gattung empfehlungswürdig machte, doch auch keine schlechte Arbeit; der junge Leser erhält, ausser dem Unterrichte in der Geschichte, in den häufig beygebrachten Noten, oft gut angebrachte Erklärungen von Begriffen, welche man bey ihm nicht als bekannt voraussetzen darf. Als besonders gut gerathen hebt Rec. S. V. der Einleitung die Entwicklung des Worts *Sagen*, und ihres Gebrauchs aus: „die Ge schichte nimmt ihre Nachrichten nur von öffentlichen Denkmälern; die Sage behält, was, und wo sie es auch findet. Jene prüft, vergleicht, berichtigt; diese nimmt, was sie empfängt, auf Treue und Glauben an. Jene legt von dem Vorgefundenen, weniger an Masse, mehr an Werth, dar; diese vergrösert das Gehörte, wie das Sprachrohr den Hauch des Redenden zum lautern Hall verstärkt. Billig schweigt also die Sage, wenn die Geschichte belehrt; schweigt aber diese, dann darf sie erzählen.“ Es fehlt aber viel, dass der ganze Vortrag diesem schönen einzelnen Stücke entspräche. Die alten assyrischen, babylonischen etc. Monarchen, erscheinen hier in so natürlicher Reihe, als man sie in einem alten Compendium finden kann, mit einer Zuversicht, als wenn ihre Zeitrechnung, Abstammung etc. völlig im Reinen wäre. Hr. *W.* weiss genau, dass Kedor Laomor des Ninyas Nachfolger war, und dass er von Persien bis in das gelobte Land herrschte; er, den Abraham mit seinen 318 Hausgenossen durch einen Ueberfall auf immer davon jagen konnte. Er erzählt die Geschichte der Juden mit unverhältnissmässiger Ausführlichkeit, lehrt uns den Samuel als *Priester* und Propheten kennen, schimpft den Saul als gottesvergessnen Fürsten, und beschreibt uns den Riesen Goliath vom Scheitel bis zu den Fussohlen; der Weberbaum ist nicht vergessen, welchen er als Spiess führte. Vielleicht weiss es noch nicht jeder unserer Leser, dass David seinem Sohne Salomo zum Tempelbau 1250 Millionen Thaler hinterliess; oder dass der vom Herodes im maccabäischen Pallaste zu Jerusalem aufgeführte Schauplatz 800,000 Zuschauer fassen konnte. Wie viel Menschen mochte erst der ganze Pallast fassen? Hr. *W.* glaubt die Erfahrung gemacht zu haben, und wir haben sie wie er gemacht, dass junge Leute, für welche dieses Buch vorzüglich bestimmt ist, lieber die zusammenhängende Geschichte eines Volks hören, und sie leichter behalten, als wenn man mit ihnen synchronistisch von dem einen zu dem andern überspringt; er wählt daher mit vollem Rechte den ethnographischen Vortrag, und nur die wichtigsten Völker zum Gegenstande seiner Unterhaltungen. Diese sind nach seiner Entscheidung, die Assyrer und Babylonier, Phönicier, Hebräer, Perser, *Kleinasiaten;* die Aegypter und Karthager; die Griechen, Römer und *Deutschen.* Hr. *W.* knüpft zwar bey den meisten der in diesem Theile dargestellten Völker ihre neuern Schicksale in einer sehr kurzen allgemeinen Uebersicht an; aber seine Hauptabsicht geht offenbar auf die Darstellung der ältern Geschichte vor Christi Geburt. Sollten ihm da die Nationen der Araber, Indier, Chinesen, auch wohl der sogenannten Scythen, nicht wenigstens eben so wichtig geschienen haben, als die Deutschen, deren Name jetzt erst bekannt zu werden anfängt; als die Bewohner Kleinasiens, welche nur unter der Regierung des Kröfus ein Ganzes bildeten, und für die allgemeine Geschichte wichtig wurden? Dieser erste Theil fasst die Hebräer, Assyrer, Phönicier, Perser, Kleinasiater, Aegypter und Karthager. Ueber fehlerhafte Aeusserungen in einzelnen Angaben, z. B. dass der Tigris Fluss jetzt Hiddekel heisst (nur in der Bibel und bey den Juden), dass Arbela an demselben liegt, dass die jonische Stadt Ephesus mit Unrecht nach Karien gesetzt, oder ohne weiters behauptet wird, die Sprache der Karier sey rauh und *nicht geläufig* gewesen etc. finden wir keinen Beruf hier ausführlich zu seyn; aber übergehen dürfen wir nicht, was schon oben hätte bemerkt werden sollen, dass in dem ganzen Vortrage von der Geschichte der Juden, das Leben Herodes des Grosen sich sehr zum Vortheile auszeichnet.

Köln, b. Oedenkoven und Thiriart: *Der achtzehnte Brumaire, oder Darstellung der Begebenheiten, welche die Revolution dieses Tages herbeygeführt,* der geheimen Mittel, welche sie vorbereitet, der Thatsachen, welche sie begleitet haben, und der Resultate, die aus ihr hervorgehen müssen, mit Anekdoten, Urkunden u. s. w. aus dem Französischen übersetzt, nebst einer *Abhandlung über die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs seit dem Frieden von Campo Formio bis zum* 18. *Brumaire.* Im IX. J. 474 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Die Revolution vom 18. Brumaire hat allerdings, wie die Vorrede des Uebersetzers sagt, durch den Charakter ihrer Urheber und die ganze Reihe ihrer bisherigen Folgen bewiesen, dass sie nicht in die Zahl der Episoden gehöre, deren das grosse Drama in Frankreich, Revolution genannt, schon so viele gehabt hat. Alles vereinigt sich, um die Erwartung zu erregen, dass mit dem 18. Brumaire der Grund zu einer bleibenden Ordnung der Dinge im Innern von Frankreich, zugleich aber auch zu einer dauerhaften Feststellung seiner auswärtigen Verhältnisse gelegt sey.“ Gewiss wird man deswegen noch in spätern Zeiten gerne die Akten jenes grosen Vorgangs gesammelt finden. Dies geschieht hier in der übersetzten französischen Schrift, welche von S. 211. bis 352. die Protocolle des gesetzgebenden Corps, die Proclamationen,

tionen, in denen das neue Ereigniſs von ſeiner empfehlendſten Seite dargeſtellt wurde, die neue Conſtitution und die darauf vorbereitenden und ſie erläuternden Reden von Boulay von der Meurthe, welche nur im Auszug zu bekommen war, und von Garat liefert. In der Einleitung zu dieſer Urkundenſammlung ſind noch weiter einige der intereſſanteſten und äuſserſt wohl berechneten Flugſchriften gröſstentheils wörtlich eingerückt; Aufſätze, deren ganze Anlage darthut, daſs die mit Verſtand und Glück gewagte Unternehmung ſogleich die geiſtreichſten Männer lebhaft intereſſirte, und zu ihrer Beförderung geneigt gemacht hatte. Aufser dieſen Stücken, welche immer Documente für den Geſchichtforſcher bleiben müſſen, giebt die Einleitung eine lebhafte Ueberſicht über das Beginnen und Fortſchreiten der Unternehmung ſelbſt, gleichſam von Stunde zu Stunde. Trotz der bedenklichſten und gefährlichſten Machinationen der Gegner, und trotz der unſtäten, furchtſamen Unthätigkeit und der egoiſtiſchen oder an Formalitäten klebenden Nebenrückſichten der Meiſten, welche unmittelbar dafür zu wirken Urſache gehabt hätten, gelang der gewünſchte Erfolg offenbar nur durch die Geiſtesgegenwart deſſen, welcher in der Folge an der Spitze des Ganzen ſtehen blieb. Selbſt die Freunde des Plans, beſonders im Rathe der Fünfhundert, erſcheinen in den Momenten der Entſcheidung, unentſchloſſen und gar ſchnell vom Ziel abgerückt. Im Rath der Alten zeichnet ſich *Cornudet's* Beſonnenheit aus, ſelbſt in dem Augenblicke, wo Bonaparte einige Worte zu viel geſprochen zu haben ſcheint. Ohne Zweifel werden die meiſten Leſer mit uns wünſchen, von *Sieyes*, vor, mitten in und nach der Kriſe mehr beſtimmtes zu erfahren. Der franzöſiſche Vf. berührt ihn kaum. In der Schilderung des durch den 18. Brumaire mit einem Hauch zerſtiebten Directoriums oder Pentarchats, bis zu dem wichtigen Spazierritt aus dem Luxenburg in die Tuillerien iſt er nur einmal, mit Achtung, aber ohne ihn zu charakteriſiren, genannt. In dieſer Schilderung hingegen wird die verächtliche Unfähigkeit eines *Moulins* und *Gohier*, die Raubſucht und Sittenloſigkeit von *Rewbell* und *Barras* ſehr laut ausgezeichnet. Von *Treilhard* und *Merlin* ſey keine der Rechtſchaffenheit oder den guten Sitten entgegenlaufende Handlung zu erweiſen. Eben dieſs wird auch von *Lareveillere* geſagt, mit der Ausnahme, daſs Hang zu einer Secte ihn zur Verfolgung der andern gereizt habe. Was der Vf. hier von der Nothwendigkeit der Volksreligion einmiſcht, iſt eine zu wenig überdachte Verwechslung deſſen, was von Dienern der Religion (der Menſchenbildung zu religiöſer Rechtſchaffenheit und ſittlicher Veredlung) gilt, mit dem, was man von einer Prieſterſchaft wenigſtens dort nie wieder ſollte geltend machen wollen, wo die ſchmerzhafte Operation, das faule Fleiſch wegzuſchneiden, gröſstentheils vorüber war, und nur die Sorge für eine geſunde Reſtauration um ſo nothwendiger wäre! Doch gehören ſolche Stellen blos zu den Nebengedanken. Dem ausgearteten Directorium gegenüber wird der Jakobinismus aufgeſtellt, wie er das Haupt der Hydra wieder mächtig erhob. Zwiſchen dieſe beiden Uebel und ihre unüberſehbar ſchrecklichen und herabwürdigenden, damals theils vorhandenen, theils allernächſt drohenden, Wirkungen trat der 18. Brumaire, welcher ſich bis jetzt nur ein Jahr lang, und doch bereits auf ſo vielfache Weiſe legitimirt hat. Unpartheyiſcher würde die Darſtellung des franzöſiſchen Vfs. erſcheinen, wenn auch auf die erſten, beſſern Zeiten der Directorialregierung ein Blick geworfen, und wenn dagegen ebenfalls von den Männern am Platz, welche zwar nicht Theilnehmer der groſsen Ausartung geworden ſind, aber bey weitem nicht Energie genug, um ſie frühzeitig zu hemmen, bewieſen haben, ein für die Zukunft warnendes Wort geſprochen worden wäre. — Die von dem Ueberſetzer *P. C. R.* hinzugekommene Abhandlung über die äuſseren Verhältniſſe Frankreichs vor dem 18. Brumaire iſt nicht blos eine nöthige Ergänzung der franzöſiſchen Schrift, ſondern auch an ſich betrachtet, ſehr leſenswerth. Der Vf. zeigt, daſs er die Politik eben ſo gut in ihrer Anwendung auf die gegenwärtigen vielſeitigen Verhältniſſe der Staaten, als nach ihren philoſophiſchen Grundbegriffen, kennt. Sein Unterſuchungsgeiſt verfolgt, mit behutſamer Sorgfalt für die Wahrheit der Thatſachen und ſichtbarer Entfernung von Uebertreibung und Declamation, ernſt und unpartheyiſch ſeinen Weg; die Reſultate gibt er in einer männlich ſtarken Sprache und lebhaften Darſtellung. Man kann in Wahrheit ſagen, daſs ſein Aufſatz ſelbſt von dem Geiſte der jetzigen Regierung Frankreichs durchdrungen iſt. Sein intereſſantes Gemälde des gegenwärtigen Zuſtands der Dinge endigt mit einigen ſtark markirten Pinſelſtrichen über das noch leere Feld der Zukunft, deſſen Ausfüllung man von jedem der kommenden Tage erwartet. „Wie „groſs würden die Folgen ſeyn, wenn Rufsland, dem „die Ausdehnung ſeiner Schiffahrt nach Oſten und „Weſten ſo wichtig iſt; wenn Oeſterreich, welches „durch ſeine neuen Tractate mit Frankreich Sitz und „Stimme im Rathe der ſeefahrenden Mächte erlangt „hat; wenn die übrigen Handelsſtaaten Europa's ſich „mit Frankreich dahin vereinigen wollten, um Aegypten als eine allgemeine europäiſche Colonie, ſo wie „den oſtindiſchen Handel als ein allgemeines europäiſches Nationalgut zu betrachten... Alsdann würde „aus dem Kampfe für und wider Bürgerrechte die Behauptung eines wichtigen Theils der Nationenrechte hervorgegangen ſeyn, und man könnte mit Wahrheit ſagen, daſs mit Frankreich auch die übrigen Nationen Europa's durch ihre in einem achtjährigen „Revolutionskriege erlittenen Drangſale ein reelles „Gut erkauft, und einen groſsen Schritt vorwärts zu „Erreichung des einzigen vernünftigen Zwecks aller „Kriege, nämlich zu Realiſirung des Ideals vom ewigen Frieden, gemacht habe.“ Wir wünſchten, daſs der Vf. über die Ausführbarkeit dieſer groſsen Vorſchläge noch einige Winke gegeben hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Januar 1801.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Philosophie der Ehe. Ein Beytrag zur Philosophie des Lebens für beide Geschlechter.* 1800. XVI u. 272 S. 8. (22 gr.)

Dieses Buch verdient, wegen seines gedankenreichen Inhalts und Verstand und Herz befriedigenden Vortrags, Auszeichnung. Es besteht aus 16 Betrachtungen: 1) Die Ehe in fünffacher Hinsicht erwogen (in physischer, ethischer, juridischer, politischer und kosmopolitischer). 2) Was ist der Zweck der Ehe? 3) Warum missglücken so viele Heirathen aus Liebe? Ein Brief. 4) Ist es Pflicht sich zu verehlichen? 5) Könnten die Weiber nicht auch auf die Heirath gehen? 6) Ist der Mann Herr seiner Frau? 7) Ueber die äusern Zeichen der ehelichen Gemeinschaft. 8) Ueber die Galanterien der verheiratheten Weiber. 9) Ueber das verschiedene Benehmen der Weiber gegen die Männer als Liebhaber und Gatten. 10) Ueber Weiblichkeiten, in Beziehung auf das eheliche Verhältniss, nebst einem Anhange. 11) Ueber die Schmeicheleyen der Männer gegen die Weiber, in Beziehung auf das eheliche Verhältniss. 12) Ueber Missheirathen. 13) Ueber Eheverbote. 14) Ueber Beförderung der Ehen durch den Staat. 15) Ueber Ehescheidungen. 16) Ueber häusliches Leben und häusliches Glück. Die zwey ersten Betrachtungen enthalten die die Ehe betreffenden Grundsätze; die übrigen beschäftigen sich mit Folgerungen aus denselben, mit Beantwortungen von durch die Erfahrung an die Hand gegebenen Aufgaben und Fragen, nach Maafsgabe jener Grundsätze, und mit Räsonnements über Gegenstände, die mit der Ehe in näherer oder entfernterer Verbindung stehen. Da die Ordnung und Zusammenstellung der Materien gröfstentheils mehr willkürlich, als durch das Vorhergehende begründet, ist: so liefert diese Schrift zwar kein eigentliches System philosophischer Erkenntnisse von der Ehe; aber doch gewiss einen sehr schätzbaren, und selbst die Summe der Gegenstände erschöpfenden Beytrag, voll feiner und treffender Bemerkungen zu dieser speciellen Philosophie. Doch haben uns die drey ersten Aufsätze weniger genügt, als alle übrigen, unter welchen sich Nr. 7. 10. 12 und 13. noch besonders auszeichnen. Indem wir also diese Schrift im Ganzen als eine sehr nützliche, lehrreiche und unterhaltende Lectüre empfehlen, fügen wir hier nur noch folgende Erinnerungen, zur nähern Prüfung des ungenannten Vfs., hinzu. Wenn wechselseitige *Liebe* und *Achtung* zur Bedingung der einzugehenden Eheverbindung gemacht wird: so sind doch jene beiden Gesinnungsarten zu veränderlich und zu sehr von veränderlichen persönlichen Eigenschaften abhängig, als dass sie einen immer festen und sichern Grund abgeben könnten. Liebe und Achtung können noch kommen, wenn sie nicht schon vorhanden waren, und wenn sie da sind, wieder verschwinden. Liebe und Achtung sind auch nicht nothwendig immer verbunden, beide können sich noch in der Folge zu einander gesellen und wieder trennen. Ich kann also wohl sagen, eine Ehe, in welcher die Gatten sich wechselseitig lieben und achten, ist gut und wohlgerathen; aber nicht, dass das Daseyn dieser Empfindung in den Gemüthern zweyer Personen von beiderley Geschlecht die unerlassliche Bedingung jedes einzugehenden Ehevertrags sey; noch weniger aber, dass ein Weib, welches sich *ohne Liebe* hingebe, sich selbst den verworfenen Creaturen, die mit ihrem Körper wuchern, gleich stelle; da diese Hingebung das Gesetz für sich hat, und der blofs physische Genuss, auch ohne jene höhere Liebe, die der Vf. fodert, und die wahrscheinlich in dem Genusse, die das Anschauen aller guten und schönen Eigenschaften des Geistes und Körpers des Geliebten gewährt, bestehen soll, durch die Ehe rechtmäfsig wird. Ein wenig drakonisch wird S. 22. behauptet, dass Nothzucht, wo nicht mit Beraubung des Lebens überhaupt, doch des Lebens als Mann, d. i. mit Entmannung, bestraft werden müsse; der Grund fehlt. Wenn die Sentenz: *per quod quis peccat* etc. hier Anwendung finden sollte: so müsste jeder Dieb die Hand verlieren. *Zweck* der Ehe ist dem Vf. die Beförderung des physischen und moralischen Wohlseyns der Gatten. Allein diesen Zweck, der zugleich Pflicht ist, haben alle Menschen, wechselseitig, mit einander, auch aufser der Ehe, gemein, und er enthält das besondere Merkmal nicht, das den Ehevertrag als solchen charakterisirt. Der Zweck der Ehe mufs durch den Begriff der Ehe bestimmt werden, in wiefern in diesem Begriffe der Grund der Wirklichkeit der Ehe enthalten ist. Man erhält aber den Begriff von der Ehe nicht, wenn man sie für einen Vertrag oder eine Verbindung zweyer Personen beiderley Geschlechts, zur wechselseitigen Beförderung ihres physischen und moralischen Wohlseyns ausgiebt. Da sich aus diesem Zwecke, wegen des Mangels des charakteristischen Merkmals der Ehe, nicht alle Bestimmungen derselben ergeben: so sah sich der Vf. genöthigt, den von *Wolf* angegebenen Zweck, die Fortpflanzung der Menschengattung, als nächsten Zweck, zu Hülfe zu nehmen; obgleich er bekennt, dass zur Erreichung dieses Zwecks die Ehe nicht unumgänglich nöthig sey. Allein diese Fortpflanzung ist auch nicht

fowohl Zweck der Ehe, als Zweck der Natur im Geſchlechtstriebe der Menſchen: ſo wie Fortpflanzung der Gattung der Naturzweck im Geſchlechtstriebe aller lebendigen Geſchöpfe überhaupt iſt; und Ehen können doch beſtehen, wenn auch dieſer Zweck der Natur nicht erreicht würde, oder die Ehegatten bey ihrer Vereinigung ſich deſſelben nicht bewuſst wären. Aus dieſem Grunde hat uns auch die auf dieſen nächſten Zweck, in Verbindung mit jenem entferntern und allgemeinen Zwecke, gegründete Beantwortung der Frage: ob der Beyſchlaf *ohne Zweck* in der Ehe erlaubt ſey, nicht genügt. Ernſt konnte es dem Vf. doch wohl nicht ſeyn, wenn er es in einer Anmerkung nicht für unmöglich hält, dafs, ſo wie ein blofser Kufs, ja nur ein blofses Anſchauen die Wirkungen des ſinnlichen Geſchlechtsgenuſſes hervorzubringen vermöge, auch ein mit dem höchſten Grade von Zartheit und Feinheit der Empfindung ausgeſtattetes weibliches Subject, wenn es von einem männlichen Subjecte aus einem entfernten Weltkörper mit innigem Wohlgefallen angeſchauet würde, und dieſes männliche Subject, bey aller Reinheit und Unſchuld des Herzens eben ſo anſchauete, durch dieſes blofse wechſelſeitige Anſchauen, ohne ſonſtige irdiſche Vereinigung mit ihm, befruchtet werden könne. Was auch der Vf. nach ſeiner Theorie für Gründe vorbringen mag, um den Satz zu behaupten, dafs der Beyſchlaf in der Ehe nicht *Pflicht* genannt, und der denſelben verweigernde Ehegatte nicht durch Zwangsmittel dazu angehalten werden könne: ſo iſt doch das, was der eine Theil der Contrahenten zu fodern berechtigt iſt, der andere Theil zu leiſten verpflichtet, und dieſer kann zur Leiſtung gezwungen werden, wenn man nur nicht unter dieſem Zwang einen durch phyſiſche Gewaltthätigkeit verſteht, der freylich eine *ekelhafte Barbarey* wäre, wie der Vf. den Zwang zum Beyſchlaf überhaupt nennt. Auch die Androhung der Trennung der Ehe und des Verluſtes der Rechte, die aus der Ehe entſpringen, iſt ein Zwang; und es kann wohl Fälle geben, wo ein Gatte dem andern den Beyſchlaf verweigert, ohne die Abſicht zu haben, ſich von ihm zu trennen; in ſolchen Fällen möchte alſo dieſer Zwang nicht ohne Wirkung bleiben. Dafs der Ehevertrag ein *Liebesvertrag*, und die Pflicht in der Ehe eine *Liebespflicht* iſt, ändert die Sache in rechtlicher und politiſcher Hinſicht nicht. Der Grund des Ehevertrags iſt das wechſelſeitige durch den Staat ſanctionirte Verſprechen; und nur der Ehegatte iſt unter beiden der verächtliche, der, ohne alle Rückſicht auf Gründe der Sittlichkeit und Rechtlichkeit, ſeinem liebenden Gatten die Erfüllung dieſes Verſprechens darum verweigert, weil er das ſinnliche Intereſſe nicht mehr für ihn hat. Wenn das Verſprechen von beiden Seiten frey war: ſo mufs jeder daſſelbe halten, wenn es auch in der Folge mit Aufopferung geſchehen ſollte; denn die Vernunft befiehlt, ein freywillig gegebenes Verſprechen zu halten; es wäre denn, dafs die Natur ſelbſt die Erfüllung der Pflicht unmöglich machte, und alſo der Fall einträte, wo der Verweigernde ſagen könnte: *ultra poſſe nemo obligatur.*

Leipzig, b. Hilſcher: *Vorbereitung zur weitern Erkenntnifs des allgemeinen Staatsrechts.* Für Jünglinge, die ſich den Studien widmen. 1800. 242 S. 8. (18 gr.)

Einen ſchlimmern Mentor könnten ſich wohl nicht die Jünglinge zum Führer in dem allgemeinen Staatsrechte wählen, als dieſen. In der Mitte dieſes Jahrhunderts hätte er vielleicht noch einige Dienſte leiſten können, jetzt aber wird ſein unerträglich langweiliges, altväteriſches Gewäſch wohl nirgends, einen auch nur halbgutwilligen, Hörer finden. Die Begründung des Staatsrechts (*ſi Diis placet!*) fängt er mit der Bemerkung an, dafs die menſchliche Natur aus weiſen Abſichten des Schöpfers ſo eingerichtet ſey, dafs der Menſch ohne Hülfe und Beyſtand anderer Menſchen, nie zu ſeiner Beſtimmung gelangen könne, und dafs daher mit unzubezweifelnder Gewifsheit folge, „dafs der Menſch zu einem geſellſchaftlichen Leben und zu wechſelſeitigen Dienſtleiſtungen erſchaffen worden ſey?“ Hierauf wird ſehr rührend „der allererſte Stand menſchlicher Geſellſchaft, der Familienſtand,“ beſchrieben, welcher mit der Ehe anfängt, „den die wechſelſeitige ſtarke Neigung beider Geſchlechter gegen einander“ hervorgebracht hat. „Als Hausherr befiehlt der Menſch ſeinen Knechten mit abſoluter Gewalt, doch ſo, dafs die Geſundheit und das Leben der Knechte keine Gefahr dabey läuft, und ſieht dabey mehr auf ſeinen eigenen, als auf der Knechte ihren Nutzen; ſeinen Kindern befiehlt er als Vater mit Gedult und Liebe, nicht ſowohl um ſeines, ſondern vornehmlich um der Kinder ihres Nutzens willen; und da die Eheleute nach den natürlichen Geſetzen, gleiche Rechte haben, doch dergeſtalt, dafs ſie, ihres eigenen Nutzens wegen verpflichtet ſind, der beſſern Einſicht, es mag ſie nun der Mann oder die Frau beſitzen, bey ſtreitigen Vorfällen bereitwillige Folge zu leiſten: ſo befiehlt er ſeiner Gattin mit liebreicher Vorſichtigkeit, ohne dabey die natürliche Gleichheit zu verletzen: ſo wie etwa der hohe Rath in einer Republik den Bürgern des Staats befiehlt, die da berechtigt ſind, bey wichtigen Vorfällen im Staate, ihr Gutachten ohne alles Bedenken zu eröffnen. — Ein Hausweſen iſt alſo eine Geſellſchaft, die mit vereinigten Kräften an einem gemeinſchaftlichen Zweck, an dem Wohlergehen des Hausweſens arbeitet.“ Weil aber der „habſüchtige und unerſättliche menſchliche Wille nur allzu gerne ſammelt, wo er nicht geſäet,“ ſo vereinigten ſich, „aller Vermuthung nach,“ mehrere Familien; weil aber dieſe Vereinigung allein ſie nicht ſicherte: „ſo iſt ihnen weiter nichts mehr übrig geblieben, als ihren ſämmtlichen Willen, einer einzigen phyſikaliſchen und moraliſchen Perſon dergeſtalt zu übergeben, dafs der Wille dieſer Perſon oder Verſammlung, der Wille aller hat ſeyn, und folglich von allen hat befolgt werden müſſen.“ So entſteht denn ein Staat, oder, wie der Vf. immer ſagt, ein *weltliches Reich.* Dieſe weltlichen Reiche haben, wie hier gezeigt wird, die vortrefflichſten und nützlichſten Folgen hervorgebracht, welches dem Vf. die Gelegenheit giebt, ſeinem geliebten Vaterlande,

de, Kurſachſen, ein dreyfaches Heil zuzurufen, und für deſſen Landesvater zu beten. — „Der *Zweck* der „weltlichen Reiche S. 12. iſt, nach den Abſichten „Gottes, die Vergewiſſerung des menſchlichen Wohl„ergehens.“ Daher ſind denn auch die Staaten kein bloſses Menſchenwerk, ſondern ſind in dem göttlichen Willen gegründet, welches klärlich S. 15. bewieſen wird: „Die Beſtimmung des Menſchen, wor„auf alle ihr Dichten und Trachten mit höchſten „Rechte gerichtet iſt, iſt ihr Wohlergehen. Da nun „aber dieſe Beſtimmung, durch die im Stande der „natürlichen Freyheit höchſt ungewiſſe Leiſtung der „wechſelſeitigen Hülfe und Sicherheit, nie erlangt, „und dieſe Ungewiſsheit durch das einzige Mittel, die „Errichtung weltlicher Reiche nur gehoben werden „kann: ſo müſſen die weltlichen Reiche ihren Grund „in den göttlichen natürlichen Geſetzen haben u. ſ. w.“

Der Geiſt dieſes Products iſt durch unſere Relation, die nur aus den erſten 16 Seiten genommen iſt, hinreichend charakteriſirt, und wir dürfen nur noch hinzuſetzen, dafs es bis an das Ende überall ſich ſelbſt getreu iſt.

GOTHA, b. Perthes: *Seelenlehre für die Jugend, nach den Grundſätzen der Kantiſchen Philoſophie, in dialogiſcher Form. Zum Gebrauch für die höhern Claſſen in Gymnaſien und Schulen. Nebſt einem Anhange für Leſer, die ſich bloſs von dem unterrichten wollen, was die kritiſche Philoſophie lehrt.* Von Dr. *Joh. Friedr. Ernſt Kirſten*, der philoſoph. Fac. Adjunct und Vorſteher eines Erziehungs-Inſtituts zu Jena. 1800. 16 Bog. 8. (12 gr.)

Jünglinge in den höhern Claſſen auf Gymnaſien und Schulen mit den Vermögen und Kräften des menſchlichen Gemüths, zum Behuf ihrer Univerſitätsſtudien zum voraus bekannt zu machen, iſt allerdings ſo nöthig und nützlich, als eine zu gleichem Behufe noch in den wenigſten, ſelbſt gut eingerichteten Gymnaſien eingeführte kurze ſyſtematiſche Ueberſicht aller Wiſſenſchaften, die auf Univerſitäten gelehrt werden. Zum Schulunterricht iſt aber das gegenwärtige Buch, wegen ſeiner dialogiſchen Form für den Lehrer unbequem, weil er es, um die Sachen im Zuſammenhange vorzutragen, von jener Form erſt entkleiden mufs; und noch mehr Schwierigkeit, Unterbrechung und Aufenthalt würde erfolgen, wenn der Lehrer ſeine Schüler, die natürlich das Buch nicht vor Augen haben dürften, nach Anleitung und Vorſchrift deſſelben, geſprächsweiſe unterrichten wollte. Dafs die dialogiſche Form in Lehrbüchern zur Erreichung gröſserer Deutlichkeit beytrage, iſt ein bloſses Vorurtheil, das noch viele hegen. Den Nutzen derſelben bey dem mündlichen Unterrichte in Schulen kennen wir ſehr wohl; allein dazu bedarf es keiner Lehrbücher in dieſer Form; dieſe mufs vielmehr dem Lehrer ſelbſt, um ſich ihrer da, wo er es für nöthig findet, zu bedienen, überlaſſen bleiben. Brauchbarer könnte jedoch dieſes Buch zur eigenen Lectüre für die auf dem Titel angezeigte Claſſe und für andere Leſer ſeyn, die ſich mit der Pſychologie bekannt machen wollen, denen es in der Vorrede ebenfalls ausdrücklich beſtimmt iſt. Der Vortrag iſt auch hierzu deutlich und faſslich, und der Dialog, wenn auch nicht im ſtrengen Verſtande ſokratiſch, doch gröſstentheils leicht und natürlich geführt. Allein in Anſehung des Inhalts möchte Vieles einer Verbeſſerung bedürfen. Wir können hier den Vf. nur auf Einiges aufmerkſam machen, und überlaſſen das Uebrige ſeiner eigenen Reviſion. Das *Wiſſen* (Erkennen) bezieht ſich nicht bloſs (S. 8.) auf ſinnliche Wahrnehmung; da es auch ein Wiſſen oder Erkennen giebt, das von aller ſinnlichen Wahrnehmung unabhängig iſt; und es iſt nicht richtig, dafs ſich nur die Sachen, die wir durch die Sinne wahrnehmen könnten, erkennen lieſsen, und was ſich nicht durch die Sinne *erkennen* (wahrnehmen) laſſe, entweder gar nichts oder etwas *bloſs* Denkbares ſey. Der Unterſchied zwiſchen bloſsem Denken und Erkennen, oder dem Erkennbaren und bloſs Denkbaren, müſste daher beſtimmter und deutlicher auseinandergeſetzt, und danach der ganze Verfolg des Dialogs abgeändert werden. Um den Begriff des *Denkens* zu erklären, geht der Vf. von der Redensart aus: *er ſitzt in Gedanken*, und meynt, man brauche ſie von einem Menſchen, der nicht höre und ſehe, was um ihn her vorgehe, und von einem ſolchen Menſchen könne man ſagen: *er denkt*. Das Reſultat des Geſprächs über dieſen Gegenſtand iſt: bey dem Denken beſchäftige man ſich mit Dingen, die nicht ſinnlich vorhanden wären. Gegenwärtige ſinnliche Gegenſtände würden alſo nicht gedacht? Sehr kurz und unbefriedigend iſt die Lehre von dem Begehrungsvermögen und der Einbildungskraft abgefertigt. Das *Begehren* geht (nach S. 22.) auf die Befriedigung eines ſinnlichen, das *Wollen* hingegen auf die Befriedigung eines geiſtigen Bedürfniſſes. Die Einbildungskraft iſt (S. 63.) ein Vermögen der Seele, zu gegebenen Begriffen Zeichen zu finden. Die Lehre von der Sinnlichkeit und den Anſchauungen iſt weder deutlich, noch genau und ausführlich genug abgehandelt. Beſſer die Lehre von dem Verſtande, doch auch in Anſehung aller Operationen deſſelben nicht völlig erſchöpft. Von den einfachen Begriffen heifst es (S. 55.), dafs bey ihnen *nur die Sprache zu ſchwach ſey*, die einzelnen Merkmale, *die ſie enthielten*, zu zergliedern und von einander abzuſondern. Unrichtig iſt es, dafs in jedem Urtheile nur *Begriffe* verbunden würden, und die ganze Handlungsweiſe der Urtheilskraft darin beſtehe, dafs ſie einen *höhern* Begriff als Regel annehme, und den *niedern* Begriff unter dieſe Regel, unter den höhern Begriff, ſtelle. Der Vf. ſcheint ſich hier in die Lehre von den Schlüſſen verirrt zu haben. Auch könnte die Vorſtellung vom Raume, dafs nämlich die Gegenſtände die Form des Raumes durch uns ſelbſt eben ſo annähmen, als die Bleykugel ihre Form durch die Kugelform, auf den ſeltſamen Gedanken führen, dafs alle begränzten materialen Objecte ihre Gränzen allererſt durch unſer eigenes Anſchauungsvermögen erhielten. Dieſem beſorglichen Mifsverſtande hätte durch die Aufſtellung des Unterſchiedes zwiſchen reiner und empiriſcher Anſchauung und des reinen und empiriſchen Raumes leicht begegnet werden können. Der auf dem Titel be-

bemerkte Anhang, enthält auf 21. S. wieder die Lehren von der Sinnlichkeit, dem Verſtande und der Vernunft, in einem ſehr mangelhaften Abriſs. Die Kritik der äſthetiſchen und teleologiſchen Urtheils-Kraft iſt ganz übergangen.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Bohn: *Chreſtomathia Philoniana* ſive loci illuſtres e Philone Alexandrino decerpti et cum animadv. editi a *Jo. Chriſt. Guil. Dahl*, LL. AA. M. et Philoſ. D. in Acad. Roſtochienſi. 1800. 310 S. 8.

Allerdings verdienen Philo's Schriften, als Mittel, das Zeitalter des Urchriſtenthums von einigen eigenthümlichen Seiten ſich zu vergegenwärtigen, eben ſo ſehr als Joſephus, dafs durch ausgehobene Proben mehrere theologiſche Leſer für dieſelben angelockt und vorbereitet werden. In dieſer Abſicht erſcheint dieſe, auch zu Vorleſungen für theologiſche Philologie auf Gymnaſien und Univerſitäten empfehlenswerthe, Auswahl philoniſcher Stellen; ein würdiges Seitenſtück zu Hn. *Trendelenburgs Chreſtomathia Flaviana* (Leipz. 1789.) und zu der in der nämlichen Abſicht brauchbaren *Henkeſchen Ausgabe von Joſephus's Selbſtbiographie* (*de Vita ſua*. Braunſchw. 1786). Die hiſtoriſchen Aufſätze *lib. adv. Flaccum und de legatione ad Cajum* wünſcht Hr. D. als zweyten Theil der Chreſtomathie lieber ganz zu ediren, als in Bruchſtücken, und nimmt deswegen hier keine Auszüge aus ihnen. In der That wird auch dieſe Bemühung nützlich ſeyn. Der zweyte Theil, als hiſtoriſchen, leichtern Inhalts, möchte alsdann als Vorbereitung des Leſers auf die hier gelieferten, zum Theil ſchwerern, Stücke zu benutzen ſeyn. Die Auswahl der letzten iſt indeſs, da jene Fortſetzung dieſer Chreſtomathie noch von äuſsern Umſtänden abhängt, ſehr zweckmäſsig. Durch Auszüge nämlich *über die Kenntniſs Gottes aus der Natur, die Schöpfung, die Vorzüge des Menſchen und der Thiere, den Sündenfall, die Fluth, die Sprachenverwirrung, das Leben Abrahams, Joſeph's, Moſe's, die Vortrefflichkeit der moſaiſchen Geſetzgebung, den Anthropomorphismus in der Lehre von Gott, die Reinheit des Gemüths bey der Gottesverehrung, wahren und falſchen Propheten, Eſſäer, Therapeuten, ägyptiſche Eigenheiten und Entſtehung der alexandriniſchen Verſion;* nebſt einem kleinen Anhang *über den Adel der Menſchheit, die Jahrberechnung der Hebräer und ein angeblich Sokratiſches und Hippokratiſches Fragment* — wie ſie der Herausg. hier mittheilt — werden theils die eigenen Anſichten des Philo und mancher ſeines Gleichen, theils die Anwendbarkeit ſeiner Werke nach Sach- und Sprachkenntniſſen für die Erklärung des N. Ts. vieler Kirchenväter, Apokryphen u. ſ. f. ſehr anſchaulich gemacht. Den Text nahm Hr. D. aus der Mangeyſchen Ausgabe mit der lobenswürdigen Sorgfalt, die Frankfurter von 1691 zu vergleichen, weil *M.* bisweilen nur Lesarten oder gar Conjecturen allzu ſchnell und ohne Anzeige aufgenommen hat. Auch die Pfeifferiſche (leider noch nicht vollendete) Ausgabe iſt verglichen worden. Die den Text bald kritiſch, bald exegetiſch betreffenden Noten beweiſen Aufmerkſamkeit und zweckmäſsigen Fleiſs. Weitläuftige literariſche Nachweiſungen ſind nicht häufig, und würden wohl beſſer ganz wegbleiben, in ſofern ſie in die Exegeſe der Bibel gehören. Das eigene Studium des Philo würde der Herausgeber dagegen durch ganz kurze Nachweiſungen, wo dieſe oder jene Stelle im N. u. A. Teſtament u. ſ. f. Licht gebe, ſehr beleben können, wenn blofs durch ein *cf.* oder anderes ganz kurzes Zeichen darauf hingewieſen, und dem Leſer ſelbſt die Freude gelaſſen würde, den Fingerzeig zu verfolgen und ſich dadurch zu üben. Bey den zwey für die Fortſetzung vorbehaltenen Aufſätzen werden dem Herausgeber als Kenner des alten und neuen Teſtaments ſo viele Parallelen dieſer Art auffallen, dafs Erſparung des Raums in den Zeichen der Nachweiſungen ſehr zu empfehlen bleibt. Noch einige einzelne Bemerkungen. S. 6—9. geben mehrere Philoniſche Hauptſtellen über den *Logos*. Zur vollen Einſicht aber in die Vorſtellungsart dieſes Theolepten, oder Philoſophen nach dem innern Licht, wäre eine Unterſcheidung der Stufen nöthig, in wiefern er den Logos oft blofs als eine Kraft in Gott angeſehen habe, dann als eine perſonificirte Kraft, endlich als das erſte aus der Gottheit vor allen Geſchöpfen hervorgetretene Kraftweſen (ὁ πρεσβυτερος των γενεσιν ειληφοτων *de migrat. Abrah* p. 437.), welches nun das Ideal alles deſſen, was da wurde, aus Gott in ſich hatte, und aller andern geiſtigen Kraftweſen oder λογοι Oberhaupt war. Mehrere Data hierüber geben die Memorabilien von D. *Paulus* VIII. St. S. 126 u. f. *Paſcha* durch ὑπερβασις und διαβατηρια, *Auszug*, zu überſetzen, haben Philo und Joſephus ſehr recht (S. 288.); das arabiſche فشح bedeutet *divertit a . . .* Eines von den vielen Beyſpielen, dafs das hebräiſche *Samech* nicht ſicher mit dem arabiſchen س, vielmehr zunächſt mit ش zu vergleichen iſt. — Die Redensart S. 287. δευτεραν εχων ταξιν und die darauf folgende Erklärung wird ſehr gut gebraucht werden können, wenn in alexandriniſch gelehrten Kirchenſchriftſtellern der Sohn als εν δευτερᾳ, der Geiſt εν τῃ τριτῃ ταξει verehrt vorkommt. — Man verſteht die δυναμεις des N. Ts. gewöhnlich *blofs* von Wunderthaten, ungeachtet der Sprachbeweis für dieſe Einſchränkung der Bedeutung fehlt, und vielmehr *Kraftäuſserungen aller Art, Energie im Lehren und Handeln*, als etwas von Lehren und Handeln gar wohl unterſcheidbares dadurch angedeutet wird. In dieſem Sinn gebraucht Philo den der Alexandriniſchen Verſion fremden Plural, z. B. S. 213. wenn er behauptet, dafs die Nachäffung falſcher Propheten gegen die wahren nicht allzu lange ſich verſtecken könne. Die Sonne ſtrahle nach den Eklipſen nur deſto heller hervor. Eben ſo der wahre Prophet: της φασεως, οποταν καιρος ᾖ, το ιδιον καλλος αναφαινεσης ἀντιτηκτοις δυναμεσιν, d. h. in unübertrefflichen Kraftäuſserungen. Φυσις iſt hier die wahre prophetiſche Natur, im Gegenſatz gegen den durch Kunſt (Stratageme) angenommenen Schein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Elmsly: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1797. Part. I.* 218 und 26 S. *Part. II.* 219—541 S. gr. 4. (8 Rthlr. 8 gr.)

Die in diesem Jahrgang enthaltenen Abhandlungen lassen sich eintheilen in mathematische, astronomische, physische, chemische, naturhistorische, und medicinisch-physiologische. Reinmathematische Abhandlungen kommen nicht vor, aber ein paar, die zu der angewandten Mathematik gehören. Dahin können wir zuförderst die Abhandlung des Grafen v. *Rumford* rechnen, welche Versuche enthält, die Kraft des entzündeten Schiefspulvers zu bestimmen. Da diese wichtigen, aber gefährlichen, Versuche in Deutschland, wo sie gröfstentheils gemacht wurden, bereits zum Theil bekannt sind: so begnügt sich Rec., nur die vornehmsten Beobachtungen und Resultate derselben auszuheben. Robins, dem die Geschützkunst so vieles zu danken hat, schätzte die Kraft des elastischen Fluidums, das sich bey der Verbrennung des Schiefspulvers entwickelt, auf 1000 mal grofser, als den mittlern Druck der Atmosphäre; Daniel Bernoulli auf nicht weniger als 10000 mal; und unserem Vf. gaben seine mit der gröfsten Sorgfalt angestellten Versuche diese Kraft des Schiefspulvers wenigstens 50000 mal gröfser, als jenen mittleren Druck der Atmosphäre. Diefs Resultat gründet sich hauptsächlich auf einen äufserst merkwürdigen zu München angestellten Versuch, wobey eine aus dem besten gehämmerten Eisen verfertigte Röhre, deren Metall 1½ Englischen Zoll dick war, während der innere Durchmesser der Röhre im Lichten nur ¼ Zoll, und die innere Länge der Röhre 2, 15 Zoll hielt, durch die geringe Quantität Pulver, womit sie gänzlich angefüllt werden konnte, das wenig mehr als ⅛ Cubikzoll Raum einnahm, also nicht so viel war, als man zur Ladung eines kleinen Sackpistols braucht, und nicht der 10te Theil von der Ladung einer gewöhnlichen Flinte, ihrer ungeheuren Stärke ungeachtet, mit einem ungemeinen Knall in zwey Theile zersprengt, und diese in verschiedenen Richtungen auseinander geschleudert wurden. Nach Versuchen, die der Vf. an Stücken Eisen von eben dieser zersprungenen Röhre anstellte, wurde eine Kraft von 63173 Pfund erfodert, um einen Quadrat-Zoll eines solchen Eisens zu zerreifsen, mithin, da die zersprungene Röhre in ihrem Bruch 6½ Quadratzoll grofs war, würde, sie zu zerreifsen, ein Gewicht von 410624 Pfunden erfoderlich gewesen seyn, und die nämliche Wirkung brachten nicht völlig 26 Gran vollkommen genau eingeschlossenen Pulvers hervor! Rechnet man nun den mittlern Druck der Atmosphäre auf einen Quadratzoll auf 15 Pfunde, und bemerkt man, dafs der Druck zu Zerreifsung der Röhre auf keine gröfsere Fläche gerechnet werden kann, als der verticale Durchschnitt der Röhre im Lichten war, der nach Abzug des Raums, den die ledernen Stöpsel einnahmen, nur ½ Quadratzoll betrug: so hätte mithin die Atmosphäre auf diese Fläche nur mit einem Gewicht von 7½ Pfund wirken können; mithin war die Kraft des Schiefspulvers 54750 mal gröfser, als dieser mittlere Druck der Atmosphäre. Und doch war nach sonstigen Beobachtungen des Vf. wohl schwerlich schon alles Pulver entzündet. Es wurde nun noch weiter eine ganze Reihe von interessanten Versuchen, unter der unmittelbaren Leitung des Vfs., von den Hn. *Reichenbach* und Grafen *Spreti*, hauptsächlich in der Absicht angestellt, um auch in dem Fall, wenn die Röhre nicht ganz mit Pulver gefüllt war, mithin das elastische Fluidum eine verschiedene Dichtigkeit hatte, das Verhältnifs seiner Elasticität zu seiner Dichtigkeit, und die Kraft, deren es bey verschiedenen, besonders aber bey der möglich gröfsten Dichtigkeit fähig wäre, zu bestimmen. Die Resultate dieser Versuche sind in einer sehr bequem eingerichteten Tafel angegeben, können aber hier nicht weiter erzählt werden. Aus denselben fand der Vf. dafs, wenn die Dichtigkeit x, und die Elasticität y heifst, ihr Verhältnifs zu einander durch die Gleichung ausgedrückt werden kann: $x^{1+0{,}0004x} = y$, und zeigt so wohl durch Berechnung, als eine nach dieser Formel entworfene Figur die Uebereinstimmung derselben mit der Erfahrung. (Nur freylich sind alle diese Versuche im Grund immer noch mit einer sehr kleinen Quantität Pulver von 1 bis 18 Gran angestellt worden, und es wäre immer noch höchst interessant, so weit es die ungeheure Kraft des Pulvers verstattet, ähnliche Versuche über gröfsere Quantitäten Pulvers anzustellen.) Eine Menge merkwürdiger Beobachtungen und sinnreicher Versuche, die der Vf. noch weiter anstellte, und Anwendungen auf die Feuergewehre, müssen wir übergehen, und bemerken nur noch die auffallende Erscheinung, die sich dem Vf. darbot, wenn der elastische Dampf durch ein hinreichend starkes Gewicht in der Röhre völlig eingeschlossen gehalten wurde. Wenige Minuten nach der Explosion nämlich hatte er beynahe alle seine Kraft verloren, und war in einen *dichten Körper*, so hart als ein Stein, ver-

verwandelt, der ſich am Innern der Röhre angeſetzt hatte. Die auſserordentliche Gewalt des Pulvers endlich leitet der Vf. hauptſächlich von dem Dampf des Waſſers her, das theils in dem Salpeter als Cryſtalliſationswaſſer enthalten iſt, theils von der Kohle aus der Luft eingeſogen wird, und glaubt, man könne die Kanonen als eine Art Dampfmaſchinen von beſonderer Einrichtung betrachten. Unter die Claſſe der angewandten Mathematik kann auch gerechnet werden eine Abhandlung von B. *Vulliamy* über die Mittel, die bey einem ſehr tiefen Brunnen, aus deſſen Quelle anfänglich eine groſse Menge Sand mit Waſſer vermiſcht hervorſprudelte, angewendet wurden, um ihn von Sand zu reinigen, und ihm hinreichend Waſſer zu verſchaffen. Endlich gehört vorzüglich noch in dieſe Claſſe eine Nachricht von einer in den J. 1795 und 1796 von dem Obriſt *Edw. Williams*, dem Capitain *Will. Mudge*, und Hn. *Iſaac Dalby* vorgenommenen trigonometriſchen Vermeſſung in dem ſüdlichen Theil von England, die zuſammen von der zu Kent gerechneten Inſel Thanet, bis Landsend in Cornwall ſich erſtreckt, wovon aber hier nur die Vermeſſungen von Cornwall bis Dorſetſhire, und dann wieder beſonders die in Kent mit einem kleinen Theodoliten von Ramsden vorgenommene Meſſungen angegeben ſind. Dieſe Abhandlung leidet keinen Auszug, aber zu wünſchen wäre, daſs auch in Deutſchland, wo in mehreren Gegenden jetzt auch beträchtliche trigonometriſche Vermeſſungen gemacht werden, überall die urſprünglichen Data mit gleicher Genauigkeit öffentlich dem Publicum möchten vorgelegt werden.

Unter den *aſtronomiſchen* Abhandlungen iſt eine der wichtigſten eine franzöſiſch geſchriebene von *Don Joſef de Mendoza y Rios*, welche Unterſuchungen über die vornehmſten Aufgaben der nautiſchen Aſtronomie enthält. Sie zerfällt in zwey Theile, wovon der erſte ſich mit Beſtimmung der Breite eines Orts aus zwey beobachteten Sonnenhöhen, und der Berechnung des Stundenwinkels eines Geſtirns aus der beobachteten Höhe, und umgekehrt der Höhe aus dem Stundenwinkel; der zweyte mit der Reduction der Diſtanzen des Monds von der Sonne oder einem Stern beſchäftigt. Der Vf. giebt zuerſt genaue, directe, und nachher indirecte Näherungsmethoden an, und unterſucht unter den ſehr mannichfaltig angegebenen Methoden ſorgfältig die Fälle, wann eine oder die andere derſelben vorzuziehen ſeyn möchte. In dem erſten Theil giebt er beſonders auch Rechenſchaft von dem Einfluſs, den Fehler in den Datis auf das Reſultat haben können; und in dem letzten lehrt er am Ende noch beſonders, wie man bey der Rechnung auf die elliptiſche Figur der Erde Rückſicht nehmen könne. Bey vielen ſeiner Formeln braucht er mit groſsem Nutzen die *Sinus-verſus*, *Suſinus-verſus*, *Coſinus-verſus*, und *Sucoſinus-verſus* der Winkel, und verſpricht ihren Gebrauch noch mehr in einem ſchon unter der Preſſe befindlichen Werk zu zeigen, das verſchiedene Tafeln zur Erleichterung der Rechnungen der nautiſchen Aſtronomie enthalten wird. Angehängt iſt eine von Hn. *Cavendiſh* dem Vf. zugeſchickte Näherungsmethode für die Reduction der Mondsdiſtanzen, deren Berechnung durch Tafeln, die in Mendozas oben erwähntem Werk abgedruckt werden ſollen, erleichtert werden wird. Zu der aſtronomiſchen Claſſe gehört ferner eine Nachricht *Edw. Pigotts* über die periodiſchen Lichtveränderungen von zwey Fixſternen. Der eine derſelben iſt im Sobieskiſchen Schild, der von der 5ten Gröſse, bis zur 7ten oder 8ten abnimmt. Er hat beynahe die nämliche gerade Aufſteigung, wie der Stern 1 dieſes Sternbilds, iſt aber ungefähr einen Grad ſüdlicher. (Er bildet nach der Zeichnung des Vfs. mit dem Stern 1 und dem nahe dabey ſtehenden Nebelfleck ein ſehr ſtumpfwinklichtes, beynahe gleichſchenklichtes, Dreyeck, worin der veränderliche Stern an dem ſtumpfen Winkel ſteht). Genauer giebt der Vf. ſeine Lage ſo an: gerade Aufſteigung 279° 9′ 37″; ſüdliche Abweichung 5° 56′. Die ganze Periode ſeiner Veränderung dauert 63 Tage, oder, wie der Vf. ſonſt auch fand, 62, und im Mittel aus allen Beobachtungen 62¼ Tage; 14 Tage behält er, ohne merkliche Aenderung ſeinen gröſsten Glanz; neun ſeinen kleinſten ohne Aenderung; 28 Tage lang nimmt er von der ſeines ſtärkſten Lichts, bis auf die Mitte des ſchwächſten ab, und 35 Tage lang von der Mitte des ſchwächſten bis zur Mitte des ſtärkſten Lichts zu. (Unter dieſen 28 und 35 ſind alſo jene 14 und 9 Tage ſchon begriffen.) Epochen des Mittels ſeiner gröſsten Lichtſtärke waren 1795. 1. Oct.; 1796. 10. Apr.; 1796. 18. Jun. Epochen des Mittels ſeiner kleinſten Lichtſtärke: 1795. 6. Nov.; 1796. 4. März; 1796. 10. May. Noch bemerkte der Vf. im Auguſt 1796 Unregelmäſsigkeiten in ſeiner Periode. Der zweyte veränderliche Stern iſt in der nördlichen Krone. Gerade Aufſteigung 235° 2′ 51″; nördliche Abweichung 28° 49½′. (Er liegt auf einer geraden Linie zwiſchen den Sternen α und ι etwas mehr gegen letzten hin: mit den Sternen ε und γ bildet er ein rechtwinklichtes, gleichſchenklichtes Dreyeck, und liegt an dem rechten Winkel). Er nimmt von der 6ten bis 7ten Gröſse ab, bis er verſchwindet. Den 20ſten Jun. 1795. erſchien er von der 9ten bis 10ten Gröſse, in 6 Wochen hatte er ſein volles Licht erreicht, in deſſen Mitte er gegen den 11ten Auguſt war. So blieb er ohne merkliche Veränderung ungefähr 3 Wochen, nahm dann innerhalb 3½ Wochen bis zur 9ten oder 10ten Gröſse ab, und verſchwand wenige Tage darauf. Im April 1796 erſchien er wieder, und war gegen den 7ten May aufs neue von der 9ten bis 10ten Gröſse, und nahm dann wieder beyläufig eben ſo wie vorhin zu. Seine Periode wäre alſo 10½ Monat. Weil er aber doch von der letztangeführten Beobachtung an bis auf den Auguſt 1796 ziemliche Ungleichheiten zeigte: ſo hat die eigentliche Dauer ſeiner Periode noch mehr Beſtätigung nöthig. Endlich hat noch *Herſchel* zu der aſtronomiſchen Claſſe Beyträge in zwey Abhandlungen geliefert. Die erſte enthält eine Fortſetzung ſeines Verzeichniſſes der comparativen Lichtſtärke der Sterne, und giebt zugleich Nachricht von einem über die

Flam-

Flamsteedsche Beobachtungen der Fixsterne, die in dem zweyten Theil seiner *Historia Coelestis* enthalten sind, durch *Miss Herschel* verfertigten Register. Der Name Register muss niemand verführen, diese Arbeit für leicht oder unbedeutend zu halten. Da der aus Flamsteeds Beobachtungen gezogene *Catalog. Brittan.* bis auf die neueste Zeiten den Astronomen zu Grundlage ihrer Schlüsse und Rechnungen diente, und zum Theil noch dient, so war es wohl der Mühe werth, zu untersuchen, in wie fern der *Catal. Brittan.* das richtige Resultat von Flamsteeds Beobachtungen liefere, und dieses um so mehr, da Flamsteed bey der Herausgabe seiner *Historia Coelestis* nicht mehr lebte. Dazu dient nun dieses Register. Weil in Flamsteeds Beobachtungen viele der kleinen Sterne ohne weiteren Beysatz eines Namens, Buchstabens, oder Beschreibung angegeben waren, ausserdem manche Verwechslung in den Namen der Sternbilder, und Buchstaben der Sterne sich fand; so musste *Miss Herschel* erst durch sorgfältige Berechnung und Vergleichung des *Atlas Coelestis* herausbringen, was jedesmal für ein Stern gemeynt sey. Aus dem hierauf verfertigten Register ergab sich nun folgendes. In den *Catalog. Brittan.* sind 111 Sterne eingetragen worden, die Flamsteed nie beobachtet hat. Dieses erklärt, warum so manche Sterne nicht mehr an dem Himmel gefunden werden konnten; 39 Sterne des Catal. haben beträchtliche Verbesserungen in der Angabe ihrer Stelle, manchmal von einigen Graden nöthig; ausser diesen 39 sind in dem *Atlas Coelestis* noch 54 unrichtig eingetragen; und 42 sind auf 21 zu reduciren, weil sie unter doppeltem Namen in verschiedenen Sternbildern eingetragen worden sind. Dagegen sind in dem *Catal. Brittan.* ausgelassen worden 371 von Flamsteed nach gerader Aufsteigung und Abweichung vollständig beobachtete Sterne; ferner 35, wo eine dieser Bestimmungen zweifelhaft ist; 86, wo nur die Abweichung, 13, wo nur die gerade Aufsteigung angegeben ist, und 50, die wenigstens durch deutliche Beschreibung kenntlich gemacht waren. (Dieses Beyspiel kann praktische Astronomen aufmerksam machen, nicht nur das Resultat ihrer Beobachtungen, sondern auch die Originalbeobachtungen selbst der Nachwelt in einer guten Ordnung aufzubehalten.) Durch dieses Register sind nun manche, besonders auch von Bode in Ansehung des Flamsteedischen Sternverzeichnisses angegebene Verbesserungen bestätigt worden. Hn. *Herschel* diente es besonders auch bey seiner fortgesetzten Vergleichung der Lichtstärke verschiedener Sterne, wovon er diesmal die Bemerkungen über die Sternbilder Andromeda, Bootes, Krebs, Centaur, Cepheus, nördliche Krone, Eidechse, Haase, Schiff, und Orion liefert. (Bey diesem nützlichen Verzeichniss, das aber noch vieler Nachträge fähig ist, durch welche sich auch blosse Liebhaber der Sternkunde verdient machen können, wäre noch zu wünschen, dass auch die Zeit der angestellten Beobachtung und Vergleichung angegeben wäre, weil sie, wenn etwa veränderliche Sterne beobachtet worden seyn sollten, zur Bestimmung der Periode dieser Lichtänderung dienen könnte.) Die zweyte Herschelsche Abhandlung enthält Beobachtungen der veränderlichen Lichtstärke der Jupiters-Trabanten, und der Veränderung ihrer scheinbaren Gröfse, nebst Bestimmung der Zeit ihrer Axendrehung. Das Resultat dieser Beobachtungen ist, dass sich der erste Trabant um seine Axe dreht in $1^t\ 18^{st}\ 26',6$; der zweyte in $3^t\ 18^{st}\ 17',9$; der dritte in $7^t\ 3^{st}\ 59',6$ und der vierte in $16^t\ 18^{st}\ 5',1$. Das Weitere kann hier um so mehr übergangen werden, da die ganze Abhandlung durch das *Berlin. astron. Jahrb.* für 1801 auch unter uns bekannt ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

Jena und Cahla: *Thüringer Stadt- und Landzeitung.* 1799. 1—26 St. (ult. Jun.) 362 S. 4.

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung, zunächst für Thüringen und die umliegenden Provinzen. 1799. Nr. 1. (Jul. 5.) — 13. (27. Sept.)

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung. Mit landesherrlicher höchster Erlaubniss. 1799. Nr. 1. (4 Octob.) — 13. (27 Dec.) 372 S.

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung, oder wöchentliches Lehr-Nähr- und Hülfsblatt, moralischen, ökonomischen, physikalischen, politischen und vermischten Inhalts. 1800. 1—27 St. 436 S. 4.

Diese, unter eben so schnell als häufig abgeänderten Titeln erschienene Zeitung liefert, neben einer gedrängten Uebersicht der wichtigsten Welt- und Naturbegebenheiten, kurze Beyträge zur Erziehungs- und Gesundheitskunde, Nachrichten von Stadt-Land- und Forstwirthschaft, von Handlung, Künsten und Fabriken, so wie auch Notizen von Familien-Verhältnissen, und von der Literatur. Wöchentlich wird davon ein Bogen in Quart, ausser dem, gewöhnlich am Schlusse jeden Monats wegen der Inserate erforderlichen, *Intelligenzblatt* oder, wie es seit dem vierten Quartal heisst, *Beylagen* ausgegeben. Das aus bekannten Ursachen an Zeitungen und Journalen sehr fruchtbare *Thüringen* wurde auf dem Titel der ersten drey Quartale ehrenvoll und mit Recht genannt, weil dem obersächsischen Kreise das meiste Interesse und Raum gewidmet war, allein wegen des auswärtigen Absatzes, und auch anderer Gründe wegen gab der ungenannte Verfasser, oder vielmehr der Verleger, der Zeitung im vierten Quartal ein Gewand der *Allgemeinheit*, welches im zweyten Jahrgange noch mit einer anspruchsvollen Detaillirung des Inhalts verbrämt wurde. Im Februar 1800 veränderten sich die Umstände nur dahin, dass ein anderer Wochentag für die jedesmalige Erscheinung des Blatts bestimmt wurde. Jenes allgemeinen Titels ungeachtet, blieb die Zeitung doch ein *obersächsisches Provinzial-Blatt*, indem die kosmopolitischen Aufsätze, die Gedichte und Biographieen der politisch-militärischen Zeit-Helden, eines *Bonaparte*, *Pitt*, *Fox*, *Suwarow*, *Nelson*, eines *Sidney Smith*, so wie auch einzelner Gelehrten zwar gut gewählt, aber nicht eigenthümlich, und daher

her gewöhnlich nur Lückenbüfser beym Mangel von Tags-Neuigkeiten und Inseraten waren. Die literarischen Notizen haben freylich auch, zumal wegen ihrer Ausführlichkeit, einen stehenden Raum behauptet, die kürzern davon waren aber blofs ein Vehikel der thätigen *Schumannischen* Buchhandlung zu Ronneburg. In den *politischen* Nachrichten wurde bis zum Julius 1799 der Rastadter Congrefs und Gesandtenmord mit der, das Ganze charakterisirenden, Freymüthigkeit geschildert. Jedoch stand das eigentlich *politische* in der Fassung und Neuheit gewöhnlich auswärtigen Zeitungen nach. Die Localanzeigen für Thüringen nebst den ökonomischen Nachrichten machen den Hauptwerth der Zeitung aus, wobey die augenscheinliche Entfernung des Redacteurs vom Druckorte leider! viele zum Theil erhebliche Druckfehler veranlasste.

Ansbach, im Verlage der Waisenhäuser zu Ansbach und Bayreuth: *Addrefshandbuch für die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth.* 1801. 402 S. 8. (ohne das Oerterverzeichnifs).

Bey Vergleichung mit dem Erstling der Ansbach-Bayreuthschen Staatskalender vom J. 1737 und selbst mit den neuern, die seit der Vereinigung mit dem Hauptstamme erschienen, zeigt sich der vorliegende so gänzlich in Form und Inhalt umgestaltet, dafs man neben der Verschiedenheit des Jahrhunderts beynahe auch bey der ersten Einsicht des Inhalts die des Landes ahnden möchte. Seit dem in der A. L. Z. 1798. Nr. 225. angezeigten Jahrgange 1798. (aus der Feder des Hn. Kriegs- und Domänen-Rath *Rehm*) unterblieb die Erneuerung. Desto reichlicher hat ihn der ungenannte Vf. des diefsjährigen, Hr. Kammer-Assistenz- und Stadtrath *Fenkohl* in Ansbach ausgestattet, und möglichst nach dem trefflichen Muster des *Handbuchs für den Preufsischen Hof und Staat* geformt. Eben dieses neuen Plans wegen, und auch als Privatangelegenheit der beiden auf dem Titel angezeigten Waisenhäuser, lafst dieser Jahrgang noch manches in der Vollständigkeit und Genauigkeit zu wünschen übrig, so wie auch die Abschliefsung am 30sten März 1800 für das Jahr 1801 zu frühzeitig war. Vorzüglich vermifst Rec. die ehedem mit aufgenommene Dienerschaft der Grafschaft *Sayn-Altenkirchen* und ein Namenregister; weniger aber die Wohnungsanzeige in den beiden Residenzstädten, obgleich dazu die Benennung eines *Adrefsbuchs* berechtiget. Sehr nützlich sind mehrere neue, und bey deutschen Staatskalendern bis dahin sehr seltene, statistische Erläuterungen; z. B. die Ortsverzeichnifse eines jeden Amts und die genaue Darstellung der Kirche- und Schulverfassung mit Bemerkung des Patronats und des Parochial-Umfangs S. 115—178. Unter den Hauptveränderungen im Personale bemerkt Rec. vorzüglich einer Seits die Abschaffung der *Gouverneur-Stelle*, welche zwey Wirtembergische Prinzen nach einander bekleideten, und des Landesministeriums, indem der Hr. Minister von Hardenberg in das General-Directorium zu Berlin eintrat; anderer Seits aber die Abtheilung der Ansbachischen Kammer in zwey Senate und die Formirung eines kleinen katholischen Kirchenstaats S. 169—175., dessen hierarchische Verhältnisse wahrscheinlich noch nicht bestimmt sind, weil sie der Vf. unangezeigt gelassen; sodann das höchst verderbliche *Lotto* S. 211—212., welches noch dazu mit 26 Personen, nämlich *Castalletto*, *Oberlotteriegericht* und *Fiscalat*, besetzt ist.

Aus dem feinern, leider! ungeübten, Studium der Staatskalender entspringt hier die Bemerkung, dafs sich der fränkische Adel, nach dem Vorgange der andern Preufsischen Provinzen, hauptsächlich in die militärische- und verhältnifsmäfsig sehr wenig in die Civil-Laufbahn wirft. Im Militär bemerkt man unter jenen die Namen *Brand*, *Reitzenstein*, *Bobenhausen*, *Feilitzsch*, *Kotzau*, *Kettenburg*, *Seckendorf*, *Vittinghof*, *Schütz*, *Künsberg*, *Schmid*, *Guttenberg*, *Lynker*, *Röder*, *Longolius*, *Pöllnitz*, *Tritschler*, *Trechsel*, *Stein*, *Seidel*, *Streit*, *Gräbener*, *Schaumberg*, *Waldenfels*, *Pöllnitz*, *Aichinger*, *Elrichshausen*, *Bürger*, *Gravenreuth*, *Hirsch*, *Heydenaber*, *Türer*, *Arnim*, *Beust*, *Gögel*, *Schönfeld*, *Lindenmeyer*, *Eyl*, *Massenbach*, *Salzmann*, *Schauroth*, *Plotho*, *Falkenhausen*, *Lindenfels* u. s. w. neben den beym bürgerlichen Stande gebliebenen Inländern. Dagegen sind im Civilstaat der beiden Fürstenthümer nur 26 vom inländischen Adel, aber mehrere auswärtige und ziemlich aus der Ferne herbeygekommene.

Hof, b. Grau: *Genealogisch - historisch - statistisches Taschenbuch für das Jahr* 1800. — *Eine Uebersicht des thatenvollen achtzehnden Jahrhunderts enthaltend.* 132 und 48 S. *Das achtzehnte Jahrhundert. Eine Skizze.* 68 S. — *Uebersicht der wichtigsten Staatenveränderungen.* 48 S. 8.

Sonderbar und unbequem ist es, dafs dieses Taschenbuch vierfach abgesonderte Seitenzahlen hat. Das genealogische Verzeichnifs der *europäischen regierenden Hauser* nimmt den *ersten* Abschnitt S. 1—131. ein, und wird durch nützliche historische Erläuterungen belebt. Die folgenden sechs, gehörig commentirten, Kupfer aus der *neuesten Zeitgeschichte*, nämlich die Ankunft der französischen Gesandten in Rastadt und ihre Ermordung, letztes mit einer ziemlich gemäfsigten Geschichtserzählung, das Exil des Papstes Pius VI, Bonaparte's Landung in Aegypten, (statt deren wohl ein merkwürdiges Ereignifs aus dem Laufe der Expedition hätte gewählt werden können) die französische Ausleerungsmethode der Schweitz und endlich *Duphots* Ermordung. Die *historische Skizze des verflossenen Jahrhunderts und derer in demselben vorgefallenen Staatsveränderungen* hätte in eins verflochten werden sollen. Einzeln ist jedes nur Fragment, überdem mit manchen bedeutenden Fehlern verunstaltet. Doch sind die statistischen Einsichten des ungenannten Vfs. unverkennbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Elmsly: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1797. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zu der Classe der *Physik* gehören *Huddarts* Beobachtungen über die Strahlenbrechung nahe am Horizont, und ihren Einfluss auf die Erscheinung irdischer Gegenstände, und die Tiefe des See-Horizonts. Der Vf. beschreibt verschiedene Beobachtungen, welche mit den auch schon von andern Beobachtern bemerkten Erscheinungen Aehnlichkeit haben, wonach unter gewissen Umständen der Atmosphäre, besonders in der Nachbarschaft der See, tiefe, im oder unter dem Horizont des Beobachters gelegene Gegenstände über denselben erhaben, manchmal ganz in der Luft schwebend, und zwar gedoppelt, einmal in ihrer natürlichen aufrechten Stellung, und dann wieder das unterste zu oberst, erschienen. Er glaubt, diese Erscheinungen lassen sich nicht anders erklären, als wenn man annehme, die Dichtigkeit der Luft nehme von oben herab nur bis auf eine gewisse Entfernung von der See zu, alsdann aber, und bis zur gänzlichen Berührung mit der See hin wieder ab, wodurch dann, innerhalb dieser letzten Luftschichte, der Weg des Lichts eine seinem gewöhnlichen Gang in der Atmosphäre entgegengesetzte Krümmung annehme, welche die Erscheinung einerley Gegenstandes in verkehrter Stellung bewirke. Weil aber die Gränze dieser Luftschichte durch die Verschiedenheit der Ausdünstung der See verschieden bestimmt werde: so lasse sich die Tiefe des Seehorizonts, die man bey astronomischen Beobachtungen zur See so oft brauche, nicht sicher angeben. Am Ende giebt er noch eine Methode an, deren er sich deswegen zur Bestimmung der Breite zu bedienen pflegt. Er beobachtet nämlich die scheinbare Sonnenhöhe im Mittagskreis, und misst beides, ihre nördliche und südliche Höhe, bringt die Verbesserung wegen der Strahlenbrechung, wie sie die Tafeln geben, beiderseits an, trägt ferner beiderseits Rechnung wegen des Fehlers des Sextanten, und des Halbmessers der Sonne; die so verbesserte Höhen addirt er, und den Ueberschuss ihrer Summe über 180° sieht er als die doppelte Tiefe des See-Horizonts an. Zu der nämlichen Classe gehören *Pearsons* Versuche und Beobachtungen, die in der Absicht angestellt wurden, die Natur des Gas kennen zu lernen, das entwickelt wird, wenn elektrische Schläge durch Wasser gehen. Aehnliche in *Journ. de Physique* Nov. 1789 bekanntgemachte Versuche der Hn. *Paets van Troostwyk* und *Deiman* hatten seitdem andern Physikern nicht glücken wollen, was auch, da die Sache äusserst delicat ist, nicht befremden darf. Mit Hülfe Hn. *Cuthbertsons*, der auch die vorhin angeführten Physiker unterstützte, brachte es der Vf. dahin, nicht nur mit dem von jenen gebrauchten Apparat das nämliche Resultat zu erhalten, sondern auch durch Verbesserung des Apparats die Versuche leichter, und die Resultate entscheidender zu machen. Der verbesserte Apparat besteht in einer ½ Zoll weiten, und etwa 5 Zoll langen Glasröhre. In das eine verschlossene Ende derselben ist ein Faden von Gold oder Platina an der Lampe eingeschmolzen, der sich bis auf etwa $\frac{1}{20}$ Zoll dem kupfernen Boden des Gefässes nähert, worin die mit Wasser angefüllte Röhre mit ihrem andern trichterförmig gebildeten offenen Ende steht. Durch den Goldfaden werden die elektrischen Entladungen geleitet. Die Versuche sind um so interessanter, da mit einer grosen Elektrisir-Maschine, nach Tage lang anhaltender Arbeit, nur eine sehr geringe Quantität Gas hervorgebracht werden kann. So wurde mit dem verbesserten Apparat, nach beynahe 17 stündiger Arbeit, in welchen 16836 elektrische Schläge durchs Wasser gegangen waren, nicht weiter als etwa $\frac{1}{5}$ Cubikzoll Gas erhalten. Ging durch das auf diese Weise erhaltene Gas absichtlich oder zufälligerweise ein elektrischer Funke: so entzündete sich dasselbe plötzlich, mit einer heftigen Erschütterung, und verminderte sich, nach den verschiedenen Umständen, mehr oder weniger, auf ⅜, ½, ⅞, manchmal sogar $\frac{19}{20}$ und $\frac{39}{40}$ seines ursprünglichen Volumens; der Rest aber konnte durch fortgesetzte elektrische Funken nicht weiter vermindert werden. Ganz dieselben Erscheinungen erhielt man durch schickliche Mischungen von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, oder auch von diesem letzten mit atmosphärischer Luft. Mischte man unter das zu untersuchende Gas gleichviel Salpetergas: so entstanden Dämpfe von Salpetersäure, und das Gas wurde manchmal auf $\frac{1}{3}$ seines Volumens reducirt; wenn man zu dem Rest etwa halb so viel Sauerstoffgas hinzusetzte, und einen elektrischen Funken durch diese vorher ganz trockengemachte Mischung von Gasarten gehen liess, verminderte sie sich um ⅔ ihres Volumens, und es wurde Wasser erzeugt. Aus diesem allen schliesst der Vf., dass bey dem Durchgang elektrischer Schläge durch Wasser, Sauerstoffgas und Wasserstoffgas hervorgebracht werde, wiewohl durch die erste 200 bis 300 Schläge haupt-

hauptsächlich nur gewöhnliche atmosphärische Luft, die weder durch Sieden noch durch die Luftpumpe ganz von dem Wasser geschieden werden kann, frey zu werden scheint, die sich deswegen auch durch einen elektrischen Funken nur sehr wenig vermindert. Mit dieser Abhandlung verbinden wir sogleich *William Henrys* Versuche über das kohlengesäuerte Wasserstoffgas (schwere brennbare Gas), um zu bestimmen, ob Kohle eine einfache oder zusammengesetzte Substanz sey. Hr. *Austin* hatte aus seinen Versuchen über eben dieses Gas, und aus der Beobachtung, dass sich dasselbe durch wiederholte elektrische Funken in einem Raum ausdehnen lasse, der über mehr als zweymal grösser ist, als sein ursprüngliches Volumen, geschlossen, dass die darin enthaltene Kohle decomponirt werde, und so das Volumen des Gas vermehre. Hr. *Henry* macht nun bedeutende Einwendungen gegen die Versuche sowohl des Hn. *Austins*, als gegen seine daraus gezogenen Schlüsse. Er zeigt, dass, wenn nach *Austins* Meynung durch das Elektrisiren die Kohle ganz oder zum Theil zersetzt würde, sich in dem nach dem Elektrisiren vorhandenen Gas, bey seinem Abbrennen mit Sauerstoffgas weniger Kohlensäure finden müsste, als bey dem nämlichen Gas, wenn man es nicht elektrisirt hätte. Nun beweisen aber seine hier angeführten Versuche, bey welchen er immer einerley Quantität kohlengesäuertes Wasserstoffgas zuerst unelektrisirt, und dann elektrisirt, folglich in einen grösern Raum ausgedehnt, mit Sauerstoffgas, wovon er in dem letzten Fall freylich viel mehr zusetzen musste, abbrannte, dass immer gleich viel Kohlensäure darin enthalten war. Er schliesst also daraus, dass das durchs Elektrisiren vermehrte Volumen des kohlengesäuerten Wasserstoffgas nicht aus einer Zersetzung der Kohle hergeleitet werden könne, und wenigstens aus diesen Versuchen die Kohle nicht unter die zusammengesetzten Substanzen gerechnet werden dürfe. Dieß vermehrte Volumen erklärt er vielmehr aus dem in jeder Luftart gewöhnlich aufgelöseten Wasser, so dass sich die Kohle mit dem in dem Wasser enthaltenen Sauerstoffgas verbinde, und dagegen der Wasserstoffgas frey werde. Diese Erklärung bestätigte sich hauptsächlich dadurch, dass das Volumen des zu untersuchenden Gas sich bey weitem nicht mehr so viel, und kaum noch um $\frac{1}{5}$ seiner ursprünglichen Grösse vermehrte, da er das Gas vorher sorgfältig trocknete. Auch fand er, dass, wenn man hinreichend reines Gas zu den Versuchen braucht, sich bey dieser Operation kein Stickgas erzeuge, wie Hr. *Austin* glaubte, und dann neben dem Wasserstoffgas das Stickgas zu einem der Bestandtheile der Kohle machen wollte. Von Hn. *Brougham* kommen in diesem Jahrgang fortgesetzte Versuche und Beobachtungen über die Eigenschaften des Lichts vor. Sie betreffen hauptsächlich die Beugung des Lichts, die farbichten Ringe und Streifen, die sich auf polirten Flächen, besonders wo sie kleine Ungleichheiten haben, zeigen, und einige Erscheinungen des isländischen Crystalls, können aber in einem Auszug nicht wohl deutlich gemacht werden. Bey Veranlassung dieser Beobachtungen über das Licht können wir am schicklichsten eines Geschenks von 1000 Pfund Sterling erwähnen, welches der Graf *Rumford* der königlichen Gesellschaft gemacht hat, um von den Interessen derselben alle zwey Jahre eine Preismedaille dem Vf. zuzuerkennen, welcher jedesmal in den letzten zwey Jahren die wichtigste, für die Menschheit nützlichste, Entdeckung über Licht oder Wärme, in irgend einem Theil von Europa, nach dem Urtheil der Gesellschaft bekannt gemacht hat. Unter die *physischen* Abhandlungen kann man endlich noch zählen *Wells Beobachtungen* und Versuche über die Farbe des Bluts. Es ist darin hauptsächlich um Erklärung der Veränderung zu thun, welche in dem Blut durch seine Berührung mit der Atmosphäre, und durch Beymischung von Neutral-Salzen entsteht. Der Vf. glaubt aus seinen Beobachtungen schliessen zu können, dass diese Veränderung nicht so wohl durch eine Veränderung der innern Bestandtheile des Bluts, als vielmehr nur durch das Dazwischentreten der Luft- oder Salztheile bewirkt werde, wodurch beträchlich mehr Licht von den innern Theilen zurückgeworfen werde, als vor dieser Beymischung geschehen konnte. Er beruft sich dabey besonders auch auf Zinnober, der durch seine mechanische Theilung, und das damit verbundene Dazwischentreten von Lufttheilchen seine Farbe so sehr ändert. Uebrigens benutzt er zu seiner Vorstellung von der Sache die von der Newtonischen verschiedene Erklärung, welche *Kepler*, sein Zeitgenosse Zucchius (den er gelegentlich als den wahrscheinlichen Erfinder der Spiegel-Teleskope angiebt) und neuerlich *Delaval* von den Farben dunkler Körper gegeben haben, und der zufolge diese Farben nicht von der Zurückwerfung des Lichts auf der vordern Fläche des gefärbtscheinenden Körpers, sondern von dem Theil des Lichts entstehen, das durch die vordere Fläche des Körpers eindringt, und von den dunklen Theilchen innerhalb dieser Oberfläche zurückgeworfen wird. Von *chemischen* Abhandlungen finden sich, ausser dem, was von den bey der physischen Classe angeführten hieher gerechnet werden konnte, noch zwey Aufsätze von *Smithson Tennant*. Der erste, über die Natur des Diamants, zeigt, dass der Diamant gänzlich aus Kohle bestehe, die von dem gewöhnlichen Zustand dieser Substanz sich blos durch ihre crystallisirte Form unterscheide. Schon Newton hatte wegen der Analogie, welche der Diamant in Ansehung der Refraction des Lichts mit brennbaren Körpern zeigt, ihn zu dieser Classe der Körper gerechnet. Seitdem wurde auch diese Vermuthung Newtons durch wirkliches Verbrennen des Diamants bestätiget, und *Lavoisier* besonders, der diese Verbrennung vermittelst grosser Brenngläser in geschlossenen Gefässen anstellte, machte auch auf das Resultat des Verbrennens aufmerksam, und zeigte die Aehnlichkeit des Diamants mit der Kohle. Unser Vf., um so leichter diesen Körper bey nicht allzu grosser Hitze in geschlossenen Gefässen verbrennen zu können, versuchte dieß durch Beymischung von Salpeter, den er nebst dem Diamant in eine goldene an einem

einem Ende geschlossene Röhre legte, die ihm statt der Retorte diente, und an ihrem offenen Ende mit einer Glasröhre in Verbindung stand, um das erhaltene Gas zu sammeln. Um sich zu überzeugen, dafs die goldene Röhre völlig geschlossen, und von allen Unreinigkeiten frey sey, liefs er zuerst blofs etwas Salpeter darin erhitzen, bis er alkalisirt wurde, und löste das Product in Wasser auf, fand aber, dafs diese Auflösung ganz frey von fixer Luft sey, und das Kalkwasser nicht trübe. Sobald hingegen Diamant mit dem Salpeter verbrannt wurde: so schlug der in der Retorte übriggebliebene Kalk aus dem Kalkwasser nieder, und gab mit Säuren Salpeterluft, und Kohlenstoffgas. Zu genauerer Bestimmung wurden 2½ Gran Diamant mit ¾ Unze Salpeter in die Retorte gethan, und etwa 1½ Stunde in starker Glühhitze erhalten. Der Salpeter alkalisirte sich auf einen gewissen Grad, ehe der Diamant sich entzündete, und so blieb fast alles Kohlenstoffgas in dem Alkali des Salpeters, und die aus der Röhre austretende Luft enthielt äufserst wenig davon. Die alkalinische Materie wurde nun in Wasser aufgelöst, und es fand sich, dafs der Diamant ganz zerstört sey. Diese Auflösung wurde mit einer hinreichenden Quantität gesättigter Auflösung von Marmor in Salzsäure vermischt, um die Verbindung des Kohlenstoffgas mit der Kalkerde zu bewirken, und, nachdem sich aus der vorhin erwärmten Auflösung der Niederschlag völlig gesetzt hatte, wurde aus demselben das Kohlenstoffgas ausgetrieben, und nahm den Raum von etwas weniges mehr als 10,1 Unzen Wasser ein. Eben so ergab sich aus einem andern Versuch, wobey 1½ Gran Diamant verbrannt wurden, Kohlenstoffgas, das 6, 18 Unzen Wasser im Raum einnahm. Da nun, nach *Lavoisiers* Versuchen, aus einem gleichen Gewicht Kohle gerade eben so viel Kohlenstoffgas erhalten wird, und das von dem Vf. erhaltene Gas völlig die nämlichen Eigenschaften mit anderem Kohlenstoffgas zeigte: so glaubt er darauf seinen Schlufs wegen der Natur des Diamants gründen zu können. Diese Versuche gaben denn auch Gelegenheit zu Hn. *Smithson Tennants* zweyter Abhandlung über die Wirkung des Salpeters auf Gold und Platina. Es wurden einige dünne Stücke Gold mit Salpeter in eine goldene Röhre gelegt, und zwey bis drey Stunden in einer starken Glühhitze erhalten. Nachher wog das von dem Salpeter zurückgebliebene, das aus kaustischem Alkali, und zum Theil decomponirten Salpeter bestand, 140 Gran, und es fand sich, dafs 60 Gran Gold aufgelöst worden waren. Beym Zugiefsen von Wasser wurden ungefähr 50 Gran Gold in der Gestalt von schwarzem Pulver niedergeschlagen, und fanden sich gröfstentheils in metallischem Zustand, so dafs das Meiste davon sich in Salzsäure nicht auflösen liefs. Die übrigen 10 Gran gaben der alkalinischen Auflösung, in der sie blieben, eine hellgelbe Farbe. Wenn man verdünnte Schwefel- oder Salpeter-Säure darein tropfte: so wurde sie zuerst dunkler gelb, nachher, wenn man dadurch sah, erschien sie anfänglich grün, und hierauf blau. Platina liefs sich, mit Salpeter in Verbindung, leicht auflösen, und wenn der übriggebliebene Rückstand in Wasser aufgelöst wurde: so wurde der gröfste Theil der Platina in Gestalt eines braunen Pulvers niedergeschlagen, das sich ganz in Salzsäure auflösen liefs. Die in der alkalinischen Auflösung zurückgebliebene Platina gab ihr eine braungelbe Farbe, und wenn man eine Säure zugofs, bildete sich ein Niederschlag, der aus Platina-Kalk, Alkali, und der angewandten Säure bestand. Silber wurde von Salpeter nur wenig angegriffen. Von *naturhistorischen* Abhandlungen findet sich diesmal nur *Rob. Marshams* Nachtrag zu den Messungen von Bäumen, die in den *philos. Transact.* von 1759 abgedruckt sind. Dieser fleifsige Beobachter setzte bey seinen seit 1719 angelegten Pflanzungen die Messungen des Umfangs verschiedener Bäume fünf Fufs hoch über der Erde fort, und fand dabey manche interessante Resultate, wovon wir hier nur einige wenige ausheben können. Ueberhaupt fand er, dafs das Verpflanzen der Bäume ihren Wachsthum aufserordentlich befördert. Von Eichen, die 1719 aus Saamen gezogen wurden, und unverändert an einer Stelle blieben, war die dickste 1795 5 Fufs 6⅞ Zoll im Umfang, während die stärkste der 1735 verpflanzten Eichen schon 8 Fufs 8⅞ Zoll hielt. Eben so war die stärkste von Buchen, die 1733 aus Saamen gezogen wurden, 1795 nur 6 Fufs 9 Zoll, während die stärkste der verpflanzten 7 Fufs 5⅛ Zoll hielt, ungeachtet sie 8 Jahre jünger war. Mehrere praktisch ökonomische Regeln übergehen wir, und bemerken aus der Tafel über das Wachsthum verschiedener Bäume, nur noch eine Eiche, die 1580 4 Fufs, 1760 15 Fufs 2⅛ Zoll, und 1781 16 Fufs 5⅛ Zoll im Umfang hielt, folglich bis in ihr zweyhundertjähriges Alter noch an Dicke zunahm, und eine Ceder, die 1748 nur einen Fufs hoch war, 1777 3 Fufs 1⅛ Zoll, und 1795 6 Fufs 1⅛ Zoll im Umfang hatte. (Es müfste in mancher Rücksicht lehrreich seyn, von verschiedenen Gegenden über mehrere Bäume einer Gattung Beobachtungen ihres jährlichen Wachsthums von ihrem Hervorsprossen bis in ihr höchstes Alter, nebst Bemerkungen über die Umstände, die auf ihr Wachsthum Einfluss haben konnten, zu erhalten.)

Zu den *medicinisch physiologischen Abhandlungen* gehören folgende: 1) Ueber einige krankhafte Veränderungen der geraden Augenmuskeln und der Hornhaut, von *E. Home*. Er rechnet dahin a) das Unvermögen, nahe Gegenstände deutlich zu sehen, weil die Muskeln bey dem Nahesehen stark zusammengezogen seyn müssen, und in diesem Zustande nicht lange bleiben können, ohne von der heftigen Anstrengung Schmerz zu erleiden. Er führt eine Beobachtung zum Beweise an, und beruft sich auf einige Beyspiele, wo die Muskeln des Vorderarms, welche bey dem Schreiben, bey dem Ausziehen der Pfröpfe aus Bouteillen etc. heftig angestrengt worden waren, Schmerz erregten, wenn *blofs diese* Bewegung wiederhohlt ward, statt dafs andere Bewegungen der Hand und des Arms ohne alle Beschwerde vorgenommen werden konnten. b) Das Doppeltsehen. Dieses

soll

ſoll entweder davon herrühren, daſs die Augenmuſkeln nicht in ihrer Wirkung übereinkommen, und daher die Augen nicht gleichmäſsig auf den Gegenſtand richten, oder daſs eine gewiſſe Veränderung in denjenigen Theilen, durch welche die Lichtſtrahlen in dem einen Auge gebrochen werden, vorgegangen iſt. c) Das Schielen. Die Urſache deſſelben ſoll darin liegen, daſs das eine Auge nicht das Vermögen hat, das andere bey dem Sehen zu unterſtützen, und daſs daher die Muſkeln nicht den erforderlichen Grad von Leitung (*guide*) erhalten, weſshalb das eine Auge unvollkommen oder auch wohl gar nicht ſieht. — Daſs die Hornhaut zu den lebendigen Theilen des Körpers gerechnet werden müſſe, ſucht er durch verſchiedene Gründe zu beweiſen, und er glaubt ſie mit den Ligamenten vergleichen zu können, mit welchen ſie auch darin übereinkomme, daſs ſie in mehreren Fällen reizende Mittel verträgt.

2) Unterſuchungen über die thieriſche Empfängniſs von *J. Haighton*. Er erweiſet durch Verſuche an Kaninchen die Richtigkeit des von *de Graaf* aufgeſtellten Satzes, daſs der gelbe Körper im Eyerſtock ein ſicherer Beweis der vorgefallenen Schwängerung ſey. Durch andere Verſuche an Kaninchen, welchen er theils eine von den Muttertrompeten, theils beide, durchſchnitt, ſucht er zu beweiſen, daſs die Eyerſtöcke den Reiz zur Schwängerung erhalten können, ohne, daſs weder Saame ſelbſt, noch der Duft deſſelben, an ſie zu kommen braucht, und daſs alſo die Empfängniſs eine bloſse Folge der Sympathie ſey, wenn der Saame die Scheide und Bärmutter gereizt habe. Vor dem ſechſten Tage nach der Empfängniſs fand er nie Bläschen in der Bärmutter trächtiger Kaninchen, ſondern eine bloſse ſchleimähnliche Materie; er ſchlieſst daher, daſs das, was bey der Empfängniſs aus dem Eyerſtock in die Bärmutter geht, eine bloſse Feuchtigkeit und kein wirkliches Ey ſey.

3) Verſuche an Kaninchen, bey welchen am dritten Tage nach der Empfängniſs Eyer in den Muttertrompeten und am vierten Tage in der Bärmutter ſelbſt gefunden wurden. Von *W. Cruikſhank*. Er machte 29 Verſuche in Geſellſchaft von D. *Hunter* im Jahr 1778. Aus dieſen zieht er den Schluſs, daſs das Ey in dem Eyerſtocke gebildet werde, und durch die Muttertrompete, *als Ey*, in die Bärmutter gelange, ſich aber einige Tage in der Trompete aufhalte. Er fand die Spur des Fötus ſchon am achten Tage. Auf einem beygefügten Kupfer hat er Eyer von Kaninchen, die imprägnirte Trompete und die erſten Rudimente des Fötus abgebildet.

4) Ueber gichtiſche und Urin-Concretionen, von *W. Hyde Wollaſton*. Er hat ſie chemiſch unterſucht und zeigt die Aehnlichkeit, welche zwiſchen beiden iſt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Doll: *Blüthen aus dem Gebiete der Lebens-Philoſophie und des Schönen. Oder Auswahl der ſchönſten und beſten Stellen aus den Werken Wielands, Göthes, Schillers, Kants, Herders, Leſſings, Klopſtocks, Klingers, Lafontaines, Iflands, und anderer berühmter Schriftſteller.*

Auch unter dem Titel:

Aufſätze für Stammbücher aus den Werken unſerer beſten Schriftſteller geſammelt. 1800. 176 S. 8.

Sammlungen dieſer Art können ſich nur durch den Geſchmack, womit der Herausgeber der Auswahl zu Werke gegangen iſt, empfehlen. Die gegenwärtige gleicht einer Schachtel voll Confect, worin ſich manche gewöhnliche Pfeffernuſs mit eingeſchlichen hat.

S. 22. Wer nicht auf Glück und Menſchen bauet,
Nicht jedem, der ihm lächelt, trauet,
Nichts ohne Ueberlegung thut,
Der meynt es mit ſich ſelber gut.

von *Eulog. Schneider.*

und das bekannte *Höltyſche*. (S. 41.)

O! wunder — ſchön iſt Gottes Erde etc.

ſind doch wohl nur bloſse Gemeinplätze, die der Ankündigung auf dem Titel nicht entſprechen.

Bisweilen ſcheint der Herausgeber bloſs aus ſeinem Gedächtniſs abgeſchrieben zu haben, ohne die Stellen mit den Original Werken zu vergleichen, wie z. B. S. 72. das Stück von Hölderlin, und S. 93. von Bürger, wodurch beträchtliche Verunſtaltungen entſtanden ſind. Ebendaſelbſt iſt auch ein Vers aus Wielands Idris, als Proſe gedruckt. Am auffallendſten iſt es uns geweſen S. 150. die Stelle aus Hufeland hier zu finden, die, ſo viel Wahrheit ſie auch enthalten mag, doch in eine Sammlung, wie dieſe, offenbar nicht gehört. Bey vielen Auszügen iſt die Quelle nicht genannt, und da dieſe nicht zu den vorzüglichen gehören, ſo könnte dieſer Umſtand leicht auf die Vermuthung führen: daſs, wenigſtens die mehrſten derſelben, von des Herausgebers eigner Arbeit ſind.

Druckfehler. In Nr. 2. S. 13. iſt die unterſte Zeile ſo zu leſen: Springend folgen, als Löh ihnen die Beute davon.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

KIEL, in d. Akadem. Buchh.: *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal*, von D. *Heinr. Friedr. Link*, Prof. zu Rostock. 1800. I Theil. 235 S. II Th. 264 S. 8.

Hr. *L.* gieng im J. 1797 in Gesellschaft des Hn. Grafen von Hoffmannsegg über Frankreich und Spanien nach Portugal. Den gröfsten Theil des Jahrs 1798. brachten sie auf einer Reise durch Portugal zu, und im folgenden Jahre kehrte Hr. *L.* nach Deutschland zurück. Erforschung der Naturmerkwürdigkeiten, besonders der Botanik dieses Landes, war der Hauptzweck; aber die grofsen und mannichfaltigen Mängel der frühern Beschreiber Portugals bestimmten den Vf. zur Ausarbeitung dieses Werks. Er wollte Anfangs nur eine Apologie der Portugiesen entwerfen, und aus dieser wurde eine Reisebeschreibung. Im *ersten* Theil findet man S. 1—70 Bemerkungen über Frankreich, S. 70—136 Notizen von Spanien; die letzte gröfsere Hälfte des *ersten* Theils, so wie den ganzen *zweyten* Theil, nimmt die Beschreibung der Reise durch Portugal ein. Durch ruhigen, kalten Beobachtungsgeist, richtigen Blick und gute Darstellung zeichnet Hr. *L.* sich nicht nur unter den Beschreibern Portugals aus, ihm gebührt auch eine Stelle unter den besten Reisebeschreibern; und unsere portugiesische Staatskunde, die aller der Schriften ungeachtet, welche wir in den letzten Jahrzehenden von Portugiesen, wie von Ausländern erhielten, doch noch höchst lückenvoll, unvollständig und voller Unrichtigkeiten blieb, hat durch seine Bemühungen einen Zuwachs und Berichtigungen erhalten, wie sie uns selten durch *ein* Werk zu Theil werden. Nicht nur unsere politischen Rechenmeister werden befriedigt, so weit hier Befriedigung möglich ist, sondern auch jene wenigen Forscher, die mehr als eine registermäfsige und mit Zahlen angefüllte Staatskunde verlangen.

In Frankreich zeigten sich fast überall Wirkungen der Revolution, Wirkungen der mannichfaltigsten Art, aber nirgends sah man die hochgelobte Freyheit und Gleichheit. Der öffentliche Garten in der Vorstadt von *Calais*, der vor der Revolution Leuten von Stande zum Spaziergange diente, ist zur Anlegung einer Branntweinbrennerey benutzt. Der Pöbel war gar nicht abzuhalten; die hohe Welt verschwand, und der Wirth mufste, wollte er leben, ein Branntweinbrenner werden. So ging es fast überall. Bey dem Leichenbegängnifs des General Hoche in Calais fehlten alle Frauenzimmer von Stande, blofs weil sie keine Stelle hatten, die sie von dem grofsen Haufen schied. Die Schauspielhäuser, wie die Spaziergänge, sind des Sonntags an wohlgekleideten Menschen leer, weil dann jeder Handwerker dorthin kommt. Spuren der Armuth und des Elends sieht man in allen Städten, die vor der Revolution vom Kunstfleifse lebten, hingegen Städte, wie *Amiens*, die ganz oder gröfstentheils vom Landbau sich nähren, befinden sich in einem ganz andern Zustande. Manche waldige Gegend hat die Revolution in einen Aufenthalt von Räubern verwandelt, aber ihre Anzahl übertrieb das Gerücht in Paris. Den Modeton fand Hr. *L.* allgemein gegen die republicanischen Einrichtungen. Bonaparte war der bewunderte Held, und man erzeigte ihm die Ehre, zu behaupten, im Herzen sey er kein ächter Republikaner. Unzufriedenheit mit der Republik herrschte in den meisten Classen. „Diese Unzufriedenheit, sagt Hr. *L.*, äufserte sich besonders unter den Gelehrten, die sehr natürlich überall im Anfange den lebhaftesten Antheil an der Revolution nahmen, da die Revolution in Rücksicht der Grundsätze so viel Einladendes hatte; sie waren aber auch die Ersten, welche sich zurückzogen; vielleicht waren sie eher geschickt, als andere, Erfahrungen anzustellen, und in die Zukunft zu sehen." Dafs die Gelehrten so laut und stark für die Revolution sich erklärten, war freylich sehr natürlich, aber es ist sehr traurig, dafs dieis sehr natürlich war. Bey der abgöttischen Verehrung der Republikaner der alten Welt, in der wir aufwuchsen, und bey der, unter den Gelehrten fast eben so sehr, wie unter dem Pöbel herrschenden Unkunde des Ganges der Entwickelung des Menschen, liefs sich nichts anders erwarten. Das Erwachen dieser armen Geschöpfe mufste schrecklich seyn, und waren sie einmal erwacht: so durften sie fürwahr keinen Schritt vorwärts sehen, um dahin zu gelangen, wohin sie nun von Hunger und Elend getrieben flohen. Wie Hr. *L.* es sonderbar finden kann, Repräsentanten zu wählen, oder, wie er sich ausdrückt, einem andern seinen Willen auf eine bestimmte Zeit zu übertragen, begreift Rec. nicht. Auch irrt er wohl, wenn er meynt, der geheime Hang, wenn man unglücklich ist, andre nicht glücklicher zu wünschen, habe die Heftigkeit veranlafst, mit der die Franzosen andere Staaten zu revolutioniren suchten. Nicht minder auffallend war uns S. 19. die Behauptung „die Religionen wären sich alle gleich, da auch Theophilanthropen Proselyten machen wollten." Einen Theil der in Italien geraubten Kunstwerke fand Hr. *L.* zu *Paris* in der gröfsten Unordnung; nur einige Stücke waren auf-

aufgeſtellt; der heilige Hieronymus von Correggio lag auf dem Boden des Zimmers. In *Verſailles* herrſcht nicht nur tiefe Stille und Traurigkeit, ſelbſt der Name der Stadt iſt aus dem Munde des Volks verſchwunden. Der Mont Parnaſſe und die Ebene von Montrouge beſtehen aus Kalkſteinen. Auch dieſe Steine gehören zu den Naturprodukten, die erſt Werth durch die Entſtehung und die Vergröſserung von Paris bekamen; in jenen Gegenden nämlich wird ein Theil der Steine gebrochen, welche die groſse Stadt zum Bauen bedarf. In *Orleans*, ſo wie in den kleinen Dörfern der Nachbarſchaft ſind die mehrſten Fenſter mit eiſernen Gittern verſehen. Orleans hat viel durch die Revolution verloren; es lebte von den Tribunalen. In dieſer Gegend von Frankreich fanden unſere Reiſenden in den Städten alles ſchlechter und theurer, als auf den Dörfern, überhaupt aber waren durch ganz Frankreich die Preiſe in den Wirthshäuſern äuſserſt billig. Gegen *Chateauroux* ſind die Hügel unbebauet, ſie werden zur Weide für die Schaafe benutzt, welche man in Menge hält. Der Holzmangel iſt dort groſs; man bedient ſich oft des Strohes allein zum Kochen, und ſchneidet im Winter noch einmal das Stroh ab, das in der Ernte auf den Feldern blieb. In dieſer Gegend ſowohl, als in mancher andern bauten Weiber das Feld. — (S. 40. hätte Hr. *L.* das, was nur von Paderborn gilt, nicht auf ganz Weſtphalen ausdehnen ſollen). — In *Limouſin* ſind die Wege vorzüglich ſchön, und überall in Frankreich können ſie nicht ſchlecht genannt werden; mit dem Poſtweſen hat es dieſelbe Beſchaffenheit. Schon in *Montauban* ſitzen die Handwerker auf der Hausflur bey offenen Thüren, ſelbſt im Winter. Der lange und harte Druck, unter dem die Proteſtanten in dieſer Stadt ſeufzten, erfüllte ſie mit tiefem Groll gegen die Katholiken, und als die Stunde der Revolution ſchlug, überlieſsen ſie ſich der wildeſten Rache. Eben dieſe Unglücklichen gingen dann auch zu einer Parthey über, welche einen dogmatiſchen Unglauben lehrte; und *Enragé*, Republikaner und Proteſtant wurden dort völlig gleichbedeutende Wörter. Die *Gascogner* ſind noch immer ihrem Nationalcharakter getreu; noch eben ſo munter, geſchwätzig, heftig und ſtolz, als ehemals. Ueberall in Frankreich ſingt man jetzt ſeltener, als vor der Revolution; hier in Gascogne aber ſchallten noch überall Lieder aus den Thälern den Reiſenden entgegen. Das Frauenzimmer in Gascogne gehört zu den ſchönſten in Frankreich. Die Weiber der *Bigorre*, ſo wie die in *Bearn*, ſieht man ſelten ohne Arbeit; ſogar im Gehen pflegen ſie zu ſtricken, oder eine ähnliche Handarbeit zu verrichten. In dieſem Theile von Frankreich bemerkt man auch hier und da ſchon Häuſer ohne Glasfenſter; eine übele Einrichtung im ſüdlichen Europa, welche zur Folge hat, daſs man entweder ſich dem Wetter ausſetzen, oder das Licht entbehren muſs. Zu *Orthes* laſen Weiber Meſſe. Die Schönen konnten ſich nicht überwinden, bey einem conſtitutionellen Prieſter Meſſe zu hören, und um dieſer Sünde auszuweichen, verfielen ſie in eine andere, noch gröſsere, als jene.

Spanien. — Der Eintritt in *Biscaya* hatte nicht die geringſten Schwierigkeiten; man ſah die Päſſe kaum an; man durchſuchte auch die Koffer nicht: die Folgen der politiſchen Verbindung zwiſchen Frankreich und Spanien, ſo wie der Freyheiten von *Guipuscoa* waren hier fühlbar. Biscaya hat mehr Freyheiten, iſt weniger drückenden Monopolen unterworfen und giebt weniger Abgaben, als die übrigen ſpaniſchen Provinzen; daher ein Wohlſtand und ein Lebensgenuſs, den der Reiſende in dem übrigen Spanien nicht überall wieder findet. Die Spanier halten mehr auf Bilder, als die Portugieſen; die Religion iſt ihr Stolz und ihre Beluſtigung; auch hat man ſie ihnen ſo bequem und angenehm, als möglich, gemacht. In *Vitoria*, wo im letzten Kriege eine zeitlang das Hauptquartier der franzöſiſchen Armee war, muſsten die Franzoſen ſich nicht ſo ſchlecht, als in andern eroberten Ländern, betragen haben; wenigſtens zeigte ſich keine Spur des Haſſes gegen ſie. *Tribiesca* iſt das erſte Städtchen und giebt eine Idee von den kleinen Oertern der Halbinſel; man hat nur elende Häuſer und Gaſſen, und ſchmutzige und ſchlechtgekleidete Menſchen; wie in unſern Bauerhäuſern liegt überall die Küche im Hintergrund der Hausflur, und dient auch zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie, beſonders im Winter. In der Nähe von Biscaya bekömmt man noch in den Wirthshäuſern Eſſen; näher bey Madrid und in Eſtremadura muſs man ſelbſt alles kaufen oder mitbringen. — *Altcaſtilien* iſt eine hohe Bergfläche und im Winter ein kaltes Land, ſo wie im Sommer waſſerlos, heiſs und verbrannt. Um *Aranda* fror es in dem ſonſt gelinden Winter 1797 bis 1798 heftig. Dieſer Kälte ungeachtet fehlen Oefen und Kamine; man hat nur groſse Feuerbecken. In *Madrid* trifft man noch jetzt Unreinlichkeit und Schmutz, ſelbſt in den Häuſern der Vornehmen, an. Das Theater in der Reſidenz ſteht in allen Rückſichten dem Portugieſiſchen weit nach. Leute von höherem Stande geben dort ſelten Mittagseſſen; noch ſeltener oder gar nicht Abendeſſen; man beſchränkt ſich auf Theegeſellſchaften. Aber *Bourgoing* irret, wenn er die unteren Claſſen ihrer Mäſsigkeit wegen lobt, und behauptet, man ſähe nur betrunkene Ausländer zu Madrid. Das Klima von Madrid iſt, überhaupt genommen, angenehm wegen der heitern Luft und des wenigen Regens; doch hat man im Sommer eine brennend heiſse Luft, da keine Seewinde kühlen, und im Winter wird es ungemein kalt; Hr. *L.* ſah oft den Manzanares mit Eis bedeckt. Dieſe ſtrenge Kälte in einer ſolchen Breite, rührt ſicher von der hohen Lage der Stadt her. Gleichwohl hat man ſelbſt in den Häuſern der Vornehmen nur Kohlenpfannen. Das Rauchen der Cigarros (kleiner Rollen von Taback) lieben die Spanier ſehr; die Rolle geht auch wohl aus einem Munde in den andern, ſogar unter Leuten, die gerade nicht zu den gemeinen gehören. Zuweilen wickelt man auch fein geſchnittenen Taback in Rollen von Papier und raucht dieſe. Die königliche Familie hält ſich im Eskurial vom September bis zum December auf, und dieſe Zeit wird faſt ganz Andachts-

übungen gewidmet. Die Manufacturen zu *Palavera*, welche Seide, Gold und Silber verarbeiten, ſind noch in gutem Stande. Die *Montanna de Griegos* iſt ſehr wild und öde; hier ſollen noch Bären, Lüchſe und Wölfe in groſser Menge hauſen. Hn. L. ſchien das Gebirge noch höher als der Guadarrama hinter dem Eskorial. Die Dörfer in *Neucaſtilien* haben kein armſeliges Anſehen; mit den Dörfern in ſehr vielen Gegenden Deutſchlands halten ſie die Vergleichung aus; aber jene Dörfer liegen ſo weit aus einander, daſs man oft in einer Wüſte zu ſeyn glaubt; auf den Hügeln von *Oropeſa* folgt dagegen ein Dorf auf das andere. Bey Oropeſa wurde von einem Landmanne eine Klage wiederholt, die Hr. *L.* oft ſchon in Spanien gehört hatte, die Klage, es ſey keine Arbeit zu finden. Daſs man Deutſchland, das keine Oelbäume habe, loben könne, fand der gute Bauer herzlich lächerlich. Die Gegend hinter *Meajadas* hält man der Räubereyen wegen für die gefährlichſte auf dem ganzen Wege von Madrid bis Badajoz. Man warnte unſere Reiſende vor zwey Kerln, die man allgemein als Räuber kannte und dafür erklärte; gleichwohl gingen dieſe Menſchen frey umher. Für die Demokratie ſind der Adel und die höheren Stände in Spanien weit mehr geſtimmt, als das gemeine Volk! Der Weg von Madrid bis Badajoz iſt eine der ſchönſten Chauſſeen, prachtvoller, als die engliſchen, und beſſer, als die meiſten franzöſiſchen; man verdankt ſie vorzüglich der Zuſammenkunft, welche der König von Spanien mit dem Prinzen von Braſilien in Badajoz hatte. Dieſer vortrefflichen Wege ungeachtet, ſieht man äuſserſt wenige Wagen im Lande. Nur in Biſcaya waren kleine Wagen üblich; in den übrigen Provinzen wird alles auf Eſeln oder Mauleſeln transportirt. In Spanien ſowohl, wie in Portugal, haben einzelne Reiſende oft einen Knecht zur Begleitung, der zuweilen einen Eſel reitet, noch öfter neben her läuft. Solche Knechte können 11 bis 12 Meilen auf dieſe Art zu Fuſse machen; ſie können mehrere Stunden hindurch neben den Mauleſeln beynahe immer im Trabe herlaufen. Man erſtaunt, wenn man ſieht, welche Strapatzen die Spanier und Portugieſen aushalten können, wie mäſsig ſie dabey leben und wie ſehr ſie Hitze und Kälte vertragen können.

Portugal. — Die portugieſiſchen Truppen zeichnen ſich höchſt vortheilhaft vor den ſpaniſchen aus. Noch lebt bey jedem das Andenken des Grafen von der Lippe; noch zollt man ihm unbegränzte Hochachtung. Was wir in allen Schriften über Portugal leſen, und was neulich für Unwahrheit erklärt wurde, daſs nämlich vor den Zeiten des genannten Grafen die Officiere bey Tiſch aufwarteten, beſtätigt auch Hr. *L. Eſtremoz* hat 6000 Einwohner und 5 Klöſter, wozu noch ein ſechſtes in der Nähe der Stadt kommt. Ein Hospital und eine Caſa miſericordia, ſieht man beynahe in jedem beträchtlichem Orte in Portugal; gewöhnlich aber ſind ſie in einem ſolchen Zuſtande, daſs ſie wenig Nutzen gewähren. Sümpfige Stellen ſind ſelten in den Heiden von *Alemtejo*; im Ganzen iſt groſse Dürre und Trocknis die Urſache der Unfruchtbarkeit dieſes groſsen Landſtrichs. Manche Gegenden in Alemtejo, wie die Heiden am Tagus ſind zum Kornbau unbrauchbar, für die Bienenzucht könnten ſie vortrefflich benutzt werden; indeſs wird dieſe vernachläſsigt, weil die Bienen den Weintrauben ſchaden. Wie das Land durch Klöſter gedrückt und ausgemergelt wird, hat *Silveira* in ſeiner bekannten Abhandlung nicht bemerkt. Daſs bis zur Aufhebung der Klöſter an keine Rettung zu denken ſey, wiſſen alle Portugieſen ſehr gut; ſie ſagen es auch oft in Geſellſchaften; nur wagt keiner, es drucken zu laſſen. Man iſt faſt überall in Portugal vor Räubern ſehr ſicher; nur ein Theil von *Alemtejo*, beſonders an der ſpaniſchen Gränze, und vorzüglich die Heerſtraſse nach Spanien und Liſſabon ſelbſt, ſtehen in übelm Rufe; doch iſt, die Hauptſtadt abgerechnet, die Gefahr bey weitem nicht ſo groſs, als in vielen Gegenden Spaniens. Die Volksmenge in *Liſſabon* läſst ſich, ſo wie überhaupt in Portugal, ſchwer beſtimmen; man weiſs nur die Zahl der Häuſer genau, und die Zahl der Perſonen, welche communicirt haben, iſt ſehr unſicher, da mit den Communionſcheinen ſehr viele Unterſchleiſe geſchehen. Rechnet man *Belem* mit: ſo kann man, ohne das Militär, für Liſſabon 300,000 Seelen annehmen. Der höchſte von den Hügeln, auf welchen Liſſabon ſteht, iſt an manchen Stellen ſo ſteil, daſs man nur mit Anſtrengung die Gaſſen hinaufſteigen kann, und daſs bey ſtarkem Regen wegen des, mit gröſster Heftigkeit herabſtürzenden, Waſſers die Gaſſen oft gar nicht zu paſſiren ſind; bey ſolchem Wetter ſtehen an der Calzada de Eſtrella gewöhnlich einige Gallegen, welche die Fuſsgänger für eine Kleinigkeit durchtragen; man hat ſogar Beyſpiele, daſs in dieſen abhängigen Theilen der Stadt Menſchen und Pferde herabgeſchwemmt und beynahe in den Fluſs geſtürzt ſind. Die kleinen Gäſschen, welche nach dem Strande führen, ſind abſcheulich kothig, der Unrath iſt zu Hügeln angethürmt, durch welche nur ſchmale Pfade ſich winden. Auch der Rocioplatz iſt voll Pfützen und Koth, wie der Commerzplatz. Ueberall in Liſſabon liegt der Gaſſenkoth aufgehäuft. Man watet im Koth, und damit es ja daran nicht fehlt, ſchüttet man noch Unflath von der ſchlimmſten Art von oben herab blindlings auf die Vorübergehenden. Erleuchtet wird jetzt die Stadt nicht mehr; ein wahres Glück für das Heer von Banditen, das mit einer Menge herrnloſer Hunde umherſtreift. In dieſer Rückſicht ſteht in der That Liſſabon noch tief unter Conſtantinopel! Zu den Carnevals-Luſtbarkeiten gehört auch als weſentlicher Theil bey Vornehmen, wie bey Geringen, Unreinigkeiten aller Art auf die Vorübergehenden zu werfen. Auch Hr. *L.* wurde von einem reizenden Frauenzimmer mit einem Nachttopfe begrüſst; er tröſtete ſich mit dem Gedanken, was er da empfange, ſey doch wohl von dieſer ſchönen Dame ſelbſt. Die Mordthaten geſchehen immer durch Meſſerſtiche, ungeachtet alle ſpitzige Meſſer verboten ſind. Rache oder Eiferſucht ſind die gewöhnlichen Urſachen der Morde. Der Frühling iſt die gefährlichſte Periode, und man hatte Zeiten, wo man

auf

auf jede Nacht einen Mord rechnen konnte. Sogar am hellen Tage wagt man zu morden, und der Mörder entwifcht dennoch gewöhnlich; aus einem tollen Mitleiden erleichtert jeder ihm die Flucht. Die Todesftrafe ift ganz abgefchafft; die Verbrecher werden nach Indien oder Angola gefchickt. Ein grofser Theil der Räuber befteht aus Negern, deren Anzahl in Liffabon vielleicht noch gröfser, als in London ift. Nimmt man nun noch hinzu, dafs ein grofser Theil diefer Neger Bettler, Diebe, Kuppler und Kupplerinnen find: fo möchte Mancher da wieder einen neuen Beweis von der angebornen Uebelartigkeit der Schwarzen entdecken. Auch hier mufs man die Regierung anklagen. Jeder Neger, welcher feinem Herrn in Europa 7 Jahre gedient hat, ift frey, und dann ift er auch, hat er nicht einen fehr guten Herrn gehabt, nicht felten ein Bettler. An das Kapital, eine der wefentlichften aller Bedingungen zum redlichen Fortkommen durch die Welt, denken unfere Statiftiker und Machthaber fehr felten. Man hat die Leibeigenfchaft aufgehoben; man hat unter den jungen, aber nackten, Kindern der Freyheit Unheil in Fülle entftehen fehen; und dann den Schlufs gemacht, wer leibeigen fey, müffe es ewig bleiben fammt allen feinen Nachkommen. Eben fo hat man grofse herrfchaftliche Güter an arme Bauern, das heifst an Bauern, die kein Kapital anlegen konnten, verpachtet, und gefunden, es fey unmöglich, die grofsen Güter der Herrfcher zu vereinzeln. Auch zu Liffabon find die Neger nicht felten, die als gute, ehrliche Bürger einhertreten, und man hat Beyfpiele, dafs fie es als Handwerker zu einem grofsen Grade der Gefchicklichkeit bringen. Hn. v. *Jungs* Behauptung, dafs der vierte Theil der Einwohner in Liffabon aus Negern und Kreolen befteht, ift, fo wie viele andere feiner Behauptungen, fehr übertrieben. Der gröfste Theil der Gegend um Liffabon, bis auf eine beträchtliche Entfernung von der Stadt, ift mit grofsen Gärten bedeckt, die mit hohen Mauern eingefafst find. Der finftere, orientalifche, maurifche Gefchmak, die Eiferfucht und ähnliche Leidenfchaften, find wahrfcheinlich die Urfachen diefer hohen Mauern, welche Feftungen, nicht Gärten zu umfchliefsen fcheinen.

(*Der Befchlufs folgt.*)

London, b. Phillips: *Letters from Italy, between the years* 1792 *and* 1798 containing a view of the revolutions in that country, from the capture of Niece — to the expulfion of Pius VI. likewife pointing out the works of Art which ftill embellifh Pifa, Florence, Siena, Rome, Naples, Bologna, Venice etc. By *Mariana Starke.* 2 Vol. 1800. I Band. 383 S. II Bd. 409 S. 8.

Diefer umftändliche Titel giebt einen hinlänglichen Begriff von dem Inhalte des Werkes. Der erfte, und ein Theil des 2ten Briefes enthalten die Befchreibung einer Reife von Nizza über die Seealpen nach Turin, und von da über den Cenis nach Genf. Diefe Befchreibung ift kurz und intereffant, enthält aber nichts Neues. Nun folgt auf 150 S. die Gefchichte der Eroberung Italiens durch die Franzofen, wo fich denn doch diefs und jenes weniger Bekannte findet. Eine andere Frage ift die, in wieferne man fich auf gewiffe Nachrichten verlaffen dürfe. Von S. 182. bis zu Ende des erften Bandes finden fich Nachrichten von Genua, Livorno, Pifa, Lucca, Florenz, Siena und Rom, wo Rec. fehr vieles wieder lefen mufste, was fich faft in jeder Befchreibung diefer Städte findet. Befonders langweilig ift das ewige Verzeichniss der Kunftfachen, das aber freylich das Gute hat, dafs man genau fieht, was in jeder diefer Städte nach der franzöfifchen Plünderung zurückgeblieben ift. Auch wird dadurch hinlänglich der Irrthum widerlegt, als fey in Italien fo wenig übrig geblieben, dafs es für den Reifenden kein grofses Intereffe mehr habe. Die Befchreibung von Pifa hat ihrer Umftändlichkeit wegen Verdienft, da man hier fo manches findet, was man in beffern Reifebefchreibern, die fich mehr an die grofsen Städte halten, vergebens fucht.

Die erfte Hälfte des 2ten Theils enthält die fortgefetzte Befchreibung von Rom, dann Nachrichten von Neapel, Venedig und den gewöhnlichen Seitenreifen. Auch findet man hier eine feichte Abhandlung über Hannibals ganzen Marfch aus Spanien nach Italien, nebft der gefammten Marfchroute, auf welcher neben den alten Namen allemal die neuern angegeben find. — Von Florenz geht die Vfn. über Venedig, Ponteba, Klagenfurt, Judenburg und Laybach nach Wien, von dort die gewöhnliche Strafse über Prag nach Dresden, und von dort über Hamburg nach Cuxhaven.

Dann folgen allgemeine Bemerkungen, wobey die Vfn. hauptfächlich Rückficht auf Kranke genommen hat, über Klima, Reifebedürfniffe, Preife einer Menge von Dingen, Ankunft und Abgang der Briefpoften, Wirthshäufer, Aerzte, Wundärzte, und eine Poftroute durch Italien und Deutfchland.

Widerlich ift es, durch das ganze Werk hindurch fo viele Namen von Perfonen, Orten und Dingen falfch gefchrieben zu fehen, fo wie die vielen ausländifchen Worte, die fie nicht verfteht, und die fie in das Femininum fetzt, wenn es das Masculinum feyn follte, in die mehrere Zahl, wo die einfache erfodert wird, und fo umgekehrt. Im Ganzen hätte die Vfn. erft fehr vieles lernen follen, ehe fie es unternahm, andere zu unterrichten. Zur unterhaltenden Lectüre taugt ihr Buch gar nicht; aber denen die Italien bereifen wollen, möchte es hier und da nützlich feyn, weil es fo manches enthält, womit fich andere Reifebefchreiber nicht befchäftigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

KIEL, in d. Akadem. Buchh.: *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal*, von D. *Heinr. Friedr. Link* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Portugal ist reich an warmen Quellen, welche deutlich von einem unter der Erde verborgenen Brande zeugen; sogar in Lissabon finden sich solche, so wie auch einige Meilen von Lissabon. Die Portugiesen, Bewohner eines warmen Landes, lieben sehr natürlich gutes Wasser, aber die Nachrichten, die *Costigan* und mehrere Andere darüber mittheilen, sind lächerlich. So wohl in Spanien, als in Portugal, wird überall Wasser auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen Gläserweise verkauft. Beide Nationen haben ein vortreffliches Mittel, Wasser und andere Getränke frisch und kühl zu erhalten. Man brennt nämlich irdene Gefäfse aus einem kalk- und eisenhaltigen Thon, so, dafs sie noch sehr porös bleiben, ohne ihnen eine Glasur zu geben. Die Feuchtigkeit durchdringt den Thon und zeigt sich auf der äufsern Oberfläche als ein zarter Thau, welcher beständig ausdünstet und dadurch Kälte hervorbringt. — Ein Orangebaum trägt oft 1500 Stück; man hat Beyspiele von 2000, ja von 2500 Stück. Im November und December fallen starke Regengüsse, oft von heftigen Stürmen begleitet. Tage, wo es den ganzen Tag still fort regnet, sind selten; es giefst gewöhnlich. Bäche um Lissabon, über die man sonst hinschreitet, und die im Sommer ganz verschwinden, stürzen dann wie reifsende Ströme hinab. Das Reisen wird dadurch beschwerlich, und wie die Trocknifs im Sommer, müfste das Anschwellen der Ströme im Winter, die Kriegsoperationen erschweren. Schnee fallt äufserst selten in Lissabon und in der Nachbarschaft; als vor 14 oder 15 Jahren Schnee fiel, rannte das Volk in die Kirchen, weil es das Ende der Welt erwartete. Erdstöfse sind in Lissabon nicht selten; noch immer wird die Stadt mit einem ähnlichen Schicksal bedroht, als sie im Jahr 1755 erlitt; doch bemerkt man sie nur in den Monaten October bis April. — Der Ackerbau wird höchst elend getrieben: man düngt blofs mit verfaulten Pflanzen, und der Hafer, der in den schlechten Gegenden und den Heiden Portugals so gut gedeihen würde, wird nicht gebauet, weil er in dem heifsen Klima den Pferden nicht gut bekommen würde. Kartoffeln werden gar nicht gewonnen, man zieht sie aus England und Irland. Kälber zu schlachten, ist verboten, um der Rindviehzucht aufzuhelfen. Frische Butter wird blofs in einigen wenigen Häusern auf dem Lande gemacht. Irländer und Holländer, doch jene vorzüglich, helfen dem Mangel ab.

Die Anzahl der Bettler in Lissabon ist ungeheuer. Sie strömen aus allen Provinzen (und selbst aus den auswärtigen Besitzungen) der Hauptstadt zu. Ein Theil bettelt für die Seelen im Fegfeuer; die Brüderschaften, welche diese Almosen sammeln sollten, verpachten diefs heillose Geschäft; die Pacht trägt meistens 8000 Reis, etwa 3 Louisd'or, und nicht selten gewinnen die Pächter dabey 100000 R. Alles geschieht in Portugal um Gottes und der Seelen willen; die Klöster lassen Weintrauben auch für die Seelen verkaufen. Einen Bettler hörte Hr. *L.* unaufhörlich um Schnupftaback für die Seelen schreyen! Schnupftaback ist ein grofses Bedürfnifs für alle Stände, Alter und Geschlechter in Portugal; ein Bettlerweib stopfte einem Kinde, das sie noch auf den Armen trug, Schnupftaback in die Nase. — Alle Classen lieben die Complimente. Der Bauer zieht den Hut vor dem Bauern ab, behält ihn eine zeitlang in der Hand und erkundigt sich nach des andern und dessen Familie Wohlbefinden. Die höheren Classen in Portugal stehen so weit hinter den Spaniern, als das gemeine Volk in Portugal seine Nachbarn übertrifft. — Mit Ungeziefer waren die Portugiesen schon lange sehr reichlich versehen. Es ist zwar nicht der Fall, wie man behauptet hat, dafs die Soldaten bey Hazardspielen statt der Karten sich der Läuse bedienten, aber gewifs ist es, dafs vornehme Personen sich nicht scheuen, ohne Hehl sich die Läuse abzusuchen, und sie zu tödten. Man erzählt, die Gemalin eines Ministers thue das beym Spiel in sehr grofsen Gesellschaften. Als Hr. *L.* zu Caldas in Gerez war, sah er die Schwester des Bischofs und des Gouverneurs von Oporto, eine junge reizende Wittwe und von altem Adel, des Nachmittags vor der Thür den Kopf in den Schofs ihrer Kammerjungfer legen, um sich lausen zu lassen. Hr. *L.* versichert auch, er wisse zuverlässig, dafs junge Damen bey Besuchen sich einander zum Zeitvertreibe die Läuse absuchten. — Der Luxus ist im Ganzen sehr gering; im Auguft und September begeben sich die Vornehmen nach Cintra, und dort tanzt man nach *einer* Geige. Die Oper in Lissabon fand Hr. *L.* in allen Hinsichten vortrefflich. Aufser der Oper hat man noch ein portugiesisches Schauspiel. Noch darf kein Frauenzimmer die Bühne betreten, und überdiefs sind die Schauspieler zum Theil Handwerker; ein Schuster, der am Tage sein Handwerk trieb, machte am Abend komische Alte, und gehörte nicht zu den schlechtesten. Im Sommer werden beynahe alle Sonntage in Lissabon Stiergefechte gegeben, und oft an einem

einem Nachmittage 12 bis 15 Stiere getödtet; im Winter aber hört diese Beluſtigung ganz auf. Die ſogenannten Religionsübungen gehören hier nicht nur mit zu den Luſtbarkeiten, ſondern ihnen gebührt in dieſer Reihe auch eine der vorzüglichſten Stellen. „Da junge Mädchen beynahe nicht anders aus dem Hauſe kommen, ſagt Hr. *L.*, als in die Meſſe: ſo läſst ſich erwarten, daſs hier die Liebe die einzige Gelegenheit nicht verſäumen werde; und es iſt natürlich, daſs beſonders das Frauenzimmer die Oerter beſtändig liebt, wo es zuerſt die ſchönen Rührungen der Liebe und Andacht erfuhr." Gewiſs eine wahre Bemerkung; aber dieſe Stütze iſt nicht die einzige der Art für das alte Gebäude. Vielleicht noch ſtrenger, als die Spanier, beobachten die Portugieſen das Aeuſsere der Religion. Hr. *L.* hörte die Frage aufwerfen: ob es eine gröſsere Sünde ſey, am Faſttage Fleiſch zu eſſen, oder das ſechſte Gebot zu übertreten? und das Reſultat war, die letztere Sünde ſey wahre Kleinigkeit gegen die erſtere. Dennoch iſt das gemeine Volk, ſelbſt der niedrigſte Pöbel, nicht ſo fanatiſch, als die Spanier. Wer nur einigermaſsen das Geld dazu auftreiben kann, kauft ſich die Erlaubniſs, an Feſttagen zu arbeiten; man ſieht daher auch wohl an ziemlich hohen Feſttagen die Felder und Weingärten voll Arbeiter. Gerade die gelehrteſten Mönche in Portugal, die Väter vom Oratorium, ſind die ärgſten Verfolger und die heftigſten Ketzermacher. Ein neuer Beweis von den unſeligen Früchten der halben Aufklärung!

Der Hof lebt zu *Quelus* in der gröſsten Stille, die wenigen beſtimmten Tage ausgenommen, die Handkuſs- und Gallatage ſind. Der Prinz-Regent war nicht erzogen, König zu werden; man hegt groſse Zweifel gegen ſeine Einſichten, und man fürchtet, er werde dem Joche der Geiſtlichkeit ſich nicht entziehen können. Er hat keine hervorſtechende Neigung, als etwa die Jagd. Die Prinzeſſin iſt ein gutmüthiges Weſen und ſehr fruchtbar.

Setuval hat nicht viel über 2000 Feuerſtellen, 5 Kirchen und 9 Klöſter; Hr. *L.* fand hier eine beträchtliche Menge Salz vorräthig; den Salzhandel nach Braſilien hat die Regierung an einen Kaufmann verpachtet; die dortige, ehemals ſo berühmte, Fiſcherey hat abgenommen. Daſs man in Portugal die Sode oder Barille nicht bauet, da doch die Spanier den Portugieſen hierin vorleuchten, iſt wirklich ſehr auffallend. Wäre eine gute Straſse zwiſchen Liſſabon und Setuval: ſo könnten beide Städte noch mehr zu ihrer gegenſeitigen Aufnahme beytragen. Aber die Wege ſind nicht nur ſchlecht, ſondern es wird auch noch durch die ungereimten Polizeygeſetze einzelner Städte das Verkehr geſtört. In manchen Oertern darf nichts ohne Erlaubniſs der Obrigkeit ausgeführt werden; ja, in manchen Gegenden darf ſogar nur eine gewiſſe Menge Gartenland bebauet werden!! Die Akademie der Wiſſenſchaften hat dieſe ſchädlichen Sperrungen gehörig beleuchtet, aber — dabey iſt es geblieben. Der innere Handel liegt in Portugal ganz danieder. Es giebt zwar anſehnliche fremde Häuſer in Portugal, allein keines von auffallendem Reichthum, wohl aber werden manche portugieſiſchen Häuſer dieſer Art angegeben. *Alcobaca* beſitzt verſchiedene Manufacturen; die älteſte derſelben iſt ein Kloſtergebäude ſelbſt; *Pombal* verlegte ſie dahin; man macht dort Batiſt und andere feine Leinewand: wichtiger iſt eine Baumwollenmanufactur und eine Baumwollenſpinnerey, die den Hn. Guillots, Franzoſen, gehört; das Spinnen und alles, was nur durch Maſchinen verrichtet werden kann, geſchieht in dieſer Spinnerey auch wirklich durch Maſchinen. Die Portugieſen beſitzen groſse Anlagen, feine Arbeiten zu machen; ſie ahmen mit der gröſsten Genauigkeit nach: man zeigte Hn. *L.* äuſserſt feinen Zwirn, der in Santaren geſponnen war. — *Pombal* heiſst noch immer bey dem gemeinen Volke *o gran Marques;* bey den höhern Claſſen iſt ſein Andenken noch auf das äuſserſte verhaſst. Die Vornehmen ſprechen von ſeiner Regierung, wie von einem Schreckenſyſtem. Hr. *L.* tadelt mit groſsem Rechte mehrere Verfügungen Pombals, aber er hätte nicht vergeſſen ſollen zu bemerken, *wie* und in *welchem* Zeitalter P. ſich bildete, und unter *welchen* Menſchen er auftrat und wirkte. Wie viele der *Lenker* der Induſtrie fangen noch immer alles von hinten an, wie Hr. *L.* ſich ausdrückt, und wie viele unſerer Regierungen bekümmern ſich bis auf dieſe Stunde herzlich wenig um Wege, Brücken und Kanäle! Selbſt unſere Staatenforſcher bleiben meiſt bey den Kanalen ſtehen, und ſicher lieſsen auch dieſe Herren Kanäle, Kanäle ſeyn, wenn ſich's da nicht ſo hübſch rechnen lieſse, wie viele Schiffe in dieſem und jenem Jahre den Kanal hinauf- und hinabführen, und wie viel dieſe Schiffe dem Beſitzer des Kanals baar zahlten. Daſs Pombal ſelbſt den bekannten Anfall auf das Leben des Königs veranſtaltet habe, erklärt Hr. *L.* für eine Unwahrheit; Rec. hat nie daran geglaubt.

An der Spitze der Univerſität zu *Coimbra* ſteht der Rector, welchen der König ſelbſt wählt, aber nicht aus den Mitgliedern der Univerſität. Gewöhnlich iſt er ein Geiſtlicher, der dann höher zur Biſchofswürde hinaufſteigt. Er hat ſein Amt nur auf 3 Jahre; ſind aber dieſe verfloſſen: ſo wird er faſt immer bis zu einer andern Beförderung in ſeinem Amte beſtätigt. Das Collegium der Decanen, deſſen Präſident der Rector iſt, hat die Jurisdiction über alle, die zu der Univerſität gehören. Der Kanzler der Univerſität iſt in Lehrſachen die erſte Perſon: er hat die Aufſicht über die Lectionen, beſtimmt die Art, wie gelehrt werden ſoll, präſidirt bey den Prüfungen der Studenten, und dieſe Stelle bekleidet jetzt ein — Mönch, der Prior und General der Auguſtiner Canon. regul. zu Coimbra. Die Zahl der Facultäten iſt noch einmal ſo groſs, als auf unſern Univerſitäten. Es giebt eine eigene philoſophiſche Facultät, bey dieſer iſt aber nicht an Logik, Metaphyſik u. dgl. zu denken: die Facultät hat vier Lehrer, und dieſe lehren Zoologie und Mineralogie, Experimentalphyſik, Chemie, Botanik und Oekonomie. Von den eigentlich philoſophiſchen Wiſſenſchaften wird nur das Naturrecht von einem Prof. Canonum vorgetragen. Es wird nur ein Curſus

im Jahre gemacht; man hat 3 Monate Ferien. Den öffentlichen Prüfungen mufs fich durchaus jeder unterwerfen. Seit Pombal gefchehen diefe Prüfungen in portugiefifcher Sprache; man mufs fie wenigftens für ftreng halten, da einige Studenten, aus Furcht vor ihnen, davon gelaufen waren. Auch die Vorlefungen hält man in der Landesfprache, und dazu unentgeldlich. Jeder mufs eine beftimmte Anzahl Jahre in Coimbra ftudieren — die Mediciner fünf Jahre — und beftimmte Collegia hören. Die Theologen können auch in Evora, fogar in manchen Klöftern ftudieren; bey ihnen kommt es gar nicht auf Kenntniffe an. Man gab die Anzahl der Studierenden über 800 an, ein mächtiger Unterfchied von den gewöhnlichen Angaben von 2000 oder gar 8000. Alle Studenten haben, wie ihre Lehrer, eine befondere Tracht. Jeder führt einen kleinen, fchwarzen, tuchenen Beutel in der Hand, worin fich Schnupftuch, Tobacksdofe und dergleichen befindet, weil dem Anzuge alle Tafchen fehlen. Diefer Anzug ift zwar von dünnem Zeuge, aber gleichwohl fehr unbequem im Sommer; wer fich ohne ihn in der Stadt fehen läfst, wird erft mit einer Geldftrafe belegt; beym zweytenmale folgt Gefängnifsftrafe. Ueberdiefs müffen die Studenten immer, fogar in der brennenden Sonnenhitze, mit blofsem Kopfe gehn; nur die Lehrer und die Graduirten dürfen ein fchwarzes Barett tragen. Lehrer und Studenten wohnen hier nicht in eigenen Gebäuden, fondern in Privathäufern. Die öffentliche Bibliothek füllt eine kleine Kirche. Die Zahl der Bände ift anfehnlich; auch wird fie von den Studenten fleifsig befucht und benutzt. Beym Obfervatorium fehlt es an Inftrumenten. Der botanifche Garten hat eine vortreffliche Einrichtung. Ueberhaupt find die Einrichtungen der Univerfität nicht fchlecht: Coimbra übertrifft nicht nur bey weitem alle fpanifchen Univerfitäten, fondern fehr viele Univerfitaten in Deutfchland, ftehen ihr in Hinficht auf zweckmäfsige Anftalten weit nach. Unter den Profeffören entdeckte Hr. *L.* helldenkende, fowohl mit der engliichen als franzöfifchen Literatur bekannte Gelehrte. In der Bibliothek des *Fr. Joaquim de St. Clara*, eines Benedictiners und Profeffors der Theologie, fchlofs fich die deutfche Literatur mit 1730. — Keine Stadt in Portugal wird von fo anfehnlichen Ebenen und fo grofsen Sümpfen von füfsem Waffer umgeben, als *Aveiro*; dadurch wird der Ort fehr ungefund, wie fchon die hagern und blafsen Gefichter der Einwohner verkündigen. Kalte Fieber find dort gewöhnlich, und, wie in allen warmen Ländern, gefährlicher als in kältern; auch faulichte Krankheiten ftellen fich nicht felten ein.

Ein kleiner Theil der Provinz *Minho*, liegt noch diefleits des Douro. Die Vorläufer einer beffern Cultur zeigen fich bald, des unfruchtbaren Gebirges ungeachtet. Die Thäler find mit Mais, Kohl und Flachs bebauet, die Berge mit Fichtenwäldern bedeckt; der Weinftock fchlingt fich an Hecken und Bäumen in die Höhe, und die Dörfer, welche im Anfange fchlecht find, werden nach und nach beffer und häufiger. — Die Zahl der Einwohner von *Porto* beläuft fich gegenwärtig nur auf 30,000, wie der Corregedor felbft verficherte. Porto ift die reinlichfte Stadt im ganzen Lande. Der gefellfchaftliche Ton wird dort von den Engländern angegeben, und diefe find in Porto zahlreicher und bedeutender, als in Liffabon. Der Handel der Stadt hat durch den Krieg fehr gelitten. Die Nähe von Vigo in Gallizien, wo die franzöfifchen Kaper eine Zuflucht fanden, und die Gefahren bey dem Ein- und Auslaufen in den Hafen von Porto fchadeten fehr. Faft immer fchwärmten franzöfifche Caper im Angefichte des Hafens; viele Häufer find darüber zu Grunde gegangen. Der Sand, welchen der Strom mit fich führt, wird durch die Felfen aufgehalten, und verftopft den Eingang immer mehr, fo dafs, wenn man nicht bald ftarke Mittel anwendet, der Hafen endlich ganz unbrauchbar werden mufs. Im Ganzen hat man noch wenig dagegen gethan. Diefe nördlichen Gegenden Portugals würden trefflich zur Cultur des Thees benutzt werden können. Der bekannte grofse Contraft zwifchen den Bewohnern des füdlichen und nördlichen Portugals, zeigt fich auch in Hinficht auf die Religion. Im Norden find die Menfchen weit fanatifcher. Uebrigens ift das Volk fehr gutmüthig, und in Porto gehörten Diebereyen und Mordthaten zu höchft ungewöhnlichen Vorfällen; nur fehlten Meffertiche aus Eiferfucht nicht ganz.

Die Provinz *Minho* ift von allen die bevölkertfte; fie zählt 900,000 Einwohner in 223,495 Feuerftellen. Die ganze Provinz ift ein Granitgebirge, nur in den Thälern hat man einen erträglichen Boden, und auf den Höhen blofsen Granitfand; aber fie ift vortrefflich gewäffert und von fleifsigen Menfchen bewohnt. Um Waffer zu erhalten, hat man Anlagen gemacht, die Stollen gleichen, welche zu einem Bergwerke führen, und das gewonnene Waffer wird mit vieler Sorgfalt über Felder und Wiefen geleitet. Mais wird am meiften gebauet. Der Wein ift fchlecht und eflighnlich. Aufser einigen reichen Klöftern giebt es in dieler Provinz wenige grofse Güterbefitzer, aber defto mehr wohlhabende Bauern. Die Einwohner vermehren fich fo ftark in diefem unfruchtbaren Lande, dafs jährlich eine grofse Menge den väterlichen Boden entweder auf immer oder nur auf einige Zeit verläfst. Die letzteren, die den Bauern der andern Provinzen in der Erndte, und bey den übrigen Arbeiten helfen, ziehen in grofsen Haufen umher, haben ihren Anführer und wohnen in Hütten. Sorgte die Regierung für mehr Fabriken, welche hier an ihrer Stelle wären, meynt Hr. *L.*, und würde der Seidenbau, wozu diefe Provinz fich fehr gut fchickt, getrieben und begünftigt: fo würden die Menfchen in ihrer Heimath bleiben. Dafs ein Theil der Bewohner der Provinz Minho in die übrigen Provinzen dem Landmann zu helfen geht, foll doch wohl nicht verhindert werden, felbft durch Manufacturen in Minho nicht? Es ift immer beffer, dafs eine Nation, die, wie die Portugiefen, nicht Capital genug hat, Landbau, Kunftfleifs und Handel zugleich zu treiben, fich, fo fehr fie nur kann, auf die Erzeugung roher Naturproducte legt. Was

foll

soll denn die Regierung für die Fabriken thun? auf eigene Rechnung Fabriken anlegen? oder Vorschüsse geben? Werden ferner die Fabrikenunternehmer mit der Hoffnung einer glücklichen Zukunft anfangen können, wo alles erst, Material und Menschen, geschaffen und gebildet werden muss? Und nun vollends Seidenmanufacturen! Manufacturen für den Luxus, und Manufacturen, für die ein Markt erst zu suchen wäre, auf dem die gefährliche Concurrenz mit den alten und uralten Manufacturen dieser Art nicht gefürchtet werden dürfte! In grosser Zahl wandert ein Theil der Einwohner dieser Provinz jährlich nach den Colonieen und besonders nach Brasilien. In Minho findet man die besten Menschen im ganzen Reiche; Männer sowohl als Weiber sind äusserst munter, gutmüthig und fleissig. Auch reiset man in dieser Provinz am sichersten. In *Braga* ist ausser der Hutmanufactur, welche einen grosen Theil des Volks im Reiche mit Hüten versorgt, noch eine unbedeutende Messerfabrik; überall sieht man die Weiber stricken, nähen und Leinewand machen, kurz überall Spuren von Fleiss und Thätigkeit. Nicht weit von *Bouro* auf einem Berge steht eine Kirche mit einem wunderthätigen Marieenbilde, zu dem viele Wallfahrten geschehen. Die Unwissenheit der dortigen Mönche übersteigt alle Vorstellung; ausser den gewöhnlichen geistlichen Uebungen thun sie gar nichts. Ein alter schwächlicher Abt liess die jungen Leute ganz verwildern; sie waren daher eben so ungezogen, als unwissend. Nur ein Layenbruder, der Apotheker, zeigte Wissbegierde. Man isst in allen portugiesischen Klöstern erstaunlich viel, aber alle Speisen sind ohne Kunst zubereitet, und bestehen grösstentheils aus gekochten Fleischmassen von allerley Art. Der Adel in Minho ist zahlreich, aber nicht reich, vielleicht besser, wie der reichere näher am Hofe; nur stolz, wie der portugiesische Adel überall. Ein Frauenzimmer vom Range geht niemals aus, ohne dass ihr Escudero (erster Bedienter) in einer Entfernung von 20 Schritten vor ihr her geht, beständig mit entblösstem Kopfe, den Hut in der Hand. Eine vornehme Dame, die zuweilen von Vapeurs gequält wurde, liess auch einen Bedienten folgen mit einem Räucherbecken. Auch hier sieht man reizende Mädchen, oft vom ersten Range, von der besten Erziehung, und voll zarten feinen Gefühls für zärtliche Verse, in Gesellschaften beschäftigt, Läuse zu suchen.

Die Wirkungen der starken Hitze auf die Gesellschaft (die Moralität und die Industrie) zeigte sich auch in dem obern Douro. Am Mittage war alles todt und still; um 4 Uhr sah man erst die beschäftigte Volksclasse, und nach Untergang der Sonne kamen die Vornehmen aus den Häusern. Die Nacht über war ein beständiges Getümmel; die Guitarre und der elegische einförmige Volksgesang verstummte erst mit der aufgehenden Sonne, und Hitze und Geräusch liess kein Auge ruhen. Leicht gekleidet zeigten sich die Damen auf den Balkons, die Dämmerung erhöhete ihre Reize, und Hr. *L.* wurde Zeuge von Schritten, welche sich sonst Damen von Stande in Portugal nie so bald und nie so dreist erlauben.

Es ist jetzt bey weitem nicht mehr so schwer in Portugal, Bücher zu erhalten, wie ehemals. Die Literatur ist dürftig. Nur eine einzige politische Zeitung erscheint im Reiche; literarische Zeitungen, oder andre kritische Blätter u. dgl. kennt man gar nicht. Journale können nicht gedeihen, weil man gar zu wenig Antheil an der Literatur nimmt; doch kommt in Lissabon ein Wochenblatt heraus, welches häufig gelesen wird, und worin spashafte Anekdoten, Einfälle und Gedichte aufgetischt werden. Der Hang zur Dichtkunst ist noch nicht erloschen, aber an prosaischen Schriftstellern in der schönen Literatur fehlt es ganz und gar. Der Roman wird noch schlecht bearbeitet; die Portugiesen stehen in dieser Rücksicht weit hinter den Spaniern.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *G. B. Schmiedlein Handwörterbuch der Naturgeschichte*, über die drey Reiche der Natur. Nach dem Französischen frey bearbeitet. *Erster Theil.* 1800. 330 S. 8.

Keine Vorrede belehrt uns über den Zweck der Uebersetzung, oder das Original; sey aber auch dieses welches es sey: so ist doch diese Bearbeitung ein unbrauchbares Werk. So sagt z. B. der Artikel *Affe* nichts von der Geschichte dieser merkwürdigen Thiere im Allgemeinen, und von den Arten werden nur der rothe indianische Schilfaffe (*Simia rubra Lin.*), der Dük (*S. Hemaeus Lin.*), der grüne und der schwarznäsige; die beiden letzten ohne Linnéische Namen angegeben. Der ganze Artikel von dem letzten lautet so: „*Affe (schwarznäsiger)*. Ist weiblichen Geschlechts und von sehr schönem Ansehn. Der Leser lernt also daraus, dass es keine schwarznäsige Affen giebt, die Männchen sind." Rec. sollte doch nicht denken, dass alle Weissnasen Männchen wären. Noch zur Probe der gleich folgende Artikel: „*Afrikanische Frau.* Ein sehr schöner afrikanischer Vogel, der gleich den Affen dem Menschen alles nachzumachen sucht. Um ihn zu fangen, nimmt man ein Gefäss mit Vogelleim, thut, als wenn man etwas davon herausnähme, reibt sich die Augen, stellt das Gefäss auf die Erde, und entfernt sich. Der Vogel nähert sich nun dem Gefässe, nimmt Leim heraus, und weil er das, was er gesehen hat, nachahmen will, beleimt er sich die Augen und die Füse." Dieser Band geht von *Aal* bis *Erdgrille.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MINDEN, b. Körber: *Weſtphäliſches Taſchenbuch* für das Jahr 1801. Herausgegeben von *Karl Gottl. Horſtig* und *Chr. Ulr. Freyhn. von Ulmenſtein.* 202 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Aus Weſtphalen kömmſt du, dem Lande der Schinken und Würſte?
Armes Taſchenbuch du? Wie wird es dir wohl ergehn?
Kann aus Weſtphalen, dem feiſten und wohlernährenden Lande,
Etwas kommen, was noch mehr als Körper verſpricht?

So hebt die als Prologus verangeſetzte artige Elegie, von Hn. *Horſtig*, an, und glücklicher Weiſe konnte er das Taſchenbuch mit dieſer Frage eröffnen, ohne durch die Antwort der Kritik beſchämt zu werden. Enthielt dieſes auch nichts anders, als die wohlgeſchriebene Biographie, die hier nur den beſcheidenen Titel eines Fragments führt, von der vortrefflichen Fürſtin Juliana, die als verwittwete Gräfin von Schaumburg-Lippe ſeit 1787 die obervormundſchaftliche Regierung zu Bückeburg, in Verbindung mit dem Hn. Reichsgrafen von Walmoden-Gimborn, führte: ſo würden wir dieſem Büchlein vor einer Menge anderer dieſer Art bey weitem den Vorzug geben. Es fehlt ihm aber auch nicht an andern Stücken genialiſcher Mitgift, in Verſen und Proſa, die ihm Beyfall erwerben müſſen. Hr. *Horſtig* hat einige Epigrammen dem Martial ſehr ſchön nachgebildet, z. B.:

An den Liebling unſerer galanten Damen.

Er ſingt ſcharmant, er macht ſcharmante Lieder,
Er tanzt ſcharmant, er declamirt ſcharmant,
Er geht ſcharmant, er ſetzt ſcharmant ſich nieder,
Er ſpricht ſcharmant, er küſst ſcharmant die Hand,
Schon recht, wir kennen uns, glaubt mir ihr Brüder,
Gut macht er nichts, doch alles ganz ſcharmant.

An den Hn. Karinus.

Silberne Leuchter haſt du, und ſilberne Meſſer und Gabeln,
Silbernes Speiſegeſchirr, ſilbernes Küchengeräth,
Silberne Schnallen und Gürtel, und ſilberne Doſen und Ringe,
Silberne Uhren haſt du, ſilberne Ketten daran;
Alles haſt du von Silber, nur eins kann ich nicht begreifen,
Sprich, warum haſt du, Karin, immer kein ſilbernes Geld?

Hier müſsten nur die Koſtbarkeiten von Silber beſſer mit dem Coſtume harmoniren. Wer ſilbernes Tafelgeſchirr, und ſogar ſilbernes Küchengeräthe hätte, würde ſicherlich keine ſilberne Uhr mit ſilberner Kette tragen. Die Pentameter ſind hier beſſer gemacht, als einige in dem Prolog, wo ſich Hr. Horſtig in der zweyten Hälfte erlaubt, gegen die Sitte der alten Dichter, ſtatt zweyer Daktylen, Spondeen zu brauchen. Unter den proſaiſchen Fabeln, in Leſſings Manier, ſind mehrere gut erfunden, und mit Präciſion erzählt. Der Hohenſtein und der Waſſerfall bey Langenfeld iſt anmuthig beſchrieben. Doch wir kommen auf das intereſſanteſte Stück, auf der Fürſtin Juliana Lebensbeſchreibung. Ihre Verdienſte um das Land, durch Abkürzung der Proceſſe, die Beförderung des Fauſtiſchen Geſundheitskatechismus, ihre Sorge für die Schulen, die Anlage neuer Kunſtſtraſsen, die Cultur der Forſten, Beförderung der Obſtbaumzucht, und mehrere andere nützliche Anſtalten zeugen von der Weisheit und Güte ihrer Regentſchaft; und die Liebenswürdigkeit ihres Geiſtes und Charakters geben viele hier angeführte Züge ihres Privatlebens zu erkennen.

Noch dürfen wir an einem weſtphäliſchen Taſchenbuche nicht vergeſſen, daſs es ſehr nett gedruckt, mit einem gut gearbeiteten Porträt der Fürſtin Juliana *en Medaillon*, und zwey ſchönen Landſchaften, verzieret iſt.

LEIPZIG, b. Seeger: *Jahrbuch, zur belehrenden Unterhaltung für Damen*, von *J. J. Ebert*, Prof. zu Wittenberg. Für das Jahr 1801. Mit Kupf. 263 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausgeber hat auch dieſsmal die Anſprüche, die man nach dem Titel ſeines Jahrbuchs an ihn machen kann, treulich erfüllt. *Ida*, eine wahre Geſchichte (leider hat ſie ſich ſchon oft zugetragen), wird den Leichtſinn manches Mädchens zur Beſinnung bringen. Der Aufſatz über die groſse Kunſt, ſich bey Zeiten zurück zu ziehen, iſt nicht, wie man denken könnte, an die angehende Matrone (wiewohl es für dieſe eine eben ſo nöthige Kunſt unter gleichem Namen, nur in anderm Verſtande, giebt), ſondern an Mädchen gerichtet, und betrifft die Kunſt, gefährlichen Vertraulichkeiten auszuweichen. *Laura* und die treue *Fanchon*, zwey moraliſche Geſchichten, von dem Herausgeber angenehm erzählt. Die von Jury gezeichneten und geſtochenen Kupfer, die man mit Vergnügen anſieht, ſtellen Scenen aus dem zweyten Bande von *Robert*, oder der *Mann wie er ſeyn ſollte*, dar.

GOTHA, b. Ettinger: *Gothaiſcher Hofkalender, zum Nutzen und Vergnügen*, auf das Jahr 1801. 113 S. (Ohne die Kalender und genealogiſchen Tafeln.)

Die ſtehenden Artikel ungerechnet, finden ſich dieſsmal folgende Aufſätze: 1) Etwas über Sitten und Lebensart in Portugall. 2) Einige Hypotheſen über die Sonne. 3) Ueber Blindheit und Taubheit. 4) Wirkung der Muſik auf die Thiere. 5) Beytrag zur Kenntniſs des Aufwandes voriger Zeiten. Eine Verordnung des Stadtraths zu Roſtock von 1567, worin den Vornehmſten geboten wird, mehr nicht als 100 Perſonen zum Hochzeitmahl zu laden, und mehr nicht als 24 Schüſſeln zu geben. Aehnliche Vorſchriften für den mittlern und untern Stand. Doch durfte auch hier einer nur 100 Mark Schwediſch erlegen, und durfte damit „alles nach ſeinem Gefallen auf den Prahl und „Pracht frey ausrichten.“ 6) Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht des osmanniſchen Reichs. 7) Neu durchgeſehenes Verzeichniſs von 220 Städten und der Zahl ihrer Einwohner. 8) Etwas über den Werth des Geldes und die Preiſe vor der Entdeckung von Amerika. 9) Beyſpiele von auſserordentlicher menſchlicher Leibesſtärke. 10) Geſchichte der Aſtronomie vom Jahr 1799, vom Hn. Obriſtlieut. v. *Zach*. Sehr genau, inſtructiv und vollſtändig. 11) Chronik des Jahrs 1799 und 1800. 12) Geſchwindigkeit einiger lebenden Geſchöpfe. Die zierlichen Kupfer ſtellen zum Theil Anſichten von Städten, Paläſten und Landhäuſern, theils aber portugieſiſche Sitten vor; unter denen die reitende Poſt von Liſſabon nach Oporto mit ihrem auf ſeinem Thier ſehr bequem ſchlafenden Poſtillion ſehr lächerlich auffällt.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Adel der Weiblichkeit*, in Zügen von Liebe, Treue und Edelſinn. Ein Taſchenbuch für die Edeln des ſchönen Geſchlechts auf das Jahr 1801. 276 S. kl. 8.

Eine Sammlung von etlichen und ſechzig längern und kürzern hiſtoriſchen Erzählungen, aus alter, mittlerer und neuerer Zeit, welche bey einem zwar nicht eben geiſtvollen, oder vorzüglich ſchönen, dennoch ſimpeln und correcten Vortrage, eine unterhaltende und nützliche Lectüre für viele gewähren kann.

FRANKFURT, b. Behrens: *Allmanach und tägliches Taſchenbuch für Kaufleute* auf das Jahr 1801. 94 S. 8. (12 gr.)

Enthält auſser dem verbeſſerten, dem julianiſchen, franzöſiſchen und jüdiſchen Kalender, nichts weiter als eine Vergleichung der Münzſorten und Maaſse in verſchiedenen Ländern.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *Taſchenbuch für* 1801. *Siama und Galmory*, und die *Schöpfung des Weibes*, von Dr. *J. G. Siegfried*. 228 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey der Ankunft der Spanier in Peru rächt ſich Maxatlon, der vergebens um Galmory's Liebe gefleht hatte, an ſeinem glücklichern Nebenbuler Siama dadurch, daſs er im Treffen ihren Vater, Harmattan, verrätheriſch umbringt, und den Siama verleitet, gegen einen übermächtigen Haufen zu kämpfen, wo er gefangen genommen, und zu dem ſpaniſchen Führer des Trupps Cajaro gebracht wird. Dieſer verliebt ſich in Galmory, da ſie für ihren Gatten bittet; er will, da ſeine Wünſche unerhört bleiben, ſie durch Martern, die er ihrem Geliebten im Kerker droht, zur Erfüllung ſeiner Begierden zwingen; ſie verſpricht, unter der Bedingung, daſs ihr Gatte freygelaſſen werde, ſich dem Cajaro zu ergeben. In dem Augenblicke aber, wo dieſer ſich ihr nähern will, reiſst ſie ihm den Dolch von der Seite, und mit den Worten: *O lerne die Liebe kennen in mir;* beginnt ſie ihre Anrede an den haſſenswürdigen Gewaltthäter, die ſie damit endigt, daſs ſie ſich den Stahl in die Bruſt ſtöſst. Siama hat kaum von ihrem Tode gehört, ſo drängt er ſich herzu, ſtürzt über ſie hin, und ſtirbt. Dieſs iſt der Stoff des erſten Gedichts, welches auch unter folgendem Titel:

LEIPZIG: *Siama und Galmory*, ein Gedicht in zwey Geſängen, von *J. G. Siegfried*. 1801. 114 S. 8.

beſonders gedruckt iſt. Das Gedicht hat ſchöne poetiſche Stellen. Wir führen nur eine an, wo das Gleichniſs von der Schlange Maka hergenommen, in der Anwendung original, und in der Ausführung ſchön und erhaben iſt:

Aber vom Geiſte des Frühlings durchdrungen, entbrannte Maxatlon
Zu der Schönen, ſo wie die grimmige Maka den Lenz fühlt,
Mütterlich wecket der Strahl der allernährenden Sonne
Frühlingsblüthen, und ſüſst die ambroſiſchen Früchte der Herbſtzeit;
Dieſem Wurme kocht ſie ſein Gift, im Farrenkraut ſchläft er
An der mittägigen Guth, und ſchwillt vom tödtlichen Safte,
Dann erweckt ihn der Abend, er fühlt die Gährung, und lüftert,
Einzuflöſsen den brennenden Tod. Da nahet ihm ſpielend
In den Blumen ein ſorgloſes Kind, er bildet den Schlummer,
Spiegelt im Glanze der Sonne die farbigen Wirbel; der Kleine
Haſcht nach ihm, freudig hüpfend, und mit gutherziger Einfalt
Reicht er ihm Blumen zur Koſt; doch ſchnell umringt ihn das Unthier,
Und er empfängt die heilloſe Wunde. So fühlte Maxatlon
Giftbereitend im Herzen die Anmuth der reinen Galmory.

Im Ganzen aber würde es dem Gedicht zum Vortheil gereichen, wenn der hohe feyerliche epiſche Ton nicht, weil er ohne Abwechſelung ausgehalten wird, den Leſer ermüdete; wenn die Geſpräche der Liebenden,

den, bey denen man an Klopſtocks Semida und Cidli zur unrechten Zeit erinnert wird, nicht unnatürlich für Peruaner ſchienen; wenn der Tod Siama's wahrſcheinlicher eingeleitet wäre. Indem ſich dieſer über die ſterbende Geliebte hinwirft, läſst der Vf. ihn ſagen:

Laſs ab mit der feſten Umarmung,
Weh, du erdrückſt mich! Laſs ab! O Sonne, erbarme dich unſer!

So verſcheidet er; und man ſieht nicht, ob er blofs aus Leidenſchaft ſtirbt, oder ob ihn die Geliebte, die doch wirklich ſchon todt war, noch erdrückt hat, wovor er ſich nach ſeinem Ausrufe der Wehklage ſogar zu fürchten ſcheint.

Auſser der zweyten auf dem Titel genannten proſaiſchen Erzählung im orientaliſchen Stil, finden ſich hier noch zwey Gedichte, von denen das an Meliphona eine ſchöne Anlage zur didaktiſchen Dichtkunſt verräth.

Berlin, b. Oehmigke: *Almanach für Verehrer der Natur, Freundſchaft und Liebe* auf das Jahr 1801, von *F. W. A. Schmidt*, Prediger zu Werneuchen. 302 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Leſer, an die ſich der Titel wendet, werden in dieſem Almanach viel gute und ehrenwerthe Sachen, und an dem Vf., als Landprediger, Gatten und Vater viel verehrliches finden, wenn ſie nur, was auch dieſsmal, auf dem Titel wenigſtens, nicht verſprochen wird, hier nicht etwa *Poeſie* verlangen. Denn wem es darauf ankommt, dem müſſen wir ſagen, daſs Hr. *S.* im neuen Seculo noch eben ſo, wie er im verfloſſenen gethan, zu reimen fortfährt, z. B. S. 46.:

Der Sämann geht mit weiſsem Tuch,
Streut Linſen aus und Wicken,
Die Rinderheerde gras't im Bruch,
Das Schaf auf Raſenſtücken,
Im Hofe thun bey Mückentanz
Die Küchlein ſchon ſo munter,
Die Bauerfrau berupft die Gans,
Und legt ihr Eyer unter,

S. 51.:

Die Küchlein ziepen,
Neſtvögel piepen
Im Fliedergrün,
Und Frauen ziehn
Mit Milch in Kiepen,
Barfüſsig hin
Zur Städterin.

Frühmorgens propfen
Wir, ſtängeln Hopfen,
Und ſä'n Spinat
Und Kopfſalat,
Der Wein, voll Tropfen
Und knoſpend itzt,
Wird angeſtützt,

S. 94.:

Nett iſt unſer Stübchen, da
Hängt gemalt die Groſsmama
Bey dem braven Aeltervater;
Unterm Ofen ſpinnt der Kater,
O welch ländliches Gemiſch
Bunter Sachen, überm Tiſch
Die beblümte grüne Decke,
Vor dem Fenſter Nelkenſtöcke,
Auf den Dielen gelber Sand,
Hundert Nägel an der Wand,
Voller Flinten und Piſtolen,
Stiefeln auch mit breiten Sohlen,
Fliegenklapp' und Schlüſſelbund,
Jägertaſch und Wachtelhund.

Die Ballade: der *Graf von Mannsfeld*, obgleich nicht mit Bürgers Balladen zu vergleichen, zeigt doch, daſs Hr. *S.* mehr als reimen *könnte*, wenn er *wollte*. Wenn er nun aber ſeine Luſt an gereimten Bauerkalendern, gereimten Pächterinventarien, oder wie S. 279.:

Der Schlafrock ihres Herrn, mit Tulpen ausgenäht
Mannshemden, Schürzen, Strümpf' und kleine Haus-kornettchen,
Auch Windeln, Kinderzeug und Ueberzug von Bettchen.

ſogar an gereimten Waſchzetteln findet, wer kann's ihm wehren, und wer wollte es ihm nicht gönnen?

Leipzig, b. Böhme: *Frauenzimmer-Almanach, zum Nutzen und Vergnügen*, für das Jahr 1801. 270 S. kl. 8. (20 gr.)

Bey gleicher Anlage, gleicher Mannichfaltigkeit, erhält ſich dieſer Almanach immer auch noch in gleichem Beyfalle. Der Gedichte ſind wenige, aber einige, beſonders das erſte von Schink, der Auszeichnung werth. Die beiden Erzählungen unter der Aufſchrift: Die Gefahren der Täuſchung und die Verſöhnung, wenn ihnen auch eine hübſche Verkürzung nicht ſchaden würde, mögen doch mit Nutzen und Vergnügen von vielen geleſen werden. Die übrigen Artikel ökonomiſchen, naturhiſtoriſchen, pädagogiſchen und geſchichtlichen Inhalts, gehen auch hier, wie in den vorigen Jahrgängen, fort.

Göttingen, in d. Dietrichſchen Buchh.: *Göttingiſcher Taſchenkalender* für das Jahr 1801. 235 S. 8. ohne den Kalender und das genealogiſche Verzeichniſs. (1 Rthlr.)

Es hätte dieſem, ſeit vielen Jahren beliebten, Büchlein, das bekanntlich auch ohne den Kalender, unter dem Titel: *Göttingiſches Taſchenbuch, zum Nutzen und Vergnügen*, verkauft wird, nichts angenehmers begegnen können, als wenn Lichtenberg eben ſo viele Aufſätze von ſeiner Hand für daſſelbe hinterlaſſen hätte, als der groſse Euler mathematiſche Abhandlungen hinterlieſs, woran die Commentarien

der

der Petersburgiſchen Akademie ſich noch viele Jahrgänge hindurch erholen konnten. Leider aber hat er nichts hinterlaſſen, als ſechs Kupfer, die ſich auf den Zuſtand der Negern beziehn, und die hier in Ermangelung eines Lichtenbergiſchen Commentars mit einer hiſtoriſchen Erläuterung begleitet werden. Auſſer einem artigen Aufſatze über Wedgewood's Fabrik, einer Geſchichte der Zenobia, ziehn (ohne den ſieben Blättern Kupfer mit Moden, und den ſechs Monatskupfern aus der römiſchen Geſchichte, von Fiorillo ihr Verdienſt abſprechen zu wollen) drey von dem berühmten Tiſchbein in Neapel gearbeiteten Zeichnungen, die Aufmerkſamkeit an ſich. Die eine zeigt einen überſatten Dickbauch im Contraſt mit einem ausgehungerten Bettler; die andere einen ſinnreichen Bettler, der vor einem Hauſe ſitzt, und das Gemälde ſeines Unglücksfalls (er wurde von einem Wagen überfahren), neben ſich aufgehängt hat; die dritte, eine rührende Scene zwiſchen einem Sohne und ſeinem Vater, den jener beym Ausbruch des Veſuvs, vor dem feurigen Lavaſtrom ihn zu retten, auf dem Rücken fortgetragen, aber ermüdet, und von der Fluth übereilt, ihn nicht weiter fortbringen kann. Der Herausgeber hat ſie mit Erläuterungen begleitet, die ſich angenehm leſen laſſen. Noch einiger andern Aufſätze nicht zu gedenken.

Jena, b. Stahl: *Gründliche und vollſtändige Anweiſung in der deutſchen Fechtkunſt auf Stoſs und Hieb*, aus ihren innerſten Geheimniſſen wiſſenſchaftlich erläutert, für Kenner zur Ausbildung, und als Kunſtſchatz für Lernende, ſyſtematiſch und deutlich entworfen. 1798. 208 S. kl. 4. m. K.

Wenn die Fechtkunſt *aus ihren innerſten Geheimniſſen wiſſenſchaftlich erläutert werden ſoll:* ſo muſs jede Stellung und Bewegung aus der Mechanik, der einzigen Quelle ihrer Geheimniſſe, abgeleitet werden. Ob dieſes nun zwar in der Anleitung nicht immer geſchehen iſt, auch vielleicht wohl gar überflüſsig ſeyn möchte, und in eine zweckloſe Weitläuftigkeit geführt haben würde: ſo laſſen ſich dem Werke ſelbſt Ordnung, Gründlichkeit, Vollſtändigkeit und Deutlichkeit nicht abſprechen, woraus denn von ſelbſt folgt, daſs der gröſste Theil unſerer Fechtmeiſter es mit Vortheil benutzen kann.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Feſt- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegeben von D. *J. W. Rau.* 4ter B. 3tes St. 1800. 10 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 222.)

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen* für 1792. 3te Aufl. 1800. XII u. 235 S. 12. (16 gr.) (S. d. R. A. L. Z. 1793. Nr. 215.)

Leipzig, b. Benj. Fleiſcher: *Der aufrichtige Kalendermann.* Ein gar curieuſes und nützliches Buch. Für die Jugend und den gemeinen Bürger und Bauersmann. 2ter Th. verfertigt und herausgegeben von *Ch. G. Steinbeck.* 3te Auflage. 1800. 191 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 247.)

Berlin, b. Maurer: *Der Zauberer Angelion in Elis.* Eine Geſchichte ſeltſamen Inhalts, von *C. F. Benkowitz.* 2ter Th. 1800. XII u. 347 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 371.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. Von folgenden *Anweiſungen zu Spielen* ſind bey Oehmigke d. j. Berlin 1798 *neue Auflagen* erſchienen:

1) *Das Schach-Verkehren im Brett- und Tokkategliſpiel*, nach den neueſten und bewährteſten Regeln und Geſetzen, zum Selbſtunterricht. Aus dem Engliſchen des *Elias Fielding.* 80 S. 8. (6 gr.)

2) *Neueſte Anweiſung zur leichten und gründlichen Erlernung des Tarok-, Tarockſhombre-, Reverſy-, Patience-, Cabale-, Homme-, Imperial- und Triumphſpiels*, von *D. A. Faber.* 48 S. 8. (4 gr.)

3) *Anweiſung, wie die gewöhnlichen und einige neue Billard-, Kegel- und Ballſpiele zu erlernen und regelmäſsig zu ſpielen ſind*, von *William Anderſon.* 85 S. 8. (6 gr.)

4) *Die vollſtändigen Regeln und Geſetze des L'Hombre-, Quadrille- und Cinquilleſpiels.* Nach der leichteſten und neueſten Art zu erlernen, herausgegeben von Hn. von *Longin.* 111 S. 8. (8 gr.)

5) *Theodor Engelmanns Unterricht im Piquet-, Treſett-, Boſton-, Kaſino-, Connectionen-, Piqueſept-, Goodhope- und Kleeblattſpiel.* 47 S. 8. (5 gr.)

6) *Neueſte Anweiſung zur leichten und gründlichen Erlernung des Whiſtſpiels.* 24 S. 8. (2 gr.)

Alle ſollen nach dem Titel ſtark vermehrt ſeyn. Der Ausdruck *ſtark* gehört zu den unbeſtimmten. Doch iſt hie und da etwas geſchehen. So fand Rec. z. B. in Nr. 2. ſeine Recenſion über eine der frühern Ausgaben des Tarockl'hombre-Spiels benutzt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 16. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Cairo, in der Nationaldruckerey: *La Decade egyptienne. Journal litteraire et d'économie politique. Premier volume.* An VII. de la Republique françoise. 300 S. 4.

Unter dem Heere von Zeitschriften, denen unser schreibseliges Jahrzehend das Daseyn gab, wird die *Decade égyptienne* theils ihres Druckortes wegen, theils wegen der politischen Begebenheit, wodurch sie veranlasst worden ist, immer eine der merkwürdigsten bleiben. *) Mitten unter den Unruhen eines ununterbrochenen Feldzuges haben die Glieder des Institutes der Wissenschaften zu Cairo ihre Bestimmung und den Zweck ihrer Bemühungen nicht aus dem Gesichte verloren; sie haben mehr geleistet, als man sich vielleicht von der ungenehmen Lage, in der sie sich in jeder Rücksicht befanden, versprechen durfte. Denn aufserdem dafs sie sich mitten im Tumulte eines beständigen Krieges befanden, mufsten sie die Gründe belebender Aufmunterung nicht sowohl aus dem Kreise ihrer kriegerischen Vorsteher und Gefährten, sondern einzig und allein aus sich selbst herholen.

Sie verdienen von allen denen, welchen die Fortschritte der Wissenschaften, und die Kenntnifs unbekannten Länder am Herzen liegt, um so gröfseren Dank, als durch die Expedition in Aegypten, dieses Land gewifs auf lange Zeit für jeden neugierigen Reisenden und wifsbegierigen Forscher verschlossen seyn wird. Politik und Literatur haben von jeher wenig Gemeinschaft miteinander unterhalten, und wiewohl sie sich auf diesem Zuge enge aneinander geschlossen zu haben schienen: so sind sie sich doch auch hier, ungeachtet dieser scheinbaren Vertraulichkeit ziemlich fremde geblieben; aber die verdienstvollen Glieder des Institutes haben, ohne sich hiedurch irren zu lassen, ihre Bahn verfolgt, und durch die Resultate ihrer Untersuchungen vielleicht den gröfsten Nutzen gestiftet, der von diesem Argonautenzuge auf ihr Vaterland und Europa zurückfliefst; denn jeder andere Vortheil, den sich sanguinische Gemüther davon versprachen, ist noch in diesem Augenblicke mehr als jemals zweifelhaft und ungewifs. — Wir beschränken uns hier auf eine gedrängte Anzeige der vorzüglichsten Stücke, welche diese Zeitschrift enthält.

Formation de l'Institut d'Egypte. Die Namen der Mitglieder, und die Folge ihrer Arbeiten. *Extrait du rapport fait a l'institut sur la Fabrication du Salpêtre et de la poudre du pays par le C. Andréossy.* Aegypten hat Kohlen und Salpeter im Ueberflufs, den Schwefel könnte man aus Sicilien und Neapel herholen, und Pulver im Ueberflusse verfertigen. *Description de la route du Cairo à Salehhych par le Citoyen Shulkouszi.* Eine genaue Beschreibung des ganzen Weges mit den Namen aller Dörfer und Ortschaften. *Lettre circulaire du Citoyen Desgenettes aux Médecins de l'Armée de l'Orient sur un plan propre à rédiger la topographie physique et medicale de l'Egypte.* Ein sehr nützliches Sendschreiben, das verschiedene eingeschickte und in dieser Zeitschrift eingeschaltete Arbeiten der Feldärzte veranlasst zu haben scheint. *Extrait d'un rapport sur la colonne de Pompée lu à l'institut par le Citoyen Norry.* Die Grundfeste dieser Säule ist ein altes mit Hieroglyphen bedecktes Monument, auf dem dieselbe in späteren Zeiten, (wie dies der unreine Stil des Kapitals zeigt,) erbauet worden ist. *Fragment tiré du 17 chant de la Jerusalem delivrée par le Citoyen Parseval.* Einförmig im Versbau. *Mémoire sur le phénomene d'Optique connu sous le nom de mirrage par le C. Gaspar Monge.* Auf dem Marsche von Alexandria nach Cairo beobachtete der B. Monge diese seltene Erscheinung. Alle in einer gewissen Entfernung gelegenen Ortschaften schienen als eben so viele Inseln von einem Meere umgeben zu seyn; wie man näher kam, verlor sich der Meerarm, der das Dorf zu umgeben schien, in der Luft, und andere entfernte Dörfer erschienen auf dieselbe Weise. Der Bürger Monge erklärt diese Erscheinung aus der Strahlenbrechung durch die erhitzte und verdünnte Atmosphäre, und bemerkt, dafs diese Täuschung um so grausamer sey, als man in der Wüste in der gröfsten Schwüle des Sommers immer Wasser vor sich zu sehen glaubt, das wie die Fluth von den Lippen des Tantalus immer zurückweicht. Wir setzen hinzu, dafs eben dieses Phänomen den arabischen und persischen Dichtern, so oft von einer Art von Täuschung die Rede ist, reichen Stoff zu Vergleichungen und Anspielungen liefert; und Araber versichern, dafs, wenn die Pferde in der Wüste diese Erscheinung gewahr werden, sie unaufhaltsam ihren Lauf verdoppeln, in der Meynung desto eher zum Wasser, das sie vor sich sehen, zu gelangen. *Observations sur l'Aile de l'Autruche par le C. Geoffroi.* Die Ursache, wel-

*) Desto dankbarer sind wir dem gelehrten Vf. dieser Anzeige, der sie am Bord des Tigers vor Alexandrien verfafst, und uns nebst der folgenden über Constantinopel zugesendet hat. A. d. H.

welche dieſem Vogel verbeut ſich in die Luft zu erheben, liegt nicht ſowohl in der Schwere ſeines Körpers als in ſeinem Flügelbau, der hier beſchrieben wird. *Obſervations ſur les chevaux arabes du deſert.* Die Geburt edler Füllen wird durch beſondere Zeugen und vollgültige Inſtrumente auſser Zweifel geſetzt; die Nahrung iſt Gerſte; ſie gehen nur im Schritt und im Galopp, ſie ſind vollkommen auf die Art des Arabers, auf der Flucht den Krieg zu führen, abgerichtet; — wenn der Hengſt die Stuten beſpringen ſoll, werden die letzten einige Tage zuvor abgemattet, um zur Empfängnifs deſto tauglicher zu ſeyn, und dann durch Seifenſalbungen an der Mutter beſonders vorbereitet. Der Preis der edlen Pferde iſt von 1000 bis 10000 Livres u. ſ. w. Wir ſetzen zu dieſen richtigen Bemerkungen noch die folgende hinzu; die arabiſchen Pferde ſind durch ihre Bereiter beſonders abgerichtet, jeden Mann auf ein gewiſſes Zeichen von der Seite niederzurennen, ſie ſind deſſen ſo gewohnt, dafs ſie öfters ohne das Zeichen abzuwarten, auf den nächſten beſten Fufsgänger, von dem ſie glauben, dafs er ſich wider den Willen des Reiters vom Pferde entferne, zurennen und denſelben niedertummeln. *Notions ſur l'Ophtalmie regnante par le Citoyen Bruert.* Die Hitze, der Sandſtaub, und die zu grofse Helle ſind die Urſachen davon; das beſte Verwahrungsmittel iſt das Waſchen mit kaltem Waſſer, beym Heilen thut die Natur das Beſte. *Extrait d'une lettre de l'Adjutant general Julien.* Einer der ſtärkſten Schwüre der Araber beſteht darin, dafs ſie ungeſcheut ihren Phallus in die Hand nehmen, und dabey ihr Wort bekräftigen. *Inſtitut*, d. i. Bericht über die Arbeiten deſſelben. Da dieſe Berichte den anderen Abhandlungen öfters untermiſchet ſind, und eine bloſse Anzeige der Beſchäftigungen der Mitglieder enthalten: ſo werden wir in der Folge dieſer Auszüge, dieſen Titel ganz übergehen. *Deſcription d'une nouvelle eſpèce de Nymphaea p. le C. Savigny.* Dieſe Art findet ſich weder in *Forſkal* noch in *Gmelins Syſtema naturae. Notice ſur la topographie de Menouf dans le Delta par le C. Carrie, Medecin ordinaire de l'armée.* Eine Beſchreibung des Orts und der Sitten ſeiner Einwohner. *Ode arabe ſur la conquete de l'Egypte traduite par le C. J. J. Marcel.* Ein Lobgedicht auf Bonaparte vom Sohne eines ſyriſchen Kaufmanns in Conſtantinopel. Wir wollen hier nicht den Werth dieſes Lobes, ſondern blofs den Werth des Gedichtes und der Ueberſetzung, würdigen, und wir bedauern, dafs wir weder in dem Originale das elektriſche Feuer, das die wahre Poeſie durchdringt, und das dem B. Marcel ſo viel Vergnügen verſchafte, finden, noch die Ueberſetzung für treu genug erkennen können. Der Vf. hat ſich vieler Ungereimtheiten, der Ueberſetzer vieler Verſchönerungen ſchuldig gemacht. So hat z. B. der erſte ſich getraut das Wort *Soldat* gerade als ein arabiſches zu gebrauchen صلداة من كل und der zweyte die *Mamelucken*, die im Texte ſtehen, قهر الصمالك in *des Rois ligués enſemble* zu verwandeln. Uebrigens iſt dieſe Ueberſetzung doch um viel getreuer, als eine weiter unten vorkommende der bekannten erſten Sura des Korans. Damit die Leſer ſelbſt urtheilen mögen, ſetzen wir die franzöſiſche Ueberſetzung des Bürgers Marcel und eine wörtliche deutſche hier gegeneinander:

Au nom de l'Etre unique en pouvoir, en eſſence,
Au nom du Dieu clement, du Dieu de Bienfaiſance,
Dont ſur nous chaque jour ſ'epanchent les preſens,
Vers qui nous elevons nos voeux et nos encens.

Dieſs iſt die Ueberſetzung der gewöhnlichen Ueberſchrift: *bism illahi rahmani rrhahimi;* gerade ſo viel Zeilen, als im Arabiſchen Worte; dann weiter:

Louange au Dieu du ciel, de la terre et des ondes,
Père de l'univers! Dominateur des mondes!
Arbitre des deſtins au jour du jugement,
Vengeur de l'opprimé, ſoutien de l'innocent!
C'eſt vers toi, que nos coeurs elancent leur prière,
C'eſt toi, que nous oſons implorer comme un père
Exauce tes enfans! que toujours l'équité
Affermiſſant leur pas ſoit leur guide aſſuré!
Qu' ils fuient les ſentiers de l'erreur menſongère!
Que nul crime ſur eux n'appelle ta colere!
Que dirigeant vers toi leurs eſprits et leurs coeurs
Ils ſe montrent toujours tes vrais adorateurs!

Deutſche Ueberſetzung.

Im Namen Gottes des Erbarmenden, des Gütigen. Lob ſey Gott dem Herrn der Welten, dem Erbarmenden, dem Gütigen, dem Herſcher des Gerichtes! Dich beten wir an, und zu Dir flehen wir um Hülfe! Leite uns auf den rechten Weg, auf den Weg derer, denen Du ohne Zürnen gnädig biſt, und die nicht irren!

Rapport ſur un monument pris du grand Aqueduc du Caire par le Citoyen Denon. Nichts als einige Säulen. *Obſervation ſur la Couleur de la mer par le Citoyen Coſtaz.* Die eigentliche Farbe des Meeres iſt *Indigoblau*, das nach dem Verhältnifs des Lichtes bald eine tiefere, bald eine hellere Farbe annimmt. Die Lichtſtrahlen bringen dieſelbe Wirkung hervor, wie die Beymiſchung des Weifsen zum Blauen. Längs den Geſtaden hingegen iſt die Farbe des Meeres grün (Grünſpan). Der Bürger *Coſtaz* erklärt es aus der Beymiſchung der gelblichten Farbe des Sandes, die mit dem Blau vermiſcht das Grüne hervorbringt. Er würde vielleicht eine zureichendere Erklärung dieſes Phänomens gefuchet haben, wenn er bedacht hätte, dafs die Farbe des Meeres nicht nur an dem Geſtade, ſondern hart am Fufse eines jeden Schiffes ſelbſt im hohen Meere, immer Grünſpan iſt, der ſich in der Entfernung einiger Schuhe ins Indigoblau verlieret. Die Urſache dieſer grünen Farbe alſo, die gleichſam eine Ausnahme von der Regel iſt, möchte weit eher in der durch einen unter dem Waſſer nahe gelegenen Körper, wie das Schiff und an den Geſtaden der Grund des Meers iſt, hervorgebrachten Strahlenbrechung zu ſuchen ſeyn. Der Vf. hätte noch bemerken

ken können, dafs längs den Geſtaden Aegyptens auf einige Meilen hinaus das Meer weder die Farbe des Indigo noch des Grünſpans hat, ſondern im hellſten Sonnenſcheine eine blaſſe Olivenfarbe behält, welche durch den Schlamm, den die Mündungen des Nils ausſchwemmen, hervorgebracht wird. *Projet d'une école de deſſin par le C. Dutertre. Projet d'un établiſſement d'agriculture en Egypte par le C. Nertoux. Extrait des obſervations du C. Cereſole, Médecin ord. l'Armée, dans un voyage ſur la cive occidentale du Nil du Caire à Rout.* Intereſſante Bemerkungen über die Lebensart der Einwohner. *Vers pour mettre en bas du portrait du C. Shulkowski.* Dieſer junge Pole ward in einem Aufſtand ermordet. *De la tincture du Coton et du Lin par le Carthame p. le C. Bertholet. Mémoire ſur un voyage fait ſur la branche tanitique du Nil p. le C. Malus.* Eine ſehr genaue topographiſche Beſchreibung. *Notice ſur divers procédés propres à corriger les défauts de certains fers aciers et fontes par Leon le Vaſſeur. Rapport ſur les Oaſis par le C. Fourier.* Eine kurze Notiz aus den Schriftſtellern zuſammengetragen, die der Oaſis erwähnt haben. *Notice ſur l'emploi de l'huile dans la peſte.* Eine Anzeige der bekannten Schrift des Grafen von Berchtold. *Rapport ſur les obſervations faites pour déterminer la poſition géographique d'Alexandrie et la direction de l'aiguille aimante par le C. Nouet.* Genaue Tafeln der Beobachtungen. *Memoire ſur le lac Menzaleh d'après la reconnoiſſance faite en vendemiaire an 7. par le General d'artillerie Andreoſſy.* Der Vf. beſchreibt den dermaligen Zuſtand des Sees, die alten vormals bewohnten Inſeln, die Stadt Menſaleh, die benachbarten Gegenden, die Art des Feldbaues, die Ruinen von *Tennis, Touna, Sau* und *Peluſium*. Dieſes Memoire iſt aus allen Abhandlungen, welche die Zeitſchrift enthält, bey weitem das umſtändlichſte und genaueſte. *Fragment de la Jeruſalem delivrée par le C. Parſeval. Notice ſur l'amenagement et le produit des terres de la province de Damiette par le Citoyen Gerard.* Der Reisbau wird beſonders ausführlich durchgenommen, der Ertrag und die Koſten des Anbaus ſind genau berechnet. *Extraits de la Géographie d'Abderrachyd el Bazony ſur la déſcription de l'Egypte par le C. Marcel.* Ein Auszug aus dieſem arabiſchen Geographen, der eben keine neuen Aufklärungen für die Beſchreibung des Landes darbeut. *Analyſe de l'eau du Nil et de quelques eaux ſalées par le Citoyen Regnaut.* Die Reſultate der chemiſchen Unterſuchungen des Waſſers. *Rapport ſur le Moriſtan ou l'Hopital du Caire par le C. Desgenettes.* Es hatte Unterſtützung nöthig. *Suite des extraits de la Geographie d'Abderrachyd.* Wie oben, wenig mehr als die Namen der Ortſchaften.

Aus einer Anmerkung am Schluſſe des Buchs erſehen wir mit Vergnügen, dafs wir eine ausführliche Geſchichte der Arbeiten des Inſtitutes zu erwarten haben, deren Herausgabe freylich durch die Zeitumſtände noch ziemlich lange verſpätet werden dürfte. Der zweyte Theil der Dekade iſt bereits erſchienen, aber dem Recenſenten noch nicht zu Geſichte gekommen.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Cairo, in der Nationaldruckerey: *Fables de Locman, ſurnommé le Sage, édition Arabe accompagnée d'une traduction françoiſe et precédée d'une notice ſur ce célèbre Fabuliſte. an VIII. d. l. Rep.*

Die Fabeln ſind dieſelben, die uns durch die Ausgabe des Erpenius bekannt ſind, nur mit einer franzöſiſchen, ſtatt einer lateiniſchen, Ueberſetzung, und mit einer umſtändlichen Vorrede, die alles, was ſich von Lokman bisher mit Gewiſsheit ſagen, oder vielmehr mit Wahrſcheinlichkeit erzählen läſst, zuſammenfaſst.

Alle orientaliſchen Schriftſteller ſetzen die Lebenszeit Lokmans in die Zeit, wo David und Kajkawus herrſchten, das iſt ungefähr fünfhundert Jahre vor *Aeſop*, der vielleicht ſein Ueberſetzer, oder was um vieles wahrſcheinlicher iſt, mit Lokman, dem Habeſſinier ein und derſelbe Fabelerzähler war. Denn viele Anekdoten, die der Morgenländer von Lokman erzählt, finden ſich in *Aeſops* Lebensbeſchreibung wieder. Der Bürger Marcel, der der Director der Buchdruckerey in Cairo, und der Herausgeber dieſer Fabeln iſt, führt in Ermangelung einer vollſtändigen Lebensbeſchreibung, die aus verſchiedenen morgenländiſchen Schriftſtellern geſammelten Lokman betreffenden Anekdoten an, und bedauert, dafs von den zahlreichen Werken dieſes Weiſen, von ſeinen Parabeln, Gleichniſſen, Sentenzen, und Sittenſprüchen, deren Zahl bis auf Zehntauſend angegeben wird, nur die einzigen Fabeln auf dem Strome der Zeit einherſchwimmen. — Recenſent hat ein arabiſches Manuſcript; das den Titel *Werke Lokmans des Weiſen* führt, unlängſt auf einige Augenblicke zu Geſichte bekommen, das auſser den Fabeln eine Menge Sittenlehren und Sprüche, Maximen und Sprichwörter enthält; das ganze Buch iſt in Abſchnitte untergetheilt, deren einer die Fabeln enthält, welche ungefähr das Fünftel des ganzen Buches betragen.

Wiewohl die Exiſtenz eines ſolchen Werkes noch nicht beweiſt, dafs der ganze Inhalt deſſelben *Lokman* dem Weiſen angehöre, ſo wird dadurch doch wenigſtens dargethan, dafs auſser den Fabeln noch andere Stücke dieſes Weiſen auf uns gekommen ſind. Das berührte Manuſcript befindet ſich in Syrien, und wird, wie man verſichert, auch in Aegypten gefunden. Rec. zweifelt daher keineswegs, dafs es ſich nicht in einer der Manuſcriptenſammlungen der franzöſiſchen Armee befinden, und mit denſelben nach Europa kommen werde. Er weifs, dafs nicht nur die Gelehrten des Inſtitutes, ſondern mehrere Officiere des Stabs, Manuſcripte aufgeſucht und geſammelt haben, die um ſo gröſseren Werth haben, als die meiſten derſelben zuvor durch die Hände des verſtorbenen Venture, der ein vortrefflicher Dollmetſcher, und der orientaliſchen Literatur keineswegs unkundig war, gegangen ſind; Venture muſterte dieſelben, und rieth, nur diejenigen zu behalten, die ihrer

rer Seltenheit oder ihres Inhalts wegen, wahrhaften Werth haben.

Uebrigens ist der Abdruck und die Uebersetzung dieser Fabeln eine der nützlichsten Unternehmungen des Bürgers *Marcel*, der seinen Mitbürgern die Erlernung des Arabischen zu erleichtern sucht. Aufser einigen Bogen von Alphabeten, und einem andern von Sprachelementen, der unter dem Titel: *Exercices de lecture d'Arabe litteral, à l'usage de ceux qui commencent l'etude de cette langue*, erschienen ist, hat er auch ein kleines Taschenwörterbuch: *Vocabulaire François Arabe contenant les mots principaux et d'un usage plus journalier au Caire an VII.* (12.) herausgegeben, das um so nützlicher ist, als es die gebräuchlichsten Worte, und die wahre Aussprache derselben, enthält. Alles was ungefähr zum täglichen Leben Noth ist, findet sich darin nach Rubriken zusammengedrängt, und ist ohne Zweifel der ganzen Armee von ungemeinen Nutzen. Nicht minder nützlich ist der unter dem Titel: *Annuaire de la Republique françoise calculé pour le meridien de Caire an VIII. de la Rep. franç.* erschienene Almanach, der die römische, griechische, türkische, kophtische, und republikanische Zeitrechnung, astronomische Beobachtungen, und einen Schematismus der französischen Armee in Aegypten enthält.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, b. Rein: *Etwas über den Werth der kritischen Philosophie und ihren Einfluss auf die geoffenbarte Religion*; veranlafst durch die diesfalls geäufserten Urtheile der gröfsten Theologen und Philosophen unserer Zeit, sonderlich eines Reinhards, Tieftrunks und Stäudlins. 1800. 70 S. gr. 8. (6 gr.) Die ungenannten Vf. stehen in der, wiewohl ganz irrigen, Meynung, dafs die kritische Philosophie das geoffenbarte, wahre und zuverlässige Wort Gottes erschüttern, wo nicht gänzlich zu Boden stürzen wolle. Sie haben sich deswegen an diese Philosophie gewagt, und ob es ihnen gleich, nach ihrem eigenen Geständnisse, ziemlich sauer geworden ist, in die Ideengänge, *Hieroglyphen* und ganz neue Terminologie derselben sich *in etwas* hineinzudenken: so ist ihnen doch diese Mühe, wie sie sagen, durch die Entdeckung vergolten worden, diese Philosophie sey nicht im Stande, sie in ihrem Glauben wankend zu machen. Ihre Bemerkungen wollen sie, wie es scheinet, in mehrern solchen *Etwas* dem Publicum vorlegen. „Sie sind," ihrer Erklärung zu folge, „niedergeschrieben worden, insonderheit bey Durchlesung alles dessen, was wider die Vorrede der dritten Auflage der christlichen Moral des Hn. D. *Reinhards*, im ersten Bande derselben, von einem *Tieftrunk*, *Stäudlin* u. a. scheinbares und klingendes ist vorgebracht worden." Hier machen sie den Anfang 1) mit einer noch nicht vollendeten Beurtheilung der Tieftrunkschen Recension jener Vorrede in den *Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen* v. J. 1797. und 2) mit einer Rettung des *Köppenschen* Werks, *die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit*, gegen eine kurze Abfertigung desselben im ersten Stücke des zweyten Bandes der *theologischen Blätter*. In der That machen diese rüstigen Streiter der positiven protestantischen Theologie keine Schande; aber desto weniger Anspruch haben sie auf eine richtige Einsicht und gründliches Raisonnement in Sachen der Philosophie. So lange sie die Ausspräche der Vernunft durch Ausspräche der Bibel und Autoritäten der biblischen Dogmatiker bestreiten, wird man sie ganz consequent finden. Wenn sie aber die Vernunftgründe ihrer philosophischen Gegner auch durch Vernunftgründe widerlegen wollen: so begeben sie sich alles Vortheils. Was sie in Rücksicht auf kritische Philosophie beybringen, beweist, dafs diese ihnen ein wahres Räthsel geblieben ist. So ist es ganz consequent, wenn sie, mit *Hlouker*, geradezu behaupten, dafs die Grundwahrheiten der Religion durch ein wirklich vorhandenes Buch, die Bibel, hinreichend gesichert sind; oder, wenn sie, mit einem andern wichtigen Manne, sagen: die Offenbarung sey ein Licht, bey welchem der Mensch viel heller sehe, als bey dem Lichte der Vernunft; oder, wenn der Behauptung *Tieftrunks*: es sey ihm kein Umstand bekannt, welcher irgend ein Sittengebot unkräftig machen könne, die Israeliten, die den Aegyptern die von denselben geborgten Sachen nicht wieder zurückgaben, entgegen gesetzt werden; u. s. w. Ganz seltsam nehmen sich hingegen die Raisonnements dieser Antikritiker aus, wovon wir nur einige anführen. Das Ding an sich, sagt *Tieftrunk*, ist der Begriff von einem etwas, was nicht Object *unserer* Erkenntnifs seyn kann. Dagegen erinnern sie: „Es mufs doch wohl das Ding an sich, wenn es anders ein *existirendes* vollständiges Ding, *ens completum*, seyn soll, ein Object der Erkenntnifs *irgend eines Geistes* seyn; und wenn es das ist: so bleibt ja noch immer die Frage, ob dieser Geist sich dasselbe nicht ebenfalls mit diesem etwas denken müsse, oder giebt es etwa gar keine Dinge an sich?" Man sieht, die Vf. wissen gar nicht, oder haben rein vergessen, wovon die Rede war. Wenn *Tieftrunk* behauptet, dafs unsere Erkenntnifs auf das Feld der Erfahrung eingeschränkt sey, und nach den Objecten fragt, die der Mensch erkennen soll, und die gleichwohl keine Objecte der Erfahrung sind: so antworten die Vf. recht treuherzig also: „Giebt es denn nach dem Sprachgebrauche keine andere Erkenntnifs, als die, welche auf dem Wege der geometrischen Demonstration erlangt wird? Giebt es zwischen Denken und Erkennen nicht ein Drittes, ja wohl gar noch ein Viertes? Unterscheidet man nicht, nach dem Sprachgebrauche, eine symbolische Erkenntnifs, ein zuverlässiges Wissen, eine Gewifsheit, von der Erkenntnifs und dem Wissen überhaupt, welches aber alles in der kritischen Philosophie nur ein *Glauben*, oder wohl gar nur ein *Meynen* heifst." In diesem Labyrinthe, worein sie die betrügerische Vernunft geführt hat, orientiren sich unsere Vf. aber bald wieder, indem sie hinzusetzen: „Man denke doch hier an die uns allen obliegende Pflicht, Gott, unsern Schöpfer, und den, den er zu unserm Heile in die Welt gesendet hat, Jesum Christum, zu erkennen, u. s. w. Des Mangels eines apodiktischen Beweises vom Daseyn Gottes ungeachtet, meynen sie ferner, sey dieses Daseyn doch gewifs und zuverlässig, weil Sempronius auch nicht apodiktisch beweisen könne, dafs er einen Vater gehabt habe, ob er solches gleich gewifs wisse. Mit solchen Vertheidigungen und Beweisen dürfte wohl so wenig der Sache als dem würdigen Manne, der hier vertheidiget werden sollte, gedient seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Januar 1801.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, b. d. Gebrüd. Gädicke: *Kleine mineralogiſche Schriften* von *Joh. Carl Wilh. Voigt. Zweyter* Theil 1800. 228 S. 8. (20 gr.)

Der erſte Theil dieſer kleinen Schriften erſchien 1799, und iſt in A. L. Z. Nr. 340. angezeigt. Auch dieſer vorliegende Theil enthält manches Intereſſante. I. *Bemerkungen über Gebirge, geſammelt in den Jahren* 1792 *bis* 1794 von Dr. *J. H. Autenrieth*, jetzt öffentl. Lehrer der Anatomie in Tübingen. Der ſchon aus anatomiſchen und phyſiologiſchen Abhandlungen dem Publicum vortheilhaft bekannte, fleiſsige Vf. liefert hier einen ſehr willkommenen Beytrag zur Gebirgskunde, welcher auch für die Geognoſten Intereſſe hat. Er ſammelte die hier vorgetragenen Bemerkungen auf einer Reiſe durch den mittleren Theil von Europa, von dem mittelländiſchen Meere bis an die Nordſee, und vergleicht dieſelben hin und wieder mit ſeinen Erfahrungen über einen Theil der nordamerikaniſchen Küſten. Der Aufſatz iſt durchaus keines Auszuges fähig, wird aber von jedem Mineralogen mit Vergnügen geleſen werden, da er nicht bloſs trockene Beobachtungen, ſondern auch überall gründliches Raiſonnement, enthält. II. *Ueber Stein- und Braunkohle v. d. Herausg.* Schon im erſten Theile giebt der Vf. an, daſs er die Steinkohlen- und Braunkohlen für ganz verſchiedene Gattungen halte, und führt ſeine Meynung nun in dieſem Aufſatze weiter aus; zur Steinkohlengattung zählt er Schiefer- und Blätterkohle, Kohlenſchiefer, Ruſs- und Lettenkohle; zu der Braunkohlengattung: bituminöſes Holz, Pech- Kennel- Glanz-Stangen- Braunkohle, braune und graue bituminöſe Holzerde, Moor- und Grobkohle. Die Benennung Braunkohle für die zweyte Gattung des Erdharzgeſchlechts, hat der Vf. lieber gewählt, als bituminöſes Holz, weil die meiſten hieher gezählten Arten mehr braun als ſchwarz, und zum Unterſchiede von den eigentlichen oder ſelbſtſtändigen Steinkohlen von jeher Braunkohlen genannt worden ſind. Die Leſer werden ſogleich bemerken, daſs mehrere neue Arten hier aufgeführt ſind: als Ruſs und Lettenkohle und graue bituminöſe Holzerde. Der Vf. geht alle oben angegebenen Arten noch beſonders durch. Die Schieferkohle iſt von der älteſten Formation, findet ſich immer nur in der Nähe des Urgebirges und in ehemaligen Vertiefungen ziemlich hoher Punkte deſſelben, nie aber in aufgeſchwemmten Gebirgen. Die Ruſskohle fand der Vf. nur einmal in den Steinkohlenwerken bey Stockheim im Bambergiſchen; ſie iſt von Hn. *Schreiber* im erſten Theile dieſer Schrift näher beſchrieben, welcher ſie Erdkohle und die zwiſchenliegende ſehr zerbrechliche Schieferkohle Pechkohle nennt. Ihre Theile haben äuſserſt wenigen Zuſammenhalt; die Farbe iſt nicht bräunlich, ſondern vollkommen ſchwarz. Lettenkohle nennt der Vf. die im Flötzkalkgebirge vorkommende zwiſchen Lettenſchichten liegende Steinkohle. — Das bituminöſe Holz gehe in Pechkohle über, wie man es nicht an einzelnen Kabinettſtücken, wohl aber im Groſsen und in den Gruben deutlich bemerkt. Beide haben auch den gleich eigenthümlichen Geruch beym Verbrennen. Gagat und Pechkohle ſcheinen eins zu ſeyn; der ſeltene ſogenannte ſchwarze Bernſtein aus Preuſsen iſt gleichfalls nichts anderes, und wird dort immer bey den Bernſteinarten mit bituminöſem Holze zugleich gefunden. Die Kennelkohle ſey auch wohl nichts anders als Pechkohle, und unterſcheide ſich nur durch die graulichſchwarze Farbe und matten Glanz, auch durch die röthliche Aſche, welche bey der Pechkohle ganz weiſs iſt. Auch Glanz- und Stangenkohle gehören hieher. Die letztere iſt wohl bloſs zufällig in ſtänglich abgeſonderte Stücke getrennt, und die ſenkrecht hinablaufenden Trennungen verlieren ſich ganz in der unterliegenden Glanzkohle. Uebrigens iſt die engliſche Stangenkohle von der am Meiſsner ſehr verſchieden; denn letztere brennt und raucht nicht im Feuer, welches die engliſche beides ſehr ſtark thut. Die graue bituminöſe Holzerde iſt dem Vf. nur in dem bituminöſen Erdlager bey Helbra im Mannsfeldſchen vorgekommen, ſie entzündet ſich ſehr leicht und ſchwitzt abtropfendes Erdharz aus. Zu noch mehrerer Verſtändlichkeit fügt der Vf. ein Verzeichniſs der Stein- und Braunkohlenarten bey, wie er ſie in ſeiner Sammlung geordnet hat. III. *Ueberſicht aller im Kurf. Henneberg liegenden*, in der hieſigen Quatemberberggelderrechnung, Quartal Reminiscere 1798 noch aufgeführten gang- und ungangbaren gewerkſchaftlichen und Eigenlöhner *Eiſenſtein-Gruben und Zechen*, nach der Streng- und Leichtflüſsigkeit, auch Brauchbarkeit ihrer Produkte, im hoh- oder hieſigen Blauofenfeuer. Eine zweckmäſsige Tabelle auf drey Quartſeiten, welche die Namen der Arbeiter und Gruben, die Producte, die Beſchreibung der Lage und den Zuſammenhang der Gegend, der Züge und Gebirgsarten im Allgemeinen angiebt. IV. *Nachricht von einer beſonderen Steinkohlenformation* v. *Herausg.* Dieſe Steinkohlen nähern ſich einigermaſsen der Schieferkohle, welche der Vf. ſchon oben unter der Benennung Lettenkohlen aufgeführt hat. Sie kommen im Weimarſchen zwiſchen den Schichten des jüngſten Flötzkalks

in einer Lettenſchichte vor, ſind ſehr weit verbreitet, aber nur wenig bauwürdig; bey Mattſtedt, wo ſich mehrerere vortheilhafte Umſtände für den Bergbau vereinigen, wird darauf gearbeitet. V. *Mineralogiſche Reiſe ins Schwarzburg-Rudolſtädtſche v. Herausg.* Der Vf. wurde eigentlich zu dieſer Reiſe durch die Abſicht veranlaſst, Steinkohlen aufzuſuchen; ungeachtet er aber dieſe nicht fand: ſo machte er doch manche Bemerkung, die vielleicht in der Folge noch wichtiger werden kann; ſo glaubt er z. B. daſs die Goldwäſche an der Schwarze wahrſcheinlich nur deswegen eingegangen ſey, weil die Alten zu roh dabey zu Werke giengen und zu vieles verloren gehen lieſsen. Uebrigens konnte er, alles Nachforſchens ungeachtet, nicht entdecken, wie das Gold eigentlich im Gebirge vorkomme. VI. *Einige Verſuche mit Stein- und Braunkohlenarten im Feuer v. Herausg.* Die Steinkohlen- und Braunkohlen-Arten ſind in Rückſicht ihrer Beſtandtheile ſowohl, als ihres Verhaltens im Feuer, noch am wenigſten aufmerkſam unterſucht; der Vf. verdient daher Dank, daſs er einen Schritt auf dieſer Bahn vorwärts thut, um ſo mehr, da aus genauen Beobachtungen über das Verhalten dieſer Subſtanzen im Feuer wohl manche praktiſche Reſultate von groſsem Nutzen hervorgehen könnten. Der Vf. brachte die Proben unter die Muffel, und giebt theils die Veränderungen überhaupt, theils die Gewichtsabnahme in einer beſtimmten Zeit an. VII. *Einige Worte über die Recenſion der zweyten Auflage meiner praktiſchen Gebirgskunde in d. A. L. Z. v.* 27ten *März* 1799. *v. Herausg.* Der Vf. vertheidigt ſich hier in einem gemäſsigten Tone gegen einige Einwürfe, und führt meiſtens die Natur ſelbſt für ſeine Behauptungen an. Vorzüglich ſucht er ſeine Behauptung, daſs der Thonſchiefer nicht zu den Flötzgebirgen gehöre, aufrecht zu erhalten. VIII. *Geognoſtiſche Bemerkungen aus des Grafen Macartney Geſandſchaftsreiſe nach China, von Sir George Staunton.* (Beſchluſs des im erſten Theile abgebrochenen Auszuges). Da die Beſchreibung dieſer Reiſe unter mehr als einer Geſtalt auf deutſchen Boden verpflanzt iſt: ſo würde es überflüſsig ſeyn, bey dieſem Auszuge zu verweilen. IV. *Verbeſſerungen und Zuſätze zu einigen Abhandlungen des erſten Theils dieſer Schriften, v. Herausg.* Dieſe hat der Vf. aus eingelaufenen Briefen entlehnt: ſie betreffen vorzüglich das bituminöſe Holz, den Flötzſandſtein und den preuſsiſchen Bernſtein, und ſind keiner näheren Anzeige fähig. Die Freunde der Mineralogie werden dem Vf. gewiſs für die Forſetzung dieſer kleinen Schriften Dank wiſſen.

Nürnberg, a. K. d. Vfs.: *Verzeichniſs meiner Inſectenſammlung*, oder *Entomologiſches Handbuch für Liebhaber und Sammler*, von *Jacob Sturm. Erſtes* Heft mit vier ausgemalten Kupfert. 1800. XVI. und 112 S. gr. 8.

Die Anlage zu dieſem Buche hat manches Aehnliche mit dem *Schkuhriſchen* Handbuche für die Botanik, und für den Inſectenfreund verſpricht dieſes gleiche Brauchbarkeit. Rec. hätte die erſte Hälfte des Titels weggelaſſen, weil es manchen verleiten wird, zu glauben, hier ein ähnliches Verzeichniſs zu finden, wie der Vf. ſchon früher einige geliefert hat. Das gegenwärtige Werk darf aber in der That auf den Namen eines Handbuchs Anſpruch machen.

Nach einer kurzen allgemeinen Betrachtung der Käfer geht der Vf. ſogleich zu den Gattungen über, von denen dieſes Heft folgende enthält: *Lethrus, Geotrupes, Aphodius, Scarabaeus, Onitis, Actinophorus* Creuzer, *Copris.* Bey jeder Gattung findet man eine umſtändliche Beſchreibung der Mundtheile und der übrigen Theile des Körpers, dann alle die Arten, die Hr. *Sturm* beſitzt, mit ihrer, ſehr oft aus eigner Prüfung entlehnten Diagnoſe, ihrer Ausmeſſung, einer ausgewählten Synonymie, mit nähern Beſchreibungen oder Bezeichnungen, mit der Angabe des Wohnorts und des Vaterlands, und öfters mit Bemerkungen mancherley Art begleitet. Aus jeder Gattung iſt allemal wenigſtens eine Art mit der Zergliederung ihrer Theile abgebildet. Von neuen oder ſehr ſeltnen Arten findet man auch die Abbildungen. Dieſes erſte Heft enthält 94 Arten. Es iſt nicht zu leugnen, daſs die ausnehmend ſaubern, richtigen und deutlichen Abbildungen am meiſten dazu beytragen können, richtige Begriffe von den Gattungskennzeichen zu verbreiten, und dadurch die Bekanntſchaft mit dem ſo manchen Schwierigkeiten unterworfnen, aber unentbehrlichen, Fabriciſchen Syſteme zu erleichtern. Abgebildet ſind: *Lethrus Cephalotes* mit der Zergliederung, *Geotrupes punctatus* (der gewiſs nur Abart des *Monodon* iſt) die Mundtheile, Fühlhörner, Füſse, Flügel, Schildchen von *G. Monodon*, *Aphodius Foſſor* die einzelnen Theile, *A. ruſipes* Kinnbacken, Fühlhörner und Schildchen, *A. Thermicola* Creutz. *arenarius* (des preuſs. Käf. Verz.) *pubescens* neue Art, die dem *contaminatus* verwandt iſt. Ferner *Scarabaeus hemisphaericus* Oliv. *levigatus* Fab. Supl.) *Stercorarius* mit allen ſeinen Theilen; *Onitis Clinias* F, *Vandellii* Schneider (der nach der Ueberſetzung von *Oliviers* Entom. deſſen *Copris Jon* iſt), *Actinophorus* (*Copris* Fab.) *ſacer* mit der Zergliederung, *ſinuatus* Oliv., *Geoffroy* Panz. der Vorderfuſs, *pilularius* Fab. mit dem Vorderfuſse. (Die Vorderfüſse hat Hr. *Sturm* abgebildet, um zu zeigen, daſs der bewegliche Dorn an den Schienbeinen bey *Geoffroy* abgeſtutzt, bey *pilularius* aber ſpitzig ſey. Dieſs iſt aber nicht beſtändig. Rec. hat unter mehrern Stücken des *Geoffroy* einige mit abgeſtutztem, die meiſten mit ſpitzem Dorne gefunden, und eine ſolche Abänderung noch bey mehrern Miſtkäferarten bemerkt. Daſs die neue Gattung *Actinophorus*, ſo viel Einſchmeichelndes ſie auch hat, ſich durch ſtandhafte Unterſchiede erhalten werde, möchten wir wohl bezweifeln). Dann *Copris lunaris* einzelne Theile, *Hiſpana*, *Alces* m. f. *lucida* Hellw. *affinis* neue Art, dem *ruchicornis* ähnlich. Der Fleiſs in der Ausarbeitung des Textes iſt allenthalben ſichtbar. So unverkennbar der Vf. um eine richtige Synonymie bemüht geweſen iſt: ſo hätte Rec. doch manche Erinnerungen zu machen, die er aber für ei-

nen

nen andern Ort auffpart. Er wünfcht, dafs das zweyte Heft recht bald erfcheine; zugleich aber auch, dafs der Vf., wie es auch im Grunde der Name des Werks fchon fodert, nur folche Gattungen liefere, von denen er die Arten in der Natur vergleichen kann, und dafs er nicht, wie er zu thun willens ift, Copieen nach andern Abbildungen beyfüge, wo ihm eine Gattung abgeht. Die Folge der Gattungen ift ja noch nicht fo feft beftimmt, dafs er nicht davon abweichen dürfte. Erft am Ende des Ganzen, kann er, durch Entlehnung der Abbildungen Andrer, die dann noch vorhandnen Lücken ergänzen. Richtigkeit der Abbildungen ift dasjenige, was feine Arbeiten fo fehr empfiehlt, und daher mufs er uns nur eigne Zeichnungen liefern.

Körten, in Commiff. b. Aue: *Naturgefchichte der Land- und Waffervögel des nördlichen Deutfchlands und angränzender Länder*, nach eignen Erfahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet, von *Joh. Andreas Naumann. Dritter Band, drittes u. viertes Heft.* 1800. Jedes 3 Bog. Text. 8. und 8 illum. Kupfert. in fol. (3 Rthlr. 12 gr.)

Den Anfang machen in dem dritten Hefte diefes jedem Ornithologen wichtigen Werkes die Fortfetzung von Abbildungen und Befchreibungen verfchiedener Strandläufer, die gewöhnlich nach Bechfteins Naturgefchichte Deutfchlandes benannt, aber nicht immer die mit dem Namen in diefem Werke bezeichneten Vögel find, worüber wir aber um fo weniger mit dem Vf. rechten dürfen, da wir ihn nicht als gelehrten Naturforfcher, fondern nur als Beobachter, zu beurtheilen haben. Zuerft ift unter dem Namen der kleinen *Pfuhlfchnepfe* oder *kleiner Hennik* ein dem Tab. 7. Fig. 7. bereits abgebildeten fehr ähnlicher, aber kleinerer, Vogel befchrieben, der offenbar mit dem *pl. enl.* 876. vorgeftellte einerley, zuverläfsig aber, ob gleich die *pl. enl.* die Unterfchrift hat, und Buffon fie bey *Briffon's Barge grife* anführt, diefe nicht. Sie foll nach dem Vf. felten feyn, und im Auguft und April ihren Zug halten. Unter dem Namen der *fchwarze Strandläufer* ift *Tringa ochropus* befchrieben, und ungewöhnlich klein, nämlich nur 9 Zoll lang angegeben; diefe Angabe ungewöhnlich kleiner Gröfse glaubt Rec. bey mehreren Strandläufern nicht blofs in der Befchreibung, fondern auch in den Abbildungen, zu bemerken. Derjenige Vogel, den Hr. N. den *gefleckten Strandläufer* oder *Kamitsvogel* nennt, ift diefer letztere nicht, fondern wahrfcheinlich *Tringa Glareola* des Linné, welche diefer für das Weibchen der vorhergehenden Art hält. Sie ift nur 7 Zoll lang, und in der Farbe der *Tringa varia* fehr ähnlich, in der Bildung des Schnabels fo wie in der Gröfse aber hinlänglich von ihr verfchieden. Obgleich Hr. N. bey der folgenden Art, den *grauen Sandläufer*, die Benennungen: *bunter, mittlerer Sandläufer, Meerlerche*, welche *Tringa Cinclus* bezeichnen, als die ihm zukommenden angiebt: fo ift er doch diefes nicht, fondern *Tringa Hypoleucos*, und dagegen derjenige Vogel, den er *braunen Sandläufer, Alpenftrandvogel, Drinlin* u. f. w. nennt, mithin für *Tringa alpina* hält, Linnés *Tringa Cinclus*. Aber freylich bemerkt der Vf. mit Recht, dafs diefer letztere *Tringa Cinclus* ein altes, jener *Tringa alpina* ein junges Männchen derfelben Art fey; auch find beide hier abgebildet. Die *rothbrüftige* oder *rothbäuchige Schnepfe* ift *Tringa islandica*, die wahrfcheinlich Güldenftädt und Bechftein *Scolopax fubarquata* nennen. Die zuletzt befchriebene Art ift *Tringa pufilla*.

Den Strandläufern folgt die 21te *Claffe* des Vfs., welche „die *Waffer-* oder *Sumpfvögel* aus dem *Rei-*„*hergefchlecht*, mit langen Schnäbeln, welche an „der Wurzel ftark, und nach der Spitze von allen „Seiten fpitz zulaufen" begreift, und in zwey Unterabtheilungen *Störche* und *Reiher* zerlegt ift, von denen der *weifse* und *fchwarze Storch*, der *gemeine* und *grofse Reiher*, der *Quackreiher*, der *grofse* und der *kleine Rohrdommel* hier abgebildet find. (Von dem weifsen Storche behauptet Hr. N., dafs er nie Kröten freffe, fondern fie nur anfpiefse und den Bauch aufreifse).

Die 22te *Claffe* enthält „die *Waffervögel* aus dem „*Hühnergefchlecht* (diefs foll wohl heifsen: die den „Hühnern ähneln), mit gefpaltenen Füfsen, welche „etwas längere, jedoch nicht fo runde, fondern von „beiden Seiten zufammengedrücktere Schnäbel ha-„ben, als die Wald- und Feldhühner." Auch bey diefen nimmt Hr. N. zwey Unterabtheilungen an. 1) *Waffer-hühner* mit kahler fchwüliger Stirnhaut, von denen das *rothbläfsige Waffer-huhn* (*Fulica Chloropus*), deffen merkwürdige von dem Vf. zuerft beobachtete Erziehung der Jungen von der zweyten Brut, durch die von der erften Brut, hier artig befchrieben wird) und das *weifsbläfsige Waffer-huhn* (*F. atra*) hier vorkommen, und 2) *Waffer-hühner* ohne kahle fchwülige Haut, von denen hier das *langfchnäbliche* (*Rallus aquaticus*), das *gefprenkelte* (*R. Porzana*) und *kleine Waffer-huhn* (*R. pufillus*) abgebildet und befchrieben find.

Aus der 23ten *Claffe*, den *Patfchfüfsen* mit zugefpitzten Schnäbeln, wozu 1) die *Meven*, und 2) die *Seefchwalben* gezählt werden, find hier nur auf derfelben Tafel *Larus ridibundus* und *L. naevius* des Linné (nicht der den Gmelin fo nennt, auch nicht, wie der Vf. angiebt *L. canus*) abgebildet, und mit Recht diefer als ein Junges von jenem angegeben, und beide unter den gemeinfchaftlichen Namen der *gemeinen Meve* befchrieben.

Weimar, im Induftrie-Compt.: *Thomas Pennant's allgemeine Ueberficht der vierfüfsigen Thiere.* Aus dem Engl. überfetzt und mit Anmerkungen und Zufätzen verfehen von *Joh. Matthäus Bechftein. Zweyter* Band. Mit (20) Kupfert. 1800. 340 S. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Daffelbe günftige Urtheil, welches wir über den erften Band diefer Ueberfetzung fällten (A. L. Z. 1800. Nr. 185.), verdient auch diefer Band vollkommen. Das ganze Werk hat überdiefs durch einen vom Ueberf. ausgearbeiteten Anhang: die *Quadrupeden* nach

nach ihren Kennzeichen der Art, in welchem das vom Vf. angenommene Rayiſche Syſtem beybehalten, die Kennzeichen der Arten aber wie im Linnéſchen Syſteme gröſstentheils nach den Farben beſtimmt ſind, einen groſsen Vorzug, und, durch das angehängte Regiſter, mehrere Brauchbarkeit erhalten.

STATISTIK.

WIEN, a. K. d. Vfs.: *Skizze einer ſtatiſtiſchen Schilderung des öſterreichiſchen Staats* in Rückſicht auf ſeine geographiſch und phyſikaliſche Landesbeſchaffenheit, Bevölkerung, Landwirthſchaft, Bergbau, Gewerbe, Gewerbsanſtalten, Künſte, Wiſſenſchaften, Handlung und Frachtweſen etc. und mit Bemerkungen über das Staatsintereſſe dieſer Monarchie, in Hinſicht auf jene Gegenſtände. Von *Joſeph Marx Freyherr von Lichtenſtern*. 1800. 202 S. 8. (8 gr.)

Dieſes kleine Werk enthält ſehr umſtändliche und wichtige Nachrichten und Bemerkungen über alle die Gegenſtände, die auf dem Titel genannt ſind. Der Vf. ſcheint mit ſeinem Gegenſtande vertraut zu ſeyn, und aus den neueſten und beſten Quellen geſchöpft zu haben. Man ſieht nicht, dafs er in irgend einer beſondern Rückſicht ſchreibt, und er zeigt die Mängel eben ſo freymüthig an, als er gern das Gute aller Art heraushebt. Schade, dafs ſeine Sprache fehlerhaft, ſteif und langweilig iſt! — Die ſtatiſtiſchen Data, die er liefert, gehen von denen, die man bey *de Luca* findet, merklich ab, welches ſich ſchon von der Verſchiedenheit der Zeit erwarten läſst, in der beide geſchrieben haben. Die geſammten Länder der öſterreichiſchen Monarchie ſetzt er, vor dem Frieden v. Campo Formio, auf 11,218 mit den ſeitdem erworbenen Beſitzungen der ehemaligen Republik Venedig aber auf mehr als 12,000 geograph. Quadratmeilen. — In den Ländern dieſer Monarchie, in der mittlern Breite von 48° 43′ iſt die Länge eines Meridiangrades 58,655 Wiener Klafter. — S. 27. die öſterreichiſche Monarchie beſitzt faſt unter allen europäiſchen Staaten den gröſsten Productenreichthum aus allen drey Naturreichen. In ihr ſind alle Erzeugniſſe dieſes Welttheils vereiniget, wenn man einige Naſchereyen der ſüdlichen Länder ausnimmt. — Die Bevölkerung, ohne Venedig, giebt er zu 23,400,000 Perſonen an, und mit Einſchluſs der neuen venezianiſchen Provinzen zu 25,850,000 (eine Bevölkerung, die man doch etwas bezweifeln möchte, da die Niederlande und das Herzogthum Mailand nicht mehr mitgerechnet ſind). Alſo kommen 2154 Seelen auf die Quadratmeile, in Ungarn, Kroatien und Slavonien nur 1894, in Siebenbürgen, die Gränztruppen mitgezählt, 1704, in Galizien 2033, im ganzen öſterreichiſchen Kreiſe 2041, in Böhmen, Mähren und Schleſien 2990. — Das Militär im Frieden, mit den Tſchaikiſten und Gränztruppen, beträgt an 300,000 Mann, und die Zahl aller zu dieſem Stande gehörigen Perſonen 800,000. — Die Bauern und alle bey der Landwirthſchaft befindlichen Menſchen, 10,800,000. — Die Zahl der Deutſchen, 6,360,000. — Der Slaviſchen Völker wenigſtens 12,300,000. — Ungarn 3,340,000. — Italiäner, ohne Venedig 200,000. — Wallachen 700,000. — 1200 Städte, faſt 2000 Märkte, über 60,000 Dörfer. — Ueber 900 Schriftſteller, worunter 720 Deutſche. — S. 54. ſind die öſterreichiſchen Gelehrten, in Vergleichung mit dem, was in andern europäiſchen Ländern gethan worden iſt, wohl etwas zu ſehr erhoben. — Auf vier Schriftſteller rechnet er jährlich ein literariſches Product. Unter ihnen befinden ſich jetzt 4 fürſtliche Perſonen, 21 Grafen, 35 Freyherrn und noch ungleich mehr Ritter und Edelleute. Die gröſsten Fortſchritte der Geiſtescultur geſchehen in Böhmen, wo auch, nach Wien, die mehreſten Schriftſteller ſind. — S. 71. beynahe ⅓ der Monarchie werden noch wenig benutzt; doch ſind hier Weſtgalizien und die venetianiſchen Provinzen auszunehmen. Man rechnet die fruchttragende Oberflächen 6625 geogr. Quadratmeilen, alſo bleiben noch 3975 zu den Wohngebäuden, Strafsen, Flüſſen, und wenigſtens ⅓ an ganz öden Gründen übrig. — Von obgedachter Oberfläche hat man 1789 an Nutzung von Getreide, Gräſerey, Holz, Vieh, Handelsgewächſen und Flüſſen 363 Millionen Gulden berechnet. — Faſt überall liegt ⅓ von allem Pfluglande brach. — Beynahe der 6te Theil der ganzen fruchtbringenden Oberfläche iſt mit Holz bewachſen, wovon wenigſtens ⅓ nutzlos zu Grunde geht. — Im Wieſenbau iſt man noch ſehr zurück. — Das Forſtweſen wird ſehr getadelt. — In Ungarn werden jährlich über 160,000 Mark Silber gewonnen; — Kupfer in der ganzen Monarchie 60,000 Centner jährlich. — Queckſilber in Idria 5000 Centner. — Die jährliche Salzerzeugung in den ſämmtlichen Staaten beträgt 3,600,000 Centner; — der Geldwerth aller erzeugten Metalle, Salze, Brennſtoffe und übrigen Mineralien faſt 47 Millionen Gulden; wovon die Baukoſten nicht ⅔ betragen. — Das Verdienſt der Handwerker und Künſtler, und was dem Strafsengewerbe dadurch zu Gute kommt, wird zu 250 Mill. Gulden gerechnet; der Werth der verfertigten Waaren zu 350 Mill. Gulden, wovon der Werth des rohen Materials ſich beynahe auf 70 Mill. Gulden beläuft. — Mit Fabriken im Groſsen will es nicht fort. Die mancherley Urſachen davon ſind ſehr richtig angegeben. — Die ganze jährliche Ausfuhr beträgt 21 Mill. Guld.; die Einfuhr 22½ Mill. Guld. Alſo 1½ Mill. Verluſt. Da aber von den eingeführten Waaren ungefähr 2½ Mill. wieder auſser Landes gehen: ſo gewinnt Oeſterreich bey ſeinem Handel 1 Million. — Die öſterreichiſche Seeküſte wird jährlich von mehr als 14,000 gröſsern und kleinern Fahrzeugen beſucht, von denen jetzt 2400 Nationalfahrzeuge ſind. — Auſser den ſchon im allgemeinen getadelten Fehlern des Stils hat der Vf. auch viele der öſtreichiſchen Mundart. So ſchreibt er Mitteln, Artikeln etc. ſtatt Mittel etc.; Konſummo ſtatt Conſumtion, ausgenohmen, abgezohen etc. ſtatt ausgenommen, abgezogen etc. Holzſchwender ſtatt Holzverſchwender. — Ganz undeutſch iſt S. 56. „Nur wenn es ſich um die Erhaltung ihrer Verfaſſung handelt" etc. *lorsqu'il ne s'agit que* etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Januar 1801.

PHILOLOGIE.

CAMBRIDGE, gedr. von Hodfon, auf Koften des Vfs., und LONDON, b. den Robinfons u. a.: *Etymologicon Magnum*, or, *Univerfal Etymological Dictionary, on a new Plan.* With Illuftrations drawn from various Languages: Engliſh, Gothic, Saxon, German, Daniſh etc. etc. Greek, Latin, — French, Italian, Spaniſh, — Galic, Iriſh, Welſh, Bretagne etc. The Dialects of the Slavonic, and the Eaſtern Languages, Hebrew, Arabic, Perſian, Sanſcrit, Gipſey, Coptic etc. etc. Part the Firſt. 1800. XL u. 507 S. gr. 4.

Der unter der Vorrede dieſes merkwürdigen Werks genannte Vf., *Walter Whiter*, ein junger Gelehrter zu Cambridge, hat ſich unlängſt durch *Specimens of Obſervations on Shakſpeare*, als einen feinen, ſcharfſinnigen Kunſtrichter gezeigt; und hier macht er den Anfang, eine mit mühſamer Forſchung veranſtaltete Arbeit zu liefern, deren Plan und Ausführung die Aufmerkſamkeit jedes Sprachforſchers verdient. Eine etwas ausführliche Anzeige dieſes Werks, in ſeiner erſten Neuheit, wird daher auch vielen Lefern dieſer Blätter nicht unwillkommen ſeyn.

Ueberzeugt von der Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit aller bisherigen Unterſuchungen über den Urſprung der Wörter oder die Wortforſchung im Allgemeinen, war der Vf. auf eine neue Verfahrungsart dabey, und vornehmlich auf einen feſten Grundſatz dieſes Studiums bedacht. Ihm war es indeſs nicht ſowohl um die Auffindung eines neuen, als um die Anwendung eines ſchon bekannten Princips, zu thun; und dieſs glaubte er am ſicherſten aus einem bekannten, unſtreitigen und überall ſichtbaren Factum herleiten zu können. Der bisherige Zuſtand der Etymologie ſchien ihm der unvollkommenen Kunſt der *Arithmetik* gleich zu ſeyn, die ſich bloſs mit einzelnen Fällen beſchäftigt; und er glaubte, die Generaliſirung der Lehre von der Sprache müſſe, wenn ſie ſich zu Stande bringen lieſse, mit der Wiſſenſchaft der *Algebra* zu vergleichen ſeyn. Die ſpäte Erfindung dieſer letzten, und die Einfachheit ihrer erſten Gründe, beſtärkte ihn noch mehr in der Hoffnung, daſs die Sprachforſchung ähnlichen Gewinn erhalten könne. Bey der Aufſuchung eines allgemeinen Princips derſelben hielt er ſich zunächſt an die allergangbarſten Wörter, und glaubte auf eine allgemeine Gleichförmigkeit der Sprachen aus der Wahrnehmung ſchlieſſen zu können, daſs ſich in dergleichen, durch ihren häufigen Gebrauch der Veränderung ſo ſehr unterworfenen Wörtern, z. B. in dem Worte *Father* (Vater) eine ſo auffallende Gleichförmigkeit findet. Dabey aber zeigte ſich, daſs dieſe Gleichheit der Wörter mehrerer Sprachen, die den nämlichen Begriff bezeichnen, nicht in der Einerleyheit der Vocale, ſondern der *Conſonanten* zu ſuchen ſey, und daſs auch dieſe nicht durchgehends die nämlichen, aber doch verwandt (*cognate*), oder von der nämlichen Art ſind. Die Conſonanten müſſen daher ganz allein als Darſteller des Worts bey der Wortforſchung angeſehen, und die Vocale ganz aus der Acht gelaſſen werden. Hierauf kommt Alles an, ſowohl in Hinſicht auf die Gleichförmigkeit gleichbedeutender Wörter in mehrern Sprachen, als in der Aufſuchung der mit einander verwandten, und von einander abgeleiteten Wörter. Dabey muſs man ſich gewöhnen, die Wörter in ihrer abſtracten, einfachen Geſtalt zu betrachten, in ſofern ſie bloſs aus jenen verwandten oder gleichartigen Conſonanten beſtehen, frey von aller Ueberladung und fremden Zuthat, wodurch ſie den Anſchein der Verſchiedenheit erhalten, und wodurch ihre Verwandtſchaft dem Auge auf den erſten Anblick entzogen wird. An ſich iſt zwar dieſe Bemerkung den bisherigen Wortforſchern nicht entgangen; keiner von ihnen aber hat ſie zur feſten Grundlage eines Syſtems benutzt, durch Beweiſe beſtätigt, oder durch Beyſpiele erläutert. (Wäre unſers *Fulda's* Sammlung Germaniſcher Wurzelwörter dem Vf. bekannt geweſen: ſo würde er freylich dieſs nicht ſo unbedingt behauptet haben; doch davon unten.) Gemeiniglich leitet man Wörter von einander ab, die an Geſtalt und Bildung einander völlig unähnlich ſind, ohne dazu weitern Grund zu haben, als willkürliches Gutdünken. Der wahre Grund der Gleichheit bey aller anſcheinenden Ungleichheit, blieb den Wortforſchern verborgen.

Verwandte Conſonanten, die oft mit einander vertauſcht oder in einander verwandelt werden, ſind erſtlich *P*, *B*, *F* und *M*, wie an der Umformung der griechiſchen Verben gezeigt wird. Eben ſo ſind auch *T*, *D*, *Th*, *K*, *G*, *Ch*, *S* und *Z*, mit einander verwandt. Der gemiſchte Laut, *T-D-S-Th*, in den menſchlichen Sprachorganen, iſt in jeder Sprache bemerkbar; beſonders giebt es dergleichen gemiſchte Laute häufig in den morgenländiſchen Sprachen. Aus dieſer Bemerkung über die Miſchung ähnlicher Laute, die zuweilen durch einen einzigen Buchſtaben angedeutet wird (wie z. B. dem Engländer das *t* in dem Worte *nation* den Laut *ſh* oder *ſch*, und in *much* das *ch* ein *tſch* andeutet), folgert der Vf. eine für die Sprachforſchung wichtige Regel. Die beiden An-

fangsbuchſtaben der Wörter, zwiſchen welche kein Vocal eingeſchaltet wird, können zuweilen wohl die Wurzel angeben, oft aber auch laſſen ſie ſich bloſs als Zeichen betrachten, welche eine Verbindung der dem erſten Buchſtaben eigenen Laute bezeichnen. Dieſe gehören dann zu Einer Wurzel, und finden ſich vielleicht einzeln in andern damit verwandten Wörtern. Zwiſchen die zwey Buchſtaben, z. B. *ST*, *SR*, *TR*, wird auch zuweilen ein Hauchvocal eingeſchaltet, und jene deuten nur die Miſchung des Lauts an. Aus *TSR* kann z. B. *Ta SR* oder *Te SR* werden. — Wollte man glauben, der Vf. habe ſich hiedurch ein zu weites Feld und einen zu freyen Spielraum für Ableitungen und Verwandſchaften der Wörter eröffnet: ſo bemerkt er mit Recht, daſs dieſe Vielfachheit der Abänderungen nicht dem zur Laſt fallen könne, der ſie nicht veranlaſst hat. Es kommt nur darauf an, die Anzahl dieſer Abänderungen und Umwandlungen genau zu beſtimmen, und die Natur derſelben feſtzuſetzen. Alsdann wird man, bey aller ihrer Menge, doch Gleichförmigkeit und Regelmäſsigkeit genug entdecken, und ihre öftere Wiederkehr in ſo vielen Fällen wird ſie am Ende dem Wortforſcher ganz geläufig machen. Immer aber bleibt noch viel zu thun übrig, ehe man dieſe Gleichförmigkeit zum Behuf einer Theorie anwenden kann, durch welche ſich die eigentliche Natur einer allgemeinen Sprache oder einer Urſprache, der Grundlage nach, völlig entwickeln laſst. Beym nähern Studium der morgenländiſchen Sprachen fand der Vf. ſein Princip überall beſtätigt. Hier kommt Alles, wie bekannt, nur auf die Conſonanten an; die Vocale kommen dabey wenig oder gar nicht in Betracht. Freylich aber gilt dieſs nicht vom Sprechen, ſondern vom *Schreiben* der Wörter, und man ſieht daraus, daſs zur Darſtellung derſelben die Vocale nicht weſentlich nothwendig ſind. Die Conſonanten reichen allein ſchon hin, im Verſtande die anzudeutende Vorſtellung zu erregen. Dieſs ſchien daher dem Vf. auch auf die abendländiſchen Sprachen anwendbar zu ſeyn. Er unterſuchte die verſchiedenen Bedeutungen des Wurzellauts *CP*, und fand, daſs derſelbe, mit verſchiedenen Vocalpunkten verſehen, im Engliſchen eine Art von Kleidung — ein Trinkgefäſs — eine Bedeckung des Haupts u. ſ. f. andeute, nämlich in den Wörtern *Cope*, eine ehemalige Prieſterkleidung, *Cup*, ein Becher, *Cap*, eine Kappe u. ſ. f. Bey allen liegt der nämliche Hauptbegriff zum Grunde; und der Wurzellaut *CP* hat daher urſprünglich die Andeutung des Begriffs vom *Halten* — *Faſſen* — *Einſchlieſsen* u. ſ. f.

Bey den hebräiſchen Lexicographen fand der Vf. zwar ſchon die Ahndung ſeines Grundſatzes, aber doch noch in ſehr beſchränktem Maaſse. Nur bloſs diejenigen Wörter ſahen ſie als in der Hauptbedeutung übereinſtimmend an, welche die *nämlichen* Conſonanten von gleicher Benennung und Geſtalt haben, ohne darauf zu fallen, daſs es auch noch unter andern Wörtern eine gewiſſe Aehnlichkeit und Verwandſchaft gebe. Ueberhaupt achteten ſie die eigentliche Wortforſchung zu wenig.

Der in einem Stamm von Wörtern, worin die nämlichen Conſonanten vorkommen, durchgängig herrſchende Grundbegriff iſt nicht an die Benennung, ſondern an die Natur des ſymboliſchen Zeichens gebunden. Dieſs letzte iſt willkürlich und wandelbar; aber die Kraft und Eigenthümlichkeit des Symbols bleibt, bey aller Umänderung der Geſtalt und Benennung deſſelben, unverändert. Hierauf nahmen die Verfaſſer hebräiſcher Wörterbücher keine Rückſicht. Es läſst ſich aber annehmen, daſs die bey der Wortbildung in der Einen Sprache wirkenden Grundbeſtimmungen auch in andern Sprachen die nämlichen ſeyn werden. Jetzt war dem Vf. nur noch Ein Schritt zur völligen Feſtſetzung ſeiner Theorie zu thun übrig. Aehnlichkeit unter mehrern Sprachen hatte man überall anerkannt und eingeſtanden; nur hatte man dieſe Wahrnehmung nicht weiter verfolgt. Man dachte nicht daran, daſs eben die auffallende Aehnlichkeit, die ſich in den Wörtern: *Vater*, *Mutter*, *Erde* u. ſ. f. in mehrern Sprachen fand, ſich auch in andern im gemeinen Leben ſehr gangbaren Ausdrücken finden, und daſs es noch andere, gleichſam ſeitenverwandte, Aehnlichkeiten dieſer Art geben werde. Dadurch aber wird die Idee von der Verwandtſchaft der Sprachen gar ſehr erweitert. Auch in den abgeleiteten Wörtern wird man nämlich dieſelben verwandten Conſonanten wieder antreffen. Der Name *Earth (Erde)*, kann auf eine abſtracte Weiſe durch *RTh*, *RTZ*, *RD* u. ſ. f. dargeſtellt werden; und wenn man annimmt, daſs die Bezeichnung des Hauchs oder Vocallauts gemeiniglich vor dem erſten Buchſtaben des Wurzellauts geſchieht: ſo wird die Darſtellung des Worts vollſtändig. Hieraus flieſst die Folgerung oder Vermuthung, daſs durchgängig in *allen* Sprachen, worin ſich dieſe Verwandtſchaft findet, das nämliche Element, oder der nämliche, auf einen gewiſſen Grundbegriff ſich beziehende Wurzellaut, die nämliche Folge von Vorſtellungen hervorbringe. Und hierin wäre daher der wichtige Leitfaden zu ſuchen, der uns ſicher und leicht durch alle die Krümmungen und Irrgänge in dem groſsen Labyrinth der menſchlichen Sprache hindurchführen kann. Hier wäre denn auch das, was man von jeher geſucht, aber noch nie entdeckt hat, die *allgemeine* oder *Urſprache*, die aber freylich nicht in den wandelbaren Formen irgend eines beſondern Syſtems oder Kunſtgebäudes von Sprache zu ſuchen iſt, ſondern in jenen erſten und urſprünglichen *Elementen*, welche durchgängig in der ganzen Maſchinerie der Sprache, überall auf die nämliche Art und zu den nämlichen Zwecken, wirkſam ſind. Der Vf. zeigt die zutreffende Wahrheit ſeines Grundſatzes an dem Beyſpiel des Worts *Earth*, und der damit verwandten Wörter: *garden*, *yard*, *ward*, *farther*, *work* u. ſ. w. Er erinnert indeſs, daſs man bey dieſer Anwendung der Wurzellaute mit Vorſicht verfahren müſſe. Man hat ſie ohne Abſicht, ohne Kenntniſs ihrer Kraft, gebraucht und fortgebraucht, und, bey aller Beſtandheit, vielfaltig abgeändert; und ſo ſind ſie nicht immer ſogleich ſichtbar und auffallend.

Ein Wörterbuch, welches die Wortableitung angeben und nachweiſen ſoll, darf ſich alſo nicht auf irgend

gend eine einzelne Sprache beschränken. Auch läfst sich dabey nicht die alphabetische Ordnung befolgen. Unser Vf. macht mit Erläuterung des Wurzellauts CB den Anfang, weil seine Nachforschung zuerst auf denselben gerieth, und er gern seine Leser durch die nämliche Gedankenreihe, die er befolgte, leiten wollte; und er fand hernach, dafs er von keinem andern Punkte glücklicher hätte ausgehen können. — Uebrigens giebt er in der Einleitung noch von der Methode Rechenschaft, die er bey Erlernung der Sprachen befolgte, und von der gleichfalls von ihm bey diesen Untersuchungen befolgten Maxime, ohne die, wie er mit Recht glaubt, sich nichts Grofses und Wichtiges leisten läfst, nämlich, seinen Gegenstand immer als noch völlig neu und von Andern unbearbeitet anzusehen. Dabey aber liefs er doch die Bemühungen anderer Etymologen nicht aus der Acht, wenigstens der vorzüglichsten, dergleichen für die lateinische Sprache *Voffius* und *Martini*, und für die englische *Skinner* und *Junius* sind. Aus diesem letzten nahm er auch die *deutschen* Wörter. Durch eine genaue Aufmerksamkeit auf die Gebräuche des Landes, auf den Volkscharakter, auf die Lebensart einer Nation, und die Geschichte ihrer Sprache, entdeckte der Vf. im Griechischen, Lateinischen und Englischen die Verwandtschaft vieler Wörter, die auf den ersten Anblick nichts mit einander gemein zu haben, und von völlig ungleichen und unverträglichen Begriffen abzustammen schienen, wobey ihm die Erweiterung seiner Kenntnifs oder die glückliche Auffindung der Zwischen-Idee, immer die erwünschtesten Dienste leistete.

Dieser ganze erste Band beschäftigt sich mit den Wörtern, welche aus den Elementen: *CB*, *CF*, *CP* und *CV* entstanden sind. Zu diesen gehören auch:

G { B, F, P, V } und K { F, B, P, V }

Die allgemeine Angabe der Bedeutungen dieser Wörter oder ihrer Grundbegriffe ist folgende:

„Hohl seyn — enthalten — befassen — einfüllen — einschliefsen — begränzen — zurückhalten — halten — sammeln oder zusammenbringen — zusammenziehen — besitzen oder in Besitz nehmen u. s. f.“

„Daher: 1) Namen von Kleidungen — Gefäfsen — Einfassungen jeder Art, um etwas zur Ruhe zu bringen — Sicherheit — Wohnung — Bequemlichkeit u. s. w.“

„2) Halten — enthalten — sammeln oder zusammenbringen — besitzen oder in Besitz nehmen, in *Menge* — mit *Abſicht*, *Kraft* oder *Wirksamkeit*, nach etwas oft oder begierig haschen — es mit Gewalt halten — es heftig ergreifen. Daher Wörter, welche Fülle — Reichthum — Verlangen bezeichnen; Wörter für haltende oder gehaltene Werkzeuge, sammt ihrem Gebrauch und ihren Eigenschaften, Benennungen von Thieren, welche sich durch die gierige oder räuberische Art auszeichnen, womit sie ihre Nahrung zu sich nehmen, oder nach ihrer Beute haschen.

„3) Das *Vermögen* haben, etwas zu halten oder zu fassen u. s. f. — aufschwellen — hervorragen — hohl oder erhoben — gebogen oder gespannt — hoch erhaben — hervorragend — der Gipfel — das Haupt.“

Eine zahlreiche Menge von Wörtern aus mancherley Sprachen, sind hier aufgeführt, verglichen, abgeleitet, und sowohl ihrer Herkunft als Bedeutung nach erläutert und zergliedert worden. Aus unserer deutschen Sprache verhältnifsmäfsig nur wenige, nämlich: *blofs*, *fangen*, *fahren*, *fegen*, *Feige*, *Frau*, *fünf*, *ganz*, *Gaum*, *Gau*, *Grube*, *greifen*, *Geschäfte*, *Glatze*, *Haut*, *Hütte*, *kahl*, *Kobold*, *Kraft*, *Luft*, *Mund*, *Platte*, *saufen*, *schweben*, *so*, *Speise*, *Spott*, *sprechen*, *Welt*, *Zahn*, *Zauberer*. Bey einer gröfsern Bekanntschaft mit unserer Sprache, hätte sich in sehr vielen Fällen die Analogie derselben nicht nur mit der englischen, sondern auch mit der griechischen, persischen u. s. f. in vielen hier vorkommenden Wörtern bemerken lassen; und sehr oft würde der Vf. dadurch seine Theorie noch mehr bestätigt gefunden haben. Vornehmlich aber wünschten wir, dafs der Vf. *Fulda's* oben angeführtes und schätzbares Werk, die *Sammlung und Abſtammung germanischer Wurzelwörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe*, gekannt hätte, und es bey seiner nicht minder verdienstvollen Arbeit zu benutzen im Stande gewesen wäre. Er würde aber dann freylich den Weg, den er einschlug, nicht für so ganz unbetreten, und den Grundsatz, von dem seine Theorie ausgeht, nicht für völlig neu und bisher verkannt gehalten haben. *Fulda* befolgte im Grunde die nämliche Methode; und ob er sie gleich in seinem gedachten Werke nur auf die germanischen Wörter anwandte: so sah er doch schon ein, dafs sie einer allgemeinern Anwendung fähig sey. Dies sagt er mehrmals, und besonders erklärt er S. 363., dafs die Absicht seines germanischen Wörterbuchs auch auf die verwandten Sprachen gerichtet sey. „Und, setzt er hinzu, wenn die germanischen „Elemente, und ihre ersten Zusammensetzungen, Elemente und Wurzeln der *menschlichen* Organe oder „der Menschen selbst sind, wie sie es sind: *welche Sprache ist sodann, die sich diesem Formular entzöge?*“ — Anmerkenswerth ist es auch, dafs *Fulda* gleichfalls in der Tabelle seiner Preisschrift und in seinem Wörterbuche mit dem Buchstaben *K* den Anfang, und *Cavum cum prädicatis* zur ersten Rubrik macht. Auch er legte durchgehends schon den Elementen oder den Wurzeln der Wörter, und selbst den einzelnen Buchstaben, besonders den Consonanten, Grundbegriff und Bedeutsamkeit bey.

Dem Sprachkenner wird auch das so neu und befremdend nicht seyn, was dem Vf. einer besondern Rechtfertigung in der Vorrede zu bedürfen schien, dafs er sich mehrmals auf die Autorität der *Zigeunersprache* beruft. Ihm ist es wahrscheinlich, dafs sie, wie sie jetzt gesprochen wird, die älteste noch vorhan-

handne Sprachform ſey, die keine Veränderungen erlitten hat. Einige halten ſie für eine Mundart der Sanſkritſprache; und der Vf. ſieht ſie als die Kette an, wodurch das Sanſkrit mit dem Koptiſchen oder Aegyptiſchen zuſammenhängt. — Unter andern wird S. 476. eine auffallende Aehnlichkeit der Zahlwörter in der Zigeunerſprache mit den griechiſchen bemerkt. Unſer Vf. getraut ſich ſogar aus der Zigeunerſprache die Fragmente der römiſchen Geſetze der zwölf Tafeln zu erläutern, und verſpricht ſich davon zur Aufklärung des Sanſkrit, womit er ſich beſchäftigt, groſse Hülfen. *Grellmann's* hiſtoriſchen Verſuch über die Zigeuner, den er mehrmals des Wörterverzeichniſſes wegen anführt, nennt er S. 57. *an idle compilation.* — Uebrigens gehört die gröſste Anzahl der hier aufgelöſeten und erläuterten Wörter zur griechiſchen, lateiniſchen und engliſchen Sprache.

(Der Beſchluſs folgt.)

ERFURT, b. Keyſer: *Stoff zu Unterhaltungen über Gedike's lateiniſches Leſebuch für Lehrer und Lernende* von *Adolf Friedrich Höpfner*, Rector zu Greuſsen. *Erſter Theil.* 1800. XXII. u. 442 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Leſebuch gemeinnütziger Kenntniſſe aus den Naturwiſſenſchaften, der Erdbeſchreibung und Geſchichte für lehrbegierige Kinder.

Daſs man dem erſten Anfänger die Trockenheit des bloſs grammatiſchen Unterrichts weniger läſtig macht, und die Sätze, an denen man ihn übt, aus der Naturgeſchichte, oder dem gemeinen Menſchenleben hernehme, iſt ganz in der Regel. Wenn aber der Lehrer in der eigentlich doch zum Lateiniſchen beſtimmten Stunde alles das, was Hr. *H.* in dieſem Buche aus mehreren Büchern, wie er ſelbſt geſteht, zuſammengetragen hat, ſeinen Zöglingen vorerzählen wollte: ſo möchte für das Lateiniſche zu wenig Zeit übrig bleiben. Gedike hat z. B. unter andern den Satz aufgeſtellt: *Autumno decidunt folia arborum.* Da hat nun der Vf. auf drey Seiten von den Blättern der Pflanzen überhaupt viel Wahres und Gutes geſagt, hat zwey und zwanzig verſchiedene Formen derſelben angegeben, hat die Sinnpflanze, die Venusfliegenfalle und den Kammenträger nicht vergeſſen, das Abfallen der Blätter aber nur in einigen Zeilen berührt. Muntere Knaben machen gern Einwürfe, und wollen von Allem Grund wiſſen: vielleicht hätte alſo zur Erläuterung des Gedikiſchen Satzes bemerkt werden ſollen, daſs doch nicht alle Bäume und Pflanzen ihre Blätter verlieren, und woher dieſs komme. Ueberhaupt glaubt Rec. nach genauer Durchleſung des Buchs zu finden, daſs es, wenn der Lehrer die gehörige Auswahl zu treffen weiſs, den beym Unterricht im Lateiniſchen bezielten Endzweck nicht verfehlen werde, mehr doch für lehrbegierige Jünglinge (nicht Kinder, wie der Titel ausſagt), als Leſebuch nützlich ſeyn dürfte.

SCHÖNE KÜNSTE.

CHEMNITZ, b. Jacobäer: *Der Egoiſt und ſeine Geſchwiſter.* 1800. 430 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beym *erſten* Theil eines Buchs — denn dieſs iſt der vor uns liegende Band, wiewohl es der Titel keineswegs angiebt, — ſchon aufs *ganze* Werk ſchlieſsen zu wollen, iſt ein ſehr misliches Unterfangen, wo man oft in der Schlufsfolge ſich übereilt und täuſcht. Doch ſo viel kann man hier mit Zuverläſsigkeit ſagen: *Wenn* der Vf. dieſes Romans ſo fortfährt, wie er angefangen hat: ſo geht der Zuſchnitt ſeines Werkes ſehr ins Umſtändliche, wo nicht gar ins — Weitſchweifige. Der Held des Ganzen iſt am Schluſs erſt achtzehn Jahr alt, iſt noch auf Univerſitäten, und man hat auf mehr als vierhundert Seiten von ihm nicht viel mehr gehört, als daſs er ein von ſeinem Vater verzognes Söhnlein iſt, daſs er im ſechszehnten Jahre mit einem vier und zwanzigjährigen Mädchen — die gerade damals ſeine Stiefmutter werden ſollte, und die ihn auf eine recht unchriſtliche Art bloſs zum Deckmantel ihrer Schande misbraucht — durchgeht; und daſs er dann nach ein paar Schuljahren auf die Akademie wandert, wo er ein ziemlich wüſtes Leben beginnt. Alles übrige ſind Nebendinge, die ſeinen Vater, ſeinen Oheim, und vorzüglich ſeinen Bruder (der in allem ſein Gegenbild ſeyn ſoll) betreffen. Manche einzelne Sachen ſind leidlich genug erzählt; aber auch nur leidlich. An eigentlichem Intereſſe, an dem, was ergreift und mit hinreiſst, gebricht es allenthalben. — Die Schilderung von Henrietten, die erſt als ein braves Frauenzimmer aufgeführt wird, die ſich dann einem noch kaum mannbaren Burſchen bloſs deshalb preis giebt, *damit er nicht verrathe, daſs ſie von ſeinem Hofmeiſter ſich küſſen laſſe*, die ſchändliche Heucheley, mit welcher ſie ihn zu ihrer Entführung veranlaſst, die trotzige Frechheit, mit welcher ſie ſich nachher, da ſie eingeholt worden, beträgt — dieſs alles, verwebt mit dem ewigen Refrain: *Sie ſey ein wirklich an ſich ſelbſt edles Geſchöpfe geweſen!* iſt ein höchſt verunglückter Verſuch, Widerſprüche mit einander zu verbinden. — Von der Kinderzucht wird viel geſprochen, aber nichts, was neu wäre. Die eingewebten Dialogen ſind nichts anders, als zerſtückte Aufſätze; des Geſprächs eigentlicher Bau ſcheint dem Vf. ganz fremd zu ſeyn.

Ueberhaupt iſt auch der ganze Titel, *der Egoiſt*, wenigſtens zur Zeit noch, ſehr uneigentlich gewählt. Denn Monſieur Eduard iſt zwar ein verzogener Knabe, iſt zwar, als ſolcher, bey jeder Gelegenheit auf ſeinen jüngern, geſchicktern Bruder neidiſch, und hat es gern, wenn die andern Menſchen ihn mehr, als dieſen, loben. Aber warum er deshalb ſo ausgezeichnet ein Egoiſt wäre, ſehen wir nirgends.

Es kann freylich in der *Zukunft* noch kommen; aber dann wollen wir doch wünſchen, daſs es etwas kraftvoller, gedrängter — mit einem Worte, beſſer geſchähe, als es die *Gegenwart* zu verſprechen ſcheint.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Januar 1801.

PHILOLOGIE.

CAMBRIDGE, gedr. von Hodson, auf Kosten des Vfs., und LONDON, b. den Robinsons u. a.: *Etymologicon Magnum*, or, *Universal Etymological Dictionary, on a new Plan* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Am Schluss dieses Bandes stellt der Vf. noch eine Betrachtung über die auffallende Aehnlichkeit an, welche sich zwischen der Anlage und Entwickelung der Dinge in der materiellen Welt und zwischen der Grundlage und Fortbildung der menschlichen Sprache findet. „Wenn wir, sagt er unter andern, mit forschendem Auge jene zahlreichen Veränderungen der Wörter, mit aller Verschiedenheit ihrer Bedeutung untersuchen: so werden wir finden, dass ihnen allen der nämliche Ideengang eingeprägt ist, dass sie alle einen besondern Anstrich einer eigenthümlichen Bedeutung beybehalten, woran man sie immer noch als Erzeugnisse der nämlichen Ursache, und als Theile oder Abstufungen des nämlichen Hauptbegriffs erkennen kann. Das Element geht freylich immer in neue Verbindungen über, wodurch es neue Dienste thut, und eine verschiedne Rolle spielt; aber alle diese mannichfaltigen Dienste und Anwendungen lassen sich auf den Einfluss des nämlichen Stammbegriffs zurückführen; sie sind die natürlichen und nothwendigen Folgen eines einzigen gemeinschaftlichen Princips; und diese Reihe von Verschiedenheiten würde nicht entstanden seyn, wenn nicht die nämliche Ursache beständig zu ihrer Hervorbringung thätig gewesen wäre. In die Eine Form eingeschlossen, kann das Element ein kriechendes Insect, und in der andern, den sich hoch aufschwingenden Adler darstellen; es kann jetzt den niedern Sklaven, und jetzt den stolzen Monarchen andeuten; und doch sind diese unähnlichen Geschöpfe aus der nämlichen Quelle entsprungen, und blos dadurch entstanden, dass das Element jeder Form die Kraft und den Geist der ursprünglichen Vorstellung einflösste. Und so können wir einsehen, wie einige wenige einfache Grundkräfte wirksam gewesen sind, um das gröfste und schwerste Kunststück unter allen menschlichen Erfindungen — jenes Wunderwerk — die grose Maschinerie der *Sprache* zu Stande zu bringen. In diesem einfachen Verfahren bemerken wir eben die Wirkungsweise, wie in der Körperwelt. Die Natur ist eine haushälterische Göttin; sie theilt Segnungen und Principien mit sparsamer Hand aus. Ihre unendliche Mannichfaltigkeit entsteht blos vermöge der Modification; und je weiter wir in die Kenntnis ihrer geheimnisvollen Wirkungen eindringen, desto mehr vermindern sich die Urstoffe, und desto häufiger werden die Verknüpfungen derselben.“ — Sinnreich genug vergleicht der Vf. diese Entstehungsart der Sprachen mit den Vorstellungen der ältern Philosophie von der Seelenwanderung; nur dass hier, bey der Schöpfung der Wörterwelt, der Urstoff die Kraft hat, auf Einmal Myriaden von mannichfaltiger Form zu beleben. Aber so, wie nach jener Hypothese die Seele nie stirbt, und ihrem Wesen nach keine Veränderung leidet: so sind die Sprachen, oder die Formen, welche die Elemente annehmen, einer beständigen Veränderung unterworfen, und allen den zahlreichen Zufällen ausgesetzt, die auch der Mensch erfahren muss; aber die Elemente selbst leben unverändert und unverletzt fort, bey allen Revolutionen der Natur und des Lebens. — Immer aber bleibt noch die schwer aufzulösende Frage übrig, wie es gekommen sey, dass die nämliche *Elementarsprache* sich fast durch jede Gegend der Erde, wohin die Entdeckungen der Europäer gelangt sind, so allgemein verbreitet hat. Diese Frage getraut der Vf. sich nicht zu beantworten; und er glaubt mit Recht, dass die Forschung dazu noch lange nicht weit genug gediehen sey, um bis auf diese Beantwortung zu kommen, die erst ihr letztes Resultat seyn kann.

Es ist kein geringes Verdienst dieses Werks, dass der Vf. die an sich trocknen Erörterungen der Etymologie sowohl durch eine natürliche Leichtigkeit der Schreibart, als durch manche kleine, oft auch ziemlich umständliche, Digressionen anziehender, und auch für den, der nicht blosser Grammatiker ist, unterhaltend zu machen gewusst hat. Von mehrern ins Allgemeine gehenden Bemerkungen, heben wir nur folgende (S. 413.) zur Probe aus: „Ich habe beständig die Bemerkung gemacht, dass man zwar über den *allgemeinen* Grundbegriff, zu welchem eine Wörterfamilie gehört, völlig gewiss seyn kann, dass es aber dennoch oft äusserst schwer ist, über die *besondere* Vorstellung, von welcher diese Wörter ursprünglich abgeleitet sind, mit Sicherheit zu entscheiden. Die Ordnung, in welcher Wörter mit einander verwandt sind, lässt sich jetzt nicht mehr gehörig angeben; und Alles, was der Wortforscher jetzt noch thun kann, besteht blos darin, dass er den *allgemeinen* Begriff entdeckt, auf welchen sich ein Wörterstamm bezieht. Sollten aber auch seine Untersuchungen ihn auf den *besondern* Begriff geleitet haben, der ursprünglich an ihrer Bildung Antheil hatte: so wird er doch vielleicht nicht zu bestimmen wissen, wie weit ein

gewiſſer Ausdruck von der erſten Quelle entfernt iſt; und folglich wird er nicht entſcheiden können, ob das Wort aus einem allgemeinen Eindrucke der aus dieſer Quelle geſchöpften Kraft des Wurzellauts entſtanden, oder ob es unmittelbar mit deſſen Urſprunge ſelbſt in Verbindung ſtehe.' Kurz, wenn man auch den Stammvater entdeckt hat: ſo ſind doch vielleicht die mannichfaltigen Verwandtſchaften, worin die Abkömmlinge mit einander ſtehen, zweifelhaft oder unbekannt, und wir wiſſen es nicht zu beſtimmen, in welchem Grade ſie mit dem Urſtamme verwandt ſind. Die Vergleichung zwiſchen Menſchen- und Wortfamilien läſst ſich treffend und wahr noch weiter treiben. Selbſt ſtarke und auffallende Züge von Aehnlichkeit werden nicht immer hinreichend ſeyn, den Grad und den Abſtand der Verwandtſchaft zu entſcheiden. Die Züge, welche in der Einen Generation verloren gehen, erſcheinen in einer andern wieder; und die Geſichtsbildung des Vaters, die an dem Sohne kaum bemerkbar war, wird vielleicht wieder völlig und unverkennbar an dem Enkel. Aeuſserſt merkwürdig iſt es auch, dafs dieſe verſchiedenen Zweige Eines Geſchlechts, wenn ſie mit einander in Contraſt geſtellt werden, Spuren von Aehnlichkeit verrathen, die man an ihnen, einzeln betrachtet, wenig oder gar nicht wahrnimmt. Alsdann werden wir gleich auf den erſten Blick jene unterſcheidenden Züge gewahr werden, durch welche ein beſonderes und eigenes Geſchlecht gebildet iſt; und oben drein ſind wir nun vielleicht im Stande, dieſe Verſchiedenheiten der Aehnlichkeit oder der Unähnlichkeit in den Zügen des gemeinſchaftlichen Urſtamms aufzufinden."

PRAG, b. Widtmann: *Grammatica Latino - Celtica* doctis ac ſcientiarum appetentibus viris compoſita, ab *Alano Du Moulin*, Presbytero, encomii regni Bohemiae authore. 1800. 194 S. 8. (16 gr.)

Der Vf., ein franzöſiſcher Emigrant, ehemals Pfarrer in Niederbretagne, äuſsert in der Vorrede ſeine Verwunderung darüber, dafs die ſprachſüchtige deutſche Nation (*linguarum ſtudioſiſſima*), unter der man Hunderte von Gelehrten (*ſexcentos*) zähle, die alle orientaliſchen und occidentiſchen Sprachen gut verſtünden, nicht die geringſte Kenntnifs von der celtiſchen Sprache beſitze; da doch die celtiſche Sprache im Grunde teutoniſch wäre, wenn gleich die heutige ausgebildete deutſche Sprache von ihr ſo ſehr abwiche, dafs ſie mit ihr gar keine Aehnlichkeit mehr habe. Der gute Breton mochte freylich nichts davon gehört haben, dafs wir von *Löſcher* einen *Literator Celta*, von *Leibnitz* ein *Specimen Gloſſarii Celtici* haben (von *Rädigers* und anderer kleinern Proben nichts zu ſagen), und dafs eine groſse deutſche Frau, Katharina II., Kaiſerin von Rufsland, aus *Court de Gebelin* Werken celtiſche Wörter zu ihrem Vocabularium aller Sprachen ſchon vor dem J. 1786 ſammelte. Die celtiſche Sprache iſt auch gar nicht deutſchen Urſprungs, und der Vf. hätte ſie, wenn ſie ja unter eine der fünf genannten Mutterſprachen gehören mufs, neben das Lateiniſche, und dieſes ſammt ihr unter ein höheres Genus, das man Galliſch, Waliſch, Wälſch, Walachiſch nennen könnte, ſtellen ſollen. Wir wiſſen ja aus dem Julius Cäſar, dafs Ariovift, ein deutſcher Fürſt, das Galliſche durch lange Uebung erlernt hat. Die Griechen nennen wohl auch deutſche Volker Celten, wie etwa die heutigen Türken alle Europäer Franken nennen. Nebſt Nieder-Bretagne und Wales in England, nennt der Vf. auch Irland, wo ſich die celtiſche Sprache noch erhalten habe; ſetzt aber doch hinzu, das Irländiſche wäre nach und nach ſo verderbt worden, dafs es mit dem celtiſchen keine Aehnlichkeit mehr zu haben ſcheine. Rec. befragte hierüber geborne Irländer, und überzeugte ſich durch Vergleichungen vieler Wörter aus beiden Sprachen, dafs ſie noch immer einige Aehnlichkeit haben, wenn gleich das Irländiſche vom Galliſchen von jeher verſchieden geweſen ſeyn mag, und es ſcheint vielmehr, dafs das Bretoniſche viele alte galliſche Wörter verloren, und dafür neue franzöſiſche aufgenommen habe, wozu man die Belege auf jedem Blatte dieſer Grammatik finden kann. Wie es aber von den Angelſachſen, die doch die alte waliſche Sprache in England verdrängt haben, heifsen könne, ſie hätten die Grundzüge der celtiſchen Sprache rein erhalten, wäre gar nicht zu begreifen, wenn der Vf. Teutoniſch und Celtiſch nicht vermengt hätte. *Tan*, Feuer; *Kic*, Fleiſch; *fri*, Naſe; *tal*, Stirn und mehrere andere Wörter, wird man eben ſo wenig im Engliſchen, als in andern deutſchen Mundarten finden. Dafs man lange vor Jul. Cäſar in dem Theile Galliens, der jetzt Bretagne heifst, Celtiſch, d. i. Galliſch geſprochen habe, daran zweifelt wohl niemand; dafs aber Cäſar dieſe Celten *Britones* nenne, und von ihnen ſchreibe: *quam terribiles ſunt Britones, quando dicunt; torr e Benn da Ceſar*, brich den Kopf dem Cäſar, daran zweifelt Rec. gar ſehr, da er dieſe Stelle in Cäſars *Commentar. de Bello Gall.* vergeblich geſucht hat. Warum hat der Vf. nicht das Buch und Kapitel angeführt? Endlich verweiſet der Vf. die wifsbegierigen Leſer auf die Werke eines Bacon tacon, Brigant und Coch. Aus *Brigant's Elemens de la langue des Celtes Gomerites ou Bretons* (Strafsburg 1777) hat Rec. ſelbſt die celtiſche Sprache nach ihrem Baue kennen gelernt, und da ihm, aufser einigen Grammatiken und Wörterbüchern, kein anderes armorikaniſch- oder bretoniſch-celtiſches Buch bekannt iſt: ſo freute er ſich im voraus, einige Nachrichten von der celtiſchen Literatur in der Vorrede oder im Anfange zu dieſer Grammatik zu finden; er fand aber, leider! nichts, als die Behauptung, dafs die alten teutoniſchen Schriftzüge (hat es denn wirklich welche gegeben?), durch die römiſchen verdrängt worden wären. Die Richtigkeit der Angaben, die Materie und Form der Sprache betreffend, zu beurtheilen, iſt Rec. wohl nicht im Stande; man wird ſich alſo mit einem kurzen Abriſſe der weſentlichen Einrichtung dieſer Sprache begnügen, und es dem Vf. Dank wiſſen, dafs er uns dazu behülflich war, wenn gleich mancher gelehrte Sprach- und Geſchichtsforſcher, für die, laut des Titels,

tels, das Buch geſchrieben ſeyn ſoll, mehr fodern möchten, als er geleiſtet hat, beſonders mehr Rückſicht auf philoſophiſche Sprachlehre. Billig hätte auch geſagt werden ſollen, nach welcher von den vier in *Brigant's elemens* charakteriſirten Mundart er ſich gerichtet hat. Da der leoniſche Dialekt (*la Leonarde*) im Plural den Vocal *u*, und im Infinitiv *a* und *i*, anſtatt *an* und *in*, liebt: ſo ſollte man glauben, er habe ſich nach der Leonarde gerichtet. Der Breton ſpricht, wenn er jemanden grüſst: *Dee mad ma mignon*, Tag gut mein Freund. Im celtiſchen Briefe (*liſer Brezonec*) ſchreibt der Sohn ſeinem Vater: *ma zad ker*, mein Vater lieb. Das Adjectiv wird alſo dem Subſtantiv nachgeſetzt; nur das Pronomen Poſſeſſivum ſteht vor ſeinem Subſtantiv. Er declinirt weder das Subſtantiv, noch das Adjectiv; unterſcheidet daher den Accuſativ nicht vom Nominativ: *Dee mad*, iſt *dies bona* und *diem bonam*. Er bezeichnet aber doch den Genitiv vermittelſt der Präpoſition *us* (aus, *ex*), den Dativ mit *d*, welches mit dem Artikel *ar* (ſonſt auch *an*, *al*) zuſammengezogen wird: *dar*, z. B.

Sing. *ar penn*, der Kopf, *caput*.		Plur. *ar pennu*, die Köpfe, *capita*.	
us ar penn, des Kopfes, *capitis*.		*us ar pennu*, der Köpfe, *capitum*.	
dar penn, dem Kopfe, *capiti*.		*dar pennu*, den Köpfen, *capitibus*.	

Er kennt nur zwey Geſchlechter, das männliche: *he-ma*, dieſer, *hen-ne*, jener, und das weibliche: *hu-ma*, dieſe, *hun-ne*, jene. Er bezeichnet es aber nicht an dem Artikel: *ar*, der, die; *ur*, ein, eine; ſondern nur ſelten an den Prädicaten weiblicher Perſonen mit *es*: *rouanes*, Königin, *dall*, *coecus*, *dalles*, *coeca*. An drey Zahlwörtern aber auf eine beſondere Art: *deu*, *tri*, *pevar* ſind männlich, *diu*, *teir*, *pedir* weiblich. Etwas ähnliches findet man auch im Slaviſchen. Nach dem Poſſeſſivo *he*, ſein, ihr, wird *t* in *d* verwandelt, wenn ſich *he* auf einen Mann bezieht: *he dad*, ſein Vater, von *tad*. Dieſes *d* aber geht in *z* über, wenn ſich das *he* auf eine Frau bezieht: *he zad*, ihr (der Tochter) Vater. Etwas ähnliches thut auch in dieſem Falle der Irländer.

Nebſt dem gewöhnlichen Plural auf *u*, *ui*, ſeltner *i*, hat er auch Plurale auf *et* und *ien*: *merchet*, Töchter, von *merch*; *milinerien*, Müller, *molitores*, von *miliner*. Auch nicht wenige irreguläre: *potret*, Söhne, im Singular, *map*; *den*, Menſch, Mann, im Plural *tud*, Leute, Volk. Alſo waren es die Gallier, die ihre Nachbaren, die Deutſchen, *tud* nannten, daher nun *Teuto*, *Tedeſco*, *tysk* u. ſ. w. Den Namen der Glieder, die wir doppelt haben, wird das Zahlwort *zwey* vorgeſetzt: *ur ſcuarn*, ein Ohr, *diu-ſcuarn*, Ohren; *lagat*, das Auge, *dau-lagat*, die Augen. Ueberhaupt bleibt jedes Wort, dem ein Zahlwort vorgeſetzt wird, auch im Plural unverändert.

Den Comparativ bezeichnet er mit *och*: *brafoch*, gröſser, von *bras*. Den Superlativ mit *a* (nach *Brigant an*), wenn eine Vergleichung geſchieht: *Per a ſo habila ux oll*, Peter iſt der gelehrteſte aus allen. Der Superlativ ohne Vergleichung (*Superl. abſolutus*) wird mit *merbet* umſchrieben: *mad merbet*, der beſte, *buan merbet*, am geſchwindeſten. So wie *ped-vet*, der wie vielte, von *ped*, wie viel: ſo werden faſt alle Ordnungszahlen, vermittelſt der Sylbe *vet*, von ihren Grundzahlen abgeleitet, ausgenommen *ar chenta*, der erſte, *an eil*, der zweyte, *an trede*, der dritte, *pevare*, der vierte. Die weiblichen *teirvet*, *pedir-vet*, die dritte, vierte, weichen von der Regel nicht ab. Die Zahladverbien werden mit *veiſch* (*vice*, *fois*, Mal) zuſammengeſetzt: *ur-veiſch*, einmal, *diu-veiſch*, zweymal u. ſ. w. Sonderbar ſind folgende Zuſammenſetzungen von Zahlen: *trifech*, 3 mal 6, d. i. achtzehn, *daus-ugent*, 2 mal 20, d. i. vierzig, *anter-cant*, halb hundert, d. i. funfzig, *tri-ugent*, 3 mal 20, d. i. ſechzig. Das celtiſche *dec* (in Zuſammenſetzungen auch *zec*: *trizec*, dreyſsig), möchte wohl die reinſte und urſprüngliche Wurzel ſeyn, woraus das griechiſche *δεκα*, das lateiniſche *decem*, das deutſche *zehen*, nach ältern Mundarten *tehen*, das franzöſiſche *dix*, das ſlawiſche *deſet* und das indoſtaniſche *des* gefloſſen ſind.

An dem Verbo bezeichnet der Breton die Perſonen nicht, wenn die Pronomina perſonalia voranſtehen:

Me a gar, ich liebe.	*Ni a gar*, wir lieben.
te a gar, du liebeſt.	*chui a gar*, ihr liebet.
eon a gar, er liebet.	*int a gar*, ſie lieben.

Bleibt aber das Pronomen weg, wie im Subjunctiv: ſo hängt er gewiſſe Suffixa an, die denen in der griechiſchen, lateiniſchen, ſlawiſchen und indoſtaniſchen Sprache noch immer ähnlich geblieben ſind:

Ra gar-in, daſs ich liebe.	*Ra gar-imp*, daſs wir lieben.
ra gar-es, - du liebeſt.	*ra gar-fet*, - ihr liebet.
ra gar-o, - er liebe.	*ra gar-int*, - ſie lieben.

Mit den drey Hülfswörtern *ſo*, *mus*, *ra*, bin, habe, thue, ſetzt er ſeine vergangenen Zeiten zuſammen. *Beza*, ſeyn (weſen), ſteht manchmal auch für *haben*: *beza caret*, geliebt haben, *amauiſſe*, und geliebt ſeyn (werden), *amari*. Nebſt dem Präſens: *me a ſo*, ich bin, hat er noch ein zweytes zuſammengeſetztes mit *beza*, ſeyn:

Sing. *beza es-on*.	Plur. *beza es-omp*.
beza es-ud.	*beza es-och*.
beza es-eo.	*beza es-int*.

d. i. ſeyn bin ich, oder ſeyn thue ich u. ſ. w. Sein Präteritum: *bed es-on*, geweſen bin ich, und ſein zweytes Futurum: *beza e vez-in*, ſeyn werde ich, ſind der deutſchen Sprache weniger fremd. Hier hat nun der Celte in den Sylben *ſo* und *es*, beſonders in der letzten, wiederum den Urlaut (*ſ*, *ſe*), den die meiſten Völker zur Bezeichnung des daſtehenden Objects (man denke hier an die demonſtrative celtiſche Partike *ze*, im Franzöſiſchen *ce*, im Slawiſchen *ſe*) und zugleich zur Bezeichnung des Begriffs *Seyn*, da er vom gegebenen Gegenſtande unzertrennlich iſt, beybehalten haben; daher das hebräiſche יֵשׁ; das ſlawiſche *jes-m*, *jes-i*, *jes-t*; das lateiniſche *ſum* (alt *es-um*), *es*, *eſt*; das griechiſche *ειμι* (anſtatt *εσ-μι*),

εις (anſtatt *εσ-ες*), *εσ-τι*, *εσ-μεν*, *εσ-τε*, *εισι* (anſtatt *εσ-σι*); das deutſche *iſt*, *ſeyd*, *ſind*, *ſeyn*, *weſ-en*, *geweſen*, kommt theils mit *ſo* oder *es*, theils mit dem Futuro *vezo* überein. Indeſſen iſt die Sylbe *be* in *bed*, womit die Präterita zuſammengeſetzt werden: *beza bed*, geweſen ſeyn, eben ſo alt, und faſt von gleicher Ausdehnung, wenn man damit das perſiſche *bu-dan*, das ſlawiſche *by-ti* vergleicht, daher denn das deutſche *bin*, *biſt*.

Das Paſſivum umſchreibt er: *me a ſo caret*, oder *caret es-on*, ich bin (werde) geliebet, *amor*, wobey die Bildung des Participii oder Supini *car-et*, von *car* zu merken iſt. *Caret* hat aber auch, wie im Deutſchen *geliebet*, wenn es mit *haben* verbunden wird, eine active Bedeutung: *me e mus caret*, ich habe geliebet. Der Infinitiv wird in verſchiedenen Sprachen bald mit *n*, oder *l*, *r*, bald mit *t* bezeichnet. Der Celte wählte mehrere Laute dazu: *crial*, ſchreyen, *preſtal*, leihen, *tevel*, ſchweigen; *dugen*, tragen, *delcher*, halten, *gelver*, nennen; *laburat*, arbeiten, *alut*, können; die Infinitive auf *a* und *i*, ſind aus *an* und *in* verkürzt: *cana*, ſingen, nach Brigant *canan*, ſo auch *creſki* anſtatt *creskin* u. ſ. w. Beſtimmter hat ſich der Grieche für *ειν*, der Deutſche für *en*, der Ungar für *ni*, der Lateiner für *re* (*are*, *ere*, *ire*), der Slawe für *ti* (*ati*, *eti*, *iti*) erklärt.

Die Imperſonalia nehmen das Hülfswort *ra an*: *gleb a ra*, es regnet, buchſtäblich *pluviam* oder *pluere facit*; *gurun a ra*, es donnert, *luiad a ra*, es blitzet, *erch a ra*, es ſchreyet.

Das 7te Kap. dieſer Grammatik enthält einige Redensarten (*phraſes*) und vier Dialogen, um dadurch den Syntax zu erſetzen. Wird einem Satze ein *a* vorangeſchickt: ſo wird eine Frage daraus: *a maro ezo ho tad*, geſtorben iſt euer Vater? Die Verneinung wird vor dem Verbo durch *ne*, und hinter demſelben durch *ket* bezeichnet: *ne gredan ket*, ich glaube nicht, *ne uzan ket*, ich weifs nicht. Die Conjunction *ac* (*a*) verbindet Sätze: *cals a evan ac a zebran*, viel eſſe ich und trinke ich; und einzelne Wörter: *dur a guin*, Waſſer und Wein. Sonſt wird durch den Vocallaut *a* (oft auch *e*), die Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte, die *copula*, ausgedrückt: *me a gar*, *me a ra*; *me* iſt das Subject, *gar* und *ra* Prädicate, *a* aber die *copula*. Hierauf folgen zwey Briefe, eine Fabel (Erzählung), das Vater unſer: *Hon tad pehini a ſo en eon* etc. Der Glaube: *me a greed*, die Beichtformel: *me cofes us Due*. Die zehen Gebote und die Kirchengebote ſind in Reimen verfaſst. Zu den drey geiſtlichen und zwey weltlichen Liedern (in einem von dieſen wird der Wein beſungen, in dem andern der Luftballon verhöhnt), liegen die Melodieen, auf zwey Quartblättern geſtochen, bey. Das Werk hätte allerdings eine genauer Correctur verdient. S. 63. ſteht *prevar* anſtatt *pevar* (nach Brigant auch *pedver*). Wie kommt es, daſs der Vf. die Taube *pijon*, Brigant aber *goulm* nennt? Letztes Wort iſt gewiſs ächt armoriſch und zugleich uralt, da auch die Irländer eine Taube *colom*, die Lateiner *columba*, und die Slaven *golub* nennen. Manche Stellen römiſcher Schriftſteller lieſsen ſich hier aus dem Celtiſchen erörtern, wenn Raum dazu wäre. Rec. begnügt ſich mit dem einzigen Worte *glas*, d. i. blau, wodurch es nun klar wird, daſs die Lesart *glaſto* anſtatt *vitro* in Cäſars Comment. L. V. c. 13., wo es heiſst: *omnes vero ſe Britanni vitro inſiciunt, quod caeruleum efficit colorem*, eine galliſche Gloſſe war. *Vitrum* iſt der ächt lateiniſche Name der blaufärbenden Pflanze, *Glaſtum* der galliſche, nach Plinius L. 10. c. 1. *ſimile plantagini glaſtum in gallia vocatur*.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN: *Königlich-privilegirter preuſsiſcher Volksfreund, eine National-Monatsſchrift für den preuſsiſchen Staat.* 1799. 1—12 St. 1628 S. 1800. 1—7 St. 896 S. (4 Rthlr. 12 gr.)

Der erſte Jahrgang (1798) dieſer anſpruchloſen, und für die Belehrung des Nährſtandes zunächſt beſtimmten Zeitſchrift, iſt von einer andern Hand in Nr. 242. der A. L. Z. (24. Auguſt 1800) recenſirt worden, wobey die Bemerkung, daſs ſie bereits geſchloſſen ſey, unrichtig war. Sie dauert vielmehr noch jetzt, und zwar, wie man im Januarheft 1800. S. 120—124. lieſet, unter vielfacher Unterſtützung fort. Die Mitarbeiter nennen ſich nur ſelten unter den einzelnen Aufſätzen. Hr. *Deutſch* zu Beeskow, die Hn. Prediger *Gürnth* zu Creutzburg, *Brückner* zu Funnix und *Mölter* zu Hamm, Hr. Kriegsrath *Evermann* zu Hagen, *Faber*, *Gittermann*, *Striebeck*, *Carl v. Putlitz*, *Phil. Schmid*, *Voigt*, *Ludw. v. Auſin* zu Schwarzach, machen eine Ausnahme von dieſer Anonymität. Der wichtigſte Mitarbeiter iſt aber der König und Landesherr ſelbſt, durch die vielen, des authentiſchen Abdrucks ſehr werthen, Cabinets-Ordern, Mandate, Edicte, Reglements und Befehle. In der Ausdehnung auf alle Provinzen der preuſsiſchen Monarchie, iſt die Gleichheit ziemlich beobachtet; doch hat Weſtphalen, und insbeſondere Oſtfrieſsland, an der Seiten-Zahl und am innern Gehalte einen Vorſprung. Der Raſtadter Congreſs, in deſſen Epoche die erſten Jahrgänge der Zeitſchrift fallen, behauptet zwar auch hier ſeine Rechte, allein darauf ſchränkt ſich auch faſt die politiſche, ſo wie auf einige Abhandlungen Th. 1. S. 95. 164 u. 1367 u. ſ. w. die militäriſche Mixtur ein: ſo daſs der Plan des Ganzen eigentlich patriotiſch, beſonders für Pädagogik, und cameraliſtiſch für Oekonomie, für Kunſt, Gewerbſachen und für Naturgeſchichte iſt. Manchesmal wünſcht man ein minderes Verweilen bey perſönlichen und Localverhältniſſen und bey unbedeutendern Gegenſtänden, indem einige Aufſätze auf eine zweckmäſsige Art hätten abgekürzt werden können. Anekdoten, Gedichte und vermiſchte Aufſätze füllen auch hier die Lücken, ſehr nützlich iſt indeſs das dem Decemberheft 1799 beygedruckte ſcientifiſche Regiſter für die beiden erſten Jahrgänge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. Januar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) London, b. Law: *An Inquiry into the Causes and Effects of the variolae vaccinae, a Disease discovered in some of the Western Counties of England, particularly Gloucestershire, and known by the Name of Cow-Pox.* By *Edward Jenner*, M. D., F. R. S. — 1798. 75 S. 4. mit 4 colorirten Kupfert.

2) Ebendaselbst: *Further Observations on the variolae vaccinae or Cow-Pox*, by *Edward Jenner*. — 1799. 64 S. 4.

3) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Eduard Jenners*, d. A. W. Ds. und Mitglieds der K. Akad. der Wissenschaften, — *Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken, einer Krankheit, die man in einigen westlichen Provinzen Englands, vorzüglich in Gloucestershire, bemerkt hat.* Aus dem Englischen übersetzt von *G. F. Ballhorn*, d. A. W. D. 1799. XVIII. und 52 S. 8. mit einer Kupfertafel. (10 gr.)

4) Wien, b. Camesina: *Eduardi Jenneri disquisitio de causis et effectibus variolarum vaccinarum.* Ex Anglico in latinum conversa ab *Aloysio Careno*, M. et Ph. D. — *Cum* (IV.) *Fig. colorat.* 1799. VIII. und 70 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

5) Nürnberg, b. Raspe: *Georg Pearson's*, d. A. W. Ds. und Mitgl. d. K. Akad. d. Wissensch. Arztes am St. Georg-Spitale, — *Untersuchung über die Geschichte der Kuhpocken in besonderer Hinsicht auf die Ausrottung der Kinderpocken.* Aus dem Englischen übersetzt von *J. Fr. Küttlinger*, d. A. W. Dr. — 1800. XII. und 132 S. 8. (16 gr.)

In mehrern westlichen Gegenden Englands, besonders in *Gloucestershire*, wo Hr. *Jenner* zwanzig Jahre lang lebte, und also Muse genug hatte, um Beobachtungen anzustellen, in *Hampshire*, *Dorsetshire*, *Leicestershire*, *Somersetshire*, *Devonshire*, ist schon seit langer Zeit eine Krankheit unter den Kühen bekannt, die als blatternartiger Ausschlag die Euter befällt, von dem Euter der kranken Kuh in das der gesunden, jedoch nie ohne vorhergegangene bestimmte Mittheilung des Ansteckungsgiftes durch Berührung, übergeht, und immer als Krankheit eigener Art, mit bestimmten Zufällen, durch welche sie von allen andern unterschieden werden kann, sich äussert. Die Entstehung dieser Krankheit erklärt Hr. J. auf folgende Art: In Gloucestershire werden die Pferde, wie dieses auch der Fall an andern Orten und in andern Ländern ist, von so genannten Hornklüften (Geschwüren an der Krone des Hufes) befallen. Wenn diejenigen Personen, die diese Geschwüre zu der Zeit besorgen, wo sie noch kein eigentliches Eiter, sondern mehr eine dünne Jauche fliessen lassen, mit den von dieser Jauche befleckten Händen, Kühe melken, — und auf den grosen Landgütern in Gloucestershire wird das Melken der Kühe vielfältig von Knechten verrichtet, denen auch die Pflege der Pferde obliegt: — so wird die Krankheit dem Euter der Kühe mitgetheilt. Sie zeigt sich unter der Gestalt unregelmäsiger Pusteln, die erst hellblau oder bleyfarben, und mit einer rosenartigen Entzündung umgeben sind, und in der Folge oft in schlimme Geschwüre ausarten. Das Vieh verliert dabey die Munterkeit, und giebt weniger Milch. Diese Krankheit ist im Lande unter dem Namen: Kuhpocken ziemlich allgemein bekannt. Bey dem Gesinde, welches solche Kühe melkt, zeigen sich an den Händen und an den Fingern entzündete Stellen, welche eiternde Pusteln bilden, die ins Blauliche fallen, und deren Ränder sich über den Mittelpunkt erheben. Als Folge dieser Pusteln entstehet Schmerz und Geschwulst in den Achseldrüsen, dann Fieber, Mattigkeit, Lenden- und Rückenschmerz, Erbrechen, Betäubung, zuweilen so gar Irrereden. Diese allgemeinen Zufälle dauern von einem bis zu vier Tagen. Die Pusteln auf der Hand werden unterdessen schlimmer, und fressen oft um sich, nehmen auch andere Theile ein, wenn diesen durch Kratzen u. dergl. das Gift mitgetheilt wird. Mit Verminderung der Fieberbewegungen entstehen nie neue Pusteln, in denen also allein der Grund des Fiebers liegt. Diese Krankheit ist niemals gefährlich, und noch ist kein Fall vorhanden, wo sie sich mit dem Tode geendiget hätte.

Wenn ein Mensch diese Kuhpockenkrankheit gehabt, die entweder entstehet, wenn sie ihm von dem Euter der damit behafteten Kühe, oder durch die Einimpfung der Kuhpockenmaterie aus menschlichen Körpern mitgetheilt worden ist, und diese Kuhpocken sich ausser den Localzufällen noch durch die Zufälle des allgemeinen Fiebers geäusert haben: so ist er sein ganzes Leben hindurch gegen die Ansteckung der Kinderpocken, sowohl durch natürliche Wege, als durch die Einpfropfung, gesichert. Dieses ist schon lange, nicht allein in Gloucestershire, sondern auch in andern Gegenden, wo Kuhpocken vorkommen, auf Erfahrung gegründete Volksmeynung gewesen, die auch, wie *Pearson* zeigt, von mehrern gelehrten Männern, ehe noch Hn. *Jenners*

Schrift erschien, öffentlich, jedoch immer nur beyläufig, geäufsert worden ist.

Diese Freyheit solcher Menschen, die die Kuhpocken gehabt haben, von der Ansteckung der Kinderpocken beweist Hr. *Jenner* durch viele und auffallende Fälle. Weder der genaueste Umgang mit Pockenkranken, noch selbst die künstliche Ansteckung, waren je fähig, bey solchen, die die Kuhpocken gehabt hatten, die Kinderpocken zu erregen: höchstens entstehen in der Impfwunde kleine Localzufälle, die flüchtige Röthe, die bald nach der Impfung sich zeigt, und in wenig Tagen verschwindet, zuweilen wohl auch eine kleine widrige Empfindung unter der Achsel des geimpften Armes, aber ohne dafs je das Ausbruchsfieber oder der Ausschlag der Kinderpocken erfolgt. Diejenigen, die die Kinderpocken gehabt haben, werden durch die Kuhpocken nicht angesteckt: höchstens entstehen bey ihnen, nach Mittheilung des Giftes, nur sparsam zerstreuete Pusteln an den Händen, aber insgemein ohne den Schmerz unter den Achseln, und ohne das auf diesen folgende Fieber; und wenn auch Zufälle dieser Art entstehen: so sind sie weit geringer, als bey denen, die die Kinderpocken nicht gehabt haben. Die Kuhpocken lassen sich auch durch die Einpfropfung fortpflanzen. Hr. J. beweist durch Thatsachen, dafs die Kuhpockenmaterie, durch fünf Menschen hinter einander durchging, und bey allen eine Krankheit von gleicher Natur und Stärke erregte. Am sechsten Tag, oder etwas später nach der Einpfropfung der Kuhpockenmaterie entstehet die widrige Empfindung unter der Achsel, und nachher das Fieber. Die Erscheinungen an den Impfstellen sind bis zur Eiterung denen auffallend ähnlich, die man bey Einimpfung der Kinderpocken bemerkt: nur ist die Farbe der Flüssigkeit in der Impfstelle etwas dunkler, und die Entzündung um die Stelle herum zuweilen rosenartig. Die Kuhpockenmaterie scheint bey der natürlichen Ansteckung in die Haut an den Händen nur dann eindringen zu können, wenn diese in etwas verletzt, und das Oberhäutlein entfernt ist; Theile aber, die eine zarte Oberhaut haben, z. B. die Lippen, werden auch ohne vorhergegangene Verletzung des Oberhäutchens angesteckt. Das Kuhpockengift fodert, wenn es anstecken soll, allemal unmittelbare Berührung, und zwar an den Händen an Stellen, die von der Oberhaut entblöfst sind. Es ist nicht flüchtig, und man kann mit kuhpockenkranken Menschen die genaueste Gemeinschaft haben, ohne angesteckt zu werden. Es ist nicht von der Art, dafs es die Kühe, oder auch die Menschen, durch sich selbst gegen die Ansteckung sichert, und man hat Fälle von Kühen und von Menschen, die mehrmals von den Kuhpocken befallen worden sind. Allemal ist aber bestimmte Anbringung des Kuhpockengiftes an den leidenden Theil nothwendig. Heerden von 30 Kühen werden leicht angesteckt, wenn nur eine mit der Krankheit behaftete Kuh unter die Heerde kommt, aber immer nur durch die Hände der Person, die die kranke Kuh, und auch die gesunden melkt. Ein einziges Beyspiel hat der Vf., wo die Krankheit auch durch Melkgefäfse auf Menschen fortgepflanzt wurde.

In den *Further Observations* liefert Hr. J. sehr viele Thatsachen zur Bestätigung seines Satzes, dafs die Kuhpocken die Menschen gegen die Kinderpocken vollkommen sichern. Hr. *Ingenhousz* hatte bemerkt, dafs eine Person nach überstandenen Kuhpocken von den natürlichen Pocken befallen worden sey. Aber Hr. J. antwortet, und nach unsern Ermessen sehr befriedigend, dafs die Kuhpocken, die der Kranke gehabt hatte, ehe er die Kinderpocken bekam, unächte gewesen sind. Man hält im Eifer, Experimente zu machen, jeden Blatternausschlag am Euter der Kühe für Kuhpocken, man inoculirt mit diesem, und wenn auch einige Localzufälle entstehen, die Folgen von einem jeden Reiz seyn können: so sichert eine solche Einimpfung gegen die Pockenkrankheit nicht. Auch die Materie der Kuhpocken hat nur in einem gewissen Zeitpunkt der Krankheit ihren höchsten Grad von Wirksamkeit, gerade wie die der Kinderpocken, und dieses beweist von der Materie der letzten der Vf. durch viele Fälle. Auch die beste Kuhpocken- und Kinderpockenmaterie kann schlecht werden, wenn man sie vor, bey, oder nach der Aufbewahrung faul werden läfst; eben so wird die Kuhpockenmaterie auch schlecht, wenn man abwartet, bis die Kuhpocken in Geschwüre übergegangen sind, und es ist ja auch bekannt, dafs die Materie der Kinderpocken weniger wirksam ist, wenn sie aus Pusteln, die schon abtrocknen, oder abgetrocknet sind, genommen wird. Der Vf. schreibt überhaupt weder dem Kuhpocken- noch dem Kinderpockeneiter ansteckende Kraft zu, sondern der hellen Flüssigkeit, die vor der Eiterung sich in den Pusteln beider Ausschlagskrankheiten zeigt. Das Eiter sey in eben dem Grade fähig, die Krankheit zu erregen, als es mit solcher Flüssigkeit vermischt sey. Es ist auch zu bemerken, dafs die Pusteln der Kuhpocken, wenn sie am 13ten oder 15ten Tag auszutrocknen und in Geschwüre überzugehen anfangen, da oft neuen Reiz und neuen Schmerz der Achseldrüsen erregen, und dafs also die stärkern unangenehmen Zufälle der Krankheit nicht von dem Kuhpockengifte, sondern von dem Reiz des Geschwüres abhangen. Diese Zufälle aber kann man abhalten, wenn man, indem die Impfstelle und die Pusteln um diese herum schlimm werden wollen, durch Anwendung eines gelinden Aetzmittels, z. B. einer Salbe mit etwas rothem Praecipitat, eine andere Art von Entzündung erregt. Durch die Anwendung des Aetzmittels kann man auch die üble Beschaffenheit der Impfwunden bey den geimpften Kinderpocken schnell verbessern.

Zu der lateinischen Uebersetzung des Hn. *Careno*, die ziemlich gut gerathen, und mit vortrefflichen Kupfern versehen ist, die aber doch die wesentlichen Merkmale der Kuhpockenpusteln nicht ganz deutlich darstellen, ist noch die Recension des *Jennerschen* Buches

ches aus der *bibliothèque britannique* von Hn. *Odier*, und ein Auszug aus der Salzburger medicinisch - chirurgischen Zeitung gekommen. Auch vier Geschichten von in Wien versuchten Kuhpockenimpfungen sind angezeigt, wo sich der Erfolg völlig so verhielt, wie ihn *Jenner* angiebt. Von S. 59. an der lateinischen Uebersetzung liest man die lateinische Uebersetzung der *Further Observations*. Die Uebersetzung des Hn. *Ballhorn* enthält nur die erste Abhandlung von *Jenner*, und ist ebenfalls mit Fleiss abgefasst, und zuweilen der des Hn. *Careno* vorzuziehen. In einem auf einem halben Bogen gedruckten Vorbericht zur *zweyten Auflage*, von welcher aber auf dem Titel nichts bemerkt ist, giebt Hr. *B.* Nachricht von den in Hannover versuchten Impfungen der Kuhpocken. Hr. Hofchirurg. *Stromeyer* erhielt Kuhpockenmaterie von *Dr. Pearson* aus London. Hr. *Ballhorn* unterstützte Hn. *Str.* bey seinen Impfungen. Die Impfung glückte bey sieben Subjecten vollkommen, darunter bey zweyen, die mit in Hannover aufgenommener Materie geimpft worden waren. Fünf ebenfalls mit Hannöverscher Materie Geimpfte bekamen die Krankheit nicht. Aber das Frühjahr und der Sommer, wo diese Impfungen vorgenommen wurden, war überhaupt der Inoculation nicht günstig. Auch diese Aerzte bestätigen es, dass die Kuhpockenkrankheit sich schwer mittheilt. Ein Impfung schlief bey zwey Gesunden, ohne sie anzustecken. Nach einem Brief des Dr. *Pearson* hat man auch in London nach der Einpfropfung der Kuhpocken einen allgemeinen Ausschlag bemerkt, den man auch in Hannover bey dreyen bemerkte, und von welchem *Jenner* nicht sagt, dass er je entstehe. Auch die Kupfer des *Jennerschen* Werkes sind dieser Uebersetzung, aber in einem nicht ganz guten Nachstich, beygefügt.

Dr. *Pearson's* Vorsatz ist, die Sätze, die in *Jenner's* Werk aufgestellt sind, zu prüfen, und er hat dieses mit vieler Unbefangenheit gethan, und mit wirklich grosser Mühe von allen Orten her Nachrichten über die Krankheit und deren Wirkungen bey Menschen einzuziehen gesucht. Bey allen Nachforschungen fand er es bestätiget, dass die Kuhpocken die Menschen auf das bestimmteste und vollkommenste gegen die Kinderpocken sichern. Sie sind aber so ganz gefahrlos doch nicht, und ein Knecht wurde durch die tiefen Narben, die sie in der flachen Hand zurückliessen, zu seiner Arbeit untüchtig. Bey eben diesen Nachforschungen fand er es bestätiget, dass die Impfung mit Kuhpockenmaterie eben die Krankheit bewirke, als die Ansteckung von an Kuhpocken kranken Kühen, und dass die Materie gleiche Ansteckungsfähigkeit behält, wenn sie auch durch mehrere Menschen durchgegangen ist. Ausgemittelt ist es indessen doch noch nicht, dass die von den Menschen dem Euter der Kühe mitgetheilte Kuhpockenmaterie, besonders wenn sie schon durch mehrere Menschen gegangen ist, die Kuhpocken in ihrem natürlich heftigen Grade errege. So scheint zwar auch der Mensch mehr als einmal von den Kuhpocken befallen werden zu können; aber nur von den Localzufällen, niemals von dem allgemeinen Fieber. Von den Kühen ist es noch nicht gewiss, ob sie die Krankheit öfter bekommen können. Die geimpften Kuhpocken laufen bey dem Menschen gelinder ab, als die durch die Ansteckung von den Kühen. Man hat nach den Kuhpocken noch keine Nachkrankheit beobachtet, auch nicht bemerkt, dass sie andere Krankheiten erregt, oder Anlage zu diesen oder jenen Krankheiten erzeugt hätten.

Jenner's Meynung, dass die Kuhpocken von der Jauche aus den Hornklüften der Pferde erregt werden, ist schon von Dr. *Pearson* und von vielen andern Aerzten bezweifelt worden. Die Hornklüfte sind eine Pferdekrankheit, die man überall antrifft, und weder von den Kuhpocken, noch von dem Uebergang derselben auf Menschen, wusste man vor *J.* etwas. Dieser hat die bekannte Thatsache, dass die Jauche aus irgend einem Geschwür in der Haut eines Menschen, oder auch eines andern Thieres, besonders wenn sie an eine von der Oberhaut entblösste Stelle kommt, ein Geschwür erregen, auch dessen Wirkung sich weiter, als auf den Ort, den es einnimmt, erstrecken, und besonders die lymphatischen Gefäfse und die Drüsen afficiren kann, als Wirkung eines specifiken Giftes angesehen, und diesem Gifte das Gesetz gleichsam vorgeschrieben, dass es erst in das Euter einer Kuh kommen, in diesem Fähigkeit anzustecken erhalten, und von diesem aus dem Menschen mitgetheilt werden muss, wenn der Mensch gegen die Pockenkrankheit gesichert werden soll. Eine gewiss sehr gewagte Behauptung, welcher auch alle von Dr. *Pearson* gesammelten Nachrichten widersprechen! Wenn aber die Kuhpockenkrankheit bey den Kühen von der Jauche der Hornklüfte nicht entstehet, und also eine den Kühen eigene Krankheit ist: so ist sie nicht allein in diesem Stücke, sondern auch darin der Krankheit von dem Wuthgifte ähnlich, dass das Gift derselben nicht flüchtig ist, und sich nur durch die directeste Mittheilung fortpflanzt. Ausschliefsend eigen aber wäre nach allen bisherigen Erfahrungen dem Kuhpockengifte die Eigenschaft, dass es nur in dem weiblichen Theil einer Thierart, und nur in einem Organ derselben existiren könne; doch wird man bey wiederholten Versuchen mit diesem Krankheitsgifte auch durch Ansteckung anderer Theile die Kuhpocken bey dem Rindvieh vielleicht noch erregen lernen. Wenn man auch, bey der wirklich grofsen Menge von einstimmigen Erfahrungen, keinen Zweifel darein setzen mag, dass die Kuhpocken den Menschen gegen die Pocken sichern, wenn er von denselben angesteckt worden ist, und das davon abhangende Fieber überstanden hat: so wird es doch noch lange sehr schwer seyn, mit Gewifsheit über die Existenz der wahren Kuhpocken bey Menschen und bey Kühen zu urtheilen. Dieser Umstand, auf den bey Sicherung der Menschen gegen die Kinderpocken mittelst der Kuhpocken alles ankommt, ist von entschiedener Wichtigkeit, und er verdient bey

künf-

künftigen Verſuchen die geſpannteſte Aufmerkſamkeit. *Jenner's* und *Pearſon's* Beſchreibungen der Kuhpocken bey Kühen ſind nicht genugthuend: eben ſo wenig ſind ſie es bey Menſchen. Die engliſchen Aerzte nehmen daher zwey Arten von Kuhpocken an, eine, die von dem ſpecifiken Gifte abhängt, welches nur in dem Zeitpunkt ſeiner gröſsten Wirkſamkeit fähig iſt, bey dem Menſchen die Krankheit eigener Art zu erregen, und daher auch oftmals eine falſche Kuhpockenkrankheit bewirkt, und eine andere Art, die nicht von dem eigenen Gifte, ſondern im Frühjahr von der Veränderung der Luft und dem Wechſel des trockenen Futters mit grünem bey Kühen entſteht, und nicht anſteckend iſt. Der Schmerz in den Achſeldrüſen und die Fieberzufälle ſind oftmals weniger von dem ſpecifiken Gifte, mehr von dem Reiz in der Impfſtelle und der Verbreitung deſſelben abzuleiten. Daher iſt es auch gekommen, daſs ſchon die erſten Schriftſteller über die Kuhpocken gezwungen waren, eine Art von falſchen Kuhpocken bey Menſchen anzunehmen, die ſie dadurch bezeichneten, daſs ſie den Achſeldrüſenſchmerz, und wenn auch dieſen, doch das allgemeine Fieber nicht erregten. Gewiſs werden noch Fälle bekannt werden, welche beweiſen, daſs nach der Impfung der Kuhpocken, und nach Local- und allgemeinen Zufallen nach dieſer, ſo weit dieſe Zufalle bis jetzt bekannt ſind, dennoch die Menſchen gegen die Kinderpocken nicht geſichert waren: denn die Geſchichte der Kuhpocken bey den Kühen und Menſchen iſt noch nicht ſo vollkommen, daſs man für jetzt ſchon mit Zuverläſſigkeit über die Erfolge urtheilen könnte. Auffallend iſt beſonders dieſes, daſs *Jenner* den allgemeinen Ausſchlag nach dem Kuhpockenfieber bey Menſchen nie bemerkt haben will, den *Pearſon* in London ſah, den die Aerzte in Hannover ſahen, und der auch nachher oft geſehen worden iſt. Indeſſen müſſen uns alle die Zweifel nicht abſchrecken, die Kuhpocken als Sicherungsmittel gegen die Kinderpocken anzuwenden. Wenn nur die weſentlichen Merkmale, durch welche ſich die wahre Kuhpockenkrankheit bey Menſchen unterſcheidet, beſſer ausgemittelt ſind, und man es dahin gebracht hat, die Anſteckung der Menſchen mit dem Gifte der wahren Kuhpocken ſicherer zu bewirken: ſo laſſen die bisherigen Erfahrungen mit Grund hoffen, daſs die Kuhpocken zur Minderung der Kinderpocken alle bisher bekannten Mittel und Wege weit übertreffen werden.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Karl Chriſtl. Bethke*, Phyſikus zu Delitſch, *über Schlagflüſſe und Lähmungen, oder Geſchichte der Apoplexie, Paraplegie und Hemiplegie* aus ältern und neuern Wahrnehmungen. 1797. 524 S. 8. (2 Rthlr.)

Eine mit vielem Fleiſse bearbeitete Sammlung der über dieſe Gegenſtände aufgezeichneten Erfahrungen und Bemerkungen, die es aber ſehr fühlbar macht, daſs es zur wahren Geſchichte dieſer Krankheiten noch neuerer Unterſuchungen bedarf, um ſie aus dem Chaos herauszuarbeiten, in welchem ſie ſich noch immer leider befindet. Und hiezu kann dieſe Sammlung als Vorarbeit dienen, die aber auch der gewöhnliche Praktiker mit Nutzen zur Hand nehmen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. Vatar. Jouannet: *Le nouveau Roman comique* ou Voyage et aventures d'un Souffleur, d'un Perruquier et d'un Coſtumier de Spectacle. *Tome Premier.* 168 S. *Tome Second.* 192 S. An VIII. 12.

Der Vf. hoffte durch ſeinen Roman dazu beyzutragen, ſeine luſtigen Landsleute von der Liebe zu dem Gräſslichen und Abentheuerlichen der Geiſterſcenen zu dem Komiſchen, als der ihnen eigenthümlichen Sphäre, zurückzuführen. Dieſe Abſicht iſt ſehr gut; aber leider iſt ſie beſſer, als die Ausführung. Daſs es etwas verwegen ſey, durch den Titel eines *komiſchen Romans* an *Scarron's* bekanntes Werk zu erinnern, und dadurch, mit groſser Gefahr, die Verbindlichkeit auf ſich zu laden, ſeine Leſer zu beluſtigen, hat der Vf. zwar geahndet, aber nicht genug zu Herzen genommen. Wie ſein Vorgänger wählt er das Leben der Schauſpieler zur Grundlage ſeiner komiſchen Erzählungen; aber die reichhaltige Fülle beluſtigender Verwirrungen, die bis zum Muthwillen ſteigende Fröhlichkeit, und vorzüglich die geiſtreiche Verbindung des Charakteriſtiſchen mit dem Beluſtigenden konnte er ſeinem Vorgänger nicht ablernen. Die wunderlichen Ereigniſſe, die er hier und da auf den Theatern ſchlechter Schauſpieler vorfallen läſst, ſind nicht beſſer, als die Anekdoten der Theaterzeitungen und Kalender, in denen die Tücke und Laune des Zufalls durch keinen geiſtreichen Zug belebt und gehoben wird. Den gröſsten Theil der beiden vor uns liegenden Bände nimmt die empfindſame Reiſe eines Soufleurs ein, der ſich von ſeinen Freunden, dem Theaterfriſeur und Theaterſchneider, getrennt hat, um ein Unterkommen in Paris zu ſuchen. Auf dieſer Reiſe begegnen ihm mancherley Abentheuer, die zum Theil ekelhaft genug ſind (z. B. I. 113. ff.), zum Lachen aber nur ſelten Gelegenheit geben. Hin und wieder fügt der Vf. Anmerkungen hinzu, in denen er ſeine Sprüchwörter durch fade Geſchichten erklärt, auch andere Noten, die ohne Zweifel launig und witzig ſeyn ſollen. Wenn nicht hin und wieder einige Stellen vorkämen, die einen Anſtrich von gelehrten Kenntniſſen haben: ſo würden wir, dem *ton de cabaret* nach, in welchem die meiſten Scherze debütirt werden, das Ganze für die Arbeit eines Theaterfriſeurs halten, der Luſt bekommen hätte, vor dem Publicum witzig zu ſeyn. Der Roman iſt übrigens mit dieſen zwey Bänden noch nicht geendigt, ſondern wir können noch die Abentheuer des Theaterſchneiders und Theaterfriſeurs erwarten, die mit ihrem Freunde, dem Souffleur, wieder vereinigt werden ſollen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Voſſ. Buchh.; *Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen*, (aus fremden Sprachen überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Karten). *Sechszehnter Band.* 1799. 442 S. *Siebenzehnter Band.* 1800. 448 S.

oder:

La Peroufe'es Entdeckungsreiſe in den Jahren 1785, 1786, 1787 u. 1788. Herausgegeben von *M. C. A. Milet Mureau.* Aus dem Franzöſ. und mit Anmerkungen von *J. R. Forſter* und *C. L. Sprengel. Erſter Band*, welcher die beiden erſten Bände des Originals enthält. Mit 2 Kupf. *Zweyter Band*, welcher die beiden letzten Bände des Originals enthält. Mit Kupf.

Von der 1785 auf königlichen Befehl unternommenen Seereiſe des Hn. Perouſe hatte man in Europa in langer Zeit nichts gehört, bis Hr. *Leſſeps* 1788 mit Depeſchen, die ihm Hr. Perouſe 1787 in Kamtſchatka übergeben hatte, in Paris ankam. Von der Seereiſe erfuhr das Publicum damals weiter nichts, als daſs die beiden unter Commando des Hn. Perouſe's von Breſt ausgelaufenen Fregatten la Bouſſole und l'Aſtrolabe bisher eine glückliche Reiſe gemacht hätten, und im Begriff wären, ihre Entdeckungen fortzuſetzen. Hr. *Leſſeps*, der als ruſſiſcher Dollmetſcher mitgegangen war, und 1790 ſeine Reiſe durch Rufsland herausgab, ſagte kein Wort von der Seereiſe. Ein neues Stück ſeines Reiſejournals ſchickte Hr. Perouſe nach Frankreich, von Botany Bay in Neuholland aus, wo er 1788 im Jan. ankam. Von hier wollte er nach den Freundſchafts-Inſeln wieder hinauf gehen, den ſüdlichen Theil von Neu-Caledonien, Santa Crux de Mendana, Louſiade und andere Inſeln beſuchen, und er ſchmeichelte ſich, 1789 in ſeinem Vaterlande wieder anzukommen. Allein dieſes Glück wurde ihm und den Wiſſenſchaften nicht gewährt. Alle Bemühungen der Franzoſen und anderer ſeefahrenden Nationen, von ſeinem aller Wahrſcheinlichkeit nach unglücklichen Schickſale Nachrichten einzuziehen, ſind bisher vergebens geweſen, und es ſteht dahin, ob der Capitain *Baudin*, der eine neue Entdeckungsreiſe angetreten hat, mehr erfahren wird. 1791 decretirte die Nationalverſammlung den Druck aller von Perouſe eingeſchickten Nachrichten und Karten, und das Werk wurde von Hn. *Milet de Mureau* in 4 Quartbänden mit einem aus 69 Karten und Kupfertafeln beſtehenden Atlas herausgegeben.

Vielleicht haben die Franzoſen keinen Seefahrer, der dem Capitän Cook mit ſo vielem Recht an die Seite geſetzt zu werden verdient, als *la P.* So wie Cook ſeine nautiſchen Kenntniſſe in den Gewäſſern des nördlichen Amerika um New-Foundland anſehnlich erweiterte: ſo übte *la P.* auf einer Expedition nach der Hudſons Bay zuerſt die Kunſt, bey nebelichem Wetter an einer klippenreichen Küſte das Schiff zu ſteuern. Wie Cook die Lage der nordweſtlichen Küſte zuerſt beſtimmte: ſo hat *la P.* den Schleier, worein die entgegengeſetzte Küſte verhüllet war, gehoben; wiewohl beide ihren Nachfolgern, wie die nachherigen Entdeckungen zeigten, vieles zu entdecken übrig lieſsen. Wie Cook Meere und Häfen aufſuchte, die von Europäern noch nicht beſucht waren: ſo pflegte ſich *la P.* in einer groſsen Entfernung von dem Striche zu halten, den die Seefahrer, die vor ihm in denſelben Gewäſſern geweſen waren, genommen hatten; und wagte ſich, obgleich nicht ſo oft als Cook, in Meere, die bisher von keinem Europäer beſchifft waren. Wenn Cook das Leben der Indianer ſchonte, und ihnen die Thiere und Pflanzen unſers Welttheils ſchenkte: ſo that es nicht minder *la P.* Doch glaubte dieſer in der Folge ſo viel Böſes an den Naturmenſchen zu bemerken, daſs er ſich zu einer ſtrengen Behandlung derſelben entſchloſs; und Cook ſcheint ebenfalls auf ſeiner dritten Reiſe zu gewaltſamen Mitteln gegen die Eingebornen früher geſchritten zu ſeyn, als auf den erſteren. So wie Cook mit Verachtung auf die Gelehrten herabſah, die in der Stille ſich den Wiſſenſchaften widmen: ſo ſchimpft auch *la P.* auf die Stubengelehrten. Beide kamen auch darin überein, daſs ſie Märtyrer ihres Eifers, geographiſche Entdeckungen zu machen, geworden ſind; Cook, nachdem er viele Jahre die Seen beſchifft, und auf dem gröſsten Meere die wichtigſten Entdeckungen gemacht hatte, *la P.* nicht lange, nachdem er angefangen hatte, zu zeigen, wie ſehr er ſich nach dem von ihm ſo innig verehrten, und bey jeder Gelegenheit mit dem gröſsten Ruhm angeführten Cook gebildet hatte, und dadurch geſchickt worden war, die von jenem gelaſſenen Lücken auszufüllen.

Die für *la P.* ausgefertigte Inſtruction iſt in 5 Abſchnitte abgetheilt und ſehr weitläuftig. Der ihm vorgezeichnete Plan der Reiſe wurde nach Maasgabe der Umſtände, wozu er auch berechtiget war, von ihm abgeändert. Schade, daſs ein widriges Geſchick ſeine völlige Ausführung verhindert hat.

Die Fregatten waren mit einer auserleſenen Mannſchaft an Officieren und Matroſen beſetzt. Aſtrono-

men und Naturforscher und Künstler vom ersten Range schifften sich ein, und nahmen astronomische Uhren und andere Instrumente zu ihren Beobachtungen mit. An der Küste von *Brasilien* besuchte *la P.* nur die Insel *Trinidad*, von welcher das Gerücht in Frankreich gesagt hatte, dass die Engländer sie besetzt, aber wieder geräumt hätten, wo ihn indess die portugiesische Besatzung, unter dem Vorgeben, die Insel hätte Mangel an Lebensmitteln, vom Anlanden, und von weitern Untersuchungen abhielt, und die Insel St. *Catharina*. Da jene Insel in neuern Zeiten von den Seefahrern nicht besucht worden ist, wie man aus Arrowsmith's grosser Weltkarte auf 8 Blatt ersiehet: so lässt sich daraus das Schrecken des portugiesischen Commandanten über das fremde Schiff, dem er vielleicht feindselige Absichten zutraute, erklären. Erregte *la P.* doch auch auf St. Catharina viel Schrecken, obgleich diese Insel dem festen Lande von Brasilien viel näher liegt, als jene. Denn auch in St. Catharina pflegen fremde Schiffe selten einzulaufen. Lebensmittel sind indessen hier im Ueberfluss und sehr wohlfeil. Die Insel *de la Roche*, auf welche er gegen Osten zwischen dem 44 u. 45° Br. zusegelte, konnte er nicht ansichtig werden, und er zweifelt, vielleicht etwas zu rasch, an ihrer Existenz, wie er auch vorher in Ansehung der Insel Ascençaon zwischen Trinidad und Catharina gethan hatte. Er fuhr durch die Strasse *Le Maire's* um das *Cap Horn*, und landete, um seinen Vorrath an Brod und Mehl, der sich zu verringern anfing, zu verstärken, bey *Conception* auf der Küste von *Chili*. Die Stadt ist seit 1763 neu erbaut, zählt ungefähr 10000 Einwohner, und ist die Residenz des Bischofs und des Oberaufsehers über das Kriegswesen. Der Boden ist unbeschreiblich fruchtbar, und das Klima ungemein gesund, so dass die, welche sich vor einer gewissen dort häufig grassirenden Krankheit in Acht nehmen, ein hohes Alter erreichen; dennoch ist die Colonie in einem armseligen Zustande, weil sie wenig oder gar keinen Handel treibt. Die Einfuhr in Chili ist mit grossen Abgaben belastet, und ausser Getreide, Talg, Häuten und einigen Holzwaaren sind hier keine Artikel zum Umtausch. Die wenigen, die das Gold, welches fast in allen Bächen zu finden seyn soll, aufsuchen, treiben dieses Geschäft mit vieler Nachlässigkeit, weil alle Lebensmittel sehr wohlfeil sind. Im Ganzen sind die Einwohner eine ausgeartete, mit den Indianern vermischte, Gattung von Menschen. Der Bischof war ein Creole von Peru, und ward wegen seiner Geistesgaben sehr gerühmt.

Von hier segelte *la P.* gerade auf die *Osterinsel*, die vielleicht seit 1772 von keinem Europäer wieder besucht ist. Weder Bäume noch Wassergraben, noch Bäche, noch Quellen bieten den Einwohnern einige Kühlung an. Steine so gross und dick, als Flaschenkürbisse, erhalten das Erdreich feucht und kühl. *La P.* brachte hieher Schaafe, Ziegen und Schweine, und streuete Pomeranzen und Citronenkerne, nebst andern Sämereyen aus, die hier gut gedeihen können. Da die englische Abbildung der alten Denkmäler, die sehr plump gearbeitet sind, unvollkommen ist: so hat *la P.* eine andere gegeben, die auch bey der Uebersetzung befindlich ist. Die Anzahl der Einwohner wird auf 2000 geschätzt, und scheint nicht in Abnahme zu seyn. Kaum der 10te Theil der Insel ist angebaut, und bringt Kartoffeln, Yams, Bananen und Zuckerrohr hervor. Es herrscht eine solche Gleichheit unter diesen Insulanern, dass man beynahe glauben sollte, sie hätten auch ihre Weiber in Gemeinschaft. Weit besser ist die Verfassung auf den *Sandwichinseln*, wo *la P.* zunächst landete, obgleich die Einwohner von jener Insel diesen an Geschicklichkeit nichts nachgeben, vielleicht gar vorzuziehen sind. *La P.* ist sehr geneigt, die neuern Seefahrer von dem Vorwurf, die Lustseuche hier und in andern Südseeinseln verbreitet zu haben, loszusprechen. Cook ist aber anderer Meynung, wie der Uebers. erinnert. Nachdem *la P. Mauwi* besucht, verschiedene Meerengen, welche diese Inseln trennen, befahren, Zeichnungen von ihnen genommen, und sich mit frischen Lebensmitteln versehen hatte, segelte er gegen die Nordwestküste von *Amerika*. Er richtete sich genau nach der ihm gegebenen Vorschrift, in seinen Forschungen nicht über den 60° N. B. zu gehen, und schränkte sich auf die Küste zwischen dem St. *Elias-Berge* und *Monterey* ein. Er lief, nachdem er mehrere Buchten und Hafen untersucht hatte, Jul. 1788 in eine Bay im 58° 39′ N. B. ein, die er *Port des Français* nannte, und die, wie Hr. *Sprengel* bemerkt, von keinem brittischen Seefahrer gesehen worden ist. Die Indianer, die in Dörfern auf dem festen Lande wohnten, zeigten bey ihrem Handel viele Erfahrung und Schlauheit. Eisen nahmen sie am liebsten, und brachten dafür Seeotterfelle und Lachse. Ihre Diebstäle wurden mit einer List verübt, die einem Gauner in Paris Ehre machen würde. Eine in der Bay gelegene Insel wurde von dem Oberhaupt der Indianer gekauft, und von den Franzosen mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten in Besitz genommen. Bisher waren alle Unternehmungen mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Nicht ein einziger von der ganzen Mannschaft wurde von irgend einer Krankheit befallen. Allein bey dem Sondiren der Tiefe in der Bay, wozu 3 Boote ausgeschickt waren, wurden zwey von den Wellen umgeschlagen, als ihre Befehlshaber gegen die ihnen von *la P.* gegebene Warnung, sich zu sehr der Strömung bey der Einfahrt in den Hafen näherten, wodurch 21 Seeleute, unter denen 6 Officiere waren, ums Leben kamen.

Bald nachher, am 30. Jul. 1786. segelte *la P.* längs der Küste mit grosser Eilfertigkeit, um nicht die Monsuns in China zu verfehlen, nach *Monterey* in *Californien*, wo er den 12. Sept. ankam. Diese Eile, die späte Jahrszeit, und die dicken Nebel verhinderten ihn, Entdeckungen zu machen. In *Monterey* residirt der Gouverneur von Californien, der mit 282 Reitern, die in 5 kleinen Forts oder zu 4 bis 5 Mann in 25 Missionen vertheilt sind, 50,000 herumstreifende Wilden, von denen etwa 10,000 das Christenthum angenommen haben, in Ordnung erhält. *Neu-Californien*, oder der Landstrich nordwärts der Halbinsel,

fel, hat aufser gefunder Luft und fruchtbarem Boden das feine Pelzwerk, das in China fo ſichern Abſatz findet, und nach *la Ps.* Meynung dereinſt den Spaniern mehr Vortheil bringen wird, als das reichſte Bergwerk in Mexico. Zwar ſind die hieſigen Seeotterfelle von etwas geringerer Güte, als in der Bay *des Français*; allein der Unterſchied iſt nicht bedeutend. Die Art, wie die Miſſionarien aus den Wilden Chriſten machen, iſt ſo beſchaffen, dafs, wenn bey dieſen einſt die Vernunft reifen ſollte, ſie das Chriſtenthum und ſeine Prediger gleich haſſen werden. So defpotiſch aber auch die Franziſkaner mit den Wilden umgehen: ſo haben ſie doch noch nicht die elenden Hütten, worin ſie wohnen, abſchaffen können. Sie haben ihnen auch ihre Spiele und Kleidung gelaſſen. In nützlichen Künſten wird kein Unterricht gegeben. Sie erhalten vielmehr gefliſſentlich das Volk in Unwiſſenheit; denn der Glaube, dafs ſie mit Gott im vertrauten Umgang leben, ſichert ſie gegen alle Angriffe.

Auf der Fahrt nach *Macao* im 23° 34′ N. B. und 166° 52′ W. L. entdeckte *la P.* eine ſehr kleine Inſel oder vielmehr einen kahlen Felſen, den er *Necker*, und im 23° 45′ N. B., 168° 10′ W. L. eine Klippe, die er *Untiefe der franzöſiſchen Fregatten* nannte, weil ſeine Schiffe hier beynahe geſcheitert wären. *Macao* könnte von einer auswärtigen Macht benutzt werden, um ſich bey den Chineſen in Achtung zu ſetzen. Allein die Portugieſen werden gewiſſermafsen nur darin geduldet, und die Stadt kann als eine chineſiſche Beſitzung angeſehen werden, wenn gleich der Mandarin nicht die Nacht darin bleiben darf. *La P.* verkaufte hier das mitgebrachte Pelzwerk zum Vortheil der Matroſen, nachdem auf ſeine Vorſtellung die Officiere darauf Verzicht gethan hatten, durch die Vermittlung des Vorſtehers der ſchwediſch-oſtindiſchen Compagnie; denn die franzöſiſchen Agenten, worunter auch ein Sohn des berühmten Orientaliſten de Guignes war, werden in den am Ende des Werkes angehängten Briefen von ihm ſcharf getadelt. Am 5. Febr. 1787 ging er von Macao ab, und erreichte am 28ſten *Cavite* auf der Inſel *Luzon* oder *Manilla*. Von der ſchlechten Regierung der Philippiniſchen Inſeln werden ſehr auffallende Beweiſe gegeben, die zum Theil auch aus andern Reiſen bekannt ſind. Keiner aber hat, ſo viel wir wiſſen, den Werth dieſer Inſeln ſo ſehr erhoben, als *la P.* Denn ſeiner Meynung nach würde eine Nation, die nur dieſe Inſeln in Beſitz hätte, alle europäiſche Beſitzungen in Afrika und America ohne Neid anſehen können. Sollte er hierin Recht haben, und auch die Vermuthung gegründet ſeyn, dafs, wenn ſich eine feindliche Macht auf der Inſel ſehen lieſs, eine ganze Armee von Indiern zu ihrer Parthey übergehen würde: ſo mufs man ſich billig wundern, dafs die Britten keine kräftigere Maasregeln in dem gegenwärtigen Kriege ergriffen haben, die Spanier daraus zu vertreiben. In Cavite wurden die Segel und das Tauwerk ausgebeſſert, die Fregatten kalfatert und Mundvorrath angeſchafft. Es wurde auch der erlittene Verluſt an Mannſchaft, durch 2 Officiere und 8 Mann, die von der in Manilla angekommenen Fregatte Subtile abgegeben wurden, zum Theil erſetzt. Vorher waren ſchon zu dem Ende 12 chineſiſche Matroſen angeworben. Als er ſich der Südſeite der Inſel *Formoſa* näherte, war eine Armee von 20,000 Chineſen unter Commando des Gouverneurs von Canton daſelbſt angekommen, um einen Aufſtand zu ſtillen, und er erblickte die Flotte, die ſie herüber gebracht hatte, an der Mündung eines groſsen Fluſſes. Er ſegelte durch die Gruppe der *Likeo-Inſeln*, in einer nicht groſsen Entfernung in ein geräumiges Meer zwiſchen China und Japan. Windſtille, Nebel und Strömungen hielten die Fahrt ſehr auf. Glücklich kam er durch den Kanal zwiſchen Korea und Japan, und ſetzte ſeinen Lauf im Angeſicht der Küſte von *Korea* fort. Eine Inſel im 37° 25′ N. B. 109° 2′ W. L., wo Schiffswerfte, aber keine Arbeiter zu ſehen waren, die wahrſcheinlich auf die Annäherung der Fregatten davon gelaufen waren, wurde dem Aſtronomen zu Ehren *Dagelet* genannt. Vom 30. Mai an richtete er ſeinen Lauf öſtlich nach *Japan* oder *Niphoe*. Die Japaniſchen Schiffe, denen er begegnete, äuſserten keine Furcht über die Erſcheinung der beiden Fregatten in Gewäſſern, wohin vorher kein europäiſches Schiff gekommen war. Er beſtimmte die Lage von *Cap Noto* auf der W. Küſte von *Japan*, zu 37° 36′ N. B. 135° 34′ O. L. von Paris, und da er vorher die Küſte von Korea bis zu dem Theil aufgenommen hatte, wo ſie ſich nach Weſten wendet: ſo iſt dadurch die Breite dieſes Meers von ihm angegeben. Die beſtändigen Südwinde verhinderten ihn, die nördliche Spitze von *Niphoe* zu ſehen, und er erblickte d. 11. Jun. die *tatariſche* Küſte, wo er in die von ihm genannte *Bay Ternai* 45° 13′ N. B. 135° 9′ O. L. einlief. Für das Pflanzen- und Mineralreich machten die Naturforſcher keine neuen Entdeckungen, weil es mit dem in Europa zu ſehr übereinſtimmte; allein die Mannſchaft labte ſich an den Rehböcken, die man ſchofs, und noch mehr an den Kabeljauen, Forellen, Lachſen, Heringen und Schleien, die man im Ueberfluſs fing. Die Spuren von Menſchen zeigten, dafs die *Mantſchu Tataren* zur Zeit des Fiſchfangs und der Jagd die Küſte beſuchen. Als er weiter nach Norden ſegelte, fand er, dafs er in einem Kanal ſchiffe. Die dicken Nebel, welche dieſe Gewäſſer umgeben, erlaubten ſelten Obſervationen, oder verhinderten ihre Vollendung, und in 5 Tagen konnte man nicht mehr als 12 Meilen zurücklegen. Endlich langte er auf der, der tatariſchen gegenüber liegenden, Küſte in einer Bay an, die er nach dem Befehlshaber des 2ten Schiffes *Langle* nannte. Von den Inſulanern lernte er durch Zeichnungen, die einer von ihnen mit der Pike in die Erde machte, dafs die Inſel, worauf er gelandet wäre, durch eine Meerenge von der Tartarey getrennt ſey, dafs im Süden dieſer Inſel noch eine andere ſey, zwiſchen welchen noch ein ſchmaler Weg für die Schiffe gezeichnet wurde. Er zeichnete darauf die Küſte der Mantſchu, und ſetzte noch den Fluſs *Sagallen* hinzu, ein wenig in Süden von der Nordſpitze ſeiner Inſel,

die

die er *Tchoka* nannte, und die auf ältern Karten *Seghalien* heifst. Mit den Völkerschaften dieser Insel stehen die Insulaner in Verbindung, und erhalten Nankins und andere Waaren von ihnen. Sie selbst bearbeiten die freywilligen Erzeugnisse der Erde, ob sie gleich das Land nicht bauen. Im Aeufsern und in ihren Sitten sind sie von den Chinesen und Tataren verschieden. *La P.* verfolgte nun den Weg weiter nordwärts an der tatarischen Küste, und ging den 28. Jul. in der *Bay Castries* im 51° 29′ N. B. 139° 4′ O. L. vor Anker. Die *Orotchys*, die diese Bay bewohnen, ein sehr sanftes Volk, nähren sich hauptsächlich von Lachsen und andern Fischen, und scheinen die Jagd nicht viel zu treiben. Sie so wenig, als die Insulaner gegenüber, erkennen ein Oberhaupt. Hier erfuhr *la P.* auf eine so unvollkommene Art, wie vorher, dafs die Insel mit dem festen Lande durch eine Sandbank vereiniget sey, die wohl eine Durchfahrt für Piroguen aber nicht für Schiffe zuläfst. Er wagte nicht einmal eine Schaluppe in das Innere des Busens abzuschicken aus Gründen, worüber Seefahrer urtheilen mögen. Von der Möglichkeit der Durchfahrt überzeugt, kehrte er zurück, und entdeckte die südlichste Spitze der Insel *Cap Crillon* 45° 57′ N. B. 140° 34′ O. L. Die Meerenge, welche diese Insel von *Chicha* oder dem japanischen Jeso trennt, ist nicht von dem bescheidenen *Perouse*, der sie entdeckte und durchschiffte, sondern von dem Herausgeber seines Werks *Perousens Strafse* genannt, und gewifs wird dieser Name in der Geographie bleibend seyn. Die Strafse Sangor trennt Chicha von Japan. Wenn nun gleich der nördliche Theil von Tchoka ununtersucht geblieben, und ihre Trennung vom festen Lande noch nicht ausgemacht ist: so hat doch durch *la P.* die Länderkunde viel gewonnen. Die Frage über die Länder Jesso, Oke' Jesso, die Meerenge Tessoy u. f. ist entschieden, und wahre Lagen und Namen sind den Inseln und Küsten dieser Gegend gegeben. Vor Jahrhunderten würde dieses geschehen seyn, wenn nicht die ewigen Nebel, welche diesen Himmelsstrich umhüllen, die Seefahrer zurückgescheucht hätten. *La P.* Fahrt an der tatarischen Küste war, wie er für die Geographie der interessanteste Theil seiner Reise ist, für ihn selbst der schwierigste und gefährlichste, wovon man in seinen Briefen noch mehr liefet, als in der Beschreibung. Auf der weitern Reise kam *la P.* zwar den kurilischen Inseln nahe, landete aber auf keiner derselben, zweifelt jedoch nicht, dafs sie von derselben Gattung von Menschen bewohnt sind, die Tchoka und Chicha bewohnen, welche Meynung vielleicht auch durch das in Tchoka gesammelte Wörterverzeichnifs bestätiget werden kann. Er eilte nach dem *St. Peter* und *Paul Hafen* in *Kamtschatka*, wo er den 6. Aug. ankam, und von dem Gouverneur mit der Gastfreundschaft aufgenommen wurde, die auch von andern Seefahrern gerühmt ist. Seit der letzten Reise des Capitän Cook werden in Ochotsk mit ungeheuern Kosten Schiffe ausgerüstet, die auf den Inseln an der amerikanischen Küste Seeotterfelle erhandeln, welche nachher in Kiachta an die Chinesen verkauft werden.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Pichler: *Adolf und Hedwig*, oder die Stürme der Leidenschaften im menschlichen Herzen. Eine Familienscene. 1800. 171 S. 8.

Diese Geschichte ist nichts weniger als eine Familienscene, sondern ein ganz gemeiner Ritterroman. Die schöne und tugendhafte Hedwig, welche ihr Mann einer Räuberbande abjagt, wird von ihm einer Buhlerin nachgesetzt, die, nicht zufrieden, ihr das Herz ihres Gemals zu entreifsen, einen Anschlag auf ihr Leben macht. Hedwig entflieht und kömmt nach einigen Abentheuern in das Schlofs einer edeln Frau, die sie zu ihrer Freundin wählt. Man glaubt, dafs sie von wilden Thieren zerrifsen worden, und Adolf, ihr Gemal, von der heftigsten Reue gequält, geht als Pilger nach Rom und findet seine Gemalin bey seiner Rückkehr. Grimhild bringt sich selbst ums Leben, nachdem sie ihren Geliebten hatte ermorden wollen, um nicht in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen. Diese gemeine Erfindung ist auf eine platte und geistlose Art ausgeführt. Es ist dem Vf. nicht einmal gelungen, seine Geschichte schauerlich zu machen, ob er es gleich hin und wieder darauf anlegt. Der Stil ist mit dem übrigen in gutem Verhältnifs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, in d. Sommerschen Buchh.: *Ueber Taubstumme, ihren Unterricht, und die Nothwendigkeit, sie sprechen zu lehren.* Eine Bitte und Aufruf an begüterte Menschenfreunde um Theilnehmung an dem Schicksale dieser Unglücklichen; von *K. A. Cäsar*, Prof. der Vernunftlehre an der Univ. Leipzig. 1800. 20 S. 8. In einem edeln und herzlichen Tone erklärt sich Hr. C. über einen, der Aufmerksamkeit des praktischen Weisen ganz würdigen Gegenstand. Nach einer kurzen, aber treuen Schilderung des Unglücks der Sprachlosen macht er auf die Nothwendigkeit, sie sprechen zu lehren, aufmerksam, und unterstützt seine Behauptung mit Gründen, die von den grofsen Vorzügen der Tonsprache vor der Schriftsprache hergenommen sind. Dem denkenden Leser werden besonders die feinen psychologischen Bemerkungen, die der würdige Vf. hiebey zu machen Gelegenheit fand, sehr interessant seyn. Zuletzt äufsert er den so gerechten, als menschenfreundlichen, Wunsch, für die unterrichteten Taubstummen eine feste, bleibende Wohnstätte anzulegen, und sie mit einer Fabrik zu versorgen, wo sie Uhrgeräthe, Band oder Tapeten verfertigen können. Ueberzeugt von der Zweckmäfsigkeit dieses Vorschlages, wünschen wir herzlich, dafs der Vf. nicht tauben Ohren gepredigt haben möge!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der Voſſ. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen* etc. 16—17 B. *La Perouſe'ns Entdeckungsreiſe* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Nachdem *la P.* Kamtſchatka verlaſſen hatte, ſtreifte er eine Zeitlang unter der Parallele von 37° 30′ um ein Land zu ſuchen, das 1620 die Spanier entdeckt haben ſollen. Er fand es nicht, und nahm die erſten Erfriſchungen auf der reizenden Inſel *Mauna* ein, die zu der von Bougainville entdeckten Gruppe der *Navigatorinſeln* gehört. Alle Früchte und Thiere der Südſeeinſeln ſind hier in Ueberfluſs. Die Einwohner ſind ſo reich, daſs ſie alle Eiſenwaaren und Zeuge verſchmäheten, und nur Glasperlen und andere Spielereyen annahmen. Von der Bosheit der Einwohner liefern aber die Annalen *la P's.* ein ſchreckliches Beyſpiel. Der Capitain *Langle*, der mit 61 Mann, dem Kern ſeiner Mannſchaft, auf der Inſel zum zweytenmal landete, um für ſein Schiff friſches Waſſer einzunehmen, wurde, ohne daſs die mindeſte Veranlaſſung dazu von Seiten der Franzoſen gegeben war, mit Steinen zu Boden geworfen, als er ſich mit den gefüllten Fäſſern wieder in ſeine Schaluppe begeben hatte. Zu ſeinem Unglück gab er nicht eher Befehl zum Schieſsen, als bis ſchon ein Steinhagel faſt alle in der Schaluppe getroffen hatte, und der Haufe zu dicht um ſeine Schaluppe ſtand, als daſs er durch ein paar Schuſſe hätte können zerſtreut werden. Auſser ihm verloren noch 10 Franzoſen durch die Hände dieſer Mörder ihr Leben, 20 waren ſchwer verwundet, und alle mehr oder minder beſchädiget, und die beiden Schaluppen zerſchlagen. Mit Mühe konnte *la P.* die Mannſchaft zurückhalten, auf der Stelle an den Inſulanern Rache zu üben. Weil er aber das Dorf, wo ſich dieſe Greuel zugetragen hatten, mit den Kanonen von den Schiffen nicht erreichen konnte: ſo verbot er, Leute, von denen man nicht wuſste, daſs ſie Theilnehmer geweſen waren, anzugreifen. Er begnügte ſich, die ſchwimmenden Trümmer ſeiner Schaluppen aufzuleſen, und entſchloſs ſich nach Botanybay, der Engliſchen Niederlaſſung in Neuholland, zu ſegeln, um neue zu zimmern. Zuvor unterſuchte er, doch ohne an Land zu gehen, zwey andere von den 10 Navigatorinſeln, die im 14° S. B. 171. und 173° W. L. liegen, eine der ſchönſten Inſelgruppen auf dem Südmeere bilden, und den Geſellſchaft- oder Freundſchaftsinſeln in Hinſicht auf Künſte, Producte und Bevölkerung nicht nachſtehen, deren Einwohner aber, zufolge der Erfahrung, die er gemacht hatte, nicht durch Wohlthaten zu gewinnen, ſondern durch Furcht im Zaum zu halten ſind. Eben ſo wenig ſtieg er bey den *Freundſchaftsinſeln* oder der Inſel *Norfolk* ans Land. Endlich ging er den 26 Jan. 1788. in *Botanybay* vor Anker, wo er nur Waſſer und Holz von der Engliſchen Colonie, die im Begriff war, ſich daſelbſt niederzulaſſen, verlangte. Hiemit endiget ſich das Tagebuch des *la P.*, das an Entdeckungen und Beobachtungen reich iſt, und durch ein widriges Schickſal abgebrochen wurde. Er wollte im März von Botanybay wieder abſegeln, und im December in Isle de France ankommen, wie man aus ſeinen Briefen ſchlieſsen muſs. Denn dieſe, nebſt denen, welche ſeine Reiſegefährten geſchrieben haben, auch Aufſätze von ihm und den gelehrten Männern, die ſich mit ihm eingeſchifft hatten, ſind dem Tagebuche angehängt.

Der Ueberſetzer hat die Berechnungen, die ſich auf Seeweſen und Länderbeſchreibung beziehen, weggelaſſen, und bloſs den erzählenden und beſchreibenden Theil der Reiſe geliefert. Von dem aus 69 Karten ſowohl als Kupfertafeln beſtehenden Atlas ſind 5 der intereſſanteſten Zeichnungen gewählt, und überdieſs iſt dem 2ten Bande noch die Karte der nordamerikaniſchen Küſte mit dem Hafen der Franzoſen, und die allgemeine Reiſekarte nach Vancouver's Karte verbeſſert und vermehrt, beygefügt. Dieſs in der Vorrede gegebene Verſprechen iſt nach dem Exemplar, das Rec. in Händen hat, zu urtheilen, nicht in Erfüllung gegangen. Er findet zwar die 5 Kupfer, aber ſtatt zweyer Karten nur eine, auf welcher die nordweſtliche Küſte von Amerika zu Vancouver's Reiſe, und die Entdeckungen in den chineſiſchen und tatariſchen Meeren von Manilla bis Awatſcha zu Perouſe's Reiſe verjüngt gezeichnet ſind. Auf dem erſten Theil dieſer Karte iſt der Hafen der Franzoſen, den Perouſe entdeckte, nicht gezeichnet. Iſt etwa das in der Vorrede gegebene Verſprechen durch den Beyſatz auf dem 2ten Band, *mit Kupfern*, ſtillſchweigend zurückgenommen? Die Ueberſetzung iſt, ſo viel ſich ohne Vergleichung mit dem Original urtheilen läſst, ſehr gut gerathen, und das Magazin behauptet noch immer das ihm mehrmalen in der A. L. Z. ertheilte Lob, von den Originalen gute und brauchbare Ueberſetzungen zu liefern. Allein wenn auch die Eile, womit dergleichen Arbeiten ins Publicum geſchickt werden, und — flüſtert uns der Verleger ins Ohr — geſchickt werden *müſſen*, auf den Dollmetſcher keinen auffallend nachtheiligen Einfluſs gehabt zu haben ſcheint: ſo

so hat doch die Genauigkeit des Setzers dadurch gelitten. Beide Bände werden durch eine Menge von Druckfehlern verunziert. Wir sagen mit Fleifs verunziert; denn Papier und Schrift gereicht dem Magazin zur Ehre. Wir wollen nur einige, deren Verbefserung nicht jedem Leser gleich beyfallen möchte, anzeigen Bd. 1. S. 337. Z. 1. *getheilet* l. *gefcheitert*. S. 361. Z. 11. v. u. *Manilagallernen* l. *Manillagallionen*. S. 380. Note *) Z. 1. 2. *fehlt diefem* l. *fühlt diefes*. S. 398. Z. 9. *Länge* l. *Lage*. Ebend. 190 l. 19°. Z. 16. *Mexicanern* l. *Marianen*. S. 399. Z. 5. *wünfchte* l. *täufchte*. S. 407. Z. 1. *oder* l. *von*. S. 413. Z. 13. *Bomberg* l. *Bombay* Z. 19. *Gewühl* l. *Gerücht* S. 441. Z. 7. *einige* l. *wenige*. Bd. 2. S. 155. Note *) Z. 3. *ift es* l. *find fie in*. S. 163. Note **) Z. 4. *fchon* l. *durch* Z. 5. *einfindet* l. *fchon finket*. S. 170. Z. 10. ftatt 350 l. 35°. S. 176. Z. 2. v. u. ift nach *Küfte* ausgelaffen *gelitten hatte*. S. 177. Z. 1. *fie möchten* l. *es möchte*. S. 311. Z. 4. 5. find fo zu ordnen: — in der Kunft find, *eine Pofition mit der andern zu verbinden, fo habe ich felbft gefehen, dafs*. S. 313. Z. 15. nach *weniger* ausgelaffen *als*. S. 422. Z. 4. v. u. *nördlichen* l. *fädlichen*.

Beide Bände prangen mit dem Namen des verewigten *J. R. Forfter*. Seine Anmerkungen hören aber fchon mit S. 34. 1. Bd. auf. Wir wünfchten, dafs Hr. *Sprengel* feine Noten allemal mit feinem Namen, den wir von S. 208. an nicht mehr bemerkt haben, unterzeichnet hätte, um fie von den Noten des Originals defto leichter zu unterfcheiden. Sie laufen durch beide Bände, obgleich fie in dem erften häufiger find, als in dem letzten. Ihr Hauptverdienft ift, dafs fie mehrmalen Perouse'ns Reife mit der von Vancouver, der faft 10 Jahre fpäter die weftliche Küfte von Amerika befuchte, vergleichen, auch anderweitige neuere Nachrichten anführen. Sie find auch in der Rückficht fchätzbar, dafs bey ihnen portugiefifche Bücher gebraucht find. Die 1. Bd. S. 145. vorkommende Note wird S. 172. wiederholt. Vielleicht ift die letzte aus dem Original genommen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Bibliotheca ophtalmica (ophthalmica)*, in qua fcripta ad morbos oculorum facientia a rerum initiis usque ad finem anni MDCCXCVII. breviter recenfentur, auctore *G. Jofepho Beer*, M. D. et ophtalmiatro Vindobonenfi. 1799. *Tomus I.* fcripta de morbis oculorum externis continens. XXVIII u. 170 S. *Tomus II.* fcripta de morbis oculorum externis continens. 114 S. *Tomus III.* fcripta de morbis oculorum internis continens. 212 S. 4. (4 Rthlr.)

In der Vorrede zum erften Theil diefes Werks, welches deutfch gefchrieben ift, und auch den deutfchen Titel hat: *Repertorium aller bis zu Ende des Jahrs* 1797 *erfchienenen Schriften über die Augenkrankheiten*, giebt der Vf. Nachricht von der Entftehung und Einrichtung deffelben, und in der Einleitung liefert er eine kurze Gefchichte der Augenkrankheiten, die aber ganz und gar aus Hallers *bibliotheca chirurgica* abgefchrieben, hin und wieder mit erheblichen Fehlern durchwebt, und nicht Gefchichte, fondern unvollftändiges Namenverzeichnifs folcher alten Aerzte ift, die entweder über Augenkrankheiten gefchrieben haben, oder von denen etwa noch ein Augenmittel vorhanden ift. *Paulus von Aegina* und *Abul Cafem* find in diefer Gefchichte gar nicht genannt, und weder vom *Celfus* noch vom *Aetius* ift fo geredet, dafs der Leser fich einigen Begriff von den Fortfchritten machen könnte, die die Augenarzneykunde durch diefe Männer gewonnen hat. Dagegen findet man fonderbare Fehler. *Heron*, ein *Schüler* der ägyptifchen Schule, habe ein Augenmittel erfunden, das den Namen *Papagey* geführt habe. (Das Mittel hiefs *Pfittacos*, und Benennungen diefer Art dürfen nicht überfetzt werden. Das Ganze ift aus *Haller's b. chirurg.* I. p. 25. wörtlich überfetzt.) „*Bey den Arabern beftand die Behandlung der Augenkrankheiten gröfstentheils im Brennen und Schröpfen. So finden wir z. B. in Gmelin Sibir. Reif. einen geiftlichen Arzt aus dem Orden des Lamas, welcher fich bey den Augenkrankheiten der gröfsten Gattung der Schröpfköpfe bediente, fo zwar, dafs er oft bis* 16 *Unzen Blut abzapfte.*" Aufser der feltfamen Zufammenftellung zweyer ganz unterfchiedenen Nationen, ift auch *Haller b. chir.* I. 349., wo diefes Excerpt aus Gmelin fteht, falfch überfetzt: *in II. tomo agit de medico Lama, qui oculorum morbos curaverit, maximis et* 16 *unciarum capacibus cucurbitulis ufus.*

Das Repertorium felbft enthält, nach des Vfs. ausdrücklicher Verficherung, die Früchte eines fechzehnjährigen Studiums. Geprüfte Freunde, die ihm fchon oft bewiefen haben, dafs nicht alles gut und zweckmäfsig ift, was er thut, haben geglaubt, dafs daffelbe der Welt wefentlich nützen werde. Es foll alles, was über die Augenkrankheiten bis auf unfere Zeiten gefchrieben worden ift, enthalten, und alles foll auf der Wage der Erfahrung wohl gewogen feyn. Das Werk ift fyftematifch geordnet. Unter jeder Rubrik ftehen die Schriftfteller, die Titel ihrer Bücher, dann die Recenfionen davon aus gelehrten Blättern im Auszug. Zuletzt foll immer eine originelle Recenfion vom Vf. folgen, in welcher man auch bey der forgfältigften Unterfuchung kein Plagium entdecken werde. Wo er indeffen die Schriften nicht habe bekommen können, da habe er fich mit fremden Recenfionen begnügen müffen: auch habe er aus der Salzburger med. chirurg. Zeitung einige Recenfionen wörtlich abgefchrieben.

Ueber die Vollftändigkeit diefes Werks kann man noch nicht urtheilen, weil es noch unvollendet ift, und in Nachträgen, die freylich immer ihre grofse Unbequemlichkeit haben, manches noch nachgeliefert werden kann. Da die fyftematifche Ordnung etwas zu fehr ins Detail geht: fo hat diefes die Unbequemlichkeit veranlafst, dafs viele Schriftfteller, die über fehr ähnliche Augenkrankheiten gefchrieben haben, z. B. *Daviel* u. a. fehr oft aufgeführt werden mufsten, und dafs Wiederholungen nothwendig wurden,

den, bey deren Vermeidung vieler Raum erſparet worden wäre. Dieſe Ordnung betrifft aber bloſs die Krankheiten, oder vielmehr die Rubriken, unter denen der Vf. die Schriftſteller aufführt: denn auſser dieſem iſt in dem ganzen Werke auch keine Spur von Ordnung zu bemerken. Wenn er die Schriftſteller in chronologiſcher Ordnung aufgeſtellt, und, wie er verſprochen, bey jedem das Eigenthümliche, mit möglichſter Schonung des Raums, ausgehoben hätte: ſo hätte man nicht allein die Schriftſteller über die Augenkrankheiten in einer kurzen Ueberſicht kennen gelernt, ſondern man hätte auch die Fortſchritte, die die Kenntnis und Heilung, beſonders einzelner Augenkrankheiten, gemacht hat, kurz überſehen können. Aber die Schriftſteller ſtehen da, wie ſie etwa dem Vf. aufgeſtoſsen ſeyn mögen, in der bunteſten Reihe, und in einem Abſtande von mehrern Jahrhunderten, z. B. die Syſtematiker und Compendienſchreiber, die auch Augenkrankheiten abgehandelt haben, in folgender Ordnung: *Guil. de Saliceto, Celſus*, dann mehrere Arabiſten, *Champier, Albucaſis, Plinius Valerianus, Paulus Aegineta, Alexander Benedictus, Conſtantinus Africanus, Rhazes, Gordon, Aetius, Oribaſius, Avicenna*, — *Jo. Heurnius, Meſue, Paracelſus*. Auch die neuern Augenärzte ſtehen ſelten an ihrem Orte, ſondern wo das Ungefähr ſie Platz finden lieſs; doch ſind da natürlicher Weiſe die Abſtände nicht ſo auffallend. Manchmal ſind Schriften, die zuſammen gehören, von einander getrennt, z. B. die Schriften über das Schröpfen der Augen I. S. 154. und 156. *Juglers* Schriften über etliche Gegenſtände der Augenarzneykunde der Alten, die erſt einzeln, und dann an einem andern Orte wieder aufgeführt werden. Mehrere Schriften, die I. S. 140. u. f. angeführt ſind, gehören unter ganz andere Rubriken, z. B. über Mittel wider Augenentzündungen, wider den Staar, u. dergl. So weit *Hallers bibliotheca chirurgica* reicht, hat der Vf. dieſe, wir können nicht ſagen, benutzt, ſondern abgeſchrieben, aber mit ſo vielen Fehlern, Verwirrungen, und Auslaſſungen unumgänglich nothwendiger Angaben, daſs ſogar die *addenda*, die am zweyten Bande der *bibl. chirurg.* ſtehen, nicht benutzt zu ſeyn ſcheinen. *Avenzoar* war nach Hn. B. Arzt des *Kaiſers* Manſur, (bey Haller ſteht *imperatoris:* dieſes verführte den Vf. den Chalifen zum Kaiſer zu machen.) Das vorzüglichſte Studium des *Alexander Trallian*, war die Arzneymittellehre. *In medicamentis potiſſimum verſatur*, ſagt Haller. Beym *Valeſcus de Taranta* ſteht I. 74. folgender Buchertitel: *Ex Philonio rara exempla obſervationum Dodonaei. Colon.* 1581. 8. Dieſe Angabe iſt aus Haller, den aber Hr. B. falſch verſtanden hat. Haller ſagt: *aliquas etiam ex Philonio decerptas rariores obſervationes reperias in Dodonaei raris exemplis obſervationum medicarum. Colon.* 1581. 8. *Ita Aſſruc. Verum in his obſ. Colon.* 1580. 8. *excuſis laudantur rariores obſervationes in Philonio, non ut ſint a Dodonaeo recuſae.* Alexanders IV. Bücher von den Augenkrankheiten, Brüchen, u. ſ. w. Strasburg 1548 exiſtiren nicht. Die Eloge des *Fr. Pourfour du Petit* hat *E. F. Heiſter*, unter deſſen Namen ſie ſteht, nicht verfaſst. Ueberhaupt ſtehen die Bücher oft unter fremden Namen, welches auch von nicht gehöriger Unterſcheidung durch den Druck mit herrührt. Manche Namen ſind durch Schreibe- und Druckfehler entſtellt, z. B. *ab Altomar*, ſtatt *ab Altomari*. Bey andern Schriftſtellern ſind die Nachrichten von ihrem Leben nicht genugthuend. *J. J. Manget* war nicht Leibarzt des Königs von Preuſsen, ſondern Arzt zu Genf. Bey *C. G. Ludwig* iſt eine Menge von Titeln angegeben, nicht bemerkt aber iſt, was man eben wiſſen muſs, daſs er Profeſſor zu Leipzig war. Bey den neuern Schriftſtellern iſt die Angabe der Bücher und der Ausgaben derſelben zwar nicht fehlerfrey, doch im Ganzen erträglich: aber die Schriften älterer Schriftſteller ſind ſo verworren angegeben, und die Ausgaben ſind ſo wenig genugthuend verzeichnet, daſs man ſich bey vielen Artikeln nur mit Mühe, und bey andern gar nicht aus der Verwirrung helfen kann. Die Ausgaben aller griechiſchen und lateiniſchen Aerzte ſind mehr oder weniger unrichtig angegeben. So iſt beym *Paulus von Aegina* nur etwa durch den mit groſsen Lettern gedruckten griechiſchen Titel bemerkt, daſs die erſte Aldiniſche Ausgabe griechiſch iſt; die Basler Ausgabe von 1538 iſt dagegen ſo angegeben, daſs man nicht wiſſen kann, ob ſie griechiſch oder lateiniſch iſt. Bey der erſten Ausgabe lieſt man die ſeltſame Bemerkung, daſs ſie eine ſehr ſchöne und *gut conſervirte* Ausgabe ſey, ſo wie man auch beym *Continens* des *Rhaſes* lieſt, daſs es eine *ſehr gut conſervirte Auflage* ſey. Die Ausgabe des *Celſus* Florenz, 1478 *zeichnet ſich* nach dem Vf. *vor allen übrigen aus*. (So hat er Hallers Worte: *Princeps editio eſt Florentina* überſetzt, und dadurch bewieſen, daſs er mit dem Begriff, den man mit dem Ausdruck: *editio princeps* verbindet, ganz unbekannt iſt.) Auſserdem hat er, wie bey allen alten Aerzten, ſo auch bey dem *Celſus*, das Verzeichniſs der Ausgaben aus *Hallers biblioth. chirurg.* abgeſchrieben, beym Abſchreiben aber Fehler auf Fehler gehäuft. Die *notitia literaria* vor der Zweybrücker Ausgabe des Celſus, ſo wie auch *Fabricii biblioth. lat.* hat er nicht gekannt.

Die Urtheile über ältere Schriften, ſo wie auch die Nachrichten von ihren Verfaſſern, ſind wie bereits erwähnt worden, aus Haller abgeſchrieben, aber vom Vf. oftmals falſch verſtanden worden. Die Urtheile über die neuern Schriften ſind aus kritiſchen Blättern entlehnt, die meiſtens, jedoch nicht immer, angeführt werden; wenigſtens kann man bey vielen Beurtheilungen die Quelle nicht errathen, aus welcher ſie genommen ſind. Bey dieſer Aufnahme fremder Kritiken iſt ſich aber der Vf. nicht gleich geblieben. Er bemerkt II. 42. ausdrücklich, daſs er aus Richters chirurgiſcher Bibliothek nichts abſchreiben wolle, und doch lieſt man vorher und nachher vieles, was aus dieſem Werk wörtlich abgeſchrieben iſt. Seine eigenen Auszüge ſind zum Theil ſehr weitläuftig, enthalten viele auſserweſentliche Dinge, und füllen ganze Bogen, z. B. die Auszüge aus *Kortum* über die Augenkrankheiten, aus *Petit* über die Thrä-

nen-

neufiſtel. Oft kommen in dieſen Auszügen Dinge vor, die gar nicht zur Sache gehören, Ausfälle gegen manche verdiente Männer, Declamationen über Herabwürdigung der Chirurgie, über Vernachläſſigung der Augenarzneykunde. Unter dem, was über den *Celſus* geſagt wird, findet man auch Recepte, die ein Wiener Augenarzt verſchrieb, abgedruckt. Auch über mehrere noch lebende berühmte Aerzte in Wien urtheilt der Vf. mit einer Offenheit, die nicht jeder gut heifsen wird. In dieſen Beurtheilungen kommen indeſſen auch viele Dinge vor, die den geübten und erfahrnen Augenarzt verrathen, beſonders verdient das alle Aufmerkſamkeit, was der Vf. über den grauen Staar, über die nicht entzündliche Natur des Augentrippers, über die Balggeſchwülſte der Augenlieder und deren Behandlung, und über das Eiterauge ſagt. Er hat dadurch einen neuen Beweis gegeben, dafs er des Rufes eines guten und erfahrnen Augenarztes, in dem er ſtehet, ganz würdig iſt, wenn er auch durch dieſes Werk gezeigt hat, dafs er bey der literariſchen Bearbeitung ſeines Gegenſtandes ſelbſt die billigſten Foderungen unbefriedigt gelaſſen hat.

Wien, b. Cameſina und C.: *J. B. Monteggià*, Primarchirurg. der Gefängniſſe und des peinlichen Gerichtshofes zu Mayland und anatomiſchen Proſectors in dem groſsen Krankenhauſe daſelbſt, *praktiſche Bemerkungen über die veneriſchen Krankheiten.* Aus dem Italiäniſchen überſetzt, mit Zuſätzen und Anmerkungen vermehrt, von *Joſ. Eyerel.* 1798. 365 S. 8. (22 gr.)

Der Vf. überſetzte *Fritzens* Handbuch in das Italiäniſche und die Kürze, die ihn damals nöthigte, manche Bemerkung zu unterdrücken, und die gute Gelegenheit zu mancherley Beobachtungen, die ihm z. B. auch ſein Amt, die öffentlichen Freudenmädchen zu unterſuchen, giebt, waren die Veranlaſſung zu dieſer Schrift. Der Vf. wollte in demſelben durchaus kein ſyſtematiſches Werk für Anfänger liefern, ſondern nur einzelne Bemerkungen für Kunſtverſtändige. Sie betreffen: 1) *den Eicheltripper, die Feigwarzen und andere Auswüchſe.* 2) *Den Tripper der männlichen Harnröhre.* 3) *Die Phimoſis und Paraphimoſis.* 4) *Die Hodengeſchwülſte.* 5) *Die Harnbeſchwerden.* 6) *Die urſprünglichen Geſchwüre.* 7) *Die Leiſtenbeulen.* 8) *Die veneriſchen Krankheiten des weiblichen Geſchlechts.* 9) *Die Geſchwüre und Verengerungen im Maſtdarme.* 10) *Die Einimpfung des veneriſchen Giftes.* 11) *Die Luſtſeuche.* 12) *Die veneriſche Krankheit der Kinder und Ammen.* Der Vf. behauptet, einige Irrthümer ſeines Landes gerügt zu haben, worüber wir nicht urtheilen können. Zugleich ſcheint er ſich aber auch viel auf die Bekanntmachung einiger Wahrheiten zu wiſſen, die andern neu und ſonderbar (nach ſeiner Meynung) vorkommen dürften, von welchen er ſich aber völlig überzeugt hat. Die erſte von dieſen Wahrheiten iſt, dafs der Kopaivebalſam auch in der erſten Periode des Trippers mit groſsem Nutzen angewendet werde. Dieſe Wahrheit leidet aber ſicher ſehr oft groſse Einſchränkungen. Bey bedeutendem entzündlichen Zuſtande ſchadet der Kopaivebalſam, ſo wie jedes erhitzende Mittel, ſicher. Der Vf. fand auch ſelbſt, *dafs in der höchſten Periode der Krankheit der Balſam nicht im Stande war, die Krankheit zu überwältigen*, ſah ſelbſt bey dem Gebrauche dieſes Mittels einige Male eine *Hodengeſchwulſt* entſtehen (S. 33.) Hienach können wir die Methode des Vf. bey *jedem* Tripper in den *verſchiedenen* Stadien deſſelben dieſs Mittel einige Tage zu verſuchen, nicht billigen. — Die andere Wahrheit iſt, dafs eine Menge von Krankheiten, die zuweilen nach einem Tripper entſtehen, als herumziehende Gliederſchmerzen, nachlaſſendes Fieber etc. durchaus nicht zurückgebliebenen veneriſchen Gifte, ſondern durch die Krankheit und ihre Kur entſtandener Schwäche zuzuſchreiben ſind, alſo nicht mit fortgeſetztem Gebrauche des Queckſilbers, ſondern mit nährenden und ſtärkenden Mitteln zu behandeln ſind. Der Vf. geſteht, hiegegen ſelbſt gefehlt zu haben, und fügt hinzu, dafs man in dieſer Hinſicht bekennen müſſe, dafs Brown's Grundſätze eine groſse Aufklärung verbreitet haben, ohne welche man täglich in die gröbſten Irrthümer verfalle. Von der obigen Wahrheit iſt Rec. ſehr überzeugt, und hat manchen ſolchen Kranken durch ſtärkende Behandlung wieder hergeſtellt, den andere Aerzte ohne Erfolg vorher faſt verquickt hatten, und deshalb ſah er mit groſsem Mifsvergnügen neulich wieder einen Arzt öffentlich auftreten, der erſt 1 Loth verſüfsten Queckſilbers für hinlänglich zu einer gründlichen Kur zu halten ſcheint. So ſehr Rec. ferner Brown's Verdienſt um die Arzneywiſſenſchaft erkennt: ſo glaubt er dennoch, dafs von jenem Irrthume auch vor Bekanntwerdung ſeines Syſtemes rationelle Aerzte ſich ſchon längſt losgemacht hatten. — Rec. hat ſich auf dieſe zwey Sätze beſonders eingelaſſen, weil der Vf. auf ſie einen beſondern Werth legt. Uebrigens zeigt dieſe Schrift von vieler Erfahrung und Kenntnifs der ausländiſchen, auch der deutſchen, Literatur.

Die Zuſatze des Hn. Eyerel beſtehen faſt lediglich in einer elenden Compilation, wie wir ſie von dieſem rüſtigen Herausgeber erwarten mufsten, und möchten wohl nur zur Lockſpeiſe auf dem Titelblatte dienen ſollen, da dieſs Werk durchaus auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch machen konnte und wollte, ergänzende Zuſatze alſo ſehr überflüſſig waren. Groſstentheils ſind die Zuſätze auch abgeſchriebene Noten, die *Monteggia* zu ſeiner Ueberſetzung von *Fritze's* Handbuche machte. Sehr wäre dagegen zu wünſchen geweſen, dafs die vielen, den Sinn ganz entſtellenden Druckfehler verbeſſert wären, z. B. *Perſtitutae fere ſemper mane intactae (proſtitutae-manent intactae).* Wer verſteht folgenden Spruch des *Hippocrates: Quavi autem mordetur jam a collectionibus, quae jam quva Suet ulcerae!!* Es iſt doch wirklich ſchändlich, dafs ſolcher Sudeldruck dem deutſchen Publicum geboten werden darf!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, by G. u. W. Nicol: *The geographical Syſtem of Herodotus*, examined and explained, by a compariſon with thoſe of other ancient authors, and with modern geography. In the courſe of the Work are introduced *diſſertations on the itinerary ſtate of the Greeks, the Expedition of Darius Hyſtaſpes to Scythia, the poſition and Remains of ancient Babylon, the alluvions of the Nile and Canals of Suez, the Oaſis and Temple of Jupiter Ammon, the ancient Circumnavigation of the Africa* and other ſubjects of hiſtory and geography. The whole *explained* by *eleven Maps*, and accompanied *with a complete index* by *James Rennell*, Fellow of the royal ſocieties of London and Edinburgh, and late major of engineers and ſurveyor general in Bengal. 1800. 766 S. 4. (2 L. 2 ſh.)

Hr. Major *Rennell*, deſſen Bemühungen wir das vortreffliche Werk zur nähern Kenntniſs Indiens verdanken, und der ſich auch ſonſt durch mehrere von der afrikaniſchen Societät zu London in das Publicum gebrachte Karten und Abhandlungen, als einen der vorzüglichſten Geographen, im höhern Begriffe des Worts, gezeigt hat, kündigt durch dieſes Buch ſeinen Eintritt in eine Laufbahn an, auf welche ihn zwar ſchon die bisherigen Unterſuchungen häufig locken muſsten, die aber gewiſs ſelten von einem Kriegsmanne betreten wird, ſollte es auch nur deswegen ſeyn, weil ſeine frühere Bildung ihm gewöhnlich die Vorkenntniſſe verſagt, ohne deren Beyhülfe wohl kaum auf glückliche Fortſchritte in dem Studium ſelbſt zu rechnen iſt. — Zu einer künftigen Entwicklung aller wichtigen geographiſchen Syſteme des Alterthums ſoll das vorliegende Werk, welches die Begriffe Herodots von dem Ganzen der damals bekannten Erde und von den wichtigern einzelnen Gegenden darlegt, der Anfang ſeyn, deſſen Fortſetzung von dem Beyfall abhängt, mit welcher England dieſe erſten Unterſuchungen des Hn. *R.* aufnehmen wird. Sie zeugen von einer gründlichen Beleſenheit, nicht nur im Herodot, ſondern zugleich in den übrigen griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern, welche oft ihre hülfreiche Hand zur Erklärung bieten. Scharfſinn erwartete wohl jeder Leſer von unſerm Vf., und er findet ſich in ſeiner Erwartung nicht betrogen; aber auf dieſe genaue Lectüre der Alten durfte er nicht rechnen, da dem Vf. ſeine Unkunde der griechiſchen Sprache einen Stein des Anſtoſses in den Weg zu legen ſcheint, der wohl jeden andern Mann zum Fallen würde gebracht haben. Hr. *R.* ſtrauchelte, aber er fiel nicht. Die engliſchen Ueberſetzungen, welche er benutzen konnte, haben ihn nur ſelten verführt. — Man findet alſo hier faſt alle Hauptbegriffe Herodots rein und ſcharf gefaſst in einer natürlichen Zuſammenſtellung. Daſs die Erde keine Kugel, ſondern eine mehr lange als breite Ebene ſey; daſs Europa über Afrika und Aſia ſich der Länge nach hinſtrecke, und in ſeinen nördlichen meiſt auch in ſeinen weſtlichen Theilen unbekannt ſey; daſs Herodot zuerſt unter allen Alten die Kaſpiſche See als unzuſammenhängend mit dem Ocean kennt; daſs er keinen perſiſchen Meerbuſen, ſondern das erythräiſche Meer in gerader Strecke von Indien bis zu dem arabiſchen Meerbuſen fortziehen läſst; daſs Afrika vom Meere umfloſſen iſt; kurz alle die Sätze, welche der Deutſche aus Hn. *Mannerts* Geographie ſchon länger kennt, findet man hier vorgetragen. Aber Hr. *R.* zog dieſe Thatſachen ohne fremde Beyhülfe aus dem Vater der Geſchichte, ſtellt ſie ſeinen Leſern ſehr deutlich, öfters etwas zu ausführlich, vor Augen, und benutzt bey tauſend Gegenſtänden ſeine viel umfaſſenden Einſichten in die neuere Geographie, vorzüglich in Indien, Afrika und an den meiſten Seeküſten, zur kräftigen lichtvollen Erklärung der alten Angaben. Mehrere beygefügte Karten von eigener Zeichnung, theils nach den Vorſtellungen der Griechen, theils nach neuern Kenntniſſen, vermehren noch das Verdienſt, auf deſſen Anerkennung der Vf. mit Recht Anſpruch machen kann. Das Werk hat alſo viel Empfehlungswürdiges; es hat aber auch manches, das ihm, nach unſerer Einſicht, Nachtheil bringen könnte. Dahin rechnen wir den Mangel hinlänglicher Sprachkenntniſs, welche denn doch zuweilen ihre Vernachläſsigung rächt; mehr aber noch die zweckwidrige Weitläuftigkeit, welche dieſes ſplendide Werk zu einer Dicke anſchwellen und zu einem Preiſe erhöhen muſste, der vielleicht nur dem Engländer erträglich ſcheinen kann; die Darſtellung des Syſtems foderte beides nicht. — Der Mangel an Sprachkenntniſs ſchadete ihm in einem der wichtigſten Punkte von Herodots Vorſtellungen. Europa iſt nach Herodotus nicht nur länger, als jeder der beiden übrigen Theile der Erde, da er ſich über beide fortſtreckt, ſondern zugleich breiter als jeder einzelne von ihnen, weil man von Aſien wiſſe, daſs es gegen Süden vom Meere umfloſſen ſey, und eben ſo von Afrika, daſs es höchſtens ſo weit gegen Süden reiche, als das benachbarte Arabien; von Europa hingegen habe noch kein Menſch ſagen können, daſs es, oder wo es auf der Nordſeite das Meer begränze (*Herodot.* IV, 42. 45). Hr. *R.* hin-

hingegen, durch seine englische Uebersetzung verführt, erkennt zwar S. 309. die übermäfsige Länge Europens, dichtet aber dem Griechen an, er erkläre es für den schmalsten Theil der Erde; und dieser Irrthum hat noch öfter nachher bey seinen Auseinandersetzungen von Afrika vielen Einfluss, macht, dass er die Länge für die Breite erklärt, dass er unbefriedigend über die Stelle weggeht, Afrika reiche nicht weiter gegen Süden als Arabien. Ein ähnlicher nicht unwichtiger Verstofs findet sich S. 43. Herodot sagt (V, 9.) kein Mensch wisse, wer die ungeheuern Strecken nördlich vom Ister bewohne; sie scheinen ihm menschenlos zu seyn; nur von einem einzigen Volke, *Sigynnae* genannt, habe er erfahren, dass es jenseits des Flusses lebe. Hn. *R.* sagt seine Uebersetzung, dass die *Sigynnae* den ganzen ausgebreiteten Strich nördlich von der Donau besetzten, glaubt deswegen Widerspruch in dem Griechen zu finden, und verfällt auf wunderliche Auslegungen. Zur zweckwidrigen Weitläuftigkeit rechnet Rec. mehrere Stellen, von denen einige mit Herodots System und andere überhaupt mit der alten Geographie keine Verbindung haben; oder wenn sie sie haben, schlechterdings erst in den Systemen späterer Griechen zum Vorschein kommen sollten. Wer sucht hier z. B. bey Gelegenheit der *Budini*, welche Hr. *R.* S. 93. in das russische Gouvernement Woronez setzt, die Bemühungen Peters I. um die Schifffahrt in diesen Gegenden, oder die ausführlichen Lobeserhebungen dieses Monarchen? Wer erwartet S. 389. eine Abhandlung von 18 Quartseiten über die Wegführung der Israeliten nach Assyrien? Oder S. 525. bey Gelegenheit von Abukir die überhäuften Schmeicheleyen gegen Nelson, den Seeminister und die Familie Marlborough, nebst der Herabwürdigung der Franzosen? Selbst die Abhandlung S. 626. etc. über den *Lotus* der Alten, steht, so belehrend sie übrigens ist, wegen ihrer Weitläuftigkeit in einer Darstellung der Geographie des Herodotus am unrechten Orte. — So viel über das Werk im Ganzen. Jetzt wollen wir noch bey einzelnen Partheien verweilen. S. 5. macht Hr. *R.* in den allgemeinen Betrachtungen über Herodots geographische Kenntnisse, beym kaspischen Meere die Bemerkung: Alexander habe durch einen wirklichen Besuch an Ort und Stelle Anlass zu der irrigen Vorstellung späterer Geographen gegeben, dass diese See durch einen schmalen Kanal mit dem Ocean in Verbindung stehe. Eine offenbare Uebereilung; denn Alexander ist nie an die Nordküste des kaspischen Meers gekommen. Im zweyten Kapitel folgt eine ausführliche, sehr mühsam bearbeitete, Abhandlung über die Stadienmaasse der Alten; ein Gegenstand, der seit d'Anvilles Schrift *des mesures Itineraires* etc. manchen Gelehrten auf Abwege geleitet hat. Man fand, dass die Angaben der Alten mit den neuern nicht immer richtig zusammentrafen, und schlofs daraus — etwa, dass sie keine richtige Kenntnifs des Abstands von vielen zumal entfernten Orten, oder vollends von der Gröfse eines Grads, von dem Umfange der Erde hatten? — nein, sondern dass sie richtig gemessen, und nur eine verschiedene Art von Stadien zum Grunde gelegt hätten. Da brachten denn nach d'Anville mehrere immer neue Gattungen von Stadien heraus; auch unser Vf. berechnet ihrer viele, und bleibt endlich bey der Mittelzahl stehen, dass man gewöhnlich solche Stadien als Reisemaass anwendete, von denen 718 auf den Grad des grofsten Kreises gehen. Er hätte noch jede andere beliebige Gröfse herausbringen können, wenn er mehrere durch die Alten gegebenen Entfernungen, zumal in grofsen Abständen und in entfernten Gegenden, in Berechnung genommen hätte. Blofse Reisemaasse trügen immer, und $\frac{1}{3}$ Abzug für die Beugungen der Wege, wie sie Hr. *R.* annimmt, ist nicht zureichend für die Herstellung der geraden astronomischen Linie. Oefters nimmt man auch Zahlen des Abstands zur Vergleichung an, die nicht ohne Verfälschung auf uns gekommen sind. Hr. *R.* baut z. B. einen Theil seines Systems auf die Entfernung von Olympia nach Sparta in der Peutingerischen Tafel, auf d'Anvilles Autorität; aber die Angabe dieser Entfernung findet sich gar nicht in der Peut. Tafel, sondern ist nur aus ältern schlecht copirten Exemplaren entlehnt. Wir dürfen bey einer Recension nicht in die Widerlegung aller der einzelnen hier aufgestellten Sätze eingehen; aber offenbar würde bey einem wandelbaren Maasse alle weitere Untersuchung in Festsetzung unbekannter Orte nach den Bestimmungen der Alten völlig wegfallen; man könnte jede beliebige Stelle wählen und seine Rechtfertigung in dem selbst erschaffenen Stadienmaasse finden. Wahr ists, auch wir Neuern gebrauchen verschiedene Arten von Meilen; aber wir kennen ihre Verschiedenheit, und würden es einem geographischen Schriftsteller nicht verzeihen, wenn er uns vorenthalten wollte, welcher Art von Meilen er sich bediene. Bey den Alten hingegen ist von einer solchen Verschiedenheit nie die Rede. — Neu aber auffallend richtig findet hingegen Rec. die Bemerkung des Hn. *R.*, dass Herodot bey seinen Maafsen in Aegypten den Schoenus durch einen Fehler auf 60 Stadien schätze, dass er ihn mit den meisten andern Schriftstellern auf 40 Stad. hätte berechnen sollen. Diese Annahme stellt wirklich die meisten Angaben Herodots in ihr gehöriges Gleichgewicht. — Nach diesen Vorbereitungen kommt der Vf. auf Herodots einzelne Angaben, welche er in der Ordnung, Europa, Asia, Afrika, auf einander folgen läfst. Von der Richtigkeit der meisten allgemeinen Bemerkungen wurde oben gesprochen, mehrere einzelne Behauptungen befriedigen vielleicht weniger. Z. B. S. 47., dass Herodots Scythen auch Getae und Gothi genannt wurden, und die nämlichen waren, welche in spätern Zeiten das römische Reich unterjochten. S. 57., dass das heutige Cherson so ziemlich an der Stelle des alten Olbiopolis liege. Herodot selbst mufste ihn belehren, dass die letztere Stadt am Zusammenflufs des Bogs in den Dnepr errichtet war; Cherson liegt aber höher. S. 73. dass Turk, Japhets Sohn, der Stammvater der Türken und zugleich der Scythen Targitaus ist, nebst mehrern daraus gezogenen Folgen. Ueber Scythien folgen von S. 61. viele zum Theil gute Auseinandersetzungen; aber er nimmt es

mit

mit dem Parallelogramm, in welches der Alte das Land einschliefst, zu streng, versteht ihn auch mit den 4000 Stad. oder 100 g. Meilen, welche er jeder Seite giebt, nicht ganz richtig. Wundern mufsten wir uns, dafs Hr. *R.*, ein Kriegsmann, S. 101. etc. den Zug des Darius nach Scythien buchstäblich so nehmen kann, wie er dem Herodot vorerzählt worden war; dafs er den Perser König innerhalb eines Sommers (in 60 Tagen) mit seiner Armee von 700,000 Mann, in einem Steppenlande, von der Donau bis zur Wolga und eben so weit wieder zurück ziehen läfst. Gegen den Mangel sucht er freylich die Armee dadurch zu schützen, dafs er annimmt, die Flotte begleitete sie längst der Küste. Davon sagt aber Herodot nichts, und die Begleitung konnte nur kurze Zeit währen; bey weitem der gröfsere Theil des Zugs ging mehrere hundert Meilen durch das innere Land. Er glaubt auch, nur einige Handschriften zählten 700,000 Mann, die richtigere Lesart sey 70,000; aber allerdings hat der griechische Text richtig die gröfsere Zahl, und an der Spitze der kleinern wäre nie ein persischer Monarch gezogen. An die vielen grofsen Flüsse, und den Mangel an Holze, gerade in diesen Gegenden des Bogs, Dnieprs, Dons, um sie passiren zu können, erinnerte er sich wahrscheinlich nicht. Aber schon die fehlenden Lebensmittel machten einen solchen Zug nur blofs für zerstreute Nomaden zur Möglichkeit. S. 115. etc. hingegen erscheint Hr. *R.* wieder als Meister. Die Rede ist von den Brücken des Darius und Xerxes über die beiden Meerengen zwischen Europa und Asia. Nicht blofs die Angaben der Alten, die Breite der See, werden hier untersucht, sondern auch mit der Einsicht des Kenners über die Beschaffenheit, Bauart und gröfsere Länge der damaligen Schiffe gesprochen, und dieſs alles durch sehr gute Karten erläutert. — Die Issedonen, die östlichste unter Europens Völkerschaften, setzt Hr. *R.* S. 129. zu den Uguren und Kalmucken an die chinesische Gränze. Er fühlt zwar selbst, dafs die Angaben der Alten nicht so weit gegen Osten führen; wir wollen aber über keinen Gegenstand, welcher verschiedene Auslegungen leidet, Einwendungen machen, übergehen also auch, was er, aber mit Ungewifsheit in sich selbst, über den Araxes-Flufs sagt, den er auf der Ostseite des kaspischen Meers annimmt; übergehen den See Akes und viele andere noch unentschiedene Sätze. Aber mifsbilligen mufs Rec. die Menge von Folgerungen, welche nun aus der Lage der Issidonen gezogen, die Arimaspi oder Einäugigen, welche weiter gegen Osten, und die Hyperboreer, welche nördlich nach Sibirien gesetzt, und mit den Gog und Magog der Orientaler für einerley erklärt werden. Die ganze lange in das Weite hinein greifende Auseinandersetzung über die Hyperboreer, bey welcher man die Bekanntschaft mit den ältern Begriffen durchgängig vermifst, wünscht gewifs jeder Kenner aus einem Buche weg, das Rennells Namen an der Spitze trägt. Man vermifst öfters in dem Fortgange der Entwicklung, aber vorzüglich hier, nicht blofs die allgemeine Kenntnifs der griechischen Literatur und Lectüre der Dichter, sondern auch noch die Sichtung der Quellen, aus welchen Herodot seine Nachrichten treuherzig und ohne alle Anmafsung hererzählt. Die Arimaspi und Hyperborei sind bekanntlich aus dem Aristeas von Prokonnesus entlehnt, welchen der gewöhnliche Menschenschlag unter den Griechen als ein Wesen höherer Art schätzte, die Klügern aber für einen unverschämten Lügner erklärten. Von China behauptet der Vf. S. 169. das Alterthum habe vor dem 13ten Jahrh. nichts von diesem grofsen Lande gewufst, und wir verlangen diesen etwas gewagten Satz nicht zu bekämpfen. Woher mag aber wohl die Behauptung kommen, dafs Alexanders Züge die durch Herodot verbreiteten Kenntnisse mehr eingeschränkt als erweitert hätten? Er gesteht doch selbst, dafs Herodot nichts vom Ganges wufste. Alexanders Begleiter hörten aber von diesem Flusse, und seine Nachfolger kamen wirklich bis zu ihm hin; und des Eratosthenes Thinae soll, wenn Hr. *R.* will, kein Ort in China seyn; aber er ist doch beträchtlich weit über die Mündungen des Ganges hinaus. — Herodot giebt zwar in den östlichen Theilen Asiens keine Maafse der Entfernungen, aber Hr. *R.* nimmt S. 170. wieder voraus, was er auf einen folgenden Theil hätte versparen sollen, und giebt nun nach Eratosthenes etc. ungefähr die Länge der bekannten Erde auf 70,000 Stad. an; berechnet hier 700 Stad. auf den Grad, zieht die wahre Länge, welche 4970 engl. geogr. Meilen beträgt, fügt $\frac{1}{5}$ für die Umwege der geraden Linie bey, und freut sich nun, dafs die Alten mit den Neuern so hübsch zusammen treffen. Wäre das Maafs der Alten gröfser ausgefallen: so hätte die nach Belieben verminderte Gröfse des Stadiums den Unterschied immer leicht gehoben. Und doch auch so ist die Freude vergeblich; Hr. *R.* rechnet bis zur Mündung des Ganges, Eratosth. setzte aber seine Ostgränze 8000 Stad. weiter hinaus. — S. 174. wird man durch eine vortreffliche Auseinandersetzung des Hauptbergrückens, welcher Asien in seiner ganzen Länge von Osten nach Westen durchschneidet, reichlich für das Mifsbehagen entschädigt, welches einige der eben angeführten Behauptungen etwa erregen könnten. Die Alten nannten diesen erhabenen Rücken Taurus, nach dem Gebirge dieses Namens, welches Cicilien auf der Nordseite begränzt. Aber Hr. *R.* beweist aus der Richtung der Flüsse, dafs selbst hier in Kleinasien der Taurus nicht die höchste Kette macht, dafs diese aus dem Kaukasus gegen Südwesten durch Kappadocien sich zieht. Die Vorstellung der Hauptreihen dieses Gebirgs durch das hohe Asien liefert ein unentbehrliches Gerippe für jede künftige Karte dieses Welttheils. Nur gegen einen Satz hätten wir Lust, Einwendungen zu machen, dafs nach Hn. *R.* keine Richtung des Gebirgs von der Südseite des kaspischen Meers gerade östlich nach dem Paropamisus laufen, und die alte Provinz Aria auf der Nordseite einschliefsen soll. Wahrscheinlich entlehnte Hr. *R.* diese von allen Alten abweichende Angabe aus Forsters Reisen, welcher auf dieser Seite bis zum kaspischen Meere keine Berge überstiegen zu haben versichert. Aber es mufs irgendwo ein Fehler liegen; der Landsee

Zur-

Zurrah und der Steppenfluss Hindmend fodern schlechterdings eine erhabene Fortsetzung des Landes auf der Nordseite, welche den Abzug von beiden gegen den Oxus oder die kaspische See hindert. S. 184. folgt nun die allgemeine Beschreibung von Asien, nach dem fehlerhaften Bilde, welches Herodot davon vor Augen hatte; über die Richtigkeit der Darstellung wurde schon oben gesprochen. Aber es zeichnen sich auch einzelne schätzbare Bemerkungen aus. Herodot hatte den Pontus Euxinus und das kaspische Meer viel zu weit gegen Osten gerückt; Hr. *R.* macht aber mit Recht Hn. d'Anville den Vorwurf, dass selbst er noch die Nordwestseite des kaspischen Meers um 2 Grade zu weit nach Osten ziehe. Ferner, dass Xenophon mit den zehntausenden beym Rückzuge vielleicht nur deswegen zu weit gegen Nordosten kam, weil er nach Herodot die Ausdehnung des Pontus bis in diese Gegenden erwartete. Er weist auch S. 189. den Herodot wegen falscher Angaben von Cilicien zurecht, irrt aber selbst, denn Herodots Cilicien lag in einem Theile Kappadociens gegen den Euphrat hin. Diese Verwechslung schadet dem Vf. sehr bey der Beschreibung der Strasse nach Susa, welche nicht über Cilicien nach spätern Begriffen, sondern in der Gegend von Malatia über den Euphrat ging. S. 242. kommt er selbst auf den Gedanken, dass Cilicien nach Herodots Begriffe grösere Ausdehnung haben müsse. Auch über die unrichtig angegebene Lage von Sinope, fällt die dem Alten gemachte Beschuldigung auf die Auslegung des Hn. *R.* zurück. Er kennt und rühmt unsers Hn. v. *Zachs* kritische Karte vom schwarzen Meere, so wie seine zum unverkennbaren Vortheil der Geographie gemachte Unternehmung. — Ueber die Richtigkeit des Gebirgs Imaus, über die sogenannten scythischen Völkerschaften östlich vom caspischen Meere, folgen nun weitläuftige Zusammenstellungen der Angaben Her. mit den spätern Geographen. Sie befriedigten den Rec. nicht, der aber in keine nähere Zergliederung eingehen darf. Pasargada in der Provinz Persis hält er für eine von Persepolis verschiedene Stadt. Von S. 229. beginnt die Darstellung der zwanzig durch Herodot angegebenen Satrapieen der persischen Monarchie. Niemand wird dabey die Belesenheit des Vfs., seine Kenntnis von dem heutigen Zustand dieser Gegenden verkennen, vielmehr wird jeder ihm, für viele in einzelnen Theilen gegebenen Aufklärungen danken; aber man wird auch hier wieder finden, dass er spätere Zeugnisse mit den ältern ohne hinlängliche Kritik zusammenwirft, dass er vorzüglich durch die Annahme, diese Portionen des Landes, welche gemeinschaftlichen Tribut liefern, seyen die wirklichen Satrapieen gewesen, welche das Ganze des Reichs bildeten, gegen die Wahrheit sündigt. Schon die zuweilen beträchtliche Entfernung, in welcher mehrere zu einerley Satrapie gerechnete Völkerschaften von einander lebten, sollten ihn von dem Gegentheil belehren; Hr. *Heeren* im 2ten Theile seiner Ideen hat den Gesichtspunkt richtiger gefasst. Es versteht sich, dass Hr. *R.* mit Vorliebe bey der indischen Satrapie und den übrigen Nachrichten Herodots von den Indiern weilt; nur Schade, dass ihrer so wenige sind. Er gesteht es dem Alten nicht zu, dass es je Indier geben konnte, welche ohne feste Wohnung lebten, nur verzehrten, was das Feld freywillig hervorbrächte, oder wohl gar ihre Kranken und Alten auffpeisten; desto mehr hebt er die noch bis diese Stunde wahre Bemerkung heraus, dass die meisten kein Fleisch assen, blos von Vegetabilien lebten, Bogen von Bambusrohr führten, und dass sich die Wittwen mit ihren verstorbenen Männern schon damals verbrannten; dass aber Mannspersonen die nämliche Todesart aus freyem Entschlusse wählten, wie der indische Kalanus bey Alexanders Zug, davon kennt Hr. *R.* kein Beyspiel in neuern Zeiten. Herodots Padaei setzt er an den Ganges, weil dieser Fluss in der Sanskritsprache Padda heisst; aber der Vf. sagt ja selbst, dass Herodot keinen Ganges kennt, und seine Padaei stehen ausdrücklich gegen Norden von dem Lande Paktyika am Indus. S. 315. beym Schlusse der Satrapien wundert er sich, dass die ganze Einnahme des persischen Monarchen laut der gelieferten Berechnung höchstens nur 3½ Millionen Pfund Sterling nach englischem Gelde betrug, und sucht die Ursache einzig in dem hohen Werthe, welchen die edeln Metalle in den Zeiten der Vorwelt haben mussten. Wir wundern uns, dass ihm eine andere Bemerkung entging. Die Provinzen hatten ausser dem gelieferten Tribute noch ihre Beamten, die bey ihnen stehenden Truppen etc. auf eigne Kosten zu halten; dem König blieb ausser beliebigen Geschenken beynahe keine Ausgabe übrig; daher die Sammlung der ungeheuern Schätze, welche Alexander auf seinen Eroberungen in mehrern Städten fand. Bey Babylon beweist der Vf. in der weitläuftigen, aber belehrenden, Beschreibung dieser Stadt, dass wenn sie wirklich die übertriebne von den Alten angegebne Grösse hatte, das ganze Land Babylon und Chaldaea nicht hinreichend waren, sie mit Lebensmitteln zu versehen. Die Einschränkungen, unter welchen er die griechischen Nachrichten von derselben annimmt, müssen in dem Werke nachgelesen werden, so wie die sorgfältige, selbst in einer eignen Zeichnung gelieferte, Vorstellung des Belustempels, und der übrigen Hauptstädte Babyloniens.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 23. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

London, by G. u. H. Nicol: *A geographical System of Herodotus* — by *James Rennell* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Afrika nimmt von S. 408. nicht viel weniger als den Raum von der Hälfte des ganzen Werks ein. Gleich Anfangs bürdet Hr. *R.* dem Herodot mit Unrecht die Behauptung auf, dieser Erdtheil habe einen gröfsern Flächenraum, als die beiden übrigen zusammengenommen, nebst mehrern von dieser Vorstellung abhängenden Sätzen. Sie fliefsen alle aus der oben bemerkten unrichtig übersetzten Stelle, dafs Europa an Breite geringer sey. *Libya* (Hr. *R.* schreibt durchgängig *Lybia*) nimmt er als das Land zwischen Aegypten und der grofsen Syrte an. Da noch jetzt eine Wüste in diesen Strichen *Lebeta* heifst: so könne, glaubt er, der Name gar wohl davon abgeleitet werden. Das Promont. Soloeis erklärt er für Cap Cantin, nicht für Bajador. Er kann dabey Recht und Unrecht haben, denn dieses Vorgebirg ist ein sehr wandelbarer Punkt in der Geographie der Alten. Er wundert sich, dafs die Breitengrade des Ptolemäus bey Gibraltar so genau zutreffen, weifs aber nicht, dafs die Gegenden an der Strafse von den Alten astronomisch bestimmt waren. — Nach seiner Meynung wurden die Aethiopier durch die von Aegypten ausgewanderte Kriegskaste mehr civilisirt. — Dafs der Niger mit dem Nil nicht einerley Flufs seyn könne, beweist Hr. *R.* vortrefflich, weil man im umgewandten Falle dem Niger eine aufserordentlich grofse Höhe bey seiner Quelle und beym Laufe im innern Lande zuschreiben müfste, wenn er die nöthige Senkung bis nach Aegypten behalten sollte; und dann auch, weil diese Flüsse zu gleicher Zeit ihre periodischen Erhebungen und Ueberströmungen haben, welches bey dem Nil viel später kommen müfste, wenn beide einerley Flufs wären. Die Quellen des Nils sind also in Süden zu suchen, wo sie schon Ptolemäus nur in zu grofser Ferne angiebt. Es ist der *weifse Flufs* der Neuern, nicht sein östlicherer Nebenarm, der *blaue Flufs*, welcher aus Abessynien kommt. Er nimmt, so wie d'Anville, die wahren Quellen unter dem 6ten Grad der Breite an. Eine mit Mühe und Scharfsinn angestellte Untersuchung folgt von S. 450 über die Landenge von Suez, deren Breite Herodot auf 1000 Stadien angiebt, Hr. *R.* aber nur 12 geogr. Meilen grofs findet, und glaubt, die Alten hätten überhaupt die Granzstadt Pelusium und den Berg Kasius viel zu weit gegen Osten gerückt. Er gründet sich zum Theil auf astronomische Beobachtungen. Es ist eine Unmöglichkeit, hier dem Gange des Vfs. im Einzelnen zu folgen, oder auch unsere Zweifel beyzubringen; vielleicht entscheiden neuere gerade jetzt an Ort und Stelle geschehene Untersuchungen nicht ganz zum Vortheil des Vfs. Die schöne Abhandlung S. 488. über das Ansetzen der Flüsse, und dadurch über die Entstehung des Delta; ferner, dafs das alte Delta weiter gegen Süden reichte, als heut zu Tag, empfehlen wir zum Nachlesen. Eben so die meist nach Browne gelieferte Beschreibung der *Oasen*; die neuesten französischen Berichte konnte er noch nicht benutzen. S. 576. die Beweise, dafs die heutige Oase *Siwa* wirklich die Stelle von Jupiter Ammons Tempel war. Wir halten uns von der Richtigkeit seiner schon in frühern Schriften geäufserten Annahme überzeugt, obgleich sie im Grunde Herodots Stationenangabe durch das innere Land widerspricht. — Die Beschreibung der Küstenländer Libyens bis zur grofsen Syrte nach Her. ist mit vielen Hypothesen durchwebt. Die Garamantes erklärte Hr. *R.* schon in den Abhandlungen der afrikanischen Societät, und erklärt sie auch hier wieder, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, für die Bewohner von Fessan; nur müssen sie damals nach Her. Angabe noch gar wenig Zusammenhang mit dem innern Lande gehabt haben. Die westlichen Stationen Herodots entwickelt Hr. *R.* nicht; und wenn der Vater der Geschichte über die Besitzungen der Karthaginienser mit Stillschweigen weggeht: so geschah dies nach Hn. *R.* blofs aus Nationalhafs; Herodot kannte das ganze Land sehr gut, da er sogar den Atlas kennt. Aber wenige Kenner werden ihm die Wahrheit dieser Sätze zugeben; Herodots Atlas liegt südlich von Karthago, nicht weit von den Garamanten. Er schreibt dem alten Griechen mehrere Kenntnisse zu, als er selbst zu haben behauptete; alles was er hier wufste, kam von Erzählungen in Aegypten und von einigen Cyrenäern. S. 672. die auf König Necho's Befehl versuchte und ausgeführte Umschiffung Afrika's. Hr. *R.* scheint gegen die Wirklichkeit derselben gar keinen Zweifel gehabt zu haben, ob sie gleich Her. selbst nur als unwahrscheinliche Erzählung angiebt. Rec. ging mit freudiger Vorliebe an diese Abhandlung, weil er wünscht, sich von der Ausführung dieser Fahrt überzeugen zu können, und hier Gründe zu finden hoffte, welche seine Bedenklichkeiten völlig zu Boden werfen würden. Er sah sich betrogen. Hr. *R.* setzt ohne weiters die unbestrittene Wahrheit der glücklich beendigten Unternehmung voraus, und macht sichs nun zur wichtigsten Angelegenheit, die einzelnen

Theile der Ausführung dem Leſer recht haarklein vor Augen zu legen. Er berechnet, daſs die Schiffe der Alten im Durchſchnitte 35 engl. Meilen zurücklegten, daſs man aber bey einer Küſtenfahrt nur 23 Meilen angeben dürfe. Nach dieſer Berechnung, reichen dann 585 mit Segeln zugebrachte Tage, oder 19½ Monat zur Umſchiffung der Oſt- und Weſtküſte von Afrika hin; 12 Monate gehören für das Abwarten der Aernte, für den Aufenthalt in mehrern Häfen zur Erfriſchung und Ausbeſſerung der Schiffe. Da nun Her. ſagt, nach 2 Jahren ſeyen die Umſegler Afrika's zu Herkuls Säulen, und im dritten glücklich wieder nach Hauſe gekommen: ſo trifft ſeine Berechnung bis auf wenige Monate zu. Er beſtimmt ſogar Angola und den Senegal an der Weſtküſte als die Orte, wo ſie die Zeit ihrer eignen Aernte erwarteten, weil ihn ſeine genaue Kunde der Strömungen und Winde in dieſen Gegenden belehrt, daſs man nur in einigen günſtigen Zeitpunkten des Jahrs die Küſtenfahrt aus dieſen Gegenden nordwärts machen kann. Bey der ganzen Berechnung wird aber vorausgeſetzt, daſs die Gegenden bis nach Moſambique an der Oſtküſte und bis nach Guinea an der Weſtküſte ſchon vorläufig bekannt waren, daſs man die Strömungen der See und die feſten, in gewiſſen Monaten herrſchenden, Winde kannte, und daſs die Fahrzeuge bis nach Moſambique durch Empfehlungen des Königs Necho von den Bewohnern der Oſtküſte verſorgt wurden. — Wer wird dergleichen Vorausſetzungen gelten laſſen, da Aegypten vor Necho jedem Fremden verſchloſſen war, da dieſes Reich keine Flotte hatte, und auch jetzt die Unternehmung durch Phönicier ausführen lieſs, da erſt die Ptolemäer einige Entdeckungen in den obern Theilen der Oſtküſte zu machen anfingen, da man von feſten Winden erſt zur Zeit der römiſchen Regierung einige Begriffe zu erhalten anfing, und da die Karthaginienſer erſt ſpäter den Hanno auf Entdeckungen an der Weſtküſte ausſchicken muſsten. Eben durch Hn. *R's.* Gründe wird die Meynung, daſs die Unternehmung für Leute, welche dieſe Seen noch nicht kannten, beynahe eine Unmöglichkeit ſey, zur feſten Ueberzeugung. Auch die Portugieſen trieben ihre Entdeckungen nur allmälig immer weiter. Und da die Regenzeit, oder der ſogenannte Winter, zwiſchen den Wendezirkeln, zweymal eintritt: ſo muſsten die Reiſenden viermal die Aernte ihrer eignen Ausſaat unterwegs erwarten. Darf man auch wohl überall gutwillige Leute vorausſetzen, welche den Fremden den langen Aufenthalt und das Bearbeiten ihrer Erde verſtatteten? Ueber den Haupteinwurf: wie kommts, daſs ſonſt niemand von dieſer Fahrt etwas erfuhr, daſs alle Geographen ſich ganz falſche Begriffe von der Ausdehnung Afrikas machen? ſchlüpft Hr. *R.* leicht hinweg; zu Ptolemäus Zeiten, ſagt er, hatte man die alte Fahrt in Aegypten vergeſſen. Aber vom Ptolemäus iſt nicht allein die Rede, ſondern von allen ältern Schriftſtellern, von den Königen Aegyptens, welche Entdeckungsreiſen machen lieſsen, ohnerachtet ſie Herodots Erzählung ſo gut als wir vor Augen hatten. Unterdeſſen verſchafft uns dieſe Unterſuchung eine vortreffliche Auseinanderſetzung des Vfs. über die Strömungen und feſten Winde an den Oſt- und Weſtküſten von Afrika.

Den Schluſs des ganzen Werks macht von S. 719. *Hannos* Entdeckungsreiſe an der Weſtküſte von Afrika. Um nicht über die uns vorgeſteckten Gränzen auszuſchweifen, bemerken wir bloſs, daſs Hr. *R.* bis zum Senegal mit den übrigen Auslegern zuſammenſtimmt, Hannos Weſthorn aber für die Biſſagos Inſeln, und ſein Südhorn für eine Einbeugung ſüdöſtlich von Sierra Leona erklärt, folglich die Entdekungen der Karthaginienſer weniger weit reichen läſst, als die übrigen Ausleger, aber auch Goſſelins übertriebne Einſchränkungen verwirft. Seine Gründe ſind von deſto gröſserm Gewichte, da ſie mit der genaueſten Kenntniſs dieſer Gegenden verbunden ſind. Eine zu dieſem Zwecke verfertigte Karte, dient dazu, die Angaben des Vfs. noch anſchaulicher zu machen.

PARIS, b. Laran: *Voyage dans la Troade*, ou Tableau de la Plaine de Troie dans ſon etat actuel. Par le Citoyen *Lechevalier*, Correſpondant des ſociétés littéraires d'Edimbourg, Gottingue et Madrid. *Seconde edition.* An VII. (1799.) 269 S. gr. 8.

Strabo ſagt: die weltberühmte Troas giebt, auch noch in ihrem Schutt und in ihrer Verwüſtung, den Schriftſtellern reichen Stoff zu *vielem Reden* (πολυλογία). Dieſs kann man jetzt mit doppeltem Rechte ſagen, da in der neuern und neueſten Zeit ſo viel von Pococke, Chandler, Wood, Lechevalier, Choiſeul Gouffier, Dalzel, Bryant, Wakefield, Morritt, Vincent, Dallaway, Sibthorp, Hawkins, Schwartz, Helwig, Akerblad u. ſ. w. über jene claſſiſche Gegend geſagt und geſchrieben worden, und da wir noch ferner Aufklärungen von Reiſenden, vorzüglich von Hn. v. Hammer, der jetzt in jenen Gegenden reiſt, zu erwarten haben. Zu leugnen iſt nicht, daſs die πολυλογία Strabo's auch in der Bedeutung der Geſchwätzigkeit mehrern Schriftſtellern über Troja eigen iſt, und daſs namentlich Choiſeul, Dalzel Bryant, Dallaway und Morritt viele Worte machen, ja, daſs auch Lechevalier mit einer groſsen Umſtändlichkeit und Weitläuftigkeit, um nicht das Wort Weitſchweifigkeit zu brauchen, ſeinen Gegenſtand abhandelt.

Choiſeul's und Lechevalier's Reiſen nach Troas, gaben bekanntlich vor wenigen Jahren das Signal zu neuen und wiederholten Forſchungen und Wanderungen. Seitdem Lechevalier's Gemälde von der Ebene Troja's erſchienen, und von Dalzel und Heyne bearbeitet worden war, trat ein Heer von Schriftſtellern auf, die ihn zum Theil beſtritten und berichtigten, zum Theil in ſeine Fuſstapfen traten und beſtätigten. Nun erſchien auch in Deutſchland aus der Handſchrift von Choiſeuls *Voyage pittoresque* das Kapitel über Troas, und die Aehnlichkeit dieſer Schrift mit der Lechevalieriſchen gab zu Bedenken Anlaſs, wem von bei-

beiden eigentlich der Preis jener interessanten Entdeckungen in Troas gebühre. Diese Umstände zusammen vermochten den verdienstvollen Lechevalier zu einer Retractation seiner Abhandlung über Troas, die nun als ein neues Werk angesehen werden kann. Das Ganze ist in eine andre Form gegossen, die Anordnung ist natürlicher und gefälliger, beynahe jedes Kapitel ist verbessert und bereichert, zum Theil aus eigner längerer Prüfung, zum Theil nach Anleitung seiner Commentatoren und andrer Schriftsteller über Troja. Lobenswerth ist die Mässigung, mit welcher er dem Zeloten Bryant begegnet, wiewohl er dessen Ausfälle höher aufnimmt, als sie es verdienen. Viele Zusätze und interessante Abschweifungen sind dieser Ausgabe eigenthümlich. Ueber seinen Antheil an den Entdeckungen in Troas, und sein Verhältnifs zu dem Gesandten Choiseul lässt er sich in folgendem Glaubensbekenntnifs aus: „Ich behaupte, dafs die Ebene von Troja ihre Gestalt seit dem Zeitalter des Homer nicht verändert hat; dafs man die Vorgebirge, Flüsse, Hügel, Quellen und Grabhügel der Krieger, noch immer und an denselben Stellen sieht, wohin sie der grofse Dichter gesetzt hat, und wenn es einiges Verdienst ist, diese köstlichen Reste des Alterthums der Vergessenheit, in die sie versunken waren, entrissen zu haben: *so reclamire ich dieses ausschliefsend für Cassas und für mich.* Aber indem wir uns diese Entdeckungen zueignen, heifst uns zugleich die Dankbarkeit *dem einsichtsvollen Eifer des Gesandten huldigen, welcher unsre Arbeiten beschützte.*" Sehr human ist diese Aeufserung über einen Mann, der sich dem Gerücht nach nicht freundschaftlich gegen Lechevalier betragen haben soll.

Der Vf. hat sein Buch bey der Umarbeitung in 5 Theile getheilt, wovon der erste eigentlich Reisebeschreibung ist, und des Vf. verschiedne Reisen nach Asien, insonderheit nach Troas und in die Moldau, wo er in gefährliche Lagen kam, auch in den Norden von Europa enthält. Dieser Theil ist der unterhaltendste für blofse Liebhaber und Freunde von Reisebeschreibungen, und er enthält eine Menge einzelner Angaben und Nachrichten über des Vfs. Leben und Schicksale, die in der ersten Ausgabe übergangen waren. Die Wärme und Dankbarkeit, mit welcher er von den Männern und Gelehrten in Europa und Asien spricht, bey denen er eine freundschaftliche Aufnahme fand, macht seinem Herzen Ehre.

Der zweyte und dritte Theil bezieht sich ganz auf die Ebene von Troja. In jenem wird nämlich die Ebene nach dem Homer, mit Rücksicht auf die Gefechte der Iliade (gröfstentheils nach Heyne's Abh.), ferner nach dem Strabo (wo vieles nach Heyne's, Dalzels und Bryants Winken berichtigt ist) und nach andern alten Schriftstellern dargestellt. Hier wird ein überaus gelehrtes Bruchstück — wiewohl *rudis indigestaque moles* — aus Villoisons ungedrucktem, und, wie man fürchtet, nie zu Stande kommenden Werk über das alte und neue Griechenland; die Geschichte von Troas unter dem byzantinischen Kayserthum, nach den byzantinischen Schriftstellern, eingerückt. Dann wird die Ebene Troja's nach Pope und andern neuern Reisenden vorgestellt. Der dritte Theil betrachtet die Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustand, mit beständiger vergleichender Hinsicht auf den Homer. Der Vf. hat hier besonders viel ergänzt, genauer bestimmt, manche seiner etwas schwankenden Hypothesen mit neuen Stützen versehen, andre, die sich ihm selbst als unhaltbar darstellten, weggeworfen. In dem letzten Kap. giebt der eingerückte Brief des Gesandschaftsarztes Jumelin zuerst Aufschlufs, wie es bey der Eröffnung des angeblichen Grabmales des Achill hergegangen, und was für Curiosa man darin entdeckt hat. Zwey Vasen und das sogenannte Pallasbild, welches man darin gefunden haben will, sind, so wie 7 Tafeln, mit troischen Münzen und einem seltsamen Relief: Psyche auf einem Kameel reitend, mit der Zugabe eines jetzigen Caravanen-Kameels, und einer sehr verbesserten Karte von Troas, in Kupfern beygefügt. Man erfährt hier zuerst, dafs Lechevalier und *Cassas* im J. 1786 die Ebene von Troja gemeinschaftlich aufnahmen. Der Ingenieur Kauffer hatte später einen Plan von Troas aufgenommen, und seine Karte ist mit grofser Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet. Da er bey diesem Geschäft viele Fehler der Karte von Lechevalier oder Cassas bemerkte (welches Lechevalier selbst mit Unbefangenheit aus einem Briefe Choiseuls an ihn erzählt): so veranlafste er Hn. Lechevalier dadurch, seiner Karte mehr Richtigkeit und Wahrheit zu geben. Noch einer schätzbaren Zugabe bey dieser neuen Ausgabe von Lech. Werk müssen wir gedenken, welche aus verschiednen merkwürdigen Steinschriften aus Troas besteht, für deren Verbesserung Einiges von Villoison, der auch sonst schon seine Geschicklichkeit im Lesen und Berichtigen von Inschriften beurkundet hat, geschehen ist. Einer weitern Prüfung des Lechevalierischen Werkes glauben wir uns überheben zu können, da in der nächstens anzuzeigenden deutschen Bearbeitung dieser Ausgabe, sowohl der gelehrte Schwede Akerblad als der Uebersetzer eine solche Prüfung bereits angestellt haben.

Berlin, b. Sander: *Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig, und von da zurück durch Tyrol und Salzburg.* Im Jahre 1798. Mit einer Karte. 1800. 8.

In der Vorrede sagt der Herausg.: „dafs diese Briefe wirklich *an* und *für* Freunde geschrieben sind." Das ist recht gut, aber daraus folgt nicht, dafs man so vieles, was nur diese Freunde angeht und angehen kann, so manches Unnütze und zum Theil für den Leser Lästige, hauptsächlich aber die süfslichen Complimente, die der Vf. seinen weiblichen Correspondenten macht, auch abdrucken mufste.

Die Reise geht von Wien über St. Pölten, Mariazell, Gratz, Marburg u. Laibach nach Triest. Hier schifft sich der Vf. nach Venedig ein. Von da geht er über Padua, Vicenza

cenza und Verona bis an den Gardasee, von wo er über Botzen, Inspruck, Salzburg und Linz wieder zurück nach Wien geht. — Der Vf. scheint auf keinen Gegenstand besondre Rücksicht zu nehmen; am wenigsten bekümmert er sich um statistische Angaben. Was er liefert, ist eine Art von dichterischer Beschreibung dessen, was ihm vorkommt. Daher nehmen auch seine Empfindungen, Betrachtungen, Declamationen und Citate fast einen eben so grosen Theil des Ganzen ein, als die eigentlichen Beschreibungen der Dinge, die er gesehen hat. Frauenzimmer und Jünglinge werden das mit Vergnügen lesen. Seine Sprache ist gröstentheils rein, und zuweilen schön. Aber eben das Bestreben, alles schön zu sagen, macht, dass er oft den Vorwurf des Gesuchten und des Spielenden verdient. S. 262. „Der Himmel müsste mir, wie ihnen, die Gabe verliehen haben, auch den leisesten Gefühlen ein Gewand zu geben, damit ich im Stande wäre, *manche Tropfen aus dem überströmenden Meere hoher Empfindungen*, worein dieses Heiligthum (die Justinenkirche zu Padua) versetzt, *zu schöpfen, und ihnen diese Tropfen in Perlen verwandelt, vorzulegen.*" — Er sucht immer dichterische Vergleichungen, und ist darin nicht eben glücklich. S. 276. die ganze Landschaft (zwischen Padua und Verona) scheint ein *grünseidenes Kleid, in dem ungeheuern Tambour des unbegränzten Gesichtskreises aufgespannt*" etc. — Seine Ausrufungen und Tiraden fallen bisweilen in das Schulmäsige, und werden durch ihre Länge und ihr öfteres Wiederkommen lästig. Beym Anblicke der Höhlen bey Adelsberg ruft er aus: „Ist diess der Eingang in die tänarischen Schlünde? Sind diess die Seelen, die zur Unterwelt fliegen, die leichten Schaaren der Schatten? Sind es die heiligen Vögel Proserpinens, der Königin der Unterwelt? — Rauch und Dampf dringt aus dem Eingange der Höhlen; an den geschwärzten Felsen lecken rothe Flammen etc." — Bey der Hohle von Corgnale ruft er aus: „Irren wir in den Gängen des Dädalus, oder dem Labyrinthe Aegyptens? Sind diess die verlassenen Hallen Saturns, der über das Meer, die Erde und den Himmel herrschte, ehe sich Poseidon, Zevs und Pluto etc. Und dann kommt Eurydice zwischen den Fackeln der Erinnyen, mit dem Geleite der Geister etc.

GESCHICHTE.

Eisenach, in d. Wittekindsch. Hof-Buchh.: *Friedrich der Weise und Johann der Verständige*, Kurfürsten von Sachsen Ernestinischer Linie. Ein historischer Versuch und Beytrag zur Reformationsgeschichte von *Johann Adolph Leopold Faselius*, und als ein kleiner Pendant zu Moritz, Kurfürst von Sachsen, von Friedrich Schlenkert. 1800. 146 S. 8. (9 gr.)

Zur Warnung für alle, die sich zu Biographen berühmter und verdienstvoller Männer aufwerfen wollen, hat Horaz aufgezeichnet, dass es Alexander nur den gröfsten Künstlern in ihrer Art erlaubt habe, sein Gemälde oder seine Bildsäule zu verfertigen. Denn daraus ist so viel zu lernen, dass es weder dem grosen Manne selbst, noch der Nachwelt gleichgültig sey, ob sein Bild von einem Apelles, oder von einem Gurkenmaler, geschildert werde; und dass es unter die seltnern Gaben gehöre, die Züge eines hervorragenden Geistes von edler Thätigkeit richtig zu treffen, und würdig nachzubilden. Das hat aber Hr. *Faselius* leider nicht bedacht. Offenbar glaubte er, dass, weil von Friedrich dem Weisen und Johann dem Standhaften bereits so viel gesammelt und geschrieben worden ist, er auch gar wohl unter dem Namen eines Versuchs, oder Beytrags, oder Pendant, etwas über sie sammeln und schreiben könne. Dieser Wahn hat nun hier eine alltägliche Rhapsodie hervorgebracht, von der man, am gelindesten zu urtheilen, sagen muss, dass sie als Denkmal jener beiden Fürsten ganz und gar verfehlt ist. Sollten wir dieses dem Vf. beweisen: so müsten wir ihm im Angesichte des Publicums die ersten Regeln der Biographie vordociren; und sollten wir ihm alle falsche, schiefe und seichte Stellen seiner Schrift vorhalten: so müsten wir schon S. 3. den Anfang machen, wo Kf. *Johann* der *ältere Bruder* des Kurf. *Friedrichs* genannt wird. Wer kann uns aber alles dieses zumuthen?

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Rein: *Neues moralisches Kinderbuch.* Ein Neujahrsgeschenk. (1800.) 96 S. 12. Aus dem etwas unbestimmt ausgedrückten Titel siehet man nicht, für welches Alter dieses Buch bestimmt ist. Es ist eine Sammlung von Beyspielen meistentheils guter Handlungen, die aus der wirklichen Menschenwelt entlehnt sind. Wir stimmen dem Vf. ganz bey, wenn er Beyspiele der Art am wirksamsten für die moralische Bildung der Jugend hält, und weisen daher sehr gern dieser Schrift, die sich noch überdiess durch ein nettes äusseres Gewand empfiehlt, und mit 21 illuminirten Kupfern versehen ist, welche sich auf die erzählten Beyspiele beziehen, ihren Platz unter den belehrenden Unterhaltungsbüchern für eine schon einigermasen gebildete Jugend an. Der Inhalt der gewählten Beyspiele enthält nichts für die Jugend Anstöfsiges, die Erzählungen selbst sind nicht zu lang, und der Vortrag ist verständlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Gebauer: *Philosophisch-kritischer Entwurf der Versöhnungslehre von Joh. Gottf. Aug. Kroll. Nebst einigen Gedanken über denselben Gegenstand von J. Heinr. Tiefstrunk.* 1799. 172 S. 8. (15 gr.)

Auch diese Schrift über die Versöhnungslehre, welche die Sache nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie untersucht, wird sicherlich ihre Leser finden. Wir wollen die unsrigen mit dem Hauptinhalt derselben kurz bekannt machen. Hr. Kroll bemerkt in der Einleitung, dass die allgemeine Uebereinstimmung der Völker in der Gewohnheit, die Gottheit durch Opfer auszusöhnen, sehr auffallend sey. Es biete sich einem deswegen die Frage von selbst dar: welche Ursache bewog die Menschheit gerade zu diesem Mittel, um Vergebung ihrer Vergehungen zu erlangen? Freylich könne man von der Allgemeinheit der Gewohnheit noch nicht auf die Realität der beabsichtigten Sündenvergebung schliefsen; aber man frage doch mit Recht nach dem Grund dieser Gewohnheit und dieses Glaubens an eine Versöhnung. Viele suchten nun den Grund davon in den unrichtigen und gar zu menschlichen Vorstellungen von Gott, welcher Erklärungsgrund auch deswegen wahrscheinlich sey, weil man in der Kindheit des menschlichen Geistes die Idee der Gottheit nach dem Bild eines irdischen Monarchens bestimmte, aber deswegen könne man doch noch nicht zugeben, dass der Begriff der Versöhnung, zu deren Stiftung man sich der Opfer als Mittel bediente, dadurch als irrig und grundlos dargestellt werde; denn sonst hätte, bey nachheriger Bildung und Veredlung der Religionsbegriffe, der Glaube an die Versöhnung verschwinden müssen. Dies sey aber nicht geschehen. Die christliche Religion verwerfe zwar die Opfer als irreligiös, lasse aber die Versöhnung nicht allein stehen, sondern nehme sie gar in Schutz. Jener Erklärungsgrund sey also allein gegen die Opfertheorie gerichtet. Man könne auch nicht sagen, die Lehre Jesu von der Versöhnung mit Gott beruhe auf falschen Vorstellungen von Gott. Jesus stellt uns Gott als unsern heiligen Gesetzgeber, als unsern gütigen Versorger, und als unsern gerechten und allmächtigen Richter dar, und lehrt uns ihn überhaupt als ein so ehrfurchtswerthes Wesen verehren, dass die Vernunft mit aller Anstrengung nichts erhabeners denken kann. Jesus sage aber deutlich, er sey dazu erschienen, um den Tod für die Sünden der Menschen zu erdulden. Dieses könne kein Irrthum seyn, denn die Wahrheit und Vortrefflichkeit der Religion Jesu sey einleuchtend, man entdecke darin sonst keine Spur von Irrthum und Aberglauben, selbst die Wirkungen der Lehre Jesu hätten es bewiesen, dass die Religion göttlichen Ursprungs sey. Die Frage nach dem wahren Grund der Versöhnungslehre ist daher von äufserster Wichtigkeit. Der Vf. giebt deswegen den nach seiner Meynung einzig möglichen Weg an, auf welchem man zur richtigen Beurtheilung der Wahrheit dieser Lehre gelangen kann. Zuerst wird der Begriff der Versöhnung des Menschen mit Gott also bestimmt, dass Gott dem sündigen, aber reuevollen, und zur Gesetzgebung der Vernunft zurückkehrenden Menschen seine begangenen Missethaten nicht zurechnet, sondern verzeihet. Darauf wird gezeigt, dass man den Ursprung und die Realität dieses Begriffs nicht aus der Erfahrung ableiten könne, weil es kein sinnlicher, sondern intellectueller Gegenstand sey; sondern dieses müsse aus Vernunftprincipien geschehen, und da Religionsbegriffe ihrer Natur nach vor den Richterstuhl der praktischen Vernunft gehören: so müsse die Untersuchung über die Versöhnung nach den eigenthümlichen Grundsätzen der praktischen Vernunft beurtheilt werden. Der Begriff der Versöhnung ist kein gegebener, aber auch kein erdichteter, sondern ein geschlossener Begriff. Es mufs deswegen gezeigt werden, 1) dass er der theoretischen Vernunft nicht widerspreche, und 2) dass er als Mittel zum höchsten Zweck der Menschheit dienen könne. Die Realität eines geschlossenen Begriffs könne nicht demonstrirt werden, folglich könne man nur einen vernünftigen Glauben an die Versöhnung rechtfertigen. Dieser Glaube werde aber in dem handelnden Subject der stärksten objectiven Ueberzeugung gleich, wenn der Zweck, warum es die Realität des Begriffs annimmt, objectivnothwendig ist. Der Vf. gehet daher zur Ableitung der Realität der Versöhnung des Menschen mit Gott über, und stellt zuerst die Principien auf, aus welcher der Beweis zu führen ist. Die Vernunft stellt uns durch ihr Gesetz einen absoluten Zweck auf. Dieser bestehet darin, dass wir als sinnlich vernünftige Wesen nur dem sittlichen Gesetze Gehorsam leisten, und nur aus Achtung gegen dasselbe handeln sollen. Nur diese Achtung ist eine reine Triebfeder des Willens. Jede andere Triebfeder setzt Lust oder Unlust an der Existenz des Objects einer Handlung voraus, und bringt Heteronomie hervor: denn der Wille bestimmt sich in diesem Fall durch das Gesetz der Sinnlichkeit. Wäre der Mensch ein reinmoralisches Wesen: so würde er das Sittengesetz ohne Rücksicht auf äufsere Bedingungen befolgen, allein er ist auch sinnlicher Natur.

tur. Das Gefetz der moralifchen Natur gebietet Moralität, das der finnlichen fodert Befriedigung der Neigungen oder Glückfeligkeit. Die Vernunft verbindet fie beide nach dem Gefetze der Caufalität. Das Verhältnifs, nach welchem Glückfeligkeit als Folge der Moralität angefehen wird, kann nur als richtig anerkannt werden. Weil die nothwendige reale Verbindung beider Beftandtheile des höchften Guts für fich nicht klar ift: fo fetzt die Vernunft das Dafeyn eines weifen und allmächtigen Welturhebers. Die Vernunft gebietet alfo den endlich moralifchen Wefen unbedingten Gehorfam gegen ihr Gefetz, und giebt ihnen unter diefer Bedingung die Verficherung, dafs der weife Schöpfer und Regierer der Natur ihnen denjenigen Antheil von Glückfeligkeit werde angedeihen laffen, deffen fie fich würdig gemacht haben, und fetzt eben hierin die Gerechtigkeit deffelben. Gott ift alfo theils Gebieter, theils Vollzieher des moralifchen Gefetzes, und das moralifche Gefetz ift zugleich ein göttliches Gefetz. Es kann aber nur als übereinftimmend mit dem heiligen Willen der Gottheit gedacht werden, dafs der moralifch gut gefinnte der Glückfeligkeit theilhaftig werde. Derjenige aber, der durch unfittliche Denkungsart fich auszeichnet, mufs eine verhältnifsmäfsige Unglückfeligkeit fürchten. Hierbey bleibt aber die Vorftellung von Gott, als dem weifen Beförderer der Moralität, immer die Hauptidee. Allgemeine Ausbreitung einer moralifcher Gefinnungsart ift der höchfte Gegenftand feiner Weisheit, und diefer feiner Abficht gemäfs kann er nur da ftrafen und belohnen, wo die phyfifchen Uebel und Güter zugleich als Mittel zur Beförderung der Tugend dienen. Hingegen da, wo Strafen diefen erhabenften Zweck feiner Weisheit hindern, fcheint es nothwendig, folche Anftalten zu treffen, dafs dem Menfchen die Furcht vor denfelben benommen werde. Denn fonft würde Gott den Menfchen nur als Zuchtmeifter erfcheinen, aber nicht als Gefetzgeber, der mit Güte und Strenge erzieht, je nachdem feine Weisheit das Eine oder das Andere zweckmäfsig findet. Hierauf kommt nun der Vf. auf die Ableitung der Realität der Verföhnungslehre aus dem praktifchen Bedürfnifs des Menfchen. Hier läfst fich nun freylich ein Zuftand des Menfchen denken, worin er der Verföhnung nicht bedürfte, nämlich wenn alle moralifch gut wären und nur das thäten, was die Vernunft ihnen durch ihr heiliges Gefetz zur Pflicht machte. Allein das richtige Verhältnifs des Begehrungsvermögens ift aufgehoben. Das moralifche Gefetz beweifet zwar feine Caufalität auf den Willen des Menfchen, aber hält doch davon die ungeftüme Macht der Begierden und Leidenfchaften nicht zurück. Vernunft und Sinnlichkeit find in immerwährendem Streit. Tugend und Lafter wechfeln gewöhnlich mit einander ab. Hier fragt fich's nun: ob es für die moralifch verdorbenen Menfchen, zur Beförderung einer fittlichen Denkungsart, fubjectiv nothwendig ift, dem Begriff der Sündenvergebung Realität beyzulegen? Der Vf. fucht diefe Frage aufzulöfen und zu zeigen, wie in dem menfchlichen Gemüthe der Glaube an die Wahrheit der Sündenvergebung hervorgebracht werde. S. 45. heifst es unter andern: Der Menfch erkennt fich als ftrafbaren Uebertreter des moralifchen Gefetzes, und erblickt fich unter der Hand der ftrafenden Gerechtigkeit feines Richters. Natürlich bringt diefe Vorftellung in feiner Seele eine Furcht hervor, die oft nahe an Verzweiflung gränzt. Furcht erzeugt wiederum den Wunfch, der Urfache derfelben überhoben zu feyn. Aber weder diefer Wunfch, noch jene Furcht, kann ihn berechtigen, die Erlaffung der Strafe der Sünde als wahr anzunehmen. Daher fiehet er fich nach der Bedingung um, unter welcher fich die Erfüllung des Wunfches als möglich und wirklich denken läfst. Dafs eine freywillig zu leiftende Genugthuung, fie mag durch willkürliche Gebräuche, oder durch ftrengen moralifchen Gehorfam beabfichtigt werden, völlig unzuläffig fey, davon überzeugt ihn feine bereits gebildete Vernunft bald. Daher überlegt er weiter, und findet jene Bedingung in derjenigen Gemüthsftimmung, wonach er zwar fich freywillig dem göttlichen Gefetze unterwirft, die Tilgung feiner Sündenfchuld felbft aber von der Weisheit Gottes erwartet, in fo fern fie alles zur Beförderung moralifcher Zwecke dirigirt. — Rückkehr zum Gehorfam gegen das moralifche Gefetz ift die einzige Bedingung, die der Menfch an feinem Theil erfüllen kann, um von der Gottheit die Ergänzung feines moralifchen Mangels erwarten zu dürfen; und eben diefe Hoffnung der Tilgung der Sündenfchuld ift wiederum die Bedingung, unter der er an der moralifchen Cultur feiner Seelenkräfte arbeiten kann. Er thut daher feine Pflicht und hofft Vergebung der Sünde. Indem die Vernunft fo reflectirt: fo führt fie auf die Realität der Sündenvergebung, folglich auch der Verföhnung des Menfchen mit Gott. Diefes wird nun weiter ausgeführt und gezeigt, aus welcher Quelle die Wohlthat der Sündenvergebung dem Menfchen zufliefse, und wie man fich Gerechtigkeit und Gnade im allgemeinen in Gott vereinigt denken müffe, und wie die Begriffe der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Gnade Gottes in dem einzigen Begriffe der Weisheit enthalten feyen. Zugleich werden einige Scheinwiderfprüche beantwortet. Der vollftändige Begriff der Verföhnung beftehet darin 1) dafs der Menfch mit Verwerfung feiner bisherigen böfen Maximen und mit herzlicher Unterwerfung unter feine Pflicht das Vertrauen zu Gott verbindet, er werde ihm gnädig feyn und feine Sünden ihm nicht zurechnen; und 2) dafs Gott aus freyer Gnade feine Sündenfchuld tilge, und den Mangel eigener Gerechtigkeit an ihm ergänze, um den höchften Zweck endlicher moralifcher Wefen auch an ihm zu realifiren. Dafs die Verföhnungslehre fich als Mittel zur Realifirung des höchften aller Zwecke, der Moralität, qualificire, wird S. 87. ff. ausführlich dargethan. Der Glaube an die Verföhnung beftehet in der aus der fittlichen Gemüthsftimmung des Sünders entfprungenen Ueberzeugung, dafs Gott gegen ihn gnädig fey. Der Quantität nach ift er fubjectiv; der Qualität nach moralifch, indem er fich auf einen praktifchen Wunfch gründet; der Relation nach

ift

ist er in Absicht der Subsistenz ein Prädicat des moralischen Subjects, in Ansehung der Causalität eine Wirkung der Freyheit, und in Rücksicht der Gemeinschaft findet zwischen ihm und der moralischen Gesinnung ein wechselseitiger Einfluss statt; der Modalität nach ist er endlich praktisch nothwendig, weil der Sünder desselben bedarf, um sich sittlich zu vervollkommnen. Wenn nun die Sinnlichkeit eine solche Gewalt über die Menschen erhalten hat, dass das moralische Gesetz allen Einfluss auf den Willen verliert, und sie nichts begehren oder verabscheuen, als was angenehme oder unangenehme Empfindungen in ihnen hervorbringt: so wird eine Offenbarung und eine Versinnlichung der Versöhnlichkeit Gottes Bedürfniss. Gott muss sich Menschen unmittelbar als ihren moralischen Gesetzgeber, aber auch zugleich als ihren gnädigen Vater ankündigen, ja dieses letzte Verhältniss sogar in einem Beyspiel versinnlicht darstellen. Die christliche Religion, als göttliche Offenbarung, nimmt auf dieses Bedürfniss nicht nur Rücksicht, sondern macht uns auch mit einer Anstalt bekannt, wodurch uns Gott von der Wahrheit der Sündenvergebung sinnlich überzeugen will. Diess führet nun den Vf. auf die Lehre des N. T. von der Sündenvergebung um Christi willen. Nach der Lehre des N. T. fehle allen Menschen, als Sündern, die sittliche Qualität, und der Mensch dürfe auf die geleistete Pflichterfüllung seine Rechtfertigung vor Gott, folglich auch seine Hoffnung zur Glückseligkeit, nicht gründen. Alles was der Mensch zur Aussöhnung mit Gott thun könne, werde auf einen durch die sittliche Gesinnung angeregten, und sie befördernden Glauben an die göttliche Gnade reducirt. Zugleich werde aber der Glaube an die Versöhnung mit Gott an den Tod Jesu geknüpft. Es komme also darauf an, was man sich unter den Ausdrücken, dass Jesus uns mit Gott versöhnt, und durch seinen Tod Vergebung der Sünden erworben habe, denken solle. Der Vf. verwirft die Vorstellungsart, nach welcher man die göttliche Gnade, nebst der aus ihr fliessenden Wohlthat der Sündenvergebung, als Wirkung der Leiden und des Todes Jesu betrachtet, oder eine Stellvertretung annimmt, weil sie den Principien der praktischen Vernunft offenbar widerspricht, und mit andern Stellen der Schrift, die die Aufopferung Jesu als eine Veranstaltung der Liebe Gottes darstellen, nicht vereinigt werden kann. Er betrachtet daher die Denkungsart, welche Jesus gegen die Sünder im Tode an den Tag legte, als Symbol der gnädigen Gesinnungen Gottes. Dieses, sagt er, ist die einzige Vorstellungsart, wodurch der Versöhnungstod Jesu schrift- und vernunftmässig, aber auch zugleich praktisch nützlich und wichtig wird; denn was kann wohl wichtiger seyn, als ein anschaulicher Erweis einer Wahrheit, die den entscheidendsten Einfluss auf die Veredlung der moralischen Kräfte des Menschen hat?

Rec. verkennet es nicht, dass der Vf. vielen Fleiss auf seine Abhandlung verwendet hat, aber gegen seine Argumentationen, und die Art, wie er seine letzte Behauptung aus der Schrift zu deduciren sucht, liesse sich mit Grund manches erinnern, wozu aber hier der Ort nicht ist. Achtet man bey den Stellen der Schrift auf die Zeitbegriffe: so bedarf es so vieler Umschweife nicht. Durch die Vorrede des Hn. Prof. Tieftrunks, die sich mit der Frage beschäftigt: ist irgend eine wesentliche Religionswahrheit nicht *a priori?* ist wenig gewonnen.

PARIS, b. Moutardier: *Essai sur l'Origine du Culte religieux, et sur la necessite d'un Culte exterieur et public dans les societés politiques.* 1797. 152 S. 8.

Wenn Wärme des Vortrags und der Ton der Gewissheit die Bündigkeit der Gründe ersetzen könnte: so würde dieser Schrift wenig abgehen. Der Vf. giebt sich Mühe, die Wirklichkeit der Gottheit, als höchster Ursache, die Unsterblichkeit des Geistes, weil ein Geist nicht aus Elementen bestehe, und die Freyheit des Willens aus dem empirischen Bewusstseyn zu beweisen oder wenigstens den leicht überzeugten einzureden. Für die natürliche Moral findet er den letzten Grund in der Bestimmung des Menschen für die Gesellschaft. Dergleichen Gründe für Wahrheiten, welche auf andere Art so gründlich dargethan werden können, bedürfen für deutsche Leser keiner Prüfung. Der letzte Zweck des Vfs. aber ist, die Gesetzgeber seiner Nation zu bereden, dass zu Verbesserung der öffentlichen Sittlichkeit die Unabhängigkeit aller Formen des äusern Cultus vom Staat nicht gut sey, dass vielmehr *der Staat* eine unter den übrigen wählen solle. (*Parmi les cultes il faut, que l'etat en adopte un*). Und diess warum? Weil der Staat dem Volke ein Beyspiel des religiösen Glaubens geben müsse, und weil ohne diese Auctorität das Volk, in der Meynung, dass der Cultus für eine gleichgültige Sache vom Staat angesehen werde, bald jede äussere Religionsübung für belachenswerth ansehen würde. — Kaum sollte man vermuthen, dass irgend ein Schriftsteller in ganz Frankreich die Grundbegriffe über diesen Gegenstand, über welchen die ganze kirchliche Reform in Frankreich eine so laute Lection gegeben hat, sogar nicht gefasst habe? Eines der vielen Beyspiele, welche beweisen, dass sehr viele selbst unter den Wortführern in Frankreich über dergleichen Gegenstände nicht aus der Philosophie, d. h. nicht durch Eindringen in die Grundbegriffe oder durch strenges Ableiten ihrer Schlüsse aus der Natur der Sache zu schöpfen, sondern oberflächlich bey Scheingründen und unentwickelten Begriffen stehen zu bleiben pflegen. Religiöser Glaube, gebaut auf Ueberzeugung und unterhalten durch diejenigen äussern Anstalten und Uebungen, welche jede Classe von Ueberzeugten als zweckmässig für sich ansehen kann, ist allerdings in jedem Menschen eine wirksame Unterstützung des moralischguten Wollens und Handelns, besonders für einzelne, schwere Proben der Tugend. Bey jeder Person ist daher zu wünschen, dass sie aus Ueberzeugung Religiosität annehme, in sich befestige, und angemessene äussere Askesen derselben

ſelben für ſich wähle. Wenn nun aber in einer Nation alle einzelne dieſer Einſicht fähige Perſonen, jede nach ihrer Ueberzeugung (ohne welche aller Cultus unfruchtbar iſt) in der Religiöſität ſich befeſtigen, und alle, welche in ihren Anſichten mit einander übereinſtimmen, einen mit ihrer innern Religion harmoniſchen Cultus wählen; wo bleibt alsdann der Staat, welcher einen eigenen Cultus wählen ſollte. Iſt der Staat eine Perſon? Und, wenn man ihn eine moraliſche Perſon nennen will, iſt er dann etwas von allen Individuen der Nation verſchiedenes? Kann der Staat, als ſolcher, einen religiöſen Glauben haben, ſelbſt wenn man unter dem Wort Staat blofs die Staatsadminiſtration, das Gouvernement, verſtehen will? Es iſt die Sache des Regenten und aller Mitglieder jeder Regierung, dafs ſie ihre Moralität durch Nachdenken bis zur Religioſität ausbilden, und wer dieſs gethan hat, wird zur Belebung ſeiner individuellen religiöſen Geſinnungen, und um andere gute Einrichtungen gemeinſchaftlich zu befördern, für Pflicht halten, dafs er mit den Gleichgeſinnten in äufsere religiöſe Verbindung, die man beſſer Religionsübungen als Cultus nennen könnte, zuſammentreffe, und hier durch geſellſchaftliche Aufmunterungen zum Guten und Wahren, und durch Ausführung dieſer Zwecke vermittelſt vereinter deſto wirkſamerer Kräfte die Gottheit verehre. Aber auch wenn der Regent und jedes Mitglied einer Regierung dieſes alles thun: ſo thun ſie es als Menſchen, nicht als Mitglieder eines Staats, noch weniger als Regierende. Religioſität iſt Sache jedes Menſchen, nach ſeiner Einſicht. Nur Einheit der Einſichten erzeugt wahrhaft vereinte Religionsgeſellſchaften zu harmoniſchen Religionsübungen. Was aber den Staat ſelbſt oder den Regenten betrifft, ſo bleibt Friedrichs des einzigen Ausſpruch: der König (als ſolcher) ſoll keine Religion haben! Auch jeder Cultus, den man herrſchende oder begünſtigte Religion irgendwo zu nennen pflegt, iſt dieſes nicht etwa, weil der Regent ſich dazu bekennt. Hievon exiſtirt oft genug das Gegentheil. Wählt die Mehrzahl in einer Nation nach ihren religiöſen Einſichten einen gewiſſen Cultus: ſo wird dieſer dadurch doch nicht Staatsreligion, ſondern iſt und bleibt die Religionsübung der Mehreren, ſo lange als ſich die Mehreren dazu halten, das heifst, ſo lange ſie für ihre Religioſität dieſe geſellſchaftliche Ausübung am meiſten beförderlich finden. Dieſe Mehrzahl aber kann und darf hierin nicht die Minderzahl dominiren, ausſchliefsen, zurückdrängen. Vielmehr wird gerade dadurch ganz notoriſch, dafs man in einem Staat Religion und geſellſchaftliche Religionsübungen nicht für gleichgültig halte, wenn der mächtigere Theil auf keine Weiſe einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluſs ſeiner Gewalt dazu anwendet, um die unmächtigeren Religionsgeſellſchaften zu veranlaſſen, dafs ſie den ihrer Einſicht gemäſseren Cultus gegen den, dem gröſseren Theil gefälligen, austauſchen. Nur derjenige reſpectirt den äufsern Cultus wahrhaft, welcher ihn in jedem Mitbürger als eine Sache der Ueberzeugung behandelt, welche dieſer gegen keine Gattung äufserer Vortheile ohne Beyſtimmung ſeines Gewiſſens aufgeben könne und dürfe. Was der Mächtigſte ſogar im Unmächtigen reſpectirt, davon kann man ſagen, dafs es in einem Staat für heilig und unverletzlich gehalten werde. Woher im Gegentheil lernen die Völker leichter den äufsern Cultus mit Indifferentismus anſehen, als wenn ſie die Vornehmſten denſelben wie eine Sache behandeln ſehen, die man in jedem Lande nach dortiger Landesart mitzumachen habe. Und dieſes gleichgültige Betragen der Groſsen gegen die ſogenannten Landesreligionen, welche der weltkluge Mann mit dem Lande zu wechſeln habe, von welchem andern Princip geht es aus, als von dem des Vfs., dafs der Staat — ein in verſchiedenen Ländern und Zeiten verſchiedenes Aggregat der politiſchen Majorität — einen gewiſſen Cultus adoptiren ſolle? Der Vf. wollte wahrſcheinlich blofs behaupten, dafs die Mitglieder der Regierung, als angeſehene Individuen, andern, die ſich gerne nach Beyſpielen richten, ein Beyſpiel des Reſpects für zweckmäſsige geſellſchaftliche Religionsübungen zeigen, und keine derſelben als gleichgültig behandeln ſollten. Da aber ſelbſt in einer Republik, wo man mit den ächt proteſtantiſchen Fortſchritten der Religionsphiloſophie, und des allgemeinen Kirchenrechts bekannter ſeyn ſollte, kürzlich aus ähnlichen Grundſätzen von Erhebung zweyer ſehr verſchiedener Kirchen, der katholiſchen und reformirten, zu herrſchenden Staatsreligionen die Rede geweſen iſt: ſo hielt es Rec. der Zeit gemäſs, an die ſichtbare Ungründlichkeit dieſer Grundſätze zu erinnern.

EISENACH, b. Wittekind: *Verſuch einer kurzen Beſchreibung des Zuſtandes der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte.* Von *Heinr. Ludw. Pfaff.* Zweyte verbeſſerte Ausgabe. 1800. 160 S. 8. (12 gr.)

Für ungelehrte Bibelleſer ein verſtändliches, zweckmäſsiges Büchelchen. Wäre der kurzen Erdbeſchreibung von Paläſtina in dieſer zweyten Ausgabe ein kleiner deutlicher Nachſtich des richtigſten Kärtchens von Paläſtina, welches wir *jetzt* haben, aus Paulus Sammlung der merkwürdigſten Reiſen in den Orient I. Th. beygefügt worden: ſo wäre im Ganzen für den angenommenen Zweck nicht leicht etwas weſentliches zu wünſchen. Der §. 4. vom Hahn im Leiden Jeſu gehört wenigſtens nicht in den Abſchnitt von der Lebensart der hebräiſchen Nomaden, überhaupt aber nicht in die Archäologie des Alten Teſtaments. Dafs die Hebräer Griffel mit demantenen Spitzen gehabt haben ſollen (S. 67.) folgt aus Jerem. 17, 1. nicht. *Taaut* (S. 66.) iſt nach dem ſemitiſchen, wie der arabiſche Dialect beweiſt, *einer, der Spuren, Zeichen macht.* — Würden bey einer andern Ausgabe, die Alterthümer, welche im N. T. vorkommen, auch eingetragen, ſo könnte jeder Prediger ein ſolches Buch wifsbegierigen Bibelleſern in ſeiner Gemeinde mit Nutzen anrathen, mancher vielleicht ſelbſt daraus über einzelne Punkte ſich orientiren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Januar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Meifsner: *Asklepiades und John Brown.* Eine Parallele von K. F. *Burdach*, der Philofophie Doctor und Privatdocenten auf der Univerfität Leipzig. 1800. 170 S. 8.

Bey der Menge, zum Theil trefflicher, Vorarbeiten war es nicht fehr fchwierig, diefe Parallele durchzuführen, da die Gefchichte beider Männer und ihrer Lehren fo viele und auffallende Aehnlichkeiten zeigt. Doch ift der Vf. nicht blofs feinen Vorgängern gefolgt, fondern hat überall mit rühmlicher Treue die Quellen felbft benutzt, und oft eigenthümliche Refultate aus denfelben gezogen. Befonders auffallend war dem Rec. aufser dem pretiöfen Stil, die Vorliebe des Vfs. für feine Helden. Diefe verleitet ihn zuweilen zu einem nicht ganz richtigen Urtheil, z. B. wo er von Asklepiades und Browns gemeinfchaftlichem Fehler, der Verachtung aller Vorgänger und dem lächerlichften Egoismus hätte reden follen. Er fchliefst fogar feine Schrift mit einer etwas unwahren Parallele der Schickfale, welche die Lehren beider Aerzte erfahren haben. Asklepiades Syftem fey nämlich von feinen Nachfolgern nicht gehörig ausgebildet worden; aber Browns Syftem habe diefs Glück erlebt, und werde nicht fo unrühmlich untergehen. Ueber den Erfolg der letzten Weiffagung mag die Nachwelt richten. Aber Asklepiades Syftem ward von *Themifon, Soranus* und andern gewifs fehr vortheilhaft ausgebildet, und blieb wenigftens zwey Jahrhunderte lang das herrfchende. Wer mag jetzt prophezeyen, wie lange Browns Lehre unvergeffen bleiben werde? . . . Der Vf. preifet es ferner an Brown, dafs er das Ganze der Wiffenfchaft umfafst, und nicht am Einzelnen geklebt habe. Gerade das Gegentheil hält Rec. für den vorzüglichften Fehler des fchottifchen Reformators, und für die Urfache unzähliger Irrthümer, die in feiner Lehre vorkommen; daher man, wegen der zahllofen Folgwidrigkeiten, Unrecht thut, ihm ein Syftem zuzufchreiben. — Unrichtig ift auch die Darftellung der Corpufcular-Philofophie des Asklepiades. Nicht Epikur, fondern Heraklides von Pontus war fein Lehrer, von dem er den Begriff der ὄγκων, nicht der Atome, annahm. Mit dem Heraklides ftellen ihn Galen, Sextus Empiricus und Dionyfius von Alexandrien (beym *Eufebius praepar. evang.* XIV. 23. p. 773.) zufammen. Die ὄγκοι waren wirklich παθητοὶ (Veränderungen unterworfen), nicht ἀπαθεῖς, wie die ἄτομοι des Epikur. (*Sext. Empir. phyf.* I. 363.). Diefem fteht freylich Galens Zeugnifs entgegen, der die Atomen mit den ὄγκοις für gleichbedeutend hält: aber wo Galen und Sextus Empiricus in einer philofophifchen Meynung fich widerfprechen, da verdient doch wohl der letzte den Vorzug. — S. 52. will der Vf. den gröfsen Abftand des Corpufcular-Syftems des Asklepiades vor dem Carteffifchen Syftem zeigen, ftellt aber das letzte ganz unrecht dar. Die ὄγκοι des Asklepiades haben die gröfste Aehnlichkeit mit des *Carteffus Materia primi elementi*, und noch mehr Vergleichungen wird man in der Phyfiologie beider Männer machen können, wenn man weifs, dafs Asklepiades, wie Carteffus, die Abfonderung als eine Art des Durchfeigens anfah (*Theodor. Prifcian.* lib. IV. p. 105.). Eben fo hat der Vf. Unrecht, den Carteffus einen ächten Dogmatiker zu nennen, weil er Hypotheſen über die Figur und Bewegung der kleinften Urkörperchen gebildet habe. Carteffus war viel zu weife, als dafs er diefe Spiele feiner Phantafie für etwas mehr als Hypotheſen hätte halten follen. Sehr beftimmt erklärt er fich darüber (*Princip. philof.* P. III. p. 52.). Aber der Trofs feiner Nachbeter erhoben diefe Hypotheſen zu wirklichen Dogmen. — Unrichtig ift die Behauptung des Vfs., dafs Brown, wie Asklepiades, in der Materie felbft die Urfache des Lebens gefucht, und die Erregbarkeit für das Refultat der gröbern und feinern Materie genommen habe. *Brown* hat fich mit lobenswürdiger Klugheit über diefen Gegenftand nie erklärt, wie Niemand, der die Gränzen der menfchlichen Erkenntnifs kennt, die Abhängigkeit des Lebens von der Materie bejahen oder verneinen wird. Blofs an einem Orte (Syftem der Heilkunde, von *Pfaff*, S. 48.) fagt er, der Sitz der Erregbarkeit fey das Nerven-Mark und die Mufcular-Subftanz. Dafs diefs etwas ganz anders ift, fieht ein jeder ein; und Hr. *Röfchlaub*, der doch Brown's eifrigfter Apoftel in Deutfchland ift, will die Erregbarkeit, feltfam und unphilofophifch genug, ganz unabhängig von der Materie machen. — Endlich hält es Hr. B. für eine undankbare Arbeit, Spuren von *Cullens* Syftem in Browns Schriften aufzufuchen, oder die Verwandtfchaft beider Lehren zu zeizen. Rec. aber gefteht, dafs er diefe Unterfuchung gerade für den vortrefflichften Theil diefer Schrift angefehen haben würde, indem nur durch folche hiftorifche Prüfungen ausgemacht werden kann, was dem fchottifchen Reformator eigenthümlich war, und was er erborgt und nur ausgefchmückt hatte.

An eine wichtige Parallele zwifchen Asklepiades und Brown müffen wir noch erinnern. Diefe betrifft den Contraft zwifchen der fehr ausgebreiteten und äufserft glücklichen Praxis des erften, und dem gänzlichen

lichen Mangel an aller praktischen Erfahrung bey dem schottischen Reformator. Aber diese Seite mögen die Verehrer des letzten nicht gern berühren, weil ihr Held dadurch zu viel verliert.

Berlin, b. Felisch: *Die neuesten Entdeckungen und Erläuterungen aus der Arzneykunde*, systematisch dargestellt von *Friedrich Ludwig Augustin*, der Arzneywiss. und Wundarzneyk. Doctor, ausübendem Arzte und Privatdocenten zu Berlin u. s. w. *Zweyter Jahrgang*. Das Jahr 1799. 1800. 39 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Wir können bey der Anzeige des vorliegenden zweyten Jahrgangs zwar zu unserm Vergnügen nichts von dem Guten, was wir (A. L. Z. 1799. St. 319.) von dem ersten gesagt haben, aber zugleich auch nichts von den Erinnerungen zurücknehmen, die wir dabey zu machen uns genöthigt sahen. Vielmehr finden wir diese bestätigt, und zu jenem nichts, wie wir gewünscht hätten, hinzuzusetzen. Es mag seyn, dass die Lehre von der Geburtshülfe unter der Diätetik stehen bleibt, da die Leser sich daran gewöhnen, und eine *systematische Uebersicht* des Inhalts, die jetzt hinzugekommen ist, aber leider den ersten Band nicht mit begreift, das Nachschlagen wenigstens ziemlich erleichtert. Wenn man jedoch bedenkt, dass ein solches Werk dem, oft überhäuften, gelehrten Arzte etc. — er sey Praktiker, oder nicht — nicht zum Studium, sondern zum geschwinden Nachschlagen und Nachtragen, als Repertorium, dienen kann und soll: so leuchtet es in die Augen, dass ein blosser Conspectus, ohne Sach- und Namenregister, noch viele Unbequemlichkeiten für den Leser übrig lässt. Auch bestätigt sich dieses durch den gegenwärtigen Jahrgang selbst an mehrern Stellen. Wer z. B. vom *foetus extrauterinus* die neuern Wahrnehmungen übersehen will, findet dergleichen an zwey Stellen zerstreuet, nämlich S. 219. und S. 272. Man muss also jedesmal den *ganzen* Conspectus, einer Materie wegen, die man sucht, durchlesen. Eben so geht es mit dem Gebrauche der Säuren: ein Theil davon kommt S. 386. unter: *Salpetersäure*, ein anderer S. 389. unter *spiritus nitri acidus*, und der dritte S. 480. vor, und wenigstens an dem ersten und letzten Orte ist jedesmal die Rede von ihrer Anwendung gegen venerische Krankheiten u. s. w. Es würde übrigens mehr, als die grösseste Unbilligkeit verrathen, wenn man von einem einzelnen Manne, ob er gleich an einem Orte lebt, wo ein so grosser Zusammenfluss literarischer Producte und Hülfsmittel ist, wie in Berlin, *unbedingte Vollständigkeit* verlangen wollte, die sich nur von einer Vereinigung mehrerer Gelehrten erwarten lässt. Allein wenn man aus Werken, die der Vf. selbst in dem angehängten Bücherverzeichnisse, als benutzt, aufgeführt hat, Merkwürdigkeiten nicht angezeigt findet: so ist man zu dem Schlusse berechtigt, dass er nur flüchtig gearbeitet, oder die Werke selbst gar nicht gelesen habe, sondern selbige nur aus öffentlichen Anzeigen kenne. Dies ist, um ein paar Beyspiele zu geben, der Fall mit *Fahners Beyträgen* etc. und *Beddoes contributions* etc. Aus den ersten vermissen wir die (XXVII.) Wahrnehmung bey dem Gehirne eines secirten blödsinnigen jungen Menschen, und aus den letzten zu S. 373. die Bereitung der Drake'schen Tinctur von der *digitalis purpurea*, zu S. 433. die darin von *Cooke*, *Thornton*, *Jenner* und *Jacobs* enthaltenen Aufsätze über die Kuhpocken: so, wie zu S. 592. *Beddoes* Vorschlag, mit den Aerzten und Wundärzten der Hospitäler zu bestimmten Zeiten zu wechseln. Einen auffallenden Beweis von der Flüchtigkeit des Vfs. sehen wir S. 436., wo nicht: „Hofrath *Michaelis*," sondern: „geh. Hofr. *Schäfer*," zu lesen ist, und das Citat nicht: 135. S. 61. sondern: 136. S. 65. heissen muss. An dem ersten Orte steht freylich eine Abhandlung von *Michaelis*, allein ganz andern Inhalts, und nicht von dem Hofrathe, sondern von dem Garnisonmedicus zu Haarburg. Die Westrumbsche Analyse des berüchtigten Gesundheitstranks für Schwangere (S. 196.) ist, in Bezug auf den ersten Jahrgang unsers Werks S. 149., nicht übereinkommend, sondern richtiger abweichend, zu nennen. Was S. 209. von der Rhachitis gesagt ist, gehört doch nicht unter die Geburtshülfe, und giebt einen neuen Beweis von der Nothwendigkeit eines jedesmaligen Sachregisters. *Reich's* Theorie und neue Behandlung der Fieber S. 395. gehörte eigentlich nicht in den gegenwärtigen Jahrgang. S. 235. fehlen nach Oxygenation, die Worte: „die Calorification." In Ansehung der Rubrik: *epidemische und endemische Krankheiten*, bleibt der Vf. seiner, bey der Anzeige des ersten Jahrgangs schon von uns gerügten Methode, getreu, und so erfahren wir denn oder lesen aufs neue, dass z. B. 1791 (?) zu Paris die Blattern, zu Kahla Katarrhe und sporadische Blattern, zu Colditz katarrhalische Krankheiten, zu Plauen Rheumatismen, zu Vlotho Katarrhe und Pleureseen etc. geherrscht haben. Statt dessen würde eine nähere, kurze Andeutung des Tremoline S. 36. und der Akoluthschen Bereitungsart des Kupfersalmiaks weit zweckmässiger gewesen seyn. Die *Dispnöe* S. 255. wollen wir übrigens gern dahin rechnen, wohin Baudelorque, Asklepiades, Syphus statt Typhus u. s. w. gehören. S. 539. sollte es: Ausströmen der Luft, statt Ausströmen der Lunge, heissen.

Paris, b. Fuchs, Aubry u. a.: *De la gonorrhée bénigne, ou sans virus vénérien, et des fleurs blanches.* Par *J. L. Doussin-Dubreuil. Seconde edition*, revue, corrigée et augmentée par l'Auteur. An VI. — X u. 140 S. 8.

Diese Schrift soll sich an die zwey, leider schon bekannten, *über den Schleim* und *die Epilepsie*, anschliessen, weil alle diese Krankheiten eine gemeinschaftliche Ursache hätten, nämlich — unterdrückte Ausdünstung. Wer da weiss, dass der Vf. sein Buch über den Schleim schrieb, besonders um sein Arcanum gegen denselben anzupreisen, dem muss hiebey gleich bange werden, dass wohl eigentlich dieses Arcanum

canum sich an dieses Buch anschliessen soll. Hievon findet sich nun zwar nichts in diesem Werklein, aber wegen seiner grosen Dürftigkeit und Einseiti keit ist es dennoch sehr zu bedauern, dass auch dieses Product schon einen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Mehr als ein Drittheil des Buchs ist aus *Fabre*, *Tissot* u. a. abgeschrieben, das andere Drittheil sind sehr gemeine und weitschweifige Consultationen, und das Uebrige, welches der Vf. vielleicht das Seinige nennen möchte, ist seine sehr plumpe Vorstellungsart von der Ausdünstungsmaterie, durch deren Unterdrückung selbst Onanie und zu häufiger Beyschlaf die genannten Krankheiten hervorbringen. Diese Materie macht den Schleim, und muss auf dem bequemsten Wege — durch den Darmcanal — abgeführt werden!

Koburg u. Leipzig, b. Sinner: *Archiv für medicinische Länderkunde.* I. B. 1. St. 1800. 126 S. 8. (12 gr.)

Der ungenannte Herausgeber hat die Absicht, in diesem Archiv medicinische Topographieen und Geographieen zu sammeln. Das Unternehmen ist an sich lobenswerth. Die medicinische Länderkunde wird noch immer zu sehr von praktischen Aerzten vernachlässigt: so nothwendig sie ihm auch ist. Wie manche Kranke werden nur durch Reisen in ein bestimmtes Klima, durch bestimmte Bäder u. s. w. gründlich geheilt; wie manche hingegen auch allein dadurch hingeopfert! Die Ausführung dieses Unternehmens aber befriedigt den Rec. nicht. Der Vf. sagt nichts von dem Verhältnis der medicinischen Länderkunde zu den übrigen medicinischen Wissenschaften; selbst ihren Nutzen entwickelt er nicht mit Klarheit. Uebrigens besteht dies ganze 1. Stück blos in Compilationen aus bekannten Büchern. Der Inhalt ist folgender: I. *Clausthal*, von *Lentin*. II. *St. Andreasberg am Harze*, von *Klinge*. III. *Lauterbach und das von Riedeselsche Gebiet*, von *Thilenius*. IV. *Ilmenau*. V. *Gräfenthal*, von *Winkler*. VI. *Hof*, von *Fördens*. VII. *Weimar*, von *Hufeland*. VIII. *Das allgemeine Krankenhaus zu Bamberg*. — Dass weder die benutzten Schriften citirt sind, noch eine Inhaltsanzeige beygefügt ist, verringert den Werth des Unternehmens.

GESCHICHTE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Corpus praecipuorum medii aevi scriptorum.* — Tomus, qui specimnis loco continet *Lamberti Schafnaburgensis* annales rerum in Germania ann. 1039—1077 gestarum. — Edidit notulis indicibusque instruxit *Joannes Christophorus Krause*, A. A. LL. M. et Professor Halensis. 1797. 292 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der nun verstorbene Vf. kündigte schon vor mehrern Jahren seine Absicht an, eine vollständige Suite von den *Scriptoribus Rerum Germanicarum*, wenigstens von den wichtigsten derselben, welche den übrigen als Quelle dienten, und dem Forscher der vaterländischen Geschichte schlechterdings unentbehrlich sind, in das Publicum zu bringen. Seine Absicht war unstreitig lobenswerth, in einem Werke, welches ungefähr im Ganzen auf 30 Thaler zu stehen kommen sollte, vereinigt, und immer nach der besten Ausgabe zu liefern, was man bisher zerstreut in einer Menge verschiedener Werke zusammen suchen muss; das Volumen konnte beträchtlich in das Engere gezogen werden, da nach seinem Plane die überflüssigen Auswüchse weggelassen wurden. Denn die Schriftsteller jenes Zeitalters fangen grösstentheils mit der Schöpfung der Welt, oder wenigstens mit Christi Geburt an, und überladen uns mit einer Menge übel gesammelter Nachrichten, die wir uns aus den Quellen weit besser verschaffen können. Das Probestück der ganzen neuen Sammlung sollte nun dieser *Lambertus* werden; ohne Zweifel, weil er seiner Unternehmung Eingang und Theilnahme durch diesen, in jeder Rücksicht interessanten, Schriftsteller verschaffen wollte. Chronologisch ist die getroffene Wahl nicht, da der übrigens unbekannte Verfasser zu Ende des 12ten Jahrhunderts lebte. Aber Rec. billigt sie vollkommen; denn Lambert gehört unstreitig unter die wenigen uns bekannten aufgeklärten Köpfe jener Zeiten; er erzählt zwar, wie alle übrigen, chronologisch nach einzelnen Jahren, aber mit vieler Ausführlichkeit, Präcision, scharfsinniger Beurtheilung der Thatsachen, und mit einer Reichhaltigkeit des Stoffes, die uns ein vortheilhaftes Urtheil über die Quellen, welche er gebrauchen konnte, ablocken. Er war Mönch in Hirschfeld, folglich auf Seite der Thüringer, bey allen den Streitigkeiten, welche Heinrich IV. mit diesen und den Sachsen zu führen hatte. Nur in dieser Erzählung finden wir den alten Schriftsteller partheyisch, und gegen jeden Schritt des Kaisers eingenommen, doch so, dass er sehr häufig, vielleicht manchmal, ohne es zu wollen, Vertheidigungsgründe einfliessen lässt. Als Geistlicher durfte er sich gegen die damaligen gewaltthätigen Schritte Gregors VII. nicht erklären; doch sieht man einzelnen Aeusserungen die Misbilligung der päpstlichen Anmasungen an. Sein Latein ist nicht völlig ohne Anstos, aber gewis der Sprache jedes andern Mannes vorzuziehen, der im Mittelalter schrieb. Ursachen genug, warum Hr. *K.* gerade ihn an die Spitze der übrigen stellen wollte, ob er gleich diese Gründe nicht angegeben hat. Die Verdienste bey der neuen Ausgabe bestehen hauptsächlich in der Correctheit des Abdrucks, in den geographischen, persönlichen und Inhaltsverzeichnissen der merkwürdigsten Gegenstände. Die kurzen, unter den Text gesetzten, Noten sind grösstentheils von geringem Belang, und der lateinische Stil des Hn. *K.* eben nicht musterhaft, doch auch nicht schlecht. Zum Abdrucke gebrauchte er die Struvische Ausgabe, kürzte aber nach dem bey allen herauszugebenden Schriftstellern gefasten Vorsatze den Anfang ab, und geht nach einer kurzen Probe von des Vfs. Vorstellungsart bey der ältesten Geschichte, gleich auf das J. 1039 oder den Antritt der Regierung Heinrichs III. über. Hier fanden wir nun

nun beſtätigt, was uns gleich bey der erſten Nachricht von Hn. K. Unternehmung als Schwierigkeit aufgefallen war: daſs es mit dem Abkürzen eine eigene Sache ſey, daſs man immer in Gefahr ſtehe, etwas wegzuſchneiden, das der Leſer vergeblich ſucht, und die Ausgabe als minder brauchbar wegwirft, weil er ſie mangelhaft findet. Es iſt wahr, die weggelaſſenen Theile betreffen kurze Notizen über die Regierungsjahre der fränkiſchen etc. Könige, erſchienene Kometen und Heilige, meiſtens Gegenſtände, die wir anderwärts vollſtändiger finden, oder entbehren zu können glauben. Aber mitunter kann ſichs doch treffen, daſs ein Neugieriger, z. B. unter dem J. 706 nach der Stelle ſucht, daſs das Kloſter S. Petri zu Erfurt vom König Dagobert auf dem Berge ſey angelegt worden, welche in frühern Zeiten den Namen *Merrwigisburg* führte. In dieſer Ausgabe findet er ſie nicht. Durch den Tod des Herausg. iſt die Unternehmung wahrſcheinlich ins Stecken gerathen; ſollte ein anderer Gelehrte ſie wieder aufnehmen: ſo rathen wir, ja nichts wegzulaſſen, was irgend einen Bezug auf fränkiſche Regierung hat, wenn es auch von andern ausführlicher oder beſſer iſt erzählt worden

Freyberg, b. Craz: *Synchroniſtiſche Tabellen der Völkergeſchichte*, hauptſächlich nach Hn. Hofrath Gatterers Verſuch einer allgemeinen Weltgeſchichte, von M. *Daniel Gotthold Joſeph Hübler*, Conrector am Gymnaſium zu Freyberg. — Erſte Lieferung, vom Urſprunge der Staaten bis zum Tode der römiſchen Republik. — Zweyte ſehr vermehrte Ausgabe. Folio. Titel und Vorrede nebſt 5 Bogen Tabellen. (12 gr.)

Die Brauchbarkeit dieſer ſehr vorzüglichen Tabellen rühmten wir ſchon bey der erſten Auflage; mit ungleich gröſserem Rechte dürfen wir dieſe zweyte, dürfen die Tabellen, als die vorzüglichſten uns bekannten, empfehlen; ſowohl in Anſehung ihrer Genauigkeit, Vollſtändigkeit, als auch wegen ihrer mit der genaueſten Oekonomie geſtellten Anordnung, welche Reichthum und Ordnung mit äuſserſt leichter Ueberſicht verbindet. Man wird kein nur einigermaſsen ſich auszeichnendes Volk, keinen wichtigen Mann, kein hervorſtechendes Factum, auf dieſen fünf Tafeln vermiſſen; und dieſs allein beweiſt ſchon die Sparſamkeit, von der wir oben ſprachen. Eigene Zeichen belehren noch überdieſs über die Namen, mit deren Chronologie man nicht im Reinen iſt, auch wohl nie in das Reine kommen wird. Und wo die allgemeine Zuſammenſtellung eine wünſchenswerthe Ausführlichkeit nicht erlaubte, findet ſich auf der Kehrſeite derſelben die nähere Auseinanderſetzung; auf der zweyten Tafel Aſſyrien, die jüdiſchen Reiche und Aegypten; und auf der vierten die Stammtafel der Seleuciden und Ptolemaeer noch beſonders ausgeführt. Nur iſt es Schade, daſs dieſe Anordnung das Aufkleben der Blätter auf Pappe zur Unmöglichkeit macht. — Auch gegen die Richtigkeit der Angaben laſſen ſich nur wenige unbedeutende Erinnerungen anbringen, welche auch überdieſs nicht auf Hn. *H.*, ſondern Gatterers, welcher zum Grunde gelegt iſt, Rechnung zu ſtehen kommen. Daſs z. B. Kedor Laomor von Suſiana bis zum Euphrat herrſchte, glaubt wohl jetzt niemand mehr; daſs die Lydier ein ägyptiſcher Stamm ſind, wird zwar von einem Compendium in das andere wiederholt; aber an einen Beweis, welcher die Angabe auch nur wahrſcheinlich machen könnte, denkt niemand. Hannos Entdeckungsreiſe hätte Hr. *H.* nicht in die Zeiten vor der perſiſchen Monarchie ſetzen ſollen, wo die Karthaginienſer den Eingebornen des Landes noch Bodenzins bezahlten, ſie wurde unternommen in der blühendſten Periode der Republik. Mehrere Kleinigkeiten lohnen die Mühe des Aushebens nicht; *Lybien* beym J. 164 vor Chr. iſt ohnehin nur ein Schreibfehler.

* * *

Leipzig, b. Benj. Fleiſcher: *Kleine Geſchichten für Kinder von 6—10 Jahren, die gern etwas leſen, was ihnen verſtändlich, nützlich und angenehm iſt.* 4ter Th. 2te verb. Aufl. Mit 1 Kupf. 1801 279 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 286.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Magdeburg*, gedr. b. Heſſenland: *Briefe über die Landſchulen im Magdeburgiſchen*, von *Joh. Andr. Anton.* 1800. 76 S. 8. (6 gr.) In dieſen gutgeſchriebenen 10 Briefen verbreitet ſich Hr. *A.* (Cantor und Schullehrer zu Schnarsleben) über die Beſchaffenheit der Landſchullehrer im Magdeburgiſchen, welche meiſtentheils zum Schulamte vorbereitete Männer ſind, über Wohnung, Schulſtube, untaugliche Beſtallung, entehrende Nebengeſchäfte und Einkünfte der Lehrer, ſo wie über die Schädlichkeit der in dieſen Schulen noch jetzt gewöhnlichen, unzweckmäſsigen Bücher. Zugleich theilt er Vorſchläge zur Gehaltverbeſſerung der Schullehrer, zur Abſtellung der für ſie entehrenden Nebengeſchäfte, zur Einrichtung der Winter- und Sommerſchulen mit, und giebt Nachricht von einer, ſeit 1798 für Knechte, Geſellen und Lehrburſche, durch ihn errichteten Sonntagsſchule, zu deren Fond der Ertrag dieſer Briefe benutzt werden ſoll. Schon dieſer menſchenfreundlichen Abſicht wegen wünſchen wir dieſer Schrift recht viele Käufer.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 26. Januar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, b. Göpferdt: *Materialien für die Staatsarzneywiſſenſchaft und praktiſche Heilkunde.* Herausgegeben von D. *Julius Heinrich Gottlieb Schlegel*, Herzogl. Sachſ. Weimar. Amts- und Stadtphyſicus zu Ilmenau. *Erſte Sammlung.* 1800. 12 Bog. gr. 8. (16 gr.)

Wie die mehreſten ſolcher Sammlungen, enthält auch die gegenwärtige mehrere Aufſätze von nicht immer gleichem Werthe. Gleich der I. *Mediciniſches Gutachten über einen complicirten Todtſchlag*, hätte füglich ausfallen können, da er bereits aus *Loder's Journal* B. II. St. 1. S. 147. ff. zur Genüge bekannt, und nur durch die vollſtändige Geſchichte des Mords aus der *Nationalzeitung* vermehrt worden iſt. Denn übrigens iſt der Obductionsbericht des Vfs., ſogar mit allen Anmerkungen *Gruners*, auſser der erſten S. 161. a. a. O., nebſt dem Gutachten der Facultät *in extenſo* hier wieder abgedruckt. Bey dem erſteren hatte *Gruner* ihm vorgeworfen, „er habe mehrere Dinge darin angeführt, die hier am unrechten Orte wären," wogegen er ſich S. 11. ff. in vieler Rückſicht mit Recht vertheidigt, ob es gleich freylich in dieſem Falle, wo die *abſolute* Tödtlichkeit mehrerer Verletzungen dem Defenſor keinen weiteren Spielraum lieſs, dem Richter einerley war, ob die Verſtorbene z. B. einen Polypen im Herzen etc. gehabt hatte, oder nicht. Aber woher war dem Vf. das, S. 15. angeführte, Geſtändniſs des Mörders bekannt? Dieſs hätte er anzeigen, und das, ihm vielleicht mitgetheilte, gerichtliche Protokoll etc. *ausdrücklich citiren* müſſen: überhaupt aber gehörte dieſe Stelle gar nicht in den *Obductionsbericht*. Was er S. 26. gegen einen kleinen, in dem Facultätsgutachten ihm gemachten, Vorwurf, daſs er die Schnitt- und Stichwunden nicht genau genug beſtimmt habe, hinzuſetzt, überzeugt uns nicht. Auch vermiſſen wir bey der *dreyeckigten* Stichwunde S. 4. Nr. 6. die beſtimmte Angabe, was er als die Länge, was er als die Breite, gerechnet habe, und das Maaſs der dritten Seite dieſes Triangels. II. *Gemüthszuſtandesunterſuchungen.* Unter dieſer Rubrik finden wir zwey Gutachten, die beide eben nichts beſonderes enthalten; 1) *über einen intendirten Selbſtmord.* Das Zeugniſs einiger der dortigen Einwohner und das wiederhohlte: *ſoll*, S. 42. 44. hat doch hier gar keinen Glauben, da der Vf. auf kein Protokoll beeidigt iſt; und ſelbſt dann hätte er doch die Zeugen namentlich aufführen müſſen. Es kam hier darauf an, was er ſelbſt ſah und fand. Und *woher* kannte er *ſo beſtimmt* den, faſt alle Frühjahre wiederkehrenden, periodiſchen Wahnſinn des Mannes? War er, wie es doch nicht ſcheint, ſein Arzt? Oder wuſste er es aus den Acten? In jedem der beiden Fälle hätte er ſeine Quellen beſtimmt anzeigen müſſen. 2) *Gutachten über den Gemüthszuſtand eines Menſchen, über welchen die Streitfrage entſtand, ob er fähig ſey, ſein Vermögen ſelbſt zu verwalten?* Iſt in einem etwas gezierten Ausdrucke, den wir in der Folge öfter bemerkt haben, abgefaſst. III. *Gutachten über die Unſchädlichkeit eines zur chemiſchen Unterſuchung erhaltenen Tabaksfabrikates.* IV. *Berichte über den Geſundheitszuſtand verſchiedener Gefangenen.* Unbedeutend. V. *Diarrhoea chronica von einer ungewöhnlichen Urſache und tödtlicher Ausgang derſelben, beſonders durch Ailhaud's ſchwarzes Pulver.* Es zeigte ſich nach dem Tode eine Verengerung des Maſtdarms, vier Zoll über dem After, die kaum die Spitze des kleinen Fingers durchlieſs, und die Häute bildeten daſelbſt einen fingerdicken knorpelartigen Ring. Dieſer Urſache ſchreibt der Vf. den dreyjährigen Durchfall zu. Die Ailhaudiſchen Pulver hatten den Brand im Blinddarme und Entzündung der übrigen Därme verurſacht. VI. *Bleykolik, auch unter dem Namen Kolik von Poitu*, (Poitou,) *Malerkolik, Bergſucht, Hüttenkatze, bekannt.* (!! Der Vf. ſchrieb ja keine Synonymik!) Eine ſchauderhafte Schilderung von den Symptomen dieſer Krankheit, von der wir jedoch keinen Auszug hier geben können, wiewohl wir hin und wieder etwas erinnern möchten, z. B. daſs gleich Anfangs, bey ſäuerlichem Aufſtoſsen und Ekel, (S. 76. verglich. S. 81.) kein paſsliches Brechmittel gegeben wurde; daſs man mit einer Miſchung aus verſüſstem Salpetergeiſte, Bibergeileſſenz, und Thebaiſcher Tinctur, und einer Mixtur aus Glauberſalz, Mandelöl, *aqua rutae*, (!) bis zum dritten Tage fortfahren lieſs, *obgleich nach jeder Doſis derſelben* (S. 79.) *die Krämpfe heftiger wurden;* daſs die Sinapismen (S. 80.) erſt am dritten Tage gelegt wurden, wo zugleich der Kranke alle zwey Stunden dreyſsig Tropfen *laudanum liqu. Syd.* bekam, u. ſ. w. S. 87. wo der Vf. von *Leutin's* Satze, daſs das Bley durch genoſſene Säuren wirkſamer werde, noch Beſtätigung erwartet, und das Weintrinken der Kärnther und Steyermärker dagegen anführt, hat er nicht bedacht, was er fünf Zeilen vorher von der fetten Diät derſelben ſelbſt geſagt hat. Und ſelbſt bey ſeinem Kranken war ja (S. 76.) ſäuerliches Aufſtoſsen. Ein Lächeln entwiſchte uns doch, als wir S. 81. den Hippokrates gerade nach der *metriſchen* Ueberſetzung von Cloſſius citirt fanden, bis wir es bey den Wiederhohlungen gewohnt

wohnt wurden. Der zweyte Fall von Bleykolik entstand nach trocken auf einen Chancre aufgelegtem Bleyweifse, und wurde durch drey Pulver, wovon jedes aus einem Scrupel Alaun und ½ Gran (!) *laudanum pur.* (?) bestand und alle vier Stunden eines genommen wurde, geheilt. VII. *Von einem heftigen Gesichtsschmerz.* Er fafs im Oberkinnladenbeine, war erst zwey Wochen alt, und wurde durch Belladonnablätter in Substanz gehoben. VIII. *Krankheiten von Versetzung psorischer Schärfen nach innen.* 1) *Ein Empyem;* nach einem, auf täglich mehrere Wochen hindurch wiederhohltes Eintauchen der Schenkel in sehr kaltes Wasser verschwundenen, Krätzausschlage an den untern Extremitäten. Das Empyem wurde geöffnet und der Kranke genafs. Es fehlt übrigens hier der Beweis, dafs wirklich psorische Schärfe, und nicht die fortgesetzte Erkältung der untern Extremitäten bey vorhandenem eingealterten Bruftkatarrh, diesem Kranken, der noch dazu ein Zeugmacher war, jenes Uebel verursacht habe. 2) *Ein Empyem, Eiterablagerung auf die Harnblafe, und anfangende Osteomalacie, (ramolissement des os!)* 3) *Einseitige Lähmung mit schleichendem Nervenfieber:* durch wiederhervorgebrachte Krätze, die unter Erkältung und Nässe verschwunden war, geheilt. IX. *Melaena, (μελαινα νοσος s. morbus niger Hippocratis!) Haematemesis s. vomitus cruentus (!) und diarrhoea cruenta.* Die erste wurde durch zwey Klystire aus zwey Quentchen Amylum in einem Pfunde Chamillendecocts mit resp. 32. und 50 Tropfen Kirschlorbeerwassers, und die zweyte fast auf dieselbe Art gehoben. X. *Heilsame Wirkung des Kirschlorbeerwassers in Lienterie, Ruhr, Tripper.* In chronischer Diarrhoee und Lienterie lasse sich vieles, beynahe alles, von diesem Mittel erwarten, wenn sie von Krämpfen, Stockungen im Pfortadersysteme, Steinen in der Gallenblafe, Fehlern der Leber überhaupt, Verstopfungen in den Drüsen des Gekröses, zu grofser Reizbarkeit im Allgemeinen und der Därme besonders, Skropheln, Fehlern der Milz oder des Pankreas, herrühren. Der Vf. gab, bey einem Falle von Lienterie, sechzig Tropfen davon in vier Unzen kalten Quassia-Aufgusses, und zwey Unzen Pfeffermünzwassers, dreymal täglich zu einem, hernach zu zwey, Esslöffeln voll zu nehmen, nebst Klystiren aus anderthalb Quentchen Kirschlorbeerwassers und eben so viel Amylum in einem Pfunde lauwarmen Brunnenwassers. In der Folge gab er eine halbe Unze Kirschlorbeerwassers zu achthalb Unzen kalten Quassia-Aufgusses, und liefs davon dreymal täglich zwey Esslöffel voll nehmen. Auch bey der gewöhnlichen Herbstruhr von Erkältung werde es immer, mit dem jedesmal indicirten Hauptmittel, vieles zur Heilung beytragen. In zehn Fällen derselben, wovon hier sechs erzählt werden, bewiefs es sich schnell heilsam: er gab das Kirschlorbeerwasser bis zu sechzig Tropfen mit Amylum, täglich einzwey- auch dreymal, in Klystiren, und dabey alle zwey Stunden eine Messerspitze voll von einem Pulver aus Arabischem Gummi, Salmiak, und Süfsholzwurzel mit Opium — (ein Gran des letzten unter einem Quentchen *ana* von den übrigen Substanzen, oder fünf Gran *laudan. pur.* (?) unter zwey Quentchen derselben *ana* ??) — In einem Falle liefs er, aufser jenem Klystire und nach einem gelinden Vomitif aus Ipecacuanha, folgendes: *Rec. sal. herbar. scrupul. unum, sacch. alb. drachm. dimid. aquae fontan. unciam unam cum dimid. aqu. cinnam. unc. dimid. aqu. laurocerasi gutt. triginta,* auf zwey Hälften binnen einer Stunde, jedesmal mit einem Esslöffel voll Citronensafts, nehmen. Die erste Gabe bewirkte nach einigen Minuten Ekel, Angst, eine wie siedendes Wasser das Gesicht durchglühende Hitze, und dann einen einzigen gelinden weichen Stuhl, ein Wonnegefühl über den ganzen Körper. Nach der zweyten Gabe fühlte die Kranke keine Beschwerden mehr. Vom Nutzen des Kirschlorbeerwassers im Tripper hat der Vf. nur zwey Erfahrungen. Im ersten Falle liefs er am dritten Tage nach dem Ausbruche von einer Mischung aus *emuls. papaver. unc. sex* und *aqu. laurocer. gutt. sexaginta* alle zwey bis drey Stunden in die Harnröhre einsprützen, und innerlich alle drey Stunden einen Esslöffel voll von einer Mischung aus viertehalb Quentchen Salpeters, sechs Unzen Brunnenwassers, und zwey und zwanzig Tropfen Sydenhamischen Laudanum's nehmen. Nach wenigen Stunden liefsen die Schmerzen nach, und drey Tage darauf war die ganze Krankheit gehoben. Im zweyten Falle liefs er täglich vier bis fünfmal, Injectionen von warmer Milch, jede Portion mit zehn Tropfen Kirschlorbeerwassers vermischt, machen, und als nach drey Tagen der Schmerz etwas gemindert, der Ausfluss grüngelblich geworden, und der Drang zum Harnlassen nicht mehr so häufig war, gab er Injectionen aus viertehalb Unzen *emuls. papaver.* und einer halben Unze Kirschlorbeerwassers. Zuletzt gab er, wieder nach drey Tagen, bey zunehmender Besserung zwey Unzen der ersten mehr auf dieselbe Quantität des letzten. Mit Recht empfiehlt übrigens der Vf. angehenden Aerzten bey der Anwendung des Kirschlorbeerwassers die gröfste Behutsamkeit. XI. *Brand am männlichen Gliede, mit Blutsturz. Chancres, und Phimosis,* vom Dr. *Justus Schlegel,* praktischem Arzte zu Sklow in Weifs-Rufsland. Den Blutsturz aus einer verletzten Arterie des schwammigen Körpers stillte der Vf. durch Eintauchen des ganzen Gliedes in ein mit kaltem Wasser und Eifs gefülltes Gefäfs, welches auch jedesmal wiederholt wurde, wenn der Kranke uriniren wollte, um den erzeugten Trombus fest zu halten. XII. *Geschichte einer glücklich geheilten Lungensucht.* Von *Ebendemselben.* Die Krankengeschichte verdient ganz gelesen zu werden. Den Brechweinstein in gebrochnen Dosen rühmt der Vf. sehr: er hebe die colliquativen Schweifse in kurzer Zeit, mindere die grofse Empfindlichkeit im Halse, und das heftige Brennen in den Fufssohlen und Handtellern, erleichtere den Auswurf, und verringere den Husten. Er sucht ihn nur die ersten Tage reichlich bey zu bringen; setzt wieder aus, wenn die Absicht so ziemlich erreicht ist; und giebt dann ganz wenig, dann mehr, in gröfseren Zwischenräumen. Bewirkt

er

er mehr Stuhlgang, als er wünscht: so hebt ein Klystir aus einer Tasse voll Leinsaamenthee, allenfalls mit sechs Tropfen Thebaischer Tinctur, diese Wirkung, oder es erfolgt am andern Tage ein nicht unnützer, mit Unreinigkeiten vermischter, Stuhlgang. XIII. *Bluthusten und Faulfieber bey einer Schwangern.* Von *Ebendemselben.* Die erfolgte Geburt, Gangrän am Hüftknochen, und metastatische Geschwüre erschwerten die, dennoch in dreyzehn Wochen geendigte, Cur. Einen Auszug aus der Krankengeschichte erlaubt uns der Raum nicht. XIV. *Von einer verbrannten Hornhaut.* Von *Ebendemselben.* Mehr als die Hälfte der cornea war am Lichte verbrannt. Sie sah wie Papier aus, und hatte ihre Durchsichtigkeit verloren. Einige Tropfen von einer Mischung aus zwölf Tropfen Goulardschen und zwey Unzen reinen kalten Wassers, etlichemal des Tags über in's Auge getröpfelt, und des Nachts mit Compressen übergelegt, bewirkten, dass am dritten Tage das Auge vollkommen rein und gesund war. XV. *Fragmente über den Nutzen lauwarmer Bäder im Weichselzopf u. s. w.* Von *Ebendemselben.* Wir heben nur dasjenige aus, was, so viel wir uns erinnern, de la Fontaine nicht anführt. Bey einem Manne, der lange Zeit in den Waden einen heftigen Schmerz gehabt hatte, welcher sich zwar nach Blasenpflastern in vierzehn Tagen gänzlich verlor, aber zurückkehrte, entstand nach einem einzigen warmen Bade der Weichselzopf. (Ob hier nicht das *post hoc, ergo propter hoc*, trügt?) Die Krankheit scheint dem Vf. nichts anderes zu seyn, als eine unvollkommene Krisis eines rheumatischen Stoffes, die an und für sich einer eignen Behandlung bedarf. Folgende Ursachen hält er für die wichtigeren: den Genuss oft halb verfaulter Fische, grosse Unreinlichkeit, und die zu tiefen Wohnungen der Polen. Setzt man einen abgeschnittenen oder abgefallenen Weichselzopf einige Stunden in's Wasser; so werden die Haare, sowohl an der Wurzel, als durchgängig, ganz dick, jedes Haar wie ein dünner Bindfaden. Manche sind, wie ein Packet Kuhhaare, die man in die Stühle pfropft, trocken. Durch Blutlassen füge man gröstentheils mehr Schaden zu. Mercurialia scheinen unschicklich zu seyn, weil sie sehr schwächen; zweckmässiger möchte wohl Queckssilber mit auflösenden stärkenden Mitteln vereinigt werden. Doch müsse man bey dem weiblichen Geschlechte sich besonders davor hüten, weil durch den lange fortgesetzten Gebrauch des Queckssilbers und anderer auflösender Mittel leicht Hämorrhagieen entstehen. Zur gänzlichen Ausrottung des Weichselzopfs würde nichts mehr beytragen, als die allgemeine Einführung der Russischen Schwitzbäder in Polen. (Bleiben denn die gemeinen Polinnen, die nach S. 153. öfteren Gebrauch von den Dunst- oder Schwitzbädern machen, frey davon?) — Bey allerley um sich fressenden Geschwüren an Händen und Füssen, bey einem offnen Brustkrebs, hartnäckigen Schmerzen in der linken oder rechten Seite, die durch übel behandelte Fieber, einen Fall, einen Schlag etc. entstanden waren, bey einer venerischen Schwindsucht mit vielen Geschwüren, deren mehrere die Knochen und Sehnen schon angefressen hatten, bey Knochenfrass, bey kalten rheumatischen Kniegeschwulsten, leisteten warme Bäder dem Vf. beträchtlichen Nutzen. XVI. *Geschichte einer Vergiftung durch Mohnsaft.* Vom *D. C. F. W. Pfündel.* Ein Emigrant war seit geraumer Zeit gewohnt, gegen Schlaflosigkeit Pillen aus Opium zu nehmen, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, und zwar zu einem oder höchstens zwey Granen. In einer besonders schlaflosen Nacht nahm er aus Versehen eine zu starke Dosis, die ungefähr zwölf bis funfzehn Grane Opium enthielt. Er lebte bis in den dritten Tag. Die Zufälle waren die gewöhnlichen. Ein Skrupel Brechwurzel war doch zu wenig, wo es auf eine *gewiss wirkende* Dosis ankam. Wir wundern uns unter andern auch darüber, dass nicht gleich Vesicatorien an mehrere Theile des Leibes, auf den abgeschornen Kopf, u. s. w. und dass überhaupt die langsamer wirkenden Canthariden pflaster, keine Sinapismen, kein Meerrettig in Essig eingeweicht, kein Sauerteig mit Canthariden pulver etc. angewandt, nicht gleich schärfere Klystire gebraucht wurden, u. d. gl. Die bey der Section bemerkten Umstände sind die gewöhnlichen; doch fand sich am Magen etc. nicht das Mindeste von Entzündung. XVII. *Beobachtungen über die Lustseuche.* Vom *Herausgeber.* Warnung, das Verschwinden der Symptome bey dem Gebrauche von Hahnemann's auflöslichem Queckssilber nicht zu frühe für eine Radicalcur zu halten, sondern denselben anhaltend genug fortzusetzen. Vier Beyspiele zur Bestätigung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Sittenspiegel für Mädchen und Frauen* oder *Versuche über die Pflichten des weiblichen Geschlechts.* Nach dem Engl. des Dr. *Gisborne* bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von *Heinr. Ludew. Bonath.* 1800. 451 S. 8.

Wir haben eine Schrift der Madame *Wolstonecraft* über die Rechte des Weibes. Zu dieser liefert *Gisborne's* Untersuchung über die Pflichten des weiblichen Geschlechts (*Enquiry into the duties of the female Sexe*) ein Gegenstück, das weniger genialisch, aber wahrer und mehr auf die Verhältnisse der Wirklichkeit als auf ein Ideal berechnet ist. Es ist eine ernste, streng moralische, und was noch mehr ist, durchaus mit Grundsätzen der Religion und insonderheit des Christenthums tingirte Schrift. Der religiösen Stimmung der englischen Leserinnen gereicht es zur Ehre, dass in einem Jahre drey Auflagen von diesem Buche nöthig wurden. Manche Stellen der Bibel hätten doch, um Weibern, die mit dem Geist der Zeit fortgegangen, nicht anstössig zu werden, richtiger erläutert werden sollen. Z. B. „Das Weib ehre den Mann — das Weib unterwerfe sich dem Manne; dadurch unterwirft sie sich dem

dem Herrn. Der Mann ist des Weibes Oberhaupt, so wie Christus das Oberhaupt der Gemeine ist. — So wie nun die Gemeine sich dem Willen Christus unterwirft: so soll sich auch das Weib den Verfügungen des Mannes in allen Stücken unterwerfen.“ Einige solche den jetzigen Kenntnissen nicht mehr angemessne Vorstellungsarten abgerechnet, enthält dieses Buch, die fruchtbarste und wohlthätigste Philosophie des Lebens, welches selbst die verfeinertsten Weltdamen gelesen zu haben nicht gereuen dürfte, wenn sie anders überall ernsten und sittlichen Betrachtungen Geschmack abgewinnen. Der Vf. geht von dem grosen Einflus des weiblichen Charakters auf das menschliche Wohl aus, handelt darauf von den charakteristischen Zügen des weiblichen Gemüths und ihrem Unterschied von den des männlichen, von der weiblichen Erziehung, der Einführung junger Frauenzimmer in die Gesellschaft, der Unterhaltung und dem Briefwechsel der Weiber, von dem Nachahmungstrieb und dem Putz, von den weiblichen Vergnügungen, der Benutzung der Zeit, Betrachtungen vor der Ehe, über die Pflichten der Gattin, der Mutter, der Frauen von mittlern Jahren und der Matrone. Alles, was in der Urschrift nur Interesse für das weibliche Geschlecht, *in England* haben konnte, liefs der gewandte und um die englische Literatur nicht unverdiente Uebersetzer weg, und suchte überhaupt mehr den Geist als den Buchstaben des Werkes darzustellen. Aufserdem erwarb er sich noch ein Verdienst um dasselbe durch Anmerkungen und Zusätze, welche von reinen sittlichen Begriffen und Grundsätzen zeugen, wenn es gleich mehr flüchtig hingeworfene und angedeutete Ideen, als ausgeführte und erschöpfende Betrachtungen, sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Versuch einer Erklärung zweyer Inschriften an der Memnonssäule* nach der Pocockeschen Abbildung Tab. XXIX. p. 105. Ein philologischer Beytrag zu des Hn. Grafen von *Veltheim* Abhandlung über die Memnonssäule. Von D. *Dav. Jul. Pott*, Abt. des Kl. Marienthal und öffentl. ordenti. Prof. der Theol. zu Helmstädt. 1800. 24 S. 8. (3 gr.) Eine schöne Probe, wie dergleichen antiquarische Forschungen mit Fleifs, Kenntnifs und Unbefangenheit angestellt werden müssen. Für die Inschrift Nr. 20. auf dem linken Schenkel der Memnonssäule schlägt Hr. *P.* zweyerley Auflösungen vor. Die uns minder unwahrscheinliche liest so: Καικιλια, Τρεβουνιας ἡ δαμαζ, τοσσην' ἐχομ' ὁσσον φθεγγη. Εγκαψα ακουσασα τὸ Μεμνονος, und übersetzt: (Ich) *Caecilia, des Treboniu Gattin, werde so oft entzuckt, als du ertönst. Dies schrieb ich, als ich so eben diesen Memnon gehört hatte.* Dafs Τρεβωνιας so viel als Τρεβονιᾶ sey, möchte man wohl am wenigsten wahrscheinlich finden. Sollte nicht Τρεβουνιας der Genitiv bleiben, als *Caecilia Treboniae fc. filia*, das folgende umgekehrte Π aber bedeuten Ποπλιᾶ *Publii?* wozu alsdann ἡ δαμαζ pafst. Τοσσην nimmt Hr. *P.* für das dorische τοσσηνα d. i. κατα τοσσηνα *tantopere* und *toties*. ἐχομαι *teneor*, nach dem bekannten ἐχω την Παιδα, ὰν ἐχομαι. Im Original findet sich weder in τοσσην noch in ὁσον ein doppeltes Sigma. Eine andere Inschrift zeigt, dafs diese Caecilia mehrmals den Memnonsschall besuchte; auch finden sich Inschriften, welche darthun, dafs man auf den Schall bisweilen mehrere Tage wartete s. *Jablonsky de Memnone* (1753) p. 83. Aegyptischen Alterthumsforschern liegt an der zweyten hier behandelten Inschrift Nr. 21. wegen ihres historischen Inhalts am meisten. Nach Hn. *P.* heifst sie: Εθεανσε Καμβυσης μεγ, τον δε τον λιθον | Βασιλεως εθλου εικονα εκμεμαγμενον | Φωνη δ' ὀδυρμος ην παλαι μοι Μεμνονος | τα παθη γοωσα· την αφειλε Καμβυσης. | Αναθεζα δε νυν και ἀταφη τα φθεγματα. | Ολοφυρομαι της προθεν εν ανοιᾳ τυχης. | Dies wird übersetzt: *Kambyses zertrümmerte mich, dieso Säule | das Bildnifs des trefflichsten Königs darstellend. | Ein Klageton war weyland mir eigen, der Memnons | Geschick beseufzte. Den nahm mir Kambyses. | Ha! dumpf und undeutlich sind jetzt diese Töne! | Wie schmerzt mich der Unfall, den Wahnwitz einst erzeugte.* | Das ganze hat das unverkennbare Ansehen eines aus sechsfüfsigen Jamben bestehenden Epigramms. Verglich. *Jablonsky* am angef. Ort S. 99. Statt εθλου steht auf der Säule, wegen eines Risses, blofs noch E..ΘΟΥ. Da nun das Θ nicht leicht aus Λ entstanden seyn kann, so möchte ΕΓΘΛΟΥ nicht die passendste Ergänzung seyn. Das vom Vf. vorgeschlagene ἐυηου oder εωυ statt ηνεν (vielleicht εεωυ?) scheint treffender. ευνουν steht dem ανοιᾳ, welches Hr. *P.* in der letzten Zeile so glücklich entdeckt hat, wie uns dünkt, sehr schicklich entgegen. Zu γοωσα ist zu vergleichen Odyss. δ. v. 800. ει πως πηνελοπειαν οδυρομενην, γοωσαν etc. Ολοφυρομαι möchten wir nicht dem Vf. der Inschrift, sondern immer noch der redend eingeführten Säule in den Mund legen. „*Jetzt schmerzt mich*“. — Am Ende der Zeile an ἀνοιᾳ zu denken, war, wie gesagt, sehr glücklich. Nur in den vorhergehenden Zügen des Originals, so weit wir es kennen, scheint πρὸς θελειν *nach Willkür* zu liegen, und deswegen möchte Rec. ἀνου als Genitiv von ἀνους vorschlagen. Kambyses heifst alsdann im geraden Gegensatz gegen den ευνους βασιλευς, Memnon, *ein toller*, ανους. Die letzte Zeile wäre demnach: ολοφυρομαι της προς θελειν ανου τυχης, jetzt schmerzt mich das nach dem Wollen eines Thoren erlittene Unglück. — Nichts so sehr, als antiquarische Versuche dieser Art bedürfen das *fulvo meliori*, welches Rec. gar gerne auch seinen hier eingemischten Vermuthungen beyfügt. Trifft eine oder die andere das Ziel: so hat ihr der Vf., welcher in der That vieles richtiger als Jablonsky enträthselte, den Weg geebnet. Da gegenwärtig zu Entdeckungen über das alte Aegypten manche Hoffnung auflebt, müssen seine Bemühungen doppelt willkommen seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Martini: *Joseph, ein Gedicht in neun Gesängen.* Nach dem Französischen des Hn. *Bitaubé*, bearbeitet und mit einer kritischen Abhandlung über dasselbe versehen von *Karl Heinr. Heydenreich.* Nebst einem Titelkupfer. 1800. 528 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Bitaubé rechtfertigt die Wahl seines Gegenstandes durch einleitende Vorerinnerungen über die Anwendbarkeit des Wunderbaren der christlichen Religion auf die Poesie. Gegenstände der Dichtkunst aus dem Inhalt der Bibel zu nehmen, war, gegen den bessern Geschmack und den vorurtheilsfreyen Verstand, so lange ein Wagestück, als theologistischer Aberglaube dem Dichter Schranken setzte, und, wenn er nicht die Verketzerung zum Lohn erhalten wollte, ihn nach einem unbiblischen System nöthigte, die Immoralitäten des hebräischen Alterthums, blos weil die Geschichte derselben in einerley Buch mit der Geschichte der Religionsentwickelung erzählt war, als lauter Handlungen von Heiligen aufzustellen, den ganzen einen Dichter so willkommenen Stoff des Wunderbaren zum Beweis für die Infallibilität gewisser Propheten von sehr verschiedenem moralischem Charakter zu erheben, und überhaupt sein Gedicht der gerade herrschenden Dogmatik seiner Kirche, so viel als möglich, anzuschmiegen. So lange biblische Sujets nur unter diesen Bedingungen Gegenstände der Dichtkunst werden konnten, musste das kritische Verbot eines Boileau Despreaux, welches Hr. *B.* anführt, alles aus unserer Religion (und deren Geschichte) geschöpfte Wunderbare aus dem Kreise der Dichterwelt ausschliessen. Despreaux entscheidet die Frage durch ein auffallendes Beyspiel:

> Welch widriges Gemäld für unsre Phantasie,
> *Ein Satan, dessen gräfsliches Geheul*
> *Den Himmel Gottes stürmt.* — —

Und doch ist ein solcher miltonischer Satan, weil er von dem englischen Dichter nicht als Dogma, sondern als Product einer im Gräfslichen ausschweifenden Phantasie behandelt wird, weder dem Verstande noch der Empfindung so anstöfsig, als manche andere, mehr aus theologischen als biblischen Ideen geschaffene Dichterwerke. Selbst Klopstock hat mit aller seiner dichterischen Phantasie die Schwierigkeiten nicht überwinden können, welche ihm das kirchliche Dogmensystem von der Versöhnungslehre und von der Dreyeinigkeit bey dem Entwurfe seiner Epopöe gelegt hatte; und gewifs würde die Messiade, wäre der Plan zu einer Zeit, wo man freyer und richtiger über das scholastische Kirchensystem denkt, angelegt worden, von vielen Inconsequenzen frey geblieben seyn, die dem Leser, nicht blofs in sofern sie dogmatisch, sondern auch in sofern sie poetisch unreimlich sind, anstöfsig werden. In diesem Fall, alle Kraft der Phantasie und poetischen Kunst an die Ausschmückung eines völlig unpoetischen Sujets, wie jedes wahre oder irrige Dogma seyn mufs, zu verschwenden, befand sich *B.* ganz und gar nicht, da er einen geschichtlichen, der poetischen Bearbeitung sehr empfänglichen Stoff, nicht aus der Religion, sondern aus der Bibel, als altem Geschichtbuch, wählte. Aber dafs er diesen Stoff, welcher schon in jener ungeschmückten uralten Erzählung so romantisch anziehend ist, dafs Voltaire selbst in ihm das Sujet einer Epopöe sah, und zu dessen Ausschmückung dem Dichter das an Sonderbarkeiten unerschöpfliche alte Aegypten, und, im Contraste dagegen, die nomadisch-patriarchalische Urwelt geöffnet gewesen wäre, dafs er diesen Stoff der wundervollen Vorwelt entrifs, und ihn durchaus in ein modernisirtes, weinerlich empfindsames Pastoraldrama verwandelte, darüber wird er sich weder vor Boileau, noch irgend vor einer andern Kritik jemals rechtfertigen können. Dafür bedürfte es wenigstens bey uns keiner Entschuldigung, dafs Hr. *B.* sein Werk nicht in Reime zwang. Seine Vermuthung mag im Ganzen wahr seyn, dafs unter dem Reim der Flug des Dichters bisweilen ermatte, ungeachtet es uns eben so unläugbar scheint, dafs der Reim nicht selten, den seiner Kunst mächtigen Dichter, zu einer Wahl von Worten und Bildern veranlasse, die er sonst unentdeckt gelassen hätte, und dafs durch den Reim, oder zum wenigsten nicht ohne Sylbenmaafs, diejenige Rundung und Harmonie entstehe, welche gar zu leicht vernachlässigt wird, wenn man sich von den schwierigen, aber längst charakteristischen, Kennzeichen der *gebundenen* Rede lossagt. Mit oder ohne Reim; die Bearbeitung des Stoffs ist so sehr verfehlt, dafs, sobald man die hebräischen und ägyptischen Namen, zufällige, zum Theil unrichtig angebrachte, Nebenumstände, und einige aus der Bibel allzu bekannte Theile des Factums wegnimmt, jedermann die Scene in irgend einem Thal der französischen Schäferwelt suchen mufs, das Zeitalter des Gegenstandes aber wahrscheinlich nirgends zu finden im Stande seyn wird. Wir treffen gleich Anfangs Joseph als Hirten, tiefsinnig, weinend und immer weinend. (Der Uebersetzer läfst ihn

ihn einmal durch die Stimmen aller seiner Lämmer *aus seiner tiefen Reverie* erwecken. Wenn sein Zweck gewesen wäre, das komisch-tragische des ganzen Werks mit Einem Wort zu schildern: so hätte es nicht treffender, als durch diese französirende Floskel geschehen können, welche übrigens, nach der wirklichen Absicht des Uebersetzers betrachtet, für eine Hirtenscene aus der alten Welt immer unpassend bleibt). Joseph ist ägyptischer Sklave. Dennoch (wir behalten, so viel möglich, die Worte der Uebersetzung) findet er einen finstern Wald (in Aegypten?) gleichsam den Sitz der Nacht und Melancholie, verkettet die biegsamen Zweige zweyer alten Palmbäume zu einer Hütte, und weilt nun in dieser Freystätte, so oft es ihm beliebt, an einem Altar seines Gottes, wo er opfert, alles, was er konnte, nämlich Thränen des Kummers. Einst macht er einen Mitsklaven durch einen Blick auf den Sonnenaufgang zum Proselyten der trostvollsten Wahrheit: dass ein Gott ist (S. 72.). (Muss man nicht fast vermuthen, der arme Itobal sey bis dahin Atheist gewesen?) Diese Bekehrung soll nach einem Todtenfest des Apis geschehen seyn. (Jablonsky's *Pantheon aegypt.* p. 208 bis 214. zeigt, dass der Apis erst ein vier Jahrhunderte nach Josephs Zeiten zur Göttlichkeit in Aegypten erhoben wurde.) — „Das Licht der reinen Religion, welches Joseph angezündet hatte, verbreitete sich auf dem Landgute des Aegypters. Bald lockte die selige Ruhe, welche Tugend und Religion verleihen, die Harmonie des Gesangs herbey. Die Hirten und Hirtinnen fangen beym Klange ländlicher Leyern einfach und rührend.“ Welch ein idyllisches Sklavenleben! — Endlich kam in einem prachtvollen Wagen, Zaluka, Potiphars Gemalin (noch unvermält), von Memphis auf den Weg, der zu Josephs Einsiedeley führte. Ihr gleich an Reizen hatte Aegypten, wie reich auch an schönen Gestalten (von welchem Aegypten gilt dies?), kein Weib. *Lilienschimmer* pflanzt der Dichter mit einem rosigen Incarnat auf die Wangen von Zaluka (der bräunlichen Aegyptierin!). Sie kommt vom Tempel der Göttin der Liebe. Die Ehe, die ihr bevorsteht, hat sie nicht selbst gewählt. (War dies bey Aegyptierinnen nicht gewöhnlich so?) Sie betet so gefühlvoll und besonnen von treuer sanfter Liebe, dass, auch nach der kunstvollen Heydenreichischen Entwicklung im Anfang, schwerlich jemand glauben wird, dieser Charakter habe zu leidenschaftlicher Wollust übergehen können. Noch am Altar wird sie von ihrer Phantasie in eine liebliche Traumwelt entrückt. Sie sah im Geiste, wie Bitaubé dichtet, den Amor, welcher ihr ein reizendes Gemälde zeigt, oder, wie Hr. *H.* nachbessert, die Göttin der Liebe ihr nahend, an der rosigen Hand einen Jüngling von hinreissender Gestalt, wie ihr in den glücklichen Tagen ihrer noch freyen Jugend das Bild eines künftigen Gatten vorgeschwebt hatte. Eben diese Erscheinung sieht sie gleich darauf im Joseph, der an einem Tage, da alle Sklaven die Ankunft der Gattin des Gebieters feyerten — in seiner einsamen Hütte, mit einer Leyer zu seinen Füssen, geblieben war, und, der Himmel weiss wie, dennoch von Zaluka mitten in seinen Klageliedern aufgefunden wird. Sie erfährt auf dem Landhaus viel Gutes von ihm, verlässt den Palast, eilt dem Walde, der Hütte zu, wo Joseph sass, versenkt in seinen nie schlafenden Gram u. s. w. In der Folge fleht sie zu ihm: „Lieber Joseph sey wenigstens menschenfreundlich, lass zu, dass Liebe die Leiden vergüte, welche Liebe verursacht hat. — Ich kann in diesem schrecklichen Zeitpunkt nicht von dir scheiden, wo ein verächtliches Bild von mir dich in deine Heimat begleiten müsste.“ Doch, wir wollen den ersten Gesang nicht überschreiten, um gehäuftere Gründe unsers Urtheils vorzulegen. Der Vf. hat so viele pastoralische Phraseologie in seiner Gewalt, und ist so reich an Decorationen der Hirtenwelt, dass er leicht für weichgeschaffene Seelen etwas anziehendes in dieser Art hervorbringen muss, sobald er nur ein nach Ort und Zeit ganz unbestimmtes Schäfermährchen damit auszuschmücken sich begnügt, in welchem mit gleicher Schicklichkeit jedes empfindsame Bild seinen Platz findet. Hingegen eine gewählte, bestimmte Welt dichterisch zu beleben, dieser Versuch ist ihm durchaus mislungen. Nicht das Wunderbare, weder aus der Religion noch sonsther geschöpft, hebt seinen Stoff. Denn selbst seine Engelerscheinungen haben vom Wunderbaren nur die Unglaublichkeit an sich, und sind, diese abgerechnet, ganz alltägliche Einschiebsel. Wohl aber hat er sein Sujet mit Erfindungen von Unmöglichkeiten, die unter den angenommenen Umständen keine Stelle hätten finden sollen, oder vielmehr mit Reminiscenzen überladen. Am allerwenigsten konnte einem Dichter, welcher für alles nur ein modernes Costum, und unter allen möglichen nur das einzige französische Costum hat, ein Sujet aus dem fremden altägyptischen und patriarchalischen Zeitalter, gelingen. Schade um die schöne, wohlklingende Diction! Schon um dieser willen hätte Hr. *H.*, wenn er gleich für seine Uebersetzung das möglichste gethan hat, dies Werk seiner Ursprache nicht entreissen sollen. Auf deutschen Boden verpflanzt ist es nun, durch seine Schuld, Anfoderungen der Kritik ausgesetzt, die es auf dem Boden seines Vaterlands nicht leicht zu erwarten hatte. Dass aber Hr. *H.* selbst in der angehangten kritischen Abhandlung nichts weiter als höchstens das Weinerliche des Joseph zu tadeln findet, beweist unstreitig, welch ein grosser Grad von Vaterliebe für das adoptirte Kind in dem Herzen eines Uebersetzers entstehen könne.

Pirna, b. Arnold u. Pinther: *Die Reise nach dem Tode*, von dem Verfasser des *Guido von Sohnsdom.* 1800. 224 S. 8.

Der Vf., welcher sich lieber als Autor seines besser gerathenen Productes, Emma, ankündigen sollte, nennt dies Werkchen auf dem Schmutz-Titel selbst: *eine Posse*, und mehr ist es auch nicht.

Der Held der Geschichte, Oberhofgerichts-Actuarius, und Regisseur eines Privattheaters zu Löffelheim, einem

einem Städtchen am Rhein, läfst fich aus Verzweiflung wegen einer verunglückten Liebfchaft, als Volontair bey dem Sereffaner Freycorps annehmen, wird in einer Action von dem Druck einer Kanonenkugel fcheinbar getödtet, in die Gruft eines benachbarten Nonnenkloflers beygefetzt, aber von einer jungen Nonne wieder zum Leben gebracht, mit der er entflieht, und die er nach manchem Abentheuer heirathet. Die mancherley Lagen, in welche er mit der jungen fchönen Nonne, die ihn im Jockey Coftum, begleitet, während der Wanderfchaft nach feiner Vaterftadt geräth, führen mehrere fchlüpfrige Scenen herbey, welche dem Vf. Gelegenheit geben, feine Laune auszulaffen, worin er den Ton von Thümmels Reifen in das füdliche Frankreich, bis auf die eingeftreuten Verfe nachzuahmen fucht. Aber eben diefes Beftreben zur Nachahmung ift es, was dem Vf., dem es nicht an Originalität gebricht, zum Vorwurf gereicht. Wie weit er fein Original erreicht habe, darüber wollen wir den Lefer, aus folgendem Bruchftück des intereffanteften Abentheuers, felbft urtheilen laffen. Der Held der Gefchichte befindet fich in einem Wirthshaufe in der Verlegenheit, mit feinem Jockey in einem Himmelbette zu fchlafen.

„Von feltfamen Gefühlen ergriffen, warf ich mich „ruhelos, bald auf diefe, bald auf jene Seite. Die „fchlafende Agnes lag wie der ftille Engel auf einer „Mädchen-Urne, harmlos neben mir. Ihr Odem „wehte, gleich einem lauen balfamifchen Südwind, „über die Demarcations-Linie heräber, und fchmei„chelte den glühenden Wangen des fchlaflos auf die„fer verlornen Poft liegenden Sereffaners.“

Verlangen, Zagen, Liebe, Pflicht,
Ergriff mich um die Wette.
Durchs Fenfter gofs fein Silber Licht
Der Mond aufs Doppel-Bette,
Und zeigte mir im Himmelsglanz,
Der jungen Sphären Wechfel-Tanz.

Imperativen, fonder Zahl,
Beftürmten meine Seele,
Der kategorifche befahl,
Und träumend rief Pamele:
Hilf h[illegible]'ge Jungfrau! welche Maus!
Und ftreckt' ein Aermchen nach mir aus.

Leipzig, b. Liebeskind: *Maximilian Hulder und Prafcha*, oder der Bund fürs Glück der Bürger. Mehr Gefchichte als Roman, herausgegeben von *Fefca*. 1800. 343 S. 8.

Der Vf. erzählt in der Vorrede, dafs er bey *Anfertigung* diefer Gefchichte mehrere Zwecke vor Augen gehabt habe. Der wichtigfte fey ihm gewefen, fich in Stunden der Erholung eine angenehme und zugleich lehrreiche Unterhaltung zu verfchaffen. Diefer Zweck fey reichlich erfüllt worden, und nun werde es feiner Freude die Krone aufsetzen, wenn fein Werk auch andern Unterhaltung und Belehrung verfchaffen werde. Nicht alles fey Dichtung: fondern die neuere geheime Staatengefchichte habe ihm die Grundlinien zu dem Gebäude geliefert, die fpielende Phantafie habe es ausgefchmückt, die höhere (?) Vernunft habe das Ganze geordnet, und der ausfchweifenden Einbildungskraft den Zügel angelegt. Dafs nun das Werkchen den Lefern Unterhaltung geben werde, dafür bürge er (welche Bürgfchaft kann gültiger feyn?), die beabfichtigte Belehrung aber könne er nicht fo unbedingt verfprechen. Wir müffen leider verfichern, weder das eine noch das andere gefunden zu haben. Keine Unterhaltung; denn dazu find die Anftrengungen einer dürftigen Einbildungskraft, welche hohle und leere Geftalten in eine abentheuerliche Verbindung fetzt, keineswegs hinreichend; keine Belehrung; denn diefe mufs in einem Werke der fchönen Kunft aus etwas andern, als der nackten Schulweisheit hervorgehn. Die aufserordentlichen Dinge, welche fich hier ereignen, gefchehen auf eine fo platte Weife, dafs man den Autor keinen Augenblick dabey vergifst; und fchwerlich ift die abgenutzte Erfindung eines geheimen Bundes, welcher aus feinem unbekannten Heiligthum die Welt regiert, auf eine unfruchtbarere Weife gebraucht worden. Mit grofsen Menfchen ift der Vf. freygebig genug; fchade, dafs fie fo geiftarm und leer find. Auch die poetifche Gerechtigkeit wird exemplarifch gehandhabt. Der abfcheuliche Erbprinz, der fogar feinen Vater im Zorne durchbohren will, wird durch Vermittelung des Bundes feiner Krone beraubt, und kommt in einer Schlacht um; das Werkzeug feiner Bosheiten aber, eine misrathene Copie von Marinelli, verbrennt in einem Haufe, das der Blitz anzündet. Die edlern Menfchen hingegen werden durch die Liebe belohnt, und zwar insgefammt auf die ungewöhnlichfte und abentheuerlichfte Art. Merkwürdig ift in diefem Roman die Uebereinftimmung der Natur mit der jedesmaligen Situation der handelnden Perfonen. Traurige Ereigniffe kündigen fich durch Sturm und Regenwetter an; glückliche Zeiten hingegen werden gewöhnlich von der Sonne befchienen. Eine andere Merkwürdigkeit ift die Gelehrfamkeit des Vfs., welcher S. 79. fogar eine griechifche Stelle aus dem *Lucian* anführt, an deren Wiederherftellung gelehrte Lefer ihren Scharffinn üben können. — Er verfpricht in einem zweyten Bande den ganzen geheimen Bund zu zergliedern, und befonders den Umrifs, den er hier von Huldern gegeben, weiter auszuzeichnen; endlich auch einen Beytrag zur Gefchichte der Regierungskunft zu liefern. Wir, für unfere Perfon, find auf die Erfüllung diefer Verfprechungen ganz und gar nicht begierig.

Erfurt, b. Keyfer: *Euphrofyne im Negligé*. Ein Buch für deutfche Weiber und Mädchen, herausgegeben von *Auguft Frize*. *Erftes Bändchen*. 1800 XX u. 206 S. 8. (12 gr.)

Ein buntes Gemifch von *fechs hundert* wahren und halbwahren, witzigen und unwitzigen, treffenden

den und schiefen, geistreichen und trivialen Maximen für Weiber und Mädchen, zusammengelesen aus den Werken guter und mittelmäfsiger Schriftsteller, und vermehrt mit den eigenen Geistesfrüchten des Sammlers. In einer gezierten Anrede *„an die holden Leserinnen,“* worin die Floskel: *„ich ehre ihr Geschlecht, denn ich bin kein Morgenländer,“* und andere ähnliche Floskeln bis zum Ueberdrusse wiederholt werden, worin auch die originellen Ausdrücke: *schriftseln*, *Jämmerling* u. a. vorkommen, und worin der Sammler seine „Damen“ auffodert, das Wort *Weiblichkeit*, „das sie so sehr entehre,“ aus unserer Sprache zu verbannen, — in dieser Anrede wird dem schönen Geschlechte sehr viel Verbindliches gesagt, und dasselbe dringend ermuntert, „die Barriere zu zerstören, die zwischen Menschen und Menschen einen so entehrenden Unterschied mache.“ Hr. *F.* bittet seine Schöne, dafs sie unser Geschlecht „die feinen Gewebe mit ihren feinen Nüancen, die selbst des tiefschauendsten Forschers Auge nie auszuspähen vermöge, aus ihrem Innern kennen lehren möchten.“ Bis dies aber geschehen könne, müsse unser Geschlecht in gewissen Stücken für das Geschlecht der Schönen mitwirken. Dazu fühlt nun auch Hr. *F.* Beruf in sich. Er will den Weibern das in's Gedächtnifs zurück rufen, was sie ihren Töchtern sagen sollen, um sie zu dem zu machen, was sie seyn sollen. Er giebt ihnen darum nur kurze, und zum Theil abgebrochene Sätze zum Besten, „weil ihnen durchaus das Recht gelassen werden müsse, zu erklären und zu erweitern.“ Eine Moral wollte der Sammler nicht schreiben; „denn (sagt er) Moralen sind gewöhnlich nichts, als — *Bücher!*“ Er giebt selbst eine, „vielleicht auffallende Verwirrung und Untereinanderwerfung in dieser Schrift“ zu. Euphrosyne soll aber „nicht mit gekräuselten Haaren, mit gefärbten Wangen, mit aufgetriebenem Busen, sondern — im Morgenkleide erscheinen.“ Daher der Titel dieses Buchs! — —

Und nun einige Proben! S. 1. „Eifersucht ist immer ein Beweis von dem Selbstbewufstseyn grofser Mängel, und das Einzige, wodurch Weiber selbst sagen, dafs sie sich für schlechter, oder weniger liebenswürdig halten, als andere. Und wenn erst der Spiegel bey euch, ihr Holden, seine Kraft verliert, so ist — Alles verloren.“ S. 3. „Eine Prüde aus Kunst, ist weiter nichts, als eine Kokette, und zwar eine Kokette von der verächtlichsten Art.“ S. 7. „Das *Antizibiren* (?) der ehelichen Freuden ist bey Ehelustigen das, was bey Kindern das Mediciniren ohne Krankheit ist. Ihre Intestina werden dadurch nach und nach unempfänglich für Arzneyen und — (?).“ S. 61.„ Mutter, die Tugend braucht und leidet keine Schildwacht. Wo diese erst nöthig ist, giebts keine Tugend mehr.“ (Diesen Gedanken findet man kürzer und besser von *Oliver Goldsmith* in folgenden Worten ausgedrückt: *„That virtue, which requires to be ever guarded, is scarce worth the centinel.“*) S. 71. „Eure Freuden müssen mehr den *italiänischen*, als den *lebendigen* Blumen gleichen. Was sie an Farbe und Geruch verlieren, gewinnen sie durch ihre Dauer.“ S. 34. „Tragt euch dem Manne nicht an! So will es die Mode. Auch ihr mufs man in dem, worin sie allgemein ist, durchaus folgen.“ (?) S. 45. „Ein schönes Weib in einem schmutzigen Zimmer, ist dem Wiedehopfe völlig gleich. Seine Gestalt labt das Auge; aber sein Nest?“ S. 85. „Lehre ist das Licht, Beyspiel der Schatten. Kinder haschen immer nach dem Schatten.“ S. 161. „Der gewöhnliche Quell der Tadelsucht ist Dummheit. Und doch, Tadlerin, willst du gerade das Gegentheil beweisen.“ Nun noch einige Proben, wie der Vf. die Ausspräche anderer Schriftsteller commentirt! „Wohin (sagt *Wieland*) kann nicht ein goldner Regen dringen?“ Unser Sammler fügt hinzu: „Doch weifs ich einen Platz, wohin er nicht Zugang hat: das Herz eines wirklich tugendhaften Mädchens; aber wohlverstanden; eines *wirklich* tugendhaften!“ „Gewöhnlich (sagt *la Bruyere*) bewahrt der Mann die Geheimnisse eines andern treuer, als seine eigenen; das Weib eigene treuer, als fremde.“ Hr. *F.* setzt hinzu: „Schön wär' es, bewahrten Beide beide gleich-treu!“

Dafs es dieser Sammlung nicht an *Mannichfaltigkeit* fehlen werde, beweisen die vielen ältern und neuern Schriftsteller, woraus Hr. *F.* schöpfte. Man findet hier die Namen eines *Plautus*, *Virgil*, *Horaz*, *Ovid*, *Tibull*, *Plinius d. j.*, *Terenz*, *Young*, *Milton*, *Owen*, *Marmontel*, *Locke*, *Toussaint*, *Marivaux*, *Voiture*, *Voltaire*, *Wieland*, *Soden*, *Anton-Wall*, *Sedaine*, *Dorat*, *Boisard*, *de St. Lambert*, *Boileau*, *Pascal*, *Racine*, *Malherbe*, *Montaigne*, *la Bruyere*, *Meifsner* und vieler andern bedeutender und minder bedeutender Autoren. Die Sprache dieses Büchleins ist ziemlich rein; nur hier und da sind die ausländischen Wörter *Attachement*, *attachant*, *rustik*, *Fat*, *Etourdi*, *eclat*, *salopp*, *disciplinabel* u. s. w. mit eingemischt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Breslau*, b. Schall: *Vermächtnifs eines alten Komödianten an seinen Sohn.* Goldenes A B C für Zunftgesellen des Theaters. 1800 87 S. 8. (8 gr.) Dieses Gedicht enthält manche treffende Satire gegen die handwerksmäfsigen Kunstbegriffe mittelmäfsiger Schauspieler. Der Vf. kennt seine Zunftgenossen! Vorzüglich rügt er die sogenannte *Prunkmanier*, auf welche sie sich so viel zu gute thun. Die Versification dieses Gedichts ist sehr oft leicht und glücklich. Man mufs sich nur verwundern, dafs der Vf., dem es nicht an Witz gebricht, die seltsamen Ausdrücke: *„Stahlbeschlagene Rinderstiefel — Roheit. Urkraft — Geistesstralen“* u. a. m. für *witzig* halten konnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Januar 1801.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh.: *Handbuch der deutschen Reichsgeschichte* von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath und ordentl. Professor der Geschichte zu Jena. 1800. 763 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Nach der eignen Aeusserung des würdigen Vfs., kann dieses Werk aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden, theils als Leitfaden bey akademischen Vorlesungen, theils als Handbuch für solche Leser, die sich von Deutschlands Geschichte und von der successiven Bildung seiner dermaligen Verfassung eine allgemeine Kenntniss zu erwerben suchen, ohne sie in weitläuftigen Werken studieren zu wollen. Dass es für den ersten Zweck zu ausführlich scheinen möchte, hat er selbst gefühlt, indem er sich gegen diesen Vorwurf dadurch vertheidigt, dass ein sachkundiger und geübter Lehrer bey einem solchen Handbuche Gelegenheit genug zu Erläuterungen und Zusätzen finden werde, und in einem halbjährigen Cursus den Zuhörern bey weitem mehr sagen könne, als wenn er über ein magres Compendium commentirt, und seine Berichtigungen und Zusätze mit ängstlicher Genauigkeit in die Feder dictirt. Ob wir gleich die Wahrheit dieser Bemerkungen nicht verkennen: so würden wir doch einem kürzern Lehrbuche deswegen den Vorzug zugestehen, weil dadurch der Zweck des akademischen Vortrags über die deutsche Reichshistorie weit sichrer erreicht wird; indem dieser blos die Darstellung der wichtigsten Veränderungen und Schicksale der deutschen Nation beabsichtigt, die durch das allzugrosse Detail dem Anfänger eher verdunkelt, als aufgeklärt, werden, zu geschweigen, dass dessen Nachdenken dadurch geschärft wird, wenn das Lehrbuch blos aus kurzen Sätzen besteht, welche in den Vorlesungen des Lehrers erläutert werden. Auch in gegenwärtiger Schrift findet man zwar hin und wieder dergleichen kurze Angaben (so heisst es z. B. S. 62. *Vortheile und Nachtheile der Lehnsverfassung* und S. 191. wo von den Landpfalzgrafen die Rede ist, wird ihr Amt nicht wirklich beschrieben, sondern die Erläuterung hierüber durch die Worte *Beschreibung ihres Amts* von dem Lehrer verlangt), welche aber mit der gewöhnlichen Form derselben nicht übereinstimmen. Dagegen ist diese einem Handbuche vollkommen angemessen, so wie überhaupt das ganze Werk in einem sehr günstigen Lichte erscheint, wenn man es aus diesem zweyten Gesichtspunkte betrachtet, indem uns kein andres bekannt ist, welches in so gedrängter Kürze eine so treue, richtig geordnete, und reichhaltige Uebersicht der deutschen Geschichte enthielte. Je lebhafter wir aber hiervon überzeugt sind, desto mehr halten wir es für unsre Pflicht, es bey dieser Anzeige nicht bewenden zu lassen, sondern verschiedne Bemerkungen beyzufügen, die vielleicht zu noch grösrer Vervollkommung dieses Werks in Zukunft etwas beytragen könnten.

Zuvörderst billigen wir es sehr, dass der Vf., statt der gewöhnlichen Abtheilung der Reichshistorie nach den regierenden Häusern, solche Epochen zu wählen suchte, die ihren Grund in Hauptveränderungen haben, welche den ganzen Staat betrafen; doch würden wir hin und wieder die gewählten Ruhepunkte mit andern vertauscht haben, die sich noch mehr auszeichnen als jene. So scheint z. B. der Theilungsvertrag von Verdun (843) mit welchem verschiedne Gelehrte, unter andern *Köhler*, die deutsche Reichshistorie selbst anfangen, eine noch bessere Epoche zu seyn, als die Regierung Carls des Grosen, die, ungeachtet ihrer Wichtigkeit, keine Veränderung in der Grundverfassung bewirkte. Auch wissen wir nicht, warum mit Friedrich I. eine neue Periode angefangen wird. Weit grösre Veränderungen zeigen sich nach dem Tode Heinrichs V. mit dem Regierungsantritt Lothars von Sachsen, indem doch erst seit dieser Zeit die Wahleigenschaft des deutschen Reichs ganz entschieden war, oder wenigstens, wenn dieses der Vf. noch bestreiten sollte, unter der Regierung der letzten Könige aus dem fränkischen Stamm die Macht der Stände einen sehr grosen Zuwachs erhalten hatte, der in der Folge zur Grundlage der Landeshoheit diente. S. 7. wird unter den Hülfswissenschaften die Diplomatik nicht erwähnt, die doch um so mehr hier eine Stelle verdient hätte, da in dem vorhergehenden Paragraphen, wo von den Quellen die Rede ist, zwar Urkunden-Sammlungen (unter welchen auch die von *Gerken* beygefügt zu werden verdiente), nicht aber eigentliche diplomatische Werke angeführt werden. S. 26. wo von dem ältesten deutschen Adel die Rede ist, aus dem in der Folge der Dynastenstand, nicht aber der ganze hohe Adel entsprang, würden wir diese Veränderung durch grosses Landeigenthum, (welches jener bey der Vertheilung der Ländereyen erhielt), angedeutet haben. — Auch würden wir S. 76. bemerkt haben, dass die Märzversammlungen eigentlich Musterungen waren, welche aber allmälig eine Theilnahme der Nation, besonders der Grosen, an den Staatsgeschäften bewirkten, wozu besonders die grösre Ausbildung des Lehnsystems beytrug, wie solches Prof. *Zachariä* in seiner Diss. *Origines Comitio-*

militiarum quae in Imperio S. R. G. celebrantur. (*Viteb.* 1795.) ausführlich gezeigt hat. S. 21. hätte das Verhältniss des Heerbanns zur Lehnsmiliz, und die Bemühungen Carls des Grofsen, erstern aufrecht zu halten, angegeben werden sollen, so wie überhaupt bey einem jeden Abschnitt die Kriegsverfassung wegen ihrer genauen Verbindung mit der Regierungsform eine besondre Rubrik verdient hätte. Der Ursprung der Patricier, von welchen S. 195. die Rede ist, wird nicht ganz richtig dargestellt, indem sie der Vf. von den ursprünglichen freyen Bürgern ableitet, da sie doch vielmehr Nachkommen derjenigen Edelleute sind, die sich zu Ende des zwölften und Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts aus verschiednen Ursachen, besonders aber um Schutz gegen das Faustrecht zu finden, in die Städte gezogen. S. 198. kann beygefügt werden, dass die Idee von der Weltherrschaft des römischen Kayfers durch die Grundsätze der Hierarchie begünstigt wurde, die nicht nur ein geistliches, sondern auch ein weltliches, Oberhaupt der Christenheit verlangten. — Dass, wie S. 203. behauptet wird, der nähere Umgang der Deutschen mit den Italiänern deswegen gar keinen Einfluss auf die Sittenverfeinerung äufserte, weil beide Nationen einander tödlich hafsten, scheint sich durch die von dem Vf. selbst angeführte Thatsache widerlegen zu lassen, dass eine ähnliche Abneigung auch zwischen den Deutschen und Franzosen Statt fand, und doch die erstern schon in der Mitte des 11ten Jahrhunderts anfingen, französische Moden anzunehmen. S. 238. verdient *Joh. Meermanns* Geschichte des Grafen Wilhelm von Holland beygefügt zu werden (aus dem Holländischen. Leipz. 1787 u. 88. 2 Th. 8.), da der Vf. gewöhnlich die vorzüglichern Biographien der deutschen Kayser anzuführen pflegt; auch hätten S. 249. die neuen Ideen, einige Rücksicht verdient, die *Gemeiner* in seinen Berichtigungen im deutschen Staatsrechte und der deutschen Reichsgeschichte über den Ursprung der Kurfürsten vorgetragen hat. Wenn ferner S. 248. behauptet wird, dass vor Rudolfen von Habsburg, an Landeshoheit der deutschen Fürsten nicht gedacht werden konnte, weil diese in so mancher Rücksicht noch vom Könige abhingen, und vieles, was sie von Hoheitsrechten besafsen, noch Usurpation war: so möchte doch diese Behauptung wegen der vielen schon damals vorhandnen Concessionen und Privilegien, welche die Fürsten, besonders von Friedrich II. erhalten hatten, wohl dahin eingeschränkt werden müssen, dass die Landeshoheit blofs unvollkommner und (besonders durch die kayserliche Concurrenz) eingeschränkter war, als gegenwärtig. S. 255., wo von der Erblichkeit der Lehne die Rede ist, hätte bemerkt werden sollen, in wiefern die oben (S. 137.) angeführte Constitution Conrad II. von der Erblichkeit der Lehne, die ursprünglich blofs für Italien bestimmt war, in der Folge auch auf Deutschland Einfluss äufserte. S. 323. wird behauptet, dass zur Nachfolge in der sächsischen Kur H. Erich V. von Sachsen-Lauenburg als nächster Agnat das gegründetste Recht hatte, ohne dass dabey die entgegenstehenden Zweifel, die sich vorzüglich auf die auch bey den sächsischen Reichslehnen üblichen Grundsätze von der gesammten Hand gründen, berührt werden, die erst vor kurzem mit neuer Stärke in folgender Schrift sind dargestellt worden: *Christl. Gottlob Biener de Ducatu atque Electoratu Saxonico in Fridericum bellicosum collato. Lipf.* 1793. S. 344. verdient beygefügt zu werden, dass man schon unter K. Sigismunden ein Kammergericht findet, welches aber im Ganzen keine bessre Verfassung hatte, als das ältre Hofgericht.

Unter den S. 383. angeführten Büchern zur Geschichte Carls V. wunderten wir uns, *Robertsons* bekanntes Werk nicht erwähnt zu finden. S. 520. ist blofs von einer stillschweigenden Anerkennung der Souverainität der Niederlande von Seiten des Kayfers und Reichs die Rede, da diese doch ausdrücklich in besondern Ratificationen von dem 53sten Artikel des Friedens zu Münster 1648 von Seiten des Kayfers und 1654 von Seiten des Reichs erfolgt ist (s. *Dumont Corps Diplom.* T. VI. p. 429. 446.). Da S. 569. der von dem Kayser einseitig vorgenommenen Abfassung der Reichshofrathsordnung und des Decrets von 1714 gedacht wird: so hätte zugleich die zuerst in der W. C. Karl VII. enthaltne provisorische Anerkennung beider Gesetze beygefügt werden können. Endlich ist es unrichtig, wenn S. 590. von dem Ryswicker Frieden gesagt wird: „Der Kaiser und das Reich traten an Frankreich ab die Stadt Strafsburg nebst allem, was am linken Rheinufer dazu gehört, mit völliger Souverainität; *und damit* wurde dann der alte Streit wegen der Oberhoheit über die zehen vereinigten Reichsstädte und die Reichsritterschaft im Elsafs, ganz zu Frankreichs Vortheil entschieden." Im Gegentheil sollte man vielmehr daraus, dass Frankreich für nöthig fand, sich in dem Ryswicker Frieden die Stadt Strafsburg und ihr Gebiet besonders abtreten zu lassen, auf die Beybehaltung der Souverainität des Reichs über die übrigen reichsunmittelbaren Gebiete in Elsafs schliefsen. Die entgegengesetzte Meynung mufs also aus andern Gründen dargethan werden, die man am besten in folgender Schrift ausgeführt findet: *Justi Christoph. Leyt Tractatus juris publici de pacis Ryswicensis articulo quarto.* Gött. 1796. 8.

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Historisches Journal.* Herausgegeben von *Friedrich Gentz* 1799. 8. *Erster Band* 498 S. *Zweyter Band* 472 S. *Dritter Band* 478 S. 8.

Seit Anfang des J. 1799 erscheint bekanntlich von diesem Journale monatlich ein Heft, deren viere einen Band ausmachen. Wenn bey der Anzeige und Beurtheilung einer Zeitschrift hauptsächlich auf drey Gegenstände Rücksicht zu nehmen ist, auf die Wahl der Materien, die Gründlichkeit und Unpartheylichkeit, und den Vortrag: so glauben wir, dass die Schreibart des Herausg., der auch Vf. der meisten Abhandlungen ist, durch frühere Schriften, und vorzüglich durch seine Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen demjenigen Publicum, welches an poli-

politischen Discussionen Theil nimmt, zu bekannt geworden sey, um einer Empfehlung zu bedürfen. Was hingegen den Inhalt betrifft: so ist diese Zeitschrift ganz der Geschichte des Tages gewidmet, und zwar beschäftigt sie sich fast ausschliefsend mit Frankreich und England, und mit Untersuchungen, die auf die neueste Geschichte und Verfassung dieser Staaten Bezug haben. Die Materien hat der Herausg., nach unserm Urtheile, sehr glücklich gewählt, wenn es ihm darum zu thun war, das kleinere Publicum, das ausführlichere und durchdachte Abhandlungen über die wichtigsten Ereignisse unserer Tage mit Vergnügen und Interesse liest, zu befriedigen. Die durch viele Monatsstücke hindurch laufende Abhandlung: *Ueber den Gang der öffentlichen Meynung in Europa in Rücksicht auf die französische Revolution, und über die Entstehung derselben;* die Abhandlungen: *Ueber den Plan der Vereinigung zwischen England und Irland; über den jetzigen Zustand der Finanz-Administration und des National-Reichthums von Grofsbrittannien*, wird der unbefangene Leser, wenn er auch nicht immer gleicher Meynung mit dem Vf. ist, doch nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen. Aus des Herausg. früheren Schriften, der Wahl der Schriftsteller, die er ins Deutsche übersetzt, und den Anmerkungen, welche er diesen Uebersetzungen beygefügt hat, und selbst aus der Ankündigung dieser Zeitschrift sind zwar die politischen Meynungen des Herausg. bekannt genug; da aber jeder billige Mann behutsam in seinem Urtheile über die Partheylichkeit oder Unpartheylichkeit eines dritten ist: so mufs es einem gewissenhaften Rec. um so schwerer werden, ein solches Urtheil über einen Schriftsteller zu fallen. Hn. G. ist von dem Herausg. eines andern Journals, das Rec. von seiner Entstehung an mit Vergnügen gelesen hat, und noch liest, nicht nur der Vorwurf der Partheylichkeit gemacht; sondern es ist auch als eine Versündigung gegen die Neutralität des preufsischen Staats angesehen worden, dafs er in der Ankündigung seiner Zeitschrift erklärt habe: „Das was gewisse Schriftsteller Unpartheylich„keit und Neutralität nennen, — ein unwürdiges „schnödes Capituliren mit den heiligsten Grundsätzen „des Rechts, der bürgerlichen Ordnung und der „Menschlichkeit, ein unverständliches, charakterlo„ses, oft gefliffentlich verworrenes, Hin- und Her„schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, „und alle andere Manieren oder Künste dieser Art, „würde man hier vergebens suchen", dieser Vorwurf veranlafste Hn. G. im Juliusstücke die Frage aufzuwerfen und zu beantworten: *In wiefern kann man Unpartheylichkeit und Neutralität von einem politischen Schriftsteller verlangen?* In dieser Abhandlung wird der Unterschied zwischen beiden gut auseinander gesetzt und gezeigt, dafs zwar Unpartheylichkeit, nicht aber Neutralität, eine Pflicht des politischen Schriftstellers sey. Das Urtheil ist unpartheyisch, auf welches Gunst oder Ungunst keinen Einflufs gehabt haben, und hiernach zu streben, gebietet schon die Würde eines Menschen. „Wenn sich der Richter (oder Schriftsteller) bewufst „ist, dafs keine Rücksicht auf Liebe oder Hafs seinen „seinen Ausspruch bestimmte: so hat er der Pflicht der „Unpartheylichkeit Genüge geleistet; obgleich dieses „Bewufstseyn ihn nicht gegen Irrthümer zu schützen „vermag, in welche eine falsche oder unvollkommene „Sache ihn führen kann." Wir sind überzeugt, dafs Hr. G. diese Unpartheylichkeit habe, die man wohl die innere nennen könnte. Es ist aber eben so wenig zu verwundern, wenn sein vertrauter Umgang mit Schriftstellern, die zu den heftigsten ihrer Parthey gehörten, *Burke* und *Mallet du Pan*, von welchen er mehrere Schriften in das Deutsche übersetzte, ihn für das Interesse dieser Parthey gewann, als dafs die überall wiederhallenden, schiefen Urtheile über Englands Regierung und Finanzen, welche Schriftsteller ohne Sachkenntnifs einander nachschreyen, und bey denen selbst der gemäfsigteste Freund Englands unwillig werden mufs, ihn zuweilen in der ruhigen und kalten Untersuchung stören und zu Urtheilen veranlassen, die ein grofser Theil unbefangener Leser für einseitig halten wird. Dies scheint z. B. der Fall S. 190. des 1ten Bands zu seyn, wo Hr. G. sagt, dafs man noch beträchtlich unter der Wahrheit bleibe, wenn man Englands jährliche Einkünfte auf 200 Millionen (S. 87. des 3ten Bandes, werden sie sogar auf 231½ Million angegeben), und nach diesem jährlichen Ertrage *das Kapital der brittischen Nation auf viertausend Mill. Pf. Str.* schätze. Da bey Aufzählung der Einkünfte nicht etwa der Ueberschufs über die Bedürfnisse, sondern der ganze Lohn mit in Anschlag kommt, welchen Advocaten von ihren Geschäften, Handwerker von ihrem Gewerbe, Taglöhner von ihrer Arbeit beziehen: so kann Rec. den Rückschlufs von den Einkünften auf das Capital nicht für richtig erkennen. Bey einer solchen Berechnung des Staats-Capitals würden sich sehr irrige und sonderbare Folgerungen ergeben. Eben so unrichtig scheint Rec. das zu seyn, was S. 164. des 3ten Bandes bey Gelegenheit der Vortheile, die das Anleihe-System gewährt, gesagt wird: „Die Zinsen werden durch Abgaben auf„gebracht, die ein Theil der Einkünfte des Volks, „oder, um es bestimmter auszudrücken, ein Theil „des Ueberschusses dieser Einkünfte über das unmit„telbare Bedürfnifs der Consumtion desselben sind. „Dieser Ueberschufs kann nun doppelten Ursprunges „seyn. Entweder das Volk schränkt, ohne seine Ein„künfte wirklich zu vermehren, seine Consumtion „nur um so viel mehr ein, als nöthig ist, um den „Zuwachs seiner Abgaben, welchen die Verzin„sung der Staatsschuld erfodert, bestreiten zu kön„nen. Oder es weifs sich durch erhöhte Thätigkeit „und Industrie neues Product, neue Einkünfte zu ver„schaffen, und bezahlt mit diesen den Zuwachs seiner „Abgaben." Rec. glaubt, dafs ein dritter Fall eintreten könne, dafs nämlich ein grofser Theil der Contribuenten nicht im Stande sey, die Abgaben von dem Ueberschusse zu zahlen, sondern von dem Capital-Vermögen zahlen müsse. Und dafs dieser Fall wirklich in England selbst häufig eintrete, scheinen die, nach unverwerflichen Zeugnissen, sich sehr mehrenden Armen-Taxen zu beweisen.

Den

Den Aeufserungen Hn. G. über die Vortrefflichkeit des Amortifations-Fonds giebt Rec. vollen Beyfall; deffen ungeachtet kann er fich aber nicht überzeugen, dafs derfelbe hinreichend fey, den National-Credit aufrecht zu erhalten, wenn mehrere Jahre hindurch weit gröfsere Summen erborgt, als abgelegt werden. Uebrigens beweifst das grofse Steigen der öffentlichen Fonds während eines, feit mehrern Jahren mit den gröfsten Anftrengungen geführten, Kriegs mehr, als jede Demonftration, wie fehr fich diejenigen geirrt haben, die mit fo vieler Zuverficht den nahen Sturz der englifchen Finanzen vorherverkündigten.

Rec. wünfcht recht fehr, dafs diefes Journal, in welchem er viel Unterhaltung und Belehrung gefunden, und das der Herausg. durch ein beygefügtes Regifter dem Statiftiker und künftigen Gefchichtfchreiber brauchbarer zu machen gefucht hat, möge fortgefetzt werden. Wenn es gegründet feyn follte, dafs es nicht den Abgang finde, den es nach der Wichtigkeit der Materien und dem allgemeinen Intereffe, welches das Publicum billig an der neueften Gefchichte nimmt, finden follte: fo ift der Grund davon wohl darin zu fuchen, dafs der grofsen Lefewelt weniger mit einer ausführlicheren und, zuweilen ihrer Natur nach, nothwendig trockenen Darlegung der wichtigern Gegenftände, als mit Mannichfaltigkeit derfelben gedient ift; denn dafs die Vorliebe für die franzöfifche Revolution, und die Abneigung gegen England noch jetzt in Deutfchland fo ftark und allgemein feyn follte, um nichts lefen zu wollen, was die bisherigen Begriffe berichtige, kann Rec. feinen deutfchen Mitbürgern nicht zutrauen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Deutfchland (Gotha, in d. Beckerfchen Buchh.): *Nationalzeitung der Deutfchen. Jahrg.* 1798. S. 1 bis 1086. Nr. 1 — 52. (2 Thaler.) — *Jahrg.* 1799. S. 1 — 1176. Nr. 1 — 52. — *Jahrg.* 1800. Nr. 1 — 52 (in gefpaltenen Column. S. 1172.) 4.

Der gute Fortgang diefes Inftituts, deffen beiden erften Jahrgänge in Nr. 74. März 6. 1799. der A. L. Z. mit verdientem Lobe angezeigt wurden, bewährt die *hundertjährige* Erfahrung, dafs Thüringen und insbefondere Gotha eine fehr wohlgelegene Stadt für Zeitungs-Induftrie ift. Ihre Lage in der Nachbarfchaft vieler andern Städte, an einer Hauptftrafse zwifchen Frankfurt und Leipzig, und in der Mitte von Deutfchland, fo wie das auf 10 Meilen im Umkreife fich erftreckende Meviusfche Botenamt, find bekanntlich Beförderungsmittel des dortigen Betriebs. Dadurch wird es erklärlich, dafs, neben der Nationalzeitung, ein täglicher *Reichs-Anzeiger*, die politifche Zeitung des Hn. Raths *Hamberger* bey den Meviusfchen Erben, eine *Handlungszeitung* und ein *Intelligenzblatt* zugleich beftehen können.

Der Geift und das Wefen diefer Zeitung ift fich bis an den Schlufs des Jahrhunderts gleich geblieben. Eine zweckmäfsige Freymüthigkeit, aber mit Namhaftmachung der Quellen, und eine gute Auswahl der vielfachen Correfpondenz, die fich auf die literarifch unbekannteften Gegenden Deutfchlands, auf Weftphalen und die öfterreichifchen Erblande erftreckt, erhielt fich bey allen, felbft den delicateften, Gegenftänden. Die Miniferial-Schickfale des von *Wöllner* und die Correfpondenz des Grafen *Münfter-Meinhövel*, wegen des Johanniter-Ordens (1800. Nr. 36.), find davon Beyfpiele aus der neueften preufsifchen Staatsgefchichte. Im innern Haushalt erfolgte die geringe Abänderung, dafs die, als 2ter Theil mit den Jahrgängen 1796 und 1797 verbunden gewefene Staatengefchichte nicht weiter fortgefetzt, fondern die politifchen (auswärtigen) Staatsbegebenheiten jedem Wochenftücke in einer Beylage angehängt wurden. Ein zwey Bogen ftarkes wohl ausgearbeitetes Regifter, vertrat dabey die Stelle des vorigen, das zum hiftorifchen Gebrauche fehr nothwendig ift, und macht von den Jahrgängen 1799 und 1800 die letzte 52te Nummer aus. Ihre Verfendung in alle europäifche Staaten wurde felbft nicht in Rufsland durch landesherrliches Verbot fuspendiret. Diefe Vorzüge verdankt die N. Z. dem Fleifse und Unternehmungsgeifte des Hn. Rath *Becker*, der das vierfach nützliche Verhältnifs des Reifenden, des Schriftftellers, des Buchhändlers und Gefchäftsmannes in fich vereinigt. Faft unverdienter Weife erhoben fich im J. 1798 fowohl von Seiten einzelner Privatperfonen als ganzer Landescollegien, jedoch ohne rechtliche Form, mehrere Klagen gegen die Zeitung, fo, dafs die Herzoglich Sachfen-Gothaifche Regierung, um einen unnützen und unbequemen Schriftwechfel abzukürzen, keine andere Befchwerden, als in Form einer nach der Landes-Proceffordnung eingeleiteten Klage mehr annahm.

In der Form des Vortrags, und felbft in der Austheilung des fub- und objectiven Inhalts, war jedoch eine gewiffe Ungleichheit und Einfeitigkeit bemerklich. Von Kirchen- Schul- und Armenfachen, und von Unglücksfällen, fo wie aus Schwaben und Oberfachfen, wurde im Verhältniffe zum Ganzen zu viel geliefert. Ingleichen pafst der politifche Abfchnitt zu der Anlage nicht gut; er ift einerfeits oft zu veraltet, um den ihm gegönnten Raum einzunehmen, und andererfeits oft zu gedrängt, um für alle Lefer verftändlich zu feyn. Das Nachtwächterlied zum Schluffe des achtzehnten Jahrhunderts ift fehr gut gerathen. Für das neue find jedoch auch hierin wefentliche Verbeffrungen und Erweiterungen angekündigt worden. Hr. Rath *Lenz* giebt die Redaction ab.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Januar 1801.

GESCHICHTE.

1) LONDON, b. Cadell u. Davies: *Review of the Origin, Progreſs and Reſult of the deciſive War with the late Tippoo Sultan of Myſore* etc. by *J. Salmond* and *M. Wood.* 1800. 88 S. 8. Aufser den nichtpaginirten Anhängen.

2) Ebend., b. Bulmer u. Nicol: *View of the Origin and Conduct of the War with Tippoo Sultan, and the Siege of Seringapatan*, by *A. Beatſon.* 1800. 265 S. 4. ohne die Anhänge von 172 S. Kupfer u. Karten.

Von den neueſten Veränderungen in den von Europäern am meiſten beſuchten oder theilweiſe beherrſchten Provinzen von Hindoſtan und Decan ſind wir, trotz *Rennels* unermüdetem Beſtreben, jene Länder geographiſch aufzuklären, und den in England gelegentlich erſcheinenden Staatsſchriften, Reiſen und Pamphlets, wenig unterrichtet. Wir wiſſen die Urſache und den Erfolg des Krieges nicht, den die Maratten 1794 mit dem Nizam von Decan führten, noch weniger die wahre Veranlaſſung, warum der mächtigſte Maratten-Fürſt, Madaji Scindeas Nachfolger, 1798 aus Noth oder Uebermuth den Paiſchwa in Punah und ſeine Miniſter ausplünderte. Die Unruhen, welche ein zahlreiches, meiſt von Franzoſen befehligtes, Corps in den Ländern des Nizam von Decan vor 1798 anrichtete, ſind uns nur theilweiſe und einſeitig bekannt, und die letzte Revolution in Auhd, wodurch der bisherige Nabob abgeſetzt, und den Engländern die wichtige Feſtung Elhadabad, als eine nordweſtliche Schutzwehr ihrer bengaliſchen Beſitzungen zu Theil ward, kann man nur aus den ſeltenen, weitläuftigen Acten und Zeugenverhören über dieſe Revolution am Oberganges erfahren. Daſs hingegen der letzte glückliche myſoriſche Krieg nicht unbeſchrieben bleiben würde, war leicht zu erwarten, wenn gleich Ormes Fortſetzung der brittiſchen Kriege in Hindoſtan kaum zu hoffen iſt, und ähnliche, mehrmals in Calcutta und London angekündigte, Bemühungen anderer Zeitgenoſſen, haben bisher die Preſſe nicht verlaſſen können.

Die obengenannten Geſchichtſchreiber des letzten myſoriſchen Krieges, *Wood*, *Salmond* und *Beatſon*, nahmen ſämmtlich an dieſem Kriege Theil, wodurch nicht nur Tippo Saheb ſein Leben verlor, ſondern es auch dahin kam, daſs alle ſeine Länder zertheilt, und aus einem unabhängigen Reiche in eine ganz von England abhängige Provinz verwandelt

wurden. Hr. *Wood*, vormals Ingenieur-Oberſter in Bengalen, hat nur geringen Antheil an der Ueberſicht Nr. 1., denn er hat darin gröſstentheils eine beträchtliche Menge Correſpondenzen, Staatsſchriften und andere Papiere, dieſen Krieg betreffend, abdrucken laſſen, welche der brittiſche Generalgouverneur, Lord Wellesley, vor oder nach demſelben, den Directoren der Londner oſtindiſchen Compagnie überſandte, und gröſstentheils durch fliegende Blätter und engliſche periodiſche Schriften dem Publicum bekannt geworden ſind. Die eigentliche Kriegsgeſchichte hat Hn. *Salmond* zum Verfaſſer.

Dieſe ertheilt, wie der Titel beſagt, eine zweckmäſsige Ueberſicht über den Anfang und das Ende dieſes Kriegs, von dem wir in Deutſchland noch lange nicht völlig unterrichtet ſind. Hr. *S.* zeigt des Sultans Beſtreben, die 1792 verlornen Länder wieder zu erlangen, ſeine Bemühungen, die indiſchen Mächte gegen England aufzuhetzen, und deſſen Alliirten, die Maratten und den Nizam, von ihrem alten und natürlichen Bundsgenoſſen zu trennen, und vorzüglich mit franzöſiſchen Hülfstruppen, deren er 40,000 Mann mit der erfoderlichen Artillerie verlangte, die Engländer aus Oſtindien zu vertreiben. *Ripaud*, ein franzöſiſcher Caper-Capitain von Isle de France, ein eifriger Jacobiner, der zufällig in ſeine Staaten vertrieben ward, unterſtützte ihn in ſeinen Planen, und er wuſste dem Sultan die Siege der Mutter-Republik über ihre Gegner und ihre Macht zu Lande und zu Waſſer, weil dieſer vom Revolutionskriege noch nichts erfahren hatte, ſo geſchickt zu übertreiben, daſs er mit ihm, aller Einwendungen ſeiner Miniſter ungeachtet, eine förmliche Allianz gegen England unterzeichnete, und Geſandten nach Isle de France abgehen lieſs, um dort die Ueberfahrt, wenigſtens eines Theils, der verſprochenen Hülfstruppen zu beſchleunigen. Allein zu bald fanden die myſoriſchen Geſandten, daſs Ripaud ihrem Fürſten mehr verſprochen hatte, als er leiſten konnte; der Gouverneur wollte die Allianz nicht unterzeichnen, weil er ſie vorher nach Frankreich überſenden muſste, und die Beſatzung der Inſel war nicht einmal vollzählig, weil man davon 1000 Mann nach Batavia zur Unterſtützung der Holländer geſandt hatte. Er ermunterte jedoch die Einwohner durch eine gedruckte Proclamation, in des Sultans Dienſte zu treten, von denen aber nur 99 an Weiſsen, Schwarzen und Mulatten zuſammengebracht werden konnten. Aber eben dieſe Proclamation verrieth den Engländern des Sultans Unterhandlungen mit ihren Gegnern, die er ſo geheim als möglich zu halten ſuchte. Sie waren vor-

her schon wegen des Sultans Kriegsrüstungen und Bonaparte's Landung in Aegypten auf ihrer Hut, und setzten ihre Truppen auf den Kriegsetat, die überdem von Europa und Bengalen Verstärkungen erhielten. Doch suchten sie den Frieden in Indien durch Unterhandlungen mit dem Sultan zu befestigen. Da er aber ihren Beschwerden über Erneuerung der Feindseligkeiten, ihren Vorschlägen, die Ruhe in Decan zu befestigen, listig auswich, ihre Briefe gar nicht oder sehr spät beantwortete, und seine Rüstungen fortsetzte: so suchten die Präsidentschaften Madras und Bombay durch einen Einfall in sein Gebiet von zweyen Seiten seinen Streifereyen zuvor zu kommen, und d. 3. Febr. 1799 rückte die Armee in Mysore ein. Da der ganze Feldzug nur zwey Monate dauerte, und des Sultans Hauptstadt schon den 4. May mit Sturm erobert ward: so hat Hr. *Salmond* die Vorfälle vor und nach dem 4. May nur kurz behandelt. Er beschreibt zwar darin des Sultans Tod, die Eroberung seines ganzen Landes nach dem Fall von Seringapatan, und die Zerstückelung seiner Länder, doch ohne sich in ein ausführliches Detail einzulassen.

Darüber aber geben die Urkunden im Anhange, welche über drey Viertel des ganzen Werks ausmachen, desto gründlichern Unterricht. Sie bestehen aus der Correspondenz des indischen Generalgouverneurs mit den Londner Directoren, den Berichten der englischen Befehlshaber über einzelne Kriegsvorfälle, Tippos Briefwechsel mit dem brittischen Generalgouverneur, den ausführlichen Theilungstractaten seiner Länder, worin jeder Distrikt nebst seinem Ertrage aufgeführt ist, und was den Engländern, den Maratten, dem Subah von Decan und dem neuen Rajah von Mysore, von des Sultans Ländern 1799 zu Theil ward, ausser einer Menge wichtiger Papiere, die nach des Sultans Tode in dessen geheimen Kanzeley gefunden, und von den Siegern nach England geschickt wurden. Diese geben die deutlichsten Beweise von des Sultans feindseligen Gesinnungen gegen England, und dessen rastlosen Bestreben, durch fremden Beystand seine 1792 verlornen Provinzen wieder zu erlangen, und die Ungläubigen (so heissen in seinen Briefen die Engländer), Maratten und deren Alliirte, von Grund aus zu vertilgen, oder sie unter das Schwerd des Glaubens zu beugen. Man findet hier seine ganze Correspondenz mit dem Könige von Kandahar, Zemaun Shah, um ihn zum Zuge nach Delhi zu bewegen, der aber aus unbekannten Ursachen unterblieb; seine ganze Verhandlung mit der französischen Regierung in Isle de France, und dem Directorium in Paris. Der Sultan verspricht ihnen die Festungen Madras und Bombay, wenn sie ihm schleunige Hülfe leisten wollen, die Engländer aus Indien zu vertreiben, und die portugiesische Hauptstadt Goa zu erobern. Ferner eine kurze Geschichte der alten Rajahs von Mysore seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Sie bestehen aber gröstentheils aus den unbekannten Namen der verschiedenen Fürsten, die dieses Land als Unmündige und Weichlinge beherrschten; auch wird darin Hyder Allys Usurpation des mysorischen Reichs nicht aufgeklärt. Dieser wies indessen dem von ihm vom Thron verdrängten Rajah, Chick Kistna, der schon 1766 starb, 200,000 Rupien an, die aber Tippo Saheb dessen Nachfolgern, bis auf 7000 Rupien verminderte. Auch über die ansehnliche Beute, welche die Engländer in der Hauptstadt fanden, sind hier mehrere Verzeichnisse abgedruckt, aber vorzüglich von den Kriegsbedürfnissen; denn über des Sultans Baarschaften, Juwelen und andere Kostbarkeiten, sind uns keine detaillirten Angaben unter diesen Actenstücken aufgestossen, deren Werth, wie Augenzeugen versichern, nahe an zwey und zwanzig Millionen Thaler betragen haben sollen, welches alles unter die Truppen, nach indischem Kriegsgebrauch, vertheilt ward. Den Beschluss macht ein Brief aus dem Lager vor Seringapatan, welcher das Verhalten des Sultans am Tage des Sturms, seinen Tod, und die mühsame Auffindung seines Leichnams unter vielen hundert Erschlagenen beschreibt; aber hierüber haben wir seitdem genauere Nachrichten erhalten. Der Sultan hinterliefs dreyzehn Söhne, von denen der jüngste funfzehn Jahr alt war, die ältern aber während dieses Krieges besondere Corps anführten.

Hr. *Beatson* konnte in seiner Lage, als Ober-Ingenieur der brittischen Hauptarmee, die sichersten und genauesten Nachrichten, über den Anfang und das Ende dieses Krieges erfahren, er versichert auch in der Vorrede, dass ihn der Generalgouverneur von Ostindien, Marquis von Wellesley, mit wichtigen Beyträgen unterstützt habe. Sein Werk ist eine sehr genaue, und für Militärpersonen äuserst lehrreiche Kriegsgeschichte. Er detaillirt nicht nur die Stärke beider Armeen (Tippos ganzes Heer bestand nur aus 48,000 Mann), und die Anstalten, welche getroffen wurden, die brittischen Heere mit Lebensmitteln, Zugvieh, und andern Bedürfnissen zu versehen, sondern er zeigt auch, warum die östliche Hauptarmee 1799 gerade die von ihr genommene Strafse wählte, um nach der Hauptstadt vor der Regenzeit zu gelangen, und sehr ausführlich alle bey der Belagerung von Seringapatan getroffenen Maafsregeln. Blofs an Belagerungsgeschütz führte die erwähnte Armee 57 schwere Kanonen und Mörser mit. Aber Hr. *B.* hat nicht blofs für militärische Leser geschrieben. Jeder Freund der Geschichte wird bey ihm mannichfaltige Belehrung über den Ursprung dieses Kriegs, die zum Theil mifsliche Lage der Engländer vor demselben (daher sie dem Sultan zuvorkommen mufsten), über Tippos Regierung, seine Lebensart und den letzten Theilungstractat seiner Länder finden, und aus welchen politischen Gründen die Engländer ganz Mysore nicht für sich behielten, oder mit ihren beiden Alliirten, dem Nizam und den Maratten theilten.

Von den feindseligen Gesinnungen des Sultans gegen Grosbrittannien vor dem Kriege, hat Hr. *B.* bessere Beweise gesammelt, als vor Erscheinung seiner Geschichte bekannt waren. Tippo cabalirte am Hofe des Nizam, um dessen Allianz mit England zu trennen, und stand mit dessen französischen Befehlshabern,

haben, vor denen sich der Nizam selber fürchten mufste, in Verbindung, und ohne den Schlag, wodurch die Engländer den Kern der Infanterie des Nizams 14000 stark, und von französischen Officiers disciplinirt und befehligt, mit Bewilligung des Nizams 1798 entwaffneten, würde dasselbe beym Ausbruch eines Krieges des Sultans Armee verstärkt haben. Eben so suchte er durch geheime Negotiationen die freundschaftlichen Verbindungen der Engländer und Maratten zu zerstören, und er brachte es zum Theil durch Geschenke und Versprechungen am Hofe zu Punah dahin, dafs die Maratten am letzten Kriege gar keinen thätigen Antheil nahmen. Kein noch so kleiner indischer Fürst entging seiner Aufmerksamkeit, um ihn gegen die Engländer aufzuhetzen, und er suchte daher die kleinen Rasbutten Fürsten in Agimere, ja sogar den unbekannten Rajah von Nepal, der in Gebirgen an den nördlichen Gränzen von Bengalen herrscht, in sein Interesse zu ziehen.

Mit Unrecht werden von ihm die mysorischen Gesandten angeklagt, dafs sie alle Vorkehrungen der Franzosen, dem Sultan Hülfe zu leisten, durch ihre Gegenwart gut geheifsen hätten. Nach ihrer Instruction und den Gesandschaftsberichten, die man bey Wood finden kann, sollten sie für ihren Herrn ein ansehnliches Truppen-Corps zusammenbringen. Sie wollten aber incognito auf der Insel Frankreich landen, und alle ihre Geschäfte insgeheim abmachen, um alles Aufsehen zu vermeiden, und nur der übergrofse Eifer des Gouverneurs, den Sultan gegen die Engländer zu unterstützen, zwang sie öffentlich zu erscheinen. Der Marsch der Hauptarmee nach Seringapatan war von keinen merkwürdigen Vorfällen begleitet, auch wagte der Sultan während der Belagerung, die den 22. April ihren Anfang nahm, keinen Hauptangriff auf die Feinde, wenn er gleich durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen suchte. Beym Sturm am 4 May, durch den die Engländer Meister der Hauptstadt wurden, blieben über 8000 von des Sultans Truppen, und, wie längst bekannt, war er selber unter dieser Anzahl. Er konnte sich, aller Versicherungen seiner Befehlshaber ungeachtet, nicht überreden, dafs die Engländer bey hellem Tage einen Sturm wagen würden. Auch seine Astrologen wiederholten es ihm, dafs jener Tag für ihn unglücklich seyn würde. Diese, vorzüglich die Hindus, suchte er durch Geschenke, die eine mystische Deutung erlauben, an Elephanten, schwarzen Ziegen und Kühen, auch an baarem Gelde zu bewegen, das ihm bevorstehende Unglück durch Gebet abzuwenden, und vergebens spiegelte er sich in einem mit Oel gefüllten Gefäfse, welche Handlung, nach indischem Aberglauben, ein bevorstehendes Unglück abwenden soll. Während der Belagerung bewohnte er seinen Pallast nicht, sondern ein zugemauertes Thor seiner Festung. Seit 1792, in welchem Jahre er die Hälfte seiner Länder verlor, schlief er nicht in seinem gewöhnlichen Bette von feinen baumwollenen Zeugen, sondern ruhete in einem von Wolle, und pflegte zu sagen: er würde sich des ersten nicht eher wieder bedienen, als bis er seine Feinde besiegt hätte. Er träumte nur von Schlachten und Siegen über seine Feinde, und man fand unter seinen Papieren, ein von ihm sehr geheim gehaltenes Buch, worin er eigenhändig seine Träume verzeichnete. Einige derselben sind im Anhange aus dem Persischen übersetzt. Die Sieger fanden in den Zeughäusern und auf den Wällen der Hauptstadt 929 Kanonen von verschiedenen Caliber, eine grofse Menge Kriegsbedürfnisse aller Art, und unter diesen nahe an 100,000 Gewehre. Des Sultans Schatzkammer war nicht so angefüllt, als man vermuthete, weil er in den letzten Jahren, seines Bestrebens ungeachtet, die Einkünfte zu vermehren, gewöhnlich ein Deficit von zehn Lac Pagoden hatte. Daher berechnet Hr. *Beatson* die erbeuteten Baarschaften und Kleinodien nur zu 2,535,804 Pagoden, oder 1,143,216 L., die unter die Truppen vertheilt wurden, welches er aber mit Stillschweigen übergeht. Des Sultans Bibliothek bestand aus 2000 Bänden in allen Fächern der asiatischen Literatur.

Von dem Theilungstractat von 1799, und von den Grundsätzen, nach welchen derselbe geschlossen wurde, spricht der Vf. ausführlich. Die Engländer und ihre Alliirte erhielten von des Sultans Ländern, nach ihrem jährlichen Ertrage und Umfang gerechnet, etwas mehr als die Hälfte, oder verschiedene Provinzen und Districte an der Seeküste und an den Gränzen ihres Gebiets, aus denen der verstorbene Sultan 4,943,377 Rupien gezogen hatte. Die Engländer erhielten den ansehnlichsten Theil, weil sie ihre ganze Macht zur Bezwingung des Sultans ins Feld gestellt hatten, und ihre wichtigsten Acquisitionen waren, die Küste von Canara, nebst dem Kriegshafen Mangalore, die fruchtbare Provinz Coimbettore und die Hauptstadt Seringapatan. Dem Subah von Decan fielen mehrere Districte zu, die an dessen südlichen Gränzen lagen, und ihm jährlich 1,821,000 Rupien Einkünfte versicherten. Die Maratten aber, welche bey diesem Kriege neutral geblieben waren, erhielten etwa den dritten Theil der englischen Eroberungen. Was übrig blieb, ward einem Abkömmling der alten Rajahs von Mysore abgetreten, der in Seringapatan mit seiner Familie in der Gefangenschaft lebte. Sein Gebiet war ansehnlich genug, und hatte dem letzten Besitzer über vier Millionen Rupien eingetragen. Allein es ward durch brittische Provinzen vom Meere abgeschnitten, und der neue Rajah mufste in seinen Hauptfestungen brittische Garnisonen unterhalten, die ihm jährlich 281,000 Pf. St. kosteten, auch mufste er einen ihm von den Engländern empfohlnen Braminen als Finanzminister annehmen, und mehrern von des Sultans vornehmsten Civil- und Militärbeamten Pensionen zahlen. Des Sultans Söhnen und übrigen Familie, ward die carnatische Festung Vallora zum Aufenthalt angewiesen, wo sie von einer Pension leben, die ihnen die Engländer auszahlen lassen. Hr. *B.* hat den Theilungstractat durch eine illuminirte Karte erläutert; da sie aber nicht zugleich anzeigt, was England und dessen Alliirte 1792 von Mysore erlangten, oder des Sultans Länder nicht nach ihrem ehemaligen Umfange

fange darſtellt: ſo hat Rennels Karte, welche er 1799 in London in eben dieſer Abſicht herausgab, weſentliche Vorzüge vor dieſer ſpätern.

Der Anhang enthält 49 Beylagen, ſämmtlich den myſoriſchen Krieg betreffend. Sie waren gröſstentheils, wie die Correſpondenz des Sultans mit den brittiſchen Befehlshabern, die Liſten der Stärke der Armeen, die kurze Geſchichte von Altmyſore, und der letzte Theilungstractat aus andern Sammlungen bekannt. Indeſs erſcheinen hier die Inſtructionen der engliſchen Commiſſarien, die neue Einrichtung von Myſore betreffend, und Major Allans Bericht von der Uebergabe des Pallaſtes in Seringapatan, nebſt Unterwerfung der Familie des Sultans zum erſtenmal.

Aufser der vorher angeführten Karte, iſt das Werk noch mit Tippo Sahebs Bildniſs, einigen Planen von der Gegend um Seringapatan, und den Angriffspunkten während der Belagerung, verſehen. Hr. *Wood* hat ſeiner Arbeit ebenfalls ein Titelkupfer von einem Kunſtwerke beygefügt, das uns vorher ſchon aus deutſchen Zeitungsnachrichten bekannt war. Es ſtellt einen Tiger vor, der einen brittiſchen Seapoi zerfleiſcht. Durch ein Orgelwerk ſollen ſich beide bewegen, der Tiger brüllen, und der zu Boden geſtreckte Seapoi Klagetöne ausſtoſsen. Es ward in des Sultans Muſikſaal gefunden, und war, wie Hr. *W.* ſchrieb, noch nicht in England angekommen. Nach dem Kupfer zu urtheilen, war das Ganze eine ſehr mittelmäſsige Arbeit, und iſt vielleicht gar eine Misgeburt der Einbildungskraft, deren die Eroberung von Seringapatan ſo viele hervorgebracht hat. Noch müſſen wir bemerken, daſs wir hier die zweyte Ausgabe von *Woods Review* angezeigt haben. Da wir aber die erſte, welche ſchon 1799 in 4to. erſchien, nicht geſehen haben, auch der Vf. nirgends anzeigt, wodurch ſich dieſe von der frühern unterſcheidet: ſo können wir nicht angeben, ob die neue Ausgabe Zuſätze oder Verbeſſerungen enthält. Jedoch ſcheint der Anhang einige neu hinzugekommene Actenſtücke zu enthalten.

FRIEDRICHSSTADT, gedr. b. Rade u. Fiſcher: *Beſchreibung und Erläuterung zweyer in der Nähe von Schleswig aufgefundenen Runenſteine.* Ein Verſuch, als Beytrag zur vaterländiſchen Alterthumskunde, von zweyen Freunden. 1799. 4 Bog. 8. (Mit 3 Kupf.) (8 gr.)

Je ſeltner bekanntlich bisher im Herzogthume Schleswig dergleichen Denkmäler des Alterthums gefunden worden ſind, deſto angenehmer wird dem Kenner und Liebhaber die Bekanntmachung der gegenwärtigen ſeyn. Wir wenden uns ſogleich zu denſelben, indem wir die unvollſtändige Abhandlung von den Runen überhaupt, die, wie die Vff. ſelbſt ſagen, für den Geſchichtsforſcher nichts Neues und Unbekanntes enthält, übergehen. Der erſte Stein, ein rother Granit, mit dicken ſchwarzen Schichadern durchwebt, wurde in der Nähe von Schleswig gefunden, und von dem Prinzen Carl von Heſſen-Caſſel, in ſeinem Garten zu Louiſenlund, aufgeſtellt. Der Platz, wo er aufgegraben wurde, liegt zwiſchen zwey mäſsig groſsen Grabhügeln, in deren einem man nichts, in dem andern aber nur ſehr wenige verbrannte Knochen und Kohlen fand. Ein dritter, kleinerer, nicht weit davon entfernter, Hügel iſt bis jetzt noch nicht unterſucht. Der zweyte Stein, ein blauer Granit, wurde in zwey Stücken in dem ſüdweſtlichſten Arme des Schleyſtromes, im Süden der Haddebyer Kirche, gefunden. Die Vff. vermuthen, er ſey von einem, jetzt abgetragenen, Grabhügel auf dem hohen Ufer herabgewälzt, um als ein Zeichen bey dem Durchwaten des Waſſers zu dienen. Er liegt noch am Ufer; doch hoffen die Vff., daſs er ebenfalls werde nach Louiſenlund gebracht werden. Beide ſind, wie gewöhnlich, Leichenſteine, von denen die Geſchichte wenig oder keinen Zuwachs erwarten darf. Der erſte iſt einem gewiſſen Erik, welcher bey einem Heerlager vor oder in der Nähe von Schleswig geſtorben, von einem gewiſſen Durlf zum Denkmal errichtet. Schwerlich wird man jener Perſon auf die Spur kommen können, wenn anders nicht ganz ſpecielle Chroniken etwa dahin leiten möchten. Inzwiſchen bringen die Vff. S. 49—55. verſchiedene Data dazu bey, aus denen allen ſich jedoch nichts folgern läſst. Gegen die erſte Vermuthung derſelben S. 50 ff. 55., ſcheint ſogar das Lob, das den Belagerern durch die Worte: *harda kuthr*, beygelegt wird, zu ſtreiten. Der zweyte Stein erhält das Andenken eines gewiſſen Sutri. Allein für die Sprache der damaligen Zeit und deren Dialecte, iſt jener erſte Stein von etwas mehrerer Bedeutung, denn er liefert ein, ſo viel wir wenigſtens wiſſen, bisher unbekanntes Wort: *Himdigi Svins.* Die Vff. muthmaſsen, daſs *hia-mdigi* zu leſen ſey, von dem isländiſchen *hia*, neben, bey, und *digi*, Graben, Teich, wobey das *m* eine *litera proſthetica* vorſtelle, ſo, daſs es in der Ueberſetzung dann: „neben dem Sven's Graben," heiſsen würde. Wir geſtehen, daſs wir uns von der Richtigkeit dieſer Conjectur noch nicht überzeugen können, und bedauern um ſo mehr den, von den Vf. ſelbſt eingeſtandenen und beklagten, Mangel an mehrern Hülfsmitteln, der uns auch, wie es ſcheint, allein eines Verſuchs zur Erklärung der, auf der Südſeite des erſten Steins, nach unten hin befindlichen, abbreviirten Runenſchrift beraubt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. Januar 1801.

OEKONOMIE.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädike: *Der Wintergärtner, oder Anweisung, die beliebtesten Modeblumen und ökonomischen Gewächse, ohne Treibhäuser und Mistbeete, in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten*, nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von *Fried. Gottl. Dietrich*, Fürstl. Sachs. Weimar. Hofgärtner etc. 1801. 258 S. 8. (20 gr.)

Dieses Buch hilft einem wahren Bedürfniss sowohl in der schönen als nützlichen Gartenkunst ab. Man fand unter andern bisher wenig befriedigendes, und nur zerstreut, von der Art und Weise, mancherley Blumen im Winter im Zimmer blühen zu machen, und die bequeme Ueberwinterung vieler Blumengewächse und anderer Zierpflanzen ohne kostspielige Gewächshäuser würde auch selten gelehrt. Was die *zweyte Abtheilung* zum ökonomischen Behuf betrifft: so gehört solche mehr zur Treibkunst, und lehret die Gemüsearten etc. im Zimmer auszusäen und zu ihrer Versetzung ins freye Land vorzubereiten, um frühe Gemüse zu erhalten. Sie kann als eine Fortsetzung der nützlichen Schrift angesehen werden: *die Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin*, oder Anweisung, alle Arten von grünen und trockenen Gartengewächsen lange Zeit aufzuheben, und vor dem Verfaulen und Erfrieren zu bewahren. — In der *ersten Abtheilung* der ästhetischen Pflanzenkunst giebt der Vf. zuvörderst zur Ueberwinterung der zärtlichen Gewächse, die in unsern Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, einige Behälter an: 1) Ein Zimmer, welchem bey strenger Kälte 1—5—8 Grad Wärme Reaum. gegeben werden kann. 2) Ein im Freyen angelegter Pflanzenbehälter, in welchem die ausländischen schönblühenden Hölzer, Stauden, Zwiebeln und Knollen-Gewächse überwintert werden können. — Dieser Behälter hat eine Loh- oder Mistbeetähnliche Gestalt: wird mit Läden bedeckt, auf welche bey eintretendem starken Frost Pferdedünger gelegt wird etc. — Der *erste Abschnitt* dieser Abtheilung von der ästhetischen Pflanzkunst begreift die *Gewächse, die der Zierde wegen in den Garten gezogen, und im Winter in einem Zimmer zur Blüte gebracht werden können. Die Familie der hyacinthenartigen Gewächse.* — Bey der Treibung der Hyacinthen-Zwiebel im Wasser auf Gläsern lehret der Vf. auch eine wenig bekannte und artige Weise, sie auch in ausgehöhlten Kohlrabi, rothen Rüben etc. zu ziehen, dabey denn die zugleich blühende Kohlrabi, oder die schwarzrothen Blätter der rothen Rübe die Zierde der Hyacinthenblume verschönern. Ferner wird die Treibung in feuchtem Moos gelehret. — Die *Lachenalie*, (*Lachenalia*). Die *Mayblume*, (*Convallaria.*) — *Familie der narcissenartigen Gewächse.* Die *Hakenlilie*, (*Crinum.*) *Narcisse*, (*Narcissus.*) *Amarille*, (*Amaryllis* auch *Iris suecica* genannt.) *Tuberose*, (*Polyanthes.*) *Alstromerie*, (*Alstromeria.*) — *Familie der Schneelilien. Schneetropf*, (*Galanthus.*) *Knotenblume*, (*Leucoium.*) — *Familie der Gartenlilien. Lilie*, (*Lilium.*) — Schade, dass der Vf. mit der *gemeinen weissen Lilie* keine eigenen Versuche gemacht hat. — *Tulpe*, (*Tulipa.*) *Königskrone, Schachblume*, (*Fritillaria.*) — *Familie der Schwerdlilien. Iris*, (*Iris.*) *Safran*, (*Crocus.*) *Siegwurz*, (*Gladiolus.*) *Familie der orchisartigen Gewächse. Knabenkraut, Zweyblatt*, (*Ophrys.*) *Frauenschuh*, (*Cypripedium.*) — *Familie der scharfblättrigen Gewächse. Hundszunge*, (*Cynogloſſum.*) *Lungenkraut*, (*Pulmonaria.*) *Mausohr, Vergissmeinnicht*, (*Myosotis.*) *Skorpionschwanz*, (*Heliotropium.*) — *Familie der vielschotigen Gewächse. Adonis*, (*Adonis.*) *Anemone*, (*Anemone.*) — *Familie der jasminartigen Gewächse. Jasmin*, (*Jasminum.*); wobey verschiedenes von den Blattläusen (*Aphis*, nicht *Avis*, wie ein Druckfehler hier angiebt,) und den Mitteln dawider gesagt wird. — *Flieder*, (*Syringa.*) *Welscher Jasmin, Pfeifenstrauch*, (*Philadelphus.*) — *Familie der geisblattartigen Gewächse. Lonicere Geisblatt*, (*Lonicera.*) *Ixore*, (*Ixora.*) *Schlingenbaum, Schneeballstrauch*, (*Viburnium.*) — *Familie der Rosenarten. Rose*, (*Rosa.*) *Mandel*, (*Amygdalus. Amygd. pumila fl. pleno, Am. nana, persica.*)

Zweyter Abschnitt. Schönblühende Gewächse, die in unsern Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, sondern in einem Zimmer, Gewölbe, oder in einem andern Behälter überwintert werden müssen. (Pflanzen, welche die Gärtner den Winter über in einem Gewächshause von 5—9—12 Grad Wärme Reaum. unterhalten.) — A. *Gewächse mit einblättriger Blumenkrone. Glockenblume*, (*Campanula.*) *Halskraut*, (*Trachelium.*) B. *Mit trichterförmiger gefaltener Blumenkrone. Jalappe, Wunderblume*, (*Mirabilis.*) *Bleywurz*, (*Plumbago.*) C. *Mit einblättriger Blumenkrone, gewunden. Singrün, Wintergrün*, (*Vinca.*) *Oleander, Lorbeerrose*, (*Nerium.*) — D. *Mit zweylippigen Blumenkronen, gehäuft beyeinander. Salbey*, (*Salvia*) *Phlomis*, (*Phlomis.*) *Lavendel*, (*Lavandula.*) E. *Larvenblumen. Hemimeris*, (*Hemimeris.*) *Lantana*, (*Lantana.*) F. *Mit vielen einblätterigen Blumen in einem gemeinschaftlichen Kelch. Rasselblume*, (*Catananche.*) *Cacalis, Pestwurz*, (*Cacalia.*) *Ruhrkraut*, (*Gnaphalium.*)

Aſchenpflanze, (*Cineraria.*) *Wucherblume*, (*Chryſanthemum.*) *Gorterie*, (*Gorteria.*) *Bärenohr*, (*Arctotis.*) — *Gewächſe mit einer vierblättrigen Blumenkrone. Levkoje*, (*Cheiranthus.*) *Mehrkohl*, *Gabelblume*, (*Crambe.*) *Fuchſie*, (*Fuchſia.*) *Bohrblume*, *Knollwicke*, (*Glycine.*) *Blaſenſtrauch*, (*Colutea.*) *Schotenklee*, (*Lotus.*) — *Gewächſe mit einer fünfblättrigen Blumenkrone. Ibiſch*, (*Hibiscus.*) *Hermannie*, (*Hermania.*) *Mahernie*, (*Mahernia.*) *Kamellie*, (*Camellia.*) — *Familie der Schnabelfrüchte. Storchſchnabel*, (*Geranium.*) *Sauerklee*, (*Oxalis.*) *Capuzinerkreſſe*, (*Trapaeolum.*) — *Familie der orangenartigen Gewächſe. Orange*, *Agrumenbaum*, (*Citrus.*) *Myrte*, (*Myrtus.*) *Weiſsbaum*, *Schwarzweiſs*, (*Melaleuca.*) *Paſſionsblume*, (*Paſſiflora.*) — *Familie der Roſenbäume. Alpbalſam*, *Roſenbaum*, (*Rhododendron*). *Kalmie*, *Löffelbaum*, (*Kalmia.*) — *Familie der heidenartigen Gewächſe. Heide*, (*Erica.*) *Cyrille*, (*Cyrilla.*) — *Familie der Franzenblumen. Zaſerblume*, *Mittagsblume*, (*Meſembryanthemum.*) *Fackeldiſtel*, *indianiſche Feige*, (*Cactus.*) — *Familie der gewürzartigen Gewächſe. Renealmie*, (*Renealmia.*) *Blumenrohr*, (*Canna. Strelitzie*, (*Strelitzia.*) — *Familie der Pfefferpflanzen. Aronswurz*, (*Arum.*) *Drachenwurz*, (*Calla.*) — Dann folgt ein alphabetiſches Verzeichniſs einiger Zierſträucher und perennirenden Gewächſe, welche in dem Behälter überwintert werden können: nebſt einem Nachtrag von der *Hortenſie*, oder *japaniſchen Roſe.*

Zweyte Abtheilung. *Oekonomiſche Pflanzkunſt. Erſter Abſchnitt. Gewächſe, deren Früchte in einem Zimmer frühe zur Reife gebracht werden können.* — A. Gewächſe, deren ſaftige Früchte zur Speiſe dienen. — *Erdbeere*, (*Fragaria.*) — Zum Treiben in Töpfen empfiehlt der Vf. nur vorzüglich die Walderdbeere, die Virginiſche oder ſcharlachrothe, und ihre Abarten. — Es taugen aber auch vornehmlich dazu, die *Monats-Erdbeere* oder die immerblühende, wie auch die *weiſse Erdbeere*, die einen gar vortrefflichen Geruch hat, und auch beym Treiben behält. Zugleich hätte der Vf., wie bey allen Treibereyen in Töpfen mit Erde, die Belegung mit etwas Moos empfehlen ſollen, als welches die Erde feucht und rein erhält, und ſonſten viele Bequemlichkeit und Vortheil gewähret. — *Himbeerſtrauch*, (*Rubus.*) — Zum Treiben hätte hier der Vf. beſonders den doppelttragenden rothen und weiſsen Himbeerſtrauch empfehlen ſollen. Vorzüglich dienet dazu der erſt ſeit wenigen Jahren ins Reich gekommene *Chiliſche Himbeerſtrauch*, deſſen Frucht trefflich von Geſchmack, und von beſonderer Gröſse iſt, und der auch im freyen Lande in ſeinen Früchten niemals Würmer bekommt. — Die *Johannisbeeren* (*Ribes Ribrum L.*) läſst ſich zwar etwas leichter in Zimmern erziehen, was aber den *Weinſtock*, (*Vitis Vinifera L.*) betrifft: ſo iſt zwar die Behandlungsweiſe des Vf. ganz gut, aber die Grade der Luftgebung, zumal bey der Blüthe, die eine Hauptſache iſt, hat er nicht erörtert. Rec. kann dabey nicht unerinnert laſſen, daſs die Fruchttreiberey in Stuben eine ſehr miſsliche Sache ſey, und einen geſchickten Kunſtgärtner im Glashaus und im Treibebeet erfodere. — *Zweyter Abſchnitt.* Gewächſe, die in einem Zimmer, oder im Gewölbe aufbewahret, und in demſelben für den offenen Garten zubereitet werden. A. *Hülſenfrüchte. Erbſe*, (*Piſum.*) — eine ſehr zweckmäſsige ſchöne Methode, um recht frühe Erbſen, Zuckererbſen etc. zu bekommen, zumal da ſie einen nicht allzuheftigen Grad von Froſt nicht ſcheuen. — *Bohne*, (*Phaſeolus.*) — Nach der Meynung des Rec. gehöret dieſe Sommerfrucht mehr ins Treibebeet mit Fenſtern, als in die Stube. — *Kicher*, (*Cicer.*) — B. *Wurzelgewächſe.* — Hier kommt zuvörderſt etwas vom *Kartoffelbau*, (*Solanum tuberoſum*) vor. — *Erdmandel*, (*Cyperus eſculentus.*) — Das iſt wohl die beſte Methode, die Pflanzen frühe in Miſtbeeten zu erziehen, und dann, wenn kein Froſt mehr zu befürchten iſt, ſie zu verſetzen. — *Sellerie*, (*Apium graveolens.*) *Rapuntika*, (*Oenothera biennis L.*) — C. *Kohlartige Gewächſe.* D. *Gewächſe, welche als Salat in der Küche gebraucht werden. Lattig*, *Kopfſalat*, (*Lactuca ſativa L.*) *Endivien*. (*Cichorium endiva L.*) — E. *Kürbisartige Gewächſe.* — *Melone*, (*Cucumis melo.*) *Gurke*, (*Cucumis ſativus L.*) F. *Specerey-Pflanzen. Lavandel*, (*Lavandula Spica.*) *Gartenmelieſſe*, *Zitronenkraut*, (*Meliſſa officinalis L.*) *Weinraute*, *Gartenraute*, (*Ruta graveolens L.*) *Sauerampfer*, (*Rumex acetoſa L.*) — Das beygefügte alphabetiſche lateiniſche und deutſche Namenregiſter erleichtert das Aufſuchen der Gewächſe mehr, als wenn in der Abhandlung die ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der natürlichen Familien wäre getrennet worden, das viele Wiederholungen würde verurſacht haben. — Zu baldiger Herausgabe der *phyſiologiſchen Beobachtungen über die Krankheiten der Pflanzen*, glauben wir den geſchickten Vf. aufmuntern zu müſſen.

Marburg, in der neuen Akad. Buchh.: *Anweiſung zur Holzzucht für Förſter* von *Georg Ludwig Hartig*, Fürſtl. Solmſiſchen Forſtmeiſter, jetzt Fürſtl. Oranien-Naſſauiſchen Forſtrath und Landforſtmeiſter. etc. Zweyte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1796. 160 S. und 16 S. Vorrede und Inhalt. (14 gr.) — Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1800. 210 S. 8. (16 gr.)

Dieſe Schrift, welche die erſten Gründe der Forſtwirthſchaft enthält, iſt ſchon aus der erſten Auflage und zwar ſo vortheilhaft bekannt, daſs ſie keiner weitern Empfehlung bedarf. Sie muſs billig in jedes Forſtmanns Händen ſeyn. Alle Vorſchriften zum Abholzen und zur Fortpflanzung der Wälder ſind auf Natur und Erfahrung gegründet, und Rec. findet blos bey dem Abtrieb der Nadelwaldungen die Methode zu allgemein angegeben, weil die Weiſstanne keine kahlen Schläge leidet, ſondern faſt ſo dunkel gehalten ſeyn will, wie die Buche, wenn der Anflug gedeihen ſoll. Der reine Abtrieb dieſer Holzart iſt die Urſache, warum man in den mehrſten Gegenden Deutſchlands, wo ganze Diſtrikte ſchöner Weiſstannen ſtanden, jetzt ſtatt derſelben junge Rothtannen-

nenbestände findet, welches in mancherley Hinsicht nicht einerley ist. Noch ist Rec. aufgefallen, dafs die dritte Auflage, die doch schlechteres Papier und schlechtern, nur etwas weitläuftigern, Druck hat, theurer ist, als die zweyte. Solche gemeinnützliche Bücher müssen so wohlfeil als möglich seyn, da ohnehin diejenigen, denen sie eigentlich bestimmt sind, für keinen Aufwand die Kosten mehr scheuen als für Bücher.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DORTMUND, b. den Gebr. Mallinckrodt: *Der Westphälische Anzeiger.* Monat Julius — December. 1799. Monat Januar — Junius. 1800.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieser nützlichen Zeitschrift an, deren Plan im Wesentlichen noch unverändert ist; (s. A. L. Z. 1800. Nr. 74.) die aber mit jedem Jahrgang an Reichhaltigkeit und Zweckmäfsigkeit der Beyträge zu gewinnen scheint. Besonders war es uns angenehm, dafs die Herausgeber nach ihrer J. 2. S. 304. enthaltnen Erklärung in Zukunft alle blofs politischen Begebenheiten übergehen, und dagegen heilsame Verordnungen, neue Entdeckungen, edle Handlungen und merkwürdige Naturerscheinungen auch aus andern Ländern als Westphalen aufnehmen wollen. Unter den das vaterländische Interesse betreffenden Gegenständen bestehen noch immer die nämlichen Rubriken, nach welchen wir auch diejenigen Aufsätze ordnen wollen, die wir für bemerkungswerth halten. 1) *Moralität.* In diese Classe gehört ein Aufsatz über die in Westphalen bey Bauern-Hochzeiten und Leichenbegängnissen vorkommenden Mifsbräuche, welcher die Aufmerksamkeit der Polizey verdiente. (J. 1. S. 1086.) So ist es unter andern bey ersten gebräuchlich, den Bräutigam aus der Kirche bis zum Hochzeithause mit Knütteln zu verfolgen, und den Schulmeister als Aufwärter der Hochzeitgäste zu gebrauchen. — Ferner über die Schwelgerey der Handwerker, die an verschiedenen Orten bey Amts-Veränderungen in den Zünften, getrieben wird. (J. 1. S. 1334.) — Den Demagogen verdient der J. 1. S. 1364. bemerkte Einfluss bürgerlicher Freyheit auf die Sitten des Städtchens Lennep zur Beherzigung empfohlen zu werden, indem viele Bürger daselbst sich so sehr mit den Angelegenheiten ihrer Stadt beschäftigen, dafs sie darüber ihre eigenen Berufsarbeiten versäumen, und ihre Mittags- und Abendstunden, die sie ihren Kindern widmen könnten, lieber in der Weinschenke zubringen. — Erfreulich ist die in verschiedenen Beyträgen als z. B. J. 2. S. 198. S. 338. und S. 743. erwähnte gegenseitige Toleranz der Lutheraner und Reformirten; so wie auch die in einem Schreiben Lavaters, (J. 2. S. 562.) gepriesene Wohlthätigkeit des Herzogthums Berg, besonders der Städte Barmen und Elberfeld, gegen die durch den Krieg verunglückten Helvetier. — An Lebensbeschreibungen merkwürdiger Westphälinger ist noch immer ein grofser Mangel, denn die J. 1. S. 1027. u. ff. enthaltene Lebensbeschreibung Adolphs, ersten Herzogs zu Cleve, die uns noch überdiefs eigentlich mehr in das Magazin für Westphalen zu gehören scheint, ist die einzige, die wir gefunden haben, indem die J. 1. S. 1214. von dem reformirten Prediger zu Leipzig *Wedag* (einem gebohrnen Neuenrader) mitgetheilten Nachrichten zu unvollständig sind, um Anspruch auf den Namen einer Biographie machen zu können. 2) *Erziehung.* Die Beyträge zu diesem Artikel waren eben so ergiebig, wie das vorigemal, und enthalten theils Nachrichten von Erziehungsanstalten, unter welchen die Bemühungen des würdigen Predigers *Meuer* zu Lüdenscheid, (J. 1. S. 974.) so wie auch die Nachrichten von der neuen Einrichtung des Schulseminariums zu Wesel (J. 1. S. 792.) ausgezeichnet zu werden verdienen; theils Vorschläge zur Verbesserung der Erziehung. Unter andern wird J. 1. S. 976. die Frage aus triftigen Gründen verneinet: ob es in Westphalen für Aeltern aus den gesitteten Ständen rathsam sey, das Hochdeutsche zur Anfangssprache ihrer Kinder zu machen; auch findet man J. 1. S. 1550. den Entwurf eines Schema für angehende Schullehrer. Ueberdiefs verdient eine historische Abhandlung über die Volksschulen in der Grafschaft Mark bemerkt zu werden, (J. 1. S. 1143. u. ff.) die einen interessanten Beytrag zur Geschichte des deutschen Schulwesens enthält. 3) *Vorurtheile.* Noch jetzt werden im Kreutzbrüderkloster an der Beyenburg, im Franziskanerkloster zu Lennep, und bey dem katholischen Pfarrer zu Schwelm Mittel gegen behextes Vieh ausgetheilt, (J. 1. S. 1060.) und in Rittershausen soll ein Hexenprocefs bey den dasigen Gerichten anhängig seyn. 4) *Gute Volksbücher, Bekanntmachung und Empfehlung derselben.* Diese Rubrik enthält die Anzeige verschiedener Schrifen, die aufser Westphalen nicht leicht bekannt seyn dürften. Auch findet man (J. 2. S. 786.) einige allgemeine Bemerkungen über die Volkslectüre, die Aufmerksamkeit verdienen. 5) *Gesundheitskunde.* Z. B. Ueber die Quackfalberey der Chirurgen und Apotheker (J. 1. S. 1328.) Unter dem Titel *populäre Arzneykunde* werden (J. 2. S. 121. u. ff.) allgemein verständliche Erhaltungsmittel der Gesundheit mitgetheilt. 6) *Oekonomie.* Hierbey verdient ausgezeichnet zu werden, ein Aufsatz über das Wiesenhüten bis zum 1sten May, und über das Hüten in Gehölzen, (J. 1. S. 915.) welcher Gegenstand auch im Reichsanzeiger Nr. 104. dieses Jahrgangs zur Sprache gekommen ist. Ueber die Steinkohlenasche und ihre Bestandtheile (J. 1. S. 928.) Von der Benutzung der Seifensiederasche. (J. 1. S. 992.) Ueber die Taubenfluchten (J. 1. S. 1502.) Der Vf. dieses Aufsatzes sucht zu zeigen, dafs nach dem Beyspiele einiger Länder die zur Taubenflucht Berechtigten durch ein Provincialgesetz angehalten werden sollten, während der Saatzeit und kurz vor der Aerndte die Feldtauben einzusperren. Ueber die beste Art, den Klee zu säen. (J. 1. S. 1598.) Ueber die Winterwicken (J. 2. S. 2. und 279.) Ueber den Mangel des Nadelholzes in Westphalen (J. 2. S. 769.) Auch gehört zu dieser Rubrik der J. 2. S. 82. hinzugekommene Artikel

prak-

praktiſche Landwirthſchaft, der wirkliche Thatſachen enthalten ſoll, wie die Oekonomie von denkenden und thätigen Landwirthen in Weſtphalen getrieben wird. 7) *Handlung und Fabriken.* Die unter dieſer Rubrik eingegangenen Beyträge ſind, wie in den vorigen Jahrgängen, nicht ſehr bedeutend, daher wir bloſs die J. 2. S. 625. befindliche Abhandlung über den Zuſtand der Handlung und Fabriken im Kirchſpiel Voerde auszeichnen können. 8) *Nützliche Erfindungen aller Art.* Z. B. über die Erfindung eines neuen Papierſtoffes (der Waſſerwolle) vom Hn. Prediger Senger zu Reck. (J. 1. S. 903.) 9) *Nützliche Anſtalten.* In dieſe Claſſe gehören folgende Beyträge: Von der Hebammenanſtalt im Veſte Recklinghauſen, die man dem Hn. Grafen von Neſſelrode verdankt. (J. 2. S. 149.) Ueber die Militair-Verſorgungsanſtalt in Weſel, (J. 2. S. 491.) Ueber die ſeit 1789 in der Stadt Lüdenſcheid beſtehende Einrichtung des Armenweſens (J. 2. S. 711.) 10) *Vaterlandsliebe.* Einen unmittelbar hieher gehörigen Auffatz haben wir in den gegenwärtigen Stücken nicht gefunden. 11) *Geographiſche und ſtatiſtiſche Veränderungen* (und Nachrichten.) Ueber die Benennung *Sauerland*, welche dem ſüdlichen Theile des Herzogthums Weſtphalen und der Grafſchaft Mark beygelegt wird. (J. 1. S. 910. und 998.) Es wird mit *Kindlingern* behauptet, daſs es *Surland*, *Suderland* oder *Suerland* heiſsen ſollte. Berichtigungen und Zuſätze zu der jüngſt erſchienenen Abhandlung über den Märkiſchen Pachthof. (J. 1. S. 1091.) Der Vf. dieſes Auffatzes erinnert mit Recht, daſs bey der bemerkten Abhandlung *Möſers* patriotiſche Phantaſien hätten benutzt werden ſollen. Ueber die Benennung *Weſtphalen* ſtatt *Weſtfalen*, (J. 1. S. 1108.) Ueber die Auffätze des Hn. E. von Dyk und des Hn. Harkort in dem 1ſten Bande des Weſtphäliſchen Anzeigers, die Verbeſſerung des Cantonweſens in der Grafſchaft Mark betreffend. (J. 1. S. 1246. u. ff.) Beytrag zur nähern Kenntniſs der Verfaſſung der Grafſchaft Mark. (J. 1. S. 1585.) Lag Verden an der Ruhr in Altſachſen oder in Altfranken? (J. 2. S. 370.) Ein intereſſanter Auffatz, in welchem aus den von *Leibnitz* herausgegebenen Verdenſchen Traditionen die letzte Meynung erwieſen wird. Sind Lehne in Cleve und Mark in der Regel Mannlehne? (J. 2. S. 482.) Witzige Ausdrücke und Sprüchwörter des Weſtphäliſchen Volks. (J. 2. S. 667.) 12) *Juſtiz, Polizey und Camerale.* Auffallend waren dem Rec. die vielen in allen Stücken des Weſtphäliſchen Anzeigers vorkommenden Nachrichten, von nächtlichen Einbrüchen und Gewaltthätigkeiten in verſchiedenen Gegenden, woraus man unſtreitig auf beträchtliche Mängel der Polizey in dieſen Ländern ſchlieſsen muſs. Verſchiedene Urſachen dieſes Uebels findet man J. 2. S. 200. Anſtalten dagegen, die beſonders im Herzogthum Berg ſind getroffen worden, J. 2. S. 664. — Noch müſſen wir bemerken, daſs ſich (J. 1. S. 855.) das Criminalgericht zu Altena wegen der Kettentortur ſeiner Gefangenen gerechtfertigt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunſchweig*, b. Fauche: *Memoire ſur la gueriſon d'une ſciatique univerſelle* par *J. Girault*, (Chirurgien Dentiſte.) 1800. 54 S. 8. mit 1 Kupfer. Der Werth dieſer Schrift liegt bloſs in den darin mitgetheilten Thatſachen, aber keinesweges in dem eingeſchalteten Raiſonnement. Der Vf. hatte ſechs Jahr lang an einer hartnäckigen Gicht gelitten, die alle Gelenke ſeines Körpers angriff. (Es war folglich keine Iſchiadic, wie ſie der Vf. unrichtig benennt.) Er begab ſich hierauf nach Pyrmont, um die dortigen Eiſenquellen zu benutzen, die aber ſeinen Zuſtand mehr verſchlimmerten. Dieſs veranlaſste ihn, die daſelbſt befindlichen Kochſalzquellen unter Anleitung des Hn. Hofr. Trampel zu gebrauchen. Er nahm davon täglich zwey Bäder lauwarm, trank täglich 32 Unzen des Salzwaſſers, und liefs alle acht Tage trockene Schröpfköpfe auf die weniger ſchmerzhaften Stellen, alle zwey Tage aber auf die ſchmerzhaften ſetzen. Schon nach fünf Tagen bemerkte er auffallende Beſſerung, und nach ſechswöchentlichem Gebrauch war er völlig hergeſtellt, bemerkte auch eine ausnehmende Verbeſſerung und Belebung ſeiner ganzen Conſtitution. Sehr wichtig iſt es, daſs der Vf. ſeit der Zeit keinen Anfall der Gicht wieder gehabt hat, und folglich eine Radikalcur bewirkt zu ſeyn ſcheint. Es folgen hierauf Erklärungen der Wirkungsart dieſes Mittels und Regeln zu ſeinem Gebrauch, wovon wir aber die erſten als unzureichend, und die letzten als bekannt, und zum Theil unrichtig übergehen können. So iſt z. B. der Rath, das Salzwaſſer nicht zu ſaturirt zum Bade zu gebrauchen, und zwar weil es ſonſt zur Einſaugung zu dicht werde, gar nicht allgemein zu empfehlen, und am wenigſten aus dem angegebenen Grunde, da gewiſs bey der Wirkung mehr auf den Reiz, den dieſes Mittel auf die Hautnerven erregt, als auf die eingeſaugten Theile ankommt. Die richtigere Beſtimmung iſt, daſs zwar bey groſser Reizbarkeit eine angemeſſene Verdünnung der Salzſohle nützlich iſt, hingegen bey groſser Reizloſigkeit gewiſs ein beträchtlicher Grad von Saturation des Waſſers mit Salztheilen eine weit vollkommnere Wirkung hervorbringen wird. Die Beſchreibung einer vom Vf. erfundenen Bewegungsmaſchine, die die Erſchütterung des Reitens nachahmt, und einige Zeugniſſe von Aerzten, die die Wahrheit dieſer Cur beſtätigen, machen den Beſchluſs. Der Vf. verdient immer Dank für die Bekanntmachung dieſer Erfahrung, und wir wünſchen, daſs ſie die Aerzte aufmuntern möge, das ſo wirkſame, und bisher viel zu ſehr vernachläſſigte Kochſalz, ſowohl innerlich als äuſserlich mehr in Gebrauch zu ziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 30. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Wallenſtein. Ein dramatiſches Gedicht* von *Schiller. Erſter Theil. Wallenſteins Lager; die Piccolomini*, in fünf Aufzügen. 238 S. *Zweyter Theil. Wallenſteins Tod, ein Trauerſpiel*, in fünf Aufzügen. 1800. 250 S. gr. 8.

Eine hochgeſpannte Erwartung hat dieſes dramatiſche Product empfangen. Wer war nicht begierig, das lange gereifte Werk eines Dichters, der ſich ſchon zu den Zeiten ſeiner jugendlichen Rohheit einen Platz unter den erſten tragiſchen Genies erwarb, endlich an das Licht treten zu ſehen? Welchen Freund der Kunſt intereſſirte es nicht, nach dem Uebergang von *den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe*, zum *Don Karlos*, nunmehr den in einer langen Reihe von Jahren vorbereiteten und entwickelten Uebergang zu einer dritten Epoche in der Manier und dem Geiſte dieſes Dichters zu erblicken?

Mit *Schillers Wallenſtein* iſt denn auch wirklich unſerer dramatiſchen Kunſt ein gröſserer Gewinn zugewachſen, als ſie ſich ſeit geraumer Zeit zu erfreuen gehabt hatte: die Sache der Kritik iſt es nun, nach ihrem Vermögen einer doppelten Gefahr vorzubauen, die nach ſolchen Erſcheinungen einzutreten pflegt, und im gegenwärtigen Zeitpunkt unſerer Literatur mehr als jemals zu befürchten iſt. Ueberhaupt treffen Werke, die den Stempel des Vorzüglichen tragen, bey dem gröſsten Theil des Publicums bey weitem nicht die Bildung an, welche zu einer allgemeinen Anerkennung ihres Werths, und zu einer Rückwirkung ſolcher Kunſtproducte auf den Kunſtſinn der Nation gehörte. Wenn ſie alſo nicht gleich mit Kälte aufgenommen werden — was ſeit mehreren Jahren, wegen des Ueberfluſſes an leichter Nahrung für das gemeine Unterhaltungsbedürfniſs, am häufigſten der Fall iſt: — ſo tritt Kälte und Vergeſſenheit doch nach einiger Zeit an die Stelle einer im Verſtand und im Gefühl der Menge ganz unmotivirten Bewunderung. Die Minderzahl aber, welche mit Sachkenntniſs urtheilt, zerfällt in zwey Partheyen: die eine macht an der Kunſt das Mechaniſche zu ihrem Augenmerk, und empfindet das inwohnende Schöne und Groſse nicht, oder hat gegen daſſelbe gar einen Inſtinct von Haſs; die andere hingegen ſchafft dieſen oder jenen feurigen Erguſs des Enthuſiaſmus für Kunſt, in myſtiſche Formeln um — ſie beſtrebt ſich, den unendlich mannichfaltigen Sinn für die unendliche Mannichfaltigkeit der Kunſt, der allen ſeiner organiſirten und höher gebildeten Menſchen gemein iſt, in den engen Kreis einer Secte zu bannen, und indem ſie, ſo wie ſie es vorgiebt, vielleicht auch wirklich wähnen mag, aus dieſem Kreiſe ein goldenes Zeitalter der Kunſt wieder hervorzuzaubern, vermehrt ſie im Gegentheil, durch eine ganz neue Art von Pedanterey, um vieles die bleyernen oder ehernen Beſtandtheile des gegenwärtigen.

Uns wird in dieſer Arbeit die Ueberzeugung leiten, daſs eine ſtrenge, Form und Mechanismus nicht überſehende Kritik gerade bey Werken des Genies, welche in unſerem Zeitalter zu Vorbildern beſtimmt ſind, am beſten angebracht iſt, daſs aber eine ſolche Kritik zugleich darauf bedacht ſeyn muſs, den Sinn für das Genialiſche eines Kunſtproducts lebendig zu erhalten. *Ungeachtet* der Fehler, die es begehen mag, thut das Genie ſich kund; es kann ſich ſogar auch *in* Fehlern kund thun — allein der Irrthum, daſs es ſich *durch* Fehler kund thue, dieſer Irrthum, in welchen mehrere Künſtler von Genie verfallen ſind, hat meiſtens auf ihre ganze Laufbahn einen nachtheiligen Einfluſs gehabt: es kam die Zeit, wo ſie nach Vollendung ſtrebten, und ihnen die erſte jugendliche Energie des Geiſtes fehlte, die in frühen Ausſchweifungen deſſelben verſchwendet worden war, und da verfielen ſie künſtelnd auf Bizarrerien, die auf einem andern Abwege ſie wiederum von ihrem Ziele entfernten.

Von den äuſseren Charakteren dieſes Werks ſpricht uns zuerſt der *Titel* an. Es heiſst *ein dramatiſches Gedicht*, und beſteht aus zwey Theilen, von denen der zweyte *ein Trauerſpiel* genannt wird. Den Namen *dramatiſches Gedicht* gab zuerſt *Leſſing* ſeinem *Nathan*, hauptſächlich wohl, weil dieſer weder *Luſt*- noch *Trauer*- noch *Schauſpiel* heiſsen konnte, und weder das Zeitalter noch das Publicum denkbar waren, für welche es ſich zur *theatraliſchen Vorſtellung* qualificirt hätte. Aber die Behandlung des *Wallenſteins* iſt durchgängig *theatraliſch*, und iſt es ſogar, wie wir in der Folge zu bemerken Gelegenheit haben werden, zuweilen bis zum Nachtheil des *Gedichts*; der zweyte Theil ſteht ganz in dem nämlichen Zuſammenhang mit dem erſten, wie die letzten Acte eines jeden Drama's mit den erſten; wie konnte alſo das Ganze mit dem Namen eines dramatiſchen Gedichts, und wie der zweyte Theil beſonders mit dem eines Trauerſpiels bezeichnet werden? — Sollte demnach hier nicht blofs eine Verlegenheit zum Grunde liegen, in welche den Dichter die von ihm bey der Eintheilung ſeines Stücks ausgeübte Willkür gebracht hatte?

Eigentlich besteht das Stück aus *drey* Theilen, die zusammen *eine* dramatische Handlung ausmachen. Es ist also nicht der Fall von *Shakespeare's* historischen Schauspielen, deren Abtheilungen wenig andern Grund haben, als die Abtheilungen von Geschichtswerken in Bücher oder Bände. Eben so wenig findet eine Vergleichung mit den griechischen Trilogieen statt: Agamemnons Fall, Klytemnestras Ermordung, das Gericht über ihren Sohn und Mörder, machten jedes eine für sich bestehende, geschlossene Handlung aus, wie etwa Wallensteins erster Sturz auf dem Reichstag zu Regensburg, und die Handlung des Schillerschen Drama's, hätten machen können. *Wallensteins Lager* ist durchaus Exposition, zu vergleichen der Exposition in den ersten Scenen von *Göthe's Egmont; die Piccolomini* und *Wallensteins Tod* können als Schürzung und Entwickelung des Knotens betrachtet werden: wobey es aber wiederum ein Zeichen von absoluter Willkür des Dichters ist, dass er diese beiden Theile für den Druck und für die Bühne verschieden absondern konnte, indem er den ersten Theil, oder vielmehr die zweyte *Vorstellung*, mit dem zweyten Aufzug des zweyten Theils vom gedruckten Wallenstein, also mit der Scene, in welcher die *Piccolomini* zum letztenmal zusammmenkommen, schloss, und hierdurch freylich dem *Titel* dieser Vorstellung wörtlicher entsprach, dagegen aber so viel Interesse in derselben zusammendrängte, dass es das Interesse der dritten und letzten nothwendig schwächen musste. Dieser Uebelstand fällt bey der Abtheilung für den Druck weg; bey jener für die Bühne war aber die Scheidungslinie zwischen der Schürzung des Knotens und dessen Entwickelung, als anzunehmender Grund für die Abtheilung überhaupt, besser beobachtet, indem man nach *Octavio Piccolomini's* Abgang vorzüglich damit beschäftigt ist, Wallensteins Sturz, zu welchem jenes Ereigniss so viel beyträgt, vor sich gehen zu sehen. Immer bleibt, wenn man von jener Verschiedenheit absieht, die uns hier bey Beurtheilung des gedruckten Wallensteins nicht weiter angeht, *Wallensteins Abfall und Sturz* die *einzige* Handlung des ganzen Drama's, in welcher die Piccolomini nichts anders sind, als was man episodische Personen zu nennen pflegt, und wenn dieser Ausdruck hier, wo diese Personen der Handlung so vortrefflich eingewebt sind, wo ihr eigenes hohes Interesse so innig mit dem Interesse der Hauptperson verschmolzen ist, etwas Falsches und Uneigentliches hat: so sind gerade wegen dieser vorzüglichen Schönheit in der Anlage des Werks, die von dem Dichter gewählten Benennungen der beiden Hauptheile desselben um so weniger angemessen.

Auch diese Widersprüche müssen wir aus einer Verlegenheit des Dichters erklären, die daraus erwuchs, dass es ihm nun einmal gefallen hatte, aus einer ähnlichen dramatischen Handlung, wie jedem gewöhnlichen Stück *von fünf Acten* zum Grunde liegt — ein Stück *von eilf Acten* zu machen. Ungeachtet es Ein Stück und Eine Handlung war, konnte es doch nicht in Einer Vorstellung aufgeführt werden: ein *Theaterstück* war es nichts destoweniger, und so musste es zu drey Vorstellungen abgetheilt werden, von denen die eine an einem Abend die Exposition, die zweyte und dritte an einem zweyten und dritten Abend den Fortschritt und die Entwickelung der Handlung, dem Zuschauer vor Augen brachten. Diese Neuerung nun konnte, gerade als Neuerung, einen Augenblick pikant seyn, und sie empfahl sich empfänglichen Zuschauern durch die zahlreichen und grossen Schönheiten des Dichters; sie liegt aber in unausgleichbarem Streit mit der wesentlichen und nothwendigen Beschaffenheit theatralischer Vorstellungen, mit der Natur der Menschen aller Nationen und Zeitalter, die jemals als Zuschauer vor einer Bühne standen und stehen werden.

Bey der Wahl des altdeutschen komischen Reimes für den Expositionsact hat der Dichter noch am meisten Consequenz und Motiv in seine Willkürlichkeit hineingelegt. Indessen war die gemeine Natur, die er allerdings auf diese Weise am angemessensten *poetisch* darstellte, wohl nicht hinlänglich mit der folgenden Handlung verbunden, wo die persönliche Stimmung der verschiedenen Korps vom Wallensteinischen Heere wenig mehr, sondern fast nur die Stimmung ihrer Chefs etwas gelten konnte. Demnach wäre von diesen in dem Vorspiel zu wenig vorbereitende Erwähnung geschehen, man müsste denn, was auch wirklich wohl angeht, in jenem Bilde der groben Masse des Heers den Grund der Zuversicht finden, welche ihr Oberhaupt täuscht, und in das Verderben stürzen hilft. Nur vermehrt die *Manier* dieses Vorspiels, in so fern es immer auch als Theil eines und desselben Drama's betrachtet werden muss, die ohnedies auffallende Ungleichheit im Ton und in der Sprache des Ganzen; denn es ist in der That nicht Mannichfaltigkeit, oder Abwesenheit von Manier, sondern Mangel an Haltung, wenn bald griechisch-*göthischer*, bald altfränkischer, mit dem Costume harmonirender, bald eigener Stil des Dichters, und zwar auch dieser bald mehr seiner früheren Epoche ähnlich, bald in seiner neueren, von Schwulst freyeren, aber trocknen und unharmonischen Art, mit einander abwechseln.

Die Willkür des Dichters in der ungewöhnlichen Ausdehnung seines Stoffs hat sich durch mehrere Fehler in der Oekonomie des Stücks ganz natürlich selbst bestraft. So hätte er schwerlich bey einem Stück von fünf Acten in eine zur Katastrophe führende Scene, solche Züge von des Helden historisch-poetischer Physiognomie, welche in eine Exposition gehörten, eingemischt, wie er in der zweyten Scene des vierten Acts von *Wallensteins Tod* gethan hat. Ueberhaupt aber liegt der wesentlichste Nachtheil, den er sich dadurch, dass er seinen Stoff nicht concentrirte, zugezogen hat, in dem Auseinanderreissen der Katastrophe. Diese ist keine andere als Wallensteins Sturz, nach seinem Entschluss zum Abfall: dieser Sturz ereignet sich aber in viel zu vielen, un-

unter einander, und in ihrer Behandlung faſt ganz gleichen Sprüngen, und es iſt ein, gegen ſo manchen Meiſterzug unangenehm abſtechender Nothbehelf, den man nur einem von den recht eigentlich ſo genannten *Schauſpielen*, nachſehen könnte, wie Bothſchaft auf Bothſchaft herbeykommt, um immer nur dieſelben Wirkungen bey denſelben Perſonen, Verwunderung, Beſtürzung, Unentſchloſſenheit, bey Wallenſteins Anhängern, und was am ſchlimmſten iſt, bey Wallenſtein ſelbſt, hervorzubringen.

Zu jenen, aus einer und derſelben Quelle gefloſſenen Inconſequenzen muſs auch der *Prolog* gerechnet werden, der zwar als *poetiſche Vorrede* zu einem *dramatiſchen Gedicht* nichts Unſchickliches haben würde, und als ſolche viel Schönes hat, aber eben deswegen als *Prolog* eines *Theaterſtücks* das in ſich widerſprechendſte Ding iſt, das man ſich denken kann. Als ſolcher muſste er einer *Perſon* in den Mund gelegt werden, und auf der Weimarſchen Bühne, wo der V. ſelbſt die Anſtalten getroffen hatte, ſprach der Schauſpieler, welcher *mehrere Tage nachher* die für den Zuſchauer inzwiſchen völlig unbekannte Rolle des jüngeren Piccolomini ſpielen ſollte, im Coſtume dieſer Rolle gekleidet, dieſe ſchlechterdings im Namen und Geiſte des Dichters verfaſste Rede! Schwer iſt es freylich, dem Prolog eine andere Perſönlichkeit zu geben, als im griechiſchen Trauerſpiel, wo er als Hauptperſon des Stücks die Mühe der Expoſition über ſich nimmt, oder auf gut gothiſch, wie in *Tieks Genovefa*, (dieſem Meiſterſtück von Haltung im gothiſchen Stil,) der *heilige Bonifacius*; aber ärger konnte wohl der Knoten nicht zerhauen werden, als durch jenes Auskunftsmittel.

Am gedachteſten iſt des Dichters Verfahren mit dem Charakter ſeiner Hauptperſon: die Prüfung dieſes Verfahrens, und der Motive zu demſelben, muſs alſo, welches Reſultat ſie auch geben möge, vorzüglich lohnen, und ſelbſt der Tadel muſs hier ganz beſonders an Achtung für die Abſicht des Dichters gebunden ſeyn. Deutlich iſt dieſe Abſicht in den folgenden Worten des Prologs angekündigt:

> Von der Partheyen Gunſt und Haſs verwirrt,
> Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte;
> Doch euern Augen ſoll ihn jetzt die Kunſt,
> Und euern Herzen, menſchlich näher bringen. u. ſ. w.

Schiller wollte nicht, wie ohne Zweifel einem franzöſiſchen Dichter eingefallen wäre, die Inconſequenzen des hiſtoriſchen Wallenſteins wegwiſchen, und einen ſchulgerechten Tragödienhelden aus ihm machen. Er wollte und muſste aber einen Sammelpunkt für dieſe Inconſequenzen finden; er wollte und muſste ſie an einen Faden reihen, jedes *Aeuſſerſte* in dem *ſchwankenden Charakter*, wie es im Prolog heiſst, *zur Natur zurückführen*. Zu dieſem Behuf gab er ſeinem Wallenſtein einen mehr ſpielenden als materiellen Ehrgeiz; ſein Wallenſtein hat in hohem Grade die Liebe und den Trieb zur Herrſchaft und Macht, aber wie *Göthe's Egmont*, obgleich aus einer ſehr verſchiedenen Gemüthsart, *will* er keinen beſtimmten *Zweck:* Wallenſteins negativer Wille iſt ſogar, ſeinem nervöſeren Charakter gemäſs, beſtimmter als Egmonts, bis ihn ſein Schickſal, gröſstentheils durch das von ihm getriebene Spiel zubereitet, mit ſeinem ganzen Bewuſstſeyn zum *Ernſt* nöthigt. Die Scheidewand iſt genau bezeichnet im groſsen Monolog: *Wallenſteins Tod* Act. 1. Sc. 4. Die Verhältniſſe des Feldherrn mit dem Hofe ſind als Motive ſeines Handelns, ſowohl wo dieſes frey als wo es der Nothwendigkeit unterworfen iſt, vortrefflich ausgehoben. Schön untergeordnet der Lage und dem Charakter des Helden iſt ſeine Neigung zur Aſtrologie, mehr Puppe eines genialiſchen Humors als beherrſchender Wahn, mehr Bizarrerie als weſentlicher Charakterzug.

Je lebhafter wir aber ſo viele Vorzüge anerkennen, die ſo ganz jener beſonnenen Behandlung verdankt werden; deſto mehr fühlen wir uns aufgefodert, zu ergründen, warum dieſer Charakter dennoch ſo weit entfernt iſt, ein befriedigendes poetiſches Ganzes zu bilden, warum der Zweck, ihn auf dieſe Weiſe *durch die Kunſt den Augen und Herzen der Zuſchauer menſchlich näher zu bringen*, dennoch verfehlt iſt. Wallenſtein erſcheint durch das Medium ſeiner Nebenperſonen, Gegner ſowohl als Anhänger, ſtets äuſserſt glänzend, und dieſes iſt unſtreitig die wahrhaft dramatiſche Weiſe, einen groſsen hiſtoriſchen Charakter herauszuheben. Wenn er aber ſelbſt auftritt, entſpricht er dieſem Glanze oft zu wenig; ja in mehreren Momenten verdunkelt er ihn weit mehr, als die Abſicht des Dichters, das Schickſal, welches den Mächtigen in Schatten ſtellt, lebendig zu ſchildern, es je mit ſich bringen konnte und durfte. Immer wiederholte Täuſchung immer wiederkehrender Zuverſicht, gänzlicher Mangel an ſolchen Reſſourcen, die, wenn auch das Schickſal ſie vereitelt, doch den Geiſt und die Kraft des auſserordentlichen Menſchen bezeugen: das iſt es, was man am poetiſchen Wallenſtein um ſo ungerner ſieht, als man es im hiſtoriſchen nicht findet, oder wenigſtens dramatiſcher motivirt findet. In der Scene mit dem ſchwediſchen Oberſten erblickt man ihn als einen Neuling in politiſchen Verhandlungen, und wie einen ſolchen demüthigt und züchtigt ihn ein einziges Wort aus *Wrangels* Mund. Keinen beſſeren Eindruck machen die Künſte, die er in dem Auftritt mit den *Pappenheimer* Deputirten anwendet, und in dem Erfolg ſeines nachmaligen Entſchluſſes, ſich den ſtürmenden Kriegern ſelbſt zu zeigen, kommt die Würde, welche der Dichter ihm zu erhalten verbunden war, am allerſchlimmſten weg. Das, ſagt er, (*Wallenſteins Tod*, Act. 3. Sc. 20.)

> Das konnten ſie ſich frevenlich erkühnen,
> Weil ſie mein Angeſicht nicht ſahn — ſie ſollen
> Mein Antlitz ſehen, meine Stimme hören —
> Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
> Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?

Laſs

Lafs fehn, ob fie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht.
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer, und fchnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
In's alte Bette des Gehorfams wieder.

Aber es währt nicht lange, fo erzählt *Terzky* (Sc. 22.) den kläglichen Ausgang, den jenes kühne Vertrauen hatte:

Man liefs ihn nicht einmal zum Worte kommen,
Als er zu reden anfieng, fielen fie
Mit kriegerifchem Spiel betäubend ein.

Eines neueren, fehr bekannten Falls nicht zu gedenken, redete auch *Montezuma* feine Unterthanen vergebens an, und ohne dafs fie ihn zum Worte kommen liefsen, als fie feine Refidenz belagerten, in welcher die Spanier ihn gefangen hielten; aber ein mexikanifcher Pfeil fchofs den unglücklichen Fürften nieder, und ein folches Ende mufs eine folche Situation haben, wenn fie nicht einem Helden etwas geben foll, das in keines tragifchen Dichters Abficht liegen kann — Lächerlichkeit.

(*Der Befchluft folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Ueber deutfche Vornamen und Gefchlechtsnamen*, von *Tileman Dothias Wiarda*, Secretär der oftfrieflfchen Landfchaft. 1800. 17 Bog. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. diefes, in feiner Art dem Genealogen, Diplomatiker, Literator, Sprachforfcher, und Juriften gleich wichtigen, Werkchens verdient den gerechten Dank des Publicums für die gefchickte Ausfüllung einer Lücke, die bisher in unferer Literatur noch übrig geblieben war. Nach feiner eignen Angabe foll es nur ein Verfuch feyn, diefes noch fo fehr unbebauet liegende Feld einigermafsen urbar zu machen; allein es wird nunmehr, bey einer hinreichenden Menge von Materialien, an denen kein Mangel feyn kann, leicht feyn, auf der, von dem Vf. mit fo grofsem Fleifse und fo vieler Mühe und Sorgfalt geebneten, Bahn weiter fort zu fchreiten, ja kleine Fehler zu entdecken, die bey dem erften Aufräumen faft unvermeidlich waren, und ähnliche felbft zu vermeiden. Die ganze Abhandlung theilt fich in drey Abfchnitte, deren erfter *von den Vornamen oder Taufnamen der Deutfchen*, der zweyte *von deutfchen Stammnamen oder Gefchlechtsnamen*, und der letzte *von dem erlaubten und unerlaubten Gebrauche der Vornamen und Gefchlechtsnamen* umftändlich handelt. Näher in's Detail der einzelnen untergeordneten Sätze und Materien uns hier einzulaffen, verbietet der Raum diefer Blätter. Jedoch find wir fchuldig, unfer obiges Urtheil durch einen Beweis, dafs wir das Buch von Anfang bis zu Ende mit Aufmerkfamkeit durchgelefen haben, zu unterftützen, und in diefer Abficht wählen wir folgende kurze Bemerkungen aus mehreren, die fich uns während der angenehmen Lectüre freywillig darboten. Wenn der Vf. S. 83., wo er von den, von den Heiligen etc. entlehnten, Namen redet, fagt: „Nicodemus war zwar ein treuer „Anhänger des Heilandes, aber ein Nachtfchleicher, „und durfte nicht rein mit der Sprache heraus; — „daher trifft man *nirgends* in Deutfchland einen Ni„codemus an:" fo hat er z. B. nicht an unfern berühmten Landsmann Nicodemus Frifchlin gedacht. Bey S. 88., wo er behauptet, dafs, aufser dem Jeremias, Daniel, Jonas, *keiner* der übrigen Propheten die Ehre genoffen habe, feinen Namen zum Taufnamen herzuleihen, fielen uns doch z. B. Efaias Pufendorf, Joel Langelott, Enoch Zobel, Malachias Geiger, Ezechiel Meth, der Fanatiker des vorigen Jahrhunderts, der bekannte Johann Amos Comenius, etc. ein. Zu S. 100. bemerken wir im Vorbeygehen, dafs Nanne ein, Männern und Weibern gemeinfchaftlicher, Vorname bey den Einwohnern des Landes Wurften fey, ohne dafs wir uns jedoch zu entfcheiden getrauen, welchem Gefchlechte felbiger urfprünglich zugehört habe. Ebendafelbft findet man Abel, als weiblichen Vornamen, Pecke, als Mannsnamen, und Becke, als Frauennamen, wenn anders letzter keine verdorbene Ausfprache oder Verkürzung für Rebecca feyn follte. Der Urfprung vieler Gefchlechtsnamen aus den Taufnamen der Väter S. 122. fällt am deutlichften in die Augen, wo derfelbe Name zugleich als Vorname bey einerley Perfon gefunden wird, wie z. B. im Lande Wurften Adike Adikes, Johann Eibe Johanfs, u. f. w. S. 165. ff. 168. 173. würden wir doch die Namen Bader, Bartfcher, etc. eben fo gern in die Claffe deren fetzen, die von Aemtern oder Gewerben hergenommen find, die Namen Backhaus und Baumgarten eben fo gern von einzelnen Plätzen im Wohnorte des Stammvaters, als von Bachhaufen in Bayern und Baumgarten ebendafelbft oder in Brandenburg und Schwaben, fo, wie den Namen Ball von irgend einer zufälligen Begebenheit, den Namen Bohl von dem alten Vornamen Bole oder Bohle, ableiten u. f. w. Doch genug zu unferer Abficht. Es würde ungerecht feyn, abfichtlich etwanige kleine Mifsgriffe, die übrigens dem Werthe und der Gründlichkeit des Ganzen nichts entziehen können, weiter aufzufuchen und verfolgen zu wollen. S. 99. mufs es, ftatt Pfike und Feuken, Fike oder Fiken, heifsen. *Feftiglich*, (S. 8.) für *feyerlich*, und S. 148. *vor und nach*, für *nach und nach*, find vielleicht Provinzialismen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 31. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Wallenſtein. Ein dramatiſches Gedicht* von *Schiller* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Der Streich, welchen Wallenſtein *Buttlern* geſpielt hat, wäre allerdings auch unter die Züge zu rechnen, die dieſen poetiſchen Charakter herabwürdigen; doch ſpricht man ihm ungern das Urtheil, weil er den ſchönen und ächt tragiſchen Contraſt zwiſchen Wallenſteins fantaſtiſchem Vertrauen auf *Octavio Piccolomini*, und ſeiner, vom Gewiſſen eingegebenen, widrigen Ahndung gegen Buttlern gründet, weil er die Quelle der groſsen, leiſen Situation iſt, wo Wallenſtein in dieſem von ihm beleidigten Menſchen ſein Verderben umfaſst. Allein die obigen Bemerkungen berechtigen uns ſchon hinlänglich zu dem Zweifel, ob nicht endlich die Idee, welche die Geſchichte ſelbſt zur Auflöſung der Widerſprüche in Wallenſteins Betragen angiebt, auch dem Dichter beſſere Dienſte gethan hätte, als der von ihm eingeſchlagene Weg. Die Geſchichte ſetzt es ziemlich auſser Zweifel, daſs die böhmiſche Krone wirklich Wallenſteins Augenmerk war, und daſs er von lange her ſeinen Abfall, um ſie an ſich zu reiſsen, vorbereitet hatte; zugleich aber gewährt ſie Data zu der Vermuthung, daſs ſein Hang, die Sterne zu befragen, von dem Wiener Hofe gehandhabt worden ſey, und daſs ihm dieſer in der Perſon ſeines Aſtrologen *Seni* eine ſeiner Kreaturen an die Seite geſtellt habe, um ihn wirklich zu verleiten, wie *Illo* im Schauſpiel ſagt: *daſs er auf die Sternenſtunde wartete, bis ihm die irdiſche entflöhe.* Die glückliche Behandlung dieſer Neigung zur Aſtrologie, welche in der Art, wie Wallenſtein Octavio's Abfall aufnimmt, eine der erſten Schönheiten des Stücks hervorbringt, hätte auch dann, wenn der Vf. ſich an iene Idee gehalten hätte, die nämliche bleiben können; unſtreitig aber giebt der hiſtoriſche Wallenſtein, aus jenem Geſichtspunkt betrachtet, ein weniger *ſchwankendes Charakterbild* als der poetiſche, und in ihm iſt die Würde des Helden eines tragiſchen Schickſals beſſer gerettet.

Wollte der Dichter auch ſeinem Wallenſtein kein beſtimmtes Complott zur Laſt legen: ſo war doch die alberne Idee, ihn kindlich rein zu ſchildern, fern von ihm, und er gab ihm daher *Velleitäten* von Ehrgeiz, und zu dieſen den Wahn, *daſs er ſtets könne wie er wolle* (*Wallenſt. Tod*, A. 1. Sc. 4.). Sehr ſchön alſo, in dieſem Sinne ſeines Charakters, ſagt er in der letzten Scene des nämlichen Akts, nachdem jener Wahn ihn verlaſſen hat, zu ſeiner Schweſter:

Frohlocke nicht!
Denn eiferſüchtig ſind des Schickſals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Saamen legen wir in ihre Hände:
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Aber um ſo mehr ſcheint es faſt kindiſch an ihm, daſs er ſich im dritten Akt, Sc. 4., von Träumen künftiger Gröſse gegen ſeinen Willen überraſchen läſst, und in eiteln Groſsſprechereyen wie:

— meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen ſuchen —

gegen ſeine Gemalin verräth, was er ihr verbergen möchte.

Indem der Vf. Wallenſteins Ehrgeiz, und die Anſprüche, zu welchen ein ſolcher Menſch ſich erheben konnte, mehr in ſeine Vertrauten und Anhänger als in ihn ſelbſt legte, gerieth er, um den Grund jener Anſprüche zu bauen, durch Reminiſcenzen oder angewöhnte Begriffe und Gefühle aus unſern neueſten Zeiten, in eine falſche Ideenverbindung. Unter andern iſt dieſs der Fall in den Reden der *Gräfin Terzky*, in der wichtigen ſiebenten Scene des erſten Akts von *Wallenſteins Tod*. Allein damals waren die Zeiten noch nicht fern, wo glückliche *Condottieri* in Italien Fürſtenthümer erworben hatten; die militäriſche Verfaſſung während des dreyſsigjährigen Kriegs erweckte bey Groſsen, die ſich dem Kriegshandwerk widmeten, noch leicht die Hoffnung, daſs ihnen gleiches Glück zu Theil werden könnte: *Mannsfeld, Chriſtian von Braunſchweig, Bernhard von Weimar*, hatten jene Urbilder im Auge, ſo gut wie *Wallenſtein*, und der Geiſt jener Zeit war das Streben der ſouverainen Macht gegen ſolche Entwürfe bey Dienern ſowohl, als bey Gegnern; der Uebergang aus Verhältniſſen, in welchen dem Ehrgeiz ſolche Ziele noch vorſchwebten, zu den neueren, wo auch das Höchſte des Ehrgeizes nur Gnade aus den Händen der ſouverainen Macht war. *Schiller* hat ſich mit der Geſchichte mehrere erlaubte Freyheiten herausgenommen, die ſogar als lehrreiche Muſter für Dichter, welche hiſtoriſche Gegenſtände dramatiſch bearbeiten, gelten können, — z. B. indem er den von Wallenſtein geſpielten Streich, durch welchen dieſer nach der Geſchichte *Illo'n* an ſich feſſelte, auf *Buttlern* übertrug, um des Letzteren Theilnahme an Wallenſteins Verderben zu motiviren. Allein in jenem Falle hat er ſich falſche Anſicht ſeines

Stoffs, oder doch Vernachläfsigung der wahren Anficht deffelben, zur Schuld kommen laffen. Auch hätte der Dichter nicht überfehen dürfen, dafs Wallenftein fich um fo mehr berechtigt glauben mochte, wider des Kayfers Willen und felbft auf des Kayfers Koften, eine Souverainität an fich zu reifsen, als ihn der Kayfer ehemals mit dem Befitz einer folchen, den er ihm nicht ertheilen konnte, und fchwerlich auch nur ertheilen wollte, gekörnt hatte.

Die Behandlung des Hauptcharakters gegen den Schlufs, da wo Verderben fchon unabwendbar den Unglücklichen umringt, ift fehr fchön. Dem Vf. mögen *Macbeth's* letzte Augenblicke vor dem Sinn gefchwebt haben, aber Nahrung dem *eigenen* Genie war hier *Shakefpear* unferm Dichter. Ueberdrufs am Leben, Ermattung der ehemaligen Triebe des Ehrgeizes in dem Moment, wo die Summe deffen, was fie eintrugen, zufammengezogen wird; das find die gemeinfchaftlichen Züge beider Helden. So gefchieht es, dafs Wallenftein in einem fpäteren Zeitpunkt feiner Laufbahn faft wörtlich fpricht, wie es Macbeth, der gröfsere Verbrecher, früher that (*Wallenft. Tod*, A. 5. Sc. 3.):

Er ift der Glückliche. Er hat vollendet,
Für ihn ift keine Zukunft mehr, ihm fpinnt
Das Schickfal keine Tücke mehr — fein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet:
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg ift er über Wunfch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm ift wohl! Wer aber weifs, was uns
Die nächfte Stunde fchwarz verfchleyert bringt?

Wallenftein fagt diefs in der Fortdauer jener düftern Zerftreuung, die ihn feinen verfchwundenen Glücksftern und feinen gefallenen Freund fo fchön verwechfeln machte. Macbeth hat einen neuen Mord befchloffen, und fich verfchworen: „eher foll fich der Weltbau aus einander fügen, als dafs ich mein Brod mit Zittern effen, und von den fchrecklichen Träumen, die mich allnächtlich erfchüttern, geplagt bleiben möchte." — „Beffer, fällt er ein, wäre es bey den Todten zu feyn, die ich in die Ruhe fchickte, um ihren Platz zu füllen, als auf diefer Seelenfolter auszuhalten in raftlofer Spannung. *Dunkan* liegt in feinem Grabe: nach des Lebens wechfelvollem Fieber fchläft er wohl — Verrath hat fein Aergftes an ihm gethan; nicht Eifen, nicht Gift, weder häusliche Tücke, noch fremde Feindfchaft, können ihn mehr berühren."

Diefelbe Aehnlichkeit und diefelbe Verfchiedenheit ift durchgängig gehalten. Unverrückten, geraden Schritts war Macbeth dem trüglichen Hexenwort von Verbrechen zu Verbrechen gefolgt: wie der höllifche Doppelfinn nach und nach ans Licht tritt, bleibt ihm von feinen edeln Anlagen noch das Coloffalifche im Fallen. Er fieht fein Verderben: aber eben da wird der furchtfam argwöhnifche, blutige Tyrann wieder zum Manne. Wallenftein hatte in richtige politifche Berechnungen, in Verhältniffe, die er nicht felbft fchuf, die fantaftifche Zuverficht auf die Gunft der Sterne eingemifcht. Nun reifst es ihn auf einmal verwirrend fort — zwar ift ihm der Abgrund verborgen, an deffen Rand er fteht; aber er fühlt fich feines Thuns nicht mehr mächtig, und in diefem Gefühl zerflieffst vor feinem eignen Blick das Meteor feiner Gröfse: es liegt darin, ftatt Macbeths finftrer Verzweiflung, für ihn nur fchwermüthige Ahndung, in welcher doch noch Spuren feines heitern Selbftvertrauens hervorglänzen. Wie fchön ift der Uebergang von jener zu diefen in feiner Rede gegen *Gordon!* (*Wallenft. Tod*, A. 5. Sc. 4.):

So bift du fchon im Hafen, alter Mann?
Ich nicht. — Es treibt der ungefchwächte Muth
Noch frifch und herrlich auf der Lebenswoge u. f. w.

Noch bemerken wir einen Zug in der Behandlung diefes Charakters, der unftreitig pfychologifchen Werth hat, aber mehr noch durch den Gedanken, als durch den Ausdruck, ganz der Komödie angehört; es find die Worte (*Wallenft. Tod*, A. 2. Sc. 3.), nachdem Wallenftein den Grund feines Vertrauens auf *Octavio Piccolomini* gegen *Illo* und *Terzky* offenbart hat,

Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beftändig
Zurück nur kommen auf ihr erftes Wort,
Wenn man *Vernunft* gefprochen ftundenlang.

Von den übrigen Perfonen haben wir, um dem Zweck diefes Auffatzes zu entfprechen, nur wenig hinzuzufetzen. Ueberhaupt finden wir in diefem ganzen Drama, und zwar befonders durch die Anlage der Charaktere,

das grofse gigantifche Schickfal,
Welches den Menfchen erhebt, wenn es den Menfchen zermalmt,

wirklich wieder, über deffen Entfernung von unfrer Bühne der Vf. anderswo ein fo kräftiges Lied gefungen hat*): der Geift der wahren Tragödie, und mit diefem die höchfte Moralität, lebt in allen diefen Perfonen, die nicht gut oder böfe handeln, nicht Lohn oder Strafe empfangen, über welche aber in ihren gegebnen Charakteren nothwendige Verhängniffe ergehen.

So wie einft *Moliere'n*, als feine Kunft in Frankreich noch in der Wiege lag, zugerufen wurde: *Courage, Moliere, voilà la vraie comedie*: fo gebührte auch ein ähnlicher Zuruf, zwar hoffentlich nicht am *Grabe* der tragifchen Kunft, aber doch im Augenblick eines vorübergehenden Verfalls derfelben, dem Vf. des *Wallenfteins*.

Eine ganze Schule der verfchiednen moralifchen Motive, nach denen verfchiedne Charaktere handeln, ift in den Contraften zwifchen *Octavio* und *Max Piccolo-*

*) *Shakefpears Schatten*: f. *Schillers Gedichte*, erfter Theil, S. 275.

colomini, zwiſchen *Buttler* und *Gordon*, erſchöpft. Ja, an der Vollkommenheit ſelbſt dieſer Contraſte könnte man es tadeln, daſs ſie mehr von Schule als von lebendiger Poeſie zeugt, daſs die Abſicht und die Darſtellung nicht genug in einander verſchmolzen ſind, daſs jene nicht genug *zufällige* Folge von dieſer ſcheint. Dieſs hieſse aber eine beſtimmte Manier nach den Geſetzen einer andern beurtheilen, oder an den ſcharf ausgedrückten Compoſitionen und Figuren eines Malers, deſſen Eigenthümlichkeit dieſer ſcharfe Ausdruck wäre, *Raphaeliſchen* Charakter vermiſſen — und was würde wohl eine *ſolche* Kritik noch einwenden dürfen, wenn andre, durch das Anſchauen der ſtark hervorſtechenden Züge, und der höchſt vernehmlich ausgeſprochnen Gedanken in den Compoſitionen jenes Malers verwöhnt, gerade *dieſem* Charakter keinen Geſchmack mehr abzugewinnen vermöchten?

Octavio und *Max* gewinnen auſserordentlich durch die Miſchung von Herzlichkeit in ihrem gegenſeitigen Verhältniſs als Vater und Sohn, und beſonders nüancirt dieſer Zug *Octavio's* Charakter äuſserſt ſchön. So geſchieht es, daſs wir, jeden Augenblick bereit, mit des Sohnes ſtets eben ſo richtigem als warmen Gefühle zu ſympathiſiren, dennoch dem Vater nie übel wollen, und in ſeine ſophiſtiſchen Gründe zu der zweydeutigen Rolle, die er gegen Wallenſtein ſpielt, eingehen mögen. So geſchieht es, daſs der unſterbliche Zug am Schluſſe:

Dem *Fürſten* Piccolomini!

indem er alle die Wirkung thut, welche die gemeine tragiſche Lohnaustheilung immer verfehlt, uns zugleich in des unglücklichen *Octavio's* Seele verwundet. Das, das iſt der Genius der *ächten Tragödie*, der auch mit derſelben Kraft in *Buttler's* und *Gordon's* Antagoniſmus ſichtbar iſt. Indem wir *Buttlern* das Recht nicht ſtreitig machen, eben ſowohl den „ſchwachſinn'gen Alten" *Gordon* wegzudrängen, um zu vollenden, was er begonnen hat, als auch *Octavio's* Abſcheu mit ſtolzen Recriminationen zu ſtrafen, verehren und lieben wir dennoch in *Gordon* den menſchlichen, einfach rechtlichen Mann — gewiſſermaſsen einen militäriſchen *Kloſterbruder*.

In einem weniger auffallenden, und darum nicht weniger ſchönen Contraſt, der, wenn man von der Verſchiedenheit der Verhältniſſe und Perſonen abſtrahirt, ein vollkommnes Seitenſtück zu dem Contraſt zwiſchen *Gordon* und *Buttler* iſt, ſtehen die *Gemalin* und die *Schweſter* Wallenſteins gegen einander, und ein noch ſchöneres Drittes macht *Wallenſteins* Tochter, die auch ihrer *Mutter* Tochter iſt, und an welchen die Idee, das Groſse des Vaters in der weiblichen Natur zu veredeln, und gleichſam zu verſittlichen, ſo erhaben reizend hervorleuchtet.

Wie jeder dieſer Charaktere, in ſich ſelbſt vom höchſten Intereſſe, mit den andern in Beziehung ſteht; wie ſie alle, ſowohl zuſammen als einzeln, oder in den Contraſten und Verhältniſſen, durch welche ſie gepaart ſind, ſich ſtets auf die Haupthandlung und den Gang derſelben beziehen: das ſind eben ſo ehrwürdige, als für das Studium der dramatiſchen Kunſt lehrreiche Zeugniſſe von einem lange durchdachten und gereiften Kunſtwerke.

Eine unerklärliche Vernachläſsigung iſt es (*Wallenſt. Tod*, A. 2. Sc. 1.), daſs *Octavio Piccolomini* in einem gleichgültigen Geſpräch mit Wallenſtein begriffen, den Akt eröffnet: die wirkliche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen dieſen beiden Perſonen, konnte allenfalls im Plane des Dichters keinen Platz finden, gewiſs aber durften ſie alsdann auch nicht zu einer ſo unbedeutenden Statiſten-Erſcheinung zuſammengeſtellt werden.

Octavio's Verhältniſs gegen ſeinen Sohn *Max* erweckte einmal ſehr natürlich bey dem Dichter eine Reminiſcenz aus einer ähnlichen Situation in *Göthe's Iphigenie*. *Octavio* ſagt zu *Max* (*die Piccolomini*, A. 5. Sc. 1.), der ſein Betragen gegen Wallenſtein nicht gutheiſsen kann:

Mein beſter Sohn! Es iſt nicht immer möglich,
Im Leben ſich ſo kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innerſten.
In ſteter Nothwehr gegen arge Liſt
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht:
Der Kayſer ſchreibt mir mein Betragen vor,
Wohl wär' es beſſer, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck verſagen müſſen.
Hier gilt's mein Sohn, dem Kayſer wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu ſprechen was es will.

So redet *Pylades Iphigenien* zu (A. 4. Sc. 4.), als ſich ihr Gefühl gegen den Betrug ſträubt, der dem König *Thoas* geſpielt werden ſoll:

So haſt du dich im Tempel wohl bewahrt!
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern ſtrenge ſeyn: du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dieſs Geſchlecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daſs keiner in ſich ſelbſt noch mit den andern,
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt, uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen,
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht.

Die Stellen Th. 1. S. 101 — 107., wenn ſie auch zuletzt etwas überladen ſind, werden wohl jedem Leſer des Wallenſteins unvergeſslich bleiben; um ſo mehr wäre aber zu wünſchen, daſs der Dichter die Gemüthsbewegung ſeines Lieblings, *Max Piccolomini*, nicht zunächſt mit

Dem erſten Veilchen, das der März uns bringt,
Dem duftigen Pfand der neuverjüngten Erde,

ſo ſchäfermäſsig angekündigt hätte.

Ausnehmend ſchön vertritt *Thekla* am Schluſs des dritten Akts *der Piccolomini* das Amt des griechiſchen Chors.

Aber in *Wallenſteins Tod*, A. 4. Sc. 12. iſt derſelbe Ton in ihrem Munde dem Dichter weniger gelungen.

Was übrigens dieſen vortrefflichen Charakter im Ganzen betrifft: ſo ſcheint ihn der Dichter durch einige Pinſelſtriche im dritten Akt *der Picsolomini* etwas *Leſsingiſch* auf die Spitze geſtellt, und die Striche nicht mit völlig ſicherer Hand angebracht zu haben: ſie ſollten ohne Zweifel mädchenhafte Freyheit und Gewalt des Geiſtes ausmalen, haben ſich aber mit dem zarten Glanz dieſes Gemäldes ſchöner weiblicher Originalität nicht genug verſchmelzen wollen.

Wir glauben kaum hinzuſetzen zu müſſen, daſs unter dieſer Bemerkung *Thekla's* kühne Klugheit in der Wahrnehmung der geheimen Abſichten ihrer Tante, und der Offenbarung derſelben an ihren Geliebten, *nicht* mit begriffen iſt. Es wäre ein mehr als böotiſcher Sinn, der das:

Trau ihnen nicht. Sie meynen's falſch, u. ſ. w.

nicht unter die erſten Schönheiten des Stücks rechnete.

Buttlers Scene mit *Deveroux* und *Macdonald* im letzten Akt, wird wohl wenige Leſer treffen, die ſie nicht ſehr abgekürzt wünſchten: auch ſie gehörte in ein ſehr gewöhnliches Theaterſtück und nicht in ein Drama von dieſem hohen Stil.

Mit dem Vers iſt der Vf. an vielen Stellen mit ſo gefliſſentlicher Härte und Geringſchätzung der Regeln umgeſprungen, daſs einzelne Kritiken über dieſen Punkt ſehr unnöthig ſeyn würden. Die Urſachen, die man bey ihm vorausſetzen kann, reichen ſchwerlich hin, die öftere Disharmonie in der Sprache dieſes Stücks zu entſchuldigen, und vielleicht rächten ſich die Muſen, indem ſie ihm überhaupt diesmal die Gabe des Wohllauts, auch wo er ſie nicht verſchmähte, karger verliehen als ſonſt.

FREYMAURER SCHRIFTEN.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Blüthen der Maurerey. Erſtes Bändchen.* 1800. 212 S. 8. (16 gr.)

Dieſer beſcheidene Titel verſpricht nur *Blüthen*, ganz dem Inhalte gemäſs. An Floskeln, Tiraden und Gemeinplätzen, Declamationen und Exclamationen fehlt es dieſen, in der Loge zur Weltkugel von einem, wie es ſcheint, noch jugendlichen Br. Redner gehaltenen, Vorleſungen oder Reden nicht, wohl aber an innerm Gehalt und an Energie. Einiges aus der zweyten Rede, welche die den geheimen Geſellſchaften und beſonders dem Fr. M. O. gemachten Einwendungen und Vorwürfe widerlegen ſoll, aber auch nicht einen einzigen von denen, die in der erſten Rede vorgetragen werden, gehörig widerlegt, wird hinreichend ſeyn, unſer Urtheil zu beſtätigen. Nach einem langweiligen und faden Eingange geſteht der Redner zwar, daſs im O. ſich menſchliche Leidenſchaften eingeſchlichen, Heucheley die Larve der Wahrheit angenommen, Herſchſucht und Ränke, Ueppigkeit und Kleingeiſterey und das geſammte Götzenheer fauler Begierden ihr gefährliches Spiel getrieben, ſchlaue Köpfe den *gutmüthigen und blöden Haufen* gegängelt, und auf ſchlüpfrige Abwege geführt hätten; aber er meynt, man dürfe den *Orden* nicht mit ſeinen *Genoſſen* verwechſeln. Der O. wolle dieſen Unfug nicht, *er habe ihn nicht veranlaſst* (was oder wer denn ſonſt hat den blöden Haufen auf Abwege geführt, als der Orden durch ſeine Symbole, die zu verſtehen auch dieſer fromme und gutmüthige Redner noch weit entfernt zu ſeyn ſcheint?), vielweniger gebilliget, er züchtige jeden Frevler, ſteure jede (r) Unart, tilge des Laſters Keime. (Wenn er das alles kann, wie kommt es, daſs er, ſeit ſeiner mehr als funfzigjährigen Exiſtenz in Deutſchland, der ſchädlichen Geheimniſskrämerey und dem gefährlichen Spiele ſchlauer Köpfe mit dem blöden Haufen noch bis jetzt kein Ziel ſetzen konnte? An dieſem Geſchwätze iſt kein wahres Wort, und der Heiligenſchein, mit welchem hier der O. umgeben iſt, ein Werk der Unkunde und des Wahnes). Das *hohe, ehrwürdige Alter* des Os. beweiſen dem Vf. die Myſterien der Alten, die, obgleich in Abſicht des Zweckes und der Arbeiten von dem Fr. M. O. verſchieden, doch *wahrſcheinlich* denſelben *vorbereitet* hätten, und von dem Zeitgeiſt nach dem *Willen* unſerer Bedürfniſſe umgeformt worden wären. (Der Schluſs iſt ausnehmend bündig: weil in den älteſten Zeiten Myſterien oder geheime Geſellſchaften exiſtirt haben: ſo iſt der Fr M. O. ſehr alt. Daſs dieſer eine bloſse Umformung der alten Myſterien, nach dem Geiſte unſerer Zeit und gemäſs unſern Bedürfniſſen, ſey, iſt eine Unwahrheit). Und nun fährt der Vf. fort: „So uralt dieſe *Vorliebe* für geheime Verbindungen iſt, eben ſo ausgebreitet auf der Erde ſind ſie geworden. — Soll dieſes *Alterthum*, dieſe Verbreitung des O. nichts für ſeinen Werth beweiſen? (Nein!) Soll nur blinde Nachahmungsſucht, nicht allgemein gefühltes Bedürfniſs nach einem reinen *Lichtgenuſs* (nein!), nicht ſichtbarer Gewinn (ja! aber für wen und auf weſſen Koſten?) ſein Bürge und Vertheidiger ſeyn? Flieſst nicht daraus die freudige Hoffnung, der O. ſey heilſam, er ſey ein Baum von Gott gepflanzt, den keine Hand, kein Sturm ausreiſsen wird, der Blüthe, Frucht und Schatten dem Gärtner ſchenket?" (ja wohl!). Die Frage, wozu geheime Geſellſchaften nöthig wären, wird unter andern ſo beantwortet: „Herrſchende *geſtempelte* Thorheiten und Laſter, Unglauben und Frechheit führten die Menſchen in eine ſichere Abgeſchiedenheit. Sie ſetzten dem ſchwellenden Heerſtrom haltbaren Damm, ſie kämpften den groſsen ehrenvollen Kampf mit dem Fürſten der Finſterniſs; ſie erlegten den gewaltigen Rieſen, wenigſtens feſſelten ſie ſeine Fäuſte, daſs er nicht verheerte die Tempel der Wahrheit, zertrümmerte die Altäre der Tugend." Wie ärmlich iſt das alles! und wäre es nicht gerathener, wenn es der Vf. bey dieſem erſten Bändchen ſolcher Blüthen bewenden lieſse?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. Januar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Herodis Attici* quae supersunt adnotationibus illustravit *Raphael Fiorillo*, bibliothecae regiae academ. Georg. Augustae a secret. Praefixa est Epistola Chr. G. Heynii ad auctorem. 1801. XXVI u. 215 S. 8.

Diese Schrift enthält, aufser den zwey bekannten Triopeischen Inschriften, die zuletzt Visconti besonders herausgegeben hat, noch eine Sammlung von Fragmenten des Herodes Jambographus, und die Declamation *de Republica* (*Orator. graeci* T. VIII. p. 32. *ed. Reisk.*). Da dem Herodes Atticus, wie der Herausgeber wenigstens steif und fest behauptet, weder die Inschriften, noch die Declamation, zugehören, (von den Fragmenten versteht sich dieses von selbst), und der beste Theil des Commentars andern Gelehrten, namentlich dem Visconti, Ruhnkenius und Reiske zugeschrieben werden muss: so sieht man hieraus, dass der allgemeine Titel dieser Schrift nicht allein unschicklich gewählt ist, sondern dass auch der Zusatz: *adnotationibus illustravit*, eine grosse Einschränkung leidet. Was indessen den letzten Umstand betrifft: so ergiebt sich bey einer nähern Untersuchung dieser Arbeit freylich gar bald, dass der Vf. hierbey wenigstens consequent verfuhr. Denn so wie er seine Gewährsmänner auf dem Titel nicht nennt: so hat er ihre Namen auch bey den von ihnen entlehnten Anmerkungen gröfstentheils verschwiegen, und auf diese Weise seiner Schrift einen Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben verstanden, der den Nichtkenner blenden könnte. Rechnet man aber diese fremde Zuthat ab: so bleibt ihm von demjenigen Theil des Commentars, der sich auf die oben genannten vier Stücke selbst bezieht, nur wenig; wohl aber bleiben ihm eine Menge kritischer Bemerkungen über andere Schriftsteller übrig, die hier mit solcher Weitschweifigkeit vorgetragen werden, dass die wahre Absicht des Vfs., seinen Herodes zu einem blofsen Vehikel von diesen zu machen, gar nicht zu verkennen ist. Freylich war es nicht zu erwarten, dass uns Hr. *Fiorillo* über die nur so oft commentirten Inschriften viel neue Aufschlüsse geben würde. Aber ein verdienstliches Unternehmen wäre es an sich schon gewesen, wenn er den gelehrten und geschmackvollen Commentar von Visconti, durch eine gute und zweckmäfsige Uebersetzung gemeinnütziger gemacht, und so die Wünsche vieler Gelehrten, die jenes Buch ungern entbehren, befriedigt hätte. Bey der gegenwärtigen Zubereitung hingegen sind nicht allein manche schätzbare Untersuchungen jenes italiänischen Gelehrten ganz übergangen, sondern das Mitgetheilte ist auch dergestalt mit eigenen Zusätzen vermengt und gleichsam zusammengeknetet, dass man Mühe haben würde, jenes von diesen zu scheiden, wenn sich nicht auch hier das Sprichwort: *forex indicio suo perit*, bestätigte.

Die Einrichtung der Schrift im Ganzen ist folgende. Voran steht die Abhandlung *de Herode Attico et ejus scriptis*, mit Hn. *Eichstädts* Zusätzen, aus dem Harlesischen Fabricius T. VI. p. 4 sqq. wörtlich abgedruckt. Hierauf die Inschriften selbst. Der Commentar geht von S. 49 — 170. Nun folgt: *Diatribe in Herodis Jambographi fragmenta*, von S. 171—180. Den Beschluss macht die Declamation *de Republica* mit den Reiskischen Anmerkungen. Vorzüglich lesenswerth ist die vorangeschickte *Epistola Heynii ad auctorem de finibus studii critici regundis.* Hier wird ganz eigentlich ein Wort zu seiner Zeit gesprochen. Man sieht es deutlich, dass Heyne dieses für junge Philologen überhaupt, und für Hn. *Fiorillo* insbesondere so lehrreiche Thema mit Absicht wählte, da er dem Publicum eine Schrift empfehlen sollte, die nicht allein, wie sich der vortreffliche Mann ausdrückt: *in eo verum genere versatur, ad quod ego juvenilia ingenia hortatu meo raro infligare, saeptus ab eo avocare soleo*, sondern die auch zugleich ein warnendes Beyspiel abgeben kann, wie sehr sich junge Leute, denen es noch an richtiger Sprachkenntnifs fehlt, vor derjenigen Klippe zu hüten haben, an der Hr. Fiorillo gescheitert ist. Auch bey einer flüchtigen Durchsicht mufsten ihm die auffallenden Proben einer verunglückten und sprachwidrigen Wortkritik in die Augen springen, die diese Schrift so sehr verunstalten. So will z. B. der Vf. S. 72. ein Fragment des Castorion bey Athen. X. p. 455. A. emendiren, und bringt Verse, wie folgende, heraus:

Σὲ τὸν βόλοις νιφοκτύπεις
δυσχείμερον ναίονθ' ΟΡΟΣ
θηρευόμε Πὰν, χθόν' Ἀρκάδων
κλείσω γραφῇ ἐγὼ τῇδε σοφῇ
πάγκλειτ' ἔπη συνθεὶς ἀοιδῇ
δύσγνωστα μὴ σοφοῖς κλύειν
μουσοπόλε θλῆ, ΧΑΡΙΤΟΤΑΤΟΝ
μείλιγμ' ἰεὶς. — — —

Welch eine Sprache! Beym Athenäus lauten die ersten Zeilen so: Σὲ τὸν βόλοις ν. δ. ναίονθ' ὁδός. Anstatt ὁδὸς wollte Casaubonus ὄμως, Scaliger ἕδος lesen. Hr. F. schlägt

ſchlägt ὄρος vor, ſieht aber nicht, daſs in dieſem Fall auch der vorhergehende Artikel τὸν in τὸ, und das Participium γαίον δ' nun in γαίουτ' ὄρος verwandelt werden müſste. Arg genug! Aber noch ärger iſt doch (um nichts von den Zwiſchenſätzen zu ſagen), am Ende die Verbeſſerung: χαριτοτατον, ſtatt κηροχίτωνος, wie bey Athenäus ſteht. Für einen Druckfehler kann man es nicht erklären. Denn die Worte ſind S. 74. noch einmal eben ſo abgedruckt, und da ſagt der Vf. in vollem Ernſt: *Caſaubonus non male χαριέστατον emendat. Non infeliciter tamen mihi* ΧΑΡΙΤΟΤΑΤΟΝ *reſtituiſſe videor!!!* —

Ein ähnliches Beyſpiel kommt S. 92. vor, wo das durchaus verdorbene Fragment des Pratinas (Athen. XV. p. 617.) *in extenſo*, aber mit den vermeyntlichen Verbeſſerungen des Vfs. aufgeführt wird. Hier wird man in der That zweifelhaft, ob man griechiſche oder arabiſche, mit griechiſchen Buchſtaben geſchriebene Worte vor ſich ſieht, wenn man z. B. anſtatt des verdorbenen Verſ. 25.:

Θυπατρυπάϊω δέμας πεπλασμένον νηιδέᾳ,

nun folgenden von Hn. Fiorillo *emendirten* Vers lieſt:

λαλοβαχυπαραμελοριθμοβάταν
ΘΥΠΤΕ ΤΡΥΠΑΝΩι δέμας πεπλασμένον ΑΝΑΙΔΕΙΑι.

Was in aller Welt ſoll das bedeuten? Schade, daſs es dem Vf. nicht gefallen hat, eine lateiniſche Ueberſetzung hinzuzuſetzen, daſs man wenigſtens ſehen könnte, was für einen Sinn *er* mit ſolchen Worten zu verknüpfen im Stande iſt. So viel merkt man wohl, daſs das θύπτε ſo viel heiſsen ſoll, als das vorhergehende παῖε, *pulſa*. Das Wort iſt übrigens ganz richtig abgedruckt. Denn auch dieſe Stelle wird S. 100. auf eben die Weiſe wiederholt. Hier hat alſo das verrufene τύπτω dem Hn. Fiorillo einen ganz fatalen Streich geſpielt.

S. 89. führt er, als etwas beſonders an, daſs die Präpoſitionen ἐπὶ und παρὰ von ihren Verbis getrennt werden können, und fährt fort: *multa alia exempla occurſant. Sic in Antigoni Caryſtii verſibus apud Athenaeum* Lib. III. p. 82. *B. legendum:* ἦχί μοι ὠραίων πολὺ φίλτερος ἦδ' ἄρι μᾶλλον πορφυρέων. — — Bey Athenäus ſteht ἀριμᾶλλον, wofür Caſaubonus ἄρα μᾶλλον oder ἐριμᾶλλον vorſchlägt. Dafür wird er nun von Hn. Fiorillo geſtraft: *non obſervavit* (man denke!) *verba* ἄρι *et* πορφυρέων *conjungenda eſſe i. e.* ἀριπορφυρέων. Wo mag er es gelernt haben, daſs die *particula inſeparabilis* ἄρι eben ſo von ihrem Adjectiv getrennt werden kann, wie die Präpoſitionen ἐπὶ und παρὰ von ihren Verbis? Und wo hat er das Wort ἀριπορφύρεος aufgetrieben?

Bey ſo bewandten Umſtänden ſollte nun niemand vermuthen, daſs in dieſer Schrift auch ſcharfſinnige und elegante Verbeſſerungen vorkommen. Und doch finden ſich dergleichen. Hier iſt gleich ein Beyſpiel. S. 164. wird ein Fragment des Choerilus (Athenäus Lib. XI. p. 464.) ſo geleſen:

— — — — — χερσὶν
ὄλβον ἔχω κύλικος τεύφος ἀμφὶς ἑαγὸς
ἀνδρῶν δαιτυμόνων ναυάγιον· οἷά τε πολλὰ
πνεῦμα Διονύσοιο πρὸς ὕβριος ἔκβαλεν ἄκτας.

Ueber den erſten Vers weiſs uns Hr. F. (wir werden bald ſehen, warum?) nichts zu ſagen, ob er gleich keinen Sinn giebt, und um einen ganzen Fuſs zu kurz iſt. Beym vierten Vers erinnert er uns bloſs an Athenäus: *male erat in Athenaeo* V. 4. πρὸς ὕβριος ἔμβαχ' ἄνακτος. Recht gut! Schade nur, daſs ſich der Vf. hier auf einem kleinen Unterſchleif ertappen läſst. Schade, daſs dieſe Emendation ſchon lange bekannt iſt, daſs ſie zuerſt von *Canter* N. Lect. IV. c. 5. vorgeſchlagen, hierauf von *Martini* V. Lect. III. c. 2. erläutert, und endlich von *Valckenaer* zu Herodot. VIII. p. 624. beſtätigt worden iſt. Valckenaer's Anmerkung ſcheint indeſſen unſer Kritikus nicht entdeckt zu haben. Sonſt hätte er uns gewiſs noch mit einer eben ſo meiſterhaften Verbeſſerung des erſten Verſes, worüber er leider! keine Auskunft bey Martini fand, überraſcht. Valckenaer lieſt vortrefflich:

Χερσὶν ἔχων κολοβοῦ κύλικος τεύφος ἀμφὶς ἑαγός.

Wir haben weiter oben von dem unerlaubten Gebrauch geſprochen, den Hr. Fiorillo ſich in Anſehung des Viſcontiniſchen Commentars erlaubt hat. Das angeführte Beyſpiel zeigt, daſs er mit andern Schriftſtellern nicht viel glimpflicher umgegangen ſey. Ein paar Beweiſe mehr, und es würde genugſam erhellen, daſs faſt die ganze Schrift, ſofern ſie etwas Gutes enthält, — eine Compilation iſt. Um indeſſen Raum zu erſparen, begnügt ſich Rec., nur noch ein Wort über die angehängte *Diatribe in Herodis Jambographi fragmenta* zu ſprechen, um zugleich die Methode anzuzeigen, *wie* Hr. Fiorillo im Ganzen compilirt hat. Hier ſtöſst man überall, theils in der Einleitung, theils in den Noten auf Bemerkungen, die gar nicht gemein ſind. Bald wird Caſaubonus, bald Weſſeling zurecht gewieſen. Die Sammlung der Fragmente des Jambenſchreibers Herodes hat an ſich ſchon etwas Auszeichnendes. Kurz, es iſt das gelehrteſte Stück der ganzen Schrift. Allein weder dieſe Sammlung, noch die *gelehrten* Noten, noch die Ausdrücke, mit welchen dieſe vorgetragen werden, ſind ein Eigenthum des Vfs. Alles iſt aus der *Hiſtoria critica Orat. graecor.* (p. XCIX ſeq.) von Ruhnkenius, deſſen Name, wie gewöhnlich, verſchwiegen wird, abgeſchrieben, nur etwas verſchoben und verdreht. Um dem Leſer die Vergleichung zu erleichtern, wollen wir den Anfang beider Stellen gegen einander abſetzen:

F. p. 171.

Graviſſimo enim errore Interpretes ad Plinii Epiſtol. Lib. IV. ep. 3. et Fabricius, Bibl. Gr. T. VIII. p. 710. ed. vet. confudere Herodem Atticum cum antiquo et incognito fere Herode Jambographo. Plinius, Ariſtarchi ſummi critici judicio neglecto, qui Simonidem et

R. p. 100.

*Denique Herodem Jambographum cum Herode Attico graviſſimo errore confundunt Interpretes Plinii, et Fabricius Bibl. Gr. Vol. VIII. p. 710. — Nobis (p. 99.) ſatis certum videtur, Simonidem et Hipponactem fuiſſe, quos cum Archilocho conjungunt Lucianus Pſeu-Hip-

F. p. 171.

Hipponactem Jambographorum principes esse ait, vid. Proclus Chrestom. p. 342. et Grammat. Bibl. Coislin. p. 597. palmam in hoc poeseos genere tradit Herodi. — Multa ad laudatum locum Plinii moliuntur Interpp. satisque ostendunt, se de Herode Jambographo, ne fando quidem quidquam audivisse. — Fragmenta, quae in antiquis scriptoribus observavi, hic a me proferentur.

R. p. 100.

dolog. p. 163. Proclus Chrestomath. p. 342. et Grammaticus Bibl. Coisi, p. 597. Sed ecce! Plinius, neglecto Aristarchi judicio, Jambographorum principem ponit Herodem. — Interpretes multa ad hunc Plinii locum moliuntur, satisque ostendunt, se de Herode Jambographo ne fando quidem quicquam audivisse. Ex ejus Choliambis fragmenta superstant apud — —

Nun folgen die von Ruhnkenius angezeigten Fragmente auch bey Hn. Fiorillo, der sie in *alten* Schriftstellern bemerkt haben will, aber blofs in eine andere Ordnung gestellt, und nur um ein einziges Stück vermehrt hat. S. *Schol. Nicand. Theriac.* p. 41. b. vergl. *Toup. Emend. in Hesych.* T. IV. p. 44. Alle übrigen Bemerkungen und Verbesserungen jenes Gelehrten sind, ohne jemals auf die Quelle hinzuweisen, von ihm gelegentlich eingeschaltet, aber auch mit eigenen Zusätzen vermehrt worden, die wenigstens Fleifs und guten Willen zeigen, etwas zu leisten. Davon liefert diese Schrift allerdings auch anderwärts mehrere Beweise. So ist z. B. S. 112. recht gut gezeigt worden, dafs in einem Fragment bey Athen. XIII. p. 595. F., wo die Rede von dem Monument der Pythionice ist (S. Jacobs in Att. Museum II. S. 178.), auf eine Stelle des Sophokles Electr. 6. angespielt wird. S. 70. scheint ein Fragment des Pindar glücklich verbessert zu seyn. Aber Rec. würde dem Vf. rathen, den ganzen kritischen Plunder vor der Hand an den Nagel zu hängen, sich erst um eine gründliche Kenntnifs der griechischen und lateinischen Sprache zu bewerben, und überhaupt bey seinem künftigen philologischen Studium, den ihm von Heyne vorgezeichneten Plan fest im Auge zu halten. So wird sich die Neigung zum Schleichhandel nach und nach von selbst legen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Asiatische Perlenschnur*, oder die schönsten Blumen des Morgenlandes, in einer Reihe auserlesener Erzählungen dargelegt, von *Anton Theodor Hartmann*, Prorector des Friedrichs-Gymnasiums in Herford. 1800. XCV und 521 S. 8. (2 Rthlr.)

In den Vorerinnerungen liefert der sachkundige Vf. die Literatur morgenländischer Erzählungen, indem er ächte, wahrscheinlich ächte, auch wahrscheinlich und offenbar unächte Producte dieser Gattung unterscheidet, und sie, theils blofs nach den Titeln, theils in weitläuftigern Notizen, aufzählt. Er giebt hierauf einige Proben in vollständigen und abgekürzten Uebersetzungen, und zwar: 1) Die Geschichte des Naerdan und der Guzulbec, des Derwisch Abunadar und des Greifs, alle drey verflochten in die *Geschichte Naurs*, Königs von Kaschemir. 2) Die Geschichte des *Sultans Nurgehen*, und der schönen, weisen Damake. 3) Die Geschichte des *Chalifen Vathek*. Ueberall durch allgemeine Bemerkungen und durch Noten unter dem Texte selbst den Leser in das Eigenthümliche dieser Erzählungen einzuführen, hat Hr. *H.* keine Mühe gespart. Wer orientalische Erzählungen liebt, findet sie hier in ihrer ganzen Fülle. Die Uebersetzung ist genau und lesbar. Die Erläuterungen beweisen Fleifs, verdienen Dank, und können für viele ähnliche Lesereyen zur Vorbereitung dienen. Der zweyte versprochene Theil ist daher einer günstigen Aufnahme werth. Da Hr. *H.*, der Vf. des Versuchs über die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgenländern, mit diesen morgenländischen Erzeugnissen so sehr bekannt ist: so würde er der Lesewelt in der Folge einen wahren Dienst erweisen, wenn er aus dem grofsen Vorrath, der gar nicht, oder nicht gut übersetzten, blofs die unterhaltendsten auswählen, selbst diese aber gedrängter erzählen, und sie, weil wir kaltblütigen Occidentalen, auch sogar seit Brown und Conf. regieren, nicht so viel Opium geniefsen, und nicht so oft im Zustand zwischen Schlafen und Wachen leben, wie der Orientale, von langweiligen und gedehnten Auswüchsen befreyen wollte. Auch könnten unmafsgeblich die meisten Anmerkungen, damit sie nicht bey mehrern Veranlassungen wieder gegeben werden müssen, am Ende jedes Bandes in alphabetischer Form und in möglichster Kürze mitgetheilt werden. Eine solche verkürzte, aber desto reichhaltigere, Schnur asiatischer Perlen, blofs vom ersten Wasser, oder eine streng ausgelesene Sammlung orientalischer Blumen ohne Nebengeschosse, verkümmerte Blätter und allzu grofse Stiele, würde zwar nicht das historisch wahreste Bild von orientalischem Geschmack, desto gewisser aber eine anziehende Leserey werden. Schon hier hat Hr. *H.* für gut gefunden, die zweyte Geschichte vor ihrem Schlufs merklich zu verkürzen, und noch etwas mehr Kürze würde sie noch mehr empfehlen. Der Morgenländer nur liebt es, seine Blumen sammt der fetten Erde, ohne welche sie freylich nicht wachsen konnten, neben sich hinzustellen. Selbst einige Nachbesserungen, wenn sie in morgenländischem Geiste, und nach Wielands Muster versucht würden, sollten für uns dergleichen Perlen nicht gerade unächt machen. Ohnehin aber würde die Verführung zu gedehnten Phraseologieen (wie S. 127. ein Tanz, welcher . . nach ihrer Weise, nicht von allen Annehmlichkeiten entblöfst war, oder, eine Geschichte, nach S. 163. von allem Interesse und aller Anmuth entblöfst), welche aus morgenländisch gedehnten Erzählungen leicht entstehen kann, wegfallen. Selbst aus den Einleitungen und Anmerkungen würde, der Deutlichkeit unbeschadet, manches wegbleiben können, da man dem Leser das Vergnügen, irgend etwas aus dem Context erklärbares sich selbst zu erklären, nicht zum Voraus rauben soll.

Rec. erlaubt sich noch einige besondere Anmerkungen. Die orientalische Weise, durch Mäne's (Geschenke) oder

oder Salem's (Grüfse, d. h. zum Gruſs geſchickte Zeichen) mit einander zu reden, kommt auch hier S. 9 bis 13., und der bekannte Liebesbrief der Lady Montague, welcher bloſs aus einem Beutelchen voll allerley kleiner Naturproducte beſtehen kann, S. XCII. vor. Erklärt aber fand Rec. dieſe Art von Correſpondenz weder hier, noch ſonſt wo. Lady Montague deutet ſie bloſs in einer Zeile an, welche man meiſt überſehen zu haben ſcheint. Daſs dergleichen Naturproducte an ſich ſinnbildlich ſeyn können, verſteht ſich ohnehin. Hier aber iſt nicht von der natürlichen Sinnbildlichkeit, ſondern von einer zufälligen, die Rede, welche aus ihren Namen entſteht. Dieſer beginnt etwa ein bekanntes türkiſches Lied, und dann will der türkiſche Liebhaber, daſs bey Anblick der Sache, welche jenen Namen trägt, die Geliebte an dieſs Lied denke, ſo gut, als wenn er ſelbſt es ihr vorgeſagt oder geſchrieben hätte. Häufiger liegt die Sinnbildlichkeit noch tiefer verſteckt. Das überſchickte ſoll durch den Klang ſeines Namens an einen türkiſchen Vers erinnern, welcher zu jenem Klang das Echo, den Reim enthält. Der Liebhaber ſchickt eine Münze. Dieſe heiſst Pul, bedeutet aber hier, an ſich betrachtet, nichts. Aber irgend ein bekannter Dichter hat auf Pul im nächſten Reim geſetzt: Derdimene Derdan bul. An dieſe Worte nun und ihren Sinn denkt die Geliebte, und erfährt dadurch das Girren ihres Liebhabers. Denn die Reimzeile ſagt: habe Mitleiden mit meiner Liebe. — S. 141. löſt Damake die Räthſelfrage: welches Thier der Einöde aus ſieben verſchiedenen Thieren zuſammengeſetzt ſey? durch die Antwort: Dieſs iſt die Heuſchrecke. Dieſe hat den Kopf eines Pferdes, den Hals eines Ochſen, die Flügel eines Adlers, die Füſse eines Kameels, den Schwanz einer Schlange, die Hörner eines Hirſchs, und den Leib eines Scorpions. Nach dieſem Beyſpiel wird man die Ausmalung der Heuſchrecken in der Apocalypſe Kap. 9, 3—11. ächt orientaliſch finden. — S. 320. wird die morgenländiſche Art, Frauenzimmer zu tranſportiren, angeführt. Auf jeder Seite wird einem Kameel eine Kiſte übergehängt, in welcher die Schöne, nebſt mancherley Bedürfniſſen für ſie, Raum hat. Gegenüber in der andern Kiſte ſitzt eine andere von den Töchtern des Serails, oder eine ihrer Zofen, ſo daſs ſie ſich mit einander unterhalten können. Gegen die drey übrigen Seiten und von oben her, ſind dieſe Sänftenkiſten mit ſchönen, aber undurchdringlichen, Teppichen bekleidet. In der Moallakah des Zoheir heiſst es: Sie ſind geſtiegen in Sänften, mit koſtbaren Teppichen und roſenfarbenen Vorhängen, deren Leinwand die Farbe des (carmeſinrothen) Andemholzes trägt. Nach einem Beyſpiel, das aus einem Gedichte des Amralkeis bekannt iſt, weiſs oft der Liebhaber dieſe Hüllen ſelbſt zu ſeinem Vortheil zu gebrauchen. An der Stelle anderer Bedürfniſſe, welche bey ſeiner Schönen in der Sänftenkiſte noch Platz gehabt hätten, ſchob ſich Amralkeis in den Kaſten ſeiner Onaiza. Ein näheres *Tete à Tete* läſst ſich kaum ausdenken. Nur pflegt meiſtens der Mangel am Gleichgewicht zwiſchen den Kiſten auf beiden Seiten den vieläugigen Eunuchen die eingeſchlichene fremde Laſt zu verrathen, und der verliebte Frevler iſt, wie hier S. 301., in Gefahr, das Schickſal jener Misgünſtigen zu erfahren. Favoritinnen hingegen werden oft bloſs in einer ſolchen Sänfte getragen, welche zwiſchen zwey zuſammengewöhnten Kameelen ſchweben. Eine *Märkaba* dieſer Art ſcheint ſich im Hohenlied III, 9. zu finden. Eine andere Stelle S. 332.: „Schlangen ſah man ziſchend aus ihren Hölen fahren, indeſs die Pferde wiehernd gegen den Boden ſtampften, ihre Naſe in die Höhe warfen und taumelnd zur Erde ſanken,“ hat den Rec. an Geneſ. 49, 17. erinnert. Auch Bibelerklärer dürfen, nach dieſen Proben, nicht Anſtand nehmen, auf eine ſolche aſiatiſche Perlenſchnur einen Blick zu werfen. Alles, was ſie anſchaulicher in den Orientalismus hinein zu verſetzen vermag, darf ihnen willkommen ſeyn; und nicht nur ihnen, ſondern in der That allen, welche die für den Occident eigentlich exotiſche Pflanzen des Morgenlands, Judenthum und Urchriſtenthum, gerne in ihren climatiſchen Umgebungen ſich denken wollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Maurer: *Taſchenbuch für junge Zeichner auf das Jahr* 1801. Nach dem engliſchen Werke the compleat drawing-book bearbeitet, und mit eigenen Blättern vermehrt von *C. A. Hirſchmann* mit 33 Kupfertafeln und 20 S. gedrucktem Text. 16. — Ueber das Mittelmäſsige erhebt ſich dieſes Büchelchen nicht, und wenn das engliſche Werk, welches zum Grunde liegt, nicht von weit beſſerm Gehalt iſt: ſo hätte daſſelbe nur immerhin uncopirt bleiben mögen. Die neu hinzugekommenen Blätter ſind vermuthlich die Landſchaften: zwey Anſichten bey Berlin, eine aus dem Colliſeum zu Rom, und eine aus dem Garten zu Tieffurt bey Weimar; die ſchwarzen Abdrücke von denſelben ſehen erträglicher aus als die illuminirten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Lange: *Geschichte der Religionsphilosophie*, oder Lehren und Meynungen der originellsten Denker aller Zeiten über Gott und Religion, historisch dargestellt von *Immanuel Berger*. 1800. VIII. und 450 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die neuern strengern Untersuchungen der Religionsphilosophie und ihre zum Theil Anstofs erregende Gestalt, mufsten das oft zurückgewiesene Bedürfnifs eines Rückblicks auf frühere ähnliche Versuche erneuern. Opferten solche Vergleichungen nicht selten die Unbefangenheit auf: so waren doch auch die bisherigen einseitigen Compilationen einer Historie der sogenannten natürlichen Gottesgelehrsamkeit von *Bielcke*, *Kipping*, *Krebs*, und selbst die bekannte (s. A. L. Z. 1788. III. 29.) Geschichte der sämmtlichen Lehren von Gott, dem wissenschaftlichern Geiste, welchen die Geschichte der Philosophie gewann, nicht mehr angemessen. Schon eine leichte Uebersicht der neuern besten Vorarbeiten in diesem Fache dem gröfsern Publicum gebildeter Liebhaber zu gewähren, und mit den zeitgemäfsern Ansichten einer Geschichte von Ideen in einige Verbindung zu setzen, konnte als einladendes Unternehmen erscheinen, und der Vf. des gegenwärtigen Versuchs wollte sich demselben auch nicht als blofser Sammler unterziehen. Er suchte nach einem sichrer leitenden Standpunkt, von welchem aus er über die einer solchen Geschichte zukommenden Stoffe entscheiden, sie richtiger auffassen, und zugleich treffender würdigen konnte. Indem er durch die Wahl eines solchen Kriteriums für seine Geschichte bestimmtere und engere Gränzen erhielt, dabey wenigstens zuweilen auf die historischen Quellen Rücksicht nahm, war er auch im Stande, einzelne eigenthümliche Bemerkungen und mehrere glückliche Urtheile einzuflechten. Dahin rechnet Rec. z. B. einige einleitende Grundsätze, wie die Bestimmung des Verhältnisses einer Geschichte der Ideen zu einer Geschichte der Thatsachen in der Vorrede, Urtheile wie jenes über den mehr vortheilhaften als nachtheiligen Einflufs der Religion der Griechen auf die Sittlichkeit, Darstellungen eines Systems, wie die der natürlichen Theologie des Raymund von Sabunde und des Spinozismus. Von einem Schriftsteller, der mit einigen schicklichen Rücksichten jetzt an die Darstellung einer solchen Geschichte gehen wollte, hofft man gern, dafs er über Sichtung und Behandlung der zu verarbeitenden Materialien streng mit sich zu Rathe gegangen seyn werde. Zwar scheint unser Vf. durch den Zusatz zu dem Haupttitel: *Lehren und Meynungen* der originellsten Denker u. s. w. bereits auf die Würde eines historischen *Forschers* selbst Verzicht geleistet zu haben; doch findet sich auch bald, dafs er sich sowohl die Auffassung der Idee, wie die Anlage des Ganzen, als auch die Läuterung und Verbindung des Details leichter machte, als man anfangs erwartete. Wollten wir ihm auch das einen gröfsern Aufwand von Nebenuntersuchungen und von Zeit fodernde unmittelbare Schöpfen aus den *Quellen* in manchen Gegenden dieses historischen Gebiets willig erlassen (da er selbst S. 217. bekennt, es mache jenes Schöpfen ihm da, *wo es möglich sey*, mehr Vergnügen): so durfte man doch überall eine Andeutung der *classischen* Schriften oder Stellen, und Winke über den Grad ihres Gewichts ohne Unbilligkeit wünschen. Eine festere Kritik gehört ja zu den ersten Ansprüchen unsers Zeitalters an Historiker jeder Classe; am wenigsten darf aber die Anleitung zu ihrem Gebrauch einer Geschichte geistiger Phänomene mangeln. Wie Manches hat insbesondre den frühern Darstellern dieser Geschichte hier der fromme Betrug, dort Schwärmerey oder Selbsttäuschung, als ehrwürdige oder ächte Quellen aufgedrungen! Ungern giebt Hr. B. die Unächtheit des Ocellus S. 132. zu, jedoch ohne hinreichend ausgeführte Gründe, wenn wir auch die vorsichtiger einlenkende Kritik neuerer Schriftsteller achten, welche manchen Resten des Alterthums wenigstens eine ächte Grundlage zugestand, und gegen sie nicht so kühn, als früherhin zuweilen *Meiners* auf eben diesem historischen Felde that, den Ausrottungskrieg erklärte. Blofs allgemeine Angaben sind nur Machtsprüche, wie z. B. S. 85 die Bemerkung, dafs er auf *mehrere Gründe* gestofsen sey, welche es *höchst wahrscheinlich* machen, dafs die *Schreibkunst* weit älter sey, als die *Homerischen* Gesänge. Man vermifst aber in dieser Schrift bald noch fühlbarer die kritische Benutzung einer andern Quelle, der *Sprache*. Es drang sich Hn. B. wenigstens bey den Scholastikern auf, dafs die Barbarey der Sprache ihrem Selbstdenken die gröfsten Hindernisse in den Weg gelegt habe; hätte er doch auf diesen Einflufs schon bey den Griechen sorgfältiger geachtet, deren Phantasie, wie überhaupt, so insbesondre bey dem Uebersinnlichen, dem Geiste zu einer höhern Thätigkeit durch Bilder ihrer Sprache, Vorschub leistete. Wie früh bestimmte nicht schon der Geist der Sprache die Gestalt der religiösen Vorstellungen! Wie belohnt sich der Blick auf die allmäliche Bildung einer nachher so wichtig gewordenen theologischen Formelsprache! Auch ist erst nach dieser Vergleichung der Darstellungsform mit der Systeme der

der ganze originelle Charakter deſſelben einleuchtend und beſtimmbar. Fragt man weiter nach *leitenden Grundbegriffen*: ſo fühlt man ſich von dem nur im Allgemeinen darüber räſonnirenden Vf. ebenfalls verlaſſen. Bekanntlich ging man lange, und noch bis in unſre Zeiten mit der Emanationshypotheſe ſchon zu den theologiſchen Ideen der Griechen: mit welchem Recht? verdiente eine eigne Unterſuchung, wozu das S. 328. Bemerkte nicht hinreicht. Andre Bearbeiter wollten Definitionen zum Grunde legen. Der Vf. erklärt in der Einleitung, er wolle *keine Definition von Religion und Religionsphiloſophie* vorausſchicken, weil ſie nur Gelegenheit zur Uneinigkeit gebe; er findet es hinlänglich, wenn Jeder mit ihm darüber einig ſey, „daſs die *Idee einer Gottheit*, ſie möge nun als Einheit oder Vielheit gedacht, als Abſtractum oder Concretum beſtimmt werden, die Grundlage aller Religion ausmache. Bey wem ich, fährt er fort, *dieſe* (?) Idee finde, ſie mag aus einer Quelle flieſsen, aus welcher ſie will, den halte *ich* für einen *Theiſten*." Man bemerkt bald, daſs der Vf. ſich unter Religionsphiloſophie theils *mehr* dachte, als man gewöhnlich darunter begreift, nämlich das freye *Nachdenken* über jene Idee der Gottheit, theils *weniger*, indem er nicht allein alle Offenbarungsphiloſophie, ſondern auch beynahe auch ganz die Idee der Unſterblichkeit davon ausſchloſs. Man ſieht ferner, er ſuchte die *höchſte* Idee, um einen *zu beſchränkten* Begriff zu vermeiden, und fiel dadurch in einen unbeſtimmten und ſchwankenden, der auf die Darſtellung der Erſcheinungen nothwendig einen ungünſtigen Einfluſs haben muſste. Das ferner hier ſo feſt zu haltende *Verhältniſs der Religion und Religionsphiloſophie* iſt eben ſo unbeſtimmt geblieben, als die *Gränze*, in welcher beide Gegenſtände ſich von verwandten Objecten trennen. Hr. *B.* ahndete zwar, daſs in dem Volksglauben ſchon eine gewiſſe Religionsphiloſophie im Keime läge: er läſst nämlich *alle* religiöſen Ideen *durch Nachdenken* entſtehen, und *ſo* auch philoſophiſchen Urſprungs ſeyn. Allein eben hier verſchwindet wieder der Unterſchied zwiſchen Religion und der ſie begründenden Philoſophie, wenn man die *Religionsphiloſophie* mit dem Vf. bloſs als Nachdenken über Religion, und die *Religion* bloſs als Annahme und Vorſtellung eines Gottes faſſen wollte. Wiederum will er S. 43. Spuren des Nachdenkens über Religion nur in den *urſprünglichen Religionsmeynungen* eines Volkes geſucht haben. Offenbar iſt hier der erſte Gebrauch des Verſtandes, von dem räſonnirenden und nach Vernunftgründen verfahrenden Nachdenken zu wenig unterſchieden worden. Auch hat Hr. *B.* es unterlaſſen, ſchärfer zu beſtimmen, wo der Volksglaube aufhöre und die Religionsphiloſophie anfange, und wie weit jener in einer Geſchichte der letztern berührt werden dürfe. Alle in dem Werke ſelbſt (S. 72. 161. f. 173.) bloſs zerſtreut darüber vorkommenden Aeuſserungen laſſen mehrere entſcheidende Fragen unbeantwortet: in wiefern hatte ein Volksglaube, der ja, wie bekannt, früherhin nicht *Lehre* im Jugendunterricht, ſondern höchſtens nur herabgeerbte, blind angenommene Vorausſetzung war, in den griechiſchen Philoſophen ſich mehr oder minder zum deutlichen Bewuſstſeyn erhoben? Wiefern *wollten* ſie bey ihren Forſchungen auf ihn Rückſicht nehmen? Wiefern *konnten* ſie als Philoſophen über die Volksreligion gelten, und ihre Abweichungen von jener ahnden? Hätte ſich der Vf. mit dieſen und ähnlichen Rückſichten vertrauter gemacht: ſo würde er an die Beſtimmung des Verhältniſſes der jedesmaligen Religionsphilophie zu der Naturphiloſophie wie zu der Metaphyſik, zu der Moral wie zu dem religiöſen Cultus gedacht, ſo würde er theils geforſcht haben, ob ſich nicht von Thales bis zum Ariſtoteles vielleicht mehr Phyſik als Theologie in den Syſtemen der philoſophirenden ältern Griechen fand, theils an das Problem gekommen ſeyn: warum begann die in einem ſtrengern Sinne, als Sokrates ſie nehmen konnte, gefaſste Religionsphiloſophie ſo ſpät? Aus dem Mangel ſolcher Beſtimmungen erklärt ſich Rec., daſs ſo manche heterogene Bemerkungen wichtigere Stoffe aus dieſer Geſchichte verdrängten, daſs man namentlich vergebens das Befugniſs erörtert wünſcht, warum hier die Hebräer und Chaldäer aufgenommen, dort die Inder, Perſer, Sineſen übergangen wurden. Doch der Vf. verweiſst uns auf den Hauptbeſtimmungsgrund ſeiner Auswahl der Materialien. „*Originalität*, ſpricht er (Vorr. S. III.), war überhaupt der Grund, welcher mich beſtimmte, Etwas in dieſer Geſchichte aufzunehmen." Kurz vorher erfährt man, daſs er diejenigen Gedanken der Philoſophen über religiöſe Gegenſtände weggelaſſen, bey denen dieſe nur ihren Vorgängern folgten, daſs er vielmehr überall nur das *Neue* ausheben wollte. Nachher entdeckt er, „daſs manche Ideen von originellen Köpfen oft unmittelbar aus ihrem *Genie* producirt wurden, *wovon ſie oft nicht einmal ſelbſt Grund angeben können*." Durch dieſes Kriterium konnte ſich nun zwar der Vf. die Entwicklung mehrerer die Religion betreffenden Philoſopheme und Philoſophieen erſparen, auch ſich eine leichte Entſchuldigung wegen des geringen Umfangs ſeiner Schrift, ſo wie der Dürftigkeit in ſeiner Darſtellung mancher Syſteme (vgl. S. 339.) vorbereiten. Allein es fehlt dem Kennzeichen ſelbſt ſchon die genauere Beſtimmung. Will Hr. *B.* originelle Erſcheinungen ſchon die bloſsen Keime von Ideen oder gar die erſten blinden Einfälle nennen, oder die vollſtändiger entwickelten Ideen? Dann ſetzte ſchon das *Entſcheiden* über das, was originell war, weit tiefere hiſtoriſche Forſchungen voraus und das Urtheil über Originalität wäre ſo leicht nicht, als es ſcheint. Allein Originalität kann auch nicht als das einzige Befugniſs der Aufnahme gelten. Ungerechnet, daſs man mehrern Denkern der alten Zeit Unrecht thun würde, von denen uns keine, oder doch nicht ihre originellen, Schriften übrig blieben: ſo hangt doch jeder Selbſtdenker mit ſeiner Zeit, wie mit den Ideen ſeiner Vorgänger, zuſammen. Nicht ſowohl das auffallende *Neue*, als das *Wahre*, die hellere Entwicklung, die tiefere Begründung, das Aufſteigen zu einer einfacheren und allgemein gültigern Wiſſenſchaft, muſs als das Object eines pragmatiſchen

Hiſto-

Hiſtorikers erkannt werden. Zum Glück hat der Vf. ſelbſt ſein Kriterium nicht überall feſt gehalten, ob man gleich wieder aus der Annahme deſſelben mehrere Mängel ſeines *Pragmatismus* ableiten kann. So iſt im Ganzen viel zu wenig auf das Verhältniſs der einzelnen Vorſtellungen der Philoſophen unter ſich, und der verſchiedenen Syſteme zu einander geachtet worden.

Dieſs führt noch zur Darſtellung des Planes dieſer Schrift. Nach der als Einleitung angegebenen Vorrede, wird die Geſchichte in *vier Bücher* getheilt. I. *Hiſtoriſch - philoſophiſche Unterſuchung der Grund-Ideen der Religionen der älteſten Völker.* Aufser vier älteren Völkern, ſind in zwey andern Kapiteln die frühern Griechen und ihre Dichtertheologen abgehandelt. Von den groſsen Myſterien hat Hr. B. noch hohe Begriffe, namentlich von den Religionslehren, die ſie enthalten ſollten. Zwar will er nichts Näheres beſtimmen, dennoch iſt es ihm S. 82. ſehr wahrſcheinlich, daſs man in ihnen die *Lehre von einem höchſten und in ſofern einzigen Gott in einer vollkommneren Geſtalt* vorgetragen habe, als ſie die Volksreligion enthielt. Weniger wahrſcheinlich ſey es, „daſs man ſie mit Gründen unterſtützt, daſs man reine Begriffe von Gott, insbeſondere als Schöpfer der Natur, gelehrt habe. Allein auch ſo beſchränkt bleibt jene Behauptung von den ältern Myſterien mehr als problematiſch, vollends wenn der Vf. keine frühere Zeugniſſe als die S. 80. f. angeführten aufbringen konnte. Dahin dürfte auch die ſinnreiche Behauptung S. 86. gehören, daſs Orpheus ein ziemlich neologiſcher Theologe geweſen zu ſeyn ſcheine. II. *Vorbereitungen der Religionsphiloſophie bey den Griechen.* S. 96. f. wäre der Vf. mit ſich einiger worden, wiefern die ältern Naturphiloſophen, die dieſes Buch eröffnen, Religionsphiloſophen ſeyn konnten: ſo würde er das ihn nachher verführende Urtheil S. 98. berichtigt haben: „Es ſcheint eine Art von Ketzerey gegen die griechiſche Volksreligion geweſen zu ſeyn, nach einem *Urprincip der Dinge* zu forſchen, da man die Götter hatte, von denen man ſonſt Alles (?) ableitete.“ Jedes Bauen auf die von Diogenes v. L. compilirten Sentenzen, wieſs ſchon *Meiners* zurück. Gegen des Epikuräers Vellejus Ausſage über den Begriff eines *vernünftigen Bildners* aus Waſſer vermiſst man hier hiſtoriſchen Skepticismus. Ohne vorhergegangene nähere Beſtimmung des Atheismus, iſt Parmenides S. 144. als *erſter Atheiſt* bezeichnet, obgleich der Vf. S. 166. es ſelbſt unſchicklich findet, die unvollkommenen und, wie Rec. hinzufügt, aus ihren Syſtemen uns nur einſeitig bekannten, religiöſen Ideen mit jenem immer zweydeutigen Namen zu brandmarken. Das letzte, neunte Kap. dieſes Buchs führt den Titel: *Sophiſten und Atheiſten*, nachdem vorher die pythagoräiſchen, eleatiſchen und atomiſtiſchen Syſteme durchgegangen waren. Den *Diagoras* von Melos nahm bekanntlich ohnlängſt der Prediger *Thienemann* gegen die Beſchuldigung des Atheismus in Schutz. Unſer Vf. läſst ihn dagegen wieder gar keine Religion haben und zwar, weil es ſich nicht zeigen laſſe: *woher* D. andre Religions-*Begriffe* erhalten konnte, wenn er ſeine Volksreligion aufgab. Wer erinnert ſich hier nicht an Wielands ſcharfſinnige Bemerkungen im Attiſchen Muſeum 2, 3. ? III. *Geſchichte der ältern Religionsphiloſophie.* S. 175 — 373. Ein vielumfaſſender Abſchnitt, von Anaxagoras bis auf die Scholaſtiker. Es iſt zu bemerken, daſs der Vf. die *platoniſche* Religionsphiloſophie einer verſchiedenen Darſtellung fähig hielt. „Sie lieſse ſich als metaphyſiſche Theologie, als Kosmotheologie, als Pſychotheologie, als Moraltheologie und als politiſche Theologie darſtellen.“ Er ſelbſt wollte ſie aus den einzelnen Schriften ihres Urhebers nach der Reihe durchgehen. Wäre dabey auch auf das, was frühere und ſpätere Aeuſserung des Plato war, mehr geſehn worden: ſo war dieſe erſte Aufſtellung roher Materialien noch nicht Alles. Wollte man auch die Tiedemannſchen Argumenta in Auszug bringen: ſo wäre dieſs noch keine Geſchichte der platoniſchen Philoſophie. Wollte er es nach S. 217. nicht wagen, die letztere in einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang zu bringen: ſo war wenigſtens nach den oben angeführten Geſichtspunkten derſelben derjenige auszuzeichnen, der Plato's eigenthümlichen Geiſte am nächſten kam. Mit etwas mehr Recht verzweifelte er wieder S. 249. bey den Stoikern, ein eigentliches, genau zuſammenhängendes, und von Widerſprüchen freyes Syſtem der Lehren (*aller* Stoiker zuſammen!) entwerfen zu können. Das, was *römiſche* Philoſophen für Religionsphiloſophie lieferten, berührt der Vf. nur bey den Skeptikern, Auf das Eigenthümliche, welches ſie ſchon durch die Darſtellung in einer andern Sprache und durch die Völkerverbindungen der Römer erhielt, läſst er ſich nicht ein. Nach Betrachtung der Neu-Platoniker eilt er zu den Scholaſtikern, ohne vorher auf einige philoſophirende Kirchenväter Rückſicht genommen zu haben. Ein Blick auf den Zuſtand der Religion des Mittelalters, welche ſchon Meiners in ſ. hiſtoriſchen Vergleichung der Sitten und Verfaſſungen des Mittelalters im zweyten Bande beſchrieb, hätte ſeinen Darſtellungen mehr Licht gegeben. IV. *Geſchichte der neuern Religionsphiloſophie.* S. 374. f. Sie iſt bis auf die Erſcheinung der kritiſchen Philoſophie und die durch den Urheber der Wiſſenſchaftslehre entſtandenen Bewegungen herabgeführt, ohne jedoch die vielen neuern wiſſenſchaftlichern Bearbeitungen der Religionsphiloſophie zu charakteriſiren oder zu erwähnen, wahrſcheinlich, weil der Vf. die letzteren nicht für originell hielt. Ueberhaupt läſst dieſer unvollſtändigſte Abſchnitt noch viel zu wünſchen übrig, und iſt nur kurz behandelt, was jedoch der Vf. ſelbſt eingeſtanden hat. — Uebrigens erhellt ſchon aus dieſer Anordnung von Materialien nach Büchern und Schulen, daſs man hier keine innern Hauptepochen geſchieden, keinen feſten Blick auf den Fortſchritt des wiſſenſchaftlichen Geiſtes in dieſen Unterſuchungen, keinen genug zuſammenhangenden Faden durch das Ganze gezogen findet. Schon C. Chr. Erh. *Schmid's* Grundzüge zur Geſchichte der Theologie in deſſen philoſ. Journale für Religion, enthi...

hielten einige beſſere Unterſcheidungen und Ueberblicke. Es wäre indeſſen ſchon ein Gewinn, wenn durch den eingeſtreuten, im Ganzen liberalen Pragmatismus in der hiſtoriſchen Darſtellung unſers Vfs., der Geiſt der Prüfung in Unterſuchungen der frühern und heutigen Philoſophie der Religion in ſeinen Leſern wach erhalten würde!

GESCHICHTE.

Jena, b. Mauke: *Denkwürdigkeiten des Cardinals von Retz; verflochten mit den wichtigſten Begebenheiten der erſten Jahre Ludwigs XIV. 2ter Th.* 1799. 1 Alph. 4 B. *3ter Th.* 1800. 1 Alph. 4 B. gr. 8.

Wir müſſen dieſen Theilen der Ueberſetzung der *Retziſchen* Memoiren eben das Lob ertheilen, das wir dem erſten Theile gaben. Der Vf. iſt im Ganzen ſeines Originals mächtig, und ſein Stil iſt rein, flieſsend und edel. Der einzige merkliche Anſtoſs entſteht oft durch das Einſchieben vieler Wörter, ja ganzer Sätze, zwiſchen den Anfang einer Periode und den Schluſs derſelben z. B. Th. 2. S. 26. „Das Parlament beſtätigte den Beſchluſs, der an ſich rechtmäſsig war, weil ohne Bewilligung des Fürſten gehaltene Verſammlungen immer unrecht ſind, in der That aber das Uebel in Schutz nahm, weil er das Mittel dagegen verhinderte, bey der Zurückkunft der groſsen Kammer am Martinsfeſte.“ Die Memoiren des C. v. Retz ſind nicht leicht zu überſetzen. Die feinen Bemerkungen des Cardinals ſind zuweilen auch ſehr fein geſagt, ſeine Sprache iſt häufig muntrer Converſations-Ton, zuweilen ſind aber auch die Ausdrücke ſehr gewählt. Rec. war oftmals neugierig, wie der Vf. Stellen übertragen würde, bey denen er ſelbſt anſtieſs. So ſtehet im 2ten Bd. p. 118. *J'aperçus que les grands noms, quoique peu remplis et même vuides, ſont toujours dangereux.* Der Vf. überſetzet wenigſtens dem Sinn nach richtig: „Ich machte die Bemerkung, daſs groſse Namen immer gefährlich ſind, ſelbſt dann, wenn (man) ſie wenig oder gar nicht mit Würde trägt.“ Immer ſcheint aber der Sinn nicht ſo glücklich getroffen zu ſeyn. Z. B. S. 2. wird ſehr fein von den Miniſtern geſagt: *Leurs ennemis ne les doivent jamais mépriſer, parce qu'il n'y a au monde que ces ſortes des gens, à qui il ne convienne pas quelque fois, d'être mépriſés.*“ Der Vf. überſetzet: „Verachten ſollte ſie ihr Feind nie. Denn ſie ſind in der Welt die einzige Gattung Menſchen, die in keinem Falle mit Vortheil verachtet werden kann.“ Wir würden geſetzt haben: „Sie machen den einzigen Stand in der Welt aus, mit dem es ſich nicht verträgt, auch nur zuweilen verachtet zu werden.“ S. 9. *Le pis de cette affaire étoit le procedé de Jerzai, qui ne pouvoit avoir de mauvaiſe ſuite, parceque ſa naiſſance n'étoit pas fort bonne.* Der Vf. überſetzt: „Das mifslichſte bey der ganzen Sache war die *vermuthliche Gegenantwort* des Jerzai, die, da er nicht von guter Herkunft war, *für ihn ſelbſt* keine nachtheiligen Folgen, *deſtomehr aber für andre haben konnte.*“ Dieſes iſt völlig mifsverſtanden. Die Stelle hat allerdings Schwierigkeiten; um den Sinn hinein zu bringen, den der Vf. darin fand, ſah er ſich genöthigt, Zuſätze zu machen, von denen das Original nichts weifs. Der richtige Sinn läſst ſich aber wohl finden. Retz unterrichtete ſeine zu einem Angriffe auf Jerzai abgeſandten Edelleute, wie ſie verfahren ſollten, um keinen in deſſelben Geſellſchaft befindlichen Vornehmen zu beleidigen, und fügt hinzu: Das Schlimmſte bey der Sache war (alsdann) das Verfahren von Jerzai, welches keine widrigen Folgen haben konnte, da er von keiner vornehmen Geburt war. — Man ſieht aus dieſen Beyſpielen, daſs der Vf. wenigſtens nicht bey leichten Stellen angeſtoſsen ſey. Manche zu harte Wörter des Originals hat er glücklich mit anſtändigern vertauſcht, ob es gleich die Frage iſt, ob es bey einem Buche, das ein Cardinal ſchrieb, hätte geſchehen ſollen. Wenigſtens verdient er nicht, wenn er von ſeiner *libertinage* ſpricht, daſs dieſes durch: freyes Leben, überſetzt wird. Einige andre Wörter hätten auch verdient beybehalten zu werden. Z. B. S. 28. Der Franzoſe ſagt: „*Si nous le la revelions d'un grain, qui fut de plus haut gout que les formes du Palais.*“ Mit einem *Zuſatz* vom höhern Geſchmacks ſagt ſein Ueberſetzer. Warum nicht das hier ſehr charakteriſtiſche *Körnchen* vom höhern Geſchmack. S. 133. *un levain de parti*; „Ein Satz der Parthey“; Nein! ein *Sauerteig* der Parthey, ſagt Retz nicht ohne Grund. Ganz unrecht iſt, *Compagnie*, wenn von dem Parlement die Rede iſt, ſtets durch Geſellſchaft überſetzt; es muſs Verſammlung heiſsen. Man ſagt nicht die Rathsgeſellſchaft, ſondern die Rathsverſammlung. Dem dritten Bande iſt eine kurze Lebensbeſchreibung des C. v. Retz hinzugefügt. Uebrigens macht dieſe Ueberſetzung der Retziſchen Memoiren auch den 18 und 19ten Band der *Schillerſchen* Memoiren aus. Daſs ſie beſonders verkauft werden, billigen wir ſehr. Es wäre wünſchenswerth, daſs wir von den Intriguen der jetzigen franzöſiſchen Revolution Entwicklungen von einem Manne erhielten, der von demjenigen, was hinter dem Vorhange vorging, ſo unterrichtet war, als Retz von den Intriguen der Fronde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Februar 1801.

NATURGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, b. Reinhard: *Olivier's Entomologie oder Naturgeſchichte der Inſecten*, überſetzt mit Zuſätzen u. Anmerkungen von *Karl Illiger*. *Erſter Theil.* 1800. 309 S. 8. m. Kpf.

Ein Unternehmen, welches den Dank und die Unterſtützung aller Entomologen verdient. *Olivier's* Werk gehört unſtreitig zu den vorzüglichſten und wichtigſten, welche in den neuern Zeiten in der Entomologie erſchienen ſind. Es iſt aber ſo koſtbar, daſs es von vielen deutſchen Entomologen nicht benutzt iſt, und daſs manche Art als neu beſchrieben wurde, deren *O.* ſchon längſt erwähnt hatte. Das Werk verdiente ſchon lange einen Ueberſetzer, und es hätte vielleicht keinen beſſern bekommen können, als Hn. *I.* Er vereinigt Thätigkeit und Genauigkeit in einem hohen Grade, hat dabey das Glück, die vortrefflichen Inſecten-Sammlungen *Hellwigs* und des Grafen von *Hoffmannsegg*, nebſt einigen andern benutzen zu können, und er ſcheint dieſes mit vielem Fleiſse gethan zu haben. Wir erhalten hier den franzöſiſchen Text unverſtümmelt überſetzt, mit der einzigen kleinen und zweckmäſsigen Veränderung, daſs er aus der kurzen lateiniſchen und franzöſiſchen Beſchreibung eine einzige gemacht hat. Die Kupfer ſind meiſtens weg geblieben (Rec. hat bey ſeinem Exemplare gar keine gefunden), um das Werk nicht zu vertheuern, überdieſs ſind viele der von Olivier abgebildeten Inſecten ſchon anderwärts und beſſer abgebildet worden. Rec. kann ſich hier auf die Beurtheilung des Originals nicht mehr einlaſſen; er würde ſonſt rügen, daſs die Einleitung in die Entomologie überhaupt ſehr mager ausgefallen iſt: ſo wie auch die Nachrichten von der Lebensart der Inſecten ſehr mangelhaft ſind. Der Ueberſetzer hat zu dieſen Artikeln wenige oder gar keine Zuſätze geliefert. Aber die Zuſätze, wodurch er die äuſsern Beſchreibungen im Original vermehrt und ergänzt, ſind vortrefflich, und für die Entomologie von groſser Wichtigkeit. Die Berichtigung der Synonymie von dem Ueberſetzer giebt ebenfalls dieſem Werke einen Vorzug vor dem Originale, und vermehrt die Brauchbarkeit ſehr. Dieſer erſte Theil enthält die Gattungen *Lucanus*, *Lethrus* und *Scarabaeus Oliv.* Mit *Lucanus Cervus* verbindet Hr. *I.* den *L. Capra Oliv.* oder *L. Capreolus Fabr. L. Hircus Hbſt.* Die Gründe überzeugen Rec. nicht. Uebergänge von einer Art zur andern findet man auch bey deutlich verſchiedenen Arten. Daſs die Kinnbacken ſonſt bey den Männchen dieſer Käfer variiren, iſt kein Grund; denn einige Merkmale ſind bald veränderlich, bald nicht. Ueberhaupt läſst ſich nie im allgemeinen angeben, was zur Unterſcheidung einer Art hinreiche oder nicht. Es ſcheint Rec., als ob der Ueberſetzer in dieſem Stücke zu weit gehe: ſo rechnet er z. B. ſehr oft alle Kennzeichen eines Käfers her, findet, daſs ein jedes derſelben in andern Fällen abändere, und folgert nun daraus, der Käfer ſey eine Abänderung einer andern Art. Auſser dem, was Rec. ſo eben angeführt hat, daſs ein Merkmal oft veränderlich ſey, oft nicht, können auch viele Merkmale einzeln unbedeutend ſeyn, in Verbindung hingegen für die Unterſcheidung der Arten ſehr wichtig werden. Manche Arten, welche der Ueberſetzer in ſeinem Verzeichniſſe der Käfer Preuſsens vereinigt hatte, trennt er auch in dem vorliegenden Werke wieder, z. B. den *Scarab. conſpurcatus* und *inquinatus*, die *varietates Scar. contaminati*, den *Scar. fracticornis* und *nuchicornis*. Daſs *Lucanus Capra* in manchen Gegenden gar nicht, in manchen ſehr häufig, wiederum in andern mit *Luc. Cervus* vermengt, in andern abgeſondert gefunden wird, ſind Rec. hinreichende Gründe, beide zu trennen. Im Ganzen iſt es weit ſicherer, die Arten zu trennen, als zu vereinigen. Mehr mit dem Ueberſetzer einverſtanden iſt Rec., wenn er *Lucan. ruſipes* mit *L. caraboides* vereinigt; denn Rec. erinnert ſich nicht, ihn anders, als nur einzeln zwiſchen dem gewöhnlichen *Luc. caraboides* gefunden zu haben. *Paſſalus interruptus* iſt von einer damit verwechſelten Art, *disjunctus*, getrennt worden. Indem der Vf. den *Scarab. teſtaceus* mit *Scar. mobilicornis* vereinigt, argumentirt er auf die oben angezeigte Weiſe. Die Gründe überzeugen alſo auch hier Rec. nicht, doch will er das Factum ſelbſt unentſchieden laſſen. Er trennt *Scar. Aeneas Panz.*, welcher einerley iſt mit *Sc. quadridens* deſſelben und *Sc. Unicornu Schrank.* von dem eigentlichen *Sc. quadridens*, worin ihm gewiſs alle Entomologen beyfallen werden. Vortrefflich iſt die Kritik über Linnés *Scarab. pilularius*. Es wird gezeigt, daſs Linné zuerſt *Copris levis*, aus Nordamerika, darunter verſtand, dann, daſs er den *Scar. hemiſphaericus* unter dieſen Namen beſchrieb, zu welchem hier auch *Scar. pilularius* als Synonym kommt. Löſling verſtand *Copris varioloſa* darunter, welche ſich am Wege, zwiſchen Madrid und Liſſabon, in groſser Menge findet. Zuletzt noch eine Bemerkung über die Trennung der Gattung *Scarabaeus* in mehrere. Niemand wird leugnen, daſs dieſe Trennung der bloſsen Trennung in Familien vorzuziehen ſey: denn die beſondern Namen, welche den Gattungen gege-

gegeben werden, prägen diese Trennung dem Gedächtnisse besser ein. Aber dann darf keine Gattung *Scarabaeus* heissen, sondern dieser Name muss ganz wegfallen, erstlich, damit keine Sprachverwirrung entstehe, und dann, damit ein jeder die verschiedenen Gattungen annehmen, oder auch die alte, *Scarabaeus*, beybehalten könne. Denn da die Trennung blos der Bequemlichkeit wegen geschah: so muss man auch der Bequemlichkeit, alle Gattungen als verbunden anzusehen, nicht vorgreifen. So trennten die Botaniker die Gattungen *Geranium*, *Lichen* in mehrere, aber die genauern verwarfen den Namen *Geranium* und *Lichen* nun ganz. Uebrigens sieht Rec. der baldigen Fortsetzung dieses ungemein brauchbaren Werks mit Begierde entgegen.

GOTHA, b. Ettinger: *Naturgeschichte der Stubenthiere*, oder Anleitung und Wartung derjenigen Thiere, welche man in der Stube halten kann, von *J. M. Bechstein. Erster Band.* Die Stubenvögel. Mit (5 illuminirten) Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Aufl. 1800. 658 S. 8. (2 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses Bandes erschien 1795 unter dem Titel: *Naturgeschichte der Stubenvögel* (A. L. Z. 1796. Nr. 224.). Sie enthält auf 488 S. 115 Arten, diese auf 658 S. 180, doch ist die Zahl der letzten nicht so sehr vermehrt, als es hiernach scheinen möchte, indem einige Vögel, die sich nicht sehr, oder gar nicht zu Stubenvögeln qualificiren, aber doch zu Zeiten gehalten werden, wie manche Sumpfvögel und Schwimmvögel, die Brachlerche und Berglerche, deren in der ersten Ausgabe mit Recht nur in einer Note gedacht, und also denen keine Numer gegeben war, hier in den Text unter die Stubenvögel aufgenommen sind. Wir können sie als solche auch dem Vf. lassen, obgleich wir schwerlich je Störche, Schwäne, Gänse und Enten zu unsern Contubernalen machen werden. Aber doch ist die Zahl der neu-aufgenommenen beträchtlich, und viele, wenn gleich nicht alle, wie z. B. die Raubvögel, haben ihren Platz verdient, manche kommen indess doch wohl so selten nach Deutschland in die Zimmer selbst grosser Herren, dass sie kaum hieher gehören, wenn man nicht alles unter Stubenvögel aufnehmen will, was sich von Vögeln in Stuben ziehen lässt, und in ihnen Vergnügen und Belehrung gewähren kann. Die neuen Ankömmlinge sind: der Thurmfalke, das Käutzchen, der grössere Würger (*Lanius Excubitor*), der Tannenheher, der gemeine Kukuk, mehrere Papageyen, drey Tukans, der Grünspecht, die inländischen Buntspechte, der Eisvogel, der Purpurfink, der Wasserschwätzer (*Sturnus Linches*), der Sommer-Zaunkönig, die Waldschnepfe, Heerschnepfe und mittlere Wasserralle (*Rallus Porzana*), und in einem Anhange ein inländischer und mehrere ausländische Stubenvögel, die der Vf. erst nach Endigung des Drucks dieser neuen Ausgabe kennen zu lernen Gelegenheit hatte und die meistens sich in des Herzogs von Sachsen-Meinungen Stubenmenagerie befinden. Sie sind die Mandelkrähe, die Hr. *B.* bisher für unzähmbar hielt, Hr. D. *Meyer* in Offenbach aber aufgezogen hat, mehrere Papageyen, der Turako, *Loxio Orix*, *capensis*, *coffra*, *caerulea*, *flaviventris? punctatoria*, *fasciata? canora* und *Malacca*, *Tringilla Bengalus*, *hepatica*, *Melba* und *angolensis*, deren Beschreibungen, so wie manche Bemerkungen über sie dem Naturforscher willkommen seyn werden. Zu einer französischen Uebersetzung dieses Buchs sollen ihre Abbildungen kommen, diese werden noch willkommner seyn, wenn sie besser, als die bey diesem Werke, oder die *eigenen* Abbildungen des Vfs. bey *Lathams* Uebersicht ausfallen, am willkommensten aber, wenn sie Hr. *B.* besonders herausgeben, und diejenigen, die seine Arbeiten schätzen, und dieses Werk jetzt schon zweymal besitzen, nicht zwingen wollte, es noch zum drittenmal französisch zu kaufen.

Der übrigen Zusätze sind nicht viele. Die wichtigsten sind in der Diätetik ein neues Universalfutter für Insectenfressende und zärtlichere Vögel; in der Vögeltherapie die Angabe der Brunnenkresse, als eins der sichersten Mittel gegen die Auszehrung, ein ausgedrückter, und mit Leinöl und Saffran gefüllter, Mehlwurm für die Würmerfressenden Vögel, als Laximittel, und ein laues Bad als Beförderungsmittel des Wachsthums der Federn; und in ihrer Pathologie das Liebesfieber. Der Trankheerd, als ein bequemes Mittel, Vögel zu fangen, ist hier näher beschrieben, und bey manchen Arten z. B. dem Holzheher, den Drosseln, der Braunelle, den Meisen und Holztauben bemerkt, dass sie sich darauf fangen lassen. Bey den Krähen ist der Fang mit Papierdüten angegeben. Von der Dohle erzählt Hr. *B.*: „Wenn „sie im Winter wilden Knoblauch frisst: so stinkt sie „ganz ausserordentlich, und behält den Geruch eine „ganze Woche lang in der Stube.“ Ein ähnliches Beyspiel einer zahmen Elster, wie hier mitgetheilt wird, ist auch Rec. bekannt, nur war sie auch gegen fremde Personen freundlich, auch sie entfernte sich oft weit mit ihren Cameraden, und kehrte zurück, blieb aber doch zuletzt aus, woran vermuthlich ein Liebesfieber schuld war. Auffallender war Rec. das Beyspiel der von Hn. von *Schauroth* eben so gezähmten Wendehälse.

Die wichtigsten Verbesserungen bestehen 1) darin, dass neben den lateinischen Linnéischen, noch die französischen Namen der Vögel nach *Büffon*, und die englischen nach *Latham* (hier wäre es wohl zweckmässiger gewesen, bey inländischen Arten, die in der *British-Zoology* gebrauchten, zu wählen), beygefügt sind. 2) Dass der Vf. statt des *Linneischen* das *Blumenbachische* System mit diesen wesentlichen Verbesserungen angewandt hat, dass, wie bey Pennant, die Vögel in Land- und Wasservögel, und dass die Blumenbachischen *Passeres* in Sperlingsartige Vögel und Singvögel, und dessen *Gallinae* in Tauben- und Hühnerartige Vögel eingetheilt sind. 3) Dass die Vögel jetzt in inländische und ausländische (welches gewöhnlich bey

bey den Ordnungen, bey den Sperlingsarten aber bey den Gattungen geſchehen iſt, und wobey wir nur bemerken, daſs der Canarienvogel und die Lachtaube zu den ausländiſchen hätten gezählt werden müſſen), und die erſten in altzähmbare und jungzähmbare eingetheilt werden.

Der Artikel: Wiedehopf, iſt ganz neu ausgearbeitet, und *Motacilla alpina* heifst hier *Accentos alpinus*, ſo, daſs Hr. B. daraus eine eigene Gattung zu machen ſcheint, zu welcher vielleicht mehrere Linnéiſche *Alaudae* und *Motacillae* gezählt werden könnten.

Unſere Leſer ſehen hieraus, daſs Hr. B. dieſer neuen Ausgabe groſse Vorzüge vor der alten ertheilt hat.

Hof, in Comm. b. Grau: *Cryptogamiſche Gewächſe des Fichtelgebirgs.* Geſammelt von *Heinrich Chriſtian Funck. Erſtes Heft.* 1800. 4.

Ohne weitern Text, aber mit auf Zetteln gedruckten Namen, liefert der Herausgeber in dieſem Heft 25 Arten cryptogamiſcher Gewächſe, die recht gut gewählt und aufgetrocknet ſind. Es ſind folgende: 1) *Lycopodium complanatum Lin.* An unſerm Exemplar durchaus mit einfachen Aehren. 2) *Lycopod. inundatum L.* Von beſonderer Gröſse. 3) *Lycopod. Selago L.* 4) *Buxbaumia foliosa L.* 5) *Polytrichum urnigerum L.* 6) *Gymnoſtomum Hedwigia Schrank.* 7) *Bryum ſtrumiferum Hoffm.* 8) *Bryum aciculare L.* 9) *Bryum flagellare H.* 10) *Bryum rugoſum H.* Mit ſchönen Capſeln. 7. 9. 10. verdienen alle drey als Seltenheiten des Fichtelgebirgs, einer beſondern Aufmerkſamkeit. 11) *Bryum undulatum L.* 12) *Bryum heteroſtichum H.* 13) *Mnium laterale H.* Das vor uns liegende Exemplar ſcheint eher die *Bartramia hercynicia Flörke* zu ſeyn, die alſo auch auf dem Fichtelgebirge ſo gut zu finden wäre, als das wahre *Mnium laterale* auf dem Harze. 14) *Hypnum bryoides L.* 15) *Hypnum pennatum H.* 16) *Hypnum undulatum L.* Beide Arten mit den ſeltnen Capſeln. 17) *Peltigera venoſa Hoffm.* 18) *Umbilicaria hyberbora H.* 19) *Umbilicaria corrugata H.* Mit ſchönen Scutellen. 20) *Stereocaulon paſchale H.* 21) *Lobaria furfuracea H.* Mit Schildchen, welche ſo äuſserſt ſelten an dieſer Flechte gefunden werden. 22) *Lobaria ſaxatilis H.* Mit Schildchen. 23) *Pſora Muſcorum H.* 24) *Pſora Hypnorum H.* 25) *Verrucaria tartarea H.* Alle Exemplare ſind vollſtändig, und jedes beſonders auf einen Quartblatt mit Gummi-Tragant leicht befeſtigt. Auf der Rückſeite des letzten Bogens iſt das Inhaltsverzeichniſs gedruckt. Wir finden es bequemer auf der Innenſeite des Titelblatts, wie bey den Ehrhartiſchen Decaden. Man erhält beym Umſchlagen eine ſchnelle Ueberſicht, ohne erſt die ganze Sammlung umkehren zu müſſen. Zur Fortſetzung derſelben muntern wir den Herausgeber in der Ueberzeugung auf, daſs Wohlfeilheit und inſtructive Auswahl recht viele Liebhaber anlocken werden, auf die beſte und leichteſte Art cryptogamiſche Gewächſe einer merkwürdigen Gegend *in natura* und mit ſichern Benennungen kennen zu lernen.

Leipzig, b. Gräff: *Herbarium vivum Muſcorum frondoſorum* cum deſcriptionibus analyticis ad normam Hedwigii. *Pars II. Curante Alberto Hoſe.* 1800. 89 S. 8. (8 gr.)

Der bald nach Herausgabe dieſes zweyten Hefts verſtorbene Vf., war nach der Vorrede Willens, auch die Flechten auf gleiche Art, wie die Laubmooſe, zu behandeln. Bey unſerm Exemplare fehlen die natürlichen Muſter, wir führen alſo nur die Namen nach dem Inhalt an: 1) *Bartramia pomiformis.* 2) *Dicranum purpureum.* 3) *Grimmia apocarpa.* 4) *Gymnoſtomum truncatum.* 5) *Hypnum cupreſſiforme.* 6) *Hypnum luteſcens.* 7) *Hypnum myoſuroides.* 8) *Hypnum ſtriatum.* 9) *Leskea ſericea.* 10) *Koelreutera hygrometrica.* 11) *Sphagnum capillifolium.* 12) *Tortula ſubulata.* — Die äuſsere Einrichtung war für den eigentlichen Botaniker etwas zu koſtſpielig, und nicht auf die Dauer berechnet.

Zürich, in Comm. b. Ziegler u. Söhnen: *Gallerie der merkwürdigſten Saugethiere.* Ein lehrreiches und unterhaltendes Bilderbuch für die Jugend. Ohne Jahrzahl (1800). 124 S. und 24 illum. Kupfer. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Kupfer, welche eine bis vier Abbildungen enthalten, ſind gut geſtochen und illuminirt, und, ſo wie der Text, aus bekannten Werken entlehnt. Die Thiere, welche hier abgebildet ſind, folgen in alphabetiſcher Ordnung; dem deutſchen Namen iſt der lateiniſche, doch nicht immer nach Linné, und der franzöſiſche beygefügt, gewöhnlich eine kurze, oft gar keine Beſchreibung, und einige Züge aus ihrer Lebensart. Aufser den Hausthieren ſind verſchiedene der bekannteſten und merkwürdigſten Thiere, z. B. der Affe, der Armadill (von dieſen beiden nur einige allgemeine Nachrichten von der Gattung, nicht von den abgebildeten Arten), der Bär, der Biber u. ſ. w. aufgeführt. Da ſich nur wenige Unrichtigkeiten eingeſchlichen haben (obgleich der Vf. offenbar kein Naturforſcher iſt), und ſich das Buch ziemlich gut leſen läſst: ſo kann es Kindern eine nützliche Unterhaltung gewähren.

SCHÖNE KÜNSTE.

Schneeberg, in d. Arnoldiſchen Buchh.: *Handbuch für Zeichner. Erſter Heft.* Mit VII Kupfern. 1797. Querfol. Die beſonders abgedruckte Erklärung der Kupfer iſt 19 S. ſtark. gr. 4.

Nicht für Anfänger, ſondern für ſolche, die ſchon einige Geſchicklichkeit im Zeichnen erlangt haben, iſt dieſes Handbuch von den Vff. beſtimmt.

Das erſte Blatt zeigt, nach *Klengels* Gemälde von *Stölzel*, in punktirter Manier geſtochen, einen Knaben, in halber Figur, der nach einem Gypsbild zeichnet; ſein jugendliches Geſicht iſt angenehm, vom weichen Haar umfloſſen, voll, rund und natürlich, der

der Ausdruck der Aufmerkſamkeit wohl getroffen, auch verdient die Wirkung Lob. Eine Originalſkizze, von *Sieghart*, wurde für das zweyte, von *Seiffert* geſtochene, Blatt benutzt: daſſelbe ſtellt mehrere Figuren von verſchiedenem Alter und Geſchlecht, in einer Landſchaft dar. Wir, unſers Orts, haben nicht, wie der Vf. der Erklärung: „*Wahrheit in den angegebenen Muſkeln*," und: „*Ueberall die Hand eines vollendeten Künſtlers*," darin gewahr werden können. Das dritte Blatt iſt eine leicht radirte Landſchaft, von *Veith*, und das vierte ſtellt eben dieſelbe mit Aquarellfarben ausgemalt, dar. Sie ſind zwar nicht in einer groſsen Manier, aber mit ſauberer Hand gemacht. Das gemalte Stück iſt an einigen Stellen zu bunt, und die entfernten Berge, wenigſtens in unſerm Exemplar, zu ſtark angelegt. Im fünften Blatt ſind leichte Umriſſe von Arabeſken enthalten. Sechſtes Blatt, Diogenes ſitzt an der Quelle und ſchöpft Waſſer mit der holen Hand, von *Kubinsky* gezeichnet und von *Krüger* brav geſtochen. Die Stellung der Figur iſt, ſo wie ein Theil der Falten ihres Gewandes nicht übel gewählt. Der Grund, wild und felſig, thut eine ſchöne maleriſche Wirkung. Siebentes Blatt, *Veiths* Skizze, nach einem Gemälde von *Potter*, in der Dresdner Gallerie. Zwey Karren mit Pferden und ihren Führern vor einer Schenke, machen ein trefflich componirtes Ganze aus, natürlich, geiſtreich, kunſtgerecht: möchten doch die Herausgeber des Handbuchs für Zeichner, allenfalls in den künftig zu erwartenden Heften deſſelben für mehrere gute Nachahmungen von Meiſterwerken der herrlichen Kunſtſammlung zu Dresden ſorgen, um ihren Zweck, *junge Kunſtfreunde einer höhern Anweiſung entgegen zu führen*, ſicherer zu erreichen.

Hamburg, in d. Buchhandl. der Verlagsgeſellſchaft: *Satyriſch-äſthetiſches Hand- und Taſchen-Wörterbuch für Schauſpieler und Theaterfreunde beides Geſchlechts.* Nebſt einem lehr- und ſcherzreichen Anhange, von *J. F. Schütze*, königl. dän. Kanzleyſecretaire. 1800. 223 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. will den Schauſpielern einen ächtern und anſtändigern Begriff von ihrer Kunſt und ihrem Berufe *dadurch* beybringen, daſs er das tadelnswürdige und fehlerhafte ihres Spiels, bewundert und anpreiſt. Der Ton der Ironie, der in dieſem Wörterbuche und deſſen Anhange herrſcht, iſt aus einer ältern Zeit; doch darum keineswegs verwerflich. Wir heben hier ein Beyſpiel als Probe aus: *Anmerkung zum Worte manierirt.* „Man kann dieſs *manieriren* ſehr gut mit *mariniren* verwechſeln, ohne dem Begriffe zu ſchaden. Ein marinirter Aal, Hecht, Hering, heiſst ein mit ſcharfen Ingredienzen zu einer pikanten Speiſe zubereiteter Fiſch. Ein *manierirter* Acteur läuft beynahe auf daſſelbe hinaus."

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Göttingen*, b. Dieterich: *Chr. Guil. Mitſcherlich Tentamen criticum in aliquot Tibulli loca:* ad audiendam orationem pro loco — invitat etc. 1800. 12 S. 4. Ein kleiner, aber ſchätzbarer Pendant zu des Vfs. *Lectionn. in Catullum et Propertium*, welcher denſelben kritiſchen Scharfſinn, daſſelbe feine Gefühl für Dichterſchönheit, aber eine minder überſtrömende Fülle der Beleſenheit zeigt. Da dieſe wenigen Blätter nicht durch den Buchhandel in Umlauf gekommen ſind: ſo hoffen wir den Leſern einen Dienſt zu erzeigen, wenn wir, ſtatt *einige* Conjecturen weitläuftig zu kritiſiren, ſie *ſämmtlich* in einer gedrängten Anzeige mittheilen. I, 2. v. 38. lieſt Hr. Prof. *M.: Is Venerem e rabido ſentiet iſſe* (ſt. *eſſe*) *mari.* — I, 4. v. 25. *Perque ſuas impune ſinet Dictynna ſagittas Affirmes, criſtas* (ſt. *crines*) *perque Minerva ſuas.* Andere wollten *Clipeos.* Vergl. Sidon. X, 13. *Pallas tum criſtis* etc. — I, 4. v. 69. *Et tercentenas erroribus implicet* (ſt. *expleat*) *urbes*, wie bey Lucan. VIII, 4. *implicitas errore vias.* Vgl. Sil. XV, 618. — II, 5. v. 76. *Ipſum etiam Solem defectum lumine vidit Jungere pallentes nubilus ortus* (ſt. *annus*) *equos.* — III, 1. 3. *Et vaga nunc crebra* (ſt. *certa*) *diſcurrunt undique pompa* etc. — III, 6. 11. *At ſi quis vini certamen inire* (ſt. *mite*) *recuſat*, zur Unterſtützung der *Heyniſchen* Verbeſſerung im 13. Vers: *ille facit mites* (ſt. *dites*) *animos Deus*, weil ſonſt daſſelbe Wort zweymal in zwey Diſtichen vorkommen würde. — Es bedarf keiner Erinnerung, daſs dieſe Vorſchläge ſich ſämmtlich durch Leichtigkeit und Eleganz empfehlen: zur Aufnahme in den Text aber ſcheint uns keiner geeignet. Schön und wahr zugleich iſt die Bemerkung, daſs I, 5. 68. das *plena eſt* (*ianua*) *percutienda manu*, nicht von Fauſtſchlägen, wie die Interpreten annehmen, ſondern von einer *mit Gold gefüllten* Hand zu verſtehen ſey. So Dioſcorides Anal. Brunck. I, 493. Βλέψον ἐς Ἐρμογένην πλήρει χειρί. So χεῖρα ἐπιπλῆσαι in Leonidas Epigramm Anal. I. 222, Plautus (Pſeudol. III, 1. 19.) ſagt in demſelben Sinn *gravior manus.* Entgegengeſetzt werden χεῖρες κεναί, Eurip. Helen. 1296. Apollon. III, 126. *manus vacuae*, Martial. VI, 72. 5. Appulej. IX, 666. — Hier und da hat Hr. *M.* auch auf Verſe aufmerkſam gemacht, welche ihm *untergeſchoben* dünken. Dergleichen vermuthet er I, 2. 35. 36. *Neu ſtrepitu.* II, 5. 31. 32. *Fiſtula cui ſemper* (wo wir gern beyſtimmen). I, 3. 69—72. *Tiſiphoneque impexa* etc. Vorzüglich beleidigen ihn hier die beiden Pentameter I, 6. 42. *aut alia ſtet procul ante via.* I, 8. 53. *et lacrimis omnia plena madent*, wenn nicht für das letzte vielleicht *natent* herzuſtellen ſey. — Ueberdieſs iſt noch beyläufig eine Rechtfertigung zweyer von *Markland* angefochtenen Stellen im *Claudian* (de VI. Conſ. Hon. 523.) und *Statius* (Silv. I, 2. 145.), mit beygefügter Erklärung derſelben, eingeſchaltet worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Sommer: *Phyſiſch-mediciniſches Journal* nach D. *Bradley* und D. *Willich* für Deutſchland bearbeitet, und mit Originalbeyträgen vermehrt, von D. *Carl Gottlob Kühn.* 1800. VI Stücke Januar bis Junius. gr. 8. m. K.

Ungeachtet der groſsen Menge mediciniſcher Journale, womit Deutſchland bis zum Ueberfluſſe verſehen iſt, behauptet doch vorliegendes eine würdige Stelle. Es umfaſst die ganze Arzneywiſſenſchaft, ſo wie ihre nächſten Hülfswiſſenſchaften, Chemie, Phyſik, Naturgeſchichte und Botanik, ſo weit die Entdeckungen in denſelben Einfluſs auf die Ausübung der mediciniſchen Kunſt ſelbſt haben. Die Grundlage deſſelben macht ein engliſches Journal von D. *Bradley* und D. *Willich* aus, das ſeit dem März 1799 in regelmäſsigen monatlichen Heften erſcheint. Dieſe erſten ſechs Hefte ſcheinen bloſse Ueberſetzungen des engliſchen Journals zu ſeyn, wenigſtens haben wir nirgends Originalbeyträge finden können, welche der Titel verſpricht. Die meiſten Artikel ſind von engliſchen, mehrere auch von nordamerikaniſchen Aerzten. Wir erhalten durch dieſelben intereſſante Notizen von neuen Erfahrungen und Bemerkungen in allen Theilen der Arzneywiſſenſchaft, von neuen Curmethoden, Arzneymitteln, mitunter auch Auszüge aus neuen wichtigen mediciniſchen Werken. Es iſt mancherley, freylich nicht nach einem feſten beſtimmten Plane, aber doch, wenn man es auch gleich nicht immer erwartet, willkommen des Inhalts wegen. Die drey Rubriken jedes Heftes ſind: I. Aufſätze. II. Kurze Nachrichten über Gegenſtände der Medicin und Phyſik. III. Kritiſche Ueberſicht der neueſten mediciniſchen und phyſiſchen Literatur. Unter den kurzen Nachrichten finden ſich manche Notizen von Entdeckungen franzöſiſcher, holländiſcher, italiäniſcher Naturforſcher und Aerzte. Die Literatur iſt in dieſen Heften ausländiſche, nämlich engliſche, nordamerikaniſche, franzöſiſche, ſo wie ſie in dem engliſchen Journale enthalten iſt; der Herausgeber verſpricht in den ſpätern Heften auch kurze Ueberſichten der deutſchen Literatur beyzufügen, die wir ihm gerne erlaſſen wollen. Zu wünſchen wäre es, daſs er bey den Aufſätzen jedesmal namentlich das Heft des engliſchen Journals angezeigt hätte, aus welchem ſie entlehnt ſind.

Januar. 1) D *Bradley* über die Kuhpocken. Ein Auszug aus *Jenners* erſter Schrift über die Kuhpocken, und aus D. *Pearſons* Schrift über denſelben Gegenſtand. Beide ſind in Deutſchland nun hinlänglich bekannt. 2) W. *Dyer* über das Ausziehen der Zähne, nebſt Beſchreibung eines neuen dazu dienlichen Inſtruments und eines verbeſſerten Scarificators mit einer Abbildung. 3) Verſuche über die Zergliederung der atmoſphäriſchen Luft. Enthält eine Widerlegung der Schlüſſe, die D. *Prieſtley* aus ſeinen neueſten Verſuchen gegen die antiphlogiſtiſche Theorie gezogen hat. 4) *Euſtis* über den Gebrauch der kalten Luft und des kalten Waſſers in Fiebern. In der heftigern Form des gelben Fiebers fand der Vf. es nach *Jackſons* und *Curries* Vorgange nützlich. 5) D. *Meaſe* über den mediciniſchen Gebrauch und die Wirkungen des rothen Fingerhutes. 6) *Delarive* über eine beſondere Abänderung des Veitstanzes. Die Kupferſalmiakpillen bewieſen ſich heilſam. *Februar.* 1) Fortgeſetzte Geſchichte der Kuhpocken, enthält *Pearſons* neuere Nachrichten darüber, die durchaus der neuen Einimpfungsmethode günſtig ſind, *Lawrens* über den Urſprung der Kuhpocken nebſt einigen Bemerkungen über die Schweinepocken, *John Walker* über einen beſondern Fall der eingeimpften Kuhpocken. 2) Aeuſserſt beſondere Heilung eines Blaſenſteines. Der Kranke, ein Obriſt Martin, zerſtörte allmälig ſeinen Blaſenſtein durch eine wie ein Strohhalm feine Feile, welche er durch die Urethra in die Blaſe brachte. 3) Ueber das *Brownſche* Syſtem. 4) *Iſaak Chapmans* Nachricht von einer neuen Art ſpaniſcher Fliegen nebſt Bemerkungen über ihre mediciniſchen Eigenſchaften. 5) *A. Carliſle* über eine neue Methode, das Turniket zu brauchen, um Blutungen aus den Schlagadern der untern Gliedmaſsen zu hemmen. 6) *S. L. Mitchill's* chemiſche Bemerkungen über Düngerarten. Ein Auszug aus einem in dem zu Newyork erſcheinenden *Medical Repoſitory* enthaltenen Aufſatze. 7) *E. Miller* über die Wirkungen der Enthaltung von Nahrungsmitteln bey der Annäherung hitziger Krankheiten. Ebenfalls ein bloſser Auszug. 8) Ueber einige Heilmittel gegen die fallende Sucht. Unter andern wird das ſalpeterſaure Silber empfohlen, das von engliſchen und amerikaniſchen Aerzten mit Erfolge gebraucht worden iſt. *März.* 1) Fortgeſetzte Geſchichte der Kuhpocken. 2) *Sims* über die Einimpfung der Kuhpocken. Keiner von beiden Aufſätzen enthält neue Thatſachen. Sims hatte einen Fall bekannt gemacht, wo die Kuhpocken, ungeachtet ſie in einem ſchrecklichen Grade ſtatt gefunden, doch den Kranken nicht gegen Blatternanſteckung geſichert hatten, und davon Gelegenheit genommen, bey der neuen Einimpfungsmethode Vorſicht zu empfehlen. Hier vertheidigt er ſich gegen eine

eine Kritik seiner Bekanntmachung. 3) *Postock* über den Gebrauch des salpetersauren Silbers in der Fallsucht. Die Erzählung eines Falles, in welchem dieses Mittel schnelle Hülfe leistete. Aus zwey Granen des salpetersauren Silbers wurden 40 Pillen gemacht, und der Kranke mufste jeden Tag vier Stück davon in zwey Gaben, und in der Folge fünf Stücke nehmen. Jedoch wurde der Gebrauch der Fieberrinde damit verbunden. 4) *Mitchills* Skizze einer medicinischen Geographie nebst Bemerkungen über den Einflufs des kalkartigen Bodens oder der Kalkschichten auf die Verhütung fauliger, fieberhafte oder pestilentialische Krankheiten erzeugender, Ausdünstungen. Man will in Nordamerika die Bemerkung gemacht haben, dafs pestilentialische und fieberhafte Krankheiten in Gegenden, welche auf ihrer Oberfläche weit ausgedehnte Kalkschichten besitzen, verhältnifsmäfsig gelinder sind, oder seltener vorkommen. Eben so zeichnen sich ihm zufolge diejenigen Grafschaften in England, deren Boden kalkigt ist, durch besondere Gesundheit der Einwohner aus. Der Vf. erklärt, nach seiner Hypothese von der sauern Natur des fieberhaften Ansteckungsstoffes, diesen wohlthätigen Einflufs des Kalkbodens auf den allgemeinen Gesundheitszustand, durch Einsaugung und Neutralisation der ansteckenden Dünste. 5) *J. Barker* über die fiebervertreibenden Kräfte des Kalkes, der Bitterfalzerde und alkalischer Salze bey der Ruhr, dem gelben Fieber, und dem mit Bräune vergesellschafteten Scharlachfieber. Das Scharlachfieber gehörte zu den bösartigen, da die Halsentzündung bald eine brandige Beschaffenheit bekam. Alkalische Mittel reichlich gebraucht, sollen aufs augenscheinlichste heilsame Wirkungen gehabt haben. Zum Gurgeln gebrauchte er Kalkwasser. Von 50 Patienten verlor er unter dieser Behandlung nur zwey. In der Ruhr gebrauchte er Muschelschaalen, Bitterfalzerde oder Kreide in Gaben von einer bis zwey Unzen alle 24 Stunden. Die Krankheit selbst war mit gastrischen Zufällen complicirt, und in Anfange verordnete er daher Ipecacuanha, und reinigte dann die Gedärme durch Rhabarber und Wermuthsalz. 6) *Redfearn* über einen Fall der zuckerigen Harnruhr. Die Behandlung geschah ganz nach Rollos Methode, und war mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. 7) Ueber die medicinischen Kräfte des Stechapfels. Das Extract aus den Saamen wirkt als ein beruhigendes Mittel in ausgezeichnetem Grade, und wurde von King mit gutem Erfolge in einer Entzündung der Hirnhäute verordnet. 8) Wirksamkeit des rothen Fingerhuts gegen die Lungensucht. Aus *Beddoes* bekannten *Contributions to medical and physical knowledge* etc. *April.* 1) Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken. Ein Auszug aus D. *Jenners Further observations on the variolae vaccinae.* Ferner *Hughes* über einige Fälle der Kuhpockeneinimpfung, und ein Auszug aus *Woodwilles* bekannter Schrift über eben diesen Gegenstand. 2) Ueber den Gebrauch der Brechmittel beym Scheintode. 3) *J. F. Davis* über einen merkwürdigen Fall der fieberlosen Petechen. Die Krankheit war sehr nahe mit dem Skorbute verwandt, wich aber dennoch durch einige Umstände von ihm ab. 4) *Thom. Wainwright* über fremde in die Luftröhre gerathene Körper. 5) Ueber die Mittel, das Gift der Geschwüre und ansteckende Krankheitsstoffe zu zerstören. Ausgezogen aus D. *Rollos treatise on the diabetes mellitus*, und den *Annales de Chimie* Nr. 86. 87. *May.* 1) *H. Leigh Thomas* über ein Lamm mit beiderley Geschlechtstheilen. Nebst einer Abbildung. Mit vollkommen gebildeten männlichen Geschlechtstheilen, wovon jedoch die Hoden in der Unterleibshöhle verborgen lagen, war ein wahrer Uterus, mit seinen Hörnern, Trompeten und Bändern, und eine unvollkommene Vagina, die keine Oeffnung nach aufsen hatte, verbunden. 2) Ueber die Leberentzündung, von *Thom. Christie*, Wundarzte zu Trincomale in Zeylon. 3) *Wilkinson* über die medicinischen Kräfte der Elektricität. Ein Fall einer glücklichen Heilung eines Wasserbruches durch verstärkte Elektricität. 4) *Thom. Denmann* über einige Frauenzimmerkrankheiten. 5) *Redfearn* über eingeimpfte Kuhpocken. Drey regelmäfsige Fälle. 6) Bemerkungen über die Kuhpocken von *John King.* 7) Ueber die Wirkung des Gelbholzes (*Xanthoxylon*). Aus dem 5ten Bande der *Memoirs of the med. Society of London* ausgezogen. 8) *Rob. Jackson* über das idiopathische Fieber. Ausgezogen aus dessen Werke: *An Outline of the History and Cure of Fever endemic and contagious.* Lond. 1798. Der Auszug ist sehr ausführlich, wie es auch ein Werk von solcher Wichtigkeit verdient. *Junius.* 1) *R. Jackson* über das idiopathische Fieber. 2) *C. Brieude* über den aus dem Körper ausdünstenden Riechstoff, als ein Symptom des gesunden und kranken Zustandes betrachtet. Aus dem *Recueil periodique de la Societé de Medecine de Paris.* 3) *Rich. Lubbock* über *Mayows* Entdeckungen. 4) *G. D. Yeats* über *Mayows* Entdeckungen. 5) *M. C. Lombards* chirurgische Beobachtungen. 6) *F. L. Dumas* über die Wirkungen des Sauerstoff- und des kohlensauern Gas auf die Lungen. Der Vf. liefs einen Hund einige Wochen hindurch täglich mehrere Stunden Sauerstoffgas athmen. Es stellten sich am Ende alle Symptome einer sich nähernden Schwindsucht ein. Bey der Oeffnung des Hundes fand er die rechte Seite der Brust mit einem scharfen Wasser gefüllt, worin eine grofse Menge geronnenen Blutes sich befand, das Brustfell war roth, angeschwollen und entzündet, die Lungen zum Theil verwachsen röthlicht, befafsen eine ansehnliche Härte gleich den Organen, welche an einer chronischen Entzündung gelitten haben, und in den Bronchien entdeckte man eine kleine Wunde, deren harte und schwielige Ränder andeuteten, dafs dieselben in kurzer Zeit zu schwären angefangen haben würden. Der Vf. vergleicht diesen Zustand mit dem Zustande der Lungen derjenigen, deren Auszehrung auf einem heftigen Reize der Lungen beruhet, und ohne Zweifel eine ähnliche Ursache habe! Bey einem Hunde, der sechs Wochen hindurch täglich einigemal kohlensaures Gas geathmet hatte, und zuletzt während des Versuches starb, fand der Vf. die

Lun-

Lungen zum Theil am Bruſtfelle anhängend, die übrigen nicht anhängenden Theile waren mit einer lymphatiſchen und ſeröſen Materie gefüllt, worin verſchiedene Lappen gallertartiger, oder vielmehr häutiger Subſtanzen ſchwammen. Die Lungen waren mit ſchwarzen Flecken bedeckt, beſaſsen ein breyartiges Gewebe, und hatten ſehr an Gröſse abgenommen. Es war ein Zuſtand verwandt mit demjenigen in der atoniſchen Schwindſucht, zu der vorzüglich eine erbliche Anlage ſtatt finde, und das Einathmen einer verdorbenen Luft beytrage.

Erfurt, in der Henningsſchen Buchh.: *Theoretiſch-praktiſche Abhandlung über Geburtshülfe. Nebſt den Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden und neugebornen Kinder.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen und Zuſätzen von *J. C. Starke*, Hofr. und ord. Prof. der Arzneyw. zu Jena. *Erſter Theil.* 1800. 560 S. gr. 8. ohne Vorr. (3 Rthlr. 16 gr.)

Das hier angezeigte Werk, deſſen Vf. der, einſt ſo berühmte, Wundarzt *Petit* iſt, verdiente allerdings durch eine treue und fleiſsige Ueberſetzung dem Publicum bekannter gemacht zu werden. Daher können denn auch Hr. Dr. *Eichwedel*, welcher die Ueberſetzung, und Hr. Hofr. *Starke*, welcher die Durchſicht derſelben beſorgte, und Anmerkungen hinzufügte, um ſo gewiſſer auf den Dank der Geburtshelfer rechnen, da der gröſste Theil der neueſten hebärztlichen Schriften, gewöhnlich unbedeutenden Inhalts, oder mit Sacombeſchen und Vogleriſchen Unſinne angefüllt ſind. Ueberdieſs hat auch die Ueberſetzung, theils durch die eingeſtreueten ſchätzbaren Bemerkungen und Zuſätze, theils dadurch unläugbare Vorzüge vor der Urſchrift erhalten, daſs manches, für die jetzigen Zeiten unbrauchbare weggelaſſen, die groſse franzöſiſche Weitſchweifigkeit zuſammengedrängt, dem Stile mehr Rundung und Feſtigkeit gegeben, und alle ſpätere Erfindungen gehörig benutzt und eingeſchaltet worden ſind.

Bey einer näheren Kritik darf ſich jedoch Rec. nur auf die Anmerkungen und Zuſätze, und in wie fern der Ueberſetzer ſeiner Pflicht Genüge geleiſtet hat, einlaſſen. Die Ueberſetzung, welche Rec. mit dem Originale zu vergleichen Gelegenheit hatte, iſt treu und flieſsend, die Sprache rein, und der Vortrag ohne franzöſiſche Weitſchweifigkeit. Unter den Anmerkungen und Zuſätzen ſcheinen dem Rec. folgende einer beſondern Aufzeichnung werth zu ſeyn. Mannsperſonen, ſagt der Herausg. S. 26. werden gewiſs niemals die Geburtshülfe ausſchlieſslich bekommen. Und ſo lange alles natürlich geht, und die Hebammen gut unterrichtet ſind, iſt es auch gar nicht nöthig. Bleſs die widernatürlichen Geburten bedürfen der Hülfe eines Mannes, und dazu können die Obrigkeiten die Hebammen und Gebärerinnen anhalten. — Auch die groſsen Schaamlefzen reiſsen bisweilen bey Erſtgebärerinnen, bey einem groſsen Kindskopfe, und bey ſchlechter Behandlung und weniger Hülfe in die Quer ein, obwohl ſolches S. 58. bezweifelt wird. — Daſs die Frucht im Mutterleibe durch den Mund genährt werden könne, ſcheint dem Ueberſetzer nach S. 110. deswegen unwahrſcheinlich zu ſeyn, weil die Deglutitions-Organe derſelben noch zu ſchwach und zu unvermögend wären. Eine Beobachtung in Oſianders Denkwürdigkeiten beweiſet das Gegentheil. Ueberſchwängerung kann, nach S. 147. nur bey einer doppelten Gebärmutter ſtatt finden. Die Culbüte des Kindes ſoll man, nach S. 165. nicht mehr annehmen, da neuere Erfahrungen erwieſen haben, daſs das Kind ſchon früher, und vielleicht gleich vom Anfange der Schwangerſchaft mit dem Kopfe nach unten hängt, und alſo nicht erſt nöthig hat, ſich ſpäterhin umzuſtürzen. — Abführungsmittel ſoll man im vierten Monate der Schwangerſchaft nicht geben, weil die Gebärmutter, welche zu dieſer Zeit aus dem kleinen Becken in die Höhe ſteigt, dadurch conſenſualiſch gereizt werden kann. — Opium, im Uebermaaſse gegeben, ſchadet allerdings, aber der groſse Schaden, welchen auch neuere Aerzte davon befürchten, als: Dummwerden u. ſ. w. entſteht nicht davon. Bey der *Inadpetentia* in der Schwangerſchaft wird S. 182. das *Elixir vitriol. Mynſicht.* empfohlen, und bey Ekel und Erbrechen der Schwangern ſoll ſich, nach S. 193. ein Pulver aus *Magneſia* und *Cremor Tartari* ſehr heilſam erwieſen haben. — Machen Blutadergeſchwülſte den Schwangern, durch Gröſse und Schmerzen, das Gehen beſchwerlich: ſo ſey es erfoderlich, die Schenkel und Füſse oft mit adſtringirenden Decocten zu waſchen, wozu S. 282. Weidenſchaale, Caſtanien- und Eichenrinde beſonders angerathen werden. Die Riveriſche Potion, mit einem aromatiſchen Waſſer verſetzt, hat ſich, nach S. 301. bey Sodbrennen verbunden mit Magenſchmerz, ſtets ſehr nützlich bewieſen. — Aderlaſs trägt zur Cur der Luſtſeuche nichts bey, erſchwert vielmehr die Heilung derſelben, und verlängert ſolche ohne Noth. Kindern, die mit veneriſchen Uebeln behaftet zur Welt kommen, ſoll das Gift, nach S. 306. weniger im Mutterleibe, als während des Durchganges durch die Geburtstheile, durch unmittelbare Berührung mitgetheilt werden. Dieſer Behauptung ſcheinen aber die neueren Erfahrungen des Hn. *Oſianders* völlig zu widerſprechen. — Die Urſachen, warum Weiber mehreremale nach einander in einem beſtimmten Monate abortirten, ſoll nach S. 325. theils in einer fehlerhaften Beſchaffenheit der Gebärmutter, theils darin liegen, daſs ſich der Uterus nur bis auf eine beſtimmte Weite ausdehnen läſst, alsdann ſich zuſammenzieht, und ſo die Frucht austreibt. Hat ſich nun dieſer Vorfall mehreremale ereignet: ſo entſteht daraus ein *habitus*, von welchem ſich die Natur ſchwer entwöhnen läſst. Von S. 378 bis 382. folgt ein ſchöner Zuſatz des Ueberſetzers, nach Vorſchrift des Herausgebers, über die bey einer natürlichen Geburt zu leiſtende Hülfe; in einem zweyten Zuſatz über das Nachgeburtsgeſchäfte, von S. 393 bis 410. ſind manche treffliche Vorſchriften und richtige Anweiſungen en-

enthalten. Die S. 421 bis 426. gegebenen Unterweisungen, um eine Fufsgeburt fchnell, und ohne Nachtheil für die Mutter und das Kind zu beendigen, find mehrentheils nach Steins Grundfätzen, und alfo völlig richtig angegeben; nur wünfcht Rec., dafs der Ueberfetzer auch mit den Vorzügen der Oſiander'fchen Manualoperationen bekannt gewefen wäre, um davon bey diefer Gelegenheit einen zweckmäfsigen Gebrauch machen zu können. Wenn die Hinterbacken fchon durch den Muttermund in die Beckenhöhle getreten find, foll man, nach S. 464. die Wendung nicht mehr unternehmen, fondern die Zange anwenden, im Falle man das Kind noch nicht mit dem Zeigefinger in die Weichen faffen könne. Hier würde Rec., befonders da der hier angezeigte Umftand den hohen Stand der Hinterbacken beweifet, unbedingt die Wendung vornehmen, fo wie er diefelbe überhaupt bey diefer widernatürlichen Geburt allemal für angezeigt hält. Die Zange foll man jedesmal fo anlegen, dafs die Zangenblätter über die Ohren zu liegen kommen, und dann den Kopf fo drehen, dafs deffen grofser Durchmeffer in den fchiefen Durchmeffer des Beckens zu ftehen komme. Der ausführlich, von S. 529. bis ans Ende fortlaufende Aufſatz über die Zange und deren Anwendung, empfiehlt fich durch Wahrheit, Präcifion im Vortrage, und durch Richtigkeit der Anweifungen der Nachachtung jedes Geburtshelfers.

PHILOSOPHIE.

DRESDEN, b. Gerlach: *Die Religion des Philofophen und fein Glaubensbekenntnifs*, entworfen von M. *Joh. Chriſtian Zwanziger*, Privatlehrer der Mathematik und Philofophie auf der Univerſ. Leipzig. 1799. XLIV. und 168 S. 8.

Diefe Schrift ift nichts anders als natürliche Religion, nach dem alten dogmatifchen Zufchnitte, mit dem Unterfchiede, dafs es dem Vf. mehr um die Herleitung praktifcher Folgerungen aus den theoretifchen Sätzen, oder der Religionspflichten eines Philofophen zu thun ift, als um die Begründung der Religionslehre felbft. Billig follte die Religion des Philofophen mit philofophifchem Geifte behandelt feyn; leider vermiffen wir diefen gröfstentheils. Der Begriff der Religion ift fehr oberflächlich entwickelt; ohne alle Unterfuchung über den Grund, die Möglichkeit und Umfang der Religionserkenntnifs, werden die Sätze der natürlichen Religion meiftens ohne Beweis hingeftellt. Aus der ganzen Abhandlung erhellet, dafs der Begriff Religion des Philofophen in einem fehr vagen Sinne genommen ift. Das erfte Hauptftück handelt von dem Begriff der Religion viel zu kurz und oberflächlich. Nach dem Vf. ift Religion im weitläuftigen Sinne fo viel als Erfüllung der Pflichten überhaupt, und darnach, meynt er, S. 9. gebe es nach der bekannten Eintheilung der Pflichten, nicht nur eine Religion gegen Gott, fondern auch eine Religion gegen fich felbft, und gegen andere Menfchen! In der engern Bedeutung bezieht fich Religion blofs auf die Erfüllung der Pflichten gegen Gott. Das zweyte Hauptftück von der Erkenntnifs Gottes, zerfällt in drey Abtheilungen, von der Wirklichkeit, von der Unfterblichkeit (!) und von der Allwiffenheit und dem Willen Gottes. Die Erkenntnifs Gottes wird als die erfte Religionspflicht betrachtet; denn, heifst es S. 21. da eine gewiffe beftimmte Kenntnifs von Gott ein beftimmtes Betragen gegen ihn erft möglich mache: fo müfste man jene Kenntnifs mit eben dem Rechte unter die Religionspflichten bringen, als das dadurch möglich gemachte Betragen gegen Gott felbft. Einen Beweis für das Dafeyn Gottes hat Hr. Z. nicht verfucht, er poftulirt daffelbe. Gleichwohl heifst es in dem aus den beiden erften Abfchnitten gezogenen Glaubensbekenntnifs des Philofophen Art. 1. S. 40. „Ich glaube und bin gewifs, dafs Gott wirklich, und nicht blofs in meiner Einbildung da fey — feine Exiſtenz keinen Anfang habe, fondern fchlechterdings ewig fey. Diefen meinen Glauben gründe ich auf *unwiderlegbare* und *untrügliche Gründe*, die mir eine ernfthafte Betrachtung der Welt und ihrer Form an die Hand gegeben hat.“ Warum ift hier nur von Glauben die Rede, wenn die Exiſtenz Gottes durch untrügliche Beweife aus der Natur bewiefen werden kann? Und wenn fie ein Gegenftand des Wiffens ift, warum wird fie zur Religionspflicht gemacht? Das dritte Hauptftück handelt von der göttlichen Vorfehung. Das vierte von den Pflichten eines Philofophen als Unterthan einer Civilregierung, und das fünfte von den Kirchen und den Kirchenlehrern, gehören eigentlich gar nicht hieher, fondern jenes in die Moral und diefes in eine Religionslehre oder Staatswiffenfchaftslehre; jenes enthält nämlich die Pflichten eines Gelehrten nach feinen verfchiedenen Verhältniffen, als Staatsbürgers, als Schullehrers, als akademifchen Lehrers; diefes das Verhältnifs der Kirche zum Staate. Das fechfte Hauptftück kommt dem eigentlichen Gegenftande wieder näher; es handelt vom Wachsthum in der Erleuchtung des Verftandes, Heiligkeit des Willens, und den daraus entfpringenden Fortfchritten in der philofophifchen Tugend. Die Vorrede, welche eine Prüfung der in den Annalen der Philofophie befindlichen Recenfion von des Vf. Erläuterung der Kantifchen Lehre von den Ideen und Antinomieen enthält, müffen wir mit Stillfchweigen übergehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Februar 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm: *Entwickelung des Begriffs und der rechtlichen Verhältniſſe deutſcher Staatsrechtsdienſtbarkeiten*, von *Nic. Thaddäus Gönner*. 1800. 215 S. 8. (14 gr.)

Der Vf., ehedem Prof. zu Bamberg, jetzt kurpfälziſcher Hofrath und Profeſſor auf der neuerlich von Ingolſtadt nach Landshut verlegten Univerſität, erwirbt ſich ein nicht geringes Verdienſt um die Aufklärung des deutſchen Staatsrechts, indem er den Begriff und die rechtlichen Verhältniſſe der deutſchen Staats-Rechtsdienſtbarkeiten, worüber die älteren Schriftſteller nicht ganz einig waren, ins Reine zu bringen ſucht, und das, was andere von dieſen Verhältniſſen nur Stückweiſe erörtert hatten, in einem zuſammenhängenden Syſtem darſtellt. Die Verfaſſung des deutſchen Reichs hat die Beſonderheit vor allen übrigen Staatsverfaſſungen, daſs die Souverainität, unter dem Namen von Landeshoheit, auf vielfältige Art modificirt und eingeſchränkt iſt, daſs Landeshoheit wiederum von bloſser Reichsunmittelbarkeit ſich unterſcheidet, und daſs alle die verſchiedenen Regierungsformen der einzelnen Staaten Deutſchlands, wegen ihrer allmäligen gröſstentheils zufälligen Entſtehungsart, in einander greifen, wodurch nicht ſelten ein Staat dem andern etwas entzieht, was derſelbe hinwiederum von einem dritten erhält. Der Begriff und die verſchiedenen Gattungen von Staatsrechtsdienſtbarkeiten ſind daher auf deutſchem Boden entſtanden, und der verwickelten deutſchen Reichsverfaſſung eigen. Sie ſind, nach der Definition des Vfs., beſondere Hoheitsrechte, wodurch die landesherrliche Gewalt eines deutſchen Staats, zum Beſten eines andern, beſchränkt wird. Der Vf. unterſcheidet ſolche ſehr richtig von den Völkerrechtsdienſtbarkeiten, als welche zwiſchen ganz freyen Völkern ſtatt finden, daher bloſs nach den Grundſätzen des Völkerrechts, mit Ausſchluſs aller poſitiven Geſetze, zu beurtheilen ſind, wobey die ſtreitenden Theile keinen höheren Richter über ſich erkennen. Nur da, wo die Reichsgeſetze aufhören, und die Stände ſich als unabhängig betrachten, treffen beide Dienſtbarkeiten zuſammen. *Engelbrecht* (*de ſervitut. jur. publ. Sect. I. Theſ.* 1. ſeqq.) hatte beide Gattungen vereiniget, und die Völkerrechtsdienſtbarkeiten auch mit dem Namen: *ſervitutes juris publici* belegt, ja ſogar eine Gattung derſelben angenommen, welche, ohne einen beſondern Vertrag, ſchon aus dem natürlichen Rechte unter Völkern entſpringen ſollte, die er *ſervitutes juris publici univerſalis* nannte. Der Vf. hingegen zeigt, daſs eine Völkerrechtsdienſtbarkeit, ohne einen beſondern Vertrag, nicht ſtatt finden könne. Die Beyſpiele, welche *Engelbrecht* anführt, ſind auch gar nicht haltbar, nämlich: *a*) der Durchzug durch ein fremdes Land wegen der Handlung oder eines Krieges; *b*) der unſchädliche Durchgang durch fremde Meere; *c*) das Recht eines Volks, während eines Krieges Feſtungen oder Verſchanzungen in einem benachbarten friedlichen Lande anzulegen, und *d*) die Exterritorialität der Geſandten. Eben ſo berichtiget der Vf. den Irrthum, welchen *Engelbrecht* und andere, aus Vorliebe gegen das römiſche Recht, begehen, indem ſie die Eintheilung in *ſervitutes reales et perſonales* auch auf Staatsrechtsdienſtbarkeiten anwenden. Denn dieſe können ihrer Natur nach nur reale Dienſtbarkeiten ſeyn, und von einem Staat auf den andern ausgeübt werden. Das Beyſpiel, welches *Engelbrecht* von dem in einem Stück Landes beſtehenden Witthum anführt, iſt nicht paſſend, weil dieſe Art des Witthums aus dem Privatfürſtenrecht flieſset, und einen Theil des deutſchen Privatrechts ausmacht. Noch mehreren Tadel verdient die Eintheilung der Staatsrechtsdienſtbarkeiten *in ſervitutes urbanas et ruſticas*, welche *Schilter* und *Rhetius* annehmen, wogegen ſchon *Engelbrecht* und *Neumann* geeifert haben. Die Eintheilungen *in ſervitutes continuas et diſcontinuas*, *in affirmativas et negativas* ſind zwar unſchädlich, und die letztere wurde auch von neueren Schriftſtellern, *Pütter* und *Häberlin*, gebraucht; ſie haben aber keinen praktiſchen Nutzen, und der Vf. warnt mit Recht vor der Anwendung der damit verbundenen römiſchen Rechtsgrundſätze, welche nur in ſofern paſſen, als ſie überhaupt bey deutſchen Staatsrechtsſtreitigkeiten ſtatt finden, z. B. die confeſſoriſche und negatoriſche Klage, die Lehre von der Verjährung. Wegen ihres germaniſchen Urſprungs, können deutſche Staatsrechtsdienſtbarkeiten auch in *faciendo* beſtehen. Nach dem obigen eingeſchränkten Begriff derſelben, werden S. 35. f. manche Auswüchſe beſchnitten, welche *Moſer* u. a. denſelben beygefügt haben. Wenn die Ausübung bloſs auf einem *precario* beruhet, wenn dabey nicht ein *einzelner* Staat, ſondern das ganze Reich als Staat in Betrachtung kommt, z. B. bey den Rechten des kurfürſtlichen Collegiums in der Wahlſtadt, auf Wahl- und Krönungstagen etc., wenn es kein *beſonderes*, ſondern ein allen Reichsſtänden zuſtehendes Recht, z. B. die Zollfreyheit der Reichsſtände und ihrer Geſandten; wenn eines von beiden Territorien nicht unmittelbar iſt; wenn die Servitut kein *Hoheitsrecht* betrifft: ſo iſt es keine wahre Staatsrechts-

dienſtbarkeit. Zu dieſer Unmittelbarkeit werden jedoch weder Reichsſtandſchaft, noch andere Eigenſchaften erfodert, und es bedarf nur der *dinglichen Unmittelbarkeit*, ſo daſs auch mittelbare Perſonen wegen unmittelbaren Beſitzungen dergleichen Dienſtbarkeiten ausüben können. Bloſse *Privatrechte*, z. B. Zehenten, Gülten, Huth- und Weidgang, Einforſtungen etc. gehören nur dann in dieſe Claſſe, wenn ſie von einem Auswärtigen mit dem Rechte der Unmittelbarkeit beſeſſen worden, welches aber bewieſen werden muſs. Einen beſondern Fall einer Staatsrechtsſervitut bey Mediatgütern findet der Vf. S. 88. im *Osnabr. Fr. Inſtr. art. V. §.* 47. bey dem nach dem Normaljahr beſtimmten Genuſs auswärtiger Kloſtergüter, wo aber die Dienſtbarkeit nur in dem Rechte, das Eigenthum ſolcher Güter ſich zuzueignen, als einer Beſchränkung des landesherrlichen Fiscus — keinesweges aber in dem Mediatgut ſelbſt beſteht. (Eigentlich verdient dieſs auch den Namen einer Dienſtbarkeit nicht, die ſich nicht in einem einzigen Act auflöſen, ſondern perennirend ſeyn ſoll). Auch *ganze*, ja ſogar *mehrere* Hoheitsrechte können als Dienſtbarkeit beſeſſen werden, S. 94. fg., welches *Engelbrecht* nicht zugeben will. (Rec. würde hiervon jedoch die geſetzgebende Gewalt ausnehmen). Die geiſtliche Gerichtsbarkeit der Biſchöfe iſt nach katholiſchen Grundſätzen kein Hoheitsrecht, mithin auch kein Gegenſtand der Staatsrechtsdienſtbarkeiten. Lehen gehören nur dann dahin, wenn die Lehnsgerichtsbarkeit (und zwar ganz unabhängig) dem auswärtigen Lehnherrn zuſtehet. Auch allerhand Territorialleiſtungen an Geld und Naturalien, gewiſſe Freyheiten und Beſchränkungen der Hoheitsrechte, vermehren die Zahl dieſer Dienſtbarkeiten.

Nach dieſer ſehr mühſamen Entwickelung des Begriffs, handelt der Vf. im IIten Th. die *Rechtsgrundſätze* ab, welche 1) bey der *Erwerbung*, 2) bey der *Ausübung*, und 3) bey der *Endſchaft* derſelben ſtatt finden. Er hält den Conſens der Landſtände S. 134. nicht für nothwendig. (Bey wichtigen Territorialpräſtationen, welche eine Abgabe enthalten, oder bey ſolchen Dienſtbarkeiten, welche in die Freyheiten der Stände eingreifen, möchte ſolches wohl eine Ausnahme leiden). Nur Reichsſtädte bedürfen kayſ. Einwilligung: andere Reichsunmittelbare, ſelbſt bey Lehnen, nicht. Die Tradition, welche *Engelbrecht* und andere in *ſervitutibus affirmativis* erfodern, verweiſet der Vf. in das römiſche Recht zurück. Er läſst die Verjährung zu S. 152. fg., wegen der W. K. art. I. §. 2. (Der Ausdruck *hergebracht* ſcheint nur einen rechtlichen Beſitz, nicht aber eine völlige Verjährung zu bedeuten); jedoch nicht die Verjährung der römiſchen Servituten, ſondern der Rechte überhaupt, die entweder die gewöhnliche oder die unordentliche iſt, je nachdem ſie ſchon gangbare Hoheitsrechte betrifft, oder ſolche Rechte, welche als Gegenſtände des Privateigenthums und nach dem Verhältniſs ihrer erſten Beſitzer, der landesherrlichen Gewalt entzogen werden ſollen. (Dieſer Unterſchied iſt ſehr paſſend, und den Meynungen anderer Rechtslehrer vorzuziehen, welche hierbey geprüft werden). Bey der *Ausübung* dieſer Dienſtbarkeiten findet überall die *ſtrenge Auslegung* ſtatt, weil ſie Ausnahmen von der Regel ſind. Den *Miſsbrauch* dürfe zwar der Landesherr abſtellen, aber nicht die Dienſtbarkeit deshalb aufheben, weil ſelbſt Privatſervituten durch den Miſsbrauch nicht verloren gehen.

GIESSEN: *Sammlungen der den kayſerl. Reichshofrath betreffenden Ordnungen und Verordnungen*, wie auch Reichskanzleyordnungen und Gemeinen-Beſcheide des Reichshofraths (als Beylagen des *Herchenhahniſchen* Werks über den Reichshofrath), nebſt einer inſonderheit literariſche Nachrichten enthaltenden Vorrede, wie auch Regiſter. Herausgegeben von *Renatus Carl Freyherrn v. Senkenberg*. 1800. 468 S. 8.

Der Herausg. entlediget ſich hierdurch ſeines, in der im vorigen Jahre erſchienenen Abhandlung *über Senate bey dem Reichshofrath* gethanen Verſprechens, eine möglichſt vollſtändige Sammlung aller den Reichshofrath betreffenden Verordnungen zu veranſtalten. Seine Beweggründe dazu ſind folgende: 1) daſs die drey einzelnen Auflagen der neueſten Reichshofrathsordnung von 1654, 1673 und 1730 ſich äuſserſt ſelten gemacht haben, 2) daſs keine kritiſch genaue Auflage dieſer Ordnung exiſtirt, 3) daſs nirgends, ſelbſt in den gröſsten Werken nicht, alle den Reichshofrath betreffende Geſetze zu finden ſind. Den Beſitzern des *Herchenhahn*ſchen Werks *über den Reichshofrath*, muſs gegenwärtige Sammlung ſehr willkommen ſeyn; ſie kann gleichſam als der vierte Band deſſelben betrachtet werden, da *Herchenhahn*, wenn er nicht zu frühzeitig geſtorben wäre, eine ähnliche Sammlung, zur Verſtändlichkeit ſeines Buchs, beygefügt haben würde. Die Vollſtändigkeit und Genauigkeit, wovon Hr. v. *Senkenberg* in ſeinen älteren Schriften mehrere Beweiſe gegeben hat, ſind auch in dieſer Sammlung ſehr ſichtbar; und wenn es ihm gleich an Gelegenheit fehlte, den Zutritt zu dem Archiv und der ſogenannten alten Regiſtratur des Reichshofraths zu erlangen, — welche ſich in ziemlicher Unordnung befinden ſoll, und wo manche ſchätzbare Urkunden über die Geſchichte und Verfaſſung des Reichshofraths unbenutzt liegen mögen: — ſo haben ihm doch die Sammlungen ſeines verſtorbenen Vaters, des Reichshofraths v. *Senkenberg*, und andere mühſam erlangte Nachrichten, zu einigen glücklichen Verbeſſerungen und Ergänzungen gute Dienſte geleiſtet. Es ſchmerzt ihn ſehr, daſs er nicht mit der unter Kayſer Karl V. wahrſcheinlich vor dem J. 1548 entworfenen *lateiniſchen Ordnung für den Hofrath*, anfangen konnte, deren Exiſtenz von Moſer in der Geſchichte der Reichshofrathsordnung und von Herchenhahn Th. II. S. 213. bezeugt wird, welcher letztere anführt, daſs ſie nie gedruckt, und auch ſonſt nicht bekannt geworden, ſondern einem Protocoll beygeſchrieben geweſen, und auch dort nicht mehr zu finden ſey. Daſs der Vater des Freyherrn v. *Senkenberg* eine Abſchrift von dieſer

lateinischen Ordnung besessen habe, kann dieser aus einem von ersterem hinterlassenen Bogen Papier, mit der Unterschrift: *Hierin ist die Hofrathsordnung von Karl V.* beweisen. Der Verlust dieser Abschrift rührt aber von dem bekannten unglücklichen Schicksal her, welches die Sammlung des Reichshofraths v. *Senkenberg* 1779 betraf. Die Gesetze, welche hier von 1559 an in chronologischer Ordnung zusammengestellt werden, sind mehrentheils aus Uffenbach, einige auch aus Londorps, Lünigs, Limnaei und anderen Sammlungen genommen, und die älteren schlechteren Abdrücke, so viel es möglich war, verbessert worden. Ein Decret Ferdinands III. an den Reichshofrath v. J. 1638, die Referirart und Ordnung der Acten betreffend, welches vorher nie ganz gedruckt war, wovon Uffenbach nur einen Auszug liefert, und welches Herchenhahn nur beyläufig, Moser aber gar nicht erwähnt, — ist aus einem Manuscript entlehnt, welches 15 den Reichshofrath angehende Stücke von d. J. 1559 — 1664 enthalten soll. Aus eben diesem Mscpt. wird *a*) ein Gutachten des Reichs-Vicekanzlers v. Stralendorf v. J. 1624 mitgetheilt, welches verschiedene Vorschläge zur Verbesserung der Reichshofrathsordnung enthält, und woraus nachher das kays. Decret vom 15. April 1626 unter dem Titel: *Neue Reichshofrathsordn. wie es mit Uebergeb- und Erledigung der gerichtlichen Producten* etc., *desgleichen bey der Reichshofkanzley und mit den Sachwaltern, Agenten und Procuratoren gehalten werden solle*, geschöpft worden ist. *b*) Eine noch wichtigere Urkunde, *das kurfürstl. Gutachten den Reichshofrath betreffend, v. J.* 1636, wovon nur die darauf gefolgte kayserliche Resolution durch den Druck bekannt war. Diese beiden Gutachten fügt der Herausg., um die Gesetze dadurch nicht zu unterbrechen, der Vorrede bey. Unter den Reichshofrathsordnungen macht er den Leser auf die des Kayfers Matthias v. J. 1614 mit Recht aufmerksam, weil sie, als die Hauptquelle der neuesten anzusehen, und diese zum Theil mit solcher Nachlässigkeit daraus abgeschrieben ist, dass man letztere, ohne Zusammenstellung mit der erstern, nicht recht verstehen kann. Die neueste Reichshofrathsordnung von 1654 erscheint hier nach dem Original, von dem Reichshofrath v. *Senkenberg* selbst verbessert, mit einigen Anmerkungen des Herausg., welche gröstentheils typographische Verbesserungen, jedoch auch einige wesentliche Zurechtweisungen enthalten, z. B. S. 151. Tit. II. §. 3. wo die Appellationssumme nur auf 300 fl. rhnl. bestimmt, und S. 180. Tit. V. §. 7. wo das *remedium restitutionis in integrum* mit dem *remedio supplicationis* verwechselt wird. Diese wenigen Noten kann man als Zusätze zu den weitläuftigen Moserischen Anmerkungen betrachten. Die sehr vollständige Sammlung der Verordnungen und Decrete, welche den Reichshofrath betreffen, schliefst sich mit der kayserlichen Resolution v. J. 1769 über das Verfahren des Reichshofraths in Klagsachen der Unterthanen gegen ihre Landesherrn. Der Herausg. hat jedoch, während des Abdrucks, noch ein Decret v. 19. Jun. 1770 wegen Erledigung der Religionsbeschwerden, gefunden, welches auch in *Herrichs* Fortsetzung von *Schmuroths Concl Corp. Ev.* S. 600. steht, und dasselbe der Vorrede beygefügt. Auf diese den Reichshofrath selbst angehenden Gesetze, folgen diejenigen *Verordnungen*, welche die *Reichshofrathskanzley betreffen*, und sodann *sämmtliche gemeine Bescheide*, so viel deren aufzufinden waren, wovon die neuesten von d. J. 1797 und 1798 dem Herausg. erst während des Abdrucks zugekommen, und daher der Vorrede angehängt sind. Diese Vorrede enthält über die Geschichte und den Werth der angeführten Gesetze, die älteren Sammlungen, in welchen solche anzutreffen sind, und den kritischen Gebrauch derselben, mehrere nützliche Bemerkungen.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Ueber die Hochstift Hildesheimische Staatsverwaltung*, in Bezug auf die, bey Gelegenheit der *Brabeckischen* Angelegenheit, gegen dieselbe gemachte Beschuldigungen von *Carl August Malchus*, Domsecretär, Hofgerichtsassessor und Schatzactuar. 1800. 206 S. Text und 94 S. Anlagen. 8.

Die gegen den Freyherrn v. *Brabeck*, vor der Hildesheimischen Regierung, von dem Fiscal erhobene Anklage der beleidigten Majestät, wegen gedruckter Bekanntmachung der Bemerkungen, die ersterer der Ritterschaft am 20. April 1799 vorgelegt hatte — bewog denselben, sich in einigen bereits in diesen Blättern angezeigten Flugschriften öffentlich zu vertheidigen. Jetzt tritt ein Gegner auf, welcher die Sache des Hn. Fürstbischofs und des Domkapitels gegen denselben in Schutz nimmt, und um solches desto unpartheyischer mit allen nöthigen Belegen thun zu können, tief in die Geschichte und Finanzverfassung des Hochstifts eindringt. In der Vorerinnerung sucht er die Absicht des Freyherrn v. *Brabeck* dadurch verdächtig zu machen, dass derselbe mit seinen Bemerkungen, wie er doch wohl hätte thun können, nicht an einem verfassungsmäfsigen Rittertage, sondern nur bey einer zufälligen Versammlung einiger Ritter, hervorgetreten sey, auch eine doppelt stärkere Anzahl Exemplare habe drucken lassen, als Rittergutsbesitzer vorhanden wären; dass ferner derselbe, nachdem schon eine Anzahl Exemplare in der Stadt ausgetheilt gewesen, erst zwey Tage nachher eins derselben dem Domkapitel zugeschickt, und auf die ungünstige Antwort desselben, welche doch nur in einem Privatbillet bestanden, seine Bemerkungen öffentlich bekannt gemacht habe. Der Fürst, welcher bis dahin so manches während des Bauernprocesses erschienene anonyme Pamphlet übersehen, sey auf die Verbreitung jener durch den vorgedruckten Namen eines Landstandes, einen Schein von Wahrscheinlichkeit gewinnenden Schrift, aufmerksam worden, und habe sie nicht ungeahndet lassen können. (Dieser fiscalische Process hat noch seinen Fortgang. Der v. *Brabeck* suchte zwar dagegen beym Reichskammergericht ein *Mandatum cassatorium* nach, erhielt aber am 8. Jul. v. J. ein abschlägiges Decret, mit dem Vorbehalt der, von der

der Regierung ohnehin angebotenen, Vertheidigung und Actenverſchickung *pro avertenda inquiſitione ſpeciali*). Die Quelle der ſchon ſeit dem Weſtph. Fr. entſtandenen, und beſonders zu Anfang dieſes Jahrhunderts lebhafter gewordenen Irrungen zwiſchen dem Landesherrn und den Unterthanen im Hochſtift Hildesheim, iſt bekanntlich die Religionsverſchiedenheit. Der gröſste Theil des Landadels, auch der Städtebewohner, iſt der proteſtantiſchen Lehre zugethan, dadurch aber von den Dom- und übrigen Stiftern ausgeſchloſſen; ſo wie auch die Hofbedienungen und ein Theil der Landesdikaſterien, welche aus den Domainen des Fürſten beſoldet werden, ſich in den Händen gröſstentheils fremder Katholiken befinden. Der Vf. ſucht die Uebertreibung der jenſeitigen hierauf ſich beziehenden Klagen ſehr umſtändlich darzuthun. Wenigſtens kann dieſs, durch den Zufall des Normaljahres entſtandene Unverhältniſs der bürgerlichen Rechte, die Verfaſſung des Hochſtifts an ſich nicht verwerflich machen. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über die Lage und die inneren Verhältniſſe deſſelben, in Bezug auf die angeblichen Urſachen des Misvergnügens der Unterthanen, handelt der Vf. im IIten *Abſchn.* über die Hildesheimiſche Staatsverwaltung bis zum Vergleich von 1793, und dann im III *Abſchn.* über den zwiſchen den Exemten und den ſieben Stiftsſtädten am 26. März 1793 geſchloſſenen Vergleich, und über die zur Aufbringung der Quote der erſteren veranlaſste Bonitirung. Dieſe ſehr in das Detail gehende Erörterung enthält merkwürdige Notizen über das Staatsrecht, die Statiſtik und die Finanzverwaltung des Hochſtifts, welche noch in keiner andern Abhandlung ſo vollſtändig und verſtändlich geſammelt ſind, und die durch XXXI Anlagen erläutert und beſcheiniget werden.

Erfurt, b. Keyſer: *Theoretiſch-praktiſches Syſtem der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden* etc. von *Johann Gottfried Möſslern.* Zweyter Theil. 1800. 646 S. 8.

Auch unter dem beſondern Titel:

D. *J. G. Möſslers Syſtem der Lehre von allgemeinen präparatoriſchen und Präjudicial-Klagen.*

Der erſte Theil dieſes Syſtems iſt in der A. L. Z. 1799. Nr. 79. I. 625. angezeigt worden, und der Rec. bezieht ſich auf das, was dort im Ganzen über den Werth deſſelben geurtheilt worden iſt. Der gegenwärtige zweyte Theil handelt, wie auch der beſondere Titel anzeigt, von den allgemeinen, den präparatoriſchen und Präjudicial-Klagen. Eine *allgemeine* Klage, *actio communis*, nennt der Vf. diejenige, „welche in vielen beſondern und ganz verſchiedenen „Fällen Statt findet, und unter deren Benennung „oder Begleitung viele beſondere oder ſpecielle Kla„gen angeſtellet werden können;" kürzer erklärt er ſich auch dahin: „eine allgemeine Klage iſt diejenige, „welche viele beſondere Klagen unter ſich begreift," und trägt unter dieſer Rubrik folgende Arten der Rechtsverfolgung vor: 1) die ordentliche Klage. 2) die ſummariſche Klage, 3) die Executivklage, 4) und 5) die bedingte und unbedingte Mandatsklage, 6) die Wiederklage, 7) die Interventionsklage. Dann folgen die Präparatorien-Klagen, und unter dieſen *a*) die Provocationsklage *ex lege diffamari*, *b*) *ex lege ſi contendat*, *c*) die Provocation zur Fortſtellung (Fortſetzung) einer angeſtellten Klage, die aber mit dem Begriff, den der Vf. von Präparatorienklagen überhaupt giebt, nicht füglich übereinſtimmt. *d*) Die Provocation der Gläubiger überhaupt, beſonders *e*) der Erbſchaftsgläubiger, *f*) bey Veräuſserung eines Grundſtückes wegen vermeyntlicher dinglicher Anſprüche. *g*) Die Provocation der bey Caſſationen alter Conſenſe und Hypotheken etwa intereſſirten Gläubiger. *h*) bey der Amortiſation eines verlornen Inſtruments, beſonders *i*) verlorner Pfandbriefe, oder landſchaftlicher Obligationen *k*) die Provocation unbekannter Handlungs- und Societätsgläubiger, *l*) unbekannter Bau- und Caſſengläubiger, *m*) unbekannter Gläubiger eines Verſchwenders, *n*) unbekannter und vermeynter Erben, *o*) der Verſchollenen, *p*) der Gläubiger eines gemeinen Schuldners auſser dem Concurs, 9) die Provocation zur Abſonderung des Lehns vom Erbe. Hierauf wird von der Klage *ad exhibendum*, von der *Actio in factum de edendo*, von Arreſt und Sequeſtrationsgeſuchen, von der Imploration um ein Verbot gegen Zahlungen, desgleichen gegen Veräuſserungen, und dann von Präjudicialklagen, ſowohl überhaupt, als nach den verſchiedenen Arten des natürlichen und bürgerlichen Zuſtandes beſonders gehandelt. Man ſiehet aus dieſer Inhaltsanzeige, daſs der Vf. ſorgfältig bemüht geweſen iſt, dem Praktiker, der hier Manches zuſammen antrifft, was er ſonſt in mehreren Büchern zerſtreut ſuchen müſste, die Sache möglichſt zu erleichtern. Von dieſer Seite betrachtet, verkennt auch Rec. den Nutzen nicht, den das Werk für gewiſſe Leſer haben kann, wenn gleich der Vf. ſich von den Erinnerungen, die ſchon bey dem erſten Theile gemacht worden ſind, nicht überzeugt hält.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, im Induſtrie-Compt. u. Wien, b. Mollo u. Comp.: *Neueſte engliſche und franzöſiſche Muſter zu aller Art der Stickerey für Damen wie auch für Fabrikanten.* Geſammelt von *Emilie Berrin* und *Jacques Savin.* Mit 20 doppelt abgedr. Kupfertaf. von denen die Hälfte illum. iſt. Querfol. (3 Rthlr.)

Eine Sammlung wie dieſe, die, ſo ſcheint es, nach wirklichen Stickereyen gezeichnet worden, kann natürlicher Weiſe nicht durchaus von gleich gutem Geſchmacke ſeyn. Ein niedliches Deſſein von Blättern und Perlengehängen Tab. 4. ein eben ſo leichtes und gefälliges Tab. 7. die von Tab. 9. 10. 11. 14. u. 15. nebſt der Weinranke Tab. 18. haben uns ſehr wohl gefallen; hingegen können wir das Füllhorn und den Blumenkorb Tab. 8. nicht loben, eben ſo wenig den ganzen Inhalt von Tab. 3., am wenigſten aber die ſchlechten Landſchaften Tab. 17.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Kramer: *Populäre Anthropologie* oder Kunde von dem Menschen nach seinen sinnlichen und geistigen Anlagen, nebst einer Abhandlung: über das Verhältniss des neuern Skepticismus zur wissenschaftlichen Anthropologie, für den Unterricht auf Gymnasien und Akademien, entworfen von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ord. Prof. d. Moral und Gesch. auf d. Ritterakademie z. Dresden. 1800. XLII. und 211 S. 8. (20 gr.)

Wenn wir diese Anthropologie ohne alle subjective Beziehungen, als Lehrbuch und Leitfaden für die eigenen Vorlesungen des Vf., welche ausser dem Bezirke der Kritik liegen, blos als wissenschaftliches Werk betrachten: so enthält es weder neue Beobachtungen und Ansichten von den Erscheinungen der menschlichen Organisation und des Gemüths, noch zeichnet es sich durch die Bearbeitung des bereits gesammelten Stoffes aus. Sie hat also von dieser Seite kein eigentliches Verdienst, wenn wir gleich damit nicht leugnen, dass sie als kurze in Aphorismen geschriebene Uebersicht der merkwürdigsten Phänomene, zur Belehrung über diesen interessanten Theil menschlicher Kenntnisse gleich andern Werken dienen könne. Indessen zeichnet der Vf. in der auf dem Titel erwähnten Abhandlung, welche die Stelle einer Vorrede vertritt, so manches Neue und Eigenthümliche aus, womit er die Herausgabe dieser Anthropologie rechtfertiget, dass Rec. noch etwas länger dabey verweilen muss, als es nach seiner Ueberzeugung bey Werken, die bey ihrer Brauchbarkeit zu gewissen Zwecken, doch für die Wissenschaft keinen Gewinn enthalten, geschehen sollte.

Die Philosophie hat nach dem Vf. die Aufgabe, zu zeigen: was der Mensch nach seinen gesammten Anlagen ist, und was er nach diesen werden kann und soll. Jenes ist die theoretische, Anthropologie, dieses die praktische Philosophie, Moral im Allgemeinen. Anthropologie ist die Lehre von den äussern und innern bleibenden Erscheinungen an dem Menschen, in wie ferne sie Erscheinungen sind. In dem ersten Theile handelt er von den äussern, in dem zweyten von den innern Erscheinungen. In dem ersten findet man, nach dem eigenen Geständniss des Vf., nichts Neues, weil er zu wenig Physiolog war, und er begnügte sich, die von andern gemachten Beobachtungen mit zweckmäfsiger Auswahl, mit Deutlichkeit, und mit Vermeidung aller Hypothesen vorzutragen. Mehr Aufmerksamkeit erweckt er für den zweyten Theil, worin, wie er sagt, die Lehre von den Temperamenten, die Begründung der Theorie des Gefühlsvermögens (Begründung des Gefühlsvermögens, wie es hier heisst, ist wohl nur ein Druck- oder Schreibfehler), die Darstellung der Bestimmung des Menschen, so wie die ihm eigenthümliche Ansicht des Skepticismus und seines Verhältnisses zu den übrigen philosophischen Systemen ganz neu seyn möchte. Hierin können wir nun dem Vf. nicht ganz beystimmen. Was erstens die Lehre von den Temperamenten und ihre Classificirung betrifft: so ist sie nichts anders als die Platnersche, mit etwas veränderten Ausdrücken (viel Geist wenig Körper; viel Körper wenig Geist; viel Geist und viel Körper; wenig Geist und wenig Körper). 2) In der Theorie des Gefühlvermögens, welche sehr kurz behandelt ist, finden wir nichts Neues als die Erklärung des Gefühls. Gefühl ist, sagt der Vf. S. 180., das Wahrnehmen des jedesmaligen Zustandes, wie sich derselbe im Bewufstseyn ankündiget; es unterscheidet sich von Empfindung, Vorstellung und von dem Triebe (wenn es aber ein Wahrnehmen ist: so wäre es in so fern doch von Vorstellung nicht zu unterscheiden); es wird durch das jedesmalige Bewufstwerden der Gränzen und Schranken, die unsern Zuständen, sowohl den sinnlichen als den geistigen, gesetzt sind, erregt. *Das Gefühlsvermögen ist also die Fähigkeit unsers überſinnlichen Wesens sich der Begränztheit unsers ganzen jedesmaligen Zustandes bewufst zu werden.* Dass durch diese Erklärungen eine Theorie des Gefühlsvermögens begründet sey, will uns noch nicht einleuchten, und wir wünschten, der Vf. hätte hier Gebrauch von der skeptischen Methode gemacht. Entsteht ein Gefühl blos durch das Bewufstwerden oder Wahrnehmen der Gränzen und Schranken der Zustände? Und gesetzt, dieses wäre der eigentliche Ursprung und Grund der Gefühle, darf man das, wodurch das Gefühl entspringt, sogleich in die Erklärung aufnehmen, und zum wesentlichen Merkmal des Gefühls selbst machen? Ist das Gefühl ein Wahrnehmen der Gränzen und Schranken? Es ist zum wenigsten von dem Vf. mit keinem Grund erwiesen, ungeachtet das *Also* den Schein davon erregt. Am meisten aber haben wir uns gewundert, dass der Vf. diese Erklärung nicht einmal benutzt hat, die zwey Arten von Gefühlen daraus abzuleiten. Uebrigens sind die Gefühle nach drey Classen sinnliche, übersinnliche, gemischte classificirt. Anstatt des letzten zweydeutigen Ausdrucks hätte der Vf. immer den gewöhnlichen, moralische beybehalten können. — Die Bestimmung des Menschen besteht nach dem Vf. in dem

dem Gleichgewichte der Realisirung des sinnlichen und übersinnlichen Zwecks. Dieses nennt er das *gemischte Princip der Moral*, und er behauptet, dass es unabhängig von diesen Zwecken kein Sittengesetz gebe. Wir enthalten uns aller Kritik über dieses Coordinationssystem, welches auch keine Kritik aushält, sondern bemerken nur, dass diese Untersuchungen, selbst nach dem Begriff des Vf., kein Gegenstand der Anthropologie sind. — Die skeptische Behandlung der Anthropologie, welche der Vf. als sein eigenthümliches Verdienst betrachtet, ist nichts anders, als die einzig richtige Methode der empirischen Psychologie, welche sich aus der Gränzbestimmung des Erkenntnissvermögens ergiebt, und von *Schmid*, *Jacob* und andern schon mit philosophischen Geist, und mehr Consequenz angewendet worden ist. Denn skeptisch können wir das Verfahren wenigstens nicht nennen, wenn der Vf. in dem 73 §., welcher überschrieben ist: *was wir von dem übersinnlichen Wesen in uns wissen*, behauptet, man könne *mit Gewissheit* aussagen, a) *dass es entstanden ist, (es kann nicht von Ewigkeit seyn.)* b) *dass seine Thätigkeit mit dem ersten Bewusstseyn in uns begonnen hat.* Und wie stimmt diese Behauptung damit überein, dass nach S. 7. sich weder behaupten noch leugnen lässt, dass den Erscheinungen des Gemüths, ausserhalb unserer Vorstellungen, etwas zum Grunde liege? Ueberhaupt können wir nicht einsehen, dass die Anthropologie oder empirische Psychologie, wenn sie ihre Gränzen nicht übersteiget, in der Sphäre des Skeptikers liege, und was der Vf. daher von S. 62—83. von den verschiedenen Systemen über das Verhältniss der Organisation zum Gemüthe, Materialismus, Idealismus u. s. w. von den Kriterien des neuern Skepticismus, von dem Verhältniss dieser verschiedenen Systeme gegen einander in Ansehung der Lehre von den Dingen an sich, und von dem Einfluss derselben auf die Bestimmung des Menschen und die Begründung der Moralphilosophie sagt, ist eine unmethodische Digression, die man in einem Lehrbuche nicht finden sollte. Was übrigens hier und in der Vorrede über den *neuern Skepticismus* d. i. nach S. XIV. die Versuche denkender Zeitgenossen (Aenesidemus, Platner, Reinhard) das als objectiv gültig dargestellte System der kritischen Philosophie zu erschüttern, und die darin befolgten Hypothesen, (z. B. Raum und Zeit als subjective Bedingungen der Anschauung, Kategorien) blos als subjectiv darzustellen, gesagt ist, scheint uns nicht durchdacht genug. Wenn er z. B. sagt, dass dieser Skepticismus nicht ohne Principien sey; auf die Thatsachen des Bewusstseyns als die von der Natur selbst angelegten Principien des Skepticismus baue der Skeptiker *das kleine Gebäude von Ueberzeugungen*, in dem er für die gegenwärtige Epoche seines Denkens wohnt, in welchem *nichts untrüglich, nichts einzig möglich, sondern alles blos subjectiv sey;* wenn er ferner unter den Sätzen, welche den allgemeinsten Umriss dieses Skepticismus ausmachen sollen, folgenden aufführt: „der Skeptiker leitet die Bestimmung des Menschen aus den Thatsachen seines Bewusstseyns ab, und nimmt bey einem gemischten Princip ein Gleichgewicht zwischen den letzten Zwecken der beiden Theile der menschlichen Natur, durch stufenweise Annäherung erreichbar" an: so vermisst man Bestimmtheit und Präcision der Begriffe. Principien, aus denen nicht eine einzige untrügliche Folgerung abgeleitet werden kann, und ein Skepticismus mit einem System von Ueberzeugungen (zumal wenn sie so precär, wie die angeführte sind,) sind versteckte Widersprüche. Wir übergehen, dass dieser Skepticismus hier mit nichts begründet ist.

GESCHICHTE.

Elberfeld, im Comptoir für Literatur: *Edle Griechen. — In den Revolutionszeiten des alten Syrakus. — Erster Theil,* von den ältesten Zeiten bis zur grosen Revolution unter Dion. — 1800. 257 S. 8. m. 1. Kpf.

Gedoppelt ist die Mitgabe dieses Buchs; es erzählt schön, und erzählt getreu. Unter dem der Sache nicht ganz entsprechenden Titel, erhalten wir eigentlich die älteste Geschichte Siciliens, in welcher Syrakusens Gründung und schnelles Wachsen, vorzüglich aber die Männer, welche in derselben eine glänzende Rolle spielten, die hervorstechenden Theile sind. Die Mythologie der Urzeit findet ebenfalls als Einleitung ihre Stelle; und gerade hier zeigt sich die Kunst des Vf. in glücklicher Zusammenstellung, in der genauesten Oekonomie der heterogenen Theile am meisten; der Liebhaber von blos unterhaltender Lectüre findet Befriedigung seines Bedürfnisses, so wie der ernstere Forscher der Wahrheit. Unter den Männern der historischen Zeit wird wohl Gelons Schilderung allgemeinen Beyfall ezwingen; man beurtheilt weniger den Mann nach der Schilderung des Vf. als nach seinen Handlungen, welche reichlich die Stelle eines überflüssigen Raisonnements ersetzen; man glaubt einen glücklich verketteten Roman zu lesen, und wundert sich bey näherer Untersuchung, dass jede einzelne Angabe auf das Ansehen eines alten Schriftstellers gestützt ist. Als Hauptquelle musste seiner Ausführlichkeit wegen natürlich Diodor von Sicilien die häufigsten Dienste leisten; aber bey Behauptungen, wo seine Glaubwürdigkeit zweifelhaft, seine Vorliebe für das Vaterland zu sichtbar wird, bey Begebenheiten, welche Erläuterung aus andern Schriftstellern erhalten konnten, sind auch diese nicht vernachlässigt; und man hätte Ursache, in mehrern Fällen die sehr ausgebreitete gründliche Belesenheit des Vf. zu bewundern, wenn nicht nähere Prüfung fast immer zeigte, dass *Wesseling* in seinen Noten der Hinweiser auf diese Stellen war. Die Syrakusaner Diokles, Dionysius der ältere, und die Jugendjahre Dions, mit welchen dieser Theil schliesst, werden nicht weniger Unterhaltung und Belehrung gewähren. Der Totaleindruck, welchen das Buch auf den Rec. gemacht hat, und vielleicht auf den grösten Theil der Leser machen wird, ist also gut; es kann viel dazu beytragen,

tragen, fade Romane aus den Händen künftiger Männer zu verbannen; aber unbedingten Beyfall ſchenken wir der Arbeit bey allem dem nicht. Mit leichterem Muthe übergeht Rec. den Mangel einer ſtrengen Kritik; er weiſs es, daſs das Intereſſe des Leſers dadurch gewinnen kann, wenn man in die freygebigen groſsen Zahlen Diodors kein Miſstrauen ſetzt, für baare Wahrheit annimmt, daſs die Karthaginienſer, ſie, welche in den Kriegen auf Leben und Tod gegen die Römer, nie eine Armee von 100000 Mann in Sicilien aufſtellten, gegen das einzige Syrakus in frühern Zeiten immer mit mehrern hunderttauſenden angezogen kamen, dieſe Menge auf Fahrzeugen überſetzen muſsten, und meiſtentheils total geſchlagen wurden. Er will auch nichts dagegen einwenden, wenn der Vf. der Gemalin des Gelo eine goldene Krone von 100 Talenten ſchenken läſst, und dieſes Geſchenk auf 135000 Rthlr. ſchätzt, ob er gleich die arme Frau bedauert, welche eine Laſt von mehr als 200 Pfund auf dem Kopfe tragen muſste, wenn ſie auch nur einmal in ihrem Leben von dem Präſente Gebrauch machen wollte. — Die Sicilifchen Talente ſind gar viel kleiner als die Attiſchen. — Oder wenn der Vf. von einem goldenen Dreyfuſs 50000 Talente an Werth ſpricht. Aber dem Manne, welcher *belehrende* Unterhaltung geben will, erlaubt Rec. äuſserſt ungern, wenn er Leute ganz anders ſprechen läſst, als es ihr allgemein bekannter Charakter, der auch abſichtlich ausgedrückt werden ſollte, mit ſich bringt. Z. B. die Griechen ſchicken beym Einfalle des Xerxes eine Geſandtſchaft an Gelo, um ſich ſeine Unterſtützung zu erbitten. Er verſpricht ſie unter der Bedingung, Anführer des verbündeten Heers zu ſeyn. Um einen Anführer ſind wir nicht verlegen, ſagte der Spartaniſche Geſandte, ſondern um Hülfstruppen. Dieſe Angabe der Geſchichte leitet der Vf. in einen Dialog zwiſchen dem König und dem Geſandten ein; läſst aber den letzten viel ſchwatzen, ganz gegen den Charakter ſeines Volks, und ſtatt der beabſichtigten Bündigkeit und des Treffenden der Antworten, werden ſie hier derb. Da Gelo ſich als Anführer vorſchlägt, fällt der Spartaner S. 48. ein: „Ha! ſo ſollte der wichtigſte Staat im Peloponnes den Schatten des groſsen Atriden erzürnen, daſs er ſein Heer dem Kommando des Gelo und der Syrakuſer übergäb! — Nein, nein, ſo tief kann Sparta nicht ſinken. Entweder müſſen deine Subſidien unſerm Kommando gehorchen, oder — du magſt ſie behalten.“ In dieſem Tone iſt das Uebrige. Der nämliche Dialog liefert zugleich eins von mehrern Belegen, welche ſich aus dem Vortrage dieſer Geſchichte ſammeln laſſen, daſs der Vf. einzelne wirklich angegebene Sätze der Alten als Eigenthum nimmt, und ſie dann nach der Wahrſcheinlichkeit, nach dem Bilde, welches er ſich über den einzelnen Zuſammenhang der Dinge entworfen hat, ausmalt. Der Vf. fühlt den Vorwurf, welcher ihm zur Laſt fallen könnte, ſelbſt, und ergreift deswegen die Gelegenheit einer andern Ausführung von ähnlichem Gehalte, zu einer kurzen Apologie am Ende des Werks, in welcher er behauptet, daſs die Hiſtoriographie den Geſchichtſchreiber berechtige und verpflichte, lebhafte dichteriſche Darſtellung in ſo weit mit der hiſtoriſchen Gründlichkeit zu verbinden, daſs er die dokumentirten Motive der handelnden Perſonen etc. in Briefe, Reden und Scenen einkleidet. So ſchrieb nach ſeiner Meynung Livius die römiſche Geſchichte. — Wir wiſſen wohl, daſs ſchon mehrere unſerer neuern Geſchichtſchreiber, wenn auch nicht öffentlich ſich zu dieſem Grundſatze bekannten, doch nach demſelben handelten; das durch eine lebhafte Einbildungskraft zu ergänzen, ſehr ſchön zu ergänzen wuſsten, wozu die beſtimmten Angaben in den Quellen fehlten; aber wir wiſſen auch, daſs ein ſolches Verfahren ſehr bald den Grad der Zuverläſſigkeit, welchen die Geſchichte noch beſitzt, gänzlich vernichten, Miſstrauen auch gegen wirkliche Thatſachen erregen würde, weil nur wenige in der Lage ſind, das was man wirklich weiſs, von der willkürlichen Ergänzung, und was jeder Schriftſteller nach ſeiner Denkungsart auf eine andere Art ergänzen würde, zu ſichten. Der Vf. ſpricht freylich von dokumentirten Motiven, aber ſeine eigene Art der Behandlung zeigt, wie wenig ſtreng man ſich an dieſelbe bindet, ſobald der Imagination die Thüre geöffnet wird. Livius wäre nie der berühmte Geſchichtſchreiber geworden, wenn er eine ſolche Maxime befolgt hätte; er verfolgt ruhig den Gang der Begebenheiten; nur die bekannten, nicht erſt von ihm ausgeſponnenen Beweggründe, welche dieſen Ereigniſſen ihr Daſeyn gaben, das *pro* und das *contra*, welches man für oder gegen die Rechtmäſsigkeit vieler Schritte angeführt hatte, verwebte er, verwebten auch der gedrängte Tacitus und andere Römer, in ihre Reden, um ſich in dem Zuſammenhange nicht zu unterbrechen. — Das Titelkupfer ſtellt den Diokles vor, der ſich tödtete, weil er einem Geſetze zuwider, das er ſelbſt gegeben hatte, aus Unvorſichtigkeit bewaffnet in der Volksverſammlung erſchienen war, um einen entſtandenen Tumult zu unterdrücken. Er ſieht im Kupfer noch ziemlich unbärtig aus, und ſo unbefangen, wie jemand, der die gleichgültigſte Handlung verrichtet, ob man ihm gleich nicht nachſagen kann, daſs er ſich den Tod zu erleichtern ſuche; denn er ſtöſst ſich das Schwert von oben herab durch den Thorax der rechten Bruſt. Der zweyte Theil, welcher die ausgezeichneten Syrakuſaniſchen Männer ſpäterer Zeit enthalten wird, folgt dem erſten nahe auf dem Fuſs. Rec. freut ſich der ſchnellen Erſcheinung.

PARIS, b. Treuttel: *Bonaparte's Feldzug nach Egypten* (Aegypten). *Officielle Actenſtücke.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Erſter Abſchn. *Beſitznehmung von Malta.* im J. VIII. 94 S. 8.

Der Titel: Officielle Actenſtücke, iſt nicht buchhändleriſche Speculation. Man findet hier mehrere auch durch die beſſeren Zeitungen und andere Nachrichten in Deutſchland nicht bekannt gewordene Aufſchlüſſe, vornehmlich 1) eine *Ueberſicht des Betragens von Malta gegen Frankreich während der Revolution,*

tion, belegt durch Befehle des Grofsmeifters zur Beförderung der Englifchen Armatur gegen Frankreich und durch ein Manifeft deffelben vom 10. Oct. 1793, nach welchem blofs die dem Orden zum Grundgefetz gemachte unverbrüchliche Neutralität ihn vom activen, unmittelbaren Krieg mit Frankreich zurückhielt; 2) *zwey Verträge zwifchen Rufsland und dem Orden*, welche noch *vor der franzöfifchen Befitznehmung* theils zur Ratification gebracht, theils völlig redigirt waren, und von welchen der eine die Erhaltung des polnifchen Grofspriorats für den Orden unter Ruffifchem Schutz, der andere aber die neue Stiftung einer Niederlaffung von Malteferrittern *griechifcher* Religion in Rufsland betrifft, durch die vermittelft einer jährlichen Summe von 200.000 Rubeln 84 Comthuren für ruffifch-griechifche Edelleute fundirt wurden, deren Competenten entweder auf den Flotten des Ordens *oder in den ruffifchen Armeen gegen die Ungläubigen* ihre vier gewöhnliche Caravanen zu machen haben follten. Diefe Actenftücke machen die mächtige Protection, welche der Orden fogleich nach Eroberung der Infel bey dem ruffifchen Kaifer gefunden hat, völlig erklärbar, da fchon hier der Kaifer fich *Befchützer* des Malteferordens nennt, die Einrichtungen deffelben, als folche, welche das Gefühl der Ehre und die Liebe zum Ruhm vorzüglich einflöfsen, ganz befonders zu fchätzen verfichert, und diefe Gefinnungen fehr werkthätig beweift. Ob die Schwierigkeit, Malteſer-Ritter von der griechifchen Kirche zu haben, fchon vor der franzöfifchen Befitznehmung ganz gehoben war, wird in fo fern zweifelhaft, als der zweyte Vertrag hier noch nicht Unterzeichnungen hat. — Aufser diefen Actenftücken finden fich hier die Befehle, durch welche fowohl der Anfang der Expedition als die Malteſifche Befitznehmung regulirt worden ift, in extenſo. Auch daraus wird mancher kleinere Zug dem Gefchichtsforfcher, welcher den Geift folcher Unternehmungen zu beurtheilen ftrebt, denkwürdig auffallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Zürich*, b. Orell und Füfsli: *Ueber ein Wort, das Franz I. von den Folgen der Reformation gefagt haben foll.* Eine hiftorifche Unterfuchung, von *J. G. Muller* Prof. zu Schaffhaufen. 1800. 52 S. gr. 8. Diefe kleine aber fehr inhaltsreiche Schrift ift ein Anhang zum *fiebenten Briefe über die Wiffenfchaften* (Zürich 1798) worin der Vf. den Ausfpruch Franz I. „dafs die Neuerung der Reformation auf nichts anders abziele, als auf den Umfturz der göttlichen und menfchlichen Monarchie" hiftorifch zu widerlegen fucht. Er zeigt ganz richtig, dafs die gute Sache der Reformation fich wohl vertheidigen laffe, wenn man nur die Grundfätze derfelben, worin gar kein Umfturz der Monarchie liegt, von den Zufälligkeiten, welche leidenfchaftliche oder fanatifche Menfchen mit der Religion in Verbindung fetzten, gehörig abfondert. Die Bauernunruhen zur Zeit der Reformation hingen fo wenig mit der Religionsverbeſſerung zufammen, als die Schwärmereyen der Wiedertäufer mit den Grundfätzen der Reformatoren, die fich eben fo wenig für inſpirirt hielten, als fie an den Chiliasmus auf Erden glaubten. Jene Bauernunruhen waren durch wirklichen oder vermeynten Druck motivirt, und es wurde blofs eine Scene allgemeiner erneuert, die man fchon vielfach in einzelnen Gegenden vor dem Anfange der Reformation wahrgenommen hatte. (Alles dieſes ift auch fchon in *Plank's* Reformationsgefchichte bemerkt, und es wundert den Rec., dafs Hr. *M.* fich nicht darauf bezogen hat.) Eben fo waren die Unruhen, welche Grofsbritannien zerrütteten, nicht eigentlich von der Religion veranlafst, wenn fie gleich die Maske wurde, wohinter man politifche und andere Abfichten verfteckte. Diefs ift auch pfychologifch gar nicht zu verwundern, denn der menfchlichen Unart ift nichts zu ehrwürdig, um es nicht allenfalls zu fchlechten Abfichten zu gebrauchen. Aus jenen Zerrüttungen gieng *Sidney's Eſſay on civil Government* hervor, worin eine Staatsverfaſſung theoretifch ausgefponnen wurde, deren Ausführung man leider in unſern Tagen verfuchte, und dadurch die ganze gebildete Welt in Verwirrung fetzte. Von England gieng ferner der Deismus aus, wenn gleich vielleicht der erfte Stoff dazu in der Freydenkerey Italiens, wohin die englifchen Grofsen fo fleifsig reiften, zu fuchen ift, fand ſeine berühmten Apoſtel bald auch in Frankreich und untergrub überall den Glauben an die Offenbarung des Chriſtenthums, wodurch ein grofses Unheil geftiftet wurde. (Dieſes wäre noch immer nicht ſo nachtheilig geweſen, wenn man nur nicht die moraliſche Religion des Chriſtenthums zugleich mit untergraben hätte. Allein eine traurige Verwechſelung des Cultus mit der Religion ſelbſt that der guten Sache den gröfsten Schaden!) — Doch „Irrthum vergeht, die Wuth des Fanatismus „verzehrt ſich ſelber, die Heucheley wird enthüllt, aber Wahrheit bleibt. Durch Kämpfe und blutige Erſchütterungen ringt „ſich die Menſchheit zu neuer Entwickelung, zu einer reinern „Erkenntniſs der Wahrheit hindurch in unſerm — oder wenn „dieſer zu einer neuen Barbarey verdammt ſeyn ſollte — gewiſs in einem andern Welttheile!" Dieſes Urtheil unterſchreibt Rec. von Herzen; denn es iſt das Reſultat eines unbefangenen philoſophiſchen Zuſchauers der Weltbegebenheiten. Weil nun aber Hr. *M.* die Quellen von den religiöſen Erſcheinungen der Zeit, die nicht in Deutſchland liegen, ſehr richtig bezeichnet hat: ſo mufste es dem Rec. doppelt auffallen, die deutſchen Theologen ganz unerwartet mit hinein gezogen zu ſehen. S. 49. „Die würdigſten Theologen Deutſchlands ſetzten in „den neuern Zeiten dieſes ruhmwürdige Werk der Remonſtranten fort. Eine von ihnen ausgegangene Parthey, *die man am „beſten theologiſche Revolutionärs nennt*, glaubt indeſſen, es ſey „noch nichts geſchehen, ſo lange vom altchriſtlichen Glauben „noch eine Spur übrig bleibe." u. ſ. w. Rec. bedauert, einen ſo guten hiſtoriſchen Schriftſteller, als der Vf. iſt, in den unhiſtoriſchen Ton eines *Barruel* und *Robiſon* verſinken zu ſehen, und mufs zur Steuer der geſchichtlichen Wahrheit hinzufügen, dafs man eine ſolche theologiſche Parthey in Deutſchland ſelbſt nicht kennt, welche es verdiente, mit einem ſo gehäſſigen Namen gebrandmarkt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. Februar 1801.

GESCHICHTE.

Angeblich zu London, b. le Boussonnier: *Précis historique de la vie et du pontificat de Pie VI.* par M. *Blanchard*, Bachelier de Sorbonne et Curé de Saint-Hippolyte, Diocèse de Lisieux. („Pontife révéré, Souverain magnanime, Noble et touchant spectacle, et du monde et du ciel, Il honore à la fois, par sa vertu sublime, le malheur, la vieillesse, et le trône et l'autel.“ Par M. l'Abbé Delille.) 1800. 298 S. gr. 12. (12 gr.)

Schon Titel und Verfasser dieser Schrift kündigen eine Lobrede auf *Pius VI.* an; sie ist aber auch zugleich eine eifrige Schutzschrift für ihn wider die Lebensgeschichte desselben, welche im J. 1799 unter der Aufschrift: *Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. et son Pontificat, etc.* zu Paris in zwey Bänden erschienen ist, und von welcher bereits eine deutsche Uebersetzung (Pius VI. und sein Pontificat, etc. mit Anmerkungen des Uebersetzers, Hn. D. *Meyers* zu Hamburg, nebst einem Nachtrage von Fragmenten, Hamburg, 1800. 8.) in jedermanns Händen sich befindet. Hr. *Bl.* gesteht, dass sein Freund, an den er hier eine Reihe von Briefen richtet, den Vf. jenes Buchs für unterrichtet und gemässigt, mithin für glaubwürdig halte; warnt ihn aber desto mehr, auf seiner Hut zu seyn, wenn *ein Schriftsteller, der sich ausdrücklich für einen Philosophen ausgiebt,* das Leben eines durch seine Tugenden und seine Religion ausgezeichneten Mannes beschreibt. „Er will vielmehr zeigen, dass dieser Papst über alle unsere Lobsprüche, und über alles unser Bedauern erhaben sey;“ jenem Biographen aber wirft er Unwissenheit in den ersten Begriffen der Moral, und seinem Werke lauter Unordnung, Verwirrung, beständige Widersprüche, und einen Umsturz aller Grundsätze vor. Wir haben es in der deutschen Uebersetzung gelesen, und finden freylich, dass es nicht ganz unpartheyisch geschrieben ist; sich öfters zu merklich auf französische Seite neigt; nicht selten einen witzig spöttischen Ton annimmt, der in der neuesten Geschichtschreibung so sehr gefällt, und einige andere kleinere Flecken hat. Gleichwohl, wenn ja die Zeit schon gekommen seyn sollte, (woran wir doch zweifeln,) da eine möglichst genaue, billige und von Leidenschaften freye Biographie *Pius VI.* geschrieben werden kann: so macht diese mehr Anspruch an solche Eigenschaften, als jede andere. Unser Baccalaureus der Sorbonne hingegen ist ein kläglicher Panegyrist, dem Abwechselung von Lob und Tadel für klarer Widerspruch gilt, und der sich selbst am besten, durch folgende Stelle im Eingange zu dem Leben des Papstes (S. 25. sq.) charakterisirt hat: „*Die neuere Philosophie*, welche lange Zeit im Dunkeln verborgen gelegen hatte, hob bereits damals, als er auf den päpstlichen Thron gesetzt wurde, ihr Haupt etwas empor. Um jene gewaltsamen Umkehrungen zu versuchen, welche Europa erschreckt haben, bewaffnete sie, unter dem scheinbaren Vorwande, nützliche und erwünschte Reformationen vorzunehmen, fast alle katholischen Mächte wider ihn. — Dieser grosse Papst hat das ihm anvertrauete geheiligte Gut des Glaubens und der Kirchenzucht, ohne einige Verfälschung, wider alle Anstrengungen *dieser unruhigen und zum Aufruhr geneigten Philosophie*, welche, um sich zu rächen, seine weltliche Macht niedergestürzt hat,“ u. s. w. Eben diesen Gesang, das den emigrirten Priestern, so wie der ganzen curialistischen Parthey, so eigene Klaglied wider die Philosophie, stimmt der Vf. in der Folge immer von neuem an, wenn er Angriffe auf die Macht des Papstes und seines Clerus zu erzählen hat. So schreibt er S. 191. „*Die Unternehmungen, welche die Philosophie den Fürsten gegen das Christenthum angegeben hatte*, waren nur ein schwacher Versuch von dem Plan, welchen sie entworfen hatte. *Die Philosophen setzten sich nichts Geringeres vor, als alle Altäre von Europa, und sogar in der ganzen Welt, umzustürzen*,“ u. s. w. Mehr wird man von dem Vf. nicht zu wissen verlangen, um den Geist seiner Lebensbeschreibung zu beurtheilen. Wie bekannt er mit der Geschichte unserer Zeiten sey, kann die Stelle S. 239. zeigen, wo er versichert, *die Fürsten von der Coalition* gegen Frankreich hätten *nicht die Absicht gehabt, dem Könige von Frankreich wieder auf den Thron zu verhelfen; sondern sich zu vergrössern, und eines Theils der Provinzen seines Reichs zu bemächtigen.* Dass der Vf. die schändlich unwürdige Art, mit welcher *Pius VI.* von den Franzosen behandelt worden ist, freyer und richtiger abgeschildert hat, als es in jenen Mémoires geschehen ist, leidet keinen Zweifel; aber das wusste man schon längst aus andern Nachrichten.

Leipzig, in d. Wolf. Buchh.: *Allgemeine Geschichte der berühmtesten Königreiche und Freystaaten in und ausserhalb Europa. Dritte Abtheilung. Die Schweiz. Erstes Bändchen.* 1800. 18 Bog. 12. (12 gr.)

Auswahl der Begebenheiten, und Richtigkeit der Erzählung im Ganzen, ist die lobenswürdige Eigenschaft auch dieses Bändchens; ja wir haben es in dieser Hinsicht fast mit noch mehrerer Zufriedenheit gelesen,

lefen, als die vorigen. Nur die Befchreibung der deutfchen Regierungsform S. 81. u. f. enthält manchen Irrthum; das Lob, das S. 386. dem deutfchen Könige Adolf gegeben wird, verdient er nicht, und fo könnte man noch einige andere kleine Fehler anführen. Aber der gröfste Tadel trifft noch immer die Schreibart, in der man nicht allein alle Suevismen wieder findet, welche wir in den vorigen Theilen getadelt haben, fondern die auch noch eben fo weitfchweifig, ekelhaft wortreich, gefucht, und der Erzählung unangemeffen ift, wie ehemals. So lieft man hier, ferners, weit (bey weitem) wenigft (zum wenigften), zwoen, fonderheitlich, fo faft (fo fehr) jener (derjenige, der) u. a. m. S. 17. „Er fagte — er werde es fchlechterdings nicht angehen laffen;" ift ganz undeutfch; der Satz: „An der Spitze des Herz. von Schwaben, Welfs aus Bayern, und Berchtold aus Zähringen hielten die Mifsvergnügten wiederholte Zufammenkünfte;" ift, fo wie es da fteht, ohne Sinn, wenn man gleich wohl fieht, was der Vf. fagen will. „Ungeduldige Sehnfucht," hat man wohl nach einem entfernten Gegenftande, oder nach einer fchwer zu erhaltenden Sache. Der Vf. läfst aber K. Albrecht Soldaten „mit ungeduldiger Sehnfucht nach Sieg," gegen das erfchrockene Zürch anrücken. Er verwirft Wörter, die den Sinn auf das befte ausdrücken, und die ihm völlig zur Hand liegen, und wählt anftatt derfelben andere, die das nicht fagen, was er andeuten will. Anftatt S. 408. zu fagen: „Nachdem Albrecht bereits fo viele Oerter Helvetiens unter feine Herrfchaft vereinigt hatte, erwachte in ihm der *Verdrufs*, dafs mitten unter ihnen die drey Waldftädte frey waren; fagt er: erwachte in ihm *der Aerger*. Die Verfchiedenheit beider Wörter ift doch hinlänglich bekannt. Die Erzählung mit Gleichniffen aufzuputzen, möchten wir dem Vf. nicht ferner rathen. Der Verfuch dazu S. 144. ift gar zu fehr mifslungen. Noch einmal, eine fehlerlofe, gefällige Schreibart, ift eine unerläfsliche Bedingung für Verfaffer hiftorifcher Bücher, die für die grofse Lefewelt gefchrieben find. Man verzeiht ihnen eher Fehler gegen die hiftorifche Wahrheit, wenn fie nicht zu wefentlich find, als einen mifsfälligen Vortrag.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZITTAU und LEIPZIG, b. Schöps: *Allgemeine Beyträge zur Beförderung des Ackerbaues, der Künfte, Manufacturen und Gewerbe.* Herausgegeben von *J. G. Geifsler. Erfter Theil.* 1800. 130 S. 8. m. 7 K. fr. (12 gr.)

Die lobenswürdige Abficht des Vfs. ift: alle Erfindungen, die zur Vervollkommnung des Ackerbaues, der Künfte, Handwerker, Manufacturen und mehrerer Gewerbe des bürgerlichen Lebens abzwecken, zu fammeln, und fie nach und nach dem Publicum vorzulegen. Ein folches Unternehmen verdient allen Dank, da Induftrie und Kunftfleifs in den Gewerben einen entfchiedenen Einfluss auf Volker- und Länderglück haben. Diefer erfte Theil enthält nachftehende Abhandlungen: 1) *J. G. Praffe Flachsfpinnrad mit fortrückender Spule.* Es foll dadurch nicht nur die Arbeit befchleunigt, fondern auch der Faden regelmäfsiger aufgewickelt werden. In wie fern diefe Vortheile mit den Koften einer ziemlich componirten und daher theuern Mafchine im Verhältnifs bleiben, kann Rec. nicht entfcheiden. 2) *T. Hayes, über die Gefahr, fich in Milchhäufern der Gefäfse von Bley, Kupfer oder Meffing zu bedienen.* H. zeigt, dafs man zwar dann, wenn man metallene Gefafse zur Aufbewahrung der Milch nimmt, mehr Rahm, folglich auch mehr Butter erhalte, als wenn man irdene oder hölzerne wählt, allein dafs man doch Gefahr laufe, den Rahm entweder mit Bleyzucker oder Grünfpan zu vergiften. Hierin hat H. allerdings Recht, ja die Gefahr wird defto gröfser, je höher die Temperatur, folglich je mehr die Milch zum Sauerwerden geneigt ift. In Deutfchland hat man indeffen diefe Vergiftung fo leicht nicht zu befürchten, da man fich der gläfernen Gefäfse bedienen kann, die koftbaren metallenen hingegen bey uns wohl fo leicht nicht eingeführt werden möchten. Die Ausdünftungen eines Milchhaufes entftehen, wie H. ganz richtig darthut, von einer Säure. 3) *Desmond's Verfahren, alle Arten von Häuten und Leder zu gerben, desgleichen verfchiedene vegetabilifche und animalifche Subftanzen, als Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide, Haar, Wolle, etc. fo wie die Materialien, die davon gemacht werden, dichter und im Waffer weniger verderblich zu machen.* Diefe, auf richtige chemifche Grundfätze gebaute Abhandlung kann Rec. mit Ueberzeugung als lehrreich empfehlen. 4) *Hooper's Verfahren, aus Abgänglingen von Leder, ein Leder zur Bekleidung der Kutfchen, etc. zu verfertigen, desgleichen um allerhand Gefäfse, Formen und andere Verzierungen in Zimmern zu machen; ferner zum Einbinden der Bücher, und zu Verfertigung verfchiedener Arten von Papier.* Die Abgänge werden in eine Mafchine gebracht, der Unrath wird fortgefpült und die Maffe mit Waffer fo lange bearbeitet, bis, unter einem Zufatz von Kalkmilch, ein feiner Teig daraus geworden. Sodann wird fie in Formen gefchüttet, und, um alle Wäfferigkeit fortzufchaffen, ftark gepreft. Bey dem Leder, welches zum Einbinden der Bücher beftimmt ift, bleibt die Kalkmilch weg. Um Papier daraus zu erhalten, verfetzt man die Abgänge mit dem vierten Theil von alten Schifsfeilen, abgängigem Hanfe und etwas feinem Thon. Diefs giebt ein braunes Papier. Ein feineres erhält man, wenn man zu der Breymaffe drey Viertheile und mehr Lumpen hinzufetzt, und dann alles, wie bey der gewöhnlichen Papierfabrication, behandelt. Bey der gegenwärtigen ftarken Confumtion und zunehmenden Theuerung des Papiers, verdient diefer Vorfchlag allerdings Aufmerkfamkeit. 5) *G. Glenny's Esq. Verfahren, aus der Holzafche eine gröfsere Menge Potafche zu erhalten, als gewöhnlich.* Die Afche, welche von dem Verbrennen des Holzes entfteht, mufs vorher im Ofen zu feinem Pulver calcinirt, und dann, wie gewöhnlich, behandelt werden.

den. 6) *Verfahren, dem Theriac ſeinen unangenehmen Geſchmack zu benehmen, und ihn zu verſchiedenen Abſichten anſtatt des Zuckers anwendbar zu machen.* Ein Theil Theriac, ein Theil Waſſer, und ¼ Theil guter Kohle unter einander gemiſcht; dieſe Miſchung wird eine halbe Stunde gekocht, filtrirt und ſodann der Theriac bis zur Syrupsdicke eingedickt. Bey dieſem Verfahren erhält man faſt eben ſo viel Syrup, als Theriac verwendet worden. 7) *Tatin's Zuſammenſetzung eines Waſſers zur Vertilgung der Raupen, Ameiſen und anderer Inſecten.* Es werden 1¼ Pfund ſchwarze Seife, 1¼ Pfund Schwefelblumen, und 2 Pfund Erdſchwamm von irgend einer Art mit 15 Gallonen Waſſer vorſchriftsmäſsig behandelt, und mit dieſem Waſſer die Gegenſtände beſprengt. Raupen, Käfer, Wanzen, Blattläuſe und mehrere andere Inſectenarten werden, durch eine einzige Injection mit dieſem Waſſer getödtet. Rec. findet dieſs Mittel zweckmäſsig, und glaubt, ſeine Wirkung beſtehe in dem entwickelten Schwefelwaſſerſtoffgas. 8) *Fourcroy über den Einfluſs der Lebensluft auf die Färbung vegetabiliſcher Subſtanzen, und über eine neue Zubereitung feſter Farben zum Malen.* Rec. kann wohl vorausſetzen, dafs dieſe Abhandlung ſich ſchon in den Händen aller derer befindet, für welche dieſer Theil der technologiſchen Chemie Intereſſe hat. S. 61. ſteht Schaale ſtatt Scheele. Die braunen, rothen und violetten Farben der Vegetabilien werden dadurch fixirt, dafs man ſie mit einer gewiſſen Menge Sauerſtoff vermittelſt der (*oxygenirten*) Salzſäure anſchwängert. 9) *Valeys horizontales Butterfafs.* Iſt zu componirt. 10) *J. A. Chaptal's Bemerkungen über die Wirkung der Mordenten beym Rothfärben der Baumwolle.* Dafs Hr. G. als vermuthlicher Ueberſetzer dieſer Abhandlung das franzöſiſche Wort *Mordent* beybehalten, und nicht lieber den beſſern und verſtändlichern deutſchen Ausdruck *Beitze* gewählt? das mag er verantworten. Uebrigens iſt dieſer Aufſatz, der auch ſchon dem Scherer'ſchen Journal einverleibt worden, unſtreitig einer der vorzüglichſten in ſeiner Art. *C.* zeigt, dafs man der ungeheurer Menge von Beitzen, die man vormals brauchte, um die Färberröthe auf Baumwolle zu tragen, entübrigt ſeyn könne. Man gebraucht nur 1) *Oel*, worin die Baumwolle getränkt wird, um die Farbe anzunehmen. Um das Oel gleichförmiger zu vertheilen, ſetzt man demſelben Natron, oder, was eben die Dienſte leiſtet, und nicht ſo koſtbar iſt, Kali zu. In der richtigen Menge des Oels und des Alkali liegt das ganze Geheimniſs. 2) *Galläpfel;* dieſe können durch kein adſtringirendes Princip erſetzt werden. Die Gallung mufs heifs, und ſo ſchnell wie möglich, geſchehen, und darauf ſchnell getrocknet werden. Hiedurch wird das Oel auf dem Zeuge befeſtigt, indem die entſtandene Seife zerſetzt wird. 3) *Alaun.* Er erhöhet das Roth der Färberröthe, und durch die Verbindung der Thonerde mit der Baumwolle wird die Haltbarkeit vermehrt. Nun erſt wird das Roth aufgetragen. 11) *Guyton's Verſuche über die Mittel, die Farben zu verbeſſern, deren man ſich zum Malen bedient.* Wegen der groſsen Reichhaltigkeit iſt dieſer Aufſatz eines Auszuges nicht fähig, er mufs *ganz* geleſen werden. — Rec. glaubte dem erſten Bande dieſes nützlichen Buchs eine ausführlichere Anzeige ſchuldig zu ſeyn, um Liebhaber auf die hier abgehandelten Gegenſtände aufmerkſam zu machen.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Sammlung von geſellſchaftlichen Gartenſpielen und ländlichen Vergnügungen, die mit Leibesbewegung verbunden, Perſonen, deren Beruf iſt, viel zu ſitzen, vorzüglich zu empfehlen, und dem Hufelandiſchen Syſtem, die Geſundheit durch Bewegung und frohen Muth zu erhalten, ganz angemeſſen ſind.* Herausgegeben von *Joh. Gottfr. Grohmann*, Profeſſor zu Leipzig, mit XII. Kupfern. 7 Bog. Text. gr. 4.

So weitläuftig dieſer Titel iſt, und ſo augenſcheinlich manches darauf ſteht, was eben nicht darauf zu ſtehen brauchte, ſo giebt doch der Herausgeber ihm im Vorbericht noch eine beträchtliche Erweiterung. Er verſichert nämlich: dafs in dieſe Sammlung alle Spiele aufgenommen werden ſollten, „*die im Freyen geſpielt werden können (!) oder müſſen, ſo viel deren ihm bekannt würden, ſie möchten nun aus dieſem oder jenem Land und Zeitalter ſeyn.*“ Wenn dieſs dem Herausgeber und der Verlagshandlung ein Ernſt iſt und bleibt; wenn ſie ſich gehörig überdacht haben, wie vielerley Spiele im Freyen geſpielt werden *können*, wenn ſie alle diejenigen aufnehmen wollen, die auch in andern Ländern, unter andern Klimaten geſpielt werden; ja, wenn ſie es ſogar auf die Spiele ſchon vergangner Epochen ausdehnen — wahrlich, dann iſt dieſer erſte Heft der Anfang eines faſt unüberſehbaren Werkes; dann dürften wenigſtens einige tauſend Blätter nöthig ſeyn, das Ganze zu umfaſſen.

Doch wahrſcheinlich wird das gar bald ſich abändern. Der Entwurf überhaupt wird entweder ſeiner Weitſchichtigkeit halben aufgegeben oder blofs auf eine Auswahl beſchränkt werden; und um ſo mehr wäre es zu wünſchen, dafs man dieſelbe — ſchon jetzt getroffen, und nicht ſo nachſichtig Kinder-Volks- und Geſellſchafts-Spiele zuſammen vermiſcht hätte. — Wie kann man z. B. das *Strohmanns Spiel* Nr. XII. womit die Mädchen in Madrit auf der Gaſſe im Karneval ſich beluſtigen, hieher ziehen? Warum mufste das *Sacklaufen* Nr. XI., das freylich in England zuweilen ein Vergnügen der niedrigſten Volksclaſſe ausmacht, hier erſt weitläuftig beſchrieben und abkonterfeit werden? Wie ſollte wohl, dem Verſprechen auf dem Titel zu folge, das *Hahnſchlagen* Nr. IV. zur Geſundheit etwas beytragen? Bewegung iſt freylich dabey, aber gewifs nicht von der Art, wie das Hufelandiſche Syſtem ſie begehrt. — Am Ende erhielten wir nicht nur alle Kampfſpiele und Tänze alter Völker, ſondern auch aus unſern Zeiten Schnellkäulchen und Kräufeldrehen hier in Kupfer geſtochen; denn Spiele in freyer Luft ſind es allerdings. Nur wenn der Herausgeber die Sache ein wenig ſchwerer ſich macht; wenn er blofs ſolche Spiele aufnimmt, die angenehm, nützlich, auch wohl

wohl aus andern Ländern auf unſere Heimath zu verpflanzen ſind, nur dann dürfte ſein Vorhaben Unterſtützung finden, und Dank verdienen.

Die Kupfer, von verſchiedenen Künſtlern gezeichnet und geſtochen, ſind auch von ſehr verſchiedenem Gehalt. Ein paarmal ſind Fehler der Unachtſamkeit eingeſchlichen. Dahin gehört die ungeheuere Gröſse des Strohmanns Nr. XII. die zwar der Herausgeber ſelbſt rügt, die aber durch das Widrige des Anblicks beynahe eine Abänderung der ganzen Platte verdient hätte; dahin auch Nr. IX. der Verſtoſs, daſs jeder der zwey Spielenden fünf Kegel vor ſich hat, da ja die Ungleichheit der Kegel den Anfang des Spiels beſtimmen ſoll. — Auſser den Spielen ſind auf den Kupfertafeln immer noch kleine Lufthäuſer, Kabinetter, Lauben, chineſiſche Glockenthürmchen u. ſ. w. angebracht. Eine Idee, die an ſich ſelbſt recht gut und löblich zu nennen iſt, weil der Zeichner hierdurch Gelegenheit erhielt, kleine allerdings brauchbare Garten-Parthieen anzugeben. Nur hätte einigemal die Wahl paſſender getroffen werden können. So z. B. ſehn wir nicht recht ein, wie ſich zum *Hahnſchlagen*, von welchem der Vf. ſelbſt ſagt: „daſs es wohl ſchwerlich ein Spiel für „Menſchen von der gebildeten Claſſe, ſondern ein „Feſt fürs Landvolk gegeben ſeyn dürfte,“ — der chineſiſche Sonnenſchirm ſchickt; und der Ziehbrunnen Nr. III. bey der *ſehenden Blindekuh* nimmt ſich zwar maleriſch genug aus; ſchickt ſich aber ſchlecht zu dem vornehmen Häuflein, das ſich mit dieſer Kurzweil erluſtigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) Ohne Druckort: *Erklärung einiger Individuen des Ritter- und Adelſtandes in Bayern auf das Circular-Schreiben der landſchaftlichen Verordnung von 16. May, die Einberufung eines Landtags betreffend.* 1800. 48 S. 8.

2) *Nur ein Landtag kann Bayerns Selbſtſtändigkeit und Glück für die Zukunft gründen.* Ein ernſtliches Wort an die landſchaftliche Verordnung, ein wohlmeynender Rath an die Stände, und eine dringende Bitte an den Fürſten. 1800. 83 S. 8.

Die Stände des Herzogthums Bayern hatten von Alters her einen wichtigen Antheil an der geſetzgebenden Gewalt, und behaupteten ſogar, daſs ohne ihre Beyſtimmung kein Kammergut veräuſsert, kein Bündniſs eingegangen, kein Krieg unternommen, kein Friede geſchloſſen werden dürfe. Die ſtändiſchen Angelegenheiten wurden auf gewöhnlichen Landtägen verhandelt. Zu Ende eines ſolches Landtags beſtimmte man die Zeit, da die Stände ſich wieder verſammlen ſollten, und wählte einen Ausſchuſs (Landſchaftliche Verordnung betittelt) welcher in der Zwiſchenzeit ihre Gerechtſame und Geſchäfte zu beobachten hatte. So wurden auch auf dem letzten Landtage im Jahre 1669. landſchaftliche Verordnete auf 9 Jahre beſtellt. Allein nach Ablauf dieſer 9 Jahre, und bis auf dieſe Stunde, wurde kein neuer Landtag gehalten; der beſtellte Ausſchuſs ſetzte ſein Geſchäft (*ex praeſumto mandato*) fort, und ergänzte durch eigene Wahl die Zahl der abgehenden Mitglieder. Derſelbe fühlte jedoch ſelbſt den Abgang einer gültigen Vollmacht, und die Nothwendigkeit eines allgemeinen Landtags, und gab ſolches ſeit dem Jahre 1794 mehrmalen zu erkennen. Nach dem Regierungsantritt des jetzigen Herrn Kurfürſten wurde derſelbe durch mehrere Mitſtände an die Erlöſchung jener Vollmacht förmlich erinnert; und da hierzu noch die neuen Foderungen der Regierung kamen, welche den Ständiſchen Ausſchuſs in die gröſste Verlegenheit ſetzten: ſo erlieſs derſelbe am 16 May dieſes J. eine Zuſchrift an ſeine ſämmtlichen Committenten, worin er erklärte: daſs er unter gegenwärtigen Umſtänden ſeine Function nicht fortſetzen könne, ſondern auf die baldige Einberufung eines Landtags antragen müſſe. Er verlangte hierüber, und auf die Frage: ob ihm nicht etwa eine Interimsvollmacht für dieſes Jahr, oder bis zum Eintritt des Friedens, zu ertheilen wäre? — eine ſchriftliche Erklärung der Mitſtände. Mehrere Mitglieder der Ritterſchaft, ingleichen die Stadt Straubing und das Collegiatſtift St. Martin zu Landshut ſtimmten auf die alsbaldige Zuſammenberufung der Stände. Das letzte wollte jedoch, wegen des Kriegs, den Landtag auf die Wahl und Bevollmächtigung eines neuen Ausſchuſſes zu den dringenden Geſchäften einſchränken. Die Univerſität zu Landshut hingegen wollte den Landtag erſt nach dem Schluſs eines allgemeinen Reichsfriedens eintreten laſſen, immitteiſt aber dem dermaligen landſchaftlichen Ausſchuſs eine neue Vollmacht ertheilen. Dieſe vierfache Erklärung, ingleichen das Circularſchreiben des landſchaftlichen Ausſchuſſes, machen den Inhalt der mit Nr. 1. bemerkten Abhandlung aus, die übrigens mit vieler Mäſsigung geſchrieben iſt.

Der Vf. von Nr. 2. zweifelt, ob die Mitglieder des Ausſchuſſes die Erfüllung ihres Begehrens ernſtlich gewünſcht, und die gehörigen Mittel dazu angewendet hätten? — Sie ſcheinen ihm den Zeitpunkt abgewartet zu haben, wo der Hof, wie ſie gewuſst hätten, gegen einen Landtag geſtimmt geweſen. Und warum, fragt er, blieben ſie noch verſammelt, nachdem der Hof ihrem Begehren nicht nachgegeben hatte, da ſie doch, nach ihrem eigenen Geſtändniſs, keine auſserordentlichen Beyträge mehr bewilligen konnten? Warum ſagten ſie ihren Committenten kein Wort? Warum erklärten ſie dieſen nicht, daſs ihnen die gehörige Vollmacht mangele? — Er glaubt daher, daſs ſeine ernſtlichen Worte an die Verordneten auch gegenwärtig noch nicht überflüſsig ſeyn werden. — Mit einem etwas unſanften Ton wirft er ihnen vor, daſs ſie ohne Vollmacht gehandelt hätten, daſs daher ihr ganzes Geſchäft null ſey, und beweiſet ihnen aus dem gemeinen Recht und dem bayriſchen Landrecht, daſs ſie nicht nur ihre Principalen, ſondern auch den dritten, mit welchem ſie gehandelt, ſchadlos halten müſsten. Sehr weitläuftig werden die Einwendungen beantwortet, welche einige ungenannte Vertheidiger des gegenwärtigen Ausſchuſſes gemacht hätten, um die ſtillſchweigende Einwilligung der Stände, ingleichen den Nutzen darzuthun, welchen der Ausſchuſs durch ſeine patriotiſche Verwendung bey verſchiedenen Vorfallen geleiſtet habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch's Wittwe: *Materialien zur Erregungstheorie.* Von D. *L. H. C. Niemeyer,* weiland praktischem Arzte in Hannover. Herausgegeben von D. *Georg Friedrich Mühry*, praktischem Arzte in Hannover. 1800. XVI u. 214 S. 8.

Unter den mancherley Schriften, welche durch die neuere Theorie der Heilkunde veranlasst worden sind, behauptet vorliegende eine der ausgezeichnetsten Stellen. Sie behandelt zwar nur wenige Gegenstände, aber sie ist darum doch reicher an Gehalt, als manche dickleibige Bände, die es mit nichts geringerm, als einem ganzen Systeme der Wissenschaft zu thun haben. Der Beytrag, den sie zur Aufklärung nicht blofs der Erregungstheorie, sondern der Heilkunde überhaupt, liefert, besteht zwar nicht in neuen Experimentalunterfuchungen und Entdeckungen, die Masse des Factischen wird durch sie nicht geradezu vermehrt, aber demungeachtet ist dieser Beytrag eben so reell, und überdiefs von einer höhern Art; denn der Beobachtungen und Experimente haben wir bereits einen unermefslichen Ueberfluss, aber nicht jedem ist es gegeben, durch Zusammenstellung derselben Resultate, die für Wissenschaft und Kunst gleich wichtig sind, herauszubringen, und die rohe Masse zur ächten naturgemäfsen Theorie hinaufzuläutern. Ein solches glückliches Talent besitzt der Vf. vorliegender Schrift; sie selbst ist der vollgültigste Beweis davon, und er hat durch sie einen eindringenden Scharfsinn, verbunden mit einer glücklichen Combinationsgabe, und denjenigen philosophischen Geist, den die Bearbeitung der Medicin erfodert, bewährt. Doch Rec. eilt zur Anzeige des Inhalts selbst, welcher der beste Beleg für sein Urtheil seyn wird.

Aus der Vorrede des Herausgebers erfahren wir, dafs der Vf. seine praktische Laufbahn frühe durch den Tod geendigt hat. Rec. beklagt diefs als einen wahren Verlust für die Heilkunde. Nach der vorliegenden Probe, und nach dem unermüdeten Eifer, mit welchem der Vf. die Theorie, der er huldigte, am Krankenbette zu bewähren suchte, wovon er zu frühe das Opfer wurde, durfte man sich noch die schönsten Früchte von ihm versprechen. Auch soll er aufser diesen Materialien zahlreiche und interessante Beobachtungen über den nützlichen Gebrauch des Opiums, in den verschiedenartigsten Krankheiten, hinterlassen haben, die für einen zweyten Band bestimmt waren, und zu deren Bekanntmachung der Herausgeber uns Hoffnung macht. Von den drey Abhandlungen, die diesen Band ausmachen, behandeln die zwey ersten einen verwandten Gegenstand unter verschiedenen Ansichten. Ihr Zweck ist zu beweisen, dafs der Wille nicht, wie es bis jetzt die allgemeine Meynung der Aerzte von allen Secten und Theorieen gewesen war, als ein Reiz, sondern als eine den Reiz mindernde Potenz wirke, und dafs er durch diese Verminderung alle Erscheinungen, die unmittelbar oder mittelbar von ihm abhängen, im Körper hervorbringe. I. *Ueber die willkürliche Bewegung.* Die Theorie des Vfs. von derselben ist folgende: Auch aufser der Einwirkung des Willens haben die Muskeln einen bestimmten Grad der Erregung, eine Thätigkeit, die unter der Form von Zusammenziehung vor sich geht, die nur im Verhältnifs der gröfsern Zusammenziehung, die durch den Willen veranlafst wird, Erschlaffung genannt werden kann. Warum diese ursprüngliche Zusammenziehung der Muskeln sich im gewöhnlichen Zustande nicht sehr merklich zeiget, davon ist der Grund in der Entgegenwirkung der Antagonisten zu suchen, wodurch die ursprünglichen Thätigkeiten der einzelnen Muskeln durch entgegengesetzte im Gleichgewichte erhalten werden. Bey Lähmung des Antagonisten offenbart sich daher diese in dem Muskel immer wirksame Kraft durch Zusammenziehung, Der Wille soll nun die Action der Muskeln durch Verminderung der Erregung in den Antagonisten hervorbringen, welche die stärkere Contraction der Muskeln, durch welche die beabsichtigte Bewegung ausgeführt werden soll, zur unmittelbaren Folge hat, eine Contraction, die keine vermehrte Erregung in den Muskeln anzeigt, sondern nur eine Aeufserung desselben Erregungszustandes auf eine andere Weise. Die Art, wie der Wille diese Erschlaffung in den Antagonisten hervorbringe, sey vielleicht eine Verminderung des Nerven-Einflusses in die Muskeln, der als ein habitueller Reiz auf dieselben wirke. Die vorzüglichsten Gründe, durch welche der Vf. diese Erklärungsart wahrscheinlich zu machen sucht, sind: 1) Die Zufälligkeit des Willens, sowohl seiner Stärke als Richtung nach, die sich mit den nothwendigen Gesetzen des Organismus nicht vertrage, wenn der Wille nach Art der Reize wirken solle, da hingegen diese Zufälligkeit, sobald man eine reizmindernde Einwirkung des Willens annehme, weniger im Wege stehe, weil der Erfahrung zufolge, die Verminderung der Erregung durch Entziehung von Reiz, ohne Nachtheil für den Organismus, bey weitem mannichfaltigerer Grade fähig sey, als die Vermehrung der Erregung durch Zusatz von Reiz. 2) Die Erschlaf-

fung gewiſſer Muskeln, z. B. des Schlieſsmuskels der Urinblaſe durch unmittelbaren Einfluſs des Willens, welche die Idee einer reizenden Wirkungsart auf andere Mukeln völlig ausſchlieſse, indem eine und dieſelbe Potenz auf nicht verſchiedene Organe keine entgegengeſetzte Wirkungsart haben könne. 3) Der Nichteinfluſs des Willens auf die ſogenannten unwillkürlichen Muskeln, die ſich von den willkürlichen vorzüglich durch ihren Mangel an Antagoniſten unterſcheiden. 4) Die Entſtehung von Krämpfen und Convulſionen nach Entziehung der allgemeinſten Reize, z. B. nach einem beträchtlichen Blutverluſte. 5) Der Nachtheil willkürlicher Bewegungen in den meiſten aſtheniſchen Krankheiten, die doch Reize, z. B. Opium, ſehr gut vertragen. 6) Endlich die ähnliche Wirkungsart des Willens in einer andern Wirkungsſphäre, in der des freyen Denkens, in welcher er offenbar eine beſchränkende Macht äuſsere. Die *zweyte* Abhandlung, *über den Schlaf*, enthält fernere Beweiſe für die reizmindernde aſtheniſche Wirkungsart des Willens, und eine darauf gebauete äuſserſt ſinnreiche Theorie des Schlafes. So wie die Muskeln, ſo muſs auch das Gehirn als ein in einem Zuſtande von ewig reger Bewegung befindliches Organ angeſehen werden. Dieſs beweiſet vornehmlich die Wahrnehmung unſers Aufsenverhältniſſes gegen die Sinnenwelt, welche uns die Reize kenntlich macht, von welchen jene Thätigkeiten des Gehirns urſprünglich geweckt und nachmals unterhalten werden. Dieſe Reize ſind die Sinneseindrücke, und die Erregungen der Gehirnthätigkeit ſelbſt. Ihnen entſprechen die ſinnlichen Vorſtellungen, und die Vorſtellungen der bewuſstſeynloſen reproductiven Einbildungskraft, z. B. in der wachenden Träumerey, die ſich uns von ſelbſt aufdringen, und denen ähnliche Gehirnthätigkeiten entſprechen. Nie ſtehen aber dieſe Vorſtellungen und die Gehirnthätigkeiten einzeln da, jede muſs mit allem bisher vorgeſtellten in Verbindung ſtehen, durch dieſes beſtimmt werden, denn nur ſo kann man das Erinnerungsvermögen erklären. Keiner unſerer Vorſtellungen kann daher nur eine einzelne Gehirnthätigkeit, ſondern ihr muſs mit den geſammten mitverbundenen Vorſtellungen die geſammte Hirnthätigkeit entſprechen. Wir ſind uns aber dieſer mitverbundenen Vorſtellungen nur nach vorhergegangenen Willensanſtrengungen bewuſst. Aufser dieſem Einfluſſe des Willens ſtehen ſie in einem gewiſſen Gleichgewichte, und können wechſelſeitig durch entgegengeſetzte, gleichſam gebunden, nicht zum Bewuſstſeyn gelangen. Durch den Willen muſs dieſes Gleichgewicht der Gehirnthätigkeiten, das freylich nur ein relatives iſt (weſswegen uns dann auch diejenigen Vorſtellungen, die ſich uns aufdringen, zum Theil als einzelne und beſtimmte erſcheinen können), wirklich aufgehoben werden, wenn hervorſtechende, zum Bewuſstſeyn gelangende, Actionen entſtehen ſollen, und dieſs kann nur dadurch geſchehen, daſs einzelne Theile des Gehirns mehr oder weniger erregt werden, als andere ihnen entgegenſtehende. Die Aufhebung des Gleichgewichts kann im Wachen nie aufhören, da wir in demſelben nie aufhören, nach Innen oder nach Aufsen zu handeln. Da der Wille nicht als Reiz wirkt: ſo muſs die Aufhebung des Gleichgewichts auf directer Aſthenie gewiſſer Theile beruhen. Dieſe Reizminderung und die davon abhängige directe Aſthenie entſteht zwar urſprünglich nur in einzelnen Theilen; aber ſie muſs ſich doch immer mehr über das ganze Gehirn verbreiten, nach einem bekannten Geſetze der Verbreitung des Zuſtandes der Erregung einzelner Theile über das ganze Syſtem. Ferner muſs dieſe Reizminderung, da von einer beſtimmten Summe von Reizen die Rede iſt, nothwendig eine Gränze haben. Hat ſie daher einen gewiſſen Grad erreicht: ſo muſs ſie ohne Nachtheil und ohne das Gefühl von Schwierigkeit nicht weiter fortgeſetzt werden können; und es muſs daher das Bedürfniſs eines nachfolgenden Zuſtandes entſtehen, in welchem die freye Einwirkung der natürlichen Reize die angehäufte Erregbarkeit, die während des Wachens eintrat, auf den Mittelgrad zurück führt. Der Schlaf iſt daher, in Vergleichung mit dem Wachen, ein Zuſtand von vermehrter Erregung, und am beſten kann man den Charakter von beiden dadurch beſtimmen, daſs jener auf directe Vermehrung, dieſes auf directe Verminderung der Gehirnthätigkeit ausgehe. Im Schlafe treten neue Reize hinzu, deren freye Wirkung durch den Willen nun nicht mehr beſchränkt wird. Dieſe Reize ſind theils Sinneseindrücke, theils ſind ſie organiſche allgemeine Reize, theils ſind ſie die Erregungen des Gehirns ſelbſt, welche, wenn ſie nur einmal den geringſten Grad von Verſtärkung gewonnen haben, eine unerſchöpfliche Quelle von neuer Reizmehrung werden. Zu dieſen letzten gehören nun ganz vorzüglich die äuſserſt merkwürdigen Phänomene im Schlafe, die Träume, die ſich leicht erklären laſſen, wenn man annimmt, daſs im Gehirne beſtändig Thätigkeiten rege ſind, die durch den Willen nur beſchränkt werden. Dieſe Beſchränkung hört im Schlafe auf, das Spiel der Organe wird wieder frey, und gewinnt allmälich immer mehr an innerer Stärke. Daher ſind unſere Träume gegen Morgen am lebhafteſten, daher ſind unſere Traumbilder überhaupt lebhafter, und wechſeln ſchneller als unſere Vorſtellungen während des Wachens, daher ſind wir ſo ſelten im Stande, uns des Zuſammenhangs unſerer Träume wieder zu erinnern, da ſie nur von dem freyen Spiele der Organe, und nicht von der Beſchränkung durch den Willen, d. h. von uns ſelbſt abhängen. Hat der Schlaf ſeine gehörige Zeit fortgedauert: ſo entſteht ein Gefühl des Mangels, ein Bedürfniſs, das den Willen wieder zu neuen Aeuſserungen veranlaſst, und den Schlaf aufhebet; im Schlafe nimmt nämlich die Erregung zu, und es droht indirecte Schwäche, es muſs alſo, um dieſem vorzubeugen, ein Zuſtand erfolgen, durch welchen das zu ſehr angewachſene Incitament wieder vermindert wird, ein Bedürfniſs, welchem die Wirkungsart des Willens während des Erwachens vollkommen entſpricht. Mit dieſer Theorie des Schlafes ſtimmen nun eine Menge von Erſcheinungen ſehr gut überein, z. B.

die

die so häufige Erregung des Schlafes durch Entziehung oder Verminderung der Reize, welche die Gehirnthätigkeit unterhalten, z. B. durch Dunkelheit, Stille etc., das Verhältnifs des Schlafes zum Wachen in den verschiedenen Lebensaltern, der häufige Schlaf im kindlichen Alter, das sich offenbar durch directe Schwäche auszeichnet, gegen welche der Schlaf gleichsam ein heilsames Gegenmittel durch Vermehrung der Erregung ist, der ebenfalls häufigere Schlaf im Greisenalter, in welchem er ein Lebenserhaltungsmittel ist, indem dasselbe eines Zuwachses von Reiz bedarf, und bey einer Reizentziehung, wie die durch den Willen um so schneller verglimmen würde, die Erscheinungen, die sich während des Schlafes im übrigen Organismus zeigen, und die auf vermehrte Erregung hindeuten, der kritische Schlaf in Nervenfiebern und andern Krankheiten von gröfster directer Schwäche. Gegen diese ganze Theorie liefsen sich nun allerdings erhebliche Einwendungen beybringen, für welche hier aber nicht der rechte Ort ist; nur mufs Rec. die allgemeine Bemerkung machen, dafs der Vf. überall die sogenannte Erregungstheorie als eine sichere feste Grundlage, auf welche er seine Argumente baut, behandelt, wogegen man erinnern kann, dafs manche Sätze von dieser selbst noch sehr im Streite liegen. Die *dritte* Abhandlung, *über den Ersatz der Erregbarkeit*, ist weniger wichtig. Der Vf. sucht darzuthun, dafs alle die für den Ersatz der Erregbarkeit gebrauchten Gründe, keine vollgültigen Beweise dafür seyen. Die Deutung, welche der Vf. den Erscheinungen, auf welche sich jene Behauptung gründet, zu geben versucht, scheint Rec. zum Theil so gekünstelt und hypothetisch, dafs die Erklärungsart, welche der Vf. in Anspruch nimmt, doch immer ein grofses Uebergewicht von Wahrscheinlichkeit behält. Zeigt nicht jede Action im menschlichen Körper offenbar, dafs das erregbare Organ durch jede Erregung selbst verändert, und nach der Erregung früher oder später in seinen vorigen Zustand wieder hergestellt wird? Mufs dies der Vf. nicht selbst zugeben, der alle Erscheinungen, welche auf den Ersatz der Erregbarkeit gedeutet werden, durch Veränderungen, welche der Reiz durch seine Einwirkung erleide, erklärt, da eine solche Veränderung des Reizes sich gar nicht ohne eine zugleich mit erfolgende Veränderung des erregbaren Organs, mit welchem der Reiz in Wechselwirkung stehet, denken läfst. Und was ist Veränderung des Organes anders, als Veränderung seiner Erregbarkeit, die ja in objectiver Rücksicht nichts anders, als das Organ selbst nach seiner ganzen Form und Mischung ist. Wenn also durch Erregung die Erregbarkeit verändert, und nach einiger Zeit das Organ in seinen vorigen Zustand wieder hergestellt wird: so mufs auch die Erregbarkeit wieder hergestellt worden seyn. Der Vf. meynt, wenn man auch einen Ersatz der Erregbarkeit annehmen wolle: so könne doch derselbe der Verminderung nicht gleich seyn, weil man sonst nie dahin gelangt seyn würde, über die Verminderung der Erregbarkeit durch die Einwirkung der erregenden Potenzen auch nur eine Erfahrung zu machen, indem mit dem Aufhören der Erregung auch die Herstellung der Erregbarkeit gegeben seyn würde. Läfst es sich denn aber nicht denken, und bestätigt es nicht die Erfahrung, dafs zum vollkommenen Ersatze der Erregbarkeit einige Zeit nöthig ist, und dafs eben darum eine zu schnell wiederholte Application des Reizes eine geringere Erregung als die erste hervorbringt? Endlich möchte Rec. dem Vf. nicht zugeben, dafs die Frage nach dem Ersatze der Erregbarkeit für die Erregungstheorie, welche eine blofs praktische Tendenz hat, und haben mufs, kein wahres Interesse habe; denn offenbar wird der Heilplan, der gegenwärtig in der Erregungstheorie auf Bestimmung des richtigen Verhältnisses der Reize zur Erregbarkeit blofs durch Einwirkung auf die Reize hinzielet, dadurch eine Erweiterung erhalten, dafs man auch auf eine unmittelbare Einwirkung auf die Erregbarkeit ohne das Medium der Erregung bedacht ist.

Amsterdam, b. Elwe, und Wesel, in Comm. b. Röder: *Anatomische Kupfertafeln des B. Eustachius nebst derselben Erklärungen.* Verfertigt unter der Aufsicht von *A. Bonn.* Aus dem Holländischen von *J. C. Krauss*, Dr. zu Amsterdam. 1800. XX u. 224 S. Text. 8. und 47 Foliotafeln. (9 Rthlr.)

So anerkannt grofs auch *Eustachs* Verdienste um die Zergliederungskunde sind: so könnte es doch ein sehr überflüfsiges Unternehmen scheinen, seine Tafeln aufs neue stechen zu lassen, da jetzt die Kunst der Nachbildung viel weiter gediehen ist, wovon wir auch durch die schönsten anatomischen Werke eines *Albin*, *Haller*, *Vicq d'Azyr* u. a. hinlängliche Beweise erhalten haben. Aber diese und andere Werke sind sehr kostbar, und begreifen auch nicht alle Theile der Anatomie. *Loders* anatomisches Kupferwerk wird, ungeachtet seiner Gemeinnützigkeit, dennoch für sehr viele Leute zu kostbar seyn, welche Anatomie erlernen müssen. Wenn man dies in Erwägung zieht: so kann die Herausgabe des vorliegenden Werks schon weniger befremdend seyn. Der deutsche Herausgeber sagt in der Vorrede, dafs er so oft den Mangel an Abbildungen anatomischer Gegenstände gefühlt habe, wenn er das in den anatomischen Vorlesungen Gesagte zu Hause wiederholen wollte, und wir glauben ihm gern, dafs die Vorstellung solcher Gegenstände nach blofsen Beschreibungen, ihm unendliche, und oft doch fruchtlose, Mühe machte. Da der berühmte *Bonn* nun *Eustachs* Tafeln des Nachstichs und einer eigenen Erklärung gewürdigt hatte, welche 1798 in holländischer Sprache erschien: so glaubte der Uebersetzer vorzüglich deutschen Wundärzten durch die Uebersetzung jener Erklärung, und durch neue Abdrücke der von Bonn besorgten, wo es nöthig war, wieder retouchirten Tafeln, nützlich werden zu können, und Rec. glaubt, dafs dies allerdings der Fall seyn werde. Eustachs Tafeln sind im Ganzen doch genau, und selbst hin und wieder nicht ohne Schönheit; der Verleger liefert dieselben hier ziemlich wohlfeil,

feil, so dafs jeder Wundarzt sie anschaffen kann, wenn er sonst Lust hat, irgend etwas an seine Kunst zu wenden; und wenn auch hie und da die Abbildung keine ganz genaue und deutliche Vorstellung des Gegenstandes giebt: so ist sie doch besser, als blofse Beschreibung, und bessere Muster in dieser Art konnte der Herausgeber bey der beabsichtigten Wohlfeilheit wohl nicht finden. Was die Uebersetzung des Textes betrifft: so ist dieser freylich nicht in der reinsten und gebildetetsten Schreibart gegeben; der Uebersetzer ist aber auch bescheiden genug, deswegen um Nachsicht zu bitten, welche, da er sechzehn Jahr in Holland gelebt hat, ihm wohl gestattet werden mag. Die Erklärungen der Kupfer nach genauer Bezifferung sind dadurch recht brauchbar gemacht worden, dafs der Uebersetzer, so viel möglich, *Sömmerings* deutsche Namengebung angewandt hat; aufser, wo er sich nach Eustachs damals noch nicht ganz berichtigten Kenntnissen bequemen mufste. So sind die Hirnnervenpaare noch nach der ältern Zählung aufgeführt: in diesem Falle hätte der Uebersetzer wohl der Deutlichkeit unbeschadet, die neue Zählung anwenden, und den Gehörs- und Gesichtsnerven als besondere Nervenpaare anführen können u. s. w. Neuere Entdeckungen hätten wohl für den angegebenen Preis in einigen neuen Tafeln nachgeliefert werden können, z. B. eine Uebersicht der vorzüglichsten Saugadern, wodurch das Ganze an wünschenswerther Vollständigkeit gewonnen haben würde.

s.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Saint Clair und Stephanie, oder das unbewohnte Eiland*, aus dem Englischen des Parlaments-Redner *Sheridan*. 1801. 282 S. 8. m. 1 Kupf.

Wenn anders dieser Roman im Original von dem berühmten Sheridan, dem Vf. der Lästerschule und furchtbaren Gegner des fast allmächtigen Pitts herstammt, — woran doch Rec. noch sehr zweifelt, da es der Sheridans unter den englischen Schriftstellern mehrere giebt: — so mufs er nothwendig eine seiner jugendlichen und flüchtigsten Arbeiten seyn; denn sowohl die Erfindung als die Ausführung des Werks hat äufserst wenig Verdienst.

Schon die Art, wie St. Clair auf das Eiland kommt, ist höchst unwahrscheinlich. Ein Schiffscapitain, — der ihn bereits als seinen zukünftigen Schwiegersohn betrachtet — setzt ihn, während dafs ein Fieberparoxismus ihm das Bewufstseyn raubt, auf einer wüsten Insel aus; versieht ihn fast bis zum Uebermaafs, mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten; entschuldigt sich in einem zurück gelassenen Briefe mit dem Zwange, den ihm sein Schiffsvolk aus Furcht der Ansteckung auferlegt habe; verspricht baldige Wiederkehr; und — verschwindet nun auf immer aus der Geschichte. Wie schlecht ist dieis erfunden! Wie unwahrscheinlich ist diese gezwungene That des Capitains! Und wie weit unwahrscheinlicher noch die Genesung eines in solchen Umständen Preisgegebenen! — Der Sturm wirft nachher ein schönes todtscheinendes Mädchen ans Ufer, das durch seine Sorgfalt ins Leben zurückkehrt. Dafs zwischen ihm und ihr eine Liebe sich anspinnt, ist freylich sehr natürlich, oder vielmehr so nothwendig, dafs der Vf. in diesem Punkte eher zu zögernd als zu schnell fortschreitet. Aber dafs nachher, als sie ihm eine Tochter geboren, und sich, einige Jahre darauf zum zweytenmal schwanger fühlt — dafs dann beide nicht nur ganz gewifs schon wissen, ihr künftiges Kind werde ein Knabe seyn, werde seine Schwester heirathen, werde die Insel bevölkern; sondern dafs der Vater nun bereits das Gesetzbuch dieses so vielfach embryonischen Volks schon zu entwerfen beginnt, und (S. 195.) sogar schon seine Bücher verbrennt, seine eisernen Geräthschaften vernichtet, seinen Kahn zerstört, *damit das künftige Geschlecht nicht die schädlichen Metalle kennen lerne, und mit der übrigen Welt in Verbindung trete* — das ist doch ungeheuer weit getriebene Thorheit! St. Clair kennt den Robinson, hat dessen Lebensbeschreibung mit auf dem Eiland. Aber wie höchst dürftig sticht seine Thätigkeit gegen jene ab; wie unbedeutend sind — bis auf den Tod seiner Gattin — alle die Begebenheiten, die ihm zustofsen! Wie uninteressant die Charaktere, die aufgeführt werden! Ein paar Beschreibungen von der Höle und dem Wasserfall dienen offenbar blofs zur Erweiterung. Auch der Schlufs ist höchst unbefriedigend. Kurz! Deutschlands Romanen-Literatur hat an dieser Verdolmetschung wenig oder gar keine Bereicherung erhalten. — Das Kupfer stellt St. Clairen vor, wie er Stephanien bewufstlos am Strande findet und aufhebt. Warum ein Körper, von welchem der Vf. ziemlich geziert sagt: „Ein junges Frauenzimmer, schön wie die „Lieblinge der Gottheit, lag hingestreckt auf dem „Sande; selbst die Wellen schienen auch nach ihrem „Tode ihrer Blöfse mit Ehrfurcht begegnet zu haben, „indem sie (!!) Meerpflanzen über sie gespühlt hatten" — warum dieser als der Körper einer *Negerin* vorgestellt ist, können wir durchaus nicht begreifen.

* * *

Leipzig, b. Baumgärtner: *Predigerarbeiten*, von *M. G. H. Schatter*. 3tes Bändch. 287 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 279.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeiſen: *Euſebia.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke. Dritten Bandes drittes und viertes Stück.* 1800. S. 325 bis 645. 8. (1 Rthlr.)

Drittes Stück. XIII. *Was muſs, bey aller Verſchiedenheit der Beſtimmung einzelner Lehren der Religion, der höchſte Zweck des Predigers ſeyn, auf den er immer zurückkomme, den er in jeder Predigt bis zu Ende vermerken laſſe, und gleichſam feſt halte, ſo daſs er, ohne ſtreng orthodox zu ſeyn, doch gewiſs nie der Heterodoxie werde beſchuldiget werden können?* Dieſe Frage iſt im neuen Magazin für Prediger, welches Hr. D. Teller in Berlin herausgiebt, zur Beantwortung aufgeſtellt worden. B. 1. St. 1. S. 38. Der Vf. dieſer Abhandlung ſucht ſie zu beantworten. Er findet dieſen *höchſten Zweck* für alle Fälle, „in einer ſolchen Darſtellung der Wahrheit, durch die ſich nach feſter Ueberzeugung des Geiſtes das Herz des Zuhörers erweckt fühlt, für die Tugend freywillig ſich zu erklären, und ihr bis zur Aufopferung alles andern treu zu ſeyn. Praktiſches Intereſſe, gegründet auf reine Vernunfterkenntniſſe, könnte man vielleicht kürzer ſagen.“ — Ganz gut. Aber wie hat es der Prediger anzufangen, daſs er der Heterodoxie nicht beſchuldiget werde? Er wird doch die Unterſcheidungslehren des Chriſtenthums nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen können, ohne ſich ſchon durch dieſes Verſchweigen mancher Lehren der Heterodoxie verdächtig zu machen. Wie hat hat er ſich in dieſer Rückſicht zu benehmen? Dieſer Punkt hätte wohl erörtert werden ſollen, um die aufgegebene Frage befriedigend zu beantworten. XIV. *Ueber die Vorzüge angeordneter Texte vor ſelbſt gewählten. Ein homiletiſcher Verſuch von Z.* Unter angeordneten, oder beſtimmten, Texten verſteht der Vf. nicht bloſs die gewöhnlichen Evangelien und Epiſteln, ſondern Texte, welche den Predigern von den Conſiſtorien vorgeſchrieben worden, über die ſie im künftigen Jahr ihre Vorträge halten ſollen, wie z. B. in der Schleswig-Holſteiniſchen neuen Agende Texte auf 6 Jahre vorgeſchrieben ſind. Unter die Vortheile dieſer Einrichtung rechnet der Vf. mit Recht, daſs ſie ein dienliches Mittel wider die Trägheit derer ſeyn kann, die, wenn ſie jährlich über dieſelben Texte zu predigen haben, ihre Zuhörer mit einigen, wohl gar nur mit einem Jahrgange von Predigten abfertigen. — Richtig! Eben deswegen kann Rec. nicht mit der Meynung derer übereinſtimmen, welche die gewöhnlichen Perikopen immer beybehalten wiſſen wollen, ohne dem Prediger die allergeringſte Abwechſelung zu erlauben. XV. *Verſuch einer Beantwortung der Fragen: Iſt es rathſam, Kinder frühzeitig mit den Aelternpflichten bekannt zu machen, und wann und wie dürfte dieſs am füglichſten geſchehen?* Kinder ſollen allerdings mit dieſen Pflichten bekannt gemacht werden; aber nur erſt alsdann, wenn ſie dem Schulunterricht entzogen werden, und zur Wahl einer Lebensart ſchreiten ſollen. Es werden auch Regeln empfohlen, welche der Lehrer beym Unterricht über dieſen Gegenſtand zu befolgen hat. XVI. *Anreden und Gebete bey der Taufe eines Kindes gebildeter Aeltern, das von ſeinen würdigen Aeltern ſelbſt und zweyen ſeiner nahen Verwandtinnen zur Taufe gebracht wurde; wie auch bey der gleich auf die Taufhandlung folgenden Einſegnung der Wöchnerin geſprochen v. F. L. v. Kalm,* Paſt. zu Betmar und Sierſe im Braunſchw. XVII. *Rede bey einer Trauung, von J. F. W. Koch,* Prediger in Magdeburg. Beide gut und zweckmäſsig. XVIII. *Predigttexte auf Feſt- Sonn- und Feyertage, in einem zwiefachen Jahrgange für die Kirchen in der Reichsſtadt Heilbronn.* Die Prediger in Heilbronn hatten ſchon ſeit einiger Zeit die freye Wahl, entweder über die alten Perikopen, oder über ſelbſt gewählte Schriftſtellen, zu predigen. Das letzte geſchah am häufigſten. Hierauf wurde dieſe Einrichtung getroffen, welche Nachahmung verdient. XIX. *Ueber Monogamie, Polygamie, Concubinat und Kirchenbuſse,* von *Joh. Friedr. Telge.* Der Vf. hat es vornehmlich mit Hn. *Ritter* zu thun, deſſen ſonderbare Einfälle hier ausführlich geprüft und widerlegt werden. An ſich iſt es freylich nicht der Mühe werth, Zeit und Mühe mit der Beſtreitung ſolcher Hypotheſen zu verderben, die ſich ſelbſt widerlegen. Für manche Leſer möchte jedoch dieſe Arbeit nicht überflüſsig ſeyn. Es kann manchen befremden, daſs auch *Kant* die *Erzeugung* und *Erziehung* der Kinder nicht zum Weſen des Ehevertrags rechnet; dieſs geſchieht aber bloſs in *rechtlicher,* nicht in moraliſcher Hinſicht. XX. *Geſänge zur Feyer des Confirmationsfeſtes.* Der Vf. iſt der Inſpector des Ev. Luth. Miniſteriums im Herzogthum Cleve, und Prediger zu Dinslacken, Hr. *Nebe.* Sie verdienen als Muſter einer würdigen und rührenden Anſtellung eines Confirmationsfeſtes empfolen zu werden. XXI. *Zur Taufe des Erſtgebornen eines Amtsgenoſſen im Predigtamte.* Am 6ten May 1799. Kurz und gut. XXII. *Ueber Jeſum den Chriſt oder ſeinen göttlichen Charakter,* von *E. L. Krüger,* Prediger zu Steinhöfel in der Uckermark. Dieſe Abhandlung verſtattet keinen Auszug, iſt aber leſenswürdig.

Viertes Stück. XXIII. *Ueber die Mittel, die Moralität eines Volks zu begründen, eine in Frankreich jetzt aufgegebene und auswärts beherzigte Preisfrage* 1800. Das Chriſtenthum in ſeiner Lauterkeit würde Moralität am ſicherſten begründen. Dieſs wird in dieſer Abhandlung ſchön und gründlich gezeigt. XIV. *Vermiſchte Bemerkungen bey Geleſenem,* von *Johannes Tobler,* Archidiakon in Zürich. Rec. hat dieſe Bemerkungen mit Vergnügen geleſen. Ein Veteran, wie der ehrliche, ſelbſtdenkende Tobler iſt, wird bey den neuen Schriften, die er geleſen hat, immer eines und das andere bemerken, was er ſeinen Zeitgenoſſen zur Beherzigung empfehlen kann. XV. *Fragmente aus dem Antwortſchreiben eines Landpredigers an ſeinen Freund über Schulſachen und Confirmation.* Der Vf. überführt ſeinen Freund, dafs er mit Unrecht einer übertriebenen Strenge, in Rückſicht auf den Schulgang ſeiner Gemeindekinder beſchuldiget werde, und berichtet ihm, was er für eine Form bey der Confirmation der Katechumenen halte. Die Einrichtung der Confirmation iſt zweckmäſsig und erbaulich. XV. *Verſuch eines Trauungsgebets,* von *Joh. Friedr. Telge,* Paſtor zum Büttel. Es wird oft von gebildeten Perſonen verlangt, dafs die Trauung möglichſt kurz gehalten werde. Sie verbitten ſehr jede Trauungsrede, und wollen, dafs man das kürzeſte Formular gebrauchen ſoll. Hierdurch wurde Hr. *T.* bewogen, dieſes Gebet zu entwerfen, in welchem allen Eheleuten zu beherzigende Punkte vorgetragen ſind, die ſonſt im Formulare ſtehen müſſen. Wir würden lieber eine kurze Anrede wählen, und mit einem Gebete ſchlieſsen. Es ſcheint nicht ſchicklich zu ſeyn, perſönliche Umſtände und Pflichten der Eheleute in die Form eines an den Allwiſſenden gerichteten Gebets einzukleiden, und vielleicht würde eine kurze Anrede von dem nämlichen Inhalt weit mehr Eindruck machen, als ein ſo langes Gebet. — Die Veränderung der ſo genannten *conſecrirten* Formeln, des Segens, Vater Unſers etc. wird übrigens in einer Anmerkung mit guten Gründen vertheidiget. XVI. *Worin ſoll die Thätigkeit der Prediger beſtehen, und wie kann man dieſelbe befördern?* Von *Chriſtian Daſſel,* Prediger zu Schlofs Rücklingen bey Hannover. Nach einer kurzen hiſtoriſchen Ueberſicht einiger gewöhnlichen Beſchäftigungen unter Predigern wird der Begriff derjenigen Thätigkeit, welche der Beſtimmung des Predigers am meiſten angemeſſen zu ſeyn ſcheint, aus dem Begriff des Predigers ſelbſt hergeleitet, und dann werden Mittel vorgeſchlagen, durch welche ſich die Thätigkeit der Prediger dürfte befördern läſſen. In eine ausführliche Beurtheilung dieſes Aufſatzes können wir uns nicht einlaſſen. Der Vf. bekennet zuletzt ſelbſt, dafs die Ideen deſſelben nicht durchgehends neu ſind, dafs einige von ihnen einen angehenden, noch jungen, Prediger verrathen, und dafs ihre Ausführung nur unter gewiſſen Umſtänden möglich iſt. Nur einen Punkt wollen wir kürzlich berühren. Der Vf. iſt der Meynung, die Landwirthſchaft hindere den Prediger, die gehörige Thätigkeit in ſeinem Amte zu beweiſen. „Wer vom Morgen bis zum Abend ſich mit ökonomiſchen Angelegenheiten perſönlich beſchäftigen, und an vieles ſelbſt Hand mit anlegen mufs (heifst es S. 536.), für den iſt ein ſyſtematiſches Studium der Wiſſenſchaften, wo nicht ganz unmöglich, wenigſtens ſehr ſchwer." Freylich! aber ſollte denn der Prediger genöthiget ſeyn, bey einer noch ſo grofsen Landwirthſchaft, ſelbſt Hand anzulegen? Iſt es nicht genug, wenn er nur gute Aufſicht führt? Und dieſs kann ihn doch am Studieren nicht hindern, wenn er ſeine Zeit einzutheilen weifs. Nur mufs die Frau die Landwirthſchaft verſtehen, und ſich gerne damit beſchäftigen. Allenfalls können ja, wie der Vf. nachher ſelbſt räth, die Ländereyen bis auf einige Morgen verpachtet werden. Aber die Verwandlung der liegenden Gründe in baares Geld und Victualien iſt ſchlechterdings nicht anzurathen und zu wünſchen, weil die *Pretia rerum* ſo ſehr veränderlich ſind. In einem gewiſſen Lande war wirklich die Realiſirung dieſes Vorſchlags vor einigen Jahren im Werke, und es ſollte jeder Prediger 500 fl. rhn. jährliche Beſoldung an Gelde bekommen. Aber wie weit würde ein Mann, der eine zahlreiche Familie hätte, in dieſen theuern Zeiten damit kommen? XVII. *Unter welchen Umſtänden kann ein Prediger einem Menſchen, der ihm auf ſeinem Sterbebette bekennt, dafs er einen Diebſtahl, einen Ehebruch, einen Mord, einen Meineid begangen habe, das heilige Abendmahl reichen?* Eine Synodalfrage. Sie iſt ſo beantwortet, wie ſie Rec. in ſeinen Paſtoralvorleſungen immer beantwortet hat. XVIII. *Geſetzt, es würde Jemand zu einer verwilderten Gemeinde berufen, was hat er alsdann zu thun?* Synodalfrage. Die Beantwortung enthält zwar manches Gute, ſie iſt aber doch zu kurz ausgefallen. Es wäre noch viel mehr darüber zu ſagen. XIX. *Ausſchreiben des Conſiſtoriums in Hannover an alle General- und Special-Superintendenten, Stadt-Miniſterien, Stifter und Klöſter, Veränderungen der liturgiſchen Formulare betreffend.* Das Conſiſtorium hat bisher Anſtand genommen, eine neue Kirchen Agende zu verfaſſen, weil die *allgemeine* Einführung in den Kirchen noch nicht überall genugſam vorbereitet ſeyn dürfte. Inzwiſchen werden den Predigern nützliche und zweckmäſsige Veränderungen beym Gebrauch der alten liturgiſchen Formeln unter gewiſſen Einſchränkungen verſtattet. Es bleibt ihnen auch unbenommen, dafs ſie, vorzüglich vor einem gebildetern Auditorio, und bey Verrichtung eines oder andern *Actus miniſterialis* in Häuſern, auch wohl anderer liturgiſchen Formulare, die im Weſentlichen daſſelbe enthalten, was die in den K. O. befindlichen Formulare ausdrücklich beachtet und abſichtlich bemerkt wiſſen wollen, desgleichen einiger in den neueſten Zeiten öffentlich eingeführten Kirchen-Agenden, wie z. B. die Kurpfälziſche, die Schleswig-Holſteiniſche ſind, wie auch einiger von bekannten und geſchätzten Gottesgelehrten, z. B. dem weyl. Generalſuper. Pratje zu Stade, dem Geh. Kirchenrath Seiler zu Erlangen veranſtalteten Privatſammlungen von liturgiſchen Aufſätzen, ſich bedienen." Vortrefflich! Möchten doch alle Conſiſtorien dieſem rühmlichen

lichen Beyspiel nachfolgen! Ueberall fühlt man das Bedürfnifs verbesserter Liturgieen, und manche Prediger, welchen wahre Erbauung am Herzen liegt, wagen es auch wohl, sich besserer Formulare zu bedienen, oder auffallende Stellen in den alten wegzulassen, oder zu verändern. Darüber führen aber manche Superintendenten oder Collegen bittere Klagen, die sie auch wohl an Consistorien gelangen lassen, woraus allerhand Verwirrungen entstehen. Es wäre daher sehr zu wünschen, dafs diesem Unheil durch solche Ausschreiben, wie dieses Hannöversche ist, gesteuert würde. Es ist traurig, dafs manche Superintendenten den Schaden Josephs so wenig beherzigen, und wahre Erbauung zu hindern suchen, anstatt dafs sie zur Beförderung derselben alles mögliche beytragen sollten. XX. *Rede bey der Hausconfirmation eines jungen Frauenzimmers von Stande*, von *J. W. G. Wolff*, Domprediger in Braunschweig. Nach unserer Einsicht gut, nur etwas zu lang! XXI. *Ueber gutartige Hierarchie*, von *Johannes Tobler*, Archidiak. in Zürich. Ein Paradoxon, welches man selbst lesen muss, um die Tendenz desselben zu verstehen! Das Resultat ist: „Beide Stände, (der geistliche und weltliche), haben die gröfste Zeit, zu erkennen, was ihre interessirte Feindschaften und Freundschaften für unbeschreiblichen Schaden angerichtet haben. Und biete dann jeder dem andern die Hand mit Treue. Wie in guter Ehe, bleibe es lebenslang unentschieden, wer den gröfsten Einfluss aufs Wohl der ganzen Haushaltung habe. Aber Jeder gehe dem andern mit Zutrauen entgegen. Traue man doch beiderseitig der Kraft der Religion und den zusammengesetzten volkliebenden Bemühungen. Jeder Fürst und Regent lasse sichs nicht genügen, hier und da ein Wort zu Gunsten der Kirchendiener fallen zu lassen, und um des Beyspiels Willen etliche Predigten zu hören, und das Abendmahl zu empfangen; sondern er nehme an allem Antheil, was bey Jungen und Alten die Lust und Liebe zur göttlichen Belehrung und zu frommer Ausübung des Sittlichschönen und Guten glaubhafter und eindrücklicher machen kann. — Und ihr Väter und Brüder im Kirchendienst! — Seyd eingedenk eurer guten Vorgänger im Amte bis an die Apostel hinauf. — So zusammenwirkend könnt ihr die Staats- und Kirchenverfassung unabgeändert lassen, oder mit Zuzug würdiger Männer sie ändern. Ihr werdet ein folgsames, dankbares, edles Volk in kurzer Zeit erziehen." XXII. *Ueber das höchste und bestimmteste Gesetz der religiösen Aufklärung, wenn sie aufhören soll, schädlich zu seyn.* Der Vf. sagt ganz richtig: die *negative* Aufklärung (Einreissen und Schuttwegschaffen), sey ohne die *positive* (Herbeyschaffung der neuen Baumaterialien) mehr schädlich als nützlich. *Jene* (heifst es ferner), hat man zeither am stärksten betrieben, und den Menschen war sie auch gröstentheils willkommen; diese aber ist noch nicht so ausgebreitet, als zu wünschen wäre, und es scheint, leider! auch, als ob sie schweren Eingang fände, weil sie, statt des eingesehenen Falschen und Lächerlichen, statt des verdrängten blinden Glaubens, *auf eigenes Thun und Handeln dringt.* — Aber wie weit soll nur die religiöse Aufklärung gehen? Des Vfs. Behauptung, als das *möglichste bestimmte Princip der religiösen Aufklärung* ist diese: *Statutarischer Kirchen- und rein moralischer Religionsglaube sind nicht einerley, jener kann mit allen seinen Gebräuchen aufgegeben werden, dieser aber ist ein Bedürfnifs des Menschen.* Zu dem statutarischen Kirchenglauben rechnet er aber auch den Glauben an eine übernatürliche göttliche Offenbarung (ganz nach *Kants* Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft). Der *reinmoralische Religionsglaube* ist ein dringendes, ja das dringendste geistige Bedürfnifs für uns. (Welcher von den neuern Theologen leugnet diefs?). Können wir seiner eben so leicht, als des statutarischen Kirchenglaubens entbehren? fragt der Vf. „Was weifs doch dieser (fährt er fort) von einer moralischen Welt? (Die Bibel weifs also nichts davon?) spricht er nicht von einer im Argen und in Sünden liegenden Welt, in welcher der Fürst der Finsterniss herrscht? (*Quae, qualis, quanta?*). Woher nimmt er seine Beweise für das Daseyn Gottes und für die Gewifsheit der Unsterblichkeit? Nimmt er sie nicht aus einer übernatürlichen Offenbarung, welche *für uns* unmöglich ist, und deren Ursprung von Gott er *entweder* ganz und gar nicht, *oder* höchstens durch Hülfe eines Zirkels beweisen kann? O wahrlich, *jener*, nicht *dieser*, ist der Anker unserer Glückseligkeitshoffnung, *jener*, nicht dieser, ist süfse Lebensquelle, *jener*, nicht dieser, ist *Todestrost*." — Kein Wunder, dafs der Vf. von der Offenbarung, die er mit dem Kirchenglauben (mit den kirchlichen Bestimmungen der alten Kirchenväter, der Synoden und der symbolischen Bücher für einerley hält), eine so schlimme Meynung hat. Denn der statutarische *Kirchenglaube* lehrt, wie er sagt, dafs unsere eigne Sittlichkeit, welche ein unflätiges Kleid sey, durchaus nicht die formale Bedingung unserer Glückseligkeit seyn könne, sondern diese werde durch die gläubige Annahme und Ergreifung eines ganz fremden Verdienstes einzig und allein bewirkt, er stellt die Gottheit als zürnend und rachend vor etc. Sollte man doch denken, der Vf. habe, gleich seinem Führer Kant, keine einzige neue theologische Schrift gelesen, sondern seine ganze theologische Kenntniss aus alten Tröstern des 16ten Jahrhunderts geschöpft. Die Bibel (diefs folgt aus seiner ganzen Abhandlung), soll antiquirt werden; keine gottesdienstlichen Ceremonien sollen mehr Statt finden, die er, wie es scheint, alle für geistlos und mechanisch erklärt. Nichts soll übrig bleiben, und zur Religion gerechnet werden, als *Achtung gegen die Vernunft und ihr Sittengesetz, moralisches Gefühl, gestärkt und erweitert durch den Glauben an eine moralische Welt, an Gott und Unsterblichkeit.* — So weit soll also die Aufklärung gehen, dafs alle eigenthümliche Lehren des Christenthums (die doch, wenn sie richtig verstanden und vorgetragen werden, dem reinmoralischen Religionsglauben gewifs nicht entgegen sind, sondern ihn vielmehr unterstützen und beleben), als Schutt eines alten eingerissenen Gebäudes weggeschafft werden sollen. Werden sich das gemei-

meine Bürger und Landleute gefallen laſſen? Wohin werden unſere jungen Philoſophen noch gerathen? Sie mögen doch erſt die Welt beſſer kennen lernen, und ſich auch ein wenig in den Schriften neuer Theologen umſehen; dann erſt mögen ſie es wagen, Vorſchläge zu thun, wie religiöſe Aufklärung nicht nur unſchädlich, ſondern auch nützlich gemacht werden könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Die Wirthſchaft zu Apenflur.* 1801. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

An romantiſchen Ingredientien hat es der Vf. wahrlich nicht fehlen laſſen! denn man findet hier eine alte feſte Burg, deren ermordeter Beſitzer, ein wollüſtiger Abt, noch jetzt dem Volksglauben gemäſs, ſeinen Umgang hält — einen Schwächling von Gutsbeſitzer, der ſein Vermögen durch ökonomiſche Verſuche zerſplittert — ſeine Schweſter, eine reiche, ahnenſtolze Wittwe, die alles regieren will, und ſich immer beſchwert, *daſs ihre beſten Abſichten verkannt würden* — eine gezierte, ſtets im Ritter-Romanton ſprechende Nichte — einen Menſchenfeind, der auf jener alten Burg ſich einmiethet, und herkommt, man weiſs ſelbſt nicht: woher? — ſeine engelſchöne Tochter, die den Hauptheiden, gleich beym erſten Anblick, während eines Hagelſchauers, zum Sterben in ſich verliebt macht — einen feurigen Jüngling, der ſeinen Aeltern durchgeht — Böſewichter, die unſchuldige Mädchen verführen, und dann durch Abortus-Tränke tödten — Verleumder, die ihre beſten Freunde um Gut und Leben bringen wollen — abgedankte, einbeinigte Hauptleute, die ſtets in Kriegsausdrücken ſprechen, und trotz ihrer Gebrechlichkeit noch mit Freywerbersplanen umgehn — einfaltige, ſich doch gewaltig klug dünkende Bediente, ungerechte Gerichtsverwalter und ähnliche Charaktere mehr. Es fehlt eben ſo wenig an verliebten Kunſtgriffen, an politiſchen Planen, an Irrthümern und Glückwechſeln. Aber leider iſt doch durch alles dieſes noch kein guter, geſchweige ein vorzüglicher Roman hervorgebracht worden. Das Beſtreben des Vfs., gefühlvoll und witzig zu ſchreiben, iſt auf jeder Seite ſichtbar; aber die groſse Kunſt, alle ſeine Materialien in paſſende Verbindung zu bringen, und bey dem Leſer dadurch Täuſchung, oder wenigſtens Rührung zu bewirken, iſt ihm noch ganz fremd. Kein Triebrad in ſeiner Maſchine iſt neu; man entſinnt ſich immer ſogleich, es ſchon *irgendwo* und gröſstentheils *oft* benutzt gefunden zu haben. Der Jünglinge, die ihre nachmaligen Geliebten von einer Lebensgefahr retten — der Brüder, die von raſcher Eiferſucht für einen zweyten beglücktern Buhler gehalten werden, — der emigrirten Väter, die ihrer Güter verluſtig, dem Menſchenhaſs ſich überlaſſen haben, giebt es nun ſchon ſo viele in unſern Romanen, daſs ſie bald eben ſo verrufen, wie in Gedichten die Reime: *Sonne, Wonne, Luſt* und *Bruſt*, werden dürften. Wem ſein Genius nicht beſſere Erfahrungen oder Erfindungen darbeut, der vermehre doch nicht erſt die ohnedem überzähligen Kohorten unſerer ſogenannten Unterhaltungsſchriftſteller!

Wien, ohne Angabe des Verlegers: *Sagen der ungariſchen Vorzeit*, ein Gegenſtück zu den Sagen der Vorzeit von Veit Weber. 1800. 112 S. 8. m. 1 Kupf. (10 gr.)

In dieſer Sammlung ſind zehn, auch auf dem geſtochenen Titel einzeln angegebene Geſchichten befindlich: 1) Mazarna oder die Wunderhöle; 2) der Drachenfürſt; 3) der Erdgang zu Herrengrund; 4) die Waſſernixe zu Trentſchin; 5) das Schloſs Theben; 6) der Rauberberg; 7) Theodor von Hatvan; 8) das tobende Geſpenſt zu Madar; 9) die kriſtallne Kette; 10) die Waſſernixe zu Treſtnick. — Kein Wörtchen Vorbericht ſagt uns: ob dieſe Erzählungen wirkliche Landesſagen oder nur Erfindungen ſind. Doch ſollten wir faſt das erſte, wenigſtens grund- und theilweiſe glauben. Denn einige derſelben unterſcheiden ſich merklich von einander, tragen ſo ziemlich das Gepräge eines *localen Volksglaubens*, und weichen im Gang der Ideen von den gewöhnlichen, am Schreibtiſch erſonnenen Geiſtermährchen ab. Dahin rechnen wir den *Drachenfürſt*, *Theodor von Hatvan*, die *Waſſernixe zu Treſtnick* und das *Schloſs Theben*, — welches letzte wir überhaupt für das Beſte in der ganzen Sammlung, zumal da es geiſterlos iſt, halten. Die Uebrigen mögen wenigſtens manchen romantiſchen Zuſatz bekommen haben, und ein paarmal ſtoſst man auf Uebertragungen aus andern ſchon bekannten Wundergeſchichten. Der Ton der Erzählung iſt, wenn man hier und da einen falſchen Provinzialausdruck wegnimmt, nicht unangenehm; aber die Orthographie und Interpunction iſt ſo nachläſſig, daſs oft ſogar das Verſtändniſs im Leſen dadurch erſchwert wird.

Budissin u. Leipzig, in d. Arnoldſchen Buchh.: *Beyträge zu Künſtlerbiographieen*, geſammelt von *Chriſtian Carl Oswald.* 1800. 196 S. 8. (12 gr.)

Eine Sammlung Anekdoten von Schauſpielern, Muſikanten, Poeten und bildenden Künſtlern, aus Archenholz, Meuſel, Volkmann und andern ausgezogen; unterhaltend zu leſen für diejenigen, die in der Literatur der Kunſt Fremdlinge ſind; wer aber mit derſelben bekannt iſt, wird kein groſses Vergnügen an dieſem Werke finden, weil ohne verſtändige Wahl ſo viele anerkannt märchenhafte und unwahrſcheinliche Geſchichtchen darin aufgenommen worden, oft auch die Namen unrichtig geſchrieben ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) KIEL, b. Mohr: *Einige Bemerkungen über den Begriff einer theologiſchen Encyklopädie*, nebſt einer kurzen Anzeige des *Plans*, welchen der Vf. zu einem neuen Lehrbuch derſelben ſich entworfen hat. Von D. *Joh. Fr. Kleuker*, ord. Lehrer der Theol. auf d. Univ. Kiel. 1799. 27 S. 8.

2) HAMBURG, b. Perthes: *Grundriſs einer Encyklopädie der Theologie* oder *der chriſtlichen Religionswiſſenſchaft*. Erſter Band. von D. *Joh. Fr. Kleuker etc.* 1800. LII. und 424 S. 8.

Der Vf. will unter dem Namen einer *theologiſchen Encyklopädie* nicht eine methodologiſche Einleitung in alle Theile der dem Theologen nöthigen Kenntniſſe, ſondern Abriſſe dieſer Kenntniſſe ſelbſt liefern. Niemand wird ſich über den Namen ſtreiten wollen, da er allerdings einen Unterricht nicht bloſs *von* ſondern auch *in* allem dem, was in dem κυκλος παιδειας eines Theologen liegen ſoll, ſprachrichtig bezeichnen kann. Für die Sache ſelbſt aber wäre es gewiſs ſehr nützlich, wenn ein Mann, welcher alle Fächer der theologiſchen Kenntniſſe mit Gelehrſamkeit, conſequentem Scharfſinn und partheyloſer Wahrheitsliebe umfaſst, alle Theile dieſes groſsen Ganzen, das längſt von den meiſten nur ſtückweiſe betrachtet, und vorzüglich auf Akademieen allzu ſehr in dem gewöhnlichen Lauf der Vorleſungen zerſtückelt werden muſs, zu einem vollſtändigen Ganzen in einander ordnen, eben dadurch alſo jedem Satz ſeine paſſende Stelle anweiſen, allen Folgeſätzen ihre höheren und höchſten Prämiſſen vorausſchicken, die vielfachen Wiederholungen abſchneiden, das nicht erweisliche verbannen, von andern wahren und unentbehrlichen Sätzen aber den Sinn, in welchem ſie zu beweiſen ſind, und die Beweiſe ſelbſt ergänzen wollte, welche häufig deswegen fehlen, weil man bey Behandlung einzelner Theile dieſes Ganzen behaupten kann oder anzunehmen pflegt, daſs ſie in einem andern Fach, wovon man jetzt nicht rede, bereits gegeben ſeyen. Von allen dieſen Vortheilen eines wahrhaft ſyſtematiſchen, kürzeren Abriſſes der geſammten Theologie finden wir in dem *Kleukeriſchen* Schema des Ganzen (theologiſche Wiſſenſchaftskunde betitelt) und in dieſem erſten Theil der Ausführung kaum eine Ahnung. In der Ausführung giebt dieſe Encyklopädie nichts als Compendia im verkürzten Maasſtab, die eben ſo leicht einzeln erſcheinen könnten, als ſie hier in zwey Bände zuſammengefaſst werden ſollen. Mehr die Heftlade des Buchbinders, als die innere Anlage macht ſie zu einem Ganzen. Nicht die Auswahl des Weſentlichen, ſondern das bloſs tabellariſche Andeuten der Materien, welches dem Lehrer beym Erklären deſtomehr Zeit wegnehmen müſste, macht ſie kürzer. Eine planmäſsigere Ausführung kann man auch kaum erwarten. Gelehrſamkeit, in ſo fern ſie mehr auf dem angehäuften als genau unterſuchten Beſitz vieler Kenntniſſe beruht, auch Scharfſinn in einzelnen Bemerkungen, ſind in dem Vf. unverkennbar. Statt der Proben eines unpartheyiſchen Unterſuchungsgeiſtes aber werden wir ſehr unangenehme Beyſpiele leidenſchaftlicher Polemik anführen müſſen. Und was den zur Anordnung eines groſsen Ganzen erfoderlichen logiſchen Scharfſinn, und die im einzelnen nothwendige Beſtimmtheit in Gedanken und Ausdruck betrifft: ſo findet ſich davon gerade das Gegentheil. Von der letzten faſt in jedem Hauptſatz, in Hinſicht auf das zuerſt genannte unentbehrlichſte Talent des Encyklopädiſten aber zeigt ſich zwar der Vf. im Beſtreben zu claſſificiren und zu numeriren unermüdet, erreicht aber nie das Ziel einer logiſch wahren Anordnung, welche nichts willkürliches und zufälliges zuläſst, vielmehr bey jedem Ganzen von Belehrung durch die Fragen, aus welcher Abſicht und über welche Art von Gegenſtänden man die Belehrung zu geben für nöthig hält, zum voraus feſt zu beſtimmen iſt.

Da der Vf. die geſammte Theologie in zwey mäſsigen Bänden abhandeln will: ſo müſste, wenn nicht Unvollſtändigkeit im Einzelnen entſtehen ſoll, ihm nichts wichtiger ſcheinen, als Vermeidung aller Wiederholungen. Dennoch füllt er die 22 erſten Seiten mit einem ſogenannten Inhaltsverzeichniſs des erſten Bandes, worin er nichts als die Ueberſchriften der Paragraphen eben dieſes Bandes noch einmal abgedruckt giebt. Dieſe Wiederholung war um ſo überflüſſiger, weil jede Seite des Werks (nach einer löblichen Einrichtung) eine fortlaufende Hinweiſung auf den Inhalt in der Rubrik oben angiebt, auch bey jedem Paragraphen die Ueberſchriften im Druck ſich auszeichnen; noch mehr aber, weil ſogleich das erſte Fach, die theologiſche Wiſſenſchaftskunde, ohnehin einen Abriſs von dem Inhalt des erſten und zweyten Bandes liefern muſste.

Das Ganze der chriſtlichen Religionswiſſenſchaft, welchen Ausdruck der Vf. mit Theologie identiſch gebraucht, zerfällt ihm in vier Hauptſtücke. 1) Die Wiſſenſchaft des ſchriftlichen Erkenntniſsgrundes in Anſehung ſeiner Gültigkeit und eigenthümlichen Inhalts („kritiſch-exegetiſch-apologetiſche Fundamental Theologie"). 2) Die Wiſſenſchaft des allgemei-

nen und besondern systematisch geordneten und gerechtfertigten Inhalts dieses Erkenntnisgrundes, so weit derselbe die geoffenbarte Religion angeht, (die „systematisch-elenchtische" Theologie.) 3) Die Wissenschaft der Anwendung dieses Inhalts (die „anwendende oder applicative" Theologie.) 4) Die Wissenschaft der Geschichte dieser Anwendung (welcher kein besonderer Name bestimmt wird, da dem Vf. der Ausdruck historische Theologie „etwas unschicklich" scheint). Die beiden ersten Fächer bearbeitet der erste Band ausführlich. Unter der *anwendenden Theologie* versteht nach S. 61. der Vf. 1) die *Lehrkunst*, oder die Kunst des gelehrtern, belehrendrührenden und des unterweisenden (katechetischen) Vortrags, und dann 2) die *Ausübungskunst* oder die Kunst kirchlicher Anordnung und Verwaltung und die Pastoralklugheit, bey welcher Hr. *Kl.* den mit Recht veralteten Ausdruck *cura animarum*, einen Ausdruck, den nur diejenigen Pastoren, welche blosse Seelen (nicht Geister) zu hüten haben, sich zueignen mögen, mit Nachdruck hervorzieht. Ist nun dieses angegebene der Inhalt der anwendenden Theologie, wie vermag ein logischer Encyklopädist unter Nr. 4. in die „Geschichte dieser Anwendung" das heisst: in die Geschichte des systematischen, homiletischen und katechetischen Vortrags, der kirchlichen Verwaltungskunst, und der „*cura animarum*" auch die Geschichte vom Ursprung, Fortgang und der Ausbreitung der christlichen Religion, auch die Geschichte der Dogmen, der Häresen (der sprachgelehrte Vf. schreibt Häresien) der Symbolen oder öffentlichen Bekenntnisschriften systematisch einzufügen? Ist nicht Geschichte des *Vortrags* d. h. der *Lehrart*, etwas ganz anderes, als Geschichte des zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich vorgetragenen *Inhalts* d. h. *der Lehren selbst?* Für Geschichte der Dogmen, der moralisch-religiosen Sätze, und der vom herrschenden System materiell verschiedenen Meynungen von beiderley Art, auch für den Inhalt der Symbole, hat demnach Hr. *Kl.* trotz all seiner scheinbaren Ordnung, keine logisch gerechtfertigte Stelle. Und gesetzt dass man Dogmen-Häresen- und Symbolengeschichte, nebst der Geschichte der Ascetik, der Hierarchie, und der „Seelenführung," wie der Vf. will, als Geschichte der anwendenden Theologie annähme, was würde denn nun für die von ihm unter diesem Fach vorangestellte „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und der Ausbreitung des Christenthums" übrig bleiben? Ist nicht für den Vf. einer Encyklopädie logischer Ordnungsgeist die erste Erfodernis? Wie war es nur möglich, dass dem Vf. das Chaotische seines Plans sich so sehr verbarg, da er selbst in der Ausführung des ersten Bandes auf den gewöhnlichen und bessern Weg gekommen war. Nach seinem Entwurf (I. Bd. S. 193.) sollen auf die Exegetik Bemerkungen über die Geschichte der Auslegung und Auslegungskunst, „auf die Apologetik (S. 226.) Bemerkungen über die Geschichte der christlichen Apologetik in den ältern, neuern und neusten Zeiten" folgen. Bey der Geschichte der Exegetik numerirt er sechs Epochen, von den Synagogen der Juden bis auf die „neuern und allerneusten Zeiten." Hier ist demnach einem Haupttheil von der Geschichte der gelehrtern Lehrkunst seine Stelle (passend) angewiesen. Wie kann nun die übrige Geschichte der Lehrkunst ein besonderes Hauptstück der theologischen Encyklopädie ausmachen? Rückt der Vf. nach der Exegetik die Geschichte derselben ein, warum fand er es nicht diesem (richtigen) Beyspiel angemessen, auch nach der Moraltheologie etc. die Geschichte von dem Vortrag oder der Behandlungsart dieses Fachs u. s. w. folgen zu lassen? Darf man in logischer Anordnung eines Ganzen bald dem einen, bald einem andern Eintheilungsgrund folgen?

Nichts finden wir richtiger, als dass Hr. *Kl.* dem vierten Haupttheil seiner Theologie nicht den Namen historische Theologie geben will, ungeachtet er keinen andern dagegen angiebt. Allerdings ist dies der wahre Name für die *ganze* hier aufgestellte Theologie. Nach der Kleukerischen Methode kann von Anfang bis zu Ende nur eine historische Theologie entstehen, deren Sätze, weil sie nirgends sonsther als aus der Historie ihre Beweise erhalten sollen, auch in einer solchen Behandlung nicht überzeugender seyn können, als die Historie überhaupt ist. Aufrichtig sagt (S. 201.) der erste Paragraph der *Apologie* des Christenthums: die *Göttlichkeit* des Christenthums beruht auf der Zuverlässigkeit der evangelischen *Geschichte*. *Beruht* die *Göttlichkeit* des Christenthums auf einer Geschichte: so beruht nicht blos der *factische* Theil der Religionskenntnisse eines Christen, sondern die ganze Wissenschaft über die christliche Religion auf einer Geschichte. Die ganze christliche Religionswissenschaft wird folglich eine geschichtliche Sache. Man hat nichts als eine historische Ueberzeugung, eine *historische Theologie*. Bedächte man doch endlich allgemein, auf welcher Basis nach dieser Weise die ganze Ueberzeugung von den Religionswahrheiten der Christen gegründet werden soll. Sage man dem Einfältigsten den Satz vom Reiche Gottes, auf welchen Hr. *Kl.* in seiner religiösen Sittenlehre vieles (sehr richtig) zurückführt. Mache man ihm den Sinn klar und frage: ob er nicht denken müsse, dass, wenn alle Menschen in ihrer Gesinnung nichts, als was sie dem heiligen Willen der Gottheit gemäss finden können, annehmen wollten, alsdann die ganze Menschheit in Rechtschaffenheit und wechselseitiger Beglückung mit einander leben würde? So bald er nur die Frage versteht, wird er sie bejahen, weil er unmittelbar überzeugt ist. Und immer wird er davon ohne alle Umwege überzeugt seyn, weil er diesen Gedanken immer leicht aufs neue überdenken kann. Will man hingegen dem nämlichen Menschen sagen: der Satz vom Reich Gottes, eben so, wie zuvor, erklärt, soll dir, als Christen, deswegen gewiss seyn, *weil* er ein Theil des Christenthums ist, und *weil* die Göttlichkeit alles dessen, was zu diesem Christenthum gehört, auf einer gewissen Geschichte beruht, in welche Umwege und Ungewissheiten verwickelt man hierdurch seine Ueberzeugung! Nach

Hn.

Hn. *Kl.* Grundsätzen behauptet man gerne, die Gewifsheit von Religionswahrheiten aus den Begriffen selbst (die philosophische Ueberzeugung) sey den meisten Menschen zu schwer, und daher die historische der leichtere, kürzere Weg. Wie viel schwerer aber ist, in Vergleichung mit der unmittelbaren Gewifsheit des Satzes vom Reiche Gottes, die Aufgabe, dafs jeder erst historisch überzeugt werden solle, jener Satz, in dem oder jenem Sinn, sey ein Theil des Christenthums! Um nicht nur den Satz, sondern auch den Sinn dieses Satzes, ohne welchen der Satz leer wäre, im N. T. mit Sicherheit zu finden, wie vielerley Kenntnisse und Bemühungen sind selbst für den nothwendig, welcher sich auch mit blofsen Uebersetzungen des N. Ts. befriedigen lassen kann? Wie viel mehr für den, welcher aus Gründen gegen jede Uebersetzung gewissermafsen mifstrauisch ist? Hat er dann aber den Satz als Theil des Christenthums gefunden und verstanden; wie viel mühsamer ist nun erst der Weg, die Aufgabe, diesen Satz deswegen, weil er im ursprünglichen Christenthum sich findet, für gewifs zu halten! Sie kann nicht anders gelöst werden, als durch die Ueberzeugung, dafs durch eine gewisse Geschichte die Göttlichkeit des Christenthums gewifs werde? Mufs denn aber, wenn alles auf dieis Eine ankäme, nicht jeder Kenner der Apologetik des Christenthums blofs darauf rechnen, dafs tausende und aber tausende die Schwierigkeiten und Einwendungen, welche die Gelehrten mannichfach und auf mancherley Weise zu heben bemüht sind, glücklicher Weise nicht kennen? Und eine Ueberzeugung, welche nur durch Unkenntnifs der Schwierigkeiten Ueberzeugung wurde, soll dieses wichtigen Namens würdig seyn? Gesetzt endlich, dafs man alle diese Schwierigkeiten überwunden und gelöst hätte, ist alsdann der Satz, welcher auf der historischen Gewifsheit von der Göttlichkeit des Christenthums beruht, mehr als historisch gewifs: wer kann von ihm auf diesem Wege in einem höhern Grade überzeugt werden, als derjenige ist, in welchem man von ehmaligen Begebenheiten überzeugt seyn kann? Nehme man nun irgend ein nicht bezweifeltes Factum älterer oder neuerer Zeit, und frage man sich selbst mit ernster Prüfung: ob die Verpflichtung der Menschen, dem Urbild eines heiligen oder göttlichen Willens gemafs zu leben, in dem menschlichen Gemüth gegen alle Sophistereyen des Lasters, zum Wohl der Menschheit und der Staaten hinreichend befestigt sey, wenn sie jeden mehr nicht als historisch - gewifs, wenn sie zum Beyspiel so gewifs wäre, als das Leben des Julius Cäsar? — — In diese Classe von Wahrheiten versetzt man, mit Hartnäckigkeit, die Wahrheiten der christlichen Religion, wenn man, wie diese Kleuckerische Schrift, welche sich überall als Wiederherstellerin eines in seiner Inconsequenz längst enthüllten, blofs vermeyntlichen Systems ankündigt, geflissentlich alle Hinweisung der theologischen Jugend auf unmittelbare Ueberzeugung von den Dogmen und Pflichtforderungen der christlichen Religion übergeht, und dagegen die wichtigsten Religionswahrheiten von einer historischen, das heifst blofs mittelbaren Ueberzeugung abhängig macht, ungeachtet sie das Ganze der christlichen Theologie zu umfassen verspricht. Wer die zu einer historischen Ueberzeugung unentbehrlichen Mittel nicht hat, für den bleibt das Behauptete ein Fürwahrhalten auf Treu und Glauben des Lehrers. Darf man noch fragen, warum eine solche *ganz historische* Theologie zur Sittenverbesserung so wenig wirke? Warum durch sie weder das Volk, noch der gröfste Theil der Volkslehrer, ein kräftiges Gegenmittel wider die Irreligiosität in sich finden? In der christlichen Theologie keinen auf Thatsachen beruhenden, historischen Theil annehmen, wäre ein Extrem, welches uns von der Wirksamkeit des Christenthums als Religionslehre für Jedermann sehr entfernen würde. Aber dieser Irrweg ist allzusehr gegen den Augenschein, um lange zu verführen. Mufs denn nun dagegen das andere Extrem gesetzt werden, die ganze christliche Religionswissenschaft auf Geschichte zu bauen? *Die Göttlichkeit Jesu* kann niemand ohne Geschichte kennen oder beurtheilen. Mufs aber deswegen die *Göttlichkeit des Christenthums* allein auf der Geschichte beruhen? Wäre diese nicht gewisser als alle Geschichte: so wären Stufen von Gewifsheit den Menschen bekannt, welche der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums bey weitem nicht erreichen könnte.

In einem „Inbegriff der hauptsächlichsten und unentbehrlichsten Kenntnisse von allen Theilen der Theologie nebst ihren Gründen und Beweisen" — wie Hr. *Kl.* seine Encyklopädie definirt, werden die Hauptfragen: wie und warum sich der Mensch die Gottheit als reell zu denken habe? Und welche Foderungen eine Religionsoffenbarung, wenn sie von den vorgeblichen sicher unterschieden werden solle, in sich selbst erfüllen müsse? gar nicht berührt. Da alle sonstige Lehrbücher der Theologie diese Fundamente aller Religionslehre wenigstens unter dem Namen *Prolegomena* zu betrachten pflegten: so beginnt Hr. *Kl.* in seinen sogenannten vorläufigen Grundsätzen S. 70. von Gott und Offenbarung gleich als von Gegenständen, welche nur in einem einzigen Sinn gedacht werden könnten und allgemein so gedacht würden. Gehört ein solches Ueberspringen der ersten Grundbegriffe etwa auch zu dem schon in dem Plan erklärten Vorsatz, dafs ein „solches Lehrbuch nach einer *mehr positivlehrenden als skeptisch oder schwankend* (sind diefs Synonyma?) *räsonnirenden und allerley Meynungen für und wider abwägenden Methode* abgefafst seyn müsse? Kein guter Lehrer einer *praktischen Kunst* beginne mit Räsonnements über die Geschichte seiner Kunst, die Verschiedenheit der Meynungen darüber, und der Manieren darin zu arbeiten. Mit dem Vortrage *wissenschaftlicher* Elemente sey es, überhaupt genommen, nicht anders. Das wahre gute Räsonnement finde sich bey dem, der zuvor richtige Kenntnisse und *feste* Begriffe von den *Sachen* selbst sich erworben habe, am Ende von selbst." Erblickt denn nicht auch Hr. *Kl.* den Unterschied von *Kunst*

und

und *Wiſſenſchaft* „überhaupt genommen," darin, daſs man in der letzten nichts (keine „Sachen") hat, als was durch Gründe, und zwar durch die höchſten möglichen Gründe gegeben iſt? Entſtehen *feſte* Begriffe dadurch, daſs man gerade das ſchwerſte als bekannt vorausſetzt? Bey dieſer poſitivlehrenden Methode kann man unſtreitig ſicher ſeyn, daſs am Ende bey den Meiſten kein Räſonnement, ſondern ein träges Nachbeten der feſtgeſetzten, obgleich nicht feſten Begriffe, bey den denkenden hingegen ein deſto heftigeres, und wegen Mangel an Auflöſungen gefährlicheres Zweifeln kommen werde.

Alles will der Vf. darauf bauen, daſs die von den Chriſten als Offenbarungsurkunden anerkannten Schriften hiſtoriſchen Werth und kritiſche Gültigkeit haben. Die Data hievon giebt er daher zu allererſt als *bibliſche Schriftkunde*. In dieſem Fach hat Hr. *Kl.* bekanntlich viel gearbeitet. Seine Schriftkunde enthält deswegen ſo vielerley, daſs ſie, wenn nur die weſentlichen Punkte (vieles biographiſche, antiquariſche etc. iſt ohnehin unzweckmäſsige Ueberfüllung) begründet werden ſollen, leicht ein halbjähriger Curſus von täglich einer Stunde dazu nöthig ſeyn möchte. Hierauf beginnt er die *Exegetik* mit dem Begriff von Theopneuſtie. Er giebt die Schwierigkeiten derjenigen Theorie zu, welche von einer Einwirkung des heiligen Geiſtes die Irrthumsfreyheit des ganzen Inhalts ableitet, und iſt dagegen in ſeiner Theſis zum Erſtaunen nachgiebig. Für das Hiſtoriſche in dem Inhalt der Schrift ſind auch ihm hiſtoriſche Beweiſe der Glaubwürdigkeit hinreichend. Nur bey Entdeckungen zukünftiger Dinge „kann man eine göttliche Inſpiration im eigentlichſten Verſtande, ſelbſt den Worten nach annehmen" (S. 150.). Für das prophetiſche und evangeliſche Lehramt aber nimmt er blos eine Obhut, Leitung, Tüchtigmachung durch den heiligen Geiſt an. — In einem andern Syſtem würde von dieſen Beſtimmungen vieles als wahr ſich erweiſen laſſen. Aber wie Hr. *Kl.* auf dieſe aus einem ihm fremden Ganzen geborgte Bruchſtücke bauen, wie er die *Göttlichkeit* der alt- und neuteſtamentlichen Religionsoffenbarung für erwieſen halten könne, wenn blos die Schriftſteller, die von künftigen Dingen — folglich nicht von Religionswahrheiten — handeln, eigentlich inſpirirt ſind, wenn die Inſpiration der erſten Stifter und Lehrer des Chriſtenthums blos in einer gewiſſen „Tüchtigmachung in dem, was ſie blos ſich ſelbſt überlaſſen, nie vermocht hätten" beſtehen ſoll, dieſs iſt wohl allein daraus zu begreifen, daſs Hr. *Kl.* einmal *feſte* Begriffe von der Göttlichkeit des Chriſtenthums hat, und daher auch alsdann, wenn er Prämiſſen aus einem ganz andern Lehrſyſtem herüber nimmt (wo die Göttlichkeit der Lehren aus ihrem *Inhalt* dargethan wird, wo man alſo die auſserordentliche von der göttlichen Weltregierung geleitete und beförderte Wirkſamkeit der prophetiſchen und evangeliſchen Lehrer als hiſtoriſche Thatſache, ohne etwas weiteres darauf zu bauen, hiſtoriſch findet und anerkennt) ſeine zum voraus gefaſsten Concluſionen für bewieſen hält, wenn gleich eben dieſe Prämiſſen, ohne Verbindung mit dem Beweis der Göttlichkeit aus dem Inhalt, auf ein ganz anderes Reſultat führen müſsten. Hier wird in der That das Sprichwort Jeſu anwendbar, daſs ein neuer Lappen (denn die hier von *Kl.* zugegebenen Begriffe von Inſpiration ſind, in ſo fern ſie den Lehrinhalt und den hiſtoriſchen Inhalt der Schrift betreffen, gerade die philologiſch erweiſslichen der ſogenannten Neuerer!) auf einen alten Rock geflickt den Riſs nur deſto gröſser mache.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, (ſoll eigentlich heiſsen Prag,) b. Michaelis: *Spiegel menſchlicher Leidenſchaften* von *Auguſt Lafontaine*. 1800. 154 S. 8. (10 gr.)

Unter dieſem Titel — der allerdings einen weiten bequemen Deckmantel für mancherley geraubtes oder erborgtes Gut abgeben kann — ſind hier drey Erzählungen, die Hr. *Lafontaine* einzeln in Almanache und Monatsſchriften einrücken lieſs, neu abgedruckt worden. Sie ſind 1) der *leukadiſche Felſen*, 2) die *Folgen einer Unvorſichtigkeit*, und 3) die *Dankbarkeit*. Da es nun einmal gleich unnütz iſt, einen Mohren zu waſchen, und einem Nachdrucker ins Gewiſſen zu reden: ſo wollen wir uns auch ganz dieſe letzte Mühe erſparen, und uns lieber darüber wundern, daſs ein ſo ſpeculativer Kopf zu gleicher Zeit doch ſo — unwiſſend war. Denn da die zweyte dieſer Novellen eine erdichtete Situation aus dem Leben des Diogenes in ſich enthält, und da Hr. *Lafontaine* dieſen Cyniker noch in mehrern Erzählungen aufgeführt hat: ſo wäre es wenigſtens vollſtändiger, und zum Gewinnſt von mehrern Bogen erſprieſslich geweſen, dieſe auch hier abdrucken zu laſſen. Uebrigens muſs man noch eine Schlauheit der öſtreichiſchen Nachdrucker hier bemerken: da der K. K. neuern Verfügung zufolge, alle Ritter- und Geiſter-Geſchichten in dortigen Staaten verboten ſind, ſo läſst man nun bey ſolchen (ſcilicet) *neuen* Auflagen die Meldung *Prag* und *Wien* hinweg, und ſchiebt das unſchuldige *Leipzig* vor. Wahrlich, das gleicht gewiſſen falſchen Münzern, die ſich wenigſtens wohl hüten, ihre Münzſtätte anzuzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Kiel, b. Mohr: *Einige Bemerkungen über den Begriff einer theologischen Encyklopädie, etc.* Von D. *Joh. Fr. Kleuker* etc.

2) Hamburg, b. Perthes: *Grundrifs einer Encyklopädie der Theologie* oder *der christlichen Religionswissenschaft.* Erster Band. von D. *Joh. Fr. Kleuker* etc.

(*Beschlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Eben so bunt und unzusammenhängend ist Hn. *Kl.* Theorie in einigen andern Punkten, welche man in seiner blofs historischen Theologie ganz anders erwarten müfste. Nur, weil Hr. *Kl.* eine solche Orthodoxie haben will, bey welcher er sich in dem Ton der Begünstigten, die eine herrschende Kirche für sich zu haben glauben, gegen Andersdenkende harte Ausfälle erlaubt, kann die Frage nicht übergangen werden, ob denn etwa seine im §. 193. gegebene Vorstellungsart von Gott als Vater, *Sohn* und *Geist* die symbolisch angenommene athanasianische sey? ob durch seine §. 287. S. 386. angeführten Ausdrücke und Gründe eine *solche* göttliche Natur in Christo behauptet werde, wie derjenige sie annehmen müfste, welcher unter den Fittigen der kirchlichen Orthodoxie mit Ausschliefsung anderer Platz genommen haben, und sogar andere von dortaus befehden will? Auch §. 204. spricht er davon mit einer an sich lobenswürdigen, aber an einem so heftig elenchtischen Mann ganz unerwarteten und von den „*festen*" Begriffen der Kirchenlehre offenbar abweichenden Zurückhaltung. Erst in den Schriften der Apostel findet der Vf. „solche Erklärungen, wonach die ältere Lehre unserer Theologen von der Vereinigung zweyer Naturen in Christo, und das was sie daraus gefolgert haben, *erklärbar* wird." Ist *erklärbar* hier soviel als *erwiesen?* Kurz zuvor schreibt Hr. *Kl.* „*wenn* (!) Christus hierüber auch mehr zu sagen *gehabt hätte*, so konnte er unter den Juden und zu der Zeit, da er redete, doch nicht mehr sagen, wenn er nicht etwas zweckwidriges sagen wollte. Denn die Erklärung, dafs er der Messias und Sohn Gottes sey, war vorerst zu seiner Anerkennung zureichend und das einzig Nothwendige, wovon alles übrige abhieng." Eben so wenig ist es der symbolischen Orthodoxie von der Erbsünde gemäfs, wenn §. 267. die Natur und den Grund des angebornen Verderbens nur in ein gewisses *Mifsverhältnifs* der Kräfte, der Vernunft und Sinnlichkeit, setzt.

Wer selbst vor dem Richterstuhl der kirchlichen Rechtglaubigkeit gleich andern Abweichenden Toleranz und Schonung bedarf, wer also sich selbst die Freyheit eigener Untersuchungen und Aenderungen im symbolischen Lehrbegriff vorbehält, wie kann ein solcher gegen Andersdenkende mit der bittern Heftigkeit, mit den gehäfsligen Insinuationen sprechen, mit welchen §. 305. unter der Aufschrift: falsche Behauptungen derer, die das Moralsystem der neuen Philosophie statt der christlichen Sittenlehre in die Theologie eingeführt wissen wollen, dieses erste Bändchen beschliefst. Hr. *Kl.* eifert dagegen: „dafs „auch die christliche Sittenlehre durchaus *Kantisch* „werden solle." Fürs erste sieht man hieraus, dafs seine philosophisch-theologische Lectüre schon vor einigen Jahren einen Stillstand gemacht haben mufs. Denn wem ist es nicht bekannt, dafs gegen die künstliche Umbildung der christlichen ganz populären Sittenlehre zu einem der Kantischen Moral gleichförmigen System gerade von den mit Kantischer Philosophie vertrauteren Theologen, welche Hn. *Kl.* Neuerer scheinen, und von noch neueren Philosophen aus mehreren andern Gründen vielfältig protestirt worden ist? Fürs zweyte aber sollte am allerwenigsten der Vf. dagegen eifern, dafs in der christlichen Sittenlehre *alles Kantisch* werde, da in seiner hier vorgetragenen Moraltheologie alle Hauptgedanken der reinen und angewandten Ethik aus der Kantischen Philosophie genommen, und selbst mit einem Theil der Kantischen Terminologie herübergetragen sind. Selbst die Verbindung der Moral mit der religiösen Sittenlehre bildet Hr. *Kl.* gerade so, wie Kant dazu den Weg geöffnet hat, durch die Begriffe vom heiligen Willen, und vom Reiche Gottes. Der christliche Glaube ist ihm S. 273. ein *moralischer* Gemüthszustand. Nach den Worten des §. 236. setzen Jesus und die übrigen göttlichen Gesandten die wahre Tugend in denjenigen Seelenzustand, wonach *der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, sich verbunden achtet,* Gott als seinen Herrn und Schöpfer über alles zu lieben und seinen Willen zu thun. Und dieser Mann, welcher den Verpflichtungsgrund der Moraltheologie als ganz *eigentlich moralisch* angiebt, und auf das *Vernünftige* des Menschen baut, führt §. 306. als die erste Anklage gegen seine sogenannten Kantianer an, dafs nach ihnen „keine christliche Sittenlehre möglich sey, ohne dafs ihr die jedesmalige philosophische Moral des Zeitalters zum Grunde gelegt werde." Ist dieses eine Anklage: so hat Hr. *Kl.* zunächst die Sünde begangen, die er an andern denuncirt. Alles, was S. 296—324. zur Begründung der christlichen Sittenlehre gesagt ist, woher anders hat es Hr. *Kl.*, als aus der philosophischen Moral der Kantischen Periode, und aus Kants Reli-

Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft? Ueberdiefs wird die ganze Beschuldigung nur durch die Wendung und Einkleidung des Vfs. zur Anklage. Hat je ein mit dem Christenthum historisch bekannter Philosoph, er sey Wolfianer oder Kantianer, behauptet, keine christliche *Sittenlehre* sey ohne die Philosophie des Zeitalters möglich? Ist nicht vielmehr der klar ausgedrückte Sinn der Wolfischen so wohl als der Kantischen Schule, so oft sie beide auf die christliche Sittenlehre Rücksicht nahmen, dieser gewesen, dass, da die praktischen Lehren und Foderungen des Christenthums nicht systematisch, sondern zerstreut, populär und ohne Entwickelung der allgemeineren Gründe in der Schrift ausgedrückt seyen, eine *wissenschaftliche, systematische Darstellung* derselben in jedem Zeitalter, so oft man eine solche wünscht, nicht in der Schrift selbst gefunden werde, folglich nach dem Maasstab vom systematischen Wissen, welchen das Zeitalter erreicht habe, entworfen werden müsse. Die *christliche Sittenlehre* ist, ohne Wolf und Kant und Kleuker, nicht nur möglich, sondern längst wirklich; aber, wer sie *in systematischer Form vortragen will*, muss ihr entweder selbst eine geben, wie Kant, oder unter denen, die er vorfindet, eine wählen, wie Kleuker, welcher — in der Hauptsache erst die Kantische wählt, und sie dann am Ende des Buchs verschreyt. Ob dieser als Ankläger, absichtlich den längst vorhandenen *Inhalt* der christlichen Moraltheologie nicht von der zu jeder Zeit anders gewählten gelehrten *Darstellung* unterschieden habe, oder ob diese und mehrere ähnliche auf Zweydeutigkeit des Ausdrucks gebaute Anklagen gegen die sogenannten Kantianer aus angewohnter Unbestimmtheit im Denken und Ausdrücken, aus verblendender Rechthaberey oder sonst woher zu erklären seyen, mag Hr. *Kl.* selbst bestimmen. Mit welcher Erbitterung jene Anklagen entworfen sind, beweist ihr Ton. S. 388. sagt: Einige, welche den Scholastikern die *Theses* und *Antitheses* abgelernt haben, spielen mit den Sätzen: die Welt hat einen Anfang, die Welt hat keinen Anfang, *wie wenn es Kegel oder Brettsteine wären.* Ein anderer Vorwurf ist S. 419. so ausgedrückt: „die christliche Sittenlehre brauche als Wissenschaft ein Moralprincip *(wie gleichsam jede Windmühle wenigstens auf einem Pfahl ruhen muss, damit sie Windmühle sey.)*“ u. s. w. Und doch ruht auch Hn. *Kl.* christliche Sittenlehre auf dem nämlichen Grundpfeiler. Auch er leitet den Verpflichtungsgrund zu dem in der religiösen Sittenlehre zu fodernden Gehorsam gegen den heiligen Willen Gottes aus etwas ab, was vor und ausser der ganzen religiösen Sittenlehre vorhanden ist, aus einer *im Gewissen* anerkannten Schuldigkeit §. 236. Nr. 2. oder wie Nr. 1. nächst vorher sich ausdrückt *aus dem Menschen, in so fern er ein vernünftiges Wesen ist.* Sobald aber die Kantianer das nämliche thun, und nur dadurch verschieden sind, dass sie, nicht blos, wie Hr. *Kl.*, behaupten, sondern zeigen, der Mensch könne seine Pflichten *vor* aller dogmatischen Theorie anerkennen, und daraus die wichtige Folgerungen ziehen, dass alle dogmatische Verschiedenheiten keinen von seiner moralischen oder christlichen Verpflichtung losmachen, auch alle theoretische Irrthümer, Zweifel u. dgl. im praktischen ferner niemand irre machen können, alsdann wird ein antikantischer Klagepunkt daraus. Denn die Kantianer sind nach S. 416. Leute, „*die nie so weit gekommen waren, um die Gründe einzusehen*, warum die *wahre* Theologie, ihrer Natur und Beschaffenheit nach, über alle philosophische *Meynungen* erhaben ist, so dass sie keines einzigen philosophischen Systems Beyhülfe oder Stütze an sich bedarf.“ etc. Die *wahre* Theologie! Wer freylich im authentischen Alleinbesitz von dieser ist, mag auf (theologische und) philosophische *Meynungen* hoch herab sehen, mag (S. 424.) gegen „das leere Schaum- und Schattenwesen von Cultur-Humanitäts- und Religionsphilosophie“ lauter Realität setzen, und den „Quell des *wahren* christlichen Glaubens“ allein lauter vertheilen. Ein solcher müsste denn aber unstreitig bey Sätzen, die er für Hauptlehren hält, selbst von dem verhassten „skeptischen Schwanken“ frey seyn. Bey der Erbsünde, auf welcher „die ganze Heilslehre der Bibel beruht“ müsste er nicht selbst zwischen zwey Vorstellungen (das heisst doch — Meynungen?) mitten inne stehen, wovon die eine „in der heiligen Schrift allerdings, jedoch nicht nothwendig, gegründet scheine.“ (S. 254.) Er, der Besitzer der wahren Theologie, müsste bey der Lehre vom Abendmahl (§. 218.) die kirchlichen verschiedenen Vorstellungsarten nicht übergehen, vielmehr aus seinem Schatz der *wahren* Theologie entscheiden, welche die unwahren seyen, um als „positivlehrend feste“ Begriffe zu verbreiten, wenigstens um sich selbst durch das strengste Festhalten an der kirchlichen Orthodoxie zu dem Verketzerungsrecht zu legitimiren, das Hr. *Kl.* sich so rüstig zu eigen gemacht hat.

Lübeck, b. Bohn: *Versuch einer Hermeneutik des Alten Testaments.* Von *Gottlob Wilh. Meyer*, D. d. Philos. und Repetenten der theolog. Fakultät zu Göttingen. *Erster Theil.* 1799. XVI. und 528 S. *Zweyter Theil.* 1800. XXII. und 672 S. 8. (4 Rthlr.)

Eine der nützlichsten Schriften für das ächte Studium der Schrifterklärung, welche Rec. den Bedürfnissen der Zeit ganz vorzüglich angemessen findet. Sie sucht die Mittel, welche der Schrifterklärer anzuwenden hat, nicht nur vollständig zu sammeln, deutlich zu beschreiben, und durch Beyspiele hinreichend zu erläutern, sondern bestrebt sich auch, die letzten Gründe, warum diese und keine andere Mittel anzuwenden, und warum sie gerade in der vorgeschriebenen Ordnung zu gebrauchen seyen, aufzusuchen. Der Vf. leitet diese Mittel theils aus der Natur des menschlichen Verstandes ab, aus dieser allgemeinen Quelle aller Interpretation überhaupt, theils aus der besondern Beschaffenheit der den Schriften des A. Ts. eigenen Art, die Gedanken zu bezeichnen, und miteinander zu verknüpfen. Und was endlich das seltenste ist, er findet und beweist nicht blos

ge-

gewiſſe Vorſchriften als nothwendig, ſondern er bleibt ſich auch getreu genug, um das als richtig anerkannte nicht wieder einer herkömmlichen Inconſequenz, der Pflegerin ſo vieler aus altem und neuem zufällig zuſammengeſtoppelten Schriften, aufzuopfern. Ueberdiefs wird auch der Ungeübtere den Vortrag dieſer wahrhaft ſyſtematiſchen Auslegungsgeſetze ſo herablaſſend, und den Bedürfniſſen der Meiſten ſich anſchmiegend finden, dafs ſich Rec. von der Verbreitung dieſer Auslegungskunſt für die wirkliche Auslegung des A. Ts., und mittelbar auch für die des N. Ts., ſehr gute Wirkungen verſpricht.

Das ganze Syſtem zerfällt in zwey Haupttheile. Nach einer Einleitung über Hermeneutik überhaupt, und über die Urſachen, weswegen dieſe Schriften des Alterthums eine zwar mit jeder Hermeneutik übereinſtimmende, doch aber durch die Beſonderheiten ihres Inhalts und Ausdrucks beſonders modificirte Auslegungskunſt erfodern, verbreitet ſich der eine Haupttheil über das, was zur eigenthümlichen Art der Auslegung aller Schriften des A. Ts. gehört (allgemeine Hermeneutik des A. Ts.) der andere aber über ſolche Modificationen hermeneutiſcher Vorſchriften, welche wegen gewiſſer ſpecieller Beſchaffenheiten einzelner Theile dieſer uralten Auffätze angenommen werden müſſen (ſpecielle Hermeneutik des A. Ts.). Um jene althebräiſche und zum Theil chaldäiſche Schriften überhaupt zu verſtehen, iſt fürs erſte die Kenntnifs des Ausdrucks, folglich die ſichere Erforſchung theils der Wortbedeutungen, theils der Wortfügungen und Formen, welche nach einer verſchiedenen Zuſammenſtellung einen verſchiedenen Sinn geben, nothwendig. Und bekanntlich iſt die Erforſchung der Wortbedeutungen in einer ſolchen ausgeſtorbenen Sprache nur durch eine Menge von Combinationen möglich, weswegen hier von den nähern Hülfsmitteln, Etymologie, Context, Parallelſtellen, und den verſchwiſterten Dialecten, alsdann von den entfernteren, nämlich den alten Ueberſetzungen und den Ueberlieferungen durch Kommentare und Wörterbücher viel vollſtändiger, als bey andern in ihrem ganzen Reichthum auf uns gekommenen Sprachen gehandelt iſt und werden mufste. Die Kenntnifs des Eigenthümlichen der Sachen im A. T. überhaupt, iſt das zweyte Erforderniſs im allgemeinen Theil einer altteſtamentlichen Hermeneutik. Man mufs die Geographie und Topographie jener Gegenden, die Kunde ihrer natürlichen Lage, Erzeugniſſe, ihre eigene Chronologie, ihren Synchronismus mit andern Nationen, die Geſchichte von den Schickſalen der Nation und ihrer Hauptperſonen, von ihren Sitten und deren Aenderungen von denen bey ihr mehr oder minder deutlich gewordenen Univerſalbegriffen, oder wie man ſich auszudrücken pflegt, von ihrer Philoſophie, aus Werken kennen, welche dieſe Gegenſtände aus Vergleichung aller Quellen im Ganzen darſtellen, damit jeder bey ſeiner Betrachtung einzelner Stellen jene an mehreren Orten anwendbare Reſultate mit dem, was hier im beſondern ſtatt findet, zuſammen zu halten, und eines durch das andere zu erläutern oder zu berichtigen vermöge.

Dieſe Erfoderniſſe nahmen, der Ausdehnung nach, den gröſseren Theil dieſes Werks weg. Da nun ferner die Schriften des A. Ts. ſich in ſpeciellere, als hiſtoriſche, poetiſche, prophetiſche und philoſophiſche unterſcheiden: ſo mufste für jede dieſer Claſſen das aus der angezeigten Eigenthümlichkeit entſtehende ſpecielle Reſultat hermeneutiſcher Vorſchriften ausgemacht werden, und dadurch der erſte Hauptabſchnitt der ſpeciellen altteſtamentlichen Auslegungskunſt entſtehen. Der zweyte Hauptabſchnitt von dieſer aber betrachtet die verſchiedenen Arten des Vortrags oder der Darſtellung, welche in jeder von dieſen vier Claſſen von Aufſätzen gebraucht werden konnten. In einer nämlich, wie in der andern, kann bald unter der Form von Mythen, bald in Parabeln, Allegorien und Symbolen, bald durch die Einkleidung in Viſionen der Sinn des Schriftſtellers uns überliefert ſeyn. Auch iſt die Räthſelpoeſie eine dem orientaliſchen Stil eigenthümliche Art der Darſtellung. Was in der Auslegung jeder von dieſen Darſtellungsarten beſonders zu beobachten ſey und warum? dieſs wird im zweyten ſpeciellen Hauptabſchnitt beantwortet. Ein kurzer Anhang ſpricht von altteſtamentlichen Ueberſetzungen und Commentarien, um durch Regeln die Auswahl der brauchbaren zu leiten. Zum Schluſs iſt die Zeitmaterie von der moraliſchen Schriftauslegung kurz und gut ſo entwickelt, dafs offenbar aller Zank aufhören müſste, ſobald nur die Streitenden ſich ſelbſt hinreichend verſtünden und verſtändlich zu machen wüſsten; ein Requiſit, welches ſo vielen Wortführern in der literariſchen Welt jetzt durch das Schickſal, oder vielmehr durch den Drang, durch geſuchte und durch unwillkürliche Dunkelheit originell und unerhört zu ſeyn, mehr als gewöhnlich verſagt zu werden ſcheint.

Man ſieht das vielumfaſſende, zugleich aber auch das zuſammenhängende und conſequente des Plans, welchen ſich der Vf. vorgezeichnet hat. Die Ausführung beweiſt, dafs er kenntnifsreich und fleifsig genug war, um den ganzen angegebenen Umfang ſehr befriedigend, und mit ausdauernder Sorgfalt auszufüllen, und Rec. kann ein gleichförmiges Streben nach conſequenter Ableitung und Entwickelung auch in den ſchwierigſten einzelnen Theilen nicht ohne beſonderes Lob erwähnen. Zugleich zeigt ſich durchaus eine nicht blofs zum Citiren zuſammen geraffte, ſondern durch prüfende Lectüre entſtandene genaue Bekanntſchaft mit den beſten zu jedem Fach gehörigen Schriften. Dafs im erſten Theil beſonders der Beweis des Vfs., die Dialecte ſeyen das Hauptmittel, hebräiſche Wortbedeutungen zu begründen, hie und da Widerſpruch fand, hat den Rec. am wenigſten gewundert. Wie ehemals in der neuteſtamentlichen Kritik die Anhänglichkeit an den *textus receptus* alle Conſequenz lange hinderte, und die Foderung, dafs man von dieſem gewöhnlichen Text nur im äuſserſten Nothfall abgehen dürfe, zum Geſetz machte, bis man hiſto-

hiſtoriſch unläugbar zeigte, daſs gerade der ſo zufällig entſtandene Text der gewöhnlichen Ausgaben faſt unter allen möglichen der ſchlechteſte oder unſicherſte ſey, eben ſo geht es noch bey der Wiederherſtellung der Bedeutungen althebräiſcher und chaldaiſcher Worte. Die meiſten meynen, die Bedeutung eines Worts wirklich zu haben, wenn ſie finden, daſs ſie in unſern, gröſstentheils doch von den Wörterbüchern der Rabbinen abhängigen Lexicis ziemlich allgemein angenommen iſt. Daſs aber alle jene Rabbiniſche Ueberlieferung, weil für die Rabbinen ſelbſt, die wir kennen, das Hebräiſche ſchon eben ſo, wie für die Vſſ. der alten Verſionen, ausgeſtorbene Sprache geweſen iſt, keinen philologiſch gültigen Erweis für irgend eine Wortbedeutung gebe, daſs jede bloſs um ihretwillen recipirte Wortbedeutung, gerade, wie jener *textus receptus N. T.*, völlig unerwieſen, folglich jeder Wortſinn erſt ſeines Erweiſes bedürftig ſey, daſs folglich der conſequente Sprachforſcher bey den bekannteſten hebräiſchen Worten, im Erweiſen ihrer Bedeutung, eben den Gang einſchlagen müſſe, wie bey den ſeltneren, daſs er deswegen nicht nur in hoher Noth, ſondern in allen Fällen, wo Significate lexicographiſch zu erweiſen ſind, die Dialecte vergleichen, und ſich durch die vielen Beyſpiele, wie die Rabbinen und alte Verſionen, die Wortbedeutungen bloſs fingirt, oder durch willkürliche Spielereyen zu errathen verſucht haben, von dem blinden Glauben an dieſe Führer abhalten laſſen ſollte, dieſs ſind Sätze, welche noch einige Zeit lang den Schlendrian gegen ſich haben werden, um ſo mehr, als die neueſten hebräiſchen Lexica ſo äuſserſt ungleich, in dem einen Artikel nach dieſen angegebenen Grundſätzen, in drey andern dagegen nach dem alten, bequemen Herkommen, bearbeitet ſind. Eine ſo ruhige, überweiſende Darſtellung der beſſern Grundſätze, wie ſie Hr. *M.* entwickelt hat, wird zur Verbreitung der richtigeren Methode ohne Zweifel vieles beytragen. (Die etymologiſche Zergliederung hätte vielleicht ſpäter, nach den erſt die Bedeutung des Etymon ſelbſt betreffenden Hülfsmitteln (vor §. 113.) folgen ſollen. Doch, dieſs iſt eine Nebenſache.) Rec. freut ſich nach dieſer Probe von vielumfaſſendem und ſyſtematiſch ordnendem Fleiſs, daſs in der Geſchichte der Wiſſenſchaften ſeit ihrer Wiederherſtellung, dem Vf. die Geſchichte der Exegeſe übertragen worden iſt. Möchte er an dieſer Beſchäftigung ſo viel Vergnügen gewinnen, daſs er ſpäterhin eine Geſchichte der Schriftauslegung, im allgemeinen und beſondern, ſeit der babyloniſchen Deportation, und vornehmlich durch alle Perioden des Chriſtenthums herab, zu liefern ſich entſchlöſſe. Ein lang vermiſstes Seitenſtück zu der ſchon weit mehr bearbeiteten Geſchichte der Dogmen und der Dogmatik unter Juden und Chriſten!

PAEDAGOGIK.

Hof, b. Grau: *Die geöffnete Schule für das erſte Jugendalter.* Nach dem Zeitbedürfniſs herausgegeben von *J. S. Klinger.* 1800. (XII.) und 333 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Verſtandesübungen, oder erſte Erweckung und Uebung der Aufmerkſamkeit und des eigenen Nachdenkens durch Unterricht, mit Beyſpielen und kurzen ſokratiſchen Unterredungen. *Fünftes und letztes Bändchen.* etc.

Hr. *K.* iſt und bleibt ein beharrlicher literäriſcher Sünder (vgl. *A. L. Z.* 1799. Nr. 5. und 264.) Auch dieſsmal ſchont er auf ſeiner pädagogiſchen Raubjagd weder Todte noch Lebendige, und er will uns ſogar (Vorr. S. III.) überreden, daſs die von ihm geplünderten Schriftſteller Urſache hätten, ſich dieſer Beraubung zu freuen. Da Hr. *Pflaum*, deſſen Vorbereitung zum Unterricht in der Religion mehrere Blatter zur Ausfüllung der vor uns liegenden Schrift hergeben muſste, ſich nicht darüber freuen kann: ſo mögen die Hn. *Salzmann*, *Funke*, *Thieme*, *Reſewitz*, *Dolz* u. a. dem Hn. *K.* danken, daſs er ihnen die Freude gemacht hat, einen groſsen Theil ihrer Schriften, Fibeln, Kinderfreund, Verſuch über den Schulunterricht und katechetiſche Anleitung zu den erſten Denkübungen etc. wörtlich abzuſchreiben. Doch hat er dieſsmal an einigen Orten, wie wohl nicht überall, einige ſeiner Quellen genannt, andere aber wohlbedächtig ganz verſchwiegen. Welch ein ganz planloſer Compilator noch überdieſs Hr. *K.* ſey, ſiehet man daraus, daſs er Materialien für Schüler und Anleitungen zur Methodik für Lehrer zuſammenwirft. Wie geſchickt er aber bey aller Geiſtesarmuth, in der Kunſt, Worte zu verdrehen ſey, davon giebt die Vorrede einen auffallenden Beweis. Zwar iſt ſeiner eigenen Erklärung (S. IV.) zu folge, das, was er gegen ſeinen Rec. ſagt, zur Beherzigung für den Rec. in der Erl. L. Z. geſchrieben. Allein, daſs Hr. *K.* die Vorrede zum vierten Band ſeiner Verſtandesübungen von Hn. *Marcus* wörtlich entlehnt hatte, dieſs iſt ihm in unſern Blattern handgreiflich bewieſen worden. Wenn er nun in der irrigen Vorausſetzung, daſs dieſs in der Erl. *Z.* geſchehen ſey, darauf erwiedert: „Bey der Vorrede zum vierten Band giebt Rec. Hn. *Marcus* als *Erfinder* jener dort vorgetragenen *Grundſätze* an, und Hr. *M.* ſelbſt bekennt S. 10., daſs ſie aus dem Thiemiſchen Ideal ſind, ſo fragen wir ihn: wo wir mit einer Sylbe geſagt haben, daſs Hr. *M.* die — *Grundſätze erfunden* habe? und: ob es einerley ſey: nach eines andern Grundſatzen eine Vorrede *ſelbſt* ausarbeiten, und: dieſe Vorrede eines andern wörtlich abſchreiben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *Februar* 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, im Vandenhök - Ruprecht. Verlage: *Handbuch der praktiſchen Medicin*, von *J. Arnemann*. 1800. XVI u. 296 S. 8.

Dieſer Band hat die acuten Krankheiten zum Gegenſtande. Die geringe Seitenzahl zeigt ſchon hinlänglich, daſs hier alles nur höchſt compendiariſch vorgetragen ſeyn kann. Nach einer Einleitung und allgemeinen Ueberſicht der Krankheiten handelt der Vf. im I. Abſchnitte von den Fiebern im allgemeinen, im II. Abſchnitte von den ſthenifchen Krankheiten, und zwar von dem ſthenifchen Fieber, im III. Abſchnitte von den aſthenifchen Krankheiten, und zwar vom aſthenifchen Fieber oder Nervenfieber, und dem Wechſelfieber, im IV. Abſchnitte von den complicirten Fieberkrankheiten, ſthenifcher oder aſthenifcher Art, unter folgenden Rubriken: A) Mit krankhafter Veränderung der Säfte: das Faulfieber. B) Mit Fehlern oder beſondern Zufällen des Verdauungsſyſtems: *Febres gaſtricae*, Schleim, Wurmfieber, *Dyſenteria*, *Cholera*. C) Mit Hautausſchlägen, die verſchiedenen hitzigen Ausſchlagskrankheiten. D) Mit localen Entzündungen. E) Die Catarrhalkrankheiten. F) Die Rheumatismen und Gicht. Das wichtigſte von jeder Krankheit iſt jedesmal unter folgende Artikel gebracht: 1) Diagnoſis; 2) Verlauf; 3) Criſen; 4) Ausgang; 5) Entſtehung: a) Anlage, b) Gelegenheitsurſachen; 6) Prognoſis; 7) Heilung; 8) ſpecielle Mittel; 9) Lebensordnung.

Das Eigenthümliche dieſes Handbuchs beſteht darin, daſs der Vf. die Hauptideen des Browniſchen Syſtems überall zum Grunde gelegt hat, wie auch ſchon die gewählten Ueberſchriften beweiſen. Er iſt ein abgeſagter Feind der ſogenannten Humoralpathologie, und ſucht alles auf Lebenskraft und Erregung zu reduciren. Dieſes Unternehmen möchte lobenswerth ſeyn, wenn die vom Vf. angewandten Grundſätze mehr Beſtimmtheit und Uebereinſtimmung unter ſich ſelbſt hätten. Aber Rec. muſs geſtehen, daſs ihn die meiſten Erklärungen mit neuen Worten nicht mehr befriedigten, als die alten Erklärungen durch Schärfen, Krankheitsmaterie u. ſ. w. Vielleicht liegt die Schuld an der Kürze, die ſich der Vf. vorgeſetzt hatte, und die ihm nicht erlaubte, ſeine eigenen Meynungen vollſtändiger zu entwickeln, und mit der ganzen Stärke ihrer Gründe vorzutragen. Rec. will nur einiges ausheben, was zur nähern Würdigung des eigenthümlichen Gehalts dieſer Schrift dienen kann. Lebenskraft iſt dem Vf. das höchſte und letzte Princip aller Erſcheinungen im geſunden, ſo wie im kranken, Zuſtande. Richtiger hätte der Vf. dieſe Lebenskraft, Lebensvermögen genannt, da das Leben, ihm zufolge, nur ein Product dieſer ſogenannten Lebenskraft mit dem Reize iſt. Dieſe Lebenskraft ſelbſt, wenn man ſie feſthalten will, entſchlüpft als ein leerer Dunſt, denn S. V. der Einleitung heiſst es: „Es „iſt ein unerklärbares, *immaterielles* Etwas übrig, wo„von das Leben zunächſt abhängt, und worauf im „geſunden und kranken Zuſtande alles ankommt.“ Und darin ſollen, dem Vf. zufolge, am Ende alle Aerzte zuſammenſtimmen. Hier ſcheint der Vf. das bloſse Gedankending Kraft im Auge zu haben, und ihren realen Grund in der Organiſation zu überſehen. Kraft ſelbſt iſt freylich etwas Immateriales, wieferne es ein bloſser Begriff iſt, aber daraus folgt nicht, daſs das Leben ſelbſt, wenn von ſeinem objectiven Grunde die Rede iſt, von etwas Immateriellen abzuleiten ſey. Wenigſtens wird nur der geringere Theil der jetzt lebenden ſtimmführenden Phyſiologen mit dieſer Aeuſserung des Hn. *A.* übereinſtimmen. Sthenifche Krankheiten ſind, dem Vf. zufolge, ſolche, wo die beiden Aeuſserungen der Lebenskraft Erregbarkeit und Erregung widernatürlich ſtark ſind. Erregbarkeit wird wohl hier etwas uneigentlich eine Aeuſserung der Lebenskraft genannt. Sie iſt vielmehr nur der Grund der Möglichkeit einer Aeuſserung der Lebenskraft, und macht den weſentlichen Charakter dieſer ſelbſt aus. Im ſthenifchen Fieber ſoll ſich vermehrte Thätigkeit und Stärke in allen Organen äuſsern. Davon möchten denn doch die willkürlichen Muskeln eine Ausnahme machen. Beym aſthenifchen Fieber wäre es wichtig geweſen, die zwey Hauptformen deſſelben, ob es nämlich auf directer oder indirecter Schwäche beruhet, beſonders auszuzeichnen, um ſo mehr, da die Behandlung ſelbſt hiernach eine weſentliche Modification erleidet. Die Mineralſäuren ſollen im Nervenfieber nicht bekommen, weil ſie zu ſehr kühlen. Einen ſolchen Ausdruck, ohne eine genauere Beſtimmung, wie er verſtanden werden ſoll, ſucht man in einer Erregungspathologie nicht. Bey Gelegenheit des Rothlaufs ereifert ſich der Vf. ſehr gegen die Hirngeſpinſte der Schärfen, und nimmt gegen ſie ſogar die *kritiſche Vernunft* zu Hülfe. Was anders ſind aber die Gallenpartikeln, die *pikanten Stoffe*, womit die Ausdünſtung geſchwängert, und dadurch mehr reizend werden ſoll, als dieſe Schärfen in einem andern Gewande? Groſse Aſthenie der Gefäſse ſoll in allen Fällen Schuld an den Petechien haben, und doch ſtets ein Krampf der kleinen Hautgefäſse die Urſache ſeyn! So iſt wenigſtens in dieſen

keine wahre Asthenie. Die Pest wird allgemein definirt als ein epidemisches asthenisches Fieber. Hat man aber nicht auch Erfahrungen von Fällen einer offenbar sthenischen Pest; ja von ganzen Epidemieen von dieser Beschaffenheit, wo Aderlass das dienlichste Mittel war. Dem Vf. zufolge, soll das Pestmiasma als ein heftiger Reiz wirken. Wird es nicht eben dadurch unter gewissen Umständen eine sthenische Krankheit hervorbringen können? — Die Schmerzen im Kindbetterinnenfieber sollen sich durch die ganze Beckengegend verbreiten. Dies ist doch nur sehr selten der Fall, sondern meistens sind die Schmerzen in der Gegend der Gedärme. Unter den Gelegenheitsursachen des Kindbetterinnenfiebers hätte billig die epidemische Constitution bemerkt werden sollen, da das Kindbetterinnenfieber in grofsen Accouchierhäusern öfters epidemisch herrscht. Die allgemeine Veranlassung aller Katarrhalkrankheiten soll die Luft seyn, welche zu Zeiten so modificirt ist, dass sie die Mündungen der exhalirenden Gefäfse und Poren besonders afficirt, und die Erregbarkeit der Haut umändert! Haben solche *Qualitates occultae* etwa einen gröfsern theoretischen Werth, als die Schärfen, mit denen der Vf. so unbarmherzig Krieg führt? Man habe ein eigenes *Miasma catarrhale* angenommen, und dies sey nicht zu leugnen, da die chemischen Bestandtheile der Luft oft sehr verschieden seyen. Ein solcher Grund möchte doch nicht Jeden überzeugen. Rheumatismus und Gicht sieht der Vf. als identische Krankheiten an, und theilt dieselben in drey verschiedene Formen ab, nämlich: 1) Rheumatismus und Gicht mit Fieber; 2) chronischer Rheumatismus und chronische Gicht, 3) örtlicher Rheumatismus und örtliche Gicht. Die Gründe dieser Abweichung von den bewährtesten praktischen Schriftstellern, die Gicht und Rheumatismus als zwey wesentlich verschiedene Krankheiten betrachten, sucht man vergebens. Das Wesen der Gicht und des Rheumatismus soll in einem veränderten Zustande der Erregung einzelner Organe oder der ganzen Constitution bestehen, welche durch Reize, durch Schwächungen oder durch schädliche Eindrücke aller Art hervorgebracht worden, und nach Maafsgabe der Constitution und ihrer Wirkung mehr zur Sthenie oder Asthenie neige! Mit solchen Erklärungen dürfen sich die crassesten Humoralerklärungen immer noch messen. Ist nicht beynahe jede Krankheit nach dieser Erklärung Rheumatismus und Gicht? Ist nicht in jeder Krankheit veränderte Erregung? Und was ist denn diese Veränderung, wenn sie weder Sthenie noch Asthenie ist. Etwa das Hirngespinst der Anomalie, das noch hypothetischer ist, als irgend eine Schärfe der Humoralpathologie! Worin besteht denn der eigenthümliche Charakter dieser rheumatischen Anomalie? Und wie bringen so heterogene Potenzen, als die vom Vf. angezeigten, eine und dieselbe Krankheit hervor? Unter den diagnostischen Zeichen der Gicht und des Rheumatismus führt der Vf. an, dass hauptsächlich die Functionen des Magens und der Eingeweide gestört seyn sollen. Dies passt doch wohl in den wenigsten Fällen auf den hitzigen Rheumatismus, ist für diesen etwas blofs zufälliges, für die Gicht aber etwas charakteristisches. Unter den durchdringenden Reizmitteln gegen die chronische Gicht, werden auch *drastische Purganzen* empfohlen, und das Opium, *Extractum Hyoscyami* etc. unter eine eigene Classe, *narcotische Reizmittel*, gebracht! Was ist denn dieses Narcotische, in welchem Verhältnisse steht es gegen die Erregbarkeit? davon sagt der Vf. nirgends etwas. Vielmehr behandelt er überall das Opium schlechthin als weiter nichts, denn ein durchdringendes Reizmittel, und nur erst hier wird eine solche Distinction gemacht. In der örtlichen Gicht sollen *kalkartige* Concretionen entstehen; doch wohl nur dem äussern Ansehn nach, denn die chemische Analyse zeigt eine ganz andere Beschaffenheit derselben. Welchen Gewinn die praktische Medicin durch dieses Handbuch erhalten habe, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Für seine Vorlesungen mag es dem Vf. nothwendig seyn, und ihm besonders Gelegenheit geben, recht vieles noch hinzuzusetzen, und dadurch diese Vorlesungen selbst lehrreicher zu machen. Rec. vermisst überall jene feinern, aus der eigenen medicinischen Privatpraxis geschöpften, Winke, wozu die Beobachtungen in grofsen Hospitälern, auf welche sich der Vf. beruft, nicht hinreichen, und *Selles medicina clinica* möchte mit allen ihren Mängeln und ihrem *humoralen Sauerteige* immer noch praktisch brauchbarer für Lehrer und Schüler bleiben. Wie viel die eigentliche Theorie der Krankheiten an Aufklärung durch des Vfs. Bemühungen gewonnen habe, darüber geben die beygebrachten Proben sattsame Entscheidungsgründe an die Hand.

Wien, b. Schaumburg u. C.: *Handbuch der Toxicologie oder der Lehre von Giften und Gegengiften.* Nach den Grundsätzen der *Brownschen* Arzneylehre und der neuern Chemie bearbeitet, von *Jos. Frank*, Primararzte im allgemeinen Krankenhause zu Wien. 1800. 144 S. 8.

Das wichtigste, was besonders in neuern Zeiten in der Lehre von Giften gearbeitet worden ist, ist hier kurz zusammengetragen, und in einer passenden Ordnung abgehandelt. Neues, was dem Vf. eigene Untersuchungen an die Hand gegeben hätten, hat Rec. nichts von Erheblichkeit finden können. Blofs die Anwendung der Grundsätze des Brownischen Systems auf die Erklärung der Wirkungsart der Gifte könnte als ein neuer Beytrag zur Toxicologie angesehen werden, wenn nicht auf der einen Seite auch hierin dem Vf. schon vorgearbeitet worden wäre, und auf der andern Seite diese Erklärungen selbst nicht noch grofsen Zweifeln und Schwierigkeiten unterworfen wären. Die nöthige Literatur haben wir in dieser Schrift, die zu einem Handbuche dienen soll, ungerne vermisst. Da der Vf. seinen Gegenstand so kurz abhandelt: so wäre eine Hinweisung auf die Quellen, aus denen er geschöpft hat, um so zweckmäfsiger gewesen. Dieser Mangel an Nachweisungen auf Schriften, aus denen man sich noch genauer belehren kann, fällt um so mehr auf, wenn man auf

Stel-

Stellen im Buche ſtöſst, wo der Vf. die eigenen Worte anderer fremder Schriftſteller anführt, und ſie ſogar noch durch Epitheta, wie z. B. das eines wahrheitliebenden, genievollen Mannes etc. charakteriſirt, ohne ihre Namen ſelbſt und ihre Schriften zu bemerken. Der Grund der Abkürzung entſchuldigt dieſe Unterlaſſung auf keine Weiſe. In der Einleitung handelt der Vf. von der Wichtigkeit der Toxicologie, von der Definition und Claſſification der Gifte. Er unterſcheidet dreyerley Arten von Giften, nach Verſchiedenheit ihrer Wirkungsart, nämlich: 1) ſolche, welche den Organismus in Form und Miſchung der Materie zerſtören, *eindringende;* 2) ſolche, welche bloſs die Erregbarkeit afficiren, *incitirende;* 3) ſolche, welche auf beide Arten zugleich wirken. Die incitirenden Gifte ſollen nach Art der Reize wirken, denſelben Geſetzen folgen, und ſomit bald Krankheiten von vermehrter Erregung, bald von verminderter Erregung, und zwar von indirecter Aſthenie, hervorbringen. Die eindringenden Gifte ſollen bloſs örtliche Uebel, d. i. Krankheiten der Organiſation verurſachen. Endlich ſollen die Gifte der dritten Claſſe complicirte, theils örtliche, theils ſogenannte allgemeine Krankheiten veranlaſſen, einige derſelben ſollen eher eindringen und dann incitiren, andere aber erſt incitiren und dann eindringen. Wie wenig ſcharf dieſe Gränzlinie zwiſchen den verſchiedenen Arten der Gifte ſey, muſs der Vf. ſelbſt zugeben, da ihm zufolge, ein und daſſelbe Gift, nach Verſchiedenheit der Doſis und der körperlichen Conſtitution des Individuums, bald eindringend, bald incitirend wirkt. Ueberhaupt ſind wohl beide Wirkungsarten nothwendig und unzertrennlich mit einander verbunden; denn es läſst ſich wohl keine Afficirung der Erregbarkeit denken, die nicht durch Veränderung der Form und Miſchung vermittelt würde, und bey den eindringenden iſt dieſe Wirkungsart nur auffallender. In der Abhandlung der einzelnen Gifte ſelbſt, befolgt daher auch der Vf. dieſe Eintheilung nicht, ſondern legt die von den verſchiedenen Wegen, auf welchen die Gifte in unſern Körper gelangen, hergenommene zum Grunde. I. Abtheilung. Von verſchluckten Giften. Nachdem der Vf. im I. Kap. dieſer Abtheilung von den Kennzeichen und der Behandlungsart der verſchluckten Gifte überhaupt gehandelt hat, geht er in den folgenden XII. Kapiteln die Gifte ſelbſt einzeln durch. Bey den mineraliſchen Giften giebt er die chemiſchen Kennzeichen, an welchen ſie erkannt werden, an, bey den vegetabiliſchen Giften iſt zum Theil eine höchſt dürftige Beſchreibung der Pflanzen, welche ſie enthalten, beygebracht, die wir ihm gerne erlaſſen hätten, da ſie durchaus nicht hinreicht, um dieſe ſelbſt darnach zu erkennen. Unter den Gegengiften gegen den Schierling und die Tollkirſche, hätte der Kaffee, einer wohlgegründeten Analogie nach, empfohlen werden ſollen. In den Gattungen der Nachtſchatten ſoll man, dem Vf. zufolge, keine giftige Gattungen haben entdecken können. Dieſer Behauptung widerſprechen bewährte Erfahrungen. Das Bitterſüſs ſoll ganz unwirkſam ſeyn, und das Decoct deſſelben Pfundweiſe getrunken, keine andere Wirkung äuſsern, als die dem Waſſer überhaupt eigen iſt. Dieſem muſs der Vf. aus eigener Erfahrung widerſprechen, der das Bitterſüſs in flechtenartigen Ausſchlägen ſehr nützlich fand, und Schwindel danach bemerkte. Die Schwämme ſollen theils eindringend, jene nämlich, welche Magenſchmerzen, zuweilen auch Schlund- und Magenentzündung verurſachen, theils incitirend wirken, jene nämlich, welche Mattigkeit, Schlafſucht, Zuckungen bewirken. Iſt aber Entzündung nicht vielmehr Folge einer reizenden Einwirkung, deutet ſie nicht auf eine verſtärkte Erregung hin, und könnte man die Schwämme nicht vielmehr in ſolche eintheilen, die etwa durch ein ſcharfes Princip als heftige Reize wirken, während eine andere Claſſe derſelben durch ihr narcotiſches Gift die Erregbarkeit unmittelbar deprimiren, und ſomit jene Zufälle von Schwäche hervorbringen? In der II. Abtheilung handelt der Vf. in drey Kapiteln von den äuſserlich angewandten Giften. Die III. Abtheilung endlich begreift die Gifte, die unter der Form von Dünſten, Gasarten, eingeathmet werden, oder ſonſt auf eine unſichtbare Weiſe auf den Organismus wirken. I. Kap. Von den eingeathmeten Giften überhaupt. Die ſchädlichen Gasarten ſollen in keinem Falle durch einen Schlagfluſs tödten. Zu allgemein behauptet wohl der Vf., daſs bey allen Todesarten, welche die Folgen des Erſtickens ſind, die Gefäſse im Kopfe nicht nur nie vom Blute ſtrotzen, ſondern vielmehr blutleer ſind. So will er namentlich in den Leichen zweyer, durch Kohlendampf erſtickter, Perſonen die Gefäſse des Gehirns weniger als gewöhnlich mit Blute angefüllt gefunden haben. In den Sammlungen eines Pyl, Scherff u. a. zur gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft finden ſich genug Fälle vom Gegentheile. Warum der Vf. die Elektricität nicht unter den Heilmitteln der Aſphyxien von ſchädlichen Gasarten aufzählt, begreifen wir nicht. II. Kap. Von ätzenden ſauern Dünſten oder Gasarten. III. Kap. Von dem kohlenſauren Gas, dem Waſſerſtoffgas und Stickgas. Von dieſen Gasarten behauptet der Vf. ohne Ausnahme, daſs man ſie in reichlichem Maaſse, ohne die geringſte Beſchwerde einathmen könne, wenn ſie nur mit etwas Sauerſtoffgas gemiſcht ſeyen. Dieſs gilt wenigſtens nicht von dem kohlenſauern Gas, das ſogar eine Luft, die mehr Sauerſtoffgas als die atmoſphäriſche enthält, zum Athmen untauglich machen kann, wie Humboldts merkwürdige, im II. Bande ſeiner Verſuche, über die gereizte Muskel- und Nerfaſer etc. erzählten Verſuche und Erfahrungen beweiſen. Die poſitiv ſchädlichen Eigenſchaften des kohlenſauern Gaſes, leitet der Vf. von andern Stoffen, die demſelben beygemiſcht ſeyen, vielleicht von etwas empyreumatiſchem her, und erklärt daraus unter andern die eigenthümlichen Wirkungen des Kohlendampfes, die mit denen eines incitirenden vegetabiliſchen Giftes ſo viele Aehnlichkeit haben. Das reine kohlenſaure Gas, meynt er hingegen, wirke nicht anders als der Strick bey Erwürgten, das Waſſer bey Erſäuften. Woher aber die Zerſtörung der Erregbarkeit, die höchſte indirecte Schwäche derjenigen

gen Thiere, die im kohlenfauern Gafe erftickt worden find, wie *Humboldts*, und der zur Unterfuchung der Erfcheinungen des Galvanismus niedergefetzten Commiffarien, Verfuche aufs deutlichfte beweifen, wovon auch Rec. durch eigene Verfuche belehrt worden ift. Hr. Frank begeht einen fehr grofsen Irrthum, wenn er das kohlenfaure Gas, in Rückficht auf feine Wirkungsart, in einen Haufen mit dem Waffertoffgafe und Stickgafe wirft. Er lefe doch noch einmal aufmerkfam S. 321—337. im II. Bande von Humboldts Verfuchen, und er wird zu folchen hypothetifchen Steffen, als das empyreumatifche des Kohlendampfes ift, nicht weiter feine Zuflucht nehmen. Noch hätte Hr. Frank wenigftens mit ein paar Worten vom gekochten Waffertoffgafe und gefchwefelten Waffertoffgafe handeln können, da wohl diefe es vorzüglich find, welche bey Reinigung der Schleufen, Kloaken, ftinkender Pfützen, beym Abzuge faulartiger Waffer, in Grüften u. f. w. fo nachtheilig find.

Weimar, in Induftrie-Comptoir u. London, b. Remnant: *Tabulae anatomicae* quas ad illuftr. hum. corporis fabricam collegit et curavit *J. C. Loder*. Fafcic. IV. Splanchnologiae. Sect. II. Taf. LVIII—LXIV.

Diefe Abtheilung des jetzt rafch fortrückenden Werks ift vorzüglich in fofern fchätzbar, als diefelbe durchaus neue Abbildungen enthält. Ein paar kleinere Figuren der letzten Tafel ausgenommen, ftellen fie verfchiedene Eingeweide der Bruft und des Unterleibes, in ihrer natürlichen Lage dar. Die Tafeln find von ungleichem Werthe; Rec. will diefelben etwas genauer durchgehen. Die erfte Tafel diefer Lieferung, nämlich die 58fte, ftellt die erfte Anficht der Eingeweide der Bruft- und Bauchhöle vor, nachdem blofs das Bruftbein mit einem Theile der Rippen und die Bauchbedeckungen weggenommen find. Je weniger bey diefer Anficht anatomifches Verdienft erfodert wird, defto mehr mufste der nachbildende Künftler alles aufbieten, um das weiche, das bey diefem Subjecte fehr fetten Netzes, der Lungen u. f. w. gehörig herauszubringen. Rec. würde zu diefer Darftellung ein weniger fettes Subject vorgezogen haben. Das Netz ift gut gerathen. Taf. 59. daffelbe Subject, nur das Fett, welches die grofsen Gefäfse in der Bruft bedeckte, der Herzbeutel und der gröfste Theil des Netzes weggenommen, und die Leber nach der rechten Seite und aufwärts zurückgefchlagen, fo dafs man das kleine Netz ganz ficht. Die untere Leberfläche ift zu hart, der untere Magenmund zu ftark aufgetrieben, die *Appendices epiploicae* zu hart. Taf. 60. Der Grimdarm zurückgefchlagen, fo dafs das *Mefocolon* zu fehen ift. Taf. 61. Herz, Lungen, alle Därme bis auf das *Duodenum* und *rectum* weggenommen. Das *Pancreas* und die Krümmungen des *Duodeni* in der Lage. Der Magen ift zu platt und hart. Die obern Darmbeinränder, von welchen der *Quadratus lumborum* entfteht, treten zu weit vor, fo dafs der Rumpf hier nach hinten eingeknickt erfcheint. Der *Pfoas* ift zu platt. Taf. 62. Enthält in zwey fehr gut gerathenen Figuren die Eingeweide, der Bruft und des Unterleibes an einem neugebornen Kinde. Taf. 63. Dieffelben ungefähr, fo wie Taf. 61. es an Erwachfenen zeigt, nur dafs auf Tafel 63. auch die Harnblafe zu fehen, und an Fig. 1. der dünne Darm gröfstentheils weggefchnitten ift, fo dafs man den Uebergang deffelben ins *Colon*, *Coecum* u. f. w. ficht, auch an diefer wohlgerathenen Tafel wüfste Rec. nichts wefentliches auszufetzen. Taf. 64. enthält auf zwey Figuren Anfichten der Eingeweide, der Bruft- und Bauchhole, von hinten her. Bey Fig. 1. ift auch das Rückenmark mit feinen Häuten bedeckt, in der Lage zu fehen; bey Fig. 2. aber das ganze Rückgrat weggenommen, fo dafs diefs bey der Erhaltung aller weichen Theile, Nerven ausgenommen, und bey der Darftellung der Gefäfse eine vorzüglich intereffante Figur ift. Das linke *Colon*, welches neben der linken Niere zu fehen ift, hat durch die Behandlung des Künftlers zu viel Aehnlichkeit mit der Niere felbft erhalten. Die übrigen vier Figuren diefer letzten Tafel ftellen Stücke der Bruft- und Bauchhaut vor. Mit der erften, zweyten und vierten Tafel diefes Hefts ift Rec. im Ganzen weniger zufrieden; dagegen find die übrigen meiftens fehr gut.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien u. Pressburg, b. Doll: *Emmerich von Wolfsthal, oder das Prefsburger Schlofsgefpenft.* Eine Sage aus den Zeiten Mathias Korvinus, vom Vf. des fchwarzen Ritters und Waldrof des Wandlers. 1800. 136 S. 8. m. 1 Kupf. (12 gr.)

Auch eine von den häufigen Nachahmungen des Spiefsifchen *Ueberall und Nirgends!* Aber wenigftens eine von denen, die nicht mit gänzlicher Verachtung zu beftrafen find. — Es wimmelt freylich in ihr von Unnatürlichkeiten mancher Art. Aller Augenblicke gefchieht ein Wunder; Menfchen, die zwey bis dreymal fchon umgebracht worden waren, kommen wieder zum Vorfchein. An Durchführung eines Charakters, an Bereicherung ächter Menfchenkunde ift nirgends zu denken. Aber der Plan des Ganzen ift ziemlich intereffant und gefällig. Dadurch, dafs der Held die Bedingniffe der verfprochenen Erlöfung, ihm felbft unbewufst erfüllt, dafs er bereits für den *Geift* arbeitet, indem er blofs mit fich felbft befchäftigt zu feyn glaubt, gewinnt er unfere Theilnahme. Ein paar Situationen find einfach und doch wirkend. Unter den Händen eines Mufäus würde ein angenehmes Volksmärchen daraus geworden feyn. Nur gegen das Ende krauſen fich die Begebenheiten ganz ohne Noth durch einander. — Der Stil des Vfs. ift zwar von Provinzialismen nicht ganz rein; er fchreibt zum Beyfpiel *felbes*, *felbe*, *die Lichte* u. f. w. Dennoch ift er, überhaupt genommen, ziemlich richtig und männlich. Er fcheint das ächte Hochdeutfch mehr ftudiert zu haben, als es gewöhnlich der Fall bey feinen Landsleuten ift.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *Februar* 1801.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Industrie-Compt.: Hn. *De la Cepede's Naturgeschichte der Amphibien*, oder der eyerlegenden vierfüfsigen Thiere und Schlangen. Eine Fortsetzung von Buffon's Naturgeschichte. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von *Johann Matthäus Bechstein*. *Erster Band.* 1800. XXXII und 524 S. und 28 Kupf. *Zweyter Band.* 1800. XX u. 552 S. und 40 Kupfer in 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Nicht selten haben ausländische Werke das Glück, dafs sie von Männern ins Deutsche übersetzt werden, die selbst etwas bey weitem besseres hätten liefern können. Auch dieſs ist hier bey *de la Cepede's* Werk der Fall, welches zwar, als es erschien, das vollständigste und beste, welches man über die ganze Classe der Amphibien hatte, aber von der Vollkommenheit, die man mit Recht erwartete, weit entfernt war. Es ist gleichwohl immer noch eins der besten, der brauchbarsten für Leser, die nicht gelehrte Naturforscher sind, und Hr. B. verdient daher unsern Dank für seine Uebersetzung, Vermehrung und Berichtigung dieſses Werkes, welches in seinem deutschen Gewande in jeder Rücksicht grofse Vorzüge vor dem Originale hat; und noch mehrere durch den in der Vorrede versprochnen fünften Band vom Hn. Prof. *Schneider* erhalten soll, „welcher nicht nur neue Ab„bildungen, Zusätze, Berichtigungen und Verbesse„rungen, sondern auch eine kurzgefafste Physiolo„gie, eine neue systematische Aufstellung und eine „Synopsis der Amphibien enthalten wird." Hr. B. hat dieſser Uebersetzung gerade den Zuschnitt der Berlinischen des Buffon, deren Fortsetzung sie seyn soll, gegeben. „Auf eben diese Art, setzt er hinzu, sind „auch meine Bemerkungen und die Zusätze in Hin„sicht der Beschreibungen und Abbildungen eingerich„tet. Ich habe dazu alles gesammelt, was mir, fern „von grofsen Bibliotheken und Cabinetten, zu sam„meln möglich war, und diejenigen Berichtigungen „und Verbesserungen beygefügt, die ich entweder „durch Anschauung und Vergleichung der natürlichen „Körper in Cabinetten oder der Natur selbst, oder „durch die Schriften anderer, vorzüglich eines *Schnei„ders*, mit Zuverlässigkeit aufzustellen im Stande war." Dieſs alles mufs auch hier unser Urtheil leiten. Die Uebersetzung von *la C.* ist nicht nur in derselben Form, und enthält nicht nur ähnliche Anmerkungen und Zusätze, wie die Buffonsche, sondern hat auch den wesentlichen Vorzug einer gröfsern Anzahl dem Uebers. eigner Beobachtungen, und den Umstand für sich, dafs die aus andern entlehnten Abbildungen von Amphibien, wovon keine illuminirte vorhanden sind, keinen Farbenanstrich nach der blofsen Beschreibung erhalten haben. Uebrigens sind aber Kupfer und ihre Illumination bey weitem besser, wie bey der deutschen Ausgabe des Buffon, und da, wo bessere Abbildungen, wie die *de la C.* nach andern oder der Natur gegeben werden konnten, ist dieſs geschehen. Hr. B. scheint den grofsen Vortheil, ein illuminirtes Exemplar des *Seba* vor sich gehabt zu haben, denn die aus dessen Thesaurus entlehnten Figuren sind alle illuminirt. Nur selten sind unnatürliche und zu grelle Farben aufgetragen, wie beym Schleuderschwanz, wo wir die Schuld dem Seba beymessen, nur selten vermissen wir die Illumination, wo sie nach der Natur, wie beym langrüfslichen Krocodil, wovon Hr. B. nach seiner Angabe selbst ein Exemplar besitzt, oder nach andern, wie bey *Lacerta Monitor*, *L. Calotes*, *L. Ameiva* etc. hätte gegeben werden können, oder die Abbildungen gänzlich, wie bey *Laurenti's Iguana chamaeleontica*, *Linné's Lacerta aurata*, des dreyzehigen Salamanders, der *Lacerta mauritanica*, und *Beireis Rana leucophyllata*, wo der Uebers. die Werke, die ihre Abbildungen enthalten, benutzte; denn dafs sie bey *Schneiders Stellio perfoliatus*, *Bose's Lacerta exanthematica*, *Boddaert's Rana bicolor*, *Shaw's Rana australis* fehlen, das wird, so wie der Umstand, dafs Hasselquist's *Lacerta aegyptia*, bey der trefflichen Beschreibung, die dieser Schüler Linné's davon gab, als eine unbestimmte Art aufgeführt, und ohne Beschreibung gelassen ist, durch Hn. B. Entfernung von grofsen Bibliotheken entschuldigt.

Die Uebersetzung ist im ganzen genommen treu, und liest sich angenehm. Hier davon eine Stelle zur Probe, die wir einer Anmerkung des Hn. B. wegen, welche wir in der Folge anführen wollen, ausheben.

La forme générale du crocodile est assez semblable, en grand, à celle des autres lézards. Mais si nous voulons saisir les caractères qui lui sont particuliers, nous trouverons que sa tête est alongée, aplatie, et fortement ridée, le museau gros et un peu arrondi; au-dessus est un espace rond, rempli d'une substance noirâtre, molle et spongieuse, où sont placées les ouvertures des narines; leur forme est celle d'un croissant, et leurs pointes sont tournées en arrière. La gueule s'ouvre jusqu' au-delà

Die Gestalt des Krocodills gleicht im Ganzen genommen, den übrigen Eidechsen, wenn man aber die einzelnen Merkmale, die es unterscheiden, heraushebt: so findet man, dafs sein Kopf gestreckter, glatter, und voll starker Runzeln ist. Die Schnautze ist dick und etwas gerundet. Drüber ist eine runde Höhlung mit einer schwärzlichen, weichen und schwammigen Materie ausgefüllt, worin sich die Nasenlöcher befinden. Sie sind halbmondförmig, und ihre Spitzen des

des oreilles; ſes mâchoires ont quelquefois pluſieurs pieds de longueur; l'inférieure eſt terminée de chaque côté par une ligne droite; mais la ſupérieure eſt comme feſtonnée, elle s'élargit vers le goſier, de manière à deborder de chaque côté la mâchoire de deſſous; elle ſe retrécit enſuite, et la laiſſe dépaſſer juſqu'au muſeau, où elle s'élargit de nouveau, et enferme, pour ainſi dire, la mâchoire inferieure.

Il arrive de là, que les dents placées aux endroits où une mâchoire déborde l'autre, paroiſſent à l'extérieur comme des crochets ou des eſpèces de dents canines: telles ſont les dix dents qui garniſſent le devant de la mâchoire ſupérieure. Au contraire, les deux dents les plus antérieures de la mâchoire inférieure, non ſeulement s'enfoncent dans la mâchoire de deſſus, lorsque la gueule eſt fermée, mais elles y pénètrent ſi avant, qu'elles la traverſent en entier, et s'élèvent au-deſſus du muſeau, où leurs pointes ont l'apparence de petites cornes; c'eſt ce que nous avons trouvé dans tous les individus d'une longueur un peu conſidérable que nous avons examinés. Cela eſt même très-ſenſible dans un jeune crocodile du Sénégal, de quatre pieds trois pouces de long, que l'on conſerve au cabinet du Roi. Le caractère remarquable n'a cependant été indiqué par perſonne, excepté par les Mathematiciens Jéſuites, que Louis XIV. envoya dans l'Orient, et qui décrivirent un crocodile dans le Royaume de Siam.

nach hinten gekehrt. Der Rachen iſt bis hinter die Ohren geſpalten, und die Kinnbacken ſind oft mehrere Fuſs lang. Die untere Kinnlade iſt auf beiden Seiten gerade abgeſchnitten, die obere hingegen iſt wellenförmig ausgerandet, nach der Kehle zu iſt ſie weiter und geht über den Rand der untern hinaus, von da ſchmälert ſie ſich allmälig, und läſst die untere hervorgehen, bis zur Spitze der Schnautze, wo ſie wieder weiter wird, und die untere gewiſſermaſsen einſchlieſst. Daher kommts, daſs die Zähne an den Stellen, wo eine Kinnlade über die andere herragt, wie Haken oder Hundszähne ausſehen. So ſtehen die zehn vordern Zähne der obern Kinnlade. Die beiden vorderſten Zähne der Unterkinnlade hingegen gehen nicht allein, wenn das Maul geſchloſſen iſt, in die obere hinein, ſondern ſogar hindurch, und ihre Spitzen ſtehen über die Schnautze wie zwey kleine Hörner hervor. So habe ich es bey allen etwas groſsen Krokodillen gefunden, die ich unterſuchte. Sogar bey einem jungen Krokodill vom Senegall, das ſich im königl. Cabinette befindet, und 4 Fuſs und 3 — 4 Zoll lang iſt, iſt es ſchon merklich. Dennoch iſt niemand auf dieſs beſondere Kennzeichen aufmerkſam geweſen, als einige Mathematiker, die Ludwig XIV. nach dem Orient ſchickte, und die im Königreiche Siam ein Krokodill beſchrieben.

Wir wollen bey dieſer Stelle nicht rügen, daſs Hr. B. immer unrichtig *Krokodill* ſtatt *Krokodil* ſchreibt. glauben aber doch bemerken zu müſſen, daſs er ſich einigemal bey den Namen der von *de la C.* beſchriebnen Amphibien, Freyheiten erlaubt hat, die nach unſerm Dafürhalten einem Ueberſetzer nicht zukommen. Linnés *Teſtudo Caretta* nennt Hr. *de la C.* aus guten Gründen *Caouane* und *T. imbricata, Carette*; Hr. *B.* aber jene *Karett-Schildkröte*, dieſe *ſchieferartige Schildkröte*. Es iſt wahr, beiden Arten kommt der Name *Carette* zu, und von mehreren, beſonders Linné und ſeinen deutſchen Commentatoren und Epitomatoren iſt er der erſtern gegeben; da aber Hr. *de la C.* ausdrücklich der zweyten dieſen Namen giebt: ſo glauben wir, Hr. B. hätte um ſo mehr darin ſeinem Originale folgen müſſen, da faſt alle ausländiſche Reiſebeſchreiber, und viele deutſche treffliche Schriftſteller ihr denſelben beylegen. Ueberdem iſt der Name *ſchieferartige Schildkröte* verwerflich, und nichts weniger als eine richtige Uberſetzung von *imbricata*. Die Benennung Schuppenſchildkröte, die ihr andre gegeben haben, iſt bey weitem beſſer. Eben ſo wenig hätten die Benennungen *geäderter* und *gänſefüſsiger Laubfroſch*, *Seekröte*, *Perlenkröte*, für *La Cepede's Reticulaire*, *Patte d'oie*, *L'Epaule armée* und *La Perlée*, obgleich ſie richtig ſind, zu Ueberſchriften müſſen genommen werden, da ſie *de la C.* unrichtig zu den Fröſchen zählt, und ein Ueberſetzer die Fehler des Originals mit übertragen muſs, und es genug war, wie ohnehin geſchehen iſt, dieſelben in Anmerkungen zu berichtigen.

Die Berichtigungen und Ergänzungen ſind theils in Anmerkungen unter dem Texte, theils in Zuſatzen hinter den Arten, theils in Anhängen am Schluſſe jeder Abtheilung beygebracht. Hr. B. hat in denſelben nicht nur bey den einzelnen Arten die Synonymen berichtiget, und anſehnlich vermehrt (wobey doch manchmal Bücher angeführt ſind, die kaum dieſer Ehre werth waren), ſondern auch bey jeder Abtheilung und der allgemeinen Einleitung ſelbſt die wichtigſten dahin gehörigen Schriften genannt. Die allgemeine Geſchichte der Amphibien und ihrer Gattungen, hat die wenigſten Anmerkungen und Zuſatze erhalten, ſondern es iſt dabey vorzüglich auf die Schriften des Hn. Prof. *Schneider* verwieſen; und da dieſer eine allgemeine Phyſiologie in einem fünften Bande verſprochen hat: ſo glaubte Hr. *B.* vermuthlich denſelben nicht vorgreifen zu müſſen. Ueberdem enthalten die Anmerkungen beſſere und vollſtändigere Beſchreibungen der von *de la C.* aufgeführten Thiere, wo die ſeinen mangelhaft oder unrichtig waren, die entweder aus andern, vorzüglich *Seba*, *Schöpf*, *Schneider* u. ſ. w. entlehnt, oder wie beym langrüſslichten Krokodil, der grauen Eidechſe, den Waſſerſalamandern, dem braunen Grasfroſche, dem Laubfroſche, und den inländiſchen Kroten von ihm ſelbſt verfertigt ſind, oder er hat in denſelben auch wohl eine fremde und eigne Beſchreibung geliefert, wie bey der Rieſenſchildkröte der Cauane, der geometriſchen und europäiſchen Schildkröte. Endlich ſind ſie ein Schatz trefflicher Beobachtungen und Bemerkungen, von denen wir hier die wichtigſten ausheben. Nach Hn. *B.* iſt bey den Amphibien das Gehör ſchärfer wie das Geſicht, wenn gleich ſchwächer, wie bey den Säugthieren und Vögeln, auch ihr Geruch und Geſchmack nicht ſo ſtumpf, wie *de la C.* angiebt. Er beſitzt eine gemeine Fluſsſchildkröte, deren Hinterleib mit Beinen und Schwanz ſchon ſo abgeſtorben und in Fäulniſs übergegangen iſt, daſs es abſcheulich ſtinkt, deren Vordertheile ſich aber noch lebhaft bewegen. Die *Schlammſchildkröte* (*La Bourbeuſe*), hält Hr. *B.* mit Linné's *Teſtudo lutaria* und *orbicularis*, und *de la C. Tortue jaune* für Eine Art, und ſucht dieſs durch die Beſchreibung der Abweichungen, die er unter acht Exemplaren, welche er beſitzt, bemerkt hat, zu beweiſen, doch ohne feſt davon überzeugt zu ſeyn, wie dieſs auch bey Rec. der Fall iſt, welcher einſt Gelegenheit hatte, eine deutſche Schlammſchildkröte zu ſehen, die der *de la C.* ſehr ähnlich war, aber in vielen Stücken von der europäiſchen der Hn. *Schöpf* und *Bechſtein* abwich, die hier in einem Zuſatze nach dem erſtern beſchrieben und abgebil-

bildet iſt. Die *Tortue ronde* des Vf. hält Hr. B. für ganz verſchieden von Linné's *T. orbicularis*, dagegen deſſen *Terrapène*, Brown's *Terrapin* mit *Schöpfs Teſtudo Terrapin* für einerley. Bey dem *gemeinen Krokodil (Le Crocodile proprement dit)*, worunter *de la C.* das Nilkrokodil, das amerikaniſche, das indianiſche des Hn. Prof *Schneider's*, das ſchwimmende des ſeel. Meyer's und das afrikaniſche des Laurenti zuſammenfaſst, hat Hr. B. diejenigen Synonymen angeführt, die ſich vorzüglich auf das Nilkrokodil beziehen, und bemerkt in einer Anmerkung zu der eben als Probe der Ueberſetzung angeführten Stelle: „Dieſe die obere „Kinnlade durchſtechenden Vorderzähne ſind an dem „*indiſchen Krokodil* angegeben, das Hr. *Schneider* als „eine neue Art angeſehen wiſſen will." Es ſcheint dem Ueberſ. alſo entgangen zu ſeyn dafs die Beſchreibung des Hn. *de la C.* die *eben dieſes* Krokodils ſey, dem Hr. *Schneider*, wie aus eben dieſer angeführten Stelle erhellet, unrichtig den Namen des *indiſchen* beygelegt hat, da ſeine unterſcheidenden Kennzeichen dem afrikaniſchen gleichfalls zukommen. Vielleicht, und höchſt wahrſcheinlich, ſind beide einerley, und Rec., der nur junge Krokodile genauer unterſuchen konnte, gehts wie Hn. B., der in der Folge in einer Anmerkung ſagt: „Ich weifs nicht, was es „mit dem Durchgehn ſolcher Zähne für eine Bewand„nifs hat." Das *ſchwarze Krokodil* ſieht Hr. B. mit Schneider und Meyer von rechtswegen als nicht verſchieden vom langrüfslichten an. Unter dem Namen *la Dragonne* hatte Hr. *de la C.*, wie hier nach Hn. Schneider richtig bemerkt wird, nicht, wie er ſelbſt glaubt, Linné's *Lacerta Dracaena*, ſondern deſſen *L. bicarinata* beſchrieben und abbilden laſſen. Hr. B. hat daher bey der *Dragonne* Seba's Figur der *L. Dracaena*, und bey *L. bicarinata* die *la Cepediſche* Figur, die im Originale zur *Dragonne* gehört, nachſtechen laſſen. Es wäre beſſer geweſen, wenn dieſs nicht geſchehen wäre, da *de la C.* Abbildung zu ſeiner Beſchreibung gehört und paſst, und bey der letztern nicht angeführt iſt, das ſich jene Taf. 26. befinde. Uebrigens iſt es gewifs wohl gethan, dafs Hr. B. hier die Sebaiſche Figur und Beſchreibung geliefert hat. Edward's *blue Lizard*, die Hr. *de la C.* als eine Varietät der *Agame* anſieht, hält Hr. B. für Sparrmanns zweyfleckigte Eidechſe; dagegen mit *de la C. Lacerta viridis* für eine von *L. agilis* verſchiedne Art; zu der letztern zählt er die Laurentiſchen *Seps ſericeus* (woran Rec. zweifelt) *Seps Argus* (gleichfalls), *S. muralis* (zuverläſsig eine eigne Art, die ſich durch Bildung des Kopfs, der Bauchſchilder u. ſ. w. weſentlich unterſcheidet), *S. terreſtris*, *S. ruber* (vielleicht auch eine eigne, dem *S. ſurinamenſis* ſehr ähnliche Art) und *S. caerulescens*. Hr. B. will bemerkt haben, dafs ſich der Schwanz der grauen Eidechſe nie ganz wieder reproducire, ſondern, wenn er am Ende des Körpers abgebrochen wird, nicht drey Linien länger wachſe, ſondern ſich nur zurunde; und dafs der ergänzte Theil keine Wirbelknochen enthalte; eben dieſe Eidechſe verſchluckt auch Salamander und Junge ihrer eignen Art; Hr. B. fand ſie in Thüringen immer in Wäldern, Rec. in der Gegend ſeines Aufenthalts nie in Wäldern, ſondern ſtets und häufig zwiſchen Hecken, dagegen Laurenti's *Seps muralis* ſtets im Walde. Pallas *Lacerta velox* wird hier mit der Eidechſe beym Seba I. t. 53. (durch einen Druckfehler ſteht im Buche 93.) Fig. 9. verglichen. Bey der *Goldeidechſe* (*Le Doré*) bemerkt Hr. B. ſehr wahr, dafs Hr. *de la C.* unter dieſen Namen Laurenti's *Stincus Stellio*, nicht aber, wie er glaubt, Linné's *Lacerta aurata* abgebildet und beſchrieben habe; von der letztern wäre aber Abbildung und Beſchreibung, etwa aus Seba beyzufügen geweſen. Die *Mops-Eidechſe* (*Roquet*) wagt Hr. B. nicht ſo gewifs, als Hr. *Schneider* es thut, für die breitzehige anzuſehn, ob er gleich überzeugt iſt, dafs ſie keine Varietät der bunten ſey, wofür ſie Hr. *Donndorf* hält. In Abſicht der fliegenden Eidechſen ſtimmt er dem Vf. bey, dafs es nur Eine Art derſelben gebe; Rec. iſt noch zweifelhaft, ob nicht zwey vorhanden ſind, die er beide in einer deutſchen Naturalienſammlung antraf, aber, da er ſie ſah, nicht genau genug unterſuchen konnte; Linné's *Draco volans* und *praepos* aber, machen nur Eine Art aus. Die Erd- und Waſſerſalamander hält Hr. B. auch für zwey Familien derſelben Gattung, wie Hr. Schneider, wagt es aber nicht, mit demſelben und Hn. *de la C.* Laurenti's *Salamandra atra* als bloſse Varietät des gemeinen Erdſalamanders anzuſehen. Den letzten ſah er Regenwürmer und nackte Schnecken verſchlucken. Er leugnet, dafs derſelbe ein beſtimmtes Loch zur Wohnung habe, und bemerkt, dafs er zur Begattungszeit ſtärker rieche. Schwimmen ſahe er die alten nie. Die Geſchichte der *inländiſchen Waſſerſalamander*, die Hr. *de la C.* alle unter dem Namen des glattſchwänzigen Salamanders vereinigt hat, und worin noch ſo viele Verwirrung herrſcht, hat durch des Ueberſ. Bemühungen ungemein viel gewonnen. Er nimmt nur drey Arten derſelben an, nämlich 1) den *groſsen Waſſerſalamander*, zu welchem *Triton criſtatus Laur.* und *Salam. criſtata Schn.* als Männchen; *Tr. Utinenſis* und Gesneri *Laur.* und *Salam. pruinata* Schn. und überdem *Lacerta palluſtris Linn.* und wahrſcheinlich Houttuyns *Salam. americana* und *criſtata* gehören. 2) Der *mittlere* oder *Brunnen-Salamander*, wohin *Lacerta Triton Merrem.* und *Trit. Salamandroides Laur.* als Männchen, *Trit. alpeſtris Laur.* und *Salam. alpeſtris Schneid.* als Weibchen gebracht ſind; 3) der *kleine* oder *Teich-Salamander*, wozu *T. pariſinus Laur.* und *S. taenitata et palmata Schneid.* als Männchen, *T. paluſtris*, *carnifex* und *Salam. exigua Laur. Salam. paluſtris* und *carnifex Schn.* und *Lacerta vulgaris Linn.* (?) als Weibchen gezählet werden. Alle drey Arten ſind hier ſehr gut beſchrieben und neu abgebildet, wobey wir, beſonders da das Werk auch für Liebhaber beſtimmt iſt, wünſchten, dafs Hr. B. auch die Larven hätte abbilden laſſen, welches gleichfalls bey den Fröſchen hätte geſchehen müſſen. Ueberdem ſind hier viele treffliche Bemerkungen über ihre Lebensart mitgetheilt, die ganz auf eigne Erfahrungen gegründet ſind. Eben ſo reich daran iſt die Geſchichte der inländiſchen Fröſche und Kröten, eben ſo ſehr ein Beweis des unermüdeten und ſcharfen Beob-

ach-

achtungsgeiſtes des Ueberſetzers. Beym *gemeinen Froſch* (*Rana esculenta*) ziehen ſich während des Winterſchlafs die Augen tief in den Kopf, und einen, der in demſelben begriffen, in einer Muſchel gefunden wurde, liefs Hr. B., ohne dafs es ihm ſchadete, mehr wie zwanzigmal erwachen und einſchlafen, ja die Beine feſt wie Eis frieren. Im Oberkiefer hat er Zähne, die ihm Hr. *de la C.* fälſchlich abſpricht, und ſein Gefühl iſt nicht ſo fein, wie der franzöſiſche Naturforſcher behauptet. Während des Paarens häuten ſie ſich, und die Witterung beſtimmt die Dauer ihres Larvenzuſtandes, der bey warmen Wetter zwey, bey kalten Sommern oft 3½ Monat währet. Bey dem *braunen Grasfroſch* ſind die Veränderungen ſeiner Farben nach den verſchiednen Perioden der Häutung ſehr genau beſchrieben; er frifst aufser Insecten auch Schnecken und Regenwürmer, auch den Lein aus den Knoten, und häutet ſich gleichfalls während der Begattung, die 3 bis 4 Tage dauert. Von Linné's *Rana Rubeta* vermuthet Hr. B., dafs ſie eine junge Kreutzkröte, und von *de la C. Sonnante* zeigt er richtig an, dafs ſie nichts anders als die Feuerkröte, des Vfs. *Couleur-de-feu* ſey. Den braunen Laubfroſch ſo wie den bucklichten, ſcheint Hr. B. für bloſse Varietäten des gemeinen Laubfroſches zu halten, und vom orangefarbnen vermuthet er, dafs er das Weibchen des flötenden ſey. Die *Kröten* halten keinen eigentlichen Winterſchlaf, ſondern liegen, wie Nattern und Blindſchleichen, in der Erde nur in einem Zuſtande der Unthätigkeit. Nach Hn. *Bs.* Erfahrungen machen *Bufo viridis, variabilis, ſitibundus*, und *Schreberianus* nur eine einzige Art aus, welches durch genauere Beſchreibung wahrſcheinlich gemacht wird,

Die Zuſätze enthalten Beſchreibungen ſolcher Arten, die entweder in dem Werke ſelbſt unvollſtändig oder gar nicht beſchrieben ſind, wie die der Schlangen- und Penſylvaniſchen Schildkröte nach *Schöpf*, der blauen Eidechſe nach *Seba*, des Baſtardfroſches nach *Schneider*, — oder ſolche, die von denen im Werke abweichen, wie die der Zwergſchildkröte von *Edwards*, und der amboiniſchen Eidechſe von *Hornſtedt*; oder wo es zweifelhaft iſt, ob die von andern beſchriebnen Arten dieſelben, wie die *de la C.* ſind: ſo iſt bey der *Schlammſchildkröte* Schneiders europäiſche, bey der *Terrapene* Schöpfs *Teſtudo Terrapin*, beide nach *Schöpf*, bey der breitzähigen Eidechſe Sparrmans zweyfleckigte, bey der *bandirten* Bartrams Skorpion-Eidechſe, bey *Lacerta Plica* Pallas *L. Helioscopia*, beym *orangefarbnen Laubfroſch* Linné's *Rana boans* beſchrieben — oder ſolcher Arten, die den *de la C.* verwandt ſind, oder von andern für dieſelben, oder wenigſtens für Varietäten gehalten werden: ſo finden wir hier bey der *gezähnelten*, Wallbaums petſchirte Schildkröte, beym *Leguan* Laurentis *Iguana chamaeleontina*, bey der *grünen Eidechſe* deſſelben *Seps caeruleus* und *murinus* nach *Seba*, beym *grünen Laubfroſch* Boddaerts *Rana bicolor*, bey der *braſiliſchen Kröte* Schneiders *Bufo ſcaber*. Endlich ſind da, wo Hr. *de la C.* unter Einem Namen mehrere Arten zuſammenfaſst, dieſe in den Zuſätzen jede beſonders beſchrieben; dieſs iſt der Fall bey der *breitrandigen* und *griechiſchen Schildkröte*, die im Original unter dem Namen *la Grecque* verbunden waren; daher ſind beym *Chamäleon* die verſchiednen von *Laurenti* angegebnen Arten deſſelben aufgezählt, und bey der Eidechſe *Mabuya* Laurenti's *Stincus Stellio* nach *Seba*, und Thunbergs *L. lateralis*, beym *Gecko* Haſſelquiſt's *L. Gecko* und *Bontius Salamandra indica*, beym *Seps*, *Anguis Quadrupes*, *Lacerta anguina* und *abdominalis*, beym *Grasfroſch* Pallas *Rana veſpertina* und Gmelins *R. gigas*, beym *Krokodil* das amerikaniſche und das ſchwimmende, Meyer *Crocodilus nataus*, das letztere aber unrichtig beſchrieben, ſo wie auch Figuren des *Seba* dabey angeführt ſind, die nicht dahin gehören. *Gronov*, nach deſſen Beſchreibung *Meyer* die Art beſtimmte, führt dabey Seba I. t. 103. f. 1. Hr. *B.* dagegen derſelben Tafel Fig. 2. 3 und 4. an, von welchen die letzte *Gronov* ſelbſt zweifelhaft beym Nil-Krocodil citirt. Nach Hn. *B* ſoll der Rücken mit ebnen viereckten Schuppen bedeckt, und alle Zehen mit Krallen bewahrt ſeyn; *Gronov* ſagt aber ausdrücklich: „*Squa-*„*mae in dorſo et lateribus ouatae, carina eleuata laeui* „*longitudinali.* — *Quartus digitus . . . inermis et* „*muticus.*" Aber freylich verführte Hn. *B.* das von *Meyern* angeführte Laurentiſche Synonym, welches nicht hieher gehört.

Die drey Anhänge endlich enthalten die Beſchreibungen von Hn. *de la C.* ganz übergangner, ſowohl beſtimmter als unbeſtimmter Arten. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir dieſe alle hier aufzählen wollten, und bemerken daher nur, dafs Hr. *B.* mit dem gröſseſten Fleiſse dieſe Anhänge aus einer groſsen Anzahl von Schriftſtellern geſammelt, und der Menge bereits in den Zuſätzen beſchriebner im *de la Cepediſchen* Werke fehlenden Arten ungeachtet, doch noch die Geſchichte der Schildkröten mit 26, der Eidechſen mit 24, und die der Fröſche ebenfalls mit 24 Arten bereichert habe.

Wir glauben nichts mehr hinzuſetzen zu dürfen, um zu beweiſen, dafs dieſe Ueberſetzung eines der vollſtändigſten, beſten und, auch beym Beſitze des Originals, unentbehrlichſten Werke über die Geſchichte der Amphibien ſey.

* * *

Gotha, b. Ettinger: *Tägliches Taſchenbuch für alle Stände auf das Jahr* 1801. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 306.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Februar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Braunschweig, b. Reichard: *Elisas Schwestern, eine Schule für die Jünglingswelt*, von *Otto Conrad Christiani.* 1800. I. Th. 188 S. II. Th. 192 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Ebend.: *Ceciliens Flucht nach Berlin, eine Schule für die Mädchenwelt*, von *Otto Conrad Christiani.* 1800. 223 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

O nein! o nein! das wolle der Himmel nicht, dafs in diesen zwey Schulen unsere Jünglinge und Mädchen sich bildeten! Denn beide Romane sind Werke, die noch beträchtlich tief unter der Mittelmäfsigkeit stehen. Am vorzüglichsten schlecht ist der erste. Dieser *August*, den der Vf. nach der Residenz schickt, um ihn allda Weltkenntnifs und Männerklugkeit beyzubringen, und den wir anfangs für einen Joseph halten sollten, der vor der Potiphara flieht, ist nachher der abgeschmackteste Bube, der überall Anspruch auf ächte Liebe macht, ohne durch seine eigene Denkart sie zu verdienen; dessen Schicksale eben so abgenutzt, als schlecht erfunden, eben so unnatürlich als langweilig in der Erzählung sind; ein Wollüstling, dem noch sehr glimpflich mitgespielt wird, wenn eine Buhlerin ihm aus der Börse von funfzig Louisd'ors nur — *vierzig* stiehlt, und wenn der Hahnrey, der ihn bey seiner Frau ertappt, denselben nur — *prellen* läfst. Nichts kann wohl unschicklicher seyn, als die Schilderung des Hoflebens und derjenigen Art, mit welcher sein Held den Fürsten behandelt; nichts schaamloser, als wie der Vf. alles, wenigstens fast alle Frauen, schildert. Schon das dünkt ihm eine heroische Tugend, dafs eine dieser Damen, die er *öffentlich* befragt: ob sie des andern Tages nicht *für fünfhundert Ducaten* eine Stunde allein zu Hause seyn wolle? es ihm abschlägt; oder vielmehr abreifst, um von diesem gefährlichen (!) Menschen nicht verführt zu werden. Dafs es in einem solchem Buche auch Sprachschnitzer giebt, sollte man kaum erst rügen; denn wer kümmert sich an einem Krüppel noch erst um Sommersprossen? Indefs wollen wir nur ein paar von denjenigen angeben, die uns gleich beym ersten Lesen entgegen kommen. S. 5. „Warum hör' ich nicht *meinem* Stolze. S. 9. Umsonst ist mir die Lehre. S. 11. *Sein Kosen entgegen zu nehmen*, war ihre gröfste Wollust. S. 34. Jetzt *kündet* (statt entdeckt) mir die Gefühle eures Herzens! S. 54. sieht er ein Mädchen mit dem Blute eines ehrlosen Schurkens befleckt, *der sein trauriges Daseyn zu ihren Füfsen ausgehaucht hat*, und ihre schöne Unordnung ist ihm ein *Sonnenstrahl im Gewölke der Mitternacht.*" — Ein Sonnenstrahl in der Mitternacht! Wahrlich, der müfste sich noch sonderbarer ausnehmen, als ein originell-schöner Gedanke in den Werken mancher Schriftsteller!

Ein klein wenig besser ist doch der zweyte Roman: *Ceciliens Flucht nach Berlin.* Er hat zum mindesten einige Verwicklung, obschon von höchst unwahrscheinlicher Art. Diese Kaufmannstochter, die mit ihres Vaters Buchhalter durchgeht, ohne zu merken, dafs dieser Buchhalter selbst ein Frauenzimmer sey, — die dann zu Berlin in ein Bordell kommt, wo man so mühsam ihren Geist zu verführen sucht, und doch ihren Körper so keusch erhält — wo man sie nach so langer Pflege, nach so vielen auf sie verwandten Unkosten, an einen reichen Wollüstling für nicht mehr als fünfhundert Thaler erb- und eigenthümlich verkauft — wo dieser neue Besitzer sich auf die reinste, platonischste Art gegen sie beträgt — wo sie sich wieder veredelt, man weifs nicht recht warum, und wodurch? — wo gegen das Ende die allersonderbarsten Entdeckungen, zum Theil ganz unnöthig sich häufen, — diese Cecilie ist ein sehr unwahrscheinliches Geschöpf, und wird es gerade dadurch noch mehr, dafs der Vf. in der Vorrede versichert: er erzähle eine wirkliche Geschichte. — Hr. Christiani betheuert fast auf jeder Seite: es sey ihm um Belehrung seiner Nebenmenschen zu thun. Wo diese hier herkommen soll, ist schwer einzusehn. Die lieben, blofsen Moralien, Leuten in Mund gelegt, deren Leben oft das Gegentheil lehrt, nützen wenig oder nichts. Nur diejenigen Romane sind ächt belehrend, wo aus der Reihe der Begebenheiten, oder aus der Darstellung getroffener Charaktere, Beobachtungen von selbst sich darbieten. Wenn gegenseitig junge Frauenzimmer (zu deren Mentor Hr. Christiani auf dem Titelblatte sich aufwirft) hier lesen: dafs ein Mädchen aus väterlichem Hause entläuft, in die Hände einer Kuplerin sich wirft, an einen Mann sich wissentlich verkaufen läfst, und doch — Jungfrau bleibt, die schon verlorne geistige Sittsamkeit wieder erhält, und endlich zum neidenswerthesten Wohlstand gelangt — dann dürften doch wahrlich die Leserinnen eher Lust bekommen, auch durchzugehen, als vor ähnlichen Fallstricken sich zu hüten? Wie trefflich übrigens der Vf. seine Ereignisse zu motiviren weifs, davon nur ein einziges Beyspiel! Als die Kuplerin Ceciliens Seele verderben — durch Lectüre verderben will, so giebt sie (S. 52.) *Wielands Musarion, Liebe um Liebe, Aspasia, den Mönch und die Nonne*, endlich (ein vortreffli-

trefflicher Sprung) die *Gedichte nach Grecourt;* als ihr nachmaliger Liebhaber ſie wieder zu veredeln ſtrebt, giebt er ihr (S. 96.) zuerſt *Wielands Oberon*, *Herrmann und Ulrike von Wezel*, *Langbeins Schwänke* und *Feyerſtunden*, *Cramers Werke* (!) *Guido von Sohnsdom*, und endlich *Müllers* ſowohl als *Lafontaines* (!) *Schriften.* Eine treffliche Stufenleiter! Durch Langbeins Schwänke verbeſſern zu wollen, was Muſarion — verdorben hat? Das ſieht doch ſelbſt einem Schwank ſo ähnlich, wie ein Waſſertropfen dem andern. Gleichwohl iſt es des Vfs. bitterer Ernſt.

ALTENBURG, b. Fiedler: *Kenotaphien. Dichtungen, dem Andenken verdienter Menſchen gewidmet,* von *Friedr. Aug. Chriſt. Moerlin.* 1800. 104 S. 8. (8 gr.)

Die Idee, dem Verſtienſte berühmter alter und neuer Helden, Dichter oder Weltweiſen ein poetiſches Denkmal zu ſetzen, iſt löblich an ſich ſelbſt, und auch die Art, wie es Hr. *M.* hier verſucht hat, verdient — wenigſtens dem gröſsern Theil nach — Beyfall. Denn er hat durch Abwechſelung der Form, indem er ſeinen Stoff bald in Dialogen, bald in Selbſtgeſpräche, bald in Erzählungen einkleidete, diejenige Einförmigkeit zu vermeiden geſucht, die ſich ſonſt bey Gegenſtänden dieſer Art, wenn ſie bloſs lyriſch behandelt werden, bald einſchleicht. Auch gelingen ihm gerade die Einkleidungen in Geſpräche und Monologen am beſten; denn zur eigentlichen Ode gebricht es ihm noch am hohen Dichterſchwung, an kühnen Verbindungen, und an ächt genialiſchen Planen; dagegen erſetzt er durch claſſiſche Literaturkenntniſs, durch gefällige Schilderung, durch klüglich benutzte Beleſenheit oft das, was ihm an eigenthümlichem Feuer abgeht. Er entzückt nicht, aber er gefällt.

Nur müſſen wir ihn freundſchaftlich ermahnen, auf den Wohlklang ſeiner Gedichte künftig noch mehrere Rückſicht, als bisher, zu nehmen. Der Hiatus ſcheint bey ihm für gar keinen Fehler zu gelten; denn er erlaubt ſich denſelben faſt auf jeder Seite fünf, ſechs und mehreremale. Wie unerträglich für ein feines Ohr ziſchen Stellen, wie folgende S. 60.:

Ach, Darius iſts,
Des erſchlagnen Königs Leiche iſts!

Auch der Gedanke, auf welchen dieſes ganze Gedicht abzielt: „Die Thränen, welche Alexander auf den „Leichnam des Darius und Cäſar beym Anblick des „abgeſchlagenen Hauptes vom Pompejus weinten, „ſöhnten den Erebos, die Menſchen und Götter für „ihre Weltzerſtörung aus“ — auch dieſer Gedanke iſt gewiſs nichts weniger als richtig, iſt ſelbſt nicht poetiſch-ſchön. Mehr, als mancher erfochtene Sieg konnte ſo eine Thräne (wenn ſie aufrichtig floſs) allerdings werth ſeyn. Aber weh uns allen, die wir keine Helden ſind, wenn man die frevelnde Aufopferung von Millionen Menſchen ſo leicht ausſöhnen könnte! Schmeicheleyen dieſer Art ſollte kein Dichter, ſelbſt gegen Lebende, ſich jemals erlauben. Das Gedicht S. 84.: *Dem vergeſsnen Verdienſt*, überſchrieben, paſst nicht ganz (wiewohl es an ſich betrachtet, eines der gelungenſten iſt) in dieſe Sammlung; denn es trägt mehr den Charakter der Idylle an ſich. In dem *Anakreon vor dem Richterſtuhl Minos*, iſt die Idee: *Auch der Dichter, der Freude verbreitet, hat Verdienſt*, gut und paſſend ausgedrückt; aber die unweisliche Wiederholung der erſten Strophe ſchwächt ganz den Eindruck, den ſonſt das Lob des Dichters aus dem Munde des Todtenrichters machen würde. Denn was kann wohl eine Stanze, wie folgende iſt:

Geiſter kamen, Geiſter ſchieden
von des Minos Richterſtuhl;
ſchwebten zu dem Blumen-Ufer,
das des Lethe Welle netzt;
ſchleichen zu dem Tartarus;
raſtlos tönt des Richters Spruch.

zum Ruhm Anakreons beytragen! Als Eingang ſtand ſie am rechten Orte; als Wiederholung am Schluſs müſste ſie wenigſtens eine Verſtärkung bewirken. Am beſten gefallen uns, *Homers Tod* (S. 48.), *Aeſchylus unter den Manen* (S. 50.) und *Conradin* (S. 68.). — *Orpheus bey Euridizens Todtenfeyer* (S. 34.), nähert ſich ſchon zu ſehr der höhern Epopöe; und beym *Galiläi* S. 21. erinnert man ſich ein wenig allzu oft an *Engels* bekannten Traum Galiläis.

WIEN, b. Pichler: *Gleichniſſe von Carolina Pichler, gebornen von Greiner.* 1800. 134 S. 8. (16 gr.)

Die *Chaumière Indienne* von St. Pierre war (wie die Vfn. ſelbſt im Vorbericht angiebt) die erſte Veranlaſſung dieſes Werkchens. Die Geſchichte des unglücklichen *Paria*, der von den Menſchen ausgeſtoſsen, an die Natur ſich wendet, und im Umgange mit ihr, in Beobachtung ihrer Erſcheinungen, die reinſten erhabenſten Sittenlehren entdeckt, machte einen *unvergeſslichen* (ſollte wohl heiſsen: unauslöſchlichen) Eindruck auf ſie. Da ſie das Landleben ſtets vorzüglich geliebt hatte, und einen Theil des Jahrs auf dem Lande zuzubringen pflegte: ſo benutzte ſie jenen Fingerzeig des guten Paria, begann die Pflanzenwelt und die Naturbegebenheiten in gleicher Rückſicht zu betrachten, und die Lehren der Moral im Buche der Natur zu ſuchen. Durch die ſpätere Lectüre von *Herders Ideen zur Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit*, kam ſie noch mehr auf die Gedanken, daſs dieſelben heiligen unabänderlichen Geſetze in der phyſiſchen, wie in der moraliſchen, Welt herrſchen, und daſs die erſte ein treuer Spiegel der letzten ſey. Bäume und Blumen gewannen nun für ſie eine ganz andere Anſicht. Sie fand in ihren Eigenheiten ein treues Bild der menſchlichen Eigenheiten, und glaubte nun aus dieſen Beobachtungen einige Lehrer der Sittlichkeit und Klugheit abziehen zu können, die um ſo reiner und unzweifelhafter wären, da ſie aus den, allen Weſen gemeinſchaftlichen, Naturgeſetzen entſprangen.

So

So entſtanden dieſe (*dreyſsig*) kleinen Aufſätze. Dafs die Vfn. nicht ganz beſtimmt ſich ausgedrückt hat, wenn ſie dieſelben *Gleichniſſe* betitelt, ergiebt ſich aus dem jetzt Geſagten ſchon; denn es ſind offenbar *Vergleichungen*. Auch der Gedanke ſelbſt iſt unter deutſchen Schriftſtellern nichts weniger als neu. In Engels Philoſophen für die Welt, in Meiſsners Skizzen, Anton Walls Bagatellen u. a. m., finden ſich viele dergleichen Anwendungen der *unbelebten* Natur auf philoſophiſche und moraliſche Sätze; ja, allen dieſen iſt ſogar längſt ſchon *Scriver* in ſeines *Gottholds zufälligen Andachten* — ein Buch, das zu unſerer Urgroſsväter Zeiten Anſehn und Nachahmer genug hatte! — vorangegangen. Indeſs, neu, oder nicht neu! Sobald nur die Idee gut an ſich ſelbſt und auch hier gut gerathen in der Ausführung iſt, ſobald wäre es unnöthige Kritteley, jetzt eine genauere Unterſuchung der frühern Verſuche in dieſer Art anzuſtellen; und wirklich herrſcht in dieſen kleinen Aufſätzen ein ſo edler gefühlvoller Ton, verbunden mit einer ſo gewählten Sorgfalt des Ausdrucks; ſie haben durchgängig einen ſo ächt moraliſchen Endzweck und eine ſolche Gefälligkeit im Vortrag, dafs die Vfn. nicht nur den gröfsern Theil der *männlichen* Schriftſteller ihrer Vaterſtadt (was freylich noch nicht viel ſagen will) beſchämt; ſondern auch unter den deutſchen Schriftſtellerinnen überhaupt einen nicht unbedeutenden Platz ſich erwirbt. Zwar ſind die Vergleichungen ſelbſt nicht alle von einerley Gehalt. Manche der gewählten Gegenſtände, z. B. das *Vergifsmeinnicht* (S. 20.), der *Sturmwind* (S. 14.), der *entblätterte Baum* (S. 120.), ſind nun ſchon ſo oft betrachtet und angewandt worden, dafs ſich ihnen durchaus keine neue fruchtbare Anſicht abgewinnen läſst; bey noch andern, z. B. bey dem *Berggipfel* S. 91., beym *Küchengarten* S. 33. u. a. m., iſt die Vergleichung etwas gezwungen; aber ſelbſt dieſe ſind wenigſtens nicht ganz fruchtlos; und andere erſetzen die Reichhaltigkeit, die jenen abgeht. Am beſten gefallen uns die *ausländiſchen Gewächſe* S. 45., *der ſterbende Schmetterling* S. 50., *die Pflanzen im Schatten* S. 87., und *der Garten im September* S. 94. Dafs der gröfsere Theil dieſer *Lehrbilder* — wie wir vielleicht am liebſten die ganze Gattung benennen würden — das weibliche Geſchlecht betreffen; deshalb bittet die Vfn. ſelbſt, als wegen einer *Einſeitigkeit*, um Verzeihung. Wir würden es lieber für eine weisliche Beſcheidenheit halten.

Leipzig, b. Linke: *Panorama häuslicher Freuden und ehlicher Glückſeligkeit. Als Muſter der Nachahmung für junge Eheleute.* 1800. 300 S. 8. (20 gr.)

Wie froh doch manche unſerer Schriftſteller ſeyn mögen, wenn bey dem ſtarken Verbrauche der gewöhnlichen Büchertitel, dieſe oder jene Entdeckung in der phyſiſchen Welt, in der Mechanik oder andern Künſten, eine neue Benennung zum Gebrauch ihnen darbeut! Ob dieſe den Inhalt ihres Werkchens gehörig bezeichnet, — ob ſie nicht vielleicht zu einer unpaſſenden, wohl gar ungünſtigen Vermuthung Anlafs geben könnte — darum kümmern ſie ſich wenig. Genug, ſie haben einen *neuen* Titel; hoffen dadurch die gröfsere Menge zu reizen, und willfahren nicht ſelten zu gleicher Zeit dem Eigenſinn ihrer Verleger.

Ein deutliches Beyſpiel von dieſem Contraſt zwiſchen Titel und Inhalt giebt gegenwärtiges Büchlein. Seinem Aushängeſchild nach, ſchloſſen wir auf einen reichhaltigen, abwechſelungsvollen Inhalt, auf glänzende Gemälde, auf eine Anſicht von *allen* Seiten; wir laſen es, und fanden: dafs gerade Mannichfaltigkeit ihm abgeht, und dafs es noch am eheſten durch das Einfache ſeiner Gegenſtände ſich empfiehlt. Als Einleitung ſind ihm ſogenannte: *allgemeine Betrachtungen* über Liebe, Ehe und häusliche Glückſeligkeit vorangeſchickt. Was der Vf. da auf drey Bogen ſagt, iſt alles an ſich wahr und gut; aber es iſt auch ſo allgemein, dafs niemand, der nur ein wenig über die genannten Gegenſtände nachgedacht und Erfahrungen geſammelt hat, etwas *neues* darin finden wird. Dann folgen vier Erzählungen. In der erſten wird ein ſchon vierzigjähriger Mann, den in jüngern Jahren allzu grofse Anfoderungen, und ein paar kleine Unfälle, vom Heirathen abhielten, und der nun unter der häuslichen Tyranney ſeiner zänkiſch-geizigen, gleichfalls unverheiratheten Schweſter ſteht, durch ſeinen Freund — einen noch viel ältern, aber reuevollen Hageſtolz — verhindert, ein völliger Myſogyn zu werden. Er ſchaut um ſich; findet ein braves Landmädchen, gewinnt wieder Zutrauen zur weiblichen Liebe, und heirathet, ſeinem ſchweſterlichen Satan zum Trotze. In der zweyten ſteht ein braver Vater, der aber zugleich ein leidenſchaftlicher Kaufmann iſt, im Begriff, ſeine einzige geliebte Tochter unglücklich zu machen, indem er ſie nöthigen will, auch einen Kaufmann zu heirathen; da ihr Herz längſt an einen würdigen jungen Gelehrten verſchenkt iſt. Doch ein Freund von ihm lehrt ihn beide Freywerber beſſer kennen, und da er in ſeinem Günſtling einen Unwürdigen entdeckt, läſst er endlich ſeiner Tochter ihren freyen Willen. In der dritten Erzählung gelingt es einem Ehemann, ſeine Gattin, die ſchon den Irrweg einer modiſchen Sittenverderbniſs eingeſchlagen, durch ernſtliche Maafsregeln und durch Beſchränkung auf ein ländliches Leben zu beſſern. In der vierten endlich wird gegenſeitig ein Gatte, der ſchon im Begriff ſteht, ſeiner Gattin untreu zu werden, durch die edelmüthige Geliebte, um deren Gunſt er ſich bewirbt, zu ſeiner Pflicht und zum wahren ehlichen Glücke zurück geführt. — Unter dieſen Erzählungen iſt, unſerm Bedünken nach, die dritte am ſchlechteſten gerathen. Eine ſchon ſo eitel gewordene, ſchon öfters umſonſt gewarnte, Mode-Thörin pflegt auch bey dieſer Cur-Art nur äuſserſt ſelten ſich zu beſſern. Die übrigen drey haben zwar auch weder in der Materie noch in der Form ein ächt-originelles Verdienſt; ihre Schreibart iſt oft allzu blumicht, und ſie ſind, bis zum Ueberdrufs, mit Moralien durchwebt. Aber ſie leſen ſich doch ziemlich leicht und gefällig. Ihr Endzweck iſt löblich; und man legt

das

das Buch, wenn man es nun durchgeleſen hat, wenigſtens nicht mit Unmuth aus der Hand. Nur für ein *Panorama des Eheſtands* kann man es durchaus nicht anſehn. Denn es betrachtet ſtets dieſe Verbindung von ſeiner guten Seite, und übergeht tauſend und aber tauſend Situationen, die in ihr vorkommen, und die viel wirkender als die hier aufgeführten ſind, oder ſeyn können.

MEISSEN, b. Erbſtein: *Erminia, die Einſiedlerin unter Romas Ruinen*, von dem Verfaſſer der Heliodora. 1800. 235 S. 8. (20 gr.)

Gehörte in dieſen kleinen, vor uns liegenden Roman dem deutſchen Verfaſſer alles eigenthümlich an; wäre das ganze Büchlein ein Erzeugniſs ſeiner Einbildungskraft oder Erfahrung: ſo würden wir ihn dreiſt zu Deutſchlands vorzüglichern Romanen-Dichtern zählen; denn ſeine Erminia hat ſehr ſchöne Situationen, ein paar, wenn auch nicht durchgeſetzte, doch gut geleitete Charaktere, eine die Aufmerkſamkeit ſpannende Verwicklung, und eine ziemlich befriedigende Auflöſung. Aber freylich befindet man ſich bey Leſung derſelben auch ſehr oft in einer ſchon bekannten Geſellſchaft; entdeckt hier und da ganze Gliedmaſsen anderer Schriftſteller, und wird endlich geneigt, das Product ſelbſt nicht für einen *neuen*, ſondern nur für einen *neuzuſammengeſetzten* Körper anzuſehen. Denn nicht gerechnet, daſs derjenige Bonaventura, der hier den Helden künſtlich genug in ſein Netz verſtrickt, eine groſse Familien-Aehnlichkeit mit dem Schilleriſchen Armenier, und manchen andern ihm nachgeformten Gauklern an ſich trägt: ſo iſt auch nachher die Beſchwörung in der Grotte (S. 84.) der Erfolg derſelben, der Heldenmuth des jungen Mannes, das ihn von nun an begleitende weibliche zweifelhafte Weſen, der Kampf ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Vernunft, ſammt dem Sieg der erſten, mit dem bekannten Roman von *Cazotte, Biondetta* oder *Teufel Amor* betittelt, ſo ganz übereinſtimmend, daſs uns ein paarmal der Gedanke aufſtieg: die ganze Erminia ſolle wohl eine Ueberarbeitung, eine Natürlichmachung jener Biondetta ſeyn, und daſs wir uns nur wunderten, dieſen Endzweck nicht durch irgend einen Vorbericht, irgend eine Note wenigſtens angezeigt zu finden. Selbſt der eingewebte Charakter von Fauſtinen dünkt dem Rec. ſchon an einem andern Orte aufgeſtoſsen zu ſeyn, wenn er gleich das Wo nicht beſtimmt anzugeben vermag.

Wer dieſs alles nicht weiſs, oder nicht achtet, der wird wahrſcheinlich mit dieſer Lectüre ein paar müſsige Stunden nicht unangenehm ſich verkürzen; denn an Intereſſe, wie wir ſchon vorhin angaben, fehlt es der Geſchichte keineswegs; auch der Stil iſt lebhaft, und gröſstentheils gutgewählt; nur dann und wann ſtrebt er allzu ſichtlich nach Kürze und Ründung. Ueber einige kleine Unwahrſcheinlichkeiten, über Vorfälle, die ſo haarſcharf in einander paſſen, als es in der Wirklichkeit kaum während eines Seculums ſich zuträgt, ſetzt man ſich überhaupt in Romanen dieſer Art gutmüthiger als bey manchen andern Schriften hinweg, denn ihr Hauptzweck iſt ja auf — *Wirkung* berechnet.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunſchweig: Ueber die gelben Körper im weiblichen Eyerſtocke.* Nebſt einem Glückwünſchungsſchreiben an Hn. Leibmedicus *Pott*, bey deſſelben Uebernahme des Decanats im fürſtl. Oberſanitätscollegium zu Braunſchweig, von D. *Th. Georg. Aug. Rooſe*, Profeſſor u. ſ. w. 1800. 20 S. 8. (2 gr.) Der Inhalt dieſer kleinen Schrift, welche der Vf. im vorigen Jahre auch der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen vorgelegt hat, betrifft hauptſächlich die Prüfung der von *Haighton* und *Brugnone* über die *corpora lutea* geäuſserten, und ſich einander völlig widerſprechenden Meynungen. Jener behauptete nämlich, daſs die Gegenwart der gelben Körper ein unumſtöſslicher Beweis ſey, daſs Befruchtung ſtatt finde, und ſtatt gefunden habe, und dieſer erklärte jene Meynung geradezu für irrig, und nahm an, daſs man die *corpora lutea*, die ſich nicht eher bildeten, als bis das weibliche Geſchöpf zur Fortpflanzung reif und fähig ſey, als eine von den mancherley Erſcheinungen anzuſehen habe, welche dieſen Zeitpunkt anzeigten. Nachdem der Vf. die Gründe beider Gelehrten mit Beſcheidenheit und Sachkenntniſs unterſucht und geprüft hat, beſtimmt er ſich endlich für die *Blumenbachiſche* Theorie, welche *Brugnone* in ſeiner Schrift lächerlich gemacht hatte, und zieht aus der ganzen Unterſuchung folgende Reſultate: 1) Die Meynung, als wären die gelben Körper im weiblichen Eyerſtocke untrügliche Merkmale vorhergegangener Empfängniſs und Befruchtung, iſt irrig. 2) Die Meynung, als habe man die gelben Körper bloſs als Merkmale der Reife und des Fortpflanzungsvermögens des weiblichen Geſchlechts anzuſehen, hat eben ſo wenig Grund als jene. 3) Es iſt im hohen Grade wahrſcheinlich, daſs die gelben Körper nicht allein durch Befruchtung, ſondern auch durch Einwirkung der Phantaſie, und durch örtliche Reizung der Geſchlechtswerkzeuge gebildet werden können. Am Schluſſe wirft der Vf. noch die Frage auf: ob nicht durch weibliche Onanie, oder durch unnatürliche Arten der Begattung bey ſehr reizbaren Weibern allmälich alle Graafſche Bläschen in gelbe Körper verwandelt, und ſo eine unheilbare Unfruchtbarkeit bewirkt werden könne.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. Februar 1801.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Duprat: *Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du Méridien*, par *J. B. J. Delambre*, Membre de l'Inſtit. Nat. et du Bureau des Longit. l'un des deux Aſtronomes, chargés de la méſure de l'arc compris entre Dunkerque et Barcelonne; précédées d'un *Mémoire ſur le même ſujet* par *A. M. Legendre*, Membre de la Commiſſion des poids et méſures de l'Inſtit. Nat. An VII. (1799.) 176 S. gr. 4. ſammt 3 Bogen Tafeln und Anmerkungen, und 2 Kupfert. (6 Francs.)

Die bereits unter den Auſpicien der conſtituirenden Nationalverſammlung im J. 1791. entworfene, im J. 1792. angefangene, unter mancherley Stöſsen der Revolution theils unterbrochene, theils fortgeführte, und im J. 1798. durch Beſtimmung der Länge einer gedoppelten Baſis im Jun. und Sept. deſſelben Jahrs glücklich vollendete Meſſung von $9\frac{2}{3}$ Graden der Erdfläche zwiſchen Dünkirchen und Barcellona iſt die unmittelbare Veranlaſſung der gegenwärtigen Schrift. Von den Reſultaten dieſes groſsen und in ſeiner Art einzigen Unternehmens für die Geſtalt der Erde, und für das neue Maaſs- und Gewichtſyſtem finden die Leſer der A. L. Z. im Jahrg. 1800. Nr. 125. bey Gelegenheit der Anzeige der *Connaiſſ. des tems pour l'an X.* weitere Nachrichten. *Delambre*, der Vf. der vor uns liegenden Schrift, ſchon längſt als einer der vorzüglichſten Aſtronomen Frankreichs bekannt, war einer der beiden würdigen Gelehrten, welchen die Gradmeſſung aufgetragen war, ein Geſchäft, dem er ſich nebſt ſeinem Gehülfen *Méchain*, wie nun aus dem Erfolg erhellet, mit einem auſserordentlichen Grade von Geſchicklichkeit, und mit Erwerbung eines bleibenden Verdienſtes um die geographiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften unterzogen hat. Bekanntlich wurde ſchon 1798. in Paris eine beſondere Commiſſion von franzöſiſchen ſowohl als ausländiſchen Gelehrten niedergeſetzt, welche theils die Arbeiten beider Aſtronomen aufs genaueſte prüfen, theils aus denſelben mittelſt gemeinſchaftlicher Unterſuchungen und Berechnungen die näheren Beſtimmungen für die Figur der Erde und für die neuen Maaſse ableiten ſollte. Dieſer Commiſſion, die jetzt ihre Geſchäfte geendigt hat, überlieferte auch *Delambre* bey ſeiner Zurückkunft ſeine Regiſter und Tagebücher, und legte ihr Rechenſchaft ab, nicht nur über alle bey Beobachtung der Polhöhen und Azimute, ſo wie bey Vermeſſung der Dreyecke und beider Grundlinien gebrauchten Rückſichten, ſondern auch über die verſchiedenen Methoden, deren er ſich zur Reduction jener Beobachtungen bedient, und die Formeln, nach welchen er vorläufig daraus die Länge der gemeſſenen Strecke des Meridians berechnet hatte. Da mündliche Erörterung dieſer Methoden und Formeln zu unbequem und weitläuftig ſchien: ſo wurde der Druck derſelben beſchloſſen. So entſtand demnach gegenwärtiges Werk, deſſen einzelne Bogen, ſo wie ſie gedruckt waren, unter die Commiſſarien vertheilt wurden. Noch alle Aſtronomen, die ſich mit Meſſung eines Meridiangrades beſchäftigten, haben in gedruckten Schriften über ihre Arbeit dem Publicum Bericht erſtattet; allein man wird dieſe neueſte Schrift um ſo weniger für überflüſſig halten, da jene ältern, den hiſtoriſchen Theil und die Berichtigung der Werkzeuge ausgenommen, in der Hauptſache alle einander ganz ähnlich ſind, und in allen die nämlichen Methoden des Calculs vorkommen. Letzte Methoden, wenn ſchon lauter Näherungen, mochten zu ihrer Zeit immerhin befriedigen; ſie ſtanden im Verhältniſs mit der Güte der Werkzeuge, bey denen ſich Irrthümer in den Beobachtungen, weit gröſser als jene des Calculs, nicht vermeiden lieſsen. Aber bey der groſsen und bisher unerreichten Vollkommenheit, welche den bey der neueſten Gradmeſſung gebrauchten Werkzeugen eigen war, ſuchte der Vf. mit Recht Methoden auf, welche genauer und ſchärfer wären, als die gewöhnlichen; ſchon in einigen Bänden der *Connaiſſance des tems* hatte er deswegen vorläufig gewiſſe Tafeln und Formeln zur Reduction der Winkel geliefert. Er überzeugte ſich insbeſondere von der Unzulänglichkeit der Art, wie man bis jetzt die Convergenz der Meridiane in den Calcul gezogen hatte, und bey dem Verfolg ſeiner Operationen wurde er immer mehr auf die Nothwendigkeit geleitet, durchaus alle in dieſs ganze Geſchäft einſchlagende Probleme einer beſondern Prüfung zu unterwerfen, und für neue, theils ſchärfere, theils einfachere, Auflöſungen zu ſorgen, zumal ſolche, welche durch bloſse Veränderung der algebraiſchen Zeichen mit Leichtigkeit auf alle vorkommenden Fälle ſich anwenden lieſsen, und den Rechner der beſchwerlichen Mühe entledigten, für jeden beſondern Fall erſt eine eigene Figur zu entwerfen. Der Vf. hat indeſſen die ausführlichen Beweiſe ſeiner durchaus analytiſchen Formeln in ihrer ganzen Ausdehnung eingerückt; auſserdem, daſs nicht jeder praktiſche Geometer mit den Vorausſetzungen, auf denen dieſe Beweiſe ruhen, gleich vertraut iſt, hat dieſe Umſtändlichkeit noch den weſentlichen Vortheil, daſs die in den Formeln ſelbſt etwa eingeſchlichenen Fehler um ſo eher verbeſſert

beſſert werden können. — Der Delambreſchen Arbeit geht von S. 3. bis 16. ein kurzer Aufſatz von *Legendre* voran, deſſen Inhalt ebenfalls die Methode betrifft, die genaue Länge des Meridianquadranten zu beſtimmen. Die Hauptſache davon ſteht ſchon in den *Mém. de l'Acad.* 1787; hier iſt einiges noch weiter erläutert, und mit Beweiſen begleitet. Der Vf. kam, zum Theil auf verſchiedenen Wegen, auf ähnliche Formeln mit *Delambre*; in andern Stücken geriethen beide auf ſehr abweichende Methoden. Es iſt nützlich, bey ſo delicaten Rechnungen verſchiedener Methoden ſich bedienen, und ſich um ſo mehr von der Richtigkeit des Calculs verſichern zu können; inzwiſchen iſt *Delambre's* Verfahren zum Theil genauer, zum Theil auch auf ſtrengere Beweiſe gegründet. *Legendre's* Methode beruht kürzlich darauf, daſs er zuerſt die Winkel auf den Horizont zu reduciren, alsdann ihnen a priori, wie ers nennt, die nöthigen Verbeſſerungen zuſetzen lehrt, damit die Summe der drey Winkel 180 Graden + dem kleinen von der Fläche des Dreyecks herrührenden Ueberſchuſſe gleich werde. Indem in dieſer Hypotheſe das ganze Netz von Dreyecken auf eine ſphäriſche oder ſphäroidiſche Fläche entworfen wird, und die Seiten als Kreisbogen betrachtet werden: ſo ſchlägt Leg. vor, dieſe Seiten der Dreyecke nach folgender Regel zu berechnen: man ſetze die Summe der 3 Winkel eines ſphäriſchen Dreyecks mit ſehr kleinen Seiten gleich 180° + w, ziehe von jedem der beobachteten Winkel $\frac{1}{3}$ w. ab: ſo werden die Sinus der ſo verminderten Winkel ihren gegenüberſtehenden Seiten proportional ſeyn, und man wird das Dreyeck als geradlinicht behandeln können. Dann folgt die Art, wie die Perpendicularlinie auf den Meridian berechnet wird, und wie durch Vergleichung der berechneten Azimute mit den an beiden Enden der Triangelkette beobachteten die Operation verificirt werden kann. Gegen obige Regel, die aus gehäuften Näherungen abgeleitet, an Genauigkeit nothwendig verlieren muſste, haben ſchon *Käſtner*, und neuerdings *Burkhardt* gegründete Erinnerungen gemacht; auch *Delambre* fand dafür keine directen Beweiſe. Am Ende des Buchs ſtehen noch einige Seiten Anmerkungen, worin Leg. ſeine Formeln und Methoden gegen gewiſſe Stellen der Delambreſchen Schrift zu rechtfertigen ſucht. — Das Werk von *Delambre* ſelbſt zerfällt in zwey Theile, einen theoretiſchen von S. 17. bis 112. und einen praktiſchen von S. 113. bis 176. ſammt einem Anhange von Tafeln. — Im *theoretiſchen Theile* entwickelt der Vf. die Formeln und Verfahrungsarten, die er bey Berechnung der gemeſſenen Meridiangrade gebraucht hat. Da die Vollkreiſe, deren man ſich bey der Meſſung bedient hat, in 400 ſtatt in 360 Grade, der Quadrat alſo in 100 Decimalgrade getheilt war: ſo wird vor allen Dingen gezeigt, wie auf eine ſehr leichte Art Decimalgrade in die gewöhnlichen, nach dem Verhältniſs wie 10 zu 9, und umgekehrt im Verhältniſs wie 9 zu 10, zu verwandeln ſind; ferner, wie die Excentricität des untern Fernrohrs zu verbeſſern iſt; nach *Borda's* Bemerkung iſt übrigens die vereinigte Wirkung einer ſolchen Excentricität auf alle drey Winkel eines Dreyecks gerade gleich Null. Unter den Aufgaben, deren vollſtändige Auflöſung nun gegeben wird, iſt die erſte: die Winkel auf den Mittelpunkt einer Station zu reduciren. Was für Vorzüge die von dem Vf. gewählte Auflöſungsart ſchon wegen ihrer analytiſchen alle mögliche Fälle in ſich ſchlieſsenden Form vor den ältern Methoden hat, iſt augenſcheinlich. Man werfe zur Vergleichung nur einen Blick auf die *Méridienne vérifiée*, und auf die verwickelten Regeln, die für eben dieſe Reduction daſelbſt vorgeſchrieben werden; dort muſs man elf Figuren durchlaufen, um zu ſehen, welche für jeden beſtimmten Fall gehört, und dabey erſt noch über die Zeichen des gedoppelten Theils der Reduction ſich verſtändigen. Noch andere Beobachter hielten für das beſte, zu jedem beſondern von ihnen aufgeführten Winkel eine eigene Figur zu zeichnen, um den Rechner ja vor allen möglichen Verirrungen ſicher zu ſtellen. Weit einfacher geht Del. zu Werke; eine Figur und Formel leiſtet bey ihm alles. Er giebt eine doppelte Auflöſung, theils durch eine endliche zweygliedrigte Formel, theils durch eine Reihe, wovon aber das erſte Glied ſchon jedesmal Genüge thut. Dabey zeigt der Vf., wie man, wenigſtens auf Gebirgen oder ſonſt einem günſtigen Local, eine ſolche Stellung nehmen kann, daſs jene Reduction Null wird, wenn man ſchon auſserhalb des Centrums beobachtet, oder wie man, auch unter weniger günſtigen Ortsumſtänden, doch der Verminderung auf Null ſich ſehr nähern kann. Verhalten, wenn das Centrum entweder unſichtbar und unzugänglich, aber mitten auf einer Diagonale, deren Enden bemerkbar ſind, gelegen iſt, oder auch, wenn das Centrum innerhalb einer regulären Figur liegt, wovon man bloſs eine Auſsenſeite beobachten kann, oder wenn das unſichtbare Centrum auf den Perimeter einer Figur von bekannten Dimenſionen fällt. — Aufgabe: wenn das Signal einen merklichen Durchmeſſer hat, aber ungleich erleuchtet wird, ſo daſs irgend ein beobachteter Punkt nicht genau in der Richtung der Axe liegt, den daraus entſtehenden Irrthum zu verbeſſern. Dieſer ſehr häufig ſich ereignende Umſtand iſt von andern Schriftſtellern meiſt übergangen worden; der Vf. giebt Formeln für alle Fälle, die ihm ſelbſt vorkamen, oder die er vorausbeſtimmen konnte. — Wie in geneigten Ebenen beobachtete Winkel auf den Horizont zu reduciren ſind. Statt der bisherigen, im Verhältniſs der geringen Gröſse der geſuchten Verbeſſerung ſehr beſchwerlichen Formeln giebt der Vf. weit kürzere und einfachere. *Legendre* hat eine Formel, die nur bey ſehr kleinen Dreyecken anwendbar iſt, und in einem gewiſſen Falle einen Irrthum von 12 Secunden zuliefs. Unterſchied zwiſchen einem ſphäriſchen durch zwey Kreisbogen gebildeten Winkel, und einem geradlinichten, welchen die Sehnen dieſer zwey Bogen machen. Unterſchied zwiſchen der Seite eines geradlinichten Dreyecks, und der Summe der zwey übrigen Seiten, durch eine Reihe von ſehr einfachem Geſetz

fetz ausgedrückt; eine Veranlaſſung, dieſen Unterſchied zu ſuchen, iſt, weil man öfters die geradlinichte Diſtanz der zwey Enden einer Baſis nicht unmittelbar meſſen kann, ſondern bloſs zwey abgebrochene Linien, die miteinander einen von 180° wenig verſchiedenen Winkel machen. Reduction der Baſis auf die Meeresfläche. — Verbeſſerungen, welche der *aſtronomiſche* Theil der Gradmeſſung erfodert. Wie Zenitdiſtanzen, auſser dem Mittagskreiſe beobachtet, auf dieſen zu reduciren ſind; der Vf. giebt dafür eine ſtark convergirende Reihe, deren zwey erſte Glieder jedesmal hinreichen, und lehrt zugleich, dieſe zwey Glieder in einer einzigen bequemen Tafel darzuſtellen. (Man findet ausführliche Tafeln, nach eben denſelben Formeln berechnet, für den Polarſtern bis auf 45 Zeitminuten Abſtand vom Meridian in der *Conn. des tems pour l'an VI.* und für β im kleinen Bären bis auf 27 Min. Abſtand in der *Conn. d. t. pour l'an VIII.*) Unterſuchung des Einfluſſes geringer Ungewiſsheiten in der Abweichung des Sterns, dem Stundenwinkel und der Polhöhe, desgleichen, wenn der Kreis, womit die Diſtanzen gemeſſen worden, von der verticalen Lage in etwas abweicht, oder wenn man nicht genau im Durchſchnittspunkte der zweyen Fäden beobachtet, oder wenn der Horizontalfaden eine Neigung hat. Nicht nur die Theorie zeigt, ſondern auch ſehr häufige von dem Vf. mit dem Borda'ſchen Vollkreiſe angeſtellten Beobachtungen haben es hinlänglich bewährt, wie unbeträchtlich im Ganzen alle dieſe verſchiedenen Irrthümer ſind, denen dieſs Werkzeug unterworfen iſt, wenn man es nur gut zu behandeln weiſs. Aus 1800 Beobachtungen, an zweyen Sternen in einem Winter angeſtellt, fand *Delambre* durchaus beynahe die nämliche Gröſse für die Polhöhe, und die kleinen noch übrigen Unterſchiede von einem Tage zum andern laſſen ſich füglich den Unregelmäſsigkeiten der Strahlenbrechung zuſchreiben. Die mittlern Gröſsen aus beiden Sternen ſind kaum um 0,2 Sec. unterſchieden, (eine für Beſtimmung der Polhöhe in der That bisher äuſserſt ſeltene Genauigkeit!) und das nämliche Reſultat ergiebt ſich eben ſo aus einer Anzahl von 400 bis 500, wie aus der geſammten Summe von 1800 Beobachtungen. — Formeln, um die Beobachtungen des Azimut zu berechnen, mit beſonderer Rückſicht auf die Bordaſchen Kreiſe. — Obige Correctionen ſowohl des geodätiſchen als aſtronomiſchen Theils der Meſſungen vorausgeſetzt, lehrt nun der Vf. vorerſt, in der Hypotheſe der *ſphäriſchen* Geſtalt der Erdkugel, die einzelnen Theile des Meridianbogens zu beſtimmen; er ſchickt daher Formeln voraus, wie in dieſer Hypotheſe für eine ganze Triangelkette die Differenzen der Breiten, der Azimute und der Längen zweyer äuſserſten Signale, und daraus nach und nach der dazwiſchen liegende Bogen des Meridians ſelbſt gefunden wird. Nun folgen mehrere allgemeine und bequeme Formeln zuſammengeſtellt, woraus, in der *elliptiſchen* Hypotheſe, alle Stücke des Erdmeridians bloſs mittelſt der Function der Breite ſich beſtimmen laſſen. Dahin gehört: Werth eines Bogens zwiſchen dem Aequator und einem gegebenen Parallel, Werth des Meridianquadranten aus einem gemeſſenen Bogen und den Polhöhen ſeiner beiden Enden hergeleitet, Beſtimmung des Mètre auf eine von der Abplattung unabhängige Weiſe, Unterſchied zwiſchen dem ſcheinbaren und wahren Zenit, eine zur Berechnung der Parallaxen dienliche Aufgabe. Nähere Anleitung, wie die Berechnungen in der ſphäriſchen Hypotheſe durch Zuziehung der Abplattung der Erde verbeſſert werden müſſen, und wie die Gröſse dieſer Abplattung aus den Beobachtungen ſelbſt gefunden werden kann. — Probleme, die *Nivellirung* der Dreyecke, oder die Erhöhung ihrer Spitzen über die Meeresfläche betreffend. Die Borda'ſchen Kreiſe geben auch die beſten und ſicherſten Mittel an die Hand, eine Gegend genau zu nivelliren; der Vf. hat auf allen Stationen ohne Ausnahme ſich derſelben zu dieſem Endzwecke, bedient. Zwar bleiben immer kleine Ungewiſsheiten wegen der Strahlenbrechung zurück; dieſe können aber gehoben werden, wenn zwey Beobachter ſich miteinander vereinigen, an zwey Signalen zu gleicher Zeit correſpondirende Wahrnehmungen anzuſtellen; daraus findet ſich der Unterſchied des Niveau der zwey Stationen. Um dieſen Unterſchied zu berechnen, giebt der Vf. für alle in der Ausübung ſich darbietende Fälle theils endliche Reihen zu ganz genauer Auflöſung des Problems, theils ſtark convergirende, wo gemeiniglich das erſte Glied zureicht. Wie die Erhöhung über der Meeresfläche zu finden für den Fall, dafs ſich der Meerhorizont beobachten läſst. — Art, die terreſtriſche Strahlenbrechung zu beſtimmen. Verbeſſerungen, welche die Abplattung der Erde für das Nivellement nöthig macht; ſie ſind gemeiniglich ſehr unbedeutend. — Directe, und auf keine *Poſitio falſi* ſich gründende Formeln der aſtronomiſchen Strahlenbrechung, für den Abſtand ſowohl vom ſcheinbaren als wahren Zenit; Verbeſſerungen durch das Barometer und Thermometer. Um die Refraction am Horizonte, und in der Höhe von 45 Graden genauer feſtzuſetzen, legte der Vf. eine groſse Anzahl Beobachtungen von *Bradley*, *Piazzi*, *Méchain*, und ſeine eigenen zum Grunde; einige derſelben gaben für 45 Grade eine kleine Vermehrung, andere eine Verminderung der gewöhnlich angenommenen Gröſsen; er formirte ſich daraus vier Tafeln der Refraction, die er nach einander bey ſeinen Beobachtungen anwandte, und da die Tafel von *Bradley* unter allen beynahe das Mittel hielt: ſo gab er ihr den Vorzug. Indeſs kann die Refraction in den Differenzen der Polhöhen, welche für die Gradmeſſung beobachtet worden ſind, nirgends einen merklichen Irrthum verurſachen. Weil es bey Azimutalbeobachtungen auf die Refraction für die wahren, nicht für die ſcheinbaren, Zenitdiſtanzen ankommt, ſo ſuchte der Vf. ſeine Formeln auch für die erſten insbeſondere einzurichten. — Zuletzt Methoden, das über dem eigentlichen Ort der Beobachtung erhabene Stück eines Signals zu beſtimmen, nebſt einer Reihe, um in einem geradlinichten Dreyeck, wo man zwey Seiten und den eingeſchloſſenen Winkel kennt, einen

der

der unbekannten Winkel zu finden. — Der zweyte durchaus *praktiſche Theil* des Werks beſchäftigt ſich mit Rechnungsbeyſpielen, und Anwendung der im erſten vorgetragenen Formeln auf wirkliche bey der Gradmeſſung vorgekommene Fälle. Auch dieſer Theil iſt reich an trefflichen Bemerkungen für den ausübenden Geometer, und kann denen, die zu ähnlichen Operationen im Groſsen oder auch zu geodätiſchen Arbeiten von geringerem Umfange berufen ſind, nützliche Dienſte leiſten. Den Gebrauch Borda'ſcher Vollkreiſe hält der Vf. bey allen künftigen geographiſchen ins Groſse gehenden Unternehmungen für unentbehrlich, uud macht einige Anmerkungen über die bequemſte Manier, die vervielfachten Beobachtungen am Werkzeuge abzuleſen. Dann kommen, mit Rückſicht auf die verſchiedenen möglichen Fälle, numeriſche Beyſpiele von Reduction der Winkel auf das Centrum der Station und auf den Horizont, von Verwandlung ſphäriſcher Winkel in Chordenwinkel, von Beſtimmung der Polhöhe mittelſt auſser dem Mittage beobachteter Zenitdiſtanzen der Circumpolarſterne, von Berechnung der Azimutalbeobachtungen, der Nivellirungsdifferenzen, der Neigung des Meerhorizonts, der irdiſchen und aſtronomiſchen Strahlenbrechung. Auch noch einige analytiſche Methoden für allgemeine topographiſche Probleme. Die Art, wie man beſtimmen kann, ob ein aufzurichtendes Signal ſich auf der Erde oder am Himmel projiciren wird. Bequemſte Figur und Beſchaffenheit der Signale; der Vf. giebt im Allgemeinen der viereckten Pyramidalform den Vorzug. — Den Beſchluſs macht eine Reihe *Tafeln*. Die vier erſten dienen, theils einen beobachteten Winkel auf den Horizont, theils horizontale und ſphäriſche Winkel auf Chordenwinkel, zu reduciren. Tafel für die mittleren Refractionen, auf die wahre Zenitdiſtanz geſtellt; Correctionstafel für den Stand des Barometers und Thermometers; letzte iſt weit geſchmeidiger als die gewöhnlichen eingerichtet. Zwey allgemeine Tafeln zur Reduction der Zenitdiſtanzen auf den Meridian; ſie dienen dazu, die Conſtruction beſonderer Tafeln für einzelne Sterne zu erleichtern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Prag und Leipzig, b. Polt: *Abendtheuer und Reiſen Martin Engelbrechts, als Seitenſtück zum Engliſchen Robinſon, eine der intereſſanteſten Robinſonaden aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.* m. e. Kpfr. 1801. 174 S. 8. (12 gr.)

Dieſe hier gleich auf dem Titel ſo hochgeprieſene Robinſonade mag allerdings manchen unſerer Leſer bereits vor dreiſsig oder vierzig Jahren einige angenehme Stunden gemacht haben, und würde mit der groſsen Empfehlung der *Jugendfreundſchaft* in ihr Gedächtniſs zurückkehren, wäre ſie ihnen hier nicht mit einer nutzloſen Firmelung aufgeführt. Denn dieſer Martin Engelbrecht iſt niemand anders, als der ehemals ſo berufne *Martin Speelhoven*, einer der vielen Romane des ſogenannten Dresdner Thürmers, und vielleicht der Beſte von dieſer ganzen Familie. Zwar ſah man ihm von Anfang bis zu Ende die Nachahmung des unendlich verdienſtvollern Robinſon Cruſoe an; zwar hatte er der flachen Begebenheiten, der platten Einfälle, und der weitſchweifigen Stellen ſehr viele; aber es befanden ſich auch manche glückliche Situationen in demſelben. Sein unerwartetes tragiſches Zuſammentreffen mit ſeinem Vater auf einem wüſten Eiland — die Anlandung eines entführten, an ihrem Räuber ſich blutig rächenden Mädchens — die Lebensrettung, die er ihr bald darauf gegenſeitig verdankt — ihre züchtige Liebe, die vielleicht noch züchtiger iſt, als die Natur in einer ſolchen Lage es mit ſich bringen dürfte — dieſs alles, und noch manches andere gab Stoff zu intereſſanten Situationen. In ſo fern war auch allerdings das Büchlein einer neuen Ueberarbeitung, einer verbeſſerten Sprache, und einer kleinen Nachhülfe an mehrern Stellen nicht unwerth. Doch der ungenannte Herausgeber hat es ſich ſehr leicht gemacht. Sein Hauptverdienſt iſt *Zuſammenziehung*, die nicht ſelten in *Skelettirung* übergeht. Vorzüglich dann, wenn Martin vom Eilande wieder nach Europa zurückkehrt, wenn man ihn unwürdig genug ſeine Braut entwenden will und wirklich entwendet, wäre manche Abänderung heilſam für die Wirkung, und auch verträglich mit der poetiſchen Gerechtigkeit geweſen. Auch der Schluſs iſt drollicht. Nachdem der Held des ganzen Werks doch endlich noch ſeine Jenny, und zwar (was mit der Chronologie ſich ziemlich ſchwer verträgt!) als ein *blühendes reizendes Weib* zur Frau bekömmt, ſagt er: „Schon zehn Jahre lebe ich mit ihr froh und zu„frieden. Liebliche Kinder ſchaukeln auf meinen „Knieen, und es bleibt mir kein Wunſch übrig, als „der eines ſeligen Ende.“ — Das klingt ſehr fromm! In einer ſo glücklichen und erſt ſo kurzen Ehe pflegt man ſich ſonſt noch nicht nach dem Querſtrich zu ſehnen, der hienieden alles endet. — Doch nun genug von einem Werke, das ſchon ſeiner Beſtimmung nach keiner ſtrengen Kritik unterliegt, und das um ſo mehr auf glimpfliche Behandlung Anſpruch machen darf, da unſere Bekanntſchaft mit ihm bereits ſo alt iſt.

* * *

Berlin, in d. Königl. Preuſs. akad. Kunſt- und Buchh.: *Raspo von Felſeneck, oder der Gottesgerichtskampf aus dem elften Jahrhunderte.* Vom Vf. des Konrads von Kaufungen. Neue unveränderte Auflage. 1 Th. 1800. 236 S. 8. (18 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Ueber die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker*, nebst Zusätzen einige scholastische Theorieen betreffend von *W. L. G. Freyherrn von Eberstein*. 1800. 152 S. gr. 8. (14 gr.)

Die Geschichte der neuern Peripatetiker, welche seit der Reformation die Philosophie zwar nur grösstentheils zum Behuf der Theologie cultivirten, dennoch mit freyerem Geiste forschten, und zum Theil die leeren Speculationen der Scholastik verwarfen, ist bisher, wie der Vf. in der Vorrede zeigt, vernachlässiget worden. Zwar hat *Brucker* fleissig gesammelt, was das Leben dieser Männer betrifft, aber ihre Lehren, ihre Bemühungen für die Philosophie selbst, und die Folgen derselben für die Wissenschaft, pflegen aus dem Grunde übergangen zu werden, weil man vorausetzt, dass ihnen kein anderes Verdienst gebühre, als das System des Aristoteles, gereinigt von allem scholastischen Wuste, in seiner lautern Gestalt aus dem Originale hervorgezogen zu haben. Diesen Wahn verbreitete und bestärkte auch der Name der reinen oder ächt peripatetischen Schule, unter welchem diese Männer von Brucker aufgeführt worden. *Tiedemann* ist durch seinen Plan entschuldiget, dass er diesen ganzen Zeitraum nur kurz berührte. Auch von der scholastischen Philosophie behauptet der Vf. in der Vorrede, und, wie Rec. dünkt, vollkommen wahr, dass sie noch keinesweges eine vollständige, gründliche, aus den Quellen geschöpfte, historische Untersuchung erhalten habe, so gross auch das Verdienst ist, welches sich *Tiedemann* um diesen Theil der Geschichte der Philosophie erworben hat. Es giebt also auf diesem Felde Strecken, welche noch nicht gehörig angebauet sind, und der Vf. der vor uns liegenden Schrift hat eine verdienstliche Arbeit unternommen, dass er durch seine lehrreichen Untersuchungen nicht nur eine pragmatische Geschichte der Logik und Metaphysik seit der Reformation bis auf Leibnitz, und der Veränderungen, welche diese Wissenschaften in diesem Zeitraume durch die Bemühungen der sogenannten ächten Peripatetiker erlitten haben, geliefert, sondern auch zugleich einige Lehren der Scholastiker aufgeklart, und durch beides die Geschichte der Philosophie wirklich bereichert hat.

Der grösere Haupttheil der Schrift über die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker, zerfällt in fünf Abschnitte. I. Allgemeine Uebersicht der reinen peripatetischen Philosophie im 16. und 17ten Jahrhundert. Ungeachtet Luther alle Philosophie und besonders die Aristotelische verachtete, (eigentlich doch nur die ausgeartete scholastische; auch milderte sich sein Urtheil in spätern Jahren, wahrscheinlich durch Melanchthons Einfluss, sehr): so wurde doch von Melanchthon, dem Stifter dieser Schule, Aristoteles zum Hauptführer in der Philosophie erhoben. Die Ursachen davon sind hier sehr gut erklärt. Darauf giebt der Vf. eine kurze, aber treffende, Schilderung der sogenannten reinen Peripatetiker, aus welcher sich ergiebt, dass ihnen die Autorität des Aristoteles doch nicht alles galt, dass sie die Kirchenväter und Scholastiker oft zur Erklärung des Aristoteles, und zur Entscheidung mancher Streitigkeiten, von denen Aristoteles nichts wusste, zu Hülfe nahmen, dass sie also in einigen Punkten mit den Scholastikern übereinkommen, in andern von denselben abweichen. Sie können daher nicht mit allem Recht ächte Peripatetiker genannt werden. (Nur hätte der Vf. selbst nicht diese Benennung auf dem Titel wählen sollen). II. Beschaffenheit der Logik; III. Beschaffenheit der Metaphysik und vorzüglich des allgemeinen Theils (Ontologie). IV. Besonderer Theil der Metaphysik, insbesondere Theologie. V. Körper- und Seelenlehre. In allen diesen Abschnitten charakterisirt der Vf., mit vieler Einsicht, die Veränderungen der Logik und Metaphysik überhaupt und nach einzelnen Theilen, mit steter Hinsicht auf den Zustand derselben in dem scholastischen Zeitalter, entwickelt daraus die Ursachen des Fortschreitens und Zurückbleibens, hebt diejenigen Begriffe, Sätze und Streitpunkte heraus, welche in diesem Zeitraume mehr bestimmt, entwickelt, und der Entscheidung näher gebracht worden sind. Es ist nicht zu leugnen, dass auf diese Art und durch diese Behandlung eine andere Ansicht von diesen Denkern und ihren Bemühungen gewonnen wird, als man in den grösern und kleinern Werken über die Geschichte der Philosophie findet. Man bemerkt mit Vergnügen, dass auch in diesem Zeitraume der menschliche Verstand nicht stille stand, sondern bey aller Anhänglichkeit an dem Aristoteles und dem positiven Religionssysteme, dem die Philosophie dienen musste, dennoch immer mehr Selbstständigkeit und Freyheit zu erringen suchte. Besonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht einige von *Taurellus* angeführte Aeusserungen, z. B. S. 17. *humanae menti non Aristoteli philosophia est adscribenda. Non is enim philosophiam peperit, nec ipsi nomen indidit, ut a philosopho philosophia denominaretur, cum non credere, sed intelligere potius philosophiae sit dignitas*, und S. 82. wo er die Ableitung der rationalen Er-

kenntnifs aus den Eindrücken der Sinne verwirft, und die Spontaneität des Verſtandes anerkennt. Uebrigens erklärt ſich auch der Vf. wie in ſeiner Geſchichte der Logik und Metaphyſik, für die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie. Indeſſen hat dieſe Vorliebe keinen Einfluſs auf das Geſchichtliche, vielmehr den Vortheil gehabt, dafs er die Quellen, woraus Leibnitz und Wolf ſchöpften, die Unterſuchungen, zu welchen ſie durch das Studium der ältern Philoſophen veranlafst wurden (z. B. dient S. 84. die Bemerkung, dafs Leibnitz durch Thomaſius Beſtreitung der *tabula raſa* auf ſeine Theorie vom menſchlichen Verſtande geleitet worden), in helleres Licht ſetzte, und dadurch keinen unbedeutenden Beytrag zur pragmatiſchen Geſchichte dieſer Philoſophie lieferte. Und wenn ſich auch zuweilen die Bemerkung aufdringt, dafs ſich aus dem Standpunkte jener Philoſophie, welchen der Vf. gewählt hat, nicht jedes Phänomen auf die befriedigendſte Weiſe aufklären laſst, ſo wird man ihm doch um ſo eher verzeihen, dafs er bey ſeinen Verdienſten nicht nach einem höhern rang, da es der Geſchichte gemäfs iſt, jenen Zeitraum blofs in Beziehung auf das zunächſt vorhergehende und nachfolgende zu betrachten. Dieſes iſt auch von dem Vf. vollkommen geleiſtet worden. Der Vf. hat nicht nur in dieſer Abhandlung da, wo es nöthig war, Rückſicht auf die ſcholaſtiſche Philoſophie genommen, ſondern auch noch zwey auf dieſelbe ſich beziehende Zuſätze angehängt, in welchen er ſelbſt aus den Werken der Scholaſtiker geſchöpft hat. Der erſte Zuſatz betrifft *die Syſteme der vorzüglichſten Nominaliſten und Realiſten*. Der Streit der Nominaliſten und Realiſten, der durch Platos Ideen und Ariſtoteles Beſtreitung derſelben veranlafst, in dem Mittelalter aber wahrſcheinlich durch einen Wink in Porphyrii Iſagoge von neuem wieder angeregt worden, hätte ſchon längſt eine mit philoſophiſchem Geiſte aus den Quellen bearbeitete Geſchichte verdient, und eine ſolche Arbeit iſt auch nach Tiedemann's für die ſcholaſtiſche Philoſophie claſſiſchem Werke noch nicht überflüſsig geworden. Eine ſolche Geſchichte liefert nun zwar unſer Vf. nicht, aber doch eine ſehr gut gerathene Darſtellung der merkwürdigſten nominaliſtiſchen und realiſtiſchen Vorſtellungen, vorzüglich des *Thomas*, *Scotus* und *Occam*; denn über *Roscelin*, *Champeaux* und *Abälard* konnte der Vf. aus Mangel an hiſtoriſchen Datis auch nicht mehr Licht verbreiten, als ſich ſchon bey andern fand. Deſto verdienſtlicher iſt die Darſtellung der Behauptungen jener Männer; denn ſie iſt nicht allein vollſtändig, ſondern auch deutlich, ſo ſchwer es auch oft war, den Sinn aus der dunkeln, ſchwerfälligen Sprache heraus zu finden. Es iſt uns nur eine Stelle aufgeſtoſsen, wo der Sinn eines Worts verfehlt iſt, nämlich S. 124, wo es von *Occam* heifst: „Er hielt alſo dafür, dafs man wahrſcheinlicher ſagen könne: das Allgemeine habe zwar weder in noch aufser der Seele ein reales Daſeyn als ein Subject; aber es komme ihm doch ein Daſeyn in der Seele als Object zu. Es wäre nämlich eine *Fiction*, die auf dieſe (dieſelbe) Weiſe, als ein Gegenſtand in der Seele vorhanden wäre, wie die Sache aufserhalb derſelben als ein Subject wirklich ſey." *Occam* ſagt nicht, das Allgemeine ſey eine *Fiction*, ſondern *quoddam Fictum*, etwas von der Seele gebildetes, ein Product des Verſtandes, würde man ſagen können. Das Wort Fiction führt auf einen hier nicht anwendbaren Begriff. In dem zweyten Zuſatz giebt der Vf. *die Philoſopheme des Thomas von Aquino über das Böſe, die Vorſehung und Freyheit*, weit vollſtändiger als ſie in *Werdermann's* Geſchichte der Meynungen über Schickſal und menſchliche Freyheit, und in *Tiedemann's* Geiſt der ſpeculativen Philoſophie zu finden ſind. Wodurch dieſe Zugabe vorzüglich intereſſant wird, iſt, dafs hier die Hauptgedanken von Leibnitzens Theodicee vorkommen, z. B. die Sätze, dafs Gut und Ding (Wirklichkeit, Realität) gleichbedeutend; das Uebel, als dem Guten entgegengeſetzt, nichts Wirkliches, ſondern nur eine Privation des Guten ſey; die Vollkommenheit der Welt fodere eine Ungleichheit in den Dingen, weil nur dadurch alle Grade der Vollkommenheit, die unmöglich alle in einem Subjecte wirklich ſeyn können, in dem Weltall möglich ſind, u. ſ. w. — Eine ähnliche Bearbeitung mehrerer Theile der ſcholaſtiſchen Philoſophie, zu welcher der Vf. in der Vorrede Hoffnung macht, wird ein um ſo verdienſtlicheres Geſchenk ſeyn, je mehr Gelehrte, die in dieſem Fache arbeiten, die Mühe des Selbſtforſchens ſcheuen, und lieber den bequemern Weg wählen, ihre Notizen aus *Tiedemann* zu nehmen.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Grundriſs der Erfahrungsſeelenlehre*, entworfen von *Ludwig Heinrich Jakob*, D. u. Prof. der Philoſophie. *Dritte* verbeſſerte Ausgabe. 1800. XXII. u. 462 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. ſagt in der Vorrede, dafs er in dieſer dritten Ausgabe wenig zu ändern gefunden habe; doch habe er einige Begriffe näher, einige anders beſtimmt, zuweilen die Anordnung verändert, auch einige Zuſätze gemacht, wozu er theils durch ſeine Recenſenten, theils durch eignes Nachdenken beſtimmt worden ſey. Wir haben indeſs keine Veränderungen von Bedeutung gefunden; die vermehrte Seitenzahl (die zweyte iſt 408 S. ſtark) rührt gröſstentheils von dem veränderten Druck her; mehrere §§. welche uns einer Berichtigung zu bedürfen ſcheinen, ſind unverändert geblieben. Selbſt in dem Inhaltsverzeichniſſe iſt des 1 Th. 2 Abtheil. 2 Hauptſt. 3ter Abſchnitt wie in der zweyten Auflage ausgelaſſen. Bey der Vergleichung haben wir nur einen einzigen neuen §. 45. von den Säften der Gefäſse gefunden, und die Anmerkung zum §. 61. der 2ten Ausg., welche blofse Logomachie enthielt, iſt weggelaſſen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Kopenhagen: *Von geſchnittenen Steinen und der Kunſt ſelbige zu graviren*, von *Chriſtian Ramus* D. der Philoſophie. 1800. 35 S. 8. (3 gr.)

Man erfährt aus dieſer kleinen Schrift nur das bekannteſte. Irrthümer aber können ihr eben auch

nicht

nicht vorgeworfen werden. Wenn S. 14. gesagt wird, *die Neuern hätten mehrere Cameen als Intaglien geschnitten*: so ist solches dahin zu berichtigen, dass im Verhältniss zu der ganzen Masse geschnittener Steine unter den Neuern mehr Cameen als unter den Antiken vorhanden sind; die Anzahl der Intaglien oder tiefgeschnittenen Steine aber ist unter den Neuern, so wie unter den Alten, bey weitem die grösere.

Zürich, b. Füssli u. Comp.: *Sammlung historisch merkwürdiger Schweizergegenden.* 4ter Heft. 1799. Mit 4 illuminirten Kupfertafeln u. 153 S. Text längl. 4. (6 Rthlr. 16 gr.)

Der drey ersten Hefte dieses Werks ist in Nr. 114. der A. L. Z. 1799 gedacht worden. In dem vor uns liegenden vierten Heft, stellen die in Aberlischer Manier sauber ausgemalten Kupferstiche 1) die Capelle bey Sempach, 2) das Schlachtfeld zu Näfels, 3) Gersau am Vierwaldstätter See, und 4) die Capelle am Stoss im ehemaligen Canton Appenzell (nun Senlis) dar. — Nr. 3. nach einem Gemälde von Hess gearbeitet, scheint uns das Vorzüglichste, diesem kommt Nr. 2. nahe, am wenigsten möchte wohl das letzte interessiren.

Die Erzählung der denkwürdigen Vorfälle, welche sich an den abgebildeten Orten zugetragen, ist, einige Provinzialismen ausgenommen, gut und gedrängt geschrieben; hier und da bemerkt man indessen einen unbilligen Widerwillen des Vfs. gegen Fürsten und Adel, so wie auch gegen die Stadt Bern, welches ihm, da er als Geschichtschreiber vollkommen unparteyisch seyn sollte, zum Vorwurf gereicht.

Pirna, b. Arnold u. Pinther: *Deutsche Kunstblätter.* Ersten Bandes, zweytes Heft. 1800. 60 S. 8. und 1 Kupf.

Vorliegendes Heft enthält 1) die Fortsetzung der *Anzeige des Journals der Romane*, welchem Lob ertheilt wird. 2) *Oeser* am Tage vor seinem Tode. Der würdige Künstler entschlief, so zu sagen, mit dem Griffel in der Hand. 3) Die *Kunstausstellung zu Dresden im Jahre* 1800. Fortsetzung der im ersten Stück abgebrochenen kritischen Anzeige der Bilder, welche in dieser Ausstellung zu sehen waren. 4) *Fragmente über bildende Kunst*, ebenfalls Fortsetzung eines schon im ersten Stück befindlichen Aufsatzes. 5) *Recensionen.* Das gute Zeugniss, welches wir schon in Nr. 286. der A. L. Z. vom vorigen Jahre den deutschen Kunstblättern bey Gelegenheit der Anzeige des ersten Hefts derselben ertheilen, verdienen sie noch immer. Ernst und Eifer für das Wahre, das Gute und ein lobenswürdiges Erkühnen gegen hergebrachte Irrthümer, zeigen die Verfasser überall; wir müssen indessen, selbst um die Achtung zu bethätigen, die wir für sie haben, gegen einzelne Stellen, wo unsere Meynung mit der ihrigen nicht zusammentrifft, Einwürfe machen. In dem Aufsatz über die Kunstausstellung zu Dresden, wird S. 33 u. 34. eines Hautreliefs von Hn. Demmler erwähnt, welches den Kindermord zu Bethlehem darstellt, und, nachdem der Vf. das Werk gewürdigt, sagt er: „*Was endlich den Gegenstand des Hautrelief betrifft, so möchte er sich schwerlich rechtfertigen lassen.*" Und warum nicht? Freylich ist er grausam, aber ist er nicht auch im höchsten Grade rührend? Dass die Darstellung nicht gräfslich, nicht empörend werde, dafür mag der Künstler sorgen; wenn der Kindermord kein günstiger Gegenstand für die bildende Kunst wäre, wie viel weniger könnte es die Medea seyn, von welcher doch eine im Alterthum sehr bewunderte Darstellung existirte, und wir würden durchaus alle tragischen Sujet's, ja die Tragödie selbst, aufgeben müssen. Den Vf. von den Fragmenten über bildende Kunst, der sich gegen die Darstellung von Thieren zu erklären scheint, erinnern wir blofs an die antiken Löwen vor dem Arsenal zu Venedig und im Pallast Barberini, an den Eber zu Florenz, die Hunde im Clement. Museum, und an die herrlichen Gemälde von Sneyders.

1) Leipzig, b. Baumgärtner: *Neueste englische Muster zum Sticken für Damen.* 60 Blätter in längl. 8. von welchen die Hälfte ausgemalt, die andere Hälfte aber aus schwarzen Abdrücken ebenderselben Muster besteht.

2) *Neueste englische Muster zum Sticken für Damen.* Zweyte Sammlung. 20 Blätter in fol. und Blätter in 4., wovon ebenfalls die Hälfte ausgemalt, die andere Hälfte aber blofs schwarz abgedruckte Wiederholungen von jenen sind.

In beiden Sammlungen haben wir manche Stücke von gutem Geschmack gefunden, welche verdienen, den Liebhabern der Stickkunst empfohlen zu werden.

Leipzig, im Industrie Compt.: *Neueste englische Muster zur Weifsen Stickerey für Damen.* Dritte Sammlung, zweyte vermehrte Aufl. Mit XXV Kupfertafeln. kl. Querfol. (10 Rthlr.)

Die Ranken T. VI. drey von den Mustern Tab. XII. ein paar andere Tab. XIII., und zwey Tab. XVII. nehmen sich vor andern gut aus.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Le Dessinateur de Fleurs, etrennes pour les Dames qui savent broder, ou qui veulent l'apprendre.* I. Livraison avec vingt-deux planches, dont treize sont enluminées. II. Livraison avec trente-deux planches dont seize sont enluminées et seize en noir. (6 Rthlr.)

Vollkommen kunstgerecht sind zwar die in diesem Werk vorkommenden Blumen nicht gezeichnet, und überdem meistens ein wenig zu grell illuminirt; doch verdient das Ganze in soferne Billigung, als es seinem bescheidenen Zwecke angemessen ist, und wir dürfen es daher empfehlen, jedoch mit Ausnahme der äufserst mifsrathenen Landschaft Liv. II. Tab. 16. wie auch einiger andern Modestücken von Urnen, Altären gebrochenen Säulen etc.

Die

Die jeder Lieferung beygelegten gedruckten Blätter enthalten, zur erſten, einiges für angehende Zeichner Brauchbare, über die Behandlung der im Werk ſelbſt dargeſtellten Namen. Bey der zweyten Lieferung aber erhält man wenig mehr, als ein bloſses Inhaltsverzeichniſs.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Die Kunſt zu Stricken in ihrem ganzen Umfange*, oder: *vollſtändige und gründliche Anweiſung, alle, ſowohl gewöhnliche als künſtliche Arten von Strickerey nach Zeichnungen zu verfertigen.* In ſyſtematiſcher Ordnung bearbeitet von *Netto* und *Lehmann*. *Zweyter Theil.* 1800. Mit zwanzig illum. u. ſchwarzen Kupfertafeln und Text in fortgeſetzten Seitenzahlen von 39—58. quer fol. (4 Rthlr.)

Den erſten Theil dieſes Werks, deſſen eigentliches Titelblatt erſt jetzt nachgeliefert worden, haben wir A. L. Z. in Nr. 240. vom vorigen Jahre angezeigt. Auch in dem gegenwärtigen zweyten Theile ſind die dargelegten Muſter faſt alle zierlicher Art und dürfen ſich Beyfall verſprechen; nur haben Tab. XXII. welche einen Tempel, Bäume, gebrochene Säulen etc. und Tab. XXIII. die gar eine Landſchaft zeigt, wenigſtens von uns keinen zu erwarten, denn dieſe Gegenſtände ſind von ſchlechtem Geſchmack, und würden ſich, wenn ſie auch beſſer wären, doch nie für die Strickkunſt eignen. Die praktiſche Beſchreibung im Texte ſcheint uns die Foderungen der Deutlichkeit und Vollſtändigkeit hinlänglich zu befriedigen.

Pest, b. Leyrer: *Vollkommene Anweiſung zum Mignaturmalen, worinnen alle in dieſe Kunſt einſchlagenden Gegenſtände und Regeln genau und deutlich beſchrieben werden. Nebſt einer Vorſchrift von guter und wohlfeiler Zubereitung einiger zum Mignaturmalen nöthigen Farben* etc. von einem *Kunſtfreunde.* 1800. 94 S. 8. (6 gr.)

Auch dem Fähigſten wird es ſchwer werden, ohne Lehrer das Praktiſche der Kunſt, ſey es in welchem Fach es wolle, ſich gehörig anzueignen; indeſſen wollen wir den Nutzen nicht leugnen, den faſslich geſchriebene Regeln fürs Praktiſche allenfalls haben können; ja, es wäre ſehr zu wünſchen, dafs ein Buch vorhanden wäre, welches die bewährteſten Verfahrungsarten anzeigte. Allein das gegenwärtige erfüllt auch die mäſsigſten Foderungen nicht. Der Vf. mag wohl ein behender, aber ſchwerlich kann er ein geſchickter Maler ſeyn. Er lehrt auch Farben bereiten, vergolden etc. und dieſes ſind vermuthlich ſeine beſten Künſte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alte Kunstgeschichte. *Weimar*, a. d. Gädickiſchen Offic.: *Prolusione Deum ex machina in re scenica veterum illustrante* orationes — indicit *Carolus Augustus Böttiger.* 1800. 18 S. 4. Auch aus dieſer neuen und ſcharfſinnigen Aufklärung einer öfter genannten als verſtandenen Sache gehet hervor, wie wenig Zuverläſsiges wir von den Gegenſtänden des alten Theaters, die wir am häufigſten im Munde führen, eigentlich wiſſen. Weil die Schaubühne der Alten unter freyem Himmel, ohne alle Bedachung, und ſpät erſt, zu den Zeiten der Römer, bloſs derjenige Theil des Theaters, wo die Zuſchauer ſaſsen, mit Segeltuch überſpannt war: ſo lieſs ſich an ſolche Maſchinen, mittelſt welcher, wie bey uns, Götter und Genien an Seilen oder Drath von der Decke herabgelaſſen werden, gar nicht denken. Eine Frage wär's indeſſen immer, ob, wenn dergleichen ihnen bekannt geweſen wären, ſie die allzu ſichtbare Armſeligkeit des Nothbehelfs, über die ſelbſt *Rouſſeau* bey ſeiner auch in dieſem Stücke weit ſinnreicheren und geſchmackvolleren Nation ſich luſtig machte, mehr zur kunſtvollen Täuſchung veredelt haben würden. Die Alten muſsten ſich in ihrem Theater einer doppelten Maſchine bedienen; vermittelſt der einen ſah man Götter und Heroën, ohne Bewegung vom Ort, in der Höhe erſcheinen; durch eine andere bewegten ſie ſich in den Lüften, ſchwebten herab auf das Proſcenium, und kehrten von da in die Höhe zurück. Mehrere Stellen der Alten, beſonders auch des Ariſtophanes, führen den Vf., was jene erſte Maſchine betrifft, auf folgende Vorſtellung: Im Hintergrunde des obern Stockwerks (*poſtſcenium*) waren die Maſchinen entweder, nach Pollux, zur Linken, oder, wie andere ſagen, zu beiden Seiten angebracht; eine Art von Dach oder Fronton, womit die Façade des eigentlichen Theaters wahrſcheinlicher Weiſe verziert war, verbarg den Zuſchauern die Maſchinen, welche erſt dann mit den darauf thronenden Göttern zum Vorſchein kamen, wann die Breter jenes Frontons weggeſchoben waren. Bekannter iſts, dafs die Scene ſelbſt durch dergleichen Rollmaſchinen verändert wurde, und Hr. *B.* nimmt daher Gelegenheit, von den oft misverſtandenen Worten ἐκκύκλειν, ἐκκύκλημα, παρεκκύκλημα richtige Begriffe zu geben. — Eine andere Vorrichtung muſsten die Alten gebrauchen, wenn Götter und Heroën in ihren dramatiſchen Stücken ſich in der Luft hin und her bewegten. Hier waren Haken (μηχαναί), hier waren Seile (αἰωρεῖα) nöthig, woran die Schauſpieler ſchwebten, und man muſste Winden haben, mittelſt deren man die Schwebenden bald in die Höhe zog, bald wieder herabliefs. Nur entſteht die Frage, woran jene Seile befeſtiget worden ſind, da, wie oben bemerkt, keine Bedachung über der Scene war. Hr. *B.* nimmt daher an, dafs man die Seile an den Giebeln der zu beiden Seiten der Scene ſtehenden Wände, Häuſer, oder an groſsen Felſen, dergleichen oft in den Trauerſpielen ſichtbar waren, feſt gemacht habe, ſo dafs ſie von dem einem Ende bis zu dem andern über die Scene wegliefen. — Anſtatt jenes ἐκκύκλημα bedienten ſich übrigens die Römer, wiewohl erſt in ſpätern Zeiten, der *pegmata per ſe ſurgentia et tabulata tacite in ſublime creſcentia*, welche Tacitus Annal. XIV, 42. erwähnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Februar 1801.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, in d. Helwing. Buchh.: *Betrachtungen über das Verhältnifs des Kriegsſtandes zu dem Zwecke der Staaten.* Von *F. von der Decken*, Hauptmann beym königl. kurfürſtl. Generalſtaabe und Oberadjutant bey S. K. H., dem Prinzen Adolph Friedrich von Grosbrittannien. 1800. 370 S. 8.

Man würde dieſer Schrift nicht die ihr gebührende Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man ſie eine Apologie der ſtehenden Heere, (gegen die immer mehr rege werdenden Zweifel an deren Zuträglichkeit und Nothwendigkeit,) nennen wollte; ſie entſpricht vielmehr völlig ihrem Titel, an dem wir jedoch den Ausdruck „Kriegsſtand“ nicht billigen können; (es lieſsen ſich, in dieſer Verbindung gebraucht, wenn nicht von *Miliz* die Rede iſt, ſelbſt gegen die zweyte Sylbe Erinnerungen machen.)

Ein lebhafter und ſehr correcter Vortrag, (Wir haben nur einen einzigen Flecken S. 23. gefunden,) ladet den Leſer zu eigener Fortſetzung der ſcharfſinnige und zuſammenhängenden Betrachtungen des Vfs. ein, deren weitere Ausführung von ihm ſelbſt man mehrmalen wünſchen möchte, wo er mit einem treffenden Vorgange aus der Geſchichte plötzlich abbricht.

Wir können hier nur kürzlich den Leitfaden ſeiner Betrachtungen angeben: Wenn bey zunehmender Cultur eines Volks nicht mehr alle waffenfähigen Männer zur Rettung des Vaterlandes freywillig aufſtehen: ſo bedarf der Staat zu ſeiner Vertheidigung gegen innere, und äuſsere Feinde, ſchon einer *Miliz*, unter einem (aſiatiſch) deſpotiſchen Regimente einer *gezwungenen*, bey guter republikaniſcher Verfaſſung einer *freywilligen*. Erſte widerſteht nie einem ſtehenden Heere, letzte erfodert eine ſeltene Energie des Muthes. Die griechiſche Miliz artete zur Zeit des Verfalls der griechiſchen Staaten in eine gezwungene aus, und unterlag dem macedoniſchen Phalanx, die römiſche wurde früher in ein ſtehendes Heer verwandelt.

Wenn eine Claſſe der Nation durch Ertheilung von Land und andern Vorzügen zur Vertheidigung (des Staats?) verpflichtet wird: ſo entſteht ein unſeliges Mittelding von Miliz und ſtehendem Heere; dergleichen iſt das Vaſallenheer des angehenden, noch ſchwachen Landesherrn, und die (gewöhnlich übermüthige), Leibwache des Deſpoten (Janitſcharen, Mamelucken).

Die ſtehenden, auch in Friedenszeiten zweckmäſsig geübten und beſoldeten, Armeen ſind jeder Miliz entſchieden überlegen; ſie führen die Waffen geſchickter, gehorchen unbedingt, und bringen es dadurch zu dem paſſiven Muthe, auf den man unter allen Umſtänden, auch im Unglücke, ſichere Rechnung machen kann; ſie finden aber nur in gemäſsigten (d. h. ihrer unwiderſtehlichen Macht im Innern *ſelbſt* geſetzmäſsige Gränzen vorſchreibenden) Erbmonarchieen eine gute Statt; denn ohne eine zum voraus beſtimmte Anhänglichkeit der ganzen Nation an eine Perſon und Familie, und ohne einen feſten, durch mehrere Generationen unverrückt befolgten Organiſationsplan, können ſtehende Heere nie auf den Grad der Vollkommenheit und der immer willenloſen Brauchbarkeit gebracht werden, mit dem ſie auf dem europäiſchen Kriegstheater von Zeit zu Zeit erſchienen ſind. Nur die Mäſsigung der Erbregenten kann es verhindern, daſs ſich die ausübende Gewalt dieſes theuern und unwiderſtehlichen Zwangsmittels nicht vorzüglich im Innern zur Unterdrückung der Unterthanen bedient; überdem iſt in Wahlreichen, Ariſtokratieen und Deſpotieen das ſtehende Heer auf der einen Seite, durch eigenen oder fremden Partheygeiſt gefährlich, und auf der andern ſelten in brauchbarem Stande; die weſentlichſten Erforderniſſe hierzu werden durch blinde Gunſt, ſchwankende Grundſätze der ausübenden, und abſichtliche Herabwürdigung der Landtruppen von Seiten der geſetzgebenden (auf ihre politiſche Freyheit eiferſüchtigen) Gewalt zu oft geſtört. (Letztes iſt auch in England der Fall; doch ſcheint uns der Vf. S. 131. zu irren, wenn er die Befreyung des Engländers von Einquartierung, wodurch die Truppen genöthigt werden, auf Märſchen in den Wirthshäuſern ihr Unterkommen zu ſuchen, auch auf Rechnung der eiferſüchtigen Legislatur ſchreibt. Auf dem feſten Lande iſt man freylich der Bequartirung von Feind und Freund längſt gewohnt, und man hat es faſt vergeſſen, welcher ſchätzbare Theil der *bürgerlichen* Freyheit dadurch beeinträchtigt wird; aber der freye Inſulaner, den noch nie ein Feind beſuchte, müſste es unſtreitig für eine Verletzung des erſten aller geltenden Rechte, des *Hausrechts*, anſehen, wenn ihm ungebetene Gäſte aufgedrungen würden.)

Die ſtehenden Heere haben unſere europäiſchen Lehnsſtaaten nach und nach in ihre jetzige Verfaſſung und Lage gebracht, und die Kriege ſind ſeit ihrer Einführung ſeltener und weniger verheerend, (auf der andern Seite aber freylich auch langwieriger, und zugleich in mehrere, auch die fernſten Länder geſpielt,) worden. Ihr nachtheiliger Einfluſs auf Sitten, Religion und Staatsausgaben, wird vom Vf. wohl

mit Rechte geringer, als man gewöhnlich thut, angegeben, und dagegen die mehrere dem Bürger verschaffte Ruhe und Sicherheit, und besonders die, sonst nicht wohl zu vermeidende, Zügellosigkeit der nach jedem Kriege gänzlich aus der Subordination zu entlassenden Miliz, in die andere Waagschaale gelegt.

Ein stehendes Heer mufs zum Angriffskriege immer bereit (und solchen bis zum Frieden fortzusetzen im Stande, also nicht unverhältnifsmäfsig grofs) seyn; die Art und Weise, wie es angeworben und vollzählich erhalten wird, ist daher sehr wichtig, und die *Cantons*-Einrichtung gewährt den sichersten und bequemsten Ersatz der abgehenden Mannschaft. (Dieses ist so wahr, dafs auch wirklich in denjenigen deutschen Ländern, welche wirkliche Provinzen eines auswärtigen Staates sind, (an den *Vortheilen* der Vereinigung beider Staaten gleichen Antheil, den Regenten in ihrer Mitte, und *daher* gleiche, vom deutschen Staatskörper getrennte Politik haben,) die Cantons bereits eingeführt sind. Ob aber die Einführung der Cantons auch in den übrigen deutschen Staaten nothwendig, oder nur zuträglich sey, ist wohl so lange zu bezweifeln, als deutsche Fürsten deutsche Soldaten *vermiethen* können (also, bey schwankender Politik, deren mehrere halten als gut und nöthig ist) und ihre kleinen, dem Meistbietenden zu Gebot stehenden, Heere doch von der Reichsarmee absondern dürfen, wodurch denn diese freylich jeden Rest von Ansehen verlieren mufs. Unter solchen Umständen waren blofs deutsche (zu Vorstellungen und dergleichen berechtigte) Unterthanen sehr leichtsinnig, wenn sie in die Einführung der Cantons einwilligen wollten. Bey freywilliger Werbung ersetzt das ganze Land (zum Theil das Ausland) den beträchtlichern Abgang dieses oder jenes Regiments, bey gezwungener fällt er den einzelnen Cantons zur Last, die bravsten Regimenter entvölkern ihre Geburtsgegend am meisten, und dürfen also billig nur für das gemeine Wesen gebraucht werden. Ein deutscher, nicht durchaus selbstständiger Staat, der an Truppen mehr als sein jedesmal erfoderliches Reichscontingent hält, ist daher wohl nicht zu gewaltsamer Werbung berechtigt, denn die überflüssigen Truppen hält er nicht gegen seine eigene, sondern gegen die Feinde seiner Alliirten, die er allererst durch die Allianz (sey sie Subsidientractat oder habe sie anscheinend ein selbstständigeres Ansehen) zu den seinigen machte. Es hätte den Betrachtungen des Vfs. nicht entgehen sollen, dafs durch die Cantonseinrichtung wieder eine erzwungene Miliz, *selbst im Frieden*, als stehendes Heer aufgerichtet, und diese verpflichtet wird, ohne Widerrede auch an Expeditionen im Auslande Antheil zu nehmen, zu deren Entschuldigung man das Interesse des Vaterlandes oft bey den Haaren herbeyziehen mufs. Ein militärischer Staat (wo der Unterthan auch *als solcher* den Krieger abgeben mufs) darf nicht ohne Staatsraison Krieg führen; er verspricht *selbstständigen* Schutz, und nur, wenn er den, und nicht gar zu viel mehr leistet, kann er, dann aber auch gewifs, auf den Diensteifer selbst der unbegüterten Unterthanen rechnen; es verliert aber ein Heer, wiewohl unverdient, eben sowohl sein Ansehen, wenn es zu weit, oder überhaupt nicht gut, geführt wird, als wenn es feig oder widerspenstig ist. (So ging es den Franzosen im siebenjährigen Kriege in Deutschland.)

Es versteht sich, dafs jedes stehende Truppencorps eine eigene Gesetzgebung verlangt, von welcher der Ungehorsam im Dienste das höchste Verbrechen ist; denn kein Heer kann ohne strenge, auf Subordination gegründete, Disciplin (für welche die Civilformen zu umständlich sind) bestehen. Zu einer willenlosen Unterwürfigkeit mufs sich aber beym Soldaten ein erhebendes Gefühl der Wichtigkeit seiner Bestimmung und seiner vorzüglichen Geschicklichkeit, solche zu erfüllen, gesellen; er mufs die militärischen Fähigkeiten für die höchste Tugend erkennen, wenn sie bey ihm Fertigkeiten werden sollen. (Dieses Gefühl nennen die ausgebreiteten Nachkommen der alten Deutschen das *Ehr*gefühl, und wenn man, auf gut deutsch, das Erhabene vorzüglich im Cerimoniösen sucht: so wird man (wie auch der Vf. thut) für den Soldatenstand den *ersten Rang* fodern. Diesen letzten wird er aber in einer gemischten oder gemäfsigten Verfassung im Frieden nie erlangen, denn die mit politischer Freyheit oder hohen Staatsämtern begabten Unterthanen, können den blofsen Verfechtern der executiven Gewalt diesen entschiedenen Vorzug nicht zugestehen. In einer Erbmonarchie erhält das Militär aber allezeit einen ihm von mehrern Seiten günstigen und zu gönnenden Vorzug, wenn die Regentenfamilie sich der Kriegertugenden befleifsigt, und den Degen zu *führen versteht;* ohne diese (bey *Staatsgeschäften* selten vorkommende) Theilnahme würde aber der erste Rang des Kriegers immer ein leerer Titel seyn; durch die Ranglisten scheint alles so ziemlich in die gehörige Ordnung gebracht: nur der Oberbefehlshaber der Armee kann, nebst dem Premierminister und ersten Hofbedienten, wegen unmittelbarer Stellvertretung des Regenten, den ersten Rang fodern; unter diesen *dreyen* weist dann die Subordination einem jeden Betitelten von selbst seinen niedrigern Platz an, und irgendwo müssen die dreyerley Subordinirten doch mit einander zu rouliiren anfangen. Aber freylich müssen die Officiere, und selbst der Gemeine, auf jeder der vielen, und also *weit herunter*laufenden, militärischen Stufen der öffentlichen Achtung so gewifs, als werth seyn, und die Aufgabe ist eigentlich nicht die, wie dem Militär der erste Rang zu verschaffen, sondern wie es dahin zu bringen sey, dafs der gemeine Mann sich und seine Cameraden nicht selbst gering schätze, und der Officier das ihm gebührende Ansehen nicht selbst verscherze, und nicht *blofs* auf das Port d'Épée oder gar den Stock gründe. Den Militarpersonen, von denen unter Hunderten kaum einer ungezwungen, ohne Reue überredet, oder in Jahren und Umständen, wo von freyer Wahl die Rede seyn kann, das ehrhafte Gewerb ergreift, kann es nicht oft genug gesagt werden, dafs

sie

ſie ſelbſt etwas aus ſich *machen* müſſen (wie bekanntlich unſer Vf.), wenn es ihnen erlaubt ſeyn ſoll, zu glauben, daſs friedliche Beſchäftigungen bloſs lucrativ, aber nicht ehrenvoll, ſeyen. Bey dieſen folgt doch allezeit dem fleiſsigen guten Willen und der Geſchicklichkeit die That, beym Militär bleibt es aber in längern Friedenszeiten immer möglich, daſs erſte wieder verloren gehen können, ehe ſie auf die ernſthafte Probe geſtellt werden.)

Der Vf. ſchlieſst mit ſehr intereſſanten Bemerkungen über die active oder paſſive Art, mit welcher das Militär (bey einem zu hohen oder zu geringen Grade von *Eſprit de Corps*) an dem Untergange eines ſich ohnedem auflöſenden Staats Antheil nehmen kann. Die Schrift wird auch hier zu Berichtigung manches vorlauten, und nur halbwahren, Urtheils beytragen, und es ſind ihr, in jedem Betrachte, recht viele Leſer zu wünſchen.

Berlin, b. Maurer: *Das preuſsiſche Fabrik- und Manufacturweſen*, von einem Patrioten beleuchtet. 1800. 142 S. 8.

Der Vf. ſtellt Prämiſſen auf, die er durch nichts beweiſt, und auf dieſe bauet er eine ganze Schluſsfolge, und glaubt den bündigſten Beweis geführt zu haben. Es wäre daher leicht, den Vf. Punkt für Punkt zu widerlegen; da dieſs aber der Raum nicht verſtattet: ſo begnügen wir uns mit einigen Proben. S. 53. Für Wollen-Manufacturen ſoll der preuſsiſche Staat keine Aufmunterung geben. Weiſs denn der Vf. nicht, welche Summen für Walk-Mühlen, zu den Wollmagazinen, zu Prämien für Spinnmaſchinen und Knieſtreicher Tücher angewendet worden? — Daſs übrigens die Waaren, wovon der erſte Stoff im Lande erzeugt wird, gut und wohlfeil ſind, beweiſt ſich am beſten dadurch, daſs der Staat ſeine Conſumtion an Wein, Kaffee, Zucker etc. mit ſeiner Leinwand und ſeinen Tüchern im Auslande ſaldirt. — Daſs aber für Baumwollen- und Seidenfabriken noch mehr geſchieht, iſt natürlich, weil ſie einer gröſsern Ermunterung bedürfen, und der Staat nicht, wie der Vf. den Schluſs macht, daſs, weil der erſte Stoff nicht im Lande gewonnen werden könne, man auch das Arbeitslohn im Auslande bezahlen müſste. Daſs die Seidenfabriken um Abſatz verlegen wären, iſt nicht erwieſen; noch kürzlich haben ſich vier groſse Seidenfabriken in Berlin getheilt, und es ſind daraus acht entſtanden, welches nicht geſchehen konnte, wenn obige Behauptung richtig geweſen wäre. — Ob es nun rathſam ſey, in einem ſolchen Staate, wie der Preuſsiſche iſt, eine Meſſe, wohin fremde Waaren ſtrömen, und von dort aus heimlich abgeſetzt werden können, zu geſtatten, iſt daher wohl nicht ſo ausgemacht entſchieden, als der Vf. glaubt. — Uebrigens werden bekanntlich nicht die, die dem Fabrikenſyſtem anhängen, Oeconomiſten genannt; ſondern man verſteht darunter, ſo wie unter Phyſiokraten, diejenigen, die alle Auflagen auf die rohen Producte des Landes legen wollen.

TECHNOLOGIE.

Dessau, b. d. Vf. u. Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Ausführliche Anleitung zur Zimmerkunſt*, in allen ihren Theilen, von *Leopold Leideritz*, Zimmermeiſter in Deſſau. *Erſter Band.* 1800. XVI und 151 S. 4. m. XVIII Kupfertaf. (3 Rthlr.)

Schübler und *Reuſs* haben beide durch ihre Schriften über die Zimmermannskunſt vieles dazu beygetragen, daſs die Bearbeitung und Verbindung der einzelnen Holzſtücke eines Gebäudes, nach beſtimmten Regeln ausgeführt wird. Nur haben ſie die weſentlichen Fehler, daſs der Schüblerſche Text höchſt undeutlich, die Reuſsſchen Kupfer aber ſo nachläſsig, und theils ſo klein gezeichnet ſind, daſs ſchon längſt der Wunſch entſtand, eine beſſere Zimmermannskunſt an ihre Stelle treten zu ſehen, welche auſser der erfoderlichen Deutlichkeit auch die zweckmäſsigſte Bearbeitung und Anordnung der Bauhölzer, mit Rückſicht auf die möglichſte Holzerſparung, enthielte. Durch eine neue, den gegenwärtigen Verhältniſſen angemeſſene, Zimmermannskunſt, wird alſo einem wahren Bedürfniſs abgeholfen, und da der Anfang dieſes Werks ſchon einen Theil der Erwartung befriedigt, die man mit Recht von einem ſo erfahrnen Praktiker, als der Vf. iſt, hegt: ſo iſt zu hoffen, daſs durch dieſe Schrift jener Zweck gröſstentheils werde erreicht werden.

In dem vorliegenden erſten Bande, welcher ſich nur mit den Bauhölzern und deren Behandlung im Einzelnen beſchäftigt, wird von den Schwellen, Unterzügen, Balken, Säulen (Stielen) und Wandbändern, gehandelt, indem der Vf. von den kleinſten Gegenſtänden ſtufenweiſe zu den zuſammengeſetztern fortzuſchreiten, und ſich ſo über *alle* Theile der Zimmerey zu verbreiten gedenkt. — Bey dem Vortrage, welcher deutlich und der Sache angemeſſen iſt, geht der Vf. gewöhnlich von der Erklärung der eingeführten Benennungen aus, und erläutert noch beſonders durch deutliche Kupferſtiche, wo auch ſelbſt die fehlerhafte Conſtruction abgebildet iſt. Ueberall kann man jedoch nicht mit dem Vf. zufrieden ſeyn. So wird zu den Schwellen Eichen-, demnächſt Rüſtern-, Ulmen- und Eſchenholz, als das beſte empfohlen; gleich darauf heiſst es aber, daſs gutes kiefernes oder fichtenes Holz unter allen andern Holzern am beſten der Näſſe widerſtehe. Welches iſt nun das beſte Holz? — Was vom Stoſspunkte der Schwellen geſagt wird, iſt zwar gut, und man darf gewöhnlich nicht weit um ſich ſehen, um Fehler, die hier vermieden werden ſollten, aufzufinden; wenn aber geſagt wird, daſs Schwellen von 10, höchſtens 12 Ellen Länge die beſten ſind: ſo wäre es doch ſonderbar, wenn man ein gutes, 24 Ellen langes Schwellholz, zu einem Gebäude verwenden könnte, ſolches dieſer Regel wegen zu zerſtücken. — Gegen die Schwellen von Halbholz erklärt ſich Hr. *L.*, weil die Holzerſparung unbeträchtlich wäre, weil ſie eiſerne Schraubenbolzen beym Zuſammenſtoſsen erfoderten, ſtärkere Grundmauern nöthig machten, und endlich,

wenn

wenn sie der Witterung ausgesetzt sind, nicht so lange dauern sollen, als Schwellen von ganzem Holze. So sehr aber auch Rec. aus Erfahrung den Nachtheil kennt, welcher aus dem Bau hölzerner Wände ohne Schwellen entsteht: so ist dennoch die Holzersparung wirklich beträchtlich, wenn man nicht, wie Hr. *L.*, den Schwellen von Halbholz eine gröfsere Breite, als den von ganzem Holze, giebt. Die eisernen Bolzen beym Zusammenstofsen sind entbehrlich; auch wird eine Grundmauer, welche im Stande ist, ein Gebäude mit einer Schwelle von Ganzholz zu tragen, bey einer Schwelle von Halbholz hinreichen, weil in beiden Fällen das Fundament für die Last des ganzen Gebäudes stark genug seyn mufs. Nur bey Bauerhäusern, wenn der Wirth selbst, wie dieis häufig der Fall ist, sein Fundament durch Einlegung einzelner Feld- oder Bruchsteine, ohne allen Verband, verfertigt, wird sich keine Schwelle von Halbholz annehmen lassen, weil alsdenn Nachtheil für das Gebäude daraus entstehen kann. Auch ist der Einwand nur scheinbar, dafs Schwellen von Halbholz nicht so lange dauern sollten, als wenn sie aus Ganzholz verfertigt sind, weil, wenn beide wenigstens ein 16 bis 18 Zoll hohes Fundament haben (Hr. *L.* nimmt 12 bis 16 Zoll an), nicht leicht von unten verfaulen, der Witterung aber nur halb so viel Fläche entgegensetzen. — Die Fälle, in welchen es vortheilhaft ist, die Saumschwellen gänzlich abzuschaffen, sind gut auseinandergesetzt, und besonders beym Thurmbau ist die Weglassung der Saumschwellen zu empfehlen. — Nachdem bey der nöthigen Stärke, welche die Balken erhalten sollen, de la Hire und Parent angeführt sind, fährt der Vf. fort: „Wenn ein Balken 10 Zoll stark (breit) und 14 Zoll hoch ist, so enthält er 140 Quadratzoll Holz in sich, und hat 1728 Theile Stärke; ist er aber 9 Zoll stark und 15 Zoll hoch: so enthält er nur 135 Quadratzoll, und hat 2205 Theile Stärke; also: hat der 9 Zoll starke und 15 Zoll hohe Balken 303 Theile mehr Stärke (2205 — 1728 = 477?) ob er gleich 5 Quadratzoll weniger Holz braucht.“ Dafs diese Zahlen nicht leicht Druckfehler seyn können, ist daraus abzunehmen, weil solche mit Buchstaben gedruckt sind. Es ist aber 14. 14. 10 = 1960 und 15. 15. 9 = 2025, also 2025 — 1960 = 65, welches ganz andere Verhältnisse giebt, weshalb wir dem Vf. empfehlen, sich mit diesen Lehren genauer bekannt zu machen, besonders da er (S. 94.) verspricht, dergleichen Berechnungen in einem andern Theile auszuführen. Eben so ist es unrichtig, wenn auf einen 16 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Balken, 2408 Theile Stärke gerechnet werden, denn 16. 16. 8 = 2048. Bey dem Verschnitt der Oberbalken (Dachbalken) wird diejenige Methode als die beste empfohlen, bey welcher der Schnitt mit der äufsersten Seite des Sparrens in einerley Linie fällt, oder wo der Schnitt *dachrecht* ist. Hierbey ist aber zu wenig darauf Rücksicht genommen, dafs nur eine geringe Holzstärke für das Zapfenloch des Sparren übrig bleibt, und dafs, wenn ein Einregnen Statt findet, die Balkenköpfe zu leicht verfaulen, weil die Traufe am Hirnholze abläuft.

Obiger Erinnerungen ungeachtet, ist diese Schrift ein schätzbarer Beytrag zur Zimmermannskunst, und wir wünschen, dafs Hr. *L.* mit eben der Vollständigkeit die übrigen Bände seiner Anleitung bearbeiten möge.

Chemnitz, b. Taschè: *Mineralogie der Baukunst*, oder Beschreibung aller zum Bauen anwendbaren Stein- und Erdarten, für angehende Baumeister, Kameralisten, und solche, welche die Kunst erlernen wollen, dauerhafte Häuser zu bauen, von *K. C. G. Sturm*, der Soc. f. d. ges. Mineral. zu Jena Mitgliede. 1800. XXXXIV und 193 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift, welche der Vf. als seine erste literarische Arbeit angiebt, ist ein angenehmes Geschenk für den Baumeister, da die Mühe unverkennbar ist, mit welcher sämmtliche beym Bauen vorkommende Stein- und Erdarten beschrieben, auch die Quellen zum weitern Nachschlagen angeführt sind. Jeder Artikel enthält, aufser der Beschreibung der äufsern Kennzeichen und Bestandtheile, auch noch den Gebrauch des Materials, bey welcher Gelegenheit mehrere für den angehenden Baukünstler nicht unwichtige Bemerkungen vorkommen. Die Ordnung und Beschreibung der äufsern Kennzeichen ist nach dem Lenzischen Handbuche; aufserdem sind Emmerling, Kirwan, Cronstadt und Succow benutzt worden. — Warum Topfstein und Lava im Thongeschlecht aufgeführt sind, da erster weit angemessener zum Talkgeschlechte, letzte aber zu den vulkanischen Gebirgsarten gehört, sehen wir nicht ein. Auch wünschten wir, dafs Trivialnamen, wie russisches Glas, statt Glimmer u. dgl. vermieden wären. Der Vf. hat übrigens seinen Gegenstand mit möglichster Ordnung, Kürze und Deutlichkeit behandelt, so, dafs wir diese Schrift jedem Baukünstler und Liebhaber der Baukunst empfehlen können. — Wir wünschen noch, dafs es dem Vf., seinem Versprechen gemäfs, gefallen möge, seine Versuche über die Festigkeit der Steine mitzutheilen, dabey aber nicht allein auf die relative Festigkeit Rücksicht zu nehmen, sondern auch Versuche über das Zerdrücken der Steine beyzubringen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 16. Februar 1801.

MATHEMATIK.

BERLIN. b. d. Vf. u. in Commiſſ. b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1803, nebſt einer Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmhaltung der k. Akademie der Wiſſenſch. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Aſtronom und Mitglied der Akademie. 1800. Mit 2 Kupfertafeln. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Im Jahre 1803 fällt Oſtern am 10. April. Nur eine ſichtbare Sonnenfinſterniſs ereignet ſich den 17. Aug., die in Deutſchland nicht über 2 bis 3 Zolle ſtark ſeyn wird. In der Sammlung aſtronomiſcher Abhandlungen iſt die erſte von dem Herausg.: Ueber die veränderliche Erſcheinung des Saturnrings im J. 1803. Seit dem Oct. 1789 war des Rings ſüdliche Seite erleuchtet; im Jun. 1803 geht die Sonne durch die Ebene des Rings und fängt wieder an, deſſen nördliche Seite zu erleuchten. Inzwiſchen geht des Rings Ebene dreymal durch die Erde, und der Ring wird, von der Erde aus betrachtet, zweymal innerhalb einiger Monate ſichtbar und zweymal unſichtbar. Der Ring verſchwindet das erſtemal am 1. Nov. 1802, erſcheint wieder um den 7. Jan. 1803, verſchwindet zum andernmal am 15. Jun. und erſcheint aufs neue in der Mitte des Auguſts; alles dieſs iſt durch eine Figur genauer erläutert. Auch bey dem Verſchwinden, oder, wenn die Sonne den Ring nur der Dicke nach beleuchtet, zeigen doch Herſchelſche Reflectoren ihn noch als eine zarte Linie. 2) Gedanken über die Natur der Kometen von *De Luc*. Der Vf. geht bey dieſen bloſs hingeworfenen, aber intereſſanten, Ideen von dem Satze aus, daſs das Licht einen Beſtandtheil der leuchtenden Körper ausmacht, und durch eine Art chemiſcher Zerſetzung von ihnen entbunden wird. Die Sonne leuchtet, indem in ihrer Atmoſphäre lichthaltige Dämpfe erzeugt und wieder auf ſie zurückgeführt werden, eine Operation, die bey der Sonne nur innerhalb beſtimmter Gränzen der Entfernung von ihrer Oberfläche vorgeht. Analogiſch werden Kometen, die wir gewöhnlich nicht ſehen, alsdann leuchtend, wenn in ihrer Sonnennähe die Lichtdämpfe Gelegenheit bekommen, ſich zu zerſetzen, aber ſich zugleich, ohne in ſolche enge Gränzen der Expanſion, wie bey der Sonne, eingeſchloſſen zu ſeyn, beträchtlich vom Hauptkörper entfernen; daher die unförmlich leuchtende Hülle, womit gewöhnlich der Kern umgeben iſt. Die Sichtbarkeit eines Kometen hängt alſo auch davon ab, ob der Komet mehr oder weniger vorbereitet durch vorhergegangene chemiſche zu jener Zerſetzung dienliche Proceſſe zu ſeiner Sonnennähe gelangt; vergeblich zurückerwartete Kometen haben, für dieſe Operation noch unreif, vielleicht ihr Perihelium erreicht. Der Schweif des Kometen mag eine elektriſchartige Ausſtrömung eines unbekannten Fluidums ſeyn, die nur in der Schattenſeite des Kometen Statt findet. 3) Beobachtungen des erſten Kometen von 1799 und Berechnung der Elemente ſeiner Bahn von *D. Olbers* in Bremen. Dabey gelegentliche Berichtigung der Oerter einiger Sterne im Schlangenträger. 4) Aſtronomiſche Bemerkungen vom Erblandmarſchall *von Hahn* in Remplin. Mira Ceti iſt nicht von der gewöhnlichen Gattung Fixſterne, ſondern mehr ein planetariſcher Nebelfleck; ein dicht an ſeiner Scheibe befindlicher Gefährte mag vielleicht zu ſeiner Verdunklung beytragen. In dem berühmten Sternringe bey β Leyer, ſind ſeit einigen Jahren merkliche Veränderungen vorgefallen, da das Innere des Rings indeſs mit feinen Wolken bedeckt worden, und ein teleſkopiſcher Stern, den Hr. v. *H.* noch vor kurzem darin fand, jetzt nicht mehr ſichtbar iſt; es wäre aber auch möglich, daſs nur der Ring ſeine Stelle am Himmel verändert hätte. Der planetariſche Nebel bey μ Waſſerſchlange fährt fort, eine veränderte Geſtalt zu zeigen. *Herſchel* hat (nach einer hier vom Hn. v. *H.* mitgetheilten Nachricht) über den Wärmeſtoff eine Entdeckung gemacht, die, wenn ſie ſich beſtätigt, ſeinen wichtigſten an die Seite geſetzt zu werden verdient: er glaubt nunmehr beweiſen zu können, daſs die Sonne auſser leuchtenden Stralen uns auch zugleich *wärmende* zuſende; letztere ſeyen weniger brechbar als die andern, und dem Auge völlig unſichtbar; die Verſuche hierüber wird eine Abhandlung *Herſchel's* enthalten. 5) Nachträge zur Beobachtung des Merkur in der Sonne am 7. May 1799, vom Inſpector *Köhler* in Dresden. Daraus beſtimmte ſcheinbare Conjunction und kleinſter Abſtand. 6) Wahrnehmungen über die Sonnenflecken, die Sichtbarkeit der Venus mit bloſsen Augen, die Streifen Jupiters, und Mira im Wallfiſch, von Paſtor *Fritſch* in Quedlinburg. Auch etwas aus einem Briefe *Melanchthons* an *Martin Chemnitz* über den groſsen Kometen von 1556. 7) Merkurs Durchgang durch die Sonne 1799 auf der k. Sternwarte in Berlin beobachtet von dem *Herausg.*, nebſt berechneten Reſultaten dieſer Beobachtung. Von einem lichtbraunen Ring um den Merkur, den mehrere geſehen haben wollen, hat *Bode* nichts wahrgenommen; auch bemerkt *Einbke* in Hamburg ausdrücklich,

lich, dafs dieſer Ring blofs, wenn die Luft dunſtig wurde, nicht aber in heitern Zwiſchenräumen, zu Geſicht kam. 8) Die Breite und wahre Zeit aus Höhenmeſſungen zu finden, von Prof. *Hennert* in Utrecht. Sehr umſtändliche Erörterungen und Auflöſungen dieſes vielſeitigen Problems. Zuerſt Unterſuchung der Fälle, wenn man vom nämlichen Geſtirn nur eine oder auch zwey Höhen kennt, wovon die eine die Mittagshöhe iſt; hiedurch kann die Polhöhe ſehr genau, aber weniger ſicher die Zeit gefunden werden; Tafel für die vortheilhafteſten Bedingungen der Höhen und Stundenwinkel, welche die Zeit zu beſtimmen am dienlichſten ſind; einfachere Darſtellung von *Douwes* Methode. Ferner Beurtheilung und Auflöſung der Aufgaben, um aus zwey ungleichen Höhen verſchiedener Sterne, oder aus gleichen Höhen zweyer Sterne, eben ſo aus drey verſchiedenen Höhen deſſelben Sterns, oder aus gleichen Höhen dreyer Sterne die Breite oder die Zeit zu finden. Der Vf. hat mehrere Beyſpiele wirklicher Beobachtungen nach ſeinen Formeln berechnet; dieſe, verbunden mit genauerer Betrachtung der Formeln, leiten auf praktiſche Vorſchläge, welche Methoden eher für die Beſtimmung der Zeit, und welche für die Erfindung der Polhöhe zu gebrauchen ſind. 9) Beytrag zur Berechnung der Durchgänge der untern Planeten durch die Sonne, vom Collegienrath *Schubert* in St. Petersburg. In der erſten Abtheilung dieſes Aufſatzes wird auf einem kürzern und einfachern Wege, als dem von *La Grange* in den Berliner Ephemeriden 1782 gewählten, das Problem aufgelöſt: aus der wahren Entfernung zweyer Himmelskörper ihre ſcheinbare für einen gegebenen Ort und Zeit zu finden. *Sch.* braucht dazu lauter geocentriſche Winkel, die geocentriſche Länge und Breite des Planeten, ſammt der Länge, dem wahren Zenitabſtande und parallaktiſchen Winkel der Sonne. Die zweyte Abtheilung enthält allgemeine Formeln für die gröſsten und kleinſten Werthe, welche bey Durchgängen durch die Sonne in Anſehung der Totaldauer des Durchgangs auf dem ganzen Erdboden, der Dauer für einen beſtimmten Ort, und endlich der Zeit zwiſchen der äuſsern und innern Berührung Statt finden; alle dieſe Werthe, die für Jahrhunderte dienen können, ſind für Merkur und Venus beſonders berechnet. 10) Ueber die Störung des Uranus durch Jupiter und Saturn, vom Prof. *Klügel* in Halle. Der Vf. vergleicht die von ihm nach ſeiner Methode angeſtellten Berechnungen mit andern von *Schubert*, *Burkhardt* und *Wurm*. 11) Ueber den angeblichen Unterſchied der Nebelſterne und Nebelflecken, von Paſtor *Fritſch*. Jene ſind, nach *Herſchel's* Meynung, lichte Wölkchen ohne alle Spuren damit verbundener Sterne, dieſe hingegen Sterne, die mit der ſie umgebenden weifslichten Hülle in Verbindung ſtehen. *Fr.* befreiet hier jene erſtere von einigen neuern Aſtronomen (auch *Schröter* ſ. unten Nr. 20.) behauptete fixe Lichtnebel, oder eigentliche Nebelflecken, und glaubt, blofs die linſenförmige Figur entfernter Sternhaufen oder Milchſtraſsen bilde für uns entweder Nebelflecken oder Nebelſterne, je nachdem der Sternhaufen uns ſeine breite oder ſcharfe Seite zuwende; wirklich laſſen ſich auch Nebelflecke durch ſtarke Teleſkope in Sternſammlungen, und umgekehrt Nebelſterne, durch das Objectiv betrachtet und alſo damit weiter entfernt, in Nebelflecken auflöſen. Zur Entſcheidung zwiſchen beiden Hypotheſen von *Herſchel* und *Fritſch* mangeln bis jetzt, wie Rec. glaubt, noch hinlängliche von Verbeſſerung der Teleſkope erſt zu erwartende Data. Freylich iſt der Pfad der Erfahrung in gar zu vielen Fällen ſo ſchmal, dafs mancher denkende Naturforſcher der Verſuchung unterliegt, auszubeugen und herbeyzuziehen zu wollen, was noch einige Schritte ſeitwärts liegt. 12) Fortgeſetzte Unterſuchungen über Merkurs Durchmeſſer, zur nähern Beſtimmung dieſes Elements, von Pf. *Wurm* in Grubingen. Der Durchmeſſer dieſes Planeten, deſſen genauere Kenntnifs insbeſondere auch bey Durchgängen durch die Sonne in Betracht kommt, wird hier aus 132 einzeln unterſuchten Beobachtungen theils durch das Mikrometer, theils durch die Verweilung am Sonnenrande, zu 6,01 Secunden im Mittel feſtgeſetzt. Dieſs iſt der ſcheinbare Durchmeſſer, aus der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne geſehen. Rec. hat hieraus, die Sonnenparallaxe zu 8,7 Sec. angenommen, noch weiters berechnet: Verhältnifs des wahren oder körperlichen Durchmeſſers der Erde zum wahren des Merkur wie 1 zu 0,3454. und kubiſcher Inhalt der Erde zum kub. Inhalt des Merkur wie 1 zu 0,041207. Oder Merkur iſt eine 24 257mal kleinere Kugel als die Erde, und der Durchmeſſer ſeiner Kugel iſt ungefähr ein Drittheil des Erddurchmeſſers. 13) Aſtronomiſche Nachrichten von Aufſtellung zweyer Mauerquadranten, und einem 3' füſsigen Mittagsfernrohr auf der Nat. Sternwarte in Paris, daſelbſt beobachtete Jupiterstrabanten und Fixſternbedeckungen, Beobachtung der zween Kometen von 1799 und Berechnung der Elemente ihrer Bahnen von *Méchain*. Jene beiden Kometen ſind der 11 und 12, die *M.* zuerſt entdeckt, und der 21 und 22, die er berechnet hat. Eine am 4. Febr. 1800 beobachtete Verfinſterung des vierten Jupiterstrabanten dauerte um 32 Minuten länger, als die Delambreſchen Tafeln angaben; ſie geſchah indeſs nahe an den Gränzen, und unter andern für die Berechnung ſchwierigen Umſtänden. *Méchain*, der Sohn, beobachtet in Aegypten. 14) Aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten aus Palermo vom Prof. *Piazzi*. Fixſternbedeckungen vom Sept. 1799 und glänzende Punkte im dunkeln Theile des Monds. 15) Wiener Beobachtungen vom J. 1799 von dem k. k. Aſtronomen, Dr. *Triesnecker*. Mehrere Verfinſterungen der Jupitersmonde, auch Sternbedeckungen, und vollſtändige Beobachtung der Venus vom Monde bedeckt am 23. Nov. 1799. 16) Aſtronomiſche Beobachtungen zu Pad. von dem k. k. Aſtronomen (dem jetzt verſtorbenen) *Strnad* und (ſeinem Nachfolger) *David*. Gegenſcheine des Jupiters 1798 und des Uranus 1799 nebſt andern Beobachtungen. 17) Etwas über die relative Bewegung der Fixſterne, nebſt einem Anhange über die Aberration derſelben von *Soldner* in

Ber-

Berlin. Der Vf. geht von der Hypotheſe aus (von etwas *anderem kann* man hier wohl nicht ausgehen), ein ganzes Sternenſyſtem ſey eine kreisförmige Scheibe von gleicher Dicke, worin ſich die Sterne, gleichförmig vertheilt, und ohne Centralkörper (den man ſonſt bey ſeiner ausgezeichneten Gröſse wohl ſehen müſste, und der nothwendig eine ſtärkere Bewegung der Sterne, als man wirklich wahrnimmt, hervorbringen würde) nach einerley Richtung, um einen gemeinſchaftlichen durch ſie ſelbſt gebildeten Central- und Schwerpunkt bewegen. Unterſucht er nun nach geometriſchen Gründen, wie ſich die Winkelgeſchwindigkeiten der Sterne in verſchiedenen Abſtänden vom Mittelpunkte des Ganzen untereinander verhalten müſsten: ſo findet er, daſs die dem allgemeinen Schwerpunkte am nächſten liegenden Sterne ſich kaum merklich ſchneller bewegen, als die weiter entfernten, und daſs nur an der äuſserſten Gränze des Syſtems die Bewegung faſt um die Hälfte geringer wird. Da wir nun, nach *Herſchel*, mit unſerer Sonne ſehr nahe am Mittelpunkte eines Sternhaufens uns befinden: ſo folgt, daſs alle mit bloſsen Augen ſichtbare Sterne nur eine äuſserſt geringe relative Bewegung unter ſich und gegen unſere Sonne haben können; alles dieſs iſt im Ganzen den Beobachtungen gemäſs. Daſs die Geſchwindigkeit des Lichts bey verſchiedenen Sternen ſehr verſchieden ſeyn mag, ſucht der Vf. wahrſcheinlich zu machen. Wir haben zu wenige Beobachtungen, um eine Gleichförmigkeit behaupten zu dürfen; und wenn das Licht in ſich ſelbſt keine Bewegung hat, ſondern aus jedem leuchtenden Körper chemiſch entbunden, und ihm dabey eine gewiſſe Schnelligkeit erſt durch den Stoſs mitgetheilt werden muſs: ſo kann die Urſache einer ſolchen chemiſchen Entwicklung und eines ſolchen Stoſſes dem Grade nach ſehr verſchieden ſeyn; daher iſt nicht nur verſchiedene Lichtgeſchwindigkeit, mit welcher die Aberration in verkehrtem Verhältniſſe ſtehet, bey verſchiedenen Sternen, ſondern ſelbſt bey dem nämlichen Sterne zu andern Zeiten möglich. Durch obiges wird auch der bekannte Satz von *La Place* einigermaſsen modificirt, daſs es Weltkörper geben könne, die kein Licht bis zu uns ausſtrömen, und daſs dieſs gerade die gröſsten Körper ſeyn müſſen. 18) Etwas über die Ptolemäiſche Mondstheorie von *Schubert*. Ehrenrettung des Ptolemäus in Abſicht auf die von ihm gemachten groſsen Entdeckungen in der Theorie des Monds. Auſser der mittlern Bewegung haben die Apſiden des Monds noch eine ſchwankende von 12 bis 13 Graden, eine Gleichung, die nach *La Lande* erſt *Horoccius* 1638 entdeckt haben ſoll; allein, wie Sch. zeigt, ſchon der Alexandriniſche Aſtronom würde bey Erklärung der Evection des Monds auf dieſe Gleichung geleitet, und beſtimmte ſie zu 13 9'. Nach genaueren Berechnungen aus des *Ptolemäus* eigenen Angaben findet indeſs Sch. nur 12° 11', welches mit der neueſten Beſtimmung zu 12° 18' ſehr gut zutrifft. 19) Beobachtungen auf der Breſslauer Univerſitätsſternwarte von Prof. *Jungnitz*. Jupiterstrabanten und Occultationen vom J. 1799, auch der Merkursdurchgang deſſelben Jahrs. 20) Phyſiſche Beobachtungen über den Kometen vom Aug. 1709, Lichtnebel am Fixſternhimmel, und entdeckte Axendrehung des Merkurs vom Oberamtm. D. *Schröter* in Lilienthal. Jener Komet hatte, wie Hr. *Schr.* aus ſeinen Beobachtungen zu erweiſen glaubt, einen feſten planetenähnlichen Kern von derſelben im Aug. und Sept. unveränderlichen Gröſse zu 273 geogr. Meilen im Durchmeſſer ſammt einer bald mehr bald weniger aufgeheiterten Kernatmoſphäre. Letztere iſt völlig verſchieden von dem ſphäriſchen den Kometen umgebenden Lichtnebel, welcher in der Sonnennähe bis auf 21797 und mit dem Schweife bis auf 604792 geogr. Meilen ſich erſtreckte. Der Lichtnebel, ſo durchlichtig wie das Thierkreislicht, und ohne Strahlenbrechung, ſchien, gleich andern fixen Lichtnebeln des Himmels, ein eigenthümliches Licht zu haben, und nichts weniger als ein Product atmoſphäriſcher Dünſte des viele Millionenmal kleineren Kometen zu ſeyn. Hr. *Schr.* hält ſolche Lichtnebel und Schweife der Kometen für ein fortdauerndes Meteor, welches in einer anhaltenden und manchem zufälligen Wechſel unterworfenen Modification des im Weltraum zerſtreuten Lichtſtoffs beſteht. Für etwas ganz ähnliches erklärt er auch mehrere Nebelſterne unter den Fixſternen, die, eben ſo wie die Kometen, helle Kernpunkte zeigen; eine ſehr merkwürdige Beobachtung hierüber hatte er an einem ſolchem Lichtnebel im Orion, deſſen heller Kernpunkt (der ſcheinbaren Gröſse nach von einem Durchmeſſer zu 418 Millionen geogr. Meilen) am 2. Febr. 1800 auf einmal an Lichte dreymal heller als gewöhnlich erſchien, und nach 6 Tagen wieder zu ſeinem vorigen Zuſtande zurückkehrte. Aus der abwechſelnden mehr oder weniger abgerundeten Geſtalt der Hornſpitzen des Merkurs entdeckte Hr. *Schr.* im März 1800, auf ähnlichem Wege, wie bey der Venus, eine Axendrehung dieſes Planeten von 24 Stunden 0 Min.; die Periode wird ſich nun bald auf Secunden genauer beſtimmen laſſen. Auch Merkur hat auf ſeiner ſüdlichen Halbkugel, gerade ſo wie unſere Erde, der Mond, und die Venus, ſeine höchſten Gebirge, und verhältniſsmäſsig noch höhere als der Mond und die Venus. 21) Ueber die einfachſte Compenſation des Pendels vom Prof. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Nähere Beſchreibung einer Einrichtung, wodurch der Uhrmacher *Joh. Jac. Schmidt* in Stettin, ein Schüler von *Graham*, die Compenſation bewirkt; er ſchneidet aus einer einzigen Stahlplatte zwey Stangen, wovon er die eine zur Pendel, die andere zur Compenſationsſtange braucht, und beide in eine ſolche Verbindung mit einander ſetzt, daſs, vermöge der ihm eigenen Aufhängungsweiſe des Pendels, deſſen Schwingungscentrum gerade um ſo viel höher gerückt wird, als die Verlängerung beider Stangen durch Wärme beträgt, und gerade um ſo viel niedriger, als beide Stangen durch Kälte verkürzt werden. Der Preis einer ſolchen von *Huth* geprüften Gewichtsuhr mit 32tägigem Gang iſt 200 Rthlr. einer Federuhr mit 24ſtündigem Gang und Schlagwerk, auch Halbſecundenpendel mit ähnlicher Compenſa-

penſation und den Stangen aus Meſſing, 100 Rthlr. 22) Abkürzung ſphäriſch trigonometriſcher Rechnungen durch Näherungsformeln vom Prof. *Klügel*. In den *Philoſ. Transact.* 1775. Vol. 65. giebt *Lyons* gewiſſe Näherungsformeln, die den kleinen Unterſchied der geſuchten Gröſse von einer bekannten enthalten und im wirklichen Gebrauche vor den directen und gewöhnlichen Formeln den nicht unbeträchtlichen Vortheil haben, theils, daſs man nicht interpoliren darf, was ſchon viele Zeit erſpart, theils daſs man, ohne Nachtheil der Genauigkeit, die Logarithmen nur bis auf die vierte höchſtens fünfte Stelle zu nehmen braucht. *Kl.* hat dieſe Formeln nicht nur bequemer eingerichtet, ſondern auch die Näherung noch ſchärfer gegeben: einige derſelben ſind dem praktiſchen Aſtronomen vorzüglich brauchbar, um aus Breite und Länge die Abweichung und gerade Aufſteigung eines Geſtirns und umgekehrt zu berechnen. 23) Beobachtung und Berechnung der Gegenſcheine des Jupiters im J. 1799 und des Uranus 1800. Beobachtungen des zweyten Kometen von 1799 und einiger veränderlichen Fixſterne, von *D. Koch* in Danzig. Bayer's und Flamſteed's χ im Schwan ſind zwey ganz verſchiedene Sterne, deren Oerter *K.* aſtronomiſch beſtimmt hat; erſterer iſt der an Licht veränderliche, und kommt ſonſt in keinem ältern und neuern Sternverzeichniſſe vor. Die Lichtperiode von Tob. Mayer's 420 im Löwen iſt 312 Tage; am 22. März 1800 war er im Mittel ſeiner gröſsten Klarheit; eben ſo wird er dieſe 1801 28. Jan. und 6 Dec. u. ſ. w. erreichen. 24) Verzeichniſs aller im 19 Jahrhundert zu Paris ſichtbaren Sonnenfinſterniſſe von *Du Vaucel* (aus dem V. Tome der *Mem. preſentés à la Acad. des Sc.* a Paris 1768 gezogen). Eine aſtronomiſche Neugierde *Ludwigs* XV. hatte Anlaſs zu dieſen Berechnungen gegeben. Unter den 43 Sonnenfinſterniſſen, welche im neuen Jahrhundert zu Paris ſichtbar ſeyn werden, ſind die beträchtlichſten von 1804 1816. 1836. 1851 1860. 1867, welche zwiſchen 9 u. 10 Zolle, die von 1820. 1842. 1858. 1870, welche zwiſchen 10 und 11 Zolle betragen werden, und die gröſste am 9. Oct. 1847, welche ringförmig erſcheinen und 11½ Zolle halten wird. 25) Aſtronomiſche Beobachtungen zu Kremsmünſter vom Canonicus und Aſtronom *Derfflinger*. Durchgang des Merkurs 1799. Gegenſcheine des Uranus 1800, des Mars im Aug. und des Jupiters im Nov. 1798. Occultation am 5. May 1800. 26) Die geographiſchen Längen einiger Oerter, ſammt dem Fehler der Mondstafeln, aus Sternbedeckungen berechnet vom Abbé *Henry*, ruſſiſch kayſerl. Aſtronom in St. Petersburg. 27) Vermiſchte aſtronomiſche Nachrichten von *La Lande*, aus *von Zach's* monatlicher Correſpondenz für Erd- und Himmelskunde 1800 gezogen. 28) Verzeichniſs aller Sonnen- und Mondsfinſterniſſe vom J. 1804 bis 1812, von Pater *Kautſch*, Feldcapellan zu Leutomiſchl in Böhmen. Blofs Anzeige der Zeiten der Conjunction und Oppoſition, und der Gegenden, wo jede Finſterniſs ſichtbar iſt. 29) Noch verſchiedene aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten. Darunter: Preiſe aſtronomiſcher Vollkreiſe bey *Troughton* in London, kleiner Spiegelſextanten bey Ebendemſ. und bey *Ramsden*, guter Pendeluhren bey *Bullok* u. ſ. w. Der Mercursdurchgang 1799 zu Neapel beobachtet; Sternbedeckungen aus Hamburg und Schweidnitz. Neuerrichtetes Längen-Bureau und ein nautiſcher Almanach zu Kopenhagen. *Burja's* neue pappene Kapſeln mit aufgeſpannten Sternkarten zur Aufſuchung der Sternbilder. Rechtfertigung abſtracter Benennungen der Sternbilder: Friedrichs Ehre und Buchdruckerey. Neueſte aſtronomiſche Literatur.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Lemgo: Wilhelm Faſſens vorgegebener Fund von eilftauſend Reichsthalern.* Ein Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde für Criminalrichter und Pſychologen. Aus den Acten. 1800. 84 S. 8. (6 gr.) Ein Knecht, Wilhelm Faſſen, behauptete vor einigen Jahren, einen Mantelſack mit 11000 Thalern gefunden und dem Amtsrath Rodewald in depoſitum gegeben zu haben. Der angebliche Depoſitar veranlaſste darüber ſelbſt eine Unterſuchung, wo ſich dann aus dem Lebenslaufe Faſſens, aus ſeinen widerſprechenden Ausſagen und aus den Berichten des Geiſtlichen und des Arztes ergab, daſs ein partieller Wahnſinn Urſache dieſes Vorgebens, mithin alles ein bloſses Hirngeſpinnſt des angeblichen Finders ſey. In ſo weit iſt Rec. vollkommen einſtimmend. Aber das iſt ihm unbegreiflich, wie man den armen Faſſen — blofs um die Ehre des Amtsraths von dem Verdacht einer Untreue zu retten — beſtrafen konnte. Obgleich nämlich die vorhergehenden Vorausſetzungen im Urtheile als gegründet angenommen waren: ſo würde doch unter andern erkannt, daſs Faſſen „jedoch mit „Vorbehalt ſeiner Ehre und Verſchonung des Kettentragens „zum *zweyjährigen* (!!) *Civilarreſt auf einer der obern Kammern im Zuchthauſe, und zur Arbeit innerhalb demſelben, wie „hiemit geſchichet, zu verurtheilen, auch der beſondern Aufſicht „des Zuchtmeiſters in Abſicht ſeines Betragens zu übergeben;* „nicht weniger dem Denunciaten in Abſicht jener falſchen Beſchuldigung für die Zukunft ein ununterbrochenes Stillſchweigen — bey Vermeidung (?) einer ſofortigen körperlichen „Züchtigung und ſonſt zweckmäſsige Strafen, wie gleichfalls hiemit geſchiehet, aufzulegen ſey." Das heiſst doch in der That übergroſse richterliche Zärtlichkeit für die Ehre des Beſchuldigten! Wir dächten, durch den letzten Punkt des Urtheils war hinreichend für dieſe Ehre geſorgt. Einen Menſchen aber, dem die Beleidigung erwieſener und eingeſtandenermaſsen gar nicht zugerechnet werden kann, auf *zwey Jahre* in das Zuchthaus ſetzen, dieſs iſt klare Ungerechtigkeit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Februar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Nicol: *Travels in the interior Diſtricts of Africa* performed under the direction and patronage of the African Aſſociation in the years 1795, 1796 and 1797 by *Mungo Park* Surgeon. With an appendix containing geographical illuſtrations of Africa by Major *Rennell* — *Second edition.* 1799. XXVIII. 372. u. XCII. S. 4.

2) Hamburg, b. Hoffmann: *Neuere Geſchichte der See- und Land-Reiſen. Zwölfter Band. Mungo Park's Reiſe in das Innere von Afrika* in den Jahren 1795, 1796 und 1797 auf Veranſtaltung der Afrikaniſchen Geſellſchaft unternommen. Nebſt einem Wörterbuche der Mandingo-Sprache, und einem Anhange geographiſcher Erläuterungen von *Rennell.* Aus dem Engliſchen. Mit einer Karte und Kupfern. 1799. 543 S. 8.

Auch unter dem beſondern Titel:

Mungo Park's Reiſe u. ſ. f.

3) Berlin, b. Haude und Spener: *Reiſen im Innern von Afrika*, auf Veranſtaltung der Afrikaniſchen Geſellſchaft in den Jahren 1795 bis 1797 unternommen von *Mungo Park*, Wundarzt. Aus dem Engl. 1799. 325 S. 8.

Wenn die Britten Entdeckungsreiſen zur See unternehmen wollen: ſo werden gemeiniglich zwey Schiffe ausgerüſtet. Um deſto mehr iſt es zu verwundern, daſs die in London geſtiftete Afrikaniſche Geſellſchaft nur einzelne Perſonen zur Unterſuchung des innern Afrika abſendet. Denn zu geſchweigen, daſs man vollkommenere Nachrichten einziehen würde, wenn die Unterſuchungen unter mehrere vertheilt wären, und daſs mit dem Tode eines Einzigen, der in den unwirthbaren Gegenden Afrika's ſo leicht zu befürchten iſt, nicht alle Entdeckungen auf einmal verloren giengen: ſo würde die Glaubwürdigkeit der Nachrichten viel gewinnen, wenn ſie durch das Zeugniſs mehrerer Reiſenden beſtätiget wären. Von allen bisher nach Afrika auf Unkoſten der gedachten Societät geſchickten Reiſenden hat keiner einen ſo groſsen Strich von Afrika durchwandert, und über die Geographie von Mittel-Afrika mehr Licht verbreitet als *Mungo Park.* Sein Auftrag war, den Lauf des Niger Fluſſes zu erforſchen, und er ſcheuete keine Gefahr, bis er ſich durch Anſicht überzeugt hatte, daſs er *gegen Oſten* gerichtet ſey. An Muth, Unverdroſſenheit und Eifer kommen ihm wenige gleich. Seine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſcheinen aber nicht über die eines Wundarztes von gewöhnlichem Schlage hinausgegangen zu ſeyn. Und wenn er ſie auch in einem höhern Grade beſeſſen hätte; was würde er, der den gröſsten Theil des Weges allein, und als ein Bettler zurücklegte, und ungefähr auf der Hälfte des Weges nach dem Niger, nebſt andern Habſeligkeiten ſeines Taſchen-Sextanten und Thermometers, und auf der Rückreiſe ſeines Compaſſes beraubt wurde, (von andern Inſtrumenten findet ſich keine Spur bey ihm) für die Wiſſenſchaften haben leiſten können! Seine Sprachkenntniſſe waren nicht weniger beſchränkt. Er lernte zwar die Mandingo- und Bambarra-Sprache, vielleicht noch andere, um ſich den Eingebornen verſtändlich zu machen. Allein auſser einzelnen Wörtern und kurzen Redensarten hat er nichts davon angeführt. Der arabiſchen Sprache war er ſo unkundig, daſs, ob er gleich Richardſons Grammatik bey ſich führte, er doch erſt unter den Mauren die Buchſtaben kennen lernte. Seine Karte iſt unſtreitig das ſchätzbarſte Stück der Reiſe. Allein es gehörte der Kopf eines *Rennell* dazu, ſie aus den unvollkommenen Datis, die er mitgebracht hatte, zuſammenzuſetzen. Die vielen Abentheuer, die er beſtanden hat, werden ſein Buch einer gewiſſen Claſſe von Leſern unterhaltend machen; diejenigen aber, die gern prüfen, ehe ſie etwas für wahr halten, werden doch bey einigen ſtutzen, und den Tod des D. *Laidley* bedauern, der, wenn er nicht auf ſeiner Rückkehr aus Afrika nach England geſtorben wäre, als Zeuge für die Wahrhaftigkeit der Nachrichten von Hn. *Park* hätte auftreten können. Wenn man aber auch das Schlimmſte annehmen will, daſs er nicht alle die Länder und Oerter, von denen er es verſichert, bereiſet, noch die widrigen Schickſale, die ihm begegnet ſeyn ſollen, erlebt hat: ſo wird doch der ſtärkſte Zweifler zugeben, daſs er weit und breit in den Ländern zwiſchen dem 12 und 15° N. B. herumgeirrt, ſehr angebaute, reichlich bewäſſerte und bevölkerte Gegenden geſehen, viele Miſshandlungen unter den Mauren, und viele Gutthätigkeit unter den Negern erfahren habe. Durch ſein Beyſpiel aufgemuntert werden andere ins künftige in ſeine Fuſsſtapfen treten, und die durch ihn erhaltene Länderkunde berichtigen und erweitern. Von ſeiner Privatgeſchichte wird alsdann nicht mehr die Rede ſeyn. Jedoch es iſt Zeit, daſs wir ſeine Reiſe näher anzeigen.

Mungo Park erreichte 1795 in 30 Tagen von Portsmouth aus, die Ufer des Gambia, und bereitete ſich

in *Pisania*, einer brittischen Factorey, in dem Hause des D. Laidley, zu seiner grossen Reise. Obgleich er sich hier vom Junius bis December aufhielt: so sind doch seine Nachrichten von dem Lande und den Einwohnern dürftig, und Rec. konnte nicht viel zur Ergänzung des schon anderwärts her Bekannten ausheben. Nur ein Viertel der Einwohner sind freye Leute, die übrigen drey Viertel erbliche Sklaven. Der Englische Handel auf dem Gambia beschäftigt nur 2 oder 3 Schiffe, und der Werth der Ausfuhr ist unter 20000 Pf. St. Franzosen, Dänen und Amerikaner schicken auch Schiffe hieher. Die von allen Nationen ausgeführten Sklaven sollen noch unter 1000 seyn. Im Durchschnitt kostet ein gesunder männlicher Sklave von 16 bis 25 Jahren 18 bis 20 Pf. St. auf dem Platz. Es scheint also in 10 oder gar 20 Jahren der Preis nicht gestiegen zu seyn, welches gar nicht unwahrscheinlich ist, weil durch den gegenwärtigen Krieg die Nachfrage nach Sklaven hat abnehmen müssen. Beym Vergleichen der angeführten Zahlen aus den Sprachen der Feloops, Jalofs und Mandingos mit denen, die in Oldendorp's Missions Nachrichten vorkommen, hat Rec. bemerkt, dass die Zahlen der Mandingos nach Park, dieselben sind, welche Oldendorp den Sokkos oder Afokkos beylegt, woraus auf eine grosse Verwandtschaft, wenn nicht gar Identität, beider Nationen zu schliefsen ist. In Begleitung zweyer Bedienten, wovon der eine den Dollmetscher machen sollte, trat Hr. *P.* seine Reise gegen Nordosten von Pisania an, wie es scheint, auf demselben Wege, den der unglückliche Maj. Houghton vor ihm gemacht hatte. Es stiefsen aber oft unterweges mehr Reisende zu ihm, so dafs er die meiste Zeit in Karavanen reiste, die gewöhnlich auf seine Kosten zehrten, welches bey der grofsen Wohlfeilheit der Lebensmittel kein beträchtlicher Aufwand war. Er kam bald aus dem Reiche *Walli* in das Reich *Woolli*, wo er allenthalben gut aufgenommen wurde, und in der Hauptstadt *Medina* den König sprach, der ihm das weitere Reisen widerrieth, jedoch einen Wegweiser zur Begleitung gab. *Bondu* wird von diesem Reiche durch eine Wildnifs von 2 Tagereisen getrennt. In *Kujar* auf der Gränze sah Hr. *P.* einem Wettringen zu, das ein in allen Mandingo Ländern gewöhnliches Schauspiel ist, aber doch, so viel sich Rec. erinnert, von keinem andern Reisenden erwähnt wird. Hier und anderwärts trinkt man Bier, von *holcus spicatus* nach europäischer Art gemacht. In *Fatteconda*, der Hauptstadt von *Bondu*, nöthigte ihn der König, ihm seinen blauen Rock zu schenken. Aber warum kleidete sich Hr. *P.* auf europäische Weise? Würde er nicht manchen Gefahren und Verdrielslichkeiten entgangen seyn, wenn er seine Kleidung mehr nach der Landesitte eingerichtet hätte? Zum Gegengeschenk gab ihm der König 5 Unzen Gold, um sich damit Lebensmittel auf seiner fernern Reise anzuschaffen. Das Land selbst ist waldig, wird stark bereiset, und hauptsächlich von Fulahs bewohnt, welche die mohammedanische Religion angenommen haben. Die Namen der Zahlen, die Hr. *P.* anführt, sind bis auf einige Kleinigkeiten dieselben, welche Oldendorp hat. Das Reich *Kajaaga*, worein Hr. *P.* zunächst trat, wird von den Franzosen *Galam* genannt, und jener Name ist daher unsern Geographen unbekannt. Die Einwohner sind *Saraurullies*, oder nach der französischen Schreibart *Seracolets*, und dem Handel sehr ergeben. Hier schenkte er zwar dem Könige, wie es scheint, zu übereilt, und durch die Drohungen der Abgesandten zu sehr in Furcht gesetzt, das ihm in Bondu verehrte Gold; konnte aber nicht verhindern, dafs ihm nicht die Hälfte seiner Sachen geraubt wurde. Unter dem Schutz eines Neffen des Königes von Kasson, den er zufälligerweise in Joag antraf, kam er in das Land *Kasson*. Obgleich Vieh und Korn im Ueberflufs ist: so essen doch die Einwohner Ratzen, Maulwürfe, Schlangen u. dgl. m. Den Weibern ist das Eyereifsen verboten. Ein benachbarter König foderte die Einwohner von *Tisi* auf, die mohammedanische Religion anzunehmen, und man fügte sich seinem Willen. Es wurde aber nur das Hersagen gewisser Gebete verlangt. Unter dem Vorwand von Tribut kam er an diesem Ort um einen grofsen Theil seines Gepäckes. Zum Glück konnte ihm in *Sulo* nicht weit davon, ein Slatee- oder Sklavenhändler, der dem D. Laidley schuldig war, den Werth dreyer Sklaven in Goldstaub bezahlen. Doch würde ihm dieses bald wieder abgenommen worden seyn, wenn sich nicht der Slatee seiner angenommen hätte. Königliche Begleiter brachten ihn in das Land *Kaarta*, das im Kriege mit Bambarra begriffen war. Weil er nun nicht auf dem geraden Wege in dieses Land kommen konnte: so entschlofs er sich, auf einem Umwege durch das maurische Reich Ludamar dahin zu gelangen. In den drey zuletzt angeführten Ländern wächset der Lotus, eine sehr gemeine Frucht in allen von Hn. *P.* besuchten Ländern, am häufigsten, und dient den Einwohnern zur Nahrung. Er hat davon eine Abbildung in Kupfer stechen lassen. In *Jarra*, der maurischen Gränzstadt, wurde Hr. *P.* durch die Vermittelung eines dem D. Laidley bekannten Slatee aufs neue mit Goldstaub versehen, mufste aber, als er durch Boten bey dem König (Schech) Ali um Erlaubnifs, durch sein Land nach Bambarra zu reisen, angehalten hatte, in sein Lager bey Benown kommen. Schon auf dem Wege wurde er mit Verachtung behandelt, noch schimpflicher begegnete man ihm im Lager. Gleich Anfangs machte seine Unwissenheit in der arabischen Sprache einen übeln Eindruck auf Ali. Noch mehr verhöhnte man ihn wegen seiner europäischen Kleidung. Wenn man die Mauren aus den Beschreibungen des Brisson, Follie u. a. kennt: so wird man die Klagen des Hn. *P.* über die Grobheit, die Grausamkeit und den blinden Fanatismus derselben nicht für übertrieben halten. Denn die Mauren, durch deren Länder er, der Sprache und der Sitten dieses Volkes ganz unkundig, zu reisen einen Versuch machte, gehören zu den Stämmen, welche die grofse afrikanische Wüste bewohnen, und in deren Hände jene Schriftsteller durch Schiffbruch geriethen. Den 12ten März 1796 kam er in Benown an, und den

1ten

1ten Julius entfloh er, von seinen bisherigen Reisegefährten verlassen, zu Pferde aus den Händen der Mauren, die ihn beständig als einen Gefangenen gehalten, und ihm bis auf einen Compass, den er verborgen hatte, und wenige Kleidungsstücke, alles genommen hatten. Sein Aufenthalt unter den Mauren ist für die Geographie nicht ohne Gewinn, weil er von den durchreisenden Fremden einige Nachrichten von dem Wege durch die Sahara einzog. Sonst hat er ausser blossen Namen nichts neues von den Mauren erzählt. So schlimm nun auch sein Loos unter den Mauren war: so würde es doch vielleicht noch unglücklicher für ihn ausgefallen seyn, wenn er nicht freywillig, sondern durch Zufall unter sie gekommen wäre. Er würde alsdann zu harten und erniedrigenden Handarbeiten gezwungen worden seyn, wovon er jetzt, wahrscheinlich aus der angeführten Ursache, frey war. Ehe er unter Leitung seines Compasses ein Dorf in *Bambarra* erreichen konnte, wurde er von Mauren eingeholt, die ihm seinen Mantel raubten, und er schätzte sich glücklich, dass sie nicht von Ali abgeschickt waren, ihn zurückzubringen. Die Hitze würde ihn bald aufgerieben haben, wenn er nicht durch Regenschauer und freundschaftliche Aufnahme von Negern erquickt worden wäre.

Je weiter Hr. P. in den Neger-Ländern reisete, desto seltener traf er unhöfliche Magistratspersonen und Einwohner in Dörfern und Städten an. Man gab ihm unentgeldlich Lebensmittel, und fütterte sein Pferd unentgeldlich. Vorzüglich zeichnete sich das weibliche Geschlecht durch Mildthätigkeit aus. Seine Erfahrung bestätigt also, was wir bey Isert gelesen zu haben uns erinnern, dass in den entfernteren Neger-Ländern weit mehr Gastfreundschaft und Gefälligkeit zu finden sey, als in den der Küste näheren. Von *Wassibou* an; d. i. bald nachdem Hr. *P.* aus dem Gebiet der Mauren gekommen war, reiste er in Gesellschaft von Kaufleuten und andern, auf die er unterwegens stiess. Die Knöpfe an seinen Westen halfen ihm bisweilen aus der Noth, wenn er auf Bitten nichts ohne Geld bekommen konnte. Bey *Sego*, der Hauptstadt in Bambarra, hatte er das unbeschreibliche Vergnügen, am Ufer des *Niger* oder *Joliba* zu seyn, und von seinem Wasser zu trinken. Der Niger ist hier so breit, als die Themse bey Westminster, und fliesst langsam gegen Osten. War Hr. *P.* vorher schon mehrmals über den Anbau, und die Bevölkerung des von ihm durchreisten Landes in Verwunderung gerathen: so erstaunte er hier noch mehr über die grosse Stadt, die seiner Schätzung nach 30000 Einwohner hat, die zahllosen Kanoes auf dem Flusse, die starke Bevölkerung und den cultivirten Zustand des umliegenden Landes. Auf seine grosse Freude folgte aber bald Traurigkeit. Auf königlichen Befehl durfte er nicht über den Fluss setzen, und musste einstweilen in einem Dorfe bey der Stadt sich aufhalten. Hier führte ihn, als ihm Obdach und Nahrung von andern Einwohnern des Dorfes versagt war, eine mitleidige Frau in ihr Haus, speisete ihn, und stimmte mit den Baumwolle-Spinnerinnen ihres Hauses ein auf ihn aus dem Stegreif gemachtes Lied an, das nachher in englische Verse und in Musik gebracht, in den Zirkeln der schönen Damen an der Themse mit vieler Theilnahme gesungen worden ist. Nachdem er hier einige Tage zugebracht hatte, verlangte der König, dass er sogleich aus der Nachbarschaft von Sego abreisen sollte, schenkte ihm aber doch 5000 Kauris, damit er sich auf seiner Reise Lebensmittel kaufen könne, und gab ihm einen Wegweiser, der, wenn er noch bis *Jenne* reisen wollte, ihn bis *Sansanding* begleiten sollte. Das Geschenk war in einem so wohlfeilen Lande sehr ansehnlich. Denn mit 100 Kauris konnte er in Bambarra und den angränzenden Ländern sich und sein Pferd einen Tag ernähren; übrigens war es, wenn man mit Hn. P. 250 Kauris auf einen Schilling St. rechnet, nicht mehr als ein Pfund St. d. i. 6 Rthlr. Sächs. werth. Ueber die Beweggursachen dieses Verfahrens werden keine befriedigende Aufschlüsse gegeben. Rec. gestehet aufrichtig, dass die Freygebigkeit des Königs, und noch mehr die Bereitwilligkeit, womit er seine fernere Reise genehmigte und unterstützte, über alle Erwartung gehen, und Bedenklichkeiten und Zweifel veranlassen, die durch *Semper aliquid novi ex Africa* noch nicht beseitigt werden. Hr. P. ist auch bey dem sehr unwahrscheinlichen Theil seiner Geschichte unserer Meynung nach zu kurz. In *Kabba*, einer grosen Stadt nicht weit von Sego, glaubte er sich mitten nach England versetzt: so schön und cultivirt war die Gegend. Die Einwohner waren mit Einsammlung der Früchte des Sheabaums beschäftiget, woraus eine Butter bereitet wird, die sich ungesalzen das ganze Jahr erhält, und angenehmer schmeckt, als Butter von Kuhmilch. Sie ist ein Hauptgegenstand der afrikanischen Landwirthschaft und Handlung. Hr. *P.* hat Blatt und Blüthe davon in Kupfer stechen lassen, und versetzt sie in das Geschlecht der Sapotä. Als Hr. *P.* sein Pferd vor Müdigkeit im Stich lassen musste, setzte er die Reise zu Wasser in Kanoes fort, und kam endlich bis *Silla*, das äusserste Ziel seiner Reise. Denn hier fehlte ihm der Muth, ohne Empfehlung und Waaren von Werth weiter gegen Osten zu reisen, wo er aufs neue unter die Mauren gekommen seyn würde, die er auch seit seiner Abreise aus Ludamar als fanatische, übermüthige, und gegen alle Christen sehr feindselig gesinnte Menschen kennen gelernt hatte. Doch sammelte er hier noch einige Nachrichten von den weiter gegen Osten gelegenen Ländern. Von *Houssa*, der Hauptstadt eines grosen Reichs, hörte er, dass sie grösser und volkreicher, als Tombuctou, sey.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Koburg und Leipzig, b. Sinner: *Erzählungen von Friedrich Laodes. Erster Band.* 1800. 416 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Von zehn Erzählungen, die dieser Band in sich fasst, sind fünf oder sechs auf historischen Grund und Bo-

den

den erbaut; zwey überſetzt, und zwey *vielleicht* Hn. *L's.* eigene Erfindung. Aber in keiner derſelben bewährt ſich ſein Beruf zum Erzähler. Sein Vortrag iſt weitſchweifig, oft verworren; er verſteht den Kunſtgriff, auf Hauptumſtände auch das Hauptlicht fallen zu laſſen, durchaus nicht; und ſelbſt intereſſante Gegenſtände verlieren ihr Intereſſe durch die langweilige, planloſe Art, mit welcher er ſie darſtellt. Wer dieſes Urtheil vielleicht allzuhart findet, der leſe, *die beleidigten Schönen* S. 219—245. und vergleiche damit die zwey oder drey Seiten im Burnet, aus welchem ſie genommen ſind! Er wird dann das Wunder bey der Hochzeit zu Kana wiederhohlt finden, nur daſs im umgekehrten Verhältniſs der Wein ſich hier in — Waſſer verwandelt. In der *Zenobia* (S. 295 bis 269.) konnte die Schilderung von Rhadamiſts Charakter wahrlich nirgends unſchicklicher angebracht werden, als in der Anmerkung S. 257. Auch zernichtet er die ganze Theilnahme, indem er den Helden der Geſchichte als das ſcheuſslichſte Ungeheuer ſchildert; und das Weib, das den Mörder ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Brüder *lieben* kann, das mag immerhin auch im Strom ertrinken! Wir bedauern ſie nicht. Die Geſchichte: *Weiberliſt oder der heilige Bonifaz* S. 179. gründet ſich auf ein bekanntes Fabliau, und iſt gewiſs an ſich ſelbſt drollicht genug; aber hier verliert ſie ganz Kraft und Salz. *Irenens Ermordung* (S. 113.) der *Agnes Sorel edelmüthige Liebe* (S. 399.) iſt ſchon von weit beſſern Dichtern genüglich bearbeitet worden. — Wenn daher Hr. *L.* im Vorbericht ſagt: „er befinde ſich jetzt in einer Lage, wo er der wei„tern Ausführung (ſchriftſtelleriſcher Arbeiten) unter „den günſtigſten Umſtänden obliegen könne“ — ſo gönnen wir ihm ſolche zwar von Herzen; aber wir rathen ihm doch, das Fach der *romantiſchen Erzählung*, in welchem leider jetzt ſo viel geſtümpert wird, — aufzugeben. Von kleinen Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. S. 66. die künftigen Kriege, die ſchon *ihres Werdens* nahe waren, wollen wir hier nichts erſt erwähnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. 1) *Leipzig*, in der v. Kleefeld. Buchh.: *Bemerkungen über Thaer's Schrift von der engliſchen Landwirthſchaft* zur Vervollkommnung deutſcher Landwirthſchaft für die, welche ihr Ackerhandwerk und den Staat lieben. Von *H. A. v. Steindel.* (1800.) 85 S. 8. (6 gr.)

2) *Wien*, b. Wapler und Beck: *Bemerkungen über Herrn Albrecht Thaer's Einleitung zur Kenntniſs der engliſchen Landwirthſchaft* von *Georg Chriſtian Albrecht Ruckert*, Director der K. K. Salmiack- und Salz-Producten-Fabrik. (1800.) 107 S. 8.

Der Vf. von Nr. 1., ein denkender und thätiger Oekonom, hat ſeine Bemerkungen, vermuthlich bey Durchleſung des Thaerſchen Werks, als Marginalien mit Bezug auf ſein Vaterland, Oberſachſen, nur flüchtig gemacht, und ſie mehr zur Empfehlung als Berichtigung dieſes ſchätzbaren Werks herausgegeben. S. 24. „Die Art des Rüben- und Möhrenbaues in England, 12. und 13 Kapitel, iſt vielleicht nicht zu verwerfen. Allein in unſerm Vaterlande würde es dazu an manchen Orten an hinlänglichen Arbeitern fehlen. Weil auch dergleichen Gewächſe im Winter, wenn die Witterung ſehr abwechſelnd iſt, ſich oft gar nicht halten und verderben: ſo bin ich mehr für das gute Rauchfutter. Mit den Kraut- und Kohlgewächſen, 14tes Kapitel, iſt es noch unangenehmer, zu geſchweigen, daſs dieſe auch den Boden mehr auszehren.“ Die wenigen Erinnerungen betreffen den Kleebau, das Parcelliren; intereſſanter iſt ein Anhang (S. 56.) von der Möglichkeit der Stallfütterung bey der *Dreyfelderwirthſchaft*. Die nachtheiligſte aller Feldwirthſchaften herrſcht unabänderlich durch ganz Kurſachſen, und ſteht aller beſſern Cultur im Wege; um deſto verdienſtlicher iſt es, auf dem indirecten Wege an ihrer Abſchaffung zu arbeiten, da der directe, Aufhebung der Trifften, nicht eher eingeſchlagen werden wird, bis man die Berechtigten überzeugt, daſs man auch ohne Triftrecht Vieh, und zwar in gröſserer Anzahl, ernähren kann. Der Nachtrag: Vortheile bey Abſchaffung der ſogenannten reinen Brache enthält, bey allem Wahren, nichts neues, aber viel hierher nicht gehöriges.

Nr. 2. iſt polemiſchen Inhalts; der Vf. vertheidigt ſeine Theorie gegen *Thaer*, und geht in dieſer Rückſicht deſſen Einleitung vom 4ten bis 15ten Kapitel durch, ſagt auch noch etwas über das 20te und 21te; dem praktiſchen Theile läſst er überall die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren, ſucht aber darzuthun, daſs die aufgeſtellten theoretiſchen Grundſätze theils ſchwankend und einander widerſprechend, theils zur Erläuterung der ökonomiſchen und chemiſchen Erfahrungen nicht ſo zureichend als ſeine eignen ſeyen; in Rückſicht deren wir auf verſchiedene Schriften des Vf. (ſelbſt noch ungedruckte,) verwieſen werden. Man kann daher aus dieſer Schrift auch nicht erſehen, in wie fern der Vorwurf gegründet ſey, daſs *Thaer* des Vf. Theorie nicht vollſtändig und richtig angeführt habe, und die einzelnen Bemerkungen ſind eines Auszugs nicht wohl fähig. Die chemiſchen Verfahrungsarten *Thaer's* werden getadelt, dagegen die eigenen gerechtfertigt, und ihre Uebereinſtimmung mit den Weſtrumbiſchen gezeigt, die Düngekraft der Kohlenſäure aber mit beſonderer Hinſicht auf die noch nicht befriedigend erklärte Kalkdüngung, in Zweifel gezogen, u. ſ. f.

Soviel ſcheint der Vf. (wohl auch gegen ſich,) erwieſen zu haben, daſs die unzulänglichen Theorieen des Pflanzenwachsthums vorerſt noch in ein praktiſches Handbuch der Landwirthſchaft aus keinem andern Grunde aufgenommen werden ſollten, als um aufmerkſam auf Ereigniſſe und Beſchaffenheiten des Bodens zu machen, die eine wirkliche Erweiterung der theoretiſchen Kenntniſſe veranlaſſen können. Die Thaer'ſche Einleitung ſcheint auch, ganz anſpruchlos, nur dieſe Abſicht zu haben, indem ſie zu näherer Beſtimmung der Eigenſchaften des Bodens durch den *Board of Agriculture* Hoffnung macht, und ſich (S. 90.) ſelbſt für nichts weniger als unfehlbar und abſprechend ankündigt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Februar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Nicol: *Travels in the interior Districts of Africa, etc.* by *Mungo Park etc.*

2) Hamburg, b. Hoffmann: *Neuere Geschichte der See- und Land-Reisen. Zwölfter Band. Mungo Park's Reise in das Innere von Afrika* etc. Aus d. Engl. etc.

3) Berlin, b. Haude und Spener: *Reisen im Innern von Afrika, etc.* von *Mungo Park.* Aus dem Engl. etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Rückreise, welche im August angetreten wurde, war wegen der eingebrochenen Regenzeit noch beschwerlicher. Sein Pferd traf er wieder in *Madibu* an, wo er es zurückgelassen hatte. Die Einwohner in Bambarra aber waren ihm, wie er vermuthete, durch die Täuschungen der Mauren und Slatees abgeneigt geworden. Man versagte ihm oft das Nachtlager und hiefs ihn weiter reisen. Er ritt mit Fleifs um *Sego*, die Residenzstadt des Königs herum, der ihn vorher so reichlich beschenkt, aber doch die Stadt verboten, und jetzt, wie er hörte, Leute ausgeschickt hatte, ihn in Verhaft zu nehmen. Er verfolgte indessen seinen Weg längst dem westlichen Ufer des Niger, und kam auch hier durch viele grofse und bevölkerte Städte und Dörfer, die so wenig als die mehr östlichen, in Europa nur dem Namen nach bekannt sind. Den 23sten August war sein Geld so sehr geschmolzen, dafs er nur auf wenige Tage sich davon erhalten konnte. Er mufs also nicht 100 Kauris den Tag, wie er gerechnet hatte, sondern über 160 ausgegeben haben. Bald darauf verlor er auch diesen geringen Vorrath. Er wurde in der Nähe von *Sibidulu*, der Gränzstadt von Mandingo, von Fulahs angefallen, und bis auf ein Hemd und ein paar Beinkleider ausgeplündert. Sein Hut, in dessen Krone er sein Tagebuch gesteckt hatte, wurde ihm zurückgeworfen. Vielleicht hielten sie es für Saphies oder Amulete, denen im ganzen Lande von Mohammedanern und Heiden grofse Kraft beygelegt wird. Der Duty oder die erste Magistratsperson des angeführten Orts verschaffte ihm in wenigen Tagen das Pferd und die Kleidung wieder. Sogar sein Compafs wurde ihm, obgleich zerbrochen, zurückgegeben. Er schenkte das Pferd dem Wirth in *Wonda*, der ihn der Theurung ungeachtet gastfrey aufgenommen hatte, und Sattel und Zaum dem Duty, durch dessen Vermittelung seine Sachen zurückgebracht waren. Mit einem Speer und einem ledernen Beutel, seine Kleidungsstücke einzupacken, von seinem gütigen Wirthe beschenkt, wanderte er weiter. In *Kamalia* wurde er zu einem Sklavenhändler geführt, der sich erbot, ihn bis zur verflossenen Regenzeit bey sich zu behalten, und gegen den Werth eines Sklaven von erster Güte sicher nach dem Gambia zu führen. Hier blieb er vom 16ten Sept. 1796 bis 19ten April 1797.

Die Resultate seiner Bemerkungen hat er in vier Kap. mitgetheilt. Wir heben einiges aus. Das Zuckerrohr, den Kaffe und Cacaobaum hat er nirgends in Afrika gesehen. Die Bevölkerung ist, im Verhältnifs gegen die Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Bodens, nicht sehr grofs. Beide Geschlechter werden, sie mögen Mohammedaner oder Nicht-Mohammedaner seyn, wenn sie das mannbare Alter erreicht haben, beschnitten. Mit vieler Zuversicht wird behauptet, dafs der Glaube an einen Gott und an einen künftigen Zustand der Belohnung und Strafe unter den Negern allgemein verbreitet ist. Hr. *P.* unterscheidet die Elephantiasis von der schlimmsten Art des Aussatzes, und fand beide in Afrika. Die Neger sind kein träges Volk zu schelten. Wenige Völker arbeiten, wenn es die Noth erfodert, stärker, als die Mandingos. Fast jeder kann weben, färben und nähen. Nur die Leder- und Eisenmanufacturisten werden als eigentliche Künstler angesehen. Die Zahl der Sklaven ist noch dreymal so grofs, als die der Freyen, und unter den Sklaven machen die, welche durch die Geburt Sklaven sind, eine weit gröfsere Anzahl aus, als die, welche es nachher wurden. Viele von den letzten haben sich freywillig, um dem Hungertode zu entgehen, in die Sklaverey begeben. Sollte der Sklavenhandel von den Europäern aufgegeben werden: so wird doch dadurch, nach Hn. *P.* Meynung, in dem innern Zustand von Afrika wenig verändert werden. Gold wird in ganz Mandingo in grofser Menge gefunden, aber nur in kleinen Körnern, die in Sand und Thon zerstreut sind. Das meiste davon wird von den Mauren gegen Salz und andere Waaren weggeführt. Die hieher gehörigen Nachrichten scheinen die schätzbarsten in diesem Abschnitt zu seyn. Das viele Elfenbein, was in den Wäldern gefunden wird, kommt zum Theil von den vor Alter mürbe gewordenen und abgebrochenen Zähnen der Elephanten her. Da die meisten Kinder in der Schule zu Kamalia Caffern d. i. Heiden zu Aeltern hatten: so siehet man daraus, dafs die mohammedanische Religion sich noch mehr ausbreitet. Der Schulmeister besafs verschiede-

ne Handfchriften auch von unfern bibliſchen Büchern. Doch ſcheint das von ihm genannte *Lingeeli-la-Iſa* nicht das Buch Iſaiah zu ſeyn, wie Hr. *P.* überſetzt, und alle Journaliſten in England und Deutſchland ihm nachſchreiben, ſondern das Evangelium Jeſu أفاجيل يسوع zu ſeyn. Es iſt auch an ſich viel wahrſcheinlicher, daſs dieſes und nicht jenes ſich in den Händen der Muslemen befinde.

Die Karavane, mit der Hr. *P.* endlich nach dem Gambia aufbrach, beſtand aus 73 Perſonen, worunter 27 Sklaven zum Verkauf waren. Es ſcheint, daſs die ganze Geſellſchaft zu Fuſs gieng; denn ausdrücklich wird es nicht geſagt. Doch wurden die trockenen Lebensmittel, die Hn. *Park's* Wirth mit ſich führte, von einem Eſel getragen, deſſen nachher gedacht wird. Die Jallonka Wildniſs, in der man auf eine Strecke von 100 engliſchen Meilen keine menſchliche Wohnung erblickte, wurde in 5 Tagen zurückgelegt. Man ſetzte über mehrere Flüſſe, die in den Senegal flieſsen. Ueber den gröſsten, den Baſing, war eine ſchwimmende Brücke gebaut, die in ihrer Bauart viel aufſerordentliches hat, und in Kupfer abgebildet iſt, worin wohl die hängende Lage, aber nicht das ſonderbare und dem Rec. vielleicht aus ſeiner Schuld, unbegreifliche Fundament der Brücke zu erkennen iſt. Der Weg gieng nicht weit davon über einen hohen Gebirgsrücken, dergleichen ſonſt Hr. *P.* ſelten paſſirte, und nachher mehrmalen durch rauhe, ſteinige, wilde, waldige und hügelige Gegenden. In der Nähe des Gambia ſenkte ſich das Land und wurde eben. Am 10ten Jun. erreichte Hr. *P.* endlich *Piſania*, und hatte ſchon vorher erfahren, daſs die beiden von ihm mitgenommenen Bedienten nicht zurückgekommen waren. Hr. *P.* ſchiffte ſich wenige Tage nachher auf ein Schiff ein, das nach Amerika Sklaven bringen ſollte, und vertrat auf demſelben die Stelle eines Arztes. Zu verwundern iſt es, daſs er in dieſem Charakter, durch den er ſich Achtung und Mittel zum Fortkommen hätte verſchaffen können, nirgends auf ſeiner ganzen Reiſe erſcheint, und daſs er auch ſelbſt alsdann, wenn er von Krankheiten ſpricht, wenig von dem beobachtenden Arzt durchſcheinen läſst. Das Schiff muſste wegen ſeines ſchlechten Zuſtandes in Antigua einlaufen, und von hier kam Hr. *P.* im Dec. wieder in England an, nachdem er 2 Jahre und 7 Monate abweſend geweſen war.

Eine wichtige Frage, die Rec. aus den vorliegenden Datis in der Reiſebeſchreibung nicht hinlänglich beantworten kann, iſt, wie Hr. *P.*, der mehrmalen ausgeplündert ward, ſein Reiſe-Journal hat erhalten können. Ehe er nach Ludamar reiſte, gab er zu Jarra ſeine Papiere an ſeinen Dollmetſcher Johnſon ab, behielt aber davon eine Abſchrift. Dieſer, ehe er nach Ludamar geſchleppt wurde, hatte ſie bey einer der Frauen des Slatee, an den ſein Herr empfohlen war, in Sicherheit gebracht. Als ſich Hr. *P.* von Johnſon trennte, bat er ihn, die Papiere, die er ihm anvertraut hatte, wohl in Acht zu nehmen, und ſeinen Freunden am Gambia einzuhändigen. Waren dieſs die nämlichen, welche er vor ſeiner Abreiſe von Jarra an ihn abgeliefert hatte? Waren ſeit ſeinem langen Aufenthalt in Ludamar keine neue hinzugekommen? Und wenn dieſes geſchehen war, warum wird es nicht ausdrücklich geſagt? Das Journal war unter dem Deckel ſeines Huts befeſtiget, und die Fulas raubten dieſen nicht, aus Furcht vor jenem. Unſtreitig waren nur die vornehmſten Begebenheiten, wie ſie ſich an jedem Tage zutrugen, in der gedrängteſten Kürze auf den Papieren aufgezeichnet. Er muſste aber doch die Schreibmaterialien dazu bey ſich führen. War dieſes aber der Fall: ſo ſieht man nicht ein, warum er, als er nach dem 16ten Abſchnitt ein Safi zubereitete, erſt die Feder und Dinte zurecht machte. Während ſeines ſieben monatlichen Aufenthalts in Kamalia hatte er Muſse, ſein Journal abzuſchreiben und in Ordnung zu bringen. Die Anzeige hätte man vermuthen ſollen. Hr. *P.* ſagt aber nur, daſs er ſich hier ſeinen Betrachtungen überlaſſen, und die ſchon vorher gemachten Beobachtungen vermehret und erweitert habe. In Piſania konnte er das nicht nachholen, was er in Kamalia verſäumt zu haben ſcheint. Denn daſelbſt hielt er ſich, nach zurückgelegter Reiſe in dem Innern von Afrika, nur fünf Tage auf. Jedoch was andere Reiſende niederſchreiben müſſen, das hat vielleicht Hr. *P.* in ſeinem Gedächtniſs aufbewahren können. Eine beynahe unglaubliche Probe von der Stärke deſſelben findet ſich in *Rennell's* Erläuterungen (S. 474. Ueb.)

Hr. *Rennell* hat Hn. *P's.* Tagebuch, das zum Theil, vielleicht gröſstentheils von Hn. *Edward's* in die jetzige Form gebracht worden, vortreffliche geographiſche Erläuterungen angehängt. Die Ehre, die er Hn. *P.* Tagebuch und andern handſchriftlichen Bemerkungen erwies, ſie bey der Anfertigung zweyer Karten, auf deren einer ein Theil von Nordafrika zwiſchen dem 19° und 10° N. B. mit der von Hn. *P.* hin- und rückwärts genommenen Reiſeroute, auf der andern ganz Nordafrika bis an den 5° S. B. abgebildet iſt, zum Grunde zu legen, giebt ihnen das rühmlichſte Zeugniſs der Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit, beſchränkt die Zweifel des Rec. nur auf den hiſtoriſchen Theil, und läſst den geographiſchen unangefochten. Hr. *R.* hat aber nicht bloſs die von Hn. *P.* obſervirten Breiten, die ſchon bey Jarra auf ſeiner Hinreiſe aufhörten, ſondern auch ſeine und anderer Reiſenden Beſtimmung der Entfernungen, die von Hn. *P.* bemerkte Richtung der Magnetnadel, nebſt einer Menge anderer Nachrichten dabey zu Hülfe genommen. Von allen giebt er genaue Nachricht, die für den Kenner intereſſant, für den aber, der bloſs Unterhaltung ſucht, nicht geſchrieben iſt. Silla oder das Ziel der Reiſen Hn. *P.* liegt 16° öſtlich von Cap Verde, und in derſelben Parallele. Die Diſtanz beträgt ungefähr 941 geographiſche Meilen (d. i. deren 60 auf einen Aequator-Grad gehen) oder 1090 britiſche oder 218 deutſche Meilen. Obgleich Hr. *P.* noch 200 britiſche Meilen von Tombuctu entfernt blieb: ſo ſind doch in ſeinem Journale Angaben, nach welchen

in

in Verbindung mit andern ihr die Breite von 16° 30′ und öſtliche Länge von Greenwich 1° 33′ gegeben wird. Vorher hatte Hr. *R.* ihre Breite zwiſchen 19 und 20° geſetzt. Aus den Karten und Nachrichten, die er bey der Zeichnung der gröſsern Karte gebrauchte, ergab ſich, daſs die Küſte von Guinea ſich einige Grade mehr von Oſten nach Weſten ausdehnt, und daſs die Breite von Südafrika gegen den Aequator geringer iſt, als d'Anville angenommen hat. Ueber den fernern Lauf und das Ende des Nigers werden Muthmaſsungen gewagt, deren Beſtätigung zukünftigen Entdeckungen überlaſſen bleibt. Wenn in den ſechs erſten Kapiteln die von Hn. *R.* angeſtellten geographiſchen Unterſuchungen wegen der unvermeidlichen Trockenheit der Materie manchen Leſer zurück ſcheuchen ſollten: ſo werden ſie doch das letzte mit dem innigſten Vergnügen leſen, worin Nordafrika nach ſeinen drey Theilen, der Küſte am Mittelmeere, der groſsen Wüſte, und dem Striche von Cap Verde in Weſten und dem rothen Meere in Oſten bis Südafrika ſowohl in phyſiſcher als politiſcher Rückſicht beſchrieben, und der Charakter ihrer Bewohner geſchildert wird. Möchte doch dieſer Gelehrte uns mit einer vollſtändigen Geographie von Afrika beſchenken!

Die in Hamburg herausgekommene Ueberſetzung iſt, wie wir aus der Note S. 303. ſehen, von dem Verfaſſer des Freyſtaats von Nordamerika d. i. dem Hn. von *Bülow*. Selten haben wir Unrichtigkeiten bemerkt. Dem, der nicht das Original beſitzt, ſondern ſich mit der Ueberſetzung behelfen muſs, wird es lieb ſeyn, wenn hier einige Verbeſſerungen angezeigt werden, S. 141. Z. 2. *Lehrer* l. *Levee* — S. 223. Z. 10. *ihm mich vorzuſtellen.* Warum nicht *ihn zu ſehen?* oder wenn man ſo nicht ſprechen muſs, wenn von einem Könige, ſollte es auch ein Afrikaniſcher ſeyn, die Rede iſt, *ihm aufzuwarten* — S. 304. Z. 4. wird die Bevölkerung in Afrika zu ſehr herabgeſetzt *gar nicht beträchtlich.* Das Original ſagt nur *nicht ſehr groſs* — *not very great* — S. 371. Z. 22. iſt der Ueberſetzer mit der deutſchen Univerſitätsſprache zu wenig bekannt, wenn er *taking his degree* wörtlich *ſeine Grade nehmen* giebt. Auch iſt es der Vf. von Nr. 3. angezeigten, der *den Grad empfangen* hat. — S. 378. Z. 11. v. u. iſt vermuthlich aus Verſehen des Setzers vor *Unbehagen* ausgelaſſen *kein groſses, gave me no great uneaſineſs.* — S. 405. finden wir *Landraum* für *diſtrict.* Das Bürgerrecht jenes Worts iſt zu bezweifeln. — S. 407. Z. 18. *Leuten* l. *Punkten, points.* Noch andere Druckfehler haben wir in folgenden Stellen angezeichnet, S. 465. Z. 8. v. u. *Am* 26ſten *Jul.* l. 22ſten *Jul.* — S. 242. 243. 244. wird mehrmalen die berühmte Stadt *Houſſa*, unrichtig *Hourſa* genannt. — S. 243. Z. 15. *Koſſina* l. *Kaſſina.* — S. 328. Z. 5. iſt vor *vergiftet* ausgelaſſen *nicht.* Zum Glück für die Ehre der Neger ſieht man aus der Anmerkung, daſs die Pfeile zum gewöhnlichen Gebrauch nicht vergiftet ſeyn können. — S. 513. Note **) *Tun* l. *Nun.* Der Name iſt auch S. 541. falſch gedruckt. Denn für *Fl. Nus* l. *Nun.* — Eine Auslaſſung S. 533. konnte einen mit der Geographie Afrikas unbekannten Leſer irre leiten. Von dem weſtlichen Theil der groſsen Wüſte wird geſagt, ſie enthalte nur wenige Inſeln. Das Original erklärt es durch *or oaſes*, das der Ueberſetzer oder Drucker weggelaſſen hat. — S. 536. Note Z. 5. 6. iſt der Ueberſetzer aus zu groſser Eile, womit er arbeiten muſste, um nicht zu ſpät nach einer andern Ueberſetzung zu erſcheinen, einer Dunkelheit zu zeihen. *Es iſt ſchwer eine andere Urſache aufzufinden, als den Goldtauſch der innern Länder gegen eine ſo ungeheure Quantität von Kowries.* Rennell ſagt: *Von der groſsen Menge von Kowries läſst ſich ſchwerlich eine beſſere Urſache auffinden als den Umtauſch gegen Gold. It is difficult to conceive any other adequate cauſe, than the exchange of the gold of the inland countries, for the introduction of ſo vaſt a quantity of kowry ſhells.*

Der Ueberſetzer behält die engliſche Orthographie in den Namen bey. Selten hat er ihnen die deutſche Ausſprache in Klammern beygefügt. Wenn gleich dem Rec. die Uebertragung der fremden Namen nach der deutſchen Ausſprache nie recht gefallen hat: ſo ſcheint ihm doch die Beybehaltung der engliſchen Orthographie in allen Wörtern ohne Unterſchied nicht anzurathen zu ſeyn. Er würde nicht *Mahomet*, ſondern *Mohammed* ſchreiben. Denn wenn gleich Hr. *P.* ſo ſchreibt: ſo haben doch andere Engländer, ſogar Gibbon ſich der arabiſchen Ausſprache gefügt. Offenbar ſchreibt ſich *Coffle* aus dem groben Munde eines Arabiſch radebrechenden Negers her. Man ſollte dafür *Kafila*, *Kafla*, *Kefle* ſchreiben. Das Engliſche oo, und das Franzöſiſche ou ſollte *u* geſchrieben werden, nicht *Dooty*, *Bondou*, *Foulas*, ſondern *Duty*, *Bondu*, *Fulas*. Dergleichen Regeln laſſen ſich leicht mehr geben, wozu hier aber der Ort nicht iſt.

Da der Ueberſetzer uns das Original ganz geben wollte, welches allerdings zu loben iſt: ſo hätte er das vorangeſchickte Verzeichniſs der fremden Wörter mit Erklärungen, nicht übergehen ſollen. Wir haben ein ſolches ſchon lange zum beſſern Verſtändniſs der afrikaniſchen Reiſen gewünſcht. Es müſste aber von einem Manne abgefaſst werden, welcher der portugieſiſchen und arabiſchen Sprache ſo mächtig wäre, daſs er auch die im Schreiben verſtellten Namen in dieſen Sprachen wieder auffinden könnte.

Der Ueberſetzer hat auch ſeine Ueberſetzung mit Anmerkungen vermehrt, doch dienen dieſe nicht zur Erläuterung der im Text vorkommenden Materien, ſondern ſind Ergieſsungen ſeines Unwillens bald über die Deutſchen, bald über die Engländer. Sie ſind, was ſie am wenigſten ſeyn ſollten, politiſch. Park freuete ſich hochlich (*delighted*), mitten in Afrika bey den Negern ein Exemplar von der Kirchenagende der biſchoflichen Kirche zu finden. Der Ueberſetzer läſst ihn in *Entzücken* gerathen, und macht ihm in der Anmerkung den Vorwurf, daſs er der herrſchenden Kirche habe hohren wollen. Denn, ſetzt er hinzu, was hat der Schotte Park, wahrſcheinlich ein Presbyterianer, mit dem *book of common prayers* zu thun? — S. 303. Bey der engliſchen Colonie in Sier-

ra

in Leone soll nichts philosophisches seyn, als die Bücher, die darüber geschrieben sind. — Von der absprechenden und unhöflichen Manier des Uebersetzers mag dieses zur Probe dienen, dass er denen, die den Satz läugnen, dass die Laster nicht sollten die Regierung veranlasst haben, gerade zu allen Verstand abspricht. — Vom kategorischen Imperativ hätten wir hier nichts erwartet, so wenig als von Kotzebues Menschenhass und Reue und dem transcendentalem Ich. Man sehe aber S. 286. 296. — Das Urtheil über Parks Reise, dass die Schnelligkeit, womit er reisete, Ursache war, dass die Länder- und Völkerkunde nicht viel dadurch gewonnen hat, scheint sehr richtig zu seyn. Doch ist sie nicht als die einzige Ursache anzusehen. Schwerlich würde der Mann bey einem längern Aufenthalt viel geleistet haben. In *Pisania* und *Kamalia* verweilte er sehr lange, und hatte Musse und Gelegenheit, Beobachtungen zu machen. Wie sind sie aber beschaffen? — S. 396. wird bey dem Namen Jallonkos bemerkt, dass es fast wie Hallunken klinge, eine Benennung, die die Nation sehr wohl verdient. Gewiss sehr gelehrt.

Die Kupfer des Originals begleiten auch die Uebersetzung, versteht sich, nach einem verjüngten Maassstab. Doch fehlen die grössere Karte, und die über die Abweichungen der Magnetnadel, obgleich Hr. *R.* in seinen Erläuterungen sich häufig auf beide beziehet.

Die andere in Berlin herausgekommene Uebersetzung hat noch weniger Fehler, als die erste, und ist geschmeidiger und fliessender. Sie ist das Werk eines im Uebersetzen schon geübten Mannes. Hier sind Proben, dass wir die Uebersetzung mit dem Original verglichen haben. — S. 9. Z. 18. Kaffeekorn ist nicht *Zea mays*, sondern Sorgsamen *holcus*. Im Original werden noch mehr Gewächse angeführt, die der Uebersetzer ausgelassen hat. — S. 21. Z. 26. *von den königlichen afrikanischen Gesellschafts - Etablissements* l. *von den Etablissements der königlichen afrikanischen Gesellschaft.* — S. 22. Z. 18. *indianischer Waaren, als Glaskorallen, Bernstein* u. s. Sind denn Glaskorallen, Bernstein indianische Waaren? Für *als* l. *nebst.* — S. 37. fiel uns der *See* in der Wüste auf. Es ist aber nur von einer Tränke, *pool* die Rede. Die sprüchwörtliche Redensart *make me sup upon the camelion's dish.* S. 250. Das Original scheint der Uebersetzer nicht recht verstanden zu haben, *wies mich auf des Camelions Gericht an.* Aerger macht es Hr. v. *Bülow: fand für gut, mich von einem Gericht Kamelion speisen zu lassen.* Des Chamäleon's Nahrung war nach der alten Meynung die Luft, und jemand diese Nahrung zum Abendessen vorsetzen, heisst, ihm nichts zu essen geben. — Der Berliner Uebersetzer hat das afrikanische Wort *baloon Baluhn* beybehalten, Hr. v. *B.* hat es bisweilen *Hütte* gegeben. Im Original ist es in dem Verzeichniss der afrikanischen Wörter, das aber auch in der Berliner Uebersetzung weggelassen ist, *ein Zimmer, worin die Fremden gemeiniglich beherberget werden*, erklärt. Die geographischen Namen werden nicht nach der englischen Rechtschreibung, sondern nach der deutschen Aussprache geschrieben z. B. nicht *Benowm* sondern *Benaun*, nicht *Footadoo* sondern *Fuladu* u. s. Für *J* wird fast allenthalben *Dsch* gesetzt, als *Dscharra*, für *Jarra*, *Dschenneh* für *Jenne*, *Dschohg* für *Joag;* allein in *Joliba*, *Jallonkadu* u. s. wird *J* nicht geändert. Wo aber ein *G* vorkommt, wird dieses beybehalten, als in *Geosorra*, *Gedinguma* u. s. Die mit den orientalischen Sprachen bekannt sind, werden diese Rechtschreibung schwerlich billigen. Sie werden auch *Maana*, *Tisheet*, *Gallam*, *Fany*, *Vintain*, die ihnen aus englischen und französischen Büchern, und den Deutschen, die ihnen folgten, bekannt sind, in *Mahna*, *Tischiht*, *Gallem*, *Jany*, *Wintain*, nicht gleich wieder erkennen. Noch weniger wird ihnen das unarabische *mahomedanisch* gefallen. Anmerkungen hat diese Uebersetzung äusserst wenige, S. 41. von K. S. 48. von W. S. 76. vom Ueb. Die Ansichten und Pflanzen sind nachgestochen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Schuender: *Der Geist der schönen Genievra, oder Arimans Greuelthaten.* 1799. 175 S. 8. m. e. Kupfer. (12 gr.)

Eine sinnlosere Zusammenhäufung von Wunderdingen und Abgeschmacktheiten lässt sich kaum denken! Ganze Schlösser voll bezauberter Mädchen — Teiche, wo jeder Mann zum Fische wird — gräfsliche Erscheinungen eines bösartigen Geistes, der doch überall dem Genius der ächten Liebe unterliegt, — Verzauberungen, die der Talisman einer geweihten Rose lofst, Riesen, Drachen, Abendtheuer ohne Verbindung und Maafs sind hier aufgehäuft. Der Ton der Erzählung ist gröfstentheils poetische, oder wenigstens poetisch seyn wollende Prosa. Wenn aber vollends der Vf. scherzhafte Scenen einzuweben sucht, wie z. B. S. 32. wo den geprüften Schönen für jeden fremden Kufs eine Sommersprosse, für jede Schäferstunde eine Warze aufschofst, oder S. 64. wo die Diebe bey Dagoberts Geldkasten sich wechselseitig stören und hindern — dann sinkt er noch mehr zum Unerträglichen herab. Warum das Buch den Titel, Geist der schönen Genievra (jener berühmten Gemahlin des allbekannten König Artus) führt, erfahren wir erst ganz am Ende. Aber fürwahr, es gehört eine übergrofse Gedult dazu, wenn man mit dem Lesen bis ans Ende ausdauern will!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Februar 1801.

TECHNOLOGIE.

PARIS, b. Dufart: *Hiſtoire du Canal du Midi, connu précédemment ſous le nom de Canal de Languedoc, par F. Andréoſſy*, Général de diviſion et Inſpecteur-général du Corps de l'Artillerie. an VIII. (1800.) 8.

Die Geſchichte einer für den Waſſerbau ſo wichtigen Unternehmung, als der Canal von Languedoc iſt, trägt unter den Händen eines kenntnifsreichen Mannes, wie unſer Vf. iſt, zur Vervollkommnung der Theorie ſehr weſentlich bey.

In der Vorrede giebt der Vf. die verſchiedenen Arten der Canäle an, und geht dann auf die Anſchlämmung der Flufsmündungen über. Seine Meynung, dafs die Flüſſe das Material, welches ſie mit ſich führen, in den Mündungen deponiren, hat er aus den Anſchlämmungen des Nils und den in Holland, die er mit gleicher Aufmerkſamkeit unterſuchte, abſtrahirt. So gewifs es indeſſen iſt, dafs die Flüſſe ihr aus den obern Flufsgegenden mitgebrachtes und abgeſchliffenes Material in den Mündungen deponiren: ſo iſt es doch nicht minder gewifs, dafs in ſolchen Flufsmündungen, in denen die Fluth einſtrömt, auch ein Bodenſatz aus der Miſchung des ſüfsen Waſſers mit dem Meerwaſſer entſteht; denn wie könnte wohl, wenn aus dieſer Miſchung nicht ein fetter Schlick oder Bodenſatz entbunden würde, in denjenigen Seebuſen, in welche nur eine ſehr geringe Quantität Flufswaſſer eintritt, eine ſolche Anſchlämmung entſtehn, als wir wirklich gewahr werden, wie z. B. im Haringsliet bey Helvoet; in der Süderſee und in den ſeeländiſchen Gewäſſern, wo die Ufer nicht ab, ſondern zunehmen, alſo nichts zu Anſchlämmungen hergeben können, und wo die ins Land gehenden Canäle beſtändig gereinigt werden müſſen, entweder durch Spülſchleuſen oder mittelſt Maſchinen. Wie ſehr iſt nicht in den letzten Zeiten die Hafenſtrafse von Middelburg erhöht? — Dem Vf. zufolge, wurden die erſten Schleuſen im 15. Jahrhundert erbauet, und zwar in Italien, auf der Brenta, nahe bey Padua, von Ingenieuren aus Viterbo. Dieſe Angabe, welche faſt alle Schriftſteller über Canäle und Schleuſen anführen, und unter andern auch *Lalande* in ſeinem Werke von den Canälen, iſt ganz unrichtig; denn zu Amſterdam exiſtirten bereits im J. 1280 Schleuſen. Im J. 1285 wurde zur Entwäſſerung von Rhynland noch eine zweyte Schleuſe angelegt; alſo war ſchon zu dieſem Zweck eine andere vorhanden. (*Verhandelingen over de Verbetering der Ont-laſting van Rhynlands Boezem-Water.* p. 62.) Der Schleuſen konnte man auch in den früheſten Zeiten, ſobald die Inſel der Bataver bewohnt war, nicht entbehren, eben ſo wenig als der Deiche; denn durch ſie mufste das innere Land entwäſſert werden. Da mehrere Entwäſſerungsſchleuſen zwey paar Thore, das eine gegen das äufsere — Flufs- oder Seewaſſer — und das andere gegen das innere — oder Baſſinwaſſer (Schleuſen, welche die Amſtel und andere kleine Flüſſe zu einer fahrbaren Höhe erhielten), haben mufsten: ſo waren die alten Schleuſen auch ſchon Kaſtenſchleuſen. Stevin iſt demnach eben ſo wenig Erfinder der Schleuſen, als die Ingenieurs von Viterbo, welche die Schleuſen auf der Brenta erbauet haben, ſondern er iſt nur der erſte Schriftſteller, welcher im 16 Jahrh. über den Bau der Schleuſen ſchrieb.

Das ganze Werk Andréoſſy's iſt in ſechs Kapitel abgetheilt, und enthält noch einige wichtige Noten und Zuſätze. — In dem *erſten* Kapitel wird das Project des Canals und die Richtung der Gewäſſer beſchrieben; das *zweyte* zeigt die Beziehung, welche die Seen, die mit dem mittelländiſchen Meere in Verbindung ſtehen, und welche die Landſeen, in der Nähe des Canals gelegen, mit dem Canal ſelbſt haben; und diejenigen Vortheile, welche aus dieſen Seen für die Speiſung des Canals gezogen werden können.

Die Analyſe von dem Wege des Canals, von den Flüſſen, die ihn ſpeiſen, und von den Werken, die ihn formiren, iſt im *dritten* Kapitel enthalten. — Die grofse Schwierigkeit bey der Anlage dieſes Canals beſtand in der Beyleitung des Waſſers nach dem Theilungspunkte bey Naurouſe. Der Urheber des Projects mufste ſie durch Herbeyführung der entfernten Gewäſſer, denen ſelbſt die Natur einen ſolchen Lauf angewieſen hatte, welcher demjenigen Wege, den ſie nach dem Theilungspunkte nehmen ſollten, entgegengeſetzt war, überwinden. Dieſe Gewäſſer, welche in dem ſchwarzen Berge (Montagne noire) entſprangen, mufsten demnach in ein grofses Baſſin, das Baſſin von St. Ferriol genannt, geſammelt werden. Von dieſem aus wurden ſie dann, mittelſt einer offenen Waſſerleitung auf der Erde, nach dem Theilungspunkte des Canals in das Baſſin von Naurouſe geführt. Das Baſſin von St. Ferriol kann 939104 Cubik-Toiſen Waſſer halten, und ſeine Oberfläche mifst 175000 Quadrat-Toiſen. Gegen Ende Decembers wird es trocken gelaſſen, um die Ausbeſſerungen an ſeinen Mauern zu bewerkſtelligen; Ende Januars ſind dieſe Arbeiten beendigt, und jetzt wird das Baſſin in 38 Tagen wieder mit dem Waſſer der Wald-

bäche und der obern Wasserleitung gefüllt. Dann sind 8 bis 10 Tage hinreichend, um den Canal mit dem zur Schiffahrt nöthigen Wasser zu versehn. In trockener Jahrszeit erfodert dies aber wohl einen vollen Monat. Von dem Bassin von St. Ferriol bis zum Bassin von Naurouse (d. i. 19543 T.) fliessen die hohen Gewässer binnen 12 bis 14 Stunden. Sie haben also eine Geschwindigkeit von 0, 38 bis 0, 45 Fuss in der Secunde. Das Bassin von Lampy liegt noch oberhalb dem von St. Ferriol. Anfanglich sollte es nur allein angelegt werden; nachher wurde es aber, und zwar vor einigen Jahren nach des Ingenieurs Garupuy Plan, ausgeführt. Unter den Werken des Canals zeichnet sich das Bassin von Naurouse aus. Es ist im Felsen eingehauen, bildet ein Achteck, und hat 544 Toisen im Umfange, welcher aus einer von Quadersteinen aufgeführten Mauer besteht. Oefters wird es zu einer beträchtlichen Höhe von demjenigen Material gefüllt, welches die aus dem schwarzen Berge kommende Wasserleitung mit sich führt. Zu der erfoderlichen Speisung des Canals rechnet der Vf. 7808 Cubik-Toisen binnen 24 Stunden. Dieses Volumen ist dergestalt vertheilt, dass $\frac{2}{3}$ nach dem östlichen Canal, und $\frac{1}{3}$ nach dem westlichen, aus dem Bassin von Naurouse fliessen. Der General A. thut nun Vorschläge, auf welche Weise dieses Bassin vergrösert, und statt der andern Bassins gebraucht werden könnte. Er giebt dann die Dimensionen des Canals, beschreibt die merkwürdigsten Aquaeducte und Schleusen. Zu einem Schleusengange einer zwiefach gekuppelten Schleuse rechnet er beym Aufsteigen des Schiffs 500 Cubik-Toisen Wasser, und beym Niedersteigen nur 1958. — Als sich in dem Canal viel Material, welches die kleinen, in denselben fallenden, Flüsse brachten, gelagert hatte, wurde Vauban hingesandt, um diesem Uebel abzuhelfen, und auf dessen Vorschlag legte man 1688 vier und funfzig neue Aquaeducte, über den Canal hin, an. Demungeachtet schwoll das Wasser im Canal öfters dergestalt auf, so dass dessen Ufer zerrissen. Man führte demnach noch mehrere kleine Flüsse ab, und zwar unter dem Canal, in heberartigen Ableitungen (*epanchoirs à siphon*), wovon Rec. die Zeichnungen besitzt, und die zweckmäsig gemauert sind. Auch hat der Canal eine Menge Seitenwehre (*deversoirs*), welche das überflüssige Wasser abführen. Anmerkenswerth sind die beweglichen Wehre, die der Vf. S. 185. beschreibt, welche im Flusse Orb liegen, und deren man sich zur Schiffbarmachung der Flüsse mit Nutzen bedienen kann, wie dies der Rec. bey einigen Flüssen gesehn hat. Eben so merkwürdig und anwendbar in der Praxis an andern Stellen, ist die Barke, über welche das hohe trübe Wasser des Libron hinfliesst. Man nennt sie die Barke von Libron (*la barque de Libron ou le radeau de Libron*). Sie wird abgeführt, wenn der Libron-Fluss nicht von Waldwässern angeschwollen, also klar ist, und wo er sich alsdann in den Canal selbst einmündet. Lalande hat von dieser sinnreichen und einfachen Vorrichtung keine Zeichnung gegeben; auch der Vf. nicht (Rec. hat sie in seinem Portefeuille); indessen wird man dieselbe aus dessen Beschreibung kennen lernen. Von den Häfen von Agde und Cette giebt uns der Vf. eine vortreffliche Beschreibung, welche selbst für die Häfen an der Ostsee wichtig und lehrreich ist. Sie giebt indessen einen überzeugenden Beweis davon: dass man auch in Languedoc den Faschinenbau nicht kennt, um sich desselben zur Gründung der Hafenwände zu bedienen. — Der Vf. beschliesst dieses interessante Kapitel mit Tabellen über die Wassermenge, welche in dem Bassin von Naurouse vom Sept. 1784 bis Ende Aug. 1785, und vom 20. Sept. 1785 bis Ende Aug. 1786 eingeflossen ist.

Das *vierte* Kapitel liefert wieder ganz neue und unbekannte Aufschlüsse von diesem Canal, indem es Beobachtungen über die Wassermenge der Quellen und Wasserschützen, welche den Canal speisen, aufstellt. Auch diese Materie ist mit Klarheit und Genauigkeit vorgetragen, und verdient von solchen Hydrotecten, welche den Canalbau studieren, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

Im *fünften* Kapitel sind Vorschläge enthalten, mittelst welcher die Wassermenge des Canals vermehrt werden kann. Sie zeugen von Sach- und Localkenntnis, und scheinen uns der Anwendung fähig. Ob aber derjenige Vorschlag, nach welchem die Wälder des schwarzen Berges nicht abgehauen, und mehrere angepflanzt werden sollen, sich mit der Landesökonomie verträgt, ist eine Frage, die Rec. zu beantworten sich nicht getrauet. Da indessen die Wassermenge der Quellen und Bäche sehr abgenommen hat, seitdem einige Wälder umgehauen sind: so verdient auch dieser Vorschlag die Aufmerksamkeit der Regierung.

Die Administration des Canals ist (*sechstes* Kapitel) vollständig zergliedert. Es wird gezeigt, dass der Tariff, seitdem der Canal ein Eigenthum der Nation geworden ist, erhöhet ist, und dass der IV. Artikel des neuen Tariffs vom Jahr 5 eine Abänderung verdiene. — Die Arbeiten des Canals stehen unter einem Ingenieur en Chef und sieben Ingenieurs. Alle Jahr wurde er von einem Commissair bereist. Die Ausgaben zur Unterhaltung des Canals haben in 106 Jahren 25 Mill. 670440 Livres; die Einnahme aber 57 Mill. 455081 L. betragen. Die Familie von *Riquet* hat also einen Gewinn von 31 Mill. 784641 Livres gehabt. Noch 1791 nahm sie an Ueberschuss ein 342328 Livres. Von den Maassen, die der Vf. über die Länge der Canalstücke und der Schleusen angiebt, muss Rec. noch bemerken, dass er sie genau mit der Karte des Ingenieurs en Chef Garupuy, in 15 grossen Blättern verglichen und sehr richtig befunden hat, ungeachtet sie von den Angaben, welche dem Hn. Lalande mitgetheilt worden, abweichen.

Das *siebente* Kapitel lehrt uns den eigentlichen Erfinder desjenigen Projects, nach welchem dieser Canal ausgeführt ist, kennen. Es ist nicht *Paul Riquet*, sondern *François Andréossy*, der Urgrosvater des Vfs., der am 10. Junius 1633 zu Paris geboren wurde. Er reiste in seinem 27. Jahr nach Italien, um die

die Canäle und Bauwerke dieſes Landes zu beſehn. Nach ſeiner Rückkehr theilte er, im 30. Jahr ſeines Alters, ſein Project zu dem Canal Paul Riquet mit, und dieſer legte es als das ſeinige dem Miniſter Colbert vor. Colbert, der für ſolche groſse Unternehmungen Sinn hatte, übergab daſſelbe dem General Commiſſair der Fortificationen, *Clerville*, zur Prüfung. Dieſer bereiſte nun mit *Fr. Andréoſſy* die Gegend, in welcher der Canal angelegt werden ſollte, und überreichte dem Könige ein Memoir, an welchen er einen ſehr geringen Antheil hatte. *Fr. Andréoſſy*, den dieſs ſehr kränkte, dachte über ſein Project weiter nach; er machte mehrere weſentliche Verbeſſerungen, behielt dieſelben aber zurück. Als nachher *Paul Riquet* Unternehmer des Canals wurde, wuſste er Andréoſſy'n zur Mittheilung derſelben dadurch zu bewegen, dafs er ihm die Ausführung ſeiner Entwürfe zuſagte. Sie wurden auch nachher befolgt, und *Andreoſſy* dirigirte beynahe dreyſsig Jahre lang als Ingenieur die Arbeiten des Canals. Dafs er dieſen Canal wirklich projectirt habe, beweiſen nicht nur die in dieſem Werke beygebrachten Briefe, Noten und Zeugniſſe, ſondern auch der Artikel *Canal* in der *Enc. method.*, ferner die *Encyclopedie Art. Languedoc.* Indeſſen ſtarb *Fr. Andréoſſy*, ohne Reichthümer zu hinterlaſſen, als die Familie von *Paul Riquet* ſchon die Früchte ſeines Fleiſses in hohem Maafse genoſs. Wenn wir nun gleich Riquet nicht mehr für den Urheber des Projects des Languedocker Canals erklären können: ſo ehren wir doch ſein Andenken. Gewifs war er ein groſses Genie, indem er es wagte, die Koſten der Arbeiten des Canals zu übernehmen. Es iſt auch höchſt wahrſcheinlich, dafs er einige mathematiſche Kenntniſſe, beſonders von der Anlage der Canäle, beſafs; denn wie hätte er ſonſt den groſsen Planen *Andréoſſy's* Zutrauen ſchenken können? Warum aber *Lalande* in ſeinem Werke über die Canäle nichts von *Fr. Andréoſſy* erwähnt, da er ihn doch, in dem Artikel *Canal* in der Encyclopädie, einen Mitgenoſſen des Ruhms von *Riquet* nennt, iſt uns ein Räthſel, und der Vf. ſagt S. 314.: „*M. de Lalande nous expliquera ſans doute cette anomalie.*“

Wir ſchlieſsen die Anzeige dieſes trefflichen Werks, mit den Worten Vauban's, als er 1686 den Canal unterſuchte: „*Je ſuis ſurpris de n'y pas voir les ſtatues de M. M. Riquet et Andreoſſy, auteurs de cette grande entrepriſe.*“

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Oehmigke: *Komus*, ein Taſchenbuch für Freunde der Laune, des Witzes und der Satyre, herausgegeben von *X. Y. Z.*, aber nicht dem Verfaſſer der Fortſetzung des Schillerſchen Geiſterſehers. m. 1 Titelkupf. 1801. 120 S. 16. (14 gr.)

Jeder Kaufmann, der mit *ſchlechter* Waare handelt, verdient an ſich ſelbſt ſchon Tadel; aber doppelten verdient er dann, wenn er noch überdieſs ſeinen, wenigſtens im Vergleich mit ihm, weit beſſern Nachbar tadelt; wenn er überlaut ruft: „Hieher! hieher! dort wird Heufaamen ſtatt chineſer Thee verkauft!“ indeſs er ſelbſt die unbrauchbarſten Kräuter zuſammenſtopft und verſchachert. — Mit dieſer oder mit einer ähnlichen Empfindung wird wahrſcheinlich jeder Leſer von Geiſtesbildung gegenwärtiges Taſchenbuch weglegen, deſſen Vf. in der Einleitung ſagt: „Unſere „Liskov und Rabner ſind längſt geſtorben, und ihnen „ſind nun auch Muſäus, von Knigge, Käſtner und „Lichtenberg gefolgt. Was iſt uns geblieben? Lei„der nichts, als der Verfaſſer von Diogenes Laterne, „der Gigantomachie, und Falk. Ihr kleiner Geiſt, „unbekannt mit der Welt, ihren Schoosſünden und „ihren Thorheiten, treibt ſich gleich dem Roſs in der „Mühle, unaufhörlich in einem ſehr beſchränktem „Kreiſe von Ideen herum, wiederholt ewig das ſchon „Geſagte in holprichten Hexametern, ſchleppenden „Reimen, oder ungefeilter Proſa, und aus Mangel „ächten Witzes werden — Pasquille gemacht.“

Was kann man von einem Schriftſteller, der ſo beginnt, und der auch im Verfolge noch einmal ſagt: „er hoffe demjenigen Theil des leſenden Publicums, „der mit Recht über die Spöttereyen und pasquillan„tiſchen Ausfälle im Falkiſchen Taſchenbuche indi„gnirt ſey, und auf eine unſchuldigere Art lachen „wolle, in dieſem und im künftigen Jahre eine frohe „Stunde zu machen“ — was kann man minder verlangen, als dafs in ihm ein *Lichtenbergius redivivus* auftreten werde? Man lieſt weiter, und findet ein ganz erbärmliches Stück- und Flickwerk. Von zwölf bis dreyzehn Aufſätzen und Gedichten durch einander iſt — mit Ausnahme der Romanze *Jonas*, die eine leidliche Verſification und ein paar ziemlich artige Einfalle hat — auch kein einziges des Druckes werth. Selbſt Themata, die unter gehöriger Feder allerdings Stoff genug dargeboten haben würden, z. B. *über die verſchiedenen Arten der Köpfe*, und von *der Seelenwanderung in die Pflanzen*, ſind hier ganz verunglückt. Es wäre denn, dafs man Schilderungen von dieſer Art: „Die Paſſionsblume beſchäftigt die Einbildungs„kraft der Schwachen mit ſeltſamen Bildern. Das „Innere der Blumen, welches doch nach den Entde„ckungen der Kräuterkundigen ihr wollüſtigſter Theil „iſt (*wo hier wohl ein Sinn ſtecken mag!*), ſtellt den „Schwachen ſehr heilige Sachen vor. In dieſe Blume „mufs die Seele einer Betſchweſter nach ihrem Tode „gefahren ſeyn“ — für Satire halten wollte. — Ueber die *Complimentir-Briefe* iſt ein Gewäſche mit Proben eingerückt, woraus man ſieht, dafs der Vf. nicht einmal Rabnern geleſen habe; denn ſonſt könnt' er doch nicht Materien, die dieſer ſchon bearbeitete, ſo unbeſchreiblich verpfuſchen.

Leipzig, b. Gräff: *Der Hahn mit neun Hühnern*, von *Chriſtian Althing*. 1800. 166 S. 8. (16 gr.)

Schon aus dem Titel werden Kunſtverſtändige errathen können, was ſie hier zu erwarten haben. — Es iſt nämlich die Geſchichte eines jungen reichen Wüſt-

Wüstlings, der — wie er sich ausdrückt — der Vapeurs und Launen seiner vornehmen Damen überdrüssig, sich entschliefst, ein paar Classen tiefer hinabzusteigen, binnen wenigen Monaten die Gunstbezeugungen von neun Mädchen geniefst, und dann von allen neunen zu gleicher Zeit in Anspruch genommen, achte derselben durch Geld befriedigt, und der Einzigen, die ihn redlich liebt — eine Redlichkeit, die bey so bewandten Umständen noch für sehr problematisch gelten könnte! — seine Hand reicht. — Ein solches Werkchen umständlich durchzugehn, sorgfältig zu würdigen, welche von seinen Eroberungsgeschichten am feinsten, und welche am — unverschämtesten erzählt worden sey, das wäre hier eine sehr unnöthige Mühe. Dennoch sind wir der Wahrheit das Geständnifs schuldig: dafs der Vf. nicht ohne Witz, Leichtigkeit des Stils und Abwechselung schreibt; dafs er nur ein paarmal zu wahren Unanständigkeiten — z. B. in seiner Liebesgeschichte mit der Stickerin — herabsinkt, und dafs man an mehr als einem Orte Grund zur Hoffnung hat: er werde einst noch etwas — besseres schreiben. Wenn er übrigens dieses höchst muthwillige Werklein in der Maske eines — Sittenpredigers beschliefst; wenn er gegen den Schlufs ausruft: „Freunde, möchte mein Beyspiel euch belehren. Kein Libertin kann lange „glücklich seyn. Ist es nicht süfser, ein holdes treues „Weib zu haben, als der feilen Wollust nachzujagen? „Die Gebrechlichkeiten, die Schmerzen, die Vorwürfe „eines freudenlosen Alters rächen sich schrecklich für „das vergeudete Leben“ — wenn wir dieses mit dem Tone der vorigen 163 S. vergleichen, dann fallen uns gewisse Candidaten des Galgens in England ein, die nach einem sehr unmoralischen Leben kurz vor ihrer traurigen Erhöhung noch sehr moralische Reden halten; oder wir erinnern uns wohl gar jener Legende, in welcher der heilige Franziscus den berüchtigten Verführer mit dem — Pferdefufse zwang, den Bufsprediger zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Magdeburg*, b. Creutz: *Der glückliche Staat, oder apodictischer Beweis, dafs die von Gott geoffenbarte Religion nur allein im Stande ist, das Wohl der Länder und Völker zu begründen.* Von *P. C. Schüffer*, königl. Inspector der Kirchen und Schulen der dritten Inspection des Jerichauischen Kreises im Magdeburgischen und Oberprediger zu Loburg. 1800. 66 S. 8. (6 gr.) Der Vf. beginnt mit einem sehr naiven Bekenntnifs, dafs „der orthodoxe Theologe „(seiner Art) von einem Verleger zum andern schicken, und, „er mag zur Vertheidigung seines Glaubens schreiben, was er „will, es bey keinem anbringen kann, weil jeder besorgen mufs, „dafs er es aus Mangel an Absatz, als Maculatur verbrauchen „müsse. Und wenn sich auch mit genauer Noth noch ein Verleger dazu findet, der, durch sein inneres Gefühl der Wahrheit gedrungen, sich entschliefst, die Druckkosten daran zu „wagen: so darf er (der Autor) doch wenigstens an kein Honorar dafür, wenn es auch noch so unbedeutend wäre, gedenken.“ Dieses wären denn freylich bedenkliche Zeitumstände, wenn anders dergleichen Autoren nicht, durch eigenes Gefühl der Wahrheit gedrungen, lieber ohne Honorar zu schreiben, und die Druckkosten selbst daran wagen wollen, da doch, nach dem von Hn. *S.* gewählten Motto: *tandem bona causa triumphat!* Statt diesem Motto festiglich zu glauben, bricht er in der Vorerinnerung ferner in die bittersten Klagen aus, dafs die bey dem gröfsten Theile des Publicums in einen übeln Ruf gebrachte Orthodoxie, nur mit vieler, oft fruchtloser Mühe, über dem mächtigen Schreyen der Gegner, zum Wort kommen könne u. dgl. m.

Bey unsern Lesern mögen diese Proben von Herzenserleichterungen des Vfs. hinreichen, um zu beurtheilen, ob *er fur sie* zum Wort gekommen seyn solle. Uebrigens eifert er gegen die sogenannte natürliche Religion, weil er sie sich nur in der gelehrten Einkleidung vorzustellen weifs, in welcher sie auf Universitäten gelehrt wird, wo es zunächst um wissenschaftliche Ueberzeugung der zu wissenschaftlichem Nachdenken vorbereiteten Studierenden zu thun ist. Viele andere verstehen glücklicher Weise schon lange die Kunst, das, was sie auf dem wissenschaftlichen Wege eingesehen haben, den nicht wissenschaftlich gebildeten dennoch klar und überzeugend zu machen; und diese, weil sie der wichtigen Bestimmung eines Volksreligionslehrers würdig zu handeln suchen, halten sich, gerade weil „eine Religion, die ein Land beglücken soll, auch den Einfältigsten glückselig zu machen im Stande seyn soll“ (S. 17.) weil demnach jedem ohne Gelehrsamkeit ihre Wahrheit mufs gezeigt werden können, an diejenige Darstellung der Religion, bey welcher die Ueberzeugung weder von historischen, noch wissenschaftlichen schweren, Untersuchungen abhängt, für welche vielmehr das Gewissen, auch des Einfältigsten, sobald man ihm sich nur verständlich zu machen weifs, seine Beystimmung giebt. Auch verdient nur eine solche allgemein fafsliche Darstellung der Religion, wenn sie doch nicht auf blofsem Glauben, der die alte Geschichte nach seiner Einsicht erzählenden und erklärenden Lehrer, sondern auf eigener innerer Beystimmung, auch des Einfältigsten, begründet wird, den Beynamen einer *natürlichen*. Der Vf. kämpft gegen eine „neue, von dem Philosophen erfundene sogenannte Vernunftreligion“ mit allen Kräften, weil „gerade die wenigsten Menschen zum scharfen Nachdenken fähig sind.“ Rec. weifs von einer solchen *erfundenen* Religion nichts. Die letzte Behauptung aber dem Vf. zuzugeben, nöthigt uns der ganze Inhalt seines Schriftchens, in welchem wir auch nicht eine Spur eigenen, wir wollen nicht sagen, scharfen, Nachdenkens aufgefunden haben. Unter vielen sehr „apodictischen“ Schlüssen, schien uns folgender S. 60. der mustermäfsigste: „*Wenn* die Lehren des Christenthums, wie sie unsere orthodoxen Theologen aus der Bibel geschöpft, und in ihren Systemen vorgetragen haben, Wahrheit sind — und *wenigstens ist das Gegentheil noch lange nicht erwiesen, wird auch wohl, so lange die Welt steht, nicht erwiesen werden können:* — *so* sind sie auch *keiner Verbesserung fähig.* — — Uebrigens hat der Hr. Kirchen- und Schulinspector diese Bogen seinem regierenden König dedicirt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Februar 1801.

PHYSIK.

Halle, in d. Rengerſchen Buchh.: *Annalen der Phyſik. Zweyter bis ſechſter Band.* Angefangen von *Gren*, fortgeſetzt von *Gilbert*. 1799 — 1800. gr. 8.

Wir haben den 1ſten Band dieſer reichhaltigen Annalen in Nr. 369. Jahrg. 1800. der A. L. Z. etwas ausführlich zur Kenntniſs unſerer Leſer gebracht, um ſie ſo genau als möglich mit dem Geiſte derſelben bekannt zu machen. Da die folgenden Bände in Feſthaltung des Plans dem erſten ganz ähnlich ſind: ſo dürfen wir uns kürzer dabey faſſen und uns mit einer, nur noch mehr zuſammengedrängten, ſyſtematiſchen Ueberſicht begnügen. Vorläufig bemerken wir, daſs die Anmerkungen des Herausg. hier bisweilen zu ganzen Abhandlungen angewachſen ſind, daſs ſie viel Mathematik und oft Nachträge aus ältern Werken zu verwandten Gegenſtänden enthalten. Die Regiſter will der Herausg. theils als Repertorien, theils als eine Geſchichte der Phyſik, für die Zeit, in welcher die Artikel erſchienen ſind, angeſehen haben. Mit dem 3ten Bande iſt der erſte Jahrgang geſchloſſen, und mit dem 4ten iſt *Grens* Name vom Titel weggelaſſen worden, da überhaupt nur das 1ſte Stück von ihm hergerührt hat.

Von Gegenſtänden *der allgemeinen Phyſik* enthält des IIten Bandes 1tes Stück: *Cavendiſh's Verſuche die Dichtheit der Erde zu beſtimmen*, a. d. *phil. transact.* Michells Methode liegt dabey zum Grunde. Der Apparat deſſelben aber, der aus einer Art Drehwaage beſteht, wo an den Enden der Arme Kugeln angebracht ſind, die von benachbarten gröſsern Bleyklumpen gezogen werden, iſt von *C.* ſehr verbeſſert worden, wo indeſſen doch noch manches vom Einfluſſe des Luftzuges zu fürchten war. Die Reſultate ſind in einer Tafel zuſammengeſtellt. Vieles ſtimmt darin gut zuſammen, indeſſen zeigt ſich doch noch manche Abweichung ſowohl in der Bewegung des Arms, als in der Schwingungszeit, das noch etwas anderm, als den Fehlern beym Beobachten, zugeſchrieben werden muſs. Das Mittel aus den Verſuchen giebt dem Erdkörper eine Dichtheit die 5,48 mal gröſser iſt, als die des Waſſers. Ebendaſ. *Aehnliche Verſuche über gegenſeitige Anziehung vom Hn. Hermbſtädt.* An einem Waagbalken hängt eine völlig waagrechte Platte über einer Queckſilberfläche. Werden beide einander bis auf 1 oder $\frac{1}{2}$ Lin. genähert: ſo ſinkt nach einigen Secunden die Platte herab und hängt mit dem Queckſilber zuſammen. Auch zwey Queckſilberkügelchen auf einer horizontalen Glastafel einander bis auf ein paar Scrupel genähert werden ſphäriſch und vereinigen ſich zu einem einzigen. Bey aller Nettigkeit dieſer Verſuche dürfte doch wohl dieſer Apparat nicht ſo, wie der von Cavendiſh, die Anziehungen auf Maaſs und Gewicht bringen. Ebendaſ. theilt Hr. *Ritter Beobachtungen über den Galvanismus in der anorgiſchen Natur, und über den Zuſammenhang der Elektricität mit der chemiſchen Qualität der Körper* mit. Die Verkalkungen, die jetzt bey der Voltaiſchen Säule an oxydirbaren Metalldräten, ſehr in die Augen fallen, wenn ſie bey Lagen aus Silber und Zink mit letztern in Berührung ſind, beobachtete Hr. *R.* ſchon, wiewohl weniger merklich, in der geſchloſſenen einfachen Galvaniſchen Kette. Die Anbringung der Elektricität verſtärkte die Galvaniſchen Proceſſe, und zeigte ſich poſitiv anders als negativ. II. 3. erklärt Hr. Prof. *Grimm den Urſprung der unterirdiſchen Waſſer* aus einer langſamen Verbrennung des Waſſer und Sauerſtoffs in der Erde. Ebendaſ. noch ein paar andere *Bemerkungen über unterirdiſche Waſſer von Baillet* und *Vulliamy*, a. d. *Journ. de phyſ.* Hier wird es als ausgemacht angeſehen, daſs die Grubenwaſſer bloſs aus den obern Gebirgslagen kommen. Ebendaſ. *über den beſondern Schein des Waſſers in der Oſtſee* von *Wäſtröm*, a. d. Schwed. Abh. Er ſieht in den Buchten zur Herbſtzeit im Dunkeln wie der hellblaue elektriſche Funke aus, und iſt der Vorbote eines plötzlichen Oſt- oder Nordoſtwindes mit naſſer Witterung, verſpricht aber einen reichlichen Fiſchfang. Ebend. *einige barometriſche Beobachtungen* a. d. *Journ. de phyſ.* a) *Fleurian de Bellevue* ſetzt die barom. Höhe am Ufer des Meers allenthalben nahe an 28″ 2‴$\frac{1}{3}$; hiermit ſtimmen auch andere und ältere Beobachtungen ſo genau überein, daſs man im Mittel 28″ 2‴$\frac{1}{3}$ dafür annehmen kann. b) *Duc-la Chapelle* tägliche Veränderung der Atmoſphäre am Bar. Um 7 Uhr Morg. und 10$\frac{1}{2}$ U. Ab. ſteigt und 2$\frac{1}{2}$ Uhr Nachm. ſo wie nach Mitternacht, ſinkt es jeden Tag regelmäſsig. III. 4. *Jurine über den Verſuch mit geblendeten Fledermäuſen*, a. d. *Journ. de phyſ.* Sobald ihnen ihr vorzüglich groſses *Gehörorgan* unbrauchbar gemacht wurde, wuſsten ſie ſich nicht mehr zu finden. Hr. v. *Arnim* vermuthet, daſs die Atmoſphäre der Körper das Empfindungsmittel geweſen ſey. IV. 1. *Grey, über das Erdbeben in England* v. 18. *Nov.* 1795. a. d. *phil. Tr.* Auch hier kündigte es ſich mit Raſſeln und merklichem Schnee an; übrigens läſst ſich nicht entſcheiden, ob es eine Erd- oder Lufterſcheinung zu nennen ſey. Eben ſo ungewiſs iſt es, ob es aus einem Centralpunkt nach allen Seiten oder in einem geraden Strich gegangen ſey. Auch ſchien die Elec-

tricität keinen Theil daran zu haben. IV. 4. *Fabroni über chemiſche Wirkung der Metalle auf einander bey der gewöhnlichen Temperatur der Atmoſphäre*, a. d. *Journ. de phyſ.* Sie gehören zu den nun ſehr bekannten Erſcheinungen des Galvanismus. Auch finden ſich hier ſchon manche Beweiſe, daſs die galvaniſchen Erſcheinungen von den elektriſchen verſchieden ſind. Zu dieſen und den Aldiniſchen Verſuchen ſind auch Anmerkungen vom Hn. v. *Arnim* gekommen. Ebend. *phyſiſche Beobachtungen des* Hn. v. *Humboldt auf ſeiner Reiſe nach dem ſpaniſchen Amerika*, a. d. *Journ. de ph.* Sind in Cumana geſchrieben und ſehr vermiſchten Inhalts. Ebend. theilt Hr. v. *Buch* in einem Briefe verſchiedene *geognoſtiſche Bemerkungen* mit. V. 1. ſind *Spallanzaniſche Beobachtungen über die Scylla* und *Charybdis* aus dem 4ten Bande ſeiner Reiſen ausgezogen V. 2. aus der *Decade phil. Gedanken* von *Patrin über die Vulcane* nach Gründen der pneumatiſchen Chemie. Die vulcaniſchen Auswürfe wären nicht ſchon zuvor als feſte Körper in der Erde vorhanden geweſen, ſondern die Laven dürften eben ſo das Product eines Kreislaufs verſchiedener Flüſsigkeiten, wie die Flüſſe ein Product des Waſſerumlaufs ſeyn. Auch ſollen die Vulcane beider Sicilien das Salz des mittelländiſchen Meers zerſetzen, und von deſſen Säure ihre Nahrung ziehen. — Mit dieſem Geſchwätz ſind 15 Seiten verdorben worden. Ebend. *Erfindung* von *Pajot-Descharmes*, Spiegelglas zuſammen zu löthen, auszuglühen und zu entfärben. V. 4. giebt Hr. v. *Buch* einen Auszug aus *Ereislaks* phyſiſcher Topographie von Campanien, vorzüglich in mineral. geognoſt. Hinſicht, a. d. *Journ. de phyſ.* V. 4. und VI. 1. ein Auszug a. d. *Transact.* von den *phyſiſchen Merkwürdigkeiten* bey dem letzten Ausbruch des Veſuv den 15. Jun. 1794. Ebend. a. d. *Mem. ſur l'Egypte* die *chemiſche Zerlegung des Nilſchlamms* von *Regnault*. In 100 Th. 11 Waſſer, 9 Kohlenſtoff, 6 Eiſenoxyd, 4 Kieſelerde, 4 kohlenſaure Bittererde, 18 kohlenſaure Kalkerde, 48 Thon erde. VI. 1. theilt Hr. v. *Buch* Beobachtungen über die Bildung des Leucits mit, die er in den vulcaniſchen Gegenden um Rom und Neapel machte. Es ſcheint dem Vf. ganz klar, daſs ſich concentriſche Lagen um einen Mittelpunkt gebildet haben. Die Beſtandtheile des Leucits haben ſich aus der flieſsenden Lave abgeſondert und vereinigt. Die zuſammengeſetzte Bewegung dieſer Stoffe nach der Richtung des Stroms und nach dem Mittelpunkt — der Kryſtalliſation iſt die Urſache ihrer länglichen Geſtalt. Ebend. *Cavanilles über das Erdbeben* in *Peru* 1797. Aus den Riſſen der eingeſtürzten Berggipfel drang eine ungeheure Menge dicken, ſtinkenden Waſſers hervor, das ganze Dörfer bedeckte. Der See Quiroloa entzündete ſich ſo, daſs ſeine Dämpfe die benachbarten Herden erſtickten. VI. 2. *über atmoſphäriſche Ebbe und Fluth* vom Hn. von *Humboldt*. Es giebt 4 ſehr regelmäſsige Abwechſelungen der Art, in 24 St., wovon die nächtlichen die kürzeſten ſind, und die ſchlechterdings durch nichts geſtört werden. Ebend. *Vaſſalli* und *Bunica* tauchten ein pulſirendes Kälberherz in das Blut eines von einer Seuche angeſteckten Ochſens; ein anderes in das Blut eines geſunden. Im erſtern hörten die Pulſationen immer früher auf. Ebend. Einige Zoophyten der Mollusken haſchten ihren Unterhalt, ohne ſehen zu können. Wenn *Olivi* eine Glastafel dazwiſchen ſezte: ſo konnten ſie dieſes in ſehr geringen Entfernungen nicht mehr. Dieſs deutet auf eine Aehnlichkeit mit den Fledermäuſen. *Heckerwelder* hat bemerkt, daſs der Neuntödter die Grashüpfer nicht zu ſeiner eigenen Koſt an die Dornen oder Zweige eines Baums befeſtigt, ſonden zu einer Lockſpeiſe, um kleine Vögel zu fangen. VI. 3. ſind *phyſikaliſche Merkwürdigkeiten aus la Peroufe's Entdeckungsreiſe* vom Herausg. ausgezogen. Sie enthalten ſeine Inſtruction, Verzeichniſſe ſeiner gelehrten Begleiter, der Inſtrumente und Bücher; ein Memorandum der Akademie der Wiſſenſchaften für die mitreiſenden Phyſiker; vermiſchte phyſ. Bemerkungen und chemiſche Verſuche auf dem Pic von Teneriffa. VI. 4. aus dem *Bullet.* der *Soc. philomat. Berthollets* Bemerkung über das Radical der Salzſäure, daſs es eine dreyfache Verbindung von Sauerſtoff, wenig Waſſerſtoff und ſehr viel mehr Stickſtoff ſey. Ebend. hat Hr. *Nicolai Bötcher* etwas über Kriegsſchiffe mitgetheilt. Eigentlich Vorſchläge, wie Maſten und andere Theile des Schiffs vor Fäulniſs zu ſchützen, und ſtatt Kupfer ein dauerhafteres Material zu brauchen, z. B. Zinn- oder ſtark verzinnte Kupfer- oder Eiſenplatten. Ebend. aus dem *Bulletin* der *Soc. philom.* von *Sauſſure*, dem Sohn, über Einfluſs des Bodens auf die Beſtandtheile der Pflanzen, wo die ſonſtige Meynung widerlegt wird, daſs der Einfluſs des Bodens auf die Vegetation von dem Vermögen deſſelben, die Feuchtigkeit an ſich zu halten, abhänge.

Ueber Gegenſtände der *Bewegungslehre* findet ſich in II. 1. *Chladni's* Unterſuchungen über *drehende Schwingungen eines Stabes*, die bereits aus den Schriften der berlin. Geſellſ. bekannt ſind. Ebend. die *Beſchreibung eines Dynamometers* und der damit angeſtellten Verſuche zur Schätzung der Kräfte bey Menſchen, Thieren, und des Widerſtandes bey Maſchinen von *Regnier* a. d. *Journ.* der *Ecole polytechn.* Die Hauptſache beſteht in einer Feder mit einem kleinen Hebel, Zeiger und Gradſcheibe. Dieſe Maſchine wird mit der Hand gedrückt oder gezogen. Die Kraft eines Mannes von mittlerer Stärke, der ſeine ganze Muskelkraft im Heben anwendet, betrug 265 Pf., und die von den Händen 102 Pf. Ein ſtarker Mann übte im Ziehen (ohngefähr wie man ſich Stiefel anzieht) eine Kraft von 735 Pf. aus. Die mittlere Stärke der Weiber iſt die eines 15jährigen Jünglings, oder ungefähr $\frac{2}{3}$ von der Kraft der Männer gleich. Die mittlere Stärke eines guten Zugpferdes gab 736 Pf. Ein Menſch von mittlerer Stärke übt auf ähnliche Art nur 102 Pf. aus, und der ſtärkſte zieht nicht über 123 Pf. Wo es auf Gewicht ankommt, vermag der ſtärkere nicht viel mehr als der ſchwächere, hingegen bey Muskelkraft iſt der Unterſchied weit beträchtlicher. Bey dieſen Verſuchen zeigt ſich auch der beträchtliche Vortheil der hohen Räder etc. ſehr deutlich. Einem Wagen die erſte Bewegung zu geben, erfoderte immer die doppelte Kraft

der

der nachherigen Unterhaltung. Ein ungeschmierter Wagen, der 222 Pf. bedurfte, brauchte nach der Schmiere nur 133. In IV. 2. stehen *mechanische Untersuchungen von Atwood* über die Schwingungszeit der Unruhen in Taschenuhren und in Mudge's Zeithaltern; a. d. *phil. Transact.* v. 1794. VI. 1. *Viceadmiral Chapman von der richtigen Form der Schiffsanker.* Schwed. Abhandl. 1796. Es kommt hauptsächlich auf den Winkel an, den die Flügel mit dem Ankergrunde machen müssen, und der als Maximum mittelst des Differenziirens auf 112° 30′ bestimmt wird, um leicht einschneiden und zugleich den gröfsten Widerstand leisten zu können. Der Arm des Ankers mufs in einer logarithmischen Spirallinie gebogen seyn, deren Mittelpunkt in dem Ende des Schaftes ist, so dafs der Winkel, den die Tangente mit jedem nach dem Berührungspunkte gezogenen Radius macht, 112½ Gr. beträgt. Diese Theorie war schon vorher durch verschiedene Erfahrungen bestätigt.

In Beziehung auf *tropfbare Flüssigkeiten* finden wir III. 1. *Bemerkungen über das Stein- und Glashygrometer* von *Lüdicke*, in Beziehung auf I. 3. Er glaubt, dafs die Ursache, warum das Lowitzische Hygrometer vom trocknen Punkte etwas geschwinder auf den Grad der Feuchtheit der Stubenluft komme, als es nach Bestimmung des feuchten Punkts auf diesen Grad kam, — mehr in der Luft als im Steine gesucht werden müsse. Das Hechheimerische Glashygrometer würde mehr zu empfehlen seyn, wenn die Wirkung der Wärme und Kälte nicht so beträchtlich dabey wäre. Weil das Glas weit weniger, als die Luft, die Wärme leitet; so wird bey Abnahme der Luftwärme das Glas immer noch etwas wärmer seyn, und es werden sich keine Dünste aus der Luft niederschlagen. Der Schiefer hat noch nicht ⅓ dieses Fehlers, welcher gegen das starke Einsaugen der Feuchtigkeit gänzlich verschwindet. Der manometrische Einfluss beträgt höchstens 0,03 Grad an des Vfs. Bogen, welches eine verschwindende Gröfse ist. Hr. *Lüdicke* hat eine Masse erfunden, aus welcher sich eben so gute Hygrometer als der Astrachanische, verfertigen lassen. In einem Zusatz beschreibt er eine schöne Krystallisation, die sich durch Abdampfen des Wassers, worin Meifsner Adlersteine lagen, gebildet hatte. Eben derselbe liefert V. 1. fernere Beyträge zur Hygrometrie. Sie betreffen Verbesserungen des neuen Hygrometersteins nebst Versuchen mit demselben. Auch die I. 3. versprochene Wärmewirkung für das Steinhygrometer. Verfahrungsart bey Bestimmung der festen Puncte. Verbesserung des Weisers. Hr. Mechan. *Voigt* beschreibt III. 1. ein *Hygrometer* aus einem Spiralförmig geschnittenen Federkiel, und Hr. Hofr. *Seiferheld* im IV. 4. ein anders sehr leicht zu verfertigendes und empfindliches *Federkielhygrometer*, woran auch Hr. *Bohnenberger* Antheil hat. Ein *Hygrometer* und *Photometer* von *Leslie* aus *Nicholsons Journal*, wird V. 3. beschrieben. Das Wesentliche besteht in einer heberförmig mit parallelen Schenkeln gebogenen Glasröhre von ungleicher Länge und an beiden Enden Kugeln, wovon die eine befeuchtet und die ihr zugehörige Röhre oben eine Erweiterung hat und mit einer gefärbten Flüssigkeit gefüllt wird. In beiden Kugeln befindet sich brennbares Gas, die unbefeuchtete hat eine dunkle Farbe, die andere ist von klarem Krystallglase. Anlafs dazu war eine Prüfung dessen, was vorgeht, wenn die Luft auf eine feuchte Oberfläche wirkt. Es entsteht hier Verdunstung und diese hat Kälte zur Folge, wodurch also genau die Trockenheit der Luft und der Grad, um welchen sie vom Sättigungspunkte entfernt ist, gemessen werden kann. Auf solche Art giebt das Instrument auch ein Wärmemaafs ab. Als Photometer gebraucht, wird die andere, höher stehende, Kugel wegen ihrer Schwärze das Licht verschlucken und dadurch Wärme erzeugen, in der untern hellen aber wird dieses nicht geschehen und kann das Fallen der Flüssigkeit den Zufluss des Lichts und dessen Stärke anzeigen — IV. 3. giebt Hr. *v. Arnim* einen Beytrag zur Berichtigung des Streits über die ersten Gründe der Hygrologie und Hygrometrie, welcher fortgesetzt werden soll. V. 5. steht eine *Bemerkung* des Hn. *Zylius* über Lichtenbergs Vertheidigung des Hygrometers und der Delucschen Theorie vom Regen. Hn. Z. zufolge soll der seel. Lichtenberg seine ganze Preisschrift Satz für Satz durchaus falsch verstanden haben —; beyläufig wird auch Hr. Z. sehr bitter gegen den *Rec.* der Lichtenbergischen Schrift in der A. L. Z. 1800. No. 12. S. 89. ungeachtet dasjenige, was jener Rec. gesagt haben soll, nur als *Lichtenbergs Aeufserung* von ihm angeführt worden ist. So scheint hier allenthalben nichts als Mifsverständnifs zu herrschen. In II. 2. steht aus den *Ann. de Chim.* die *Beschreibung eines Araeometers* von *Say*, das eine ganz neue Einrichtung hat. Es wird in einem Behältnifs das Volumen der darin befindlichen Luft einmal ganz, und das anderemal nach Abzug dessen, was ein darin liegender Körper einnimmt, gemessen und berechnet. Zum leichten, gemeinen Gebrauch dient es nicht; auch verstattet es selbst nicht den höchsten Grad von Genauigkeit. Hr. *v. Arnim* hat eine *Anweisung*, wie dieses Werkzeug ohne Barometerbeobachtungen zu gebrauchen sey, auch einen allgemeinen Beweis des Mariottischen Gesetzes mit Bemerkungen darüber beygefügt. In VI. 1. wird die Frage beantwortet: Wer hat das Araeometer erfunden? — In den *Ann. de Chimie* hat *Salverte* aus einem Gedichte des Grammatikers *Rhemnius Fannius Palaemon de pond. et mens.* (am Ende von Priscians Werken) der unter Tiber. Calig. und Claud. lebte, gezeigt, dafs die Senkwaage weit älter sey als Hypatia, die insgemein für die Erfinderin gehalten wird. Sehr ausführlich sind II. 4., III. 2. u. IV. 1. die *Bemerkungen von Vince über die Bewegung und den Widerstand flüssiger Körper* aus den *phil. Transact.* 1795, 98. mitgetheilt und an dieselben schliefst sich der folgende Aufsatz von *Venturi* an: *über die Seitenmittheilung der Bewegung in flüssigen Körpern;* angewandt auf die Erklärung hydraulischer Erscheinungen. Hier auch verschiedenes von der Natur der Pfeifentöne. III. 1. *Venturi über Verengerung des Wasserstrahls* bey der Aus-

Ausströmung durch Oeffnungen in dünnen Platten. Ist eine Zugabe zu seinen *Recherches experim.* Es wird gegen *Lorgna* bewiesen, dass der sich verengernde Theil des Strahls nicht eine Fortsetzung der Newtonschen Catarracta, und die Geschwindigkeit in der verengerten Stelle fast die nämliche sey, welche zur Höhe des Wasserstandes als Fallhöhe gehört. Der Querschnitt der grösten Verengerung ist 0, 64 von der Oeffnung. Es schien *Venturi* nöthig, hiebey von einem gewissen Princip auszugehen, dessen Entbehrlichkeit aber Hr. *Busse* IV. 1. zeigt, indem sich die Haupterscheinung schon aus deutlichen und anerkannten Gründen der Mechanik erklären lässt. In IV. 2. stehen *einige Bemerkungen und Versuche über die von Hassenfratz erregten Zweifel gegen die Richtigkeit der gewöhnlichen hydrostatischen Bestimmung des spec. Gewichts* von Prof. *Schmidt* in Giessen. Aus den mitgetheilten Versuchen folgt, dass der von der Cohäsion und Trägheit der Flüssigkeit herrührende Widerstand allerdings einen schädlichen Einfluss auf die Gewichtsbestimmung haben kann, der desto grösser wird, je grösser die Stossfläche des eingetauchten Körpers, je kleiner sein relatives Gewicht und je unempfindlicher die Waage ist. IV. 3. *Hassenfratz über einige scheinbare Anomalien im specif. Gewicht durch Verbindung verschiedener Stoffe mit dem Wasser im Hombergischen Araeometer*, a. d. *ann. de Chemie.* Sie betreffen den Kalk in verschiedenem Zustande, Alaune, Salpeter. Die Ursachen der Abweichung werden entwickelt und auf viererley gebracht. Hierzu eine *Anmerkung des Hn. v. Arnim*, die eine Kritik der Erklärungsgründe von *Hassenfratz*, so wie der Einwendungen von Hn. *Schmidt* gegen den Hassenfratzischen Aufsatz enthält. Es wird doch der Adhärenz die Hassenfratz annimmt, das Wort geredet. Am Ende auch eine Vertheidigung des Satzes, dass die Länge der Haarröhrchen auf den Stand der Flüssigkeit in ihnen, einen merklichen Einfluss habe. V. 2. aus den Böhmischen Abhandl. *Gerstners Versuche über die Flüssigkeit des Wassers bey verschiedenen Temperaturen.* Sind auch schon in der A. L. Z. angezeigt. VI. 4. aus *Nichols. Journ. Beschreibung der hydrostatischen Lampe* des Hn. *Keir.* Die innere Einrichtung ist ungefähr wie beym Heronsbrunnen, wo Salzwasser in einer bis an den Boden reichenden Röhre das Oel in einer andern bis zum Dacht in die Höhe drückt, das dann im umgekehrten Verhältniss seines specif. Gewichts gegen das vom Salzwasser in die Höhe tritt. Man kann hiebey jeden Dachtapparat anbringen; der vollen Erleuchtung des Lichts ist nirgends etwas im Wege und das Oel kann nie überlaufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien: *Theoretisch-praktisches Handbuch für Maler, Illuminirer, Zeichner, Kupferstecher, Kupferdrucker und Formschneider, worinnen man den Gebrauch der Farben nebst Zubereitung derselben nach systematischen Grundsätzen bekannter Autoren sehr leicht erkennen und erlernen (?) kann. Nebst einer praktischen Abhandlung von den verschiedenen Arten der Malerey auf Leinwand, Seide, Glas, Wachs, Mauern, mit Oel, en mignature und Pastell zu arbeiten.* Zusammengetragen von einem *Liebhaber der schönen Künste.* 1800. 122 S. 8. u. Regist.

Wir haben den weitläuftigen Titel ganz abgeschrieben, weil er den Inhalt des Werks vollständig auslegt. Sonst ist von ihm nichts weiter zu sagen, als dass man überall den blossen Dilettanten, oder was hier ungefähr gleichviel sagen will, den oberflächlichen Kunstlehrer gewahr wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Linke: *An alle deutsche Hausväter und Hausmutter, ein Wort zu seiner Zeit über den Verbrauch ausländischer Produkte und Waaren*, nebst einer Anweisung, wie sich ein jeder auf die leichteste Art seine Kaffee - Thee - und Zuckersurrogate selbst bereiten kann. 1800. 60 S. 8. (4 gr.) In der Vorrede zürnt der Vf. nicht wenig mit unsern Hausvätern und Hausmüttern, dass sie jährlich für Kaffee 25, und für Thee 5 Millionen (wie viel aber noch für Zucker und andre Waaren?) an England abgeben, und empfiehlt dagegen zu Surrogaten unsre einheimischen Produkte, deren Bereitung, Würdigung und Gebrauch sehr gut dargestellt wird. Unter unsern Theesurrogaten hätte das Bergpeterlein, *Oreoselinum*, L. nicht nur nicht ausgelassen, sondern ihm sogar der erste Platz angewiesen werden sollen. Unter den Zuckersyrup-Surrogaten von Baumfrüchten hätte nebst dem von Pflaumen oder Zwetschen auch noch der Syrup von wilden oder sogenannten Feldbirnen genannt werden sollen, da unsre Bauern in den sächsischen Elbauen schon längst sich einen sehr gut schmeckenden Syrup für sich und ihre Bienen daraus zu bereiten gewusst haben; viele edle Birnarten ungerechnet, die zu diesem Zweck vorzüglich geeignet sind. Sollte sich, woran bisher noch keiner gedacht hat, aus den von Winterfrösten sehr angenehm süss gewordenen, Stengeln des braunen oder grünen Kohls, die gemeiniglich nach verbrauchten Blättern als unnütz weggeworfen oder stehen gelassen werden, nicht gleichfalls ein guter Zucker oder Syrup ziehen lassen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Februar 1801.

PHYSIK.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren*, fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Ueber *gasförmige Flüssigkeiten* werden folgende Aufsätze geliefert: II. 2. aus *Nicholson's Journ. Beschreibung eines Apparats von Pearson, durch Verbrennung der entzündbaren Luft Wasser zu erhalten.* Eine Art Gazometer, der blos aus dem Verbrennungsballon, zweyen Flaschen für die beiderley Gasarten und einer Wasserwanne besteht, worin sich dieselben befinden. Der folgende Artikel enthält Nachrichten von verschiedenen Gazometern, und eine Beschreibung des von *Seguin* erfundenen, aus dem *Bullet.* der *Soc. phil.* Es ist viel zusammengesetzter, als das Cuthbertsonsche, und scheint allein zur Mischung von Gasarten unter einem gewissen Druck, nicht aber zur Wassererzeugung, bestimmt zu seyn. Es soll die Verbesserungen unnöthig machen, die beym Lavoisierschen wegen Veränderung des Barometerstandes während des Versuchs erfoderlich sind. Die Beschreibung ist nicht vollkommen genug. Ebendaselbst aus den *Ann. de Chem.* und *Nicholson Versuche der Gesellschaft Amsterdammer Physiker über drey verschiedene Arten von kohlenhaltigen Wasserstoffgas*, die sich aus Alcohol und Aether entwickeln lassen. Bereitungsart und Eigenschaften werden genau angegeben, auch mehrere verwandte Versuche mit beygebracht. Wenn dieses Gas durch Absetzung von etwas Wärmestoff dichter wird: so ist es beym Zutritt von Sauerstoff geschickt, ein Oel zu erzeugen, verliert aber diese Eigenschaft wieder durchs Erwärmen und Elektrisiren. Wirklich ist man hierdurch auf den Weg gekommen, Oel durch die Kunst zu bereiten. Weiterhin stehen auch *neue Versuche der Amsterdammer Physiker über die angebliche Verwandlung des Wassers in Stickgas*, aus den *Ann. de Chemie.* Sie beziehen sich auf den *Würzerschen* Versuch, wo Wassertropfen in zwey zusammengesetzte glühende kupferne Halbkugeln waren gebracht worden, und Kohlengas, am meisten aber Stickgas entstand. Als aber die Amsterdammer die Kugel aus dem Ganzen machen liessen, so dass keine atmosphärische Luft eindringen konnte, zeigte sich weder Kohlen- noch Stickgas; zur Bildung des ersten hatte bey Würzern der Kitt, und zu letztem das Eindringen der äusern Luft beytragen. *Eine Prüfung des Würzerschen Versuchs*, vom Hn. *v. Hauch.* II. 4. Man kann es durch diese, mit dem vollkommensten Apparat angestellte Versuche, als ganz entschieden ansehen, dass blosse Hitze kein Wasser in Gas verwandeln kann, und dass da, wo sich auf diesem Wege Gas gezeigt hat, selbiges entweder aus dem Wasser ausgeschieden worden, oder von Aussen in die Geräthschaft gedrungen sey. II. 4. *Candolle über das Verschlucken verschiedener Gasarten durch die Kohle*, aus dem *Journ. de phys.* Enthält eine ausführliche Nachricht über die Versuche des D. *Rouppe* und D. *van Norden.* Eine gleiche Quantität Holzkohle verschluckt Wasserstoffgas 25 Zoll; von Sauerstoffgas aber 49 Zoll. Bringt man die Kohle, nachdem sie die eine Gasart eingesogen hat, in einen mit Queckfilber gesperrten Recipienten, der die andere Gasart enthält: so steigt das Thermometer, und der Recipient zeigt viel Wasserdunst. Die Erklärung dieses Phänomens soll in der Folge gegeben werden. Rec. erklärt es sich so, dass die Kohle auf die Basis beider Gasarten so stark wirkt, dass jetzt das Wasser aus ihnen schon bey einer *niedrigen* Temperatur entbunden werden kann, und wo zugleich die Wärme, woran das Wasser vorher gebunden war, frey wird. Ebend. wird aus den *Ann. de Chemie*, von *Guytons Verbrennung des Diamants in Sauerstoffgas* aus salzsaurem Kali, Nachricht gegeben. Die Verbrennung geschah in einem mit Queckfilber gesperrten Recipienten, durch ein Tschirnhausensches Brennglas. Der Diamant wog 3,77 Gr., und ward nach 20 Min. völlig verzehrt. Es verschwanden dabey 17,88 Kohlenstoff (vom Diamanten) und 82,12 Sauerstoff, welche gesättigte Kohlensäure bildeten. Der Diamant ist nach den angehängten Resultaten als *reiner* Kohlenstoff anzusehen. Hiermit stehen die *Guytonschen Versuche* III. 1. u. IV. 4. *mittelst des Diamanten das weiche Eisen in Gussstahl zu verwandeln*, aus den *Ann. de Chemie*, in Verbindung. Ein kleiner eiserner verschlossener Tiegel, in welchem ein Diamant mit Eisenfeil umgeben war, schmolz zu einer homogenen, dem Gussstahl völlig ähnlichen, Masse. V. 3. Hr. *Anschel* erhielt in verdünnter Luft unter einem Recipienten aus einer Mischung von Bierhefen, Wasser und Zucker, nach 4 Tagen Essig, wo gleiche Mischungen in freyer Luft keinen gaben. VI. 1. *Emmert über die Wirkung einiger unverbrennlichen Stoffe auf die atmosphärische Luft*, aus dessen Inauguraldissertation. Die Versuche wurden durch Humboldts Entdeckungen veranlasst. In der Schnelligkeit der Absorbirung übertrifft die Dammerde (*humus*) alle andere Stoffe. Dann folgen in der Ordnung: Eisenkalk, Thon, reine Kalkerde. Das Resultat der gegenwärtigen Versuche unterscheidet sich von den

Humboldtſchen Bemerkungen noch durch die wahrgenommene Abſorbirung der Stick- und brennbaren Luft von den einfachen Erden, wodurch der Nutzen der Brache, die Bildung der Salpeterſäure ohne Beytritt organiſcher Stoffe, die Wirkung feuchter Oerter auf die Luft etc. noch einleuchtender erklärt wird. VI. 2. Aus *Nicholſon's* Journal: *Ueber die ſtinkende Luft, die aus unterirrdiſchen Canälen hervorſteigt.* Beſteht, wegen Anlaufen des Silbers, wahrſcheinlich aus hepatiſcher Luft und faulichten Ausflüſſen. Wenn nun Regen bevorſteht, und das Barometer ſinkt: ſo kann der Druck der Atmoſphäre die Elaſticität dieſer Gruben Luft nicht mehr zurückhalten. = Für die pneumatiſche Medicin. II. 4. und VI. 1. *Athembarkeit des ſauerſtoffhaltigen Stickgas, von Davy.* Dieſer entdeckte, daſs Prieſtleys dephlog. Salpetergas, bey völliger Befreyung von nitröſem Gas, nicht allein geathmet werden könne, ſondern auch das thieriſche Leben länger unterhalte, als die gemeine Luft. Es bringt überdem, wie in der Folge gemeldet wird, eine Art von angenehmen und unſchädlichen Delirium hervor, das bald wieder vorübergeht, heilt Lähmungen, afficirt aber hyſteriſche und hypochondriſche Perſonen weniger angenehm. Die Reinigkeit wird daran erkannt, daſs der Schwefel darin mit roſenrother Flamme brennt. Er möchte es lieber nitröſes Oxyd nennen. Es wird am reinſten aus möglichſt trocknem ſalpeterſauren Ammoniac bereitet. — Hier auch noch von Lichterzeugung unter Waſſer und in mephitiſchen Gasarten, Zerſetzung ammoniacaliſcher Salze. VI. 2. *Beddoes Erklärung* wegen nicht geglückter Verſuche mit geathmeten oxydirten Stickgas; wohin vorzüglich gehört, wenn die Lungen vorher nicht genug von atmoſphäriſcher Luft ausgeleert worden ſind. IV. 4. *Gallitzin vom Einfluſs verſchiedener Gasarten auf das Keimen der Saamen*, aus einer Vorleſung im Reichsanzeiger. — Von aërometriſchen Werkzeugen. II. 3. *Beſchreibung neuer Barometer, mit Zuſätzen*, von *Arnim*: 1) *Prony's*, an einer Waage, aus dem *Bull. de la Soc. philom.* 2) *Conte's*, drey neue; bey den beiden erſten hat die Temperatur zu viel Einfluſs; das dritte iſt ſo eingerichtet, daſs das Queckſilber, welches bey geringerm Luftdruck ſinkt, ganz aus dem Inſtrument ausflieſst, und ein vorheriges und nachheriges Abwägen, giebt das Sinken genau an. 3) *v. Humboldt's* Reiſebarometer, aus dem *Journ. de phyſ.* 4) *Gödekings* Reiſebarometer, eigentlich nur eine Verbeſſerung des vorigen aus Scherers Journ. 5) Verbeſſerung des Branderiſchen Heberbarometers, von Mechan. *Voigt.* Derſelbe in IV. 4. über das verbeſſerte Haaſiſche Barometer. VI. 1. Oberſt *Müllers verbeſſerter Barometer.* Er verkleinert die beym Gefäſsbarometer oben befeſtigte Scale um ſo viel, als es das Verhältniſs der Oberflächen des Queckſilbers im Gefäſs und in der Röhre erfodert. Das Ganze iſt wirklich ſehr ſinnreich. VI. 1. Hn. *v. Buch über den Gang des Barometers*, aus dem *Journ. de phyſ.* Der Hauptſatz, der hier aufgeſtellt wird, iſt, daſs die Barometerhöhe und deren Veränderung nicht vom Zuſtande der Erdfläche abhänge, ſondern ſo, wie die Tags- und Jahrszeiten eine kosmiſche Wirkung ſey; auch nehmen die Barometerveränderungen ab, wie man ſich dem Aequator nähert, und dort ſtimmt der Gang der Witterung genau mit dem Gange der Temperatur nach verkehrter Abhängigkeit überein. VI. 4. *Rodig* Beſchreibung eines leicht ſelbſt zu verfertigenden Barometers. Iſt im Grunde das erſte Torricelliſche mit unausgekochtem Queckſilber und ohne feſtes Niveau. Zur Prüfung der Luft: V. 2. Hn. Prof. *Grimm Beſchreibung eines neuen von Klingert in Breslau angegebenen und verfertigten Eudiometers.* Im Weſentlichen, wie das Fontanaiſche, aber ſo ſehr zuſammengeſetzt, daſs es ſchwerlich in gemeinen Gebrauch kommen wird. V. 3. *Berthollets Bemerkungen über die Eudiometrie*, aus den *Mem. ſur l'Aegypte.* Zum Theil gegen v. Humboldts Methode. Der *flüſsigen* Schwefelleber giebt er den Vorzug vor der feſten, noch mehr aber empfiehlt er die langſame Verbrennung des Phosphors. VI. 4. *v. Arnim über einige bisher nicht beachtete Urſachen des Irrthums, bey Verſuchen mit dem Eudiometer.* Betrifft die Temperatur, Compreſſibilität und hygroſcopiſche Beſchaffenheit der Luft und das Verhältniſs des Salpetergas zur Sättigung des Sauerſtoffs in der atmoſphäriſchen Luft. Auch für das Phosphoreudiometer, das durch Parrots und Berthollets Bemühungen vom Vorwurf der Unbeſtimmtheit gerettet worden, werden Vorſchläge gethan, um die Verbeſſerungen leicht zu erhalten. VI. 4. Kurze Nachricht von *Berthollets Unterſuchungen über das Salpetergas in eudiometriſcher Rückſicht*, aus dem *Bull. de la Soc. philom.*, gegen ein paar Humboldtſche Behauptungen. — Zur Fortpflanzung des Schalls: III. 2. *Perolle über die Fortpflanzung des Schalles durch feſte und flüſsige Körper;* Reſonanz muſikaliſcher Inſtrumente, aus den *Turiner Mem.* von 1790. *Ebendeſſelben Bemerkungen zu Chladni's Verſuchen über Pfeifentöne in künſtlichen Gasarten*, mit Gegenbemerkungen und Zuſätzen. Sie beziehen ſich auf die von Chladni im Voigtiſchen Magazin erzählten Verſuche. Der ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen beiderley Verſuchen hebt ſich ſogleich dadurch, daſs Perolle in den Gasarten *Glocken*, Chladni hingegen *Pfeifen* gebrauchte. Durch jene konnte alſo nur *Stärke* und *Schwäche* der Töne beſtimmt werden, bey dieſen hingegen iſt von *Höhe* und *Tiefe* die Rede; der Chladniſche Apparat könnte zu einem Werkzeug dienen, die wahre Beſchaffenheit der Gasarten zu prüfen. IV. 1. *Geſetze für die Stärke der Schallfortpflanzung durch feſte und flüſsige Stoffe, v. Arnim.* Ein Zuſatz zu den Perolliſchen. Das allgemeine Geſetz iſt, daſs die Stärke in dem Verhältniſs der Cohärenz der Stoffe ſteht. III. 2. *Nicholſons Bemerkung über den Schall und die akuſtiſchen Inſtrumente*, aus deſſen Journal. Ein Inſtrument, welches den Schall auffangen und verſtärken ſoll, erfodert nicht allein einen äuſsern Theil, um fremdartige Töne abzuhalten, und zurückwerfende Flächen, um die unmittelbaren Luftſchwingungen zu verſtärken, ſondern auch eine Art von Trommelfell. V. 1. *Chladni's neue Art, die Geſchwindigkeit der Schwingungen bey jedem Ton durch den Augenſchein zu beſtimmen, nebſt Vorſchlag zu einer feſten*

Ton-

Tonhöhe. Man spannt einen eisernen Stab ½ Zoll breit und 1 Linie dick in einen Schraubenstock, so dafs das herausragende Stück in 1 Secunde 4 Schwingungen macht. Verkürzt man ihn um die Hälfte durch neues Einspannen: so macht er 16 Schwingungen in 1 Secunde, die aber weder gezählt, noch gehört werden können. Nimmt man abermals die Hälfte: so kommen 64 Schwingungen, und man erhält einen Ton, der mit dem Contra C übereinkommt. Zur festen Tonhöhe wird diejenige vorgeschlagen, wo die Zahl der Schwingungen in 1 Secunde von jedem C eine Potenz von 2 ist. In V. 4. wird aus *Nicholsons Journal eine neue Art Ventilator von Boswell* beschrieben. Der Luftstrom, der bey den Wassertrommeln durch einen Wasserfall bewirkt wird, ist hier durch einen Windstrom hervorgebracht worden; ungefähr wie bey den Parrotischen Luftreinigern. VI. 1. *Little's Luftpumpen*, aus den *irländischen Transact.* und *Nicholson's Journ.* Die mannichfaltige Zusammensetzung wird dieses Instrument etwas kostbar machen. Ein Hauptstück desselben ist eine Circulationsröhre. Wenn nämlich das Ventil über der Ladebüchse des Stiefels geschlossen, dabey der Hahn so gedreht ist, dafs die Verbindung jener Röhre mit dem Stiefel frey ist, und man den Kolben hineintreibt: so wird alle unter dem Kolben befindliche Luft gezwungen, durch diese Röhre in den Stiefel über den Stempel zu treten, und so umgekehrt, wenn der Kolben zurück gezogen wird.

Für die Lehre vom *Licht:* II. 2. *Ueber die von Sömmering entdeckte Oeffnung in der Netzhaut*, von *Home*, aus *phil. Transact.* IV. 4. *Brugnatelli über die verschiedenen Zustände, in welchen der Lichtstoff vorkommt*, aus *Annali di Chimica.* Er unterscheidet dreyerley: 1) chemisches gebundenes Licht im Stickgas, Phosphor, Schwefel (vielleicht am reichlichsten im Sauerstoffgas). 2) Mechanisch unsichtbar angehäuftes, im leuchtenden Barometer. 3) Sichtbar angehäuftes im bologneser Stein. V. 4. Hn. *v. Arnim's* Anmerkungen zur Lichttheorie. Ungeachtet man fast bey allen Oxydationsprocessen Entstehung von Elektricität wahrnimmt: so ist doch solches bey Oxydationen mit Lichtentwickelung nicht der Fall. Alles, was Leiter in der elektrischen Kette ist, ist Nichtleiter in der Lichtkette, und so umgekehrt. Weiterhin Entwürfe zu Versuchen über das Verhältnifs der Lichtstärke zur Farbe des Himmels. V. 4. *Wärmeverhältnifs der farbigten Strahlen des Sonnenlichts*, von *Herschel.* Ein Thermometer in das Farbenspectrum gestellt, zeigte in den Strahlen desto mehr Wärme, je weniger brechbar sie waren, und am meisten an der Seite der rothen, wo sich gar keine sichtbaren Strahlen mehr zeigten. V. 3. *Beschreibung eines kleinen Schwungrades, die Verwandlung der Regenbogenfarben in weifs darzustellen, sammt Bemerkungen und Versuchen über die dazu nöthige Eintheilung des Farbenbildes*, von *Lüdicke.* An einer verticalen Spindel steckt oben eine horizontale Scheibe, auf der 12 einzelne Farben in ungleichen Abtheilungen aufgetragen sind. Die Spindel wird durch eine umgewickelte Schnur gedreht. Am Ende auch Vergleichungen der Farben mit Tönen, wo sich bemerken läfst, dafs alle Accorde in Dur und Mol sich dem reinen Weifs sehr nähern. VI. 2. *Wirkung des Lichts auf Hirn- und Nervensubstanz, beobachtet von Le Febure*, aus dessen *Recherches et decouv.* Der Vf. erhielt Wasserstoffgas; Hr. *v. Arnim*, *Emmert* und *Reufs* hingegen bey völlig ähnlichem Verfahren, kein Bläschen. Von dioptrischen Gegenständen besonders: III. 2. und VI. 4. *Hellsehen Erklärung einer optischen Erscheinung*, welche in Wasser getauchte Gegenstände verdoppelt zeigt, aus einer Dissertation desselben. Bezieht sich auf Priestley's Geschichte der Optik, von Klügel S. 392. Sie wird dort aus Beugung und Brechung des Lichts erklärt; hier aber sind die Bedingungen genauer angegeben, unter welchen man die Erscheinung erhält; auch wird die Erklärung blofs aus der Brechung hergeleitet, ungefähr so wie die vervielfachten Bilder beym Polyeder erklärt werden. III. 2. *Ueber scheinbare Verdoppelung der Gegenstände für das Auge*, von Hn. *v. Arnim.* Er sah ein Licht mit dem einen Auge durch eine Oeffnung, und eben dasselbe auch noch besonders mit dem blofsen Auge, und hält diese Erscheinung für bisher noch nicht beschrieben; dem Rec. dünkt sie aber mit den in der Anmerkung erwähnten ziemlich einerley zu seyn. III. 3. *Huddart Beobachtungen über die horizontale Strahlenbrechung bey irdischen Gegenständen und Vertiefung des Seehorizonts*, aus *philos. Transact.* Ist mit der Büschischen Beschreibung sehr übereinstimmend. Kurz vor dem Sturme sieht man die Küsten hoch über der See und durch einen grofsen Zwischenraum davon getrennt. H. meynt, durch aufsteigende Dünste werde die Luft nach der Höhe hin dichter, und der Strahl bekomme eine, der gewöhnlichen, entgegengesetzte Krümmung. Ebend. *Beobachtungen der Hn. Roy, Dalby und anderer Astronomen, über die Gröfse der irdischen Strahlenbrechung*, mit Bemerkungen des Herausg. Ferner ein *Auszug aus Büsch's bekannter Abhandlung: Tractatus duo optici argumenti.* Hamb. 1783 zur Vergleichung mit jenem. Eine kurze Erwähnung der Hauptsache, ohne die ganze Reihe von einzelnen Fällen, wäre wohl zureichend gewesen. *Beobachtungen besonderer Strahlenbrechungen*, von *Boscowich*, *Monge*, *Ellicot.* Eben so wie die von Büsch beschriebene, und die Erklärung, wie die Huddartsche. III. 4. *Beobachtung über die Strahlenbrechung auf erwärmten Flächen*, von *Gruber.* Schon seit 1787 bekannt. Ebend. *Beobachtung über die Brechung der Lichtstrahlen, die nah über der Erde hinfahren*, von *Woltmann;* auch seit 1796 bekannt. IV. 2. *Vince über eine sehr ungewöhnliche Horizontalrefraction*, aus den *phil. Transact.* V. sah mit dem Fernrohr über der See zwey Bilder, ein verkehrtes und ein aufrechtes, oben über einem zum Theil unter dem Horizonte befindlichen Schiffe; ein andermal nur ein einziges verkehrtes. Diese Bilder schossen auf und senkten sich wie Strahlen eines Nordlichts. Im Ganzen auch wie bey *Huddart.* IV. 2. *Latham von einer merkwürdigen atmosphärischen Refraction.* Ebendaher. Zu Hastings konnte

konnte man die französische Küste der Piccardie sehen, da man sonst mit den besten Fernröhren in dieser 9 bis 11 geographische Meilen weiten Entfernung nichts entdecken kann. Es war heiter und Windstille, aber die schmalen Wimpel auf den Böten zeigten des Morgens auf alle Striche der Windrose. V. 4. *Eine merkwürdige Erscheinung durch ungewöhnliche Strahlenbrechung*, von Hn. *Heim* beobachtet. Eine Lichtzone an beynahe 5 Meilen vom Beobachter entfernten Bergen, wodurch auch diese selbst sichtbar wurden. Kommt sehr mit der vorigen *Lathamschen* Beobachtung überein. VI. 2. *Fabbroni's Bestimmung des Brechungsvermögens verschiedener Flüssigkeiten*, aus dem *Journ. de phys.* 27 verschiedene, lauter geistige und ölichte, variiren von 58 bis 72 Lin. Brennweite. IV. 2 *Einfluss des Sonnenlichts auf die Verdunstung des Wassers*, von *Heller*. Es kam bey diesen Beobachtungen nicht blos auf die absolute von Wärme des verdunstenden Wassers, sondern auch mit auf die Menge und Stärke des Lichts an, das jene Wärme berührt. Ebend. *Dioptrische Bemerkungen*, von *Nicholson*, aus dessen Journal, wie man das Glas zu optischen Gebrauch untersuchen und die Unvollkommenheit desselben erkennen könne. Verfertigung guter Micrometer-Glaskügelchen. Verbesserung der Fernröhre, in dem man das Ocular, so wie den Augenstern, nach Belieben verengert und erweitert. IV. 3. *Rochon über den Gebrauch der Platina zu Spiegeltelescopen* etc., aus dem *Journ. de phys.* Die körnigte Platina wird im heftigsten Glühfeuer, mit Hülfe des Salpeters und der Glasgalle, geschmolzen; dazu setzt man $\frac{1}{8}$ gewöhnliches Spiegelmetall, und giesst es im heftigsten Feuer, mittelst des Salpeters, 5 bis 6mal nach einander. Ferner: Bemerkungen über die Erfindung der achromatischen Fernröhren und Vervollkommnung des Flintglases. Das Mehreste steht schon in des Vfs. Memoire von 1783. V. 2. *Einige optische Bemerkungen, besonders über die Reflexibilität der Lichtstrahlen*, von *Prevost*, aus den *phil. Transact.*, betreffen vornehmlich die Broughamischen Versuche. Aus allem geht deutlich hervor, dass in Broughams Versuchen die ungleiche Reflexion der homogenen farbigen Strahlen keineswegs einer angeblichen verschiedenen Reflexibilität, sondern blos der Krümmung der zurückwerfenden Fläche, die Brougham gebrauchte, zuzuschreiben sey. IV. 4. *Nachricht von einem Versuche des Hn. Abildgaard*, wo rother Quecksilberkalk im leeren Raume dem Sonnenlicht ausgesetzt, auf der Oberfläche schwarz geworden, und Wasser an den Glaswänden abgesetzt hatte, aus den *Ann. de Chimie.* Sind hier keine Fehler vorgegangen: so dürfte diese Thatsache schwerlich mit dem antiphlogistischen Systeme vereinbar seyn, da man nicht sieht, woher das Wasser kommen soll, indem weder Hydrogene noch Wasserdampf im Apparate gegenwärtig war. VI. 2. *Beschreibung einer neuen Art von achromatischen Fernröhren oder sogenannten aplanatischen Teleskopen*, von *Rob. Blair*, aus den *Edinb. Transact.* und *Nicholson* Journal. Die Sache ist schon etwas alt, und neuerlich nicht weiter erwähnt worden, also wahrscheinlich von keinem Werth. Ebend. *Nicholson über die vermeyntliche Verbesserung achromatischer Objectivlinsen durch das Zusammenleimen.* La Lande, der sonst dieser Methode Beyfall gab, hat neuerlich geäussert, dass, nach einer grosen Anzahl von Erfahrungen, dieses Zusammenleimen nichts tauge.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LAUSANNE, b. Vincent: *Etrennes Helvetiennes et patriotiques pour l'an de Grace* 1801. 144 S. 12.

Hr. *Bridel* fängt an, seinen im vorigen Jahre unterbrochenen Almanach wieder fortzusetzen. Den grösten Theil desselben nimmt die Beschreibung einer Reise ein, die der Vf. an den Liauson-, Arnon- und Lowerzersee machte, d. h. durch einen grosen Theil des Berner Oberlandes in den Canton Schweiz. Sie ist interessant, wie alles, was dieser Schriftsteller über sein Vaterland geliefert hat, aber fast etwas zu kleinlich und umständlich für den Gegenstand, und besonders für den entfernten Leser. Auf diese Beschreibung folgen einige Seiten voll Noten, worin eine Menge Localbenennungen erklärt werden, die der Vf. für celtisch hält. — Höchst rührend und traurig interessant ist das Fragment einer Reise, die Hr. *B.* im Julius 1800 durch einen Theil der verwüsteten Cantons machte. Wir haben alle, mehr oder weniger, zu seiner Zeit von diesen Verheerungen gelesen; aber schrecklich ist es, das Alles in einem allgemeinen Gemälde dargestellt zu sehen, und dem Vf. von Ort zu Ort zu folgen. Auch ist diese Beschreibung mit interessanten Anekdoten gemischt. — Fragment einer Rede von Carnot und Commentar darüber von einem Einwohner von Schwiz. — Brief eines Schweizers an einen seiner Mitbürger im Wadtlande. Dieser enthält ein vollständiges Verzeichniss aller Verheerungen, durch die ein Theil der Schweiz zu Grunde gerichtet ist, und die Zahl der Häuser, die an jedem Orte eingeäschert worden sind. — Nachricht über die wohlthätigen Beyträge, die den Unglücklichen zugekommen sind. — Endlich eine etwas zu umständliche Nachricht von der Gemeinde Chateau d'Oex und von dem letzten Brande. — Das Kupfer, das den Hafen von Lausanne, Ouchy, vorstellt, ist zu schlecht, als dass man es zu einer Titelvignette hätte geben sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Februar 1801.

PHYSIK.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren;* fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das zur *Wärmelehre* gehörige ist meist aus *Rumfords Essays.* II. 3. aus dem VII. Essay: *Ueber die Fortpflanzung der Wärme in Flüssigkeiten*, mit Bemerkungen von *Nicholson* und *Pictet* in ihren Auszügen. Es wird hier die Vermuthung geäufsert, dafs die chemische Wahlverwandtschaft eine blofse Wirkung der Temperatur sey. Auch noch mancherley andere Vermuthungen z. B. über die mechanischen Principien des thierischen Lebens. Das Leben der Thiere beruhe auf den innern Bewegungen, welche in ihren Säften durch die ungleiche Vertheilung der Wärme hervorgebracht werden, und es sey vielleicht der Reiz immer nur die blofse mechanische Wirkung der Mittheilung der Wärme. III. 3. meist aus dem VI. Essay, beschäftigt sich vornehmlich mit der Regierung des Luftstroms, der zum Verbrennen dient. Ein hinlänglich starker Windstofs könne sogar schon entzündetes Schiefspulver auslöschen. Rumford sagt hier S. 330. Wasser und tropfbare Flüssigkeiten aller Art wären Leiter der Wärme, und in den folgenden Essays erklärt er diese für vollige Nichtleiter. Er nimmt übrigens die Art der Leitung bey Wasser anders als bey festen Körpern an, bey erstem nämlich durch Strömungen. Dafs Sägespäne, Asche etc. so gute Nichtleiter sind, rühre vielleicht von der dazwischen befindlichen Luft her, welche der beste Nichtleiter ist. Indessen macht die Nichtleitung des Glases hier eine besondere Abweichung. Man sollte deshalb in heifsen Ländern eben sowohl doppelte Fenster zur Abhaltung der Hitze gebrauchen. Das Löthrohr thut bey jeder eingeblasenen Luftart gleiche Wirkung. In unsern Küchen werden volle $\frac{2}{3}$ des gebrauchten Brennmaterials verschwendet. In IV. 1. sind des Grafen verbefserte Feuerstätte zu München, und seine damit angestellten Versuche beschrieben, und die Resultate in Tafeln gebracht. In VI. 4. steht eine Untersuchung von *Socquet*, ob die Flüssigkeiten Nichtleiter der Wärme sind? a. d. *Journ. de phys.* So vielen Schein auch einige von diesen Gegenversuchen für sich haben: so dürften sie doch schwerlich die Rumfordischen Sätze widerlegen. IV. 2. *Feueranstalten zu verschiedenem ökonomischen Gebrauch.* Graf *Rumford* führte seine Ideen in der Küche der Münchner Militär-Akademie aus, und brachte dieselbe, nach vielen Veränderungen, zum höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit. 100 Pf. Kalbfleisch können da zugleich in 6 grofsen Stücken mit 3 Kr. Holz gebraten werden. Auch von tragbaren *Feldküchen*, *Bleichkesseln* und ähnlichen Vorrichtungen. IV. 3. Versuche mit *Braukesseln;* Schätzung der *Totalhitze*, welche gewöhnliche Brennmaterien geben. Wirklicher Hitzverlust beym Kochen. Die sonstige Meynung des Grafen, dafs die Holzersparnifs desto gröfser werden müsse, je gröfser die Quantität der zu erwärmenden Flüssigkeit sey, wurde durch fernere Versuche nur bis zu einer gewissen Gränze wahr befunden; zugleich ergab sich, dafs in allen mit den Braupfannen ins Grofse getriebenen Versuchen mehr als die Hälfte der erzeugten Wärme mit dem Rauch davon ging. V. 3. *Fortpflanzung der Wärme durch verschiedene Mittel* aus Essay VIII. Die Wärmeleitung der Luft zu der in der Torricellischen Leere ist = 10 zu 6 bis 7. Erste wird durch die Feuchtigkeit stark vermehrt. In sehr verschiedenen Graden der Luft-Verdünnung wird doch die Wärmeleitung nicht sehr verschieden gefunden. Die zwischen Wasser und Quecksilber ist = 1000 : 313. Von festen Stoffen halten die folgenden in ihrer Ordnung die Wärme am meisten zurück: Hasenfell, Eiderdunen, Biberfell, rohe Seide, Schafwolle, Baumwolle, geschabte feine Leinwand. Stärkere Verdichtung befördert das Warmhalten beträchtlich. II. 2. *Von Marums Apparat zum Verbrennen der Oele*, aus dessen *Appar. chimiques.* II. 3. *Venturi über die Bewegung des Kamphers auf dem Wasser* a. d. *Ann. de Chimie.* Das Drehen der Körnchen sieht er als eine Reaction an, welche die öligte Flüssigkeit bey ihrer Ausdehnung über dem Wasser gegen den Kampfer selbst äufsert. Ebend. *Versuche von holländischen Physikern*, woraus sich ergiebt, dafs sich der Sauerstoff mit dem Wasserstoffe durch Hülfe der Kohlen ohne weiteres zu Wasser vereinige a. d. *Journ. de ph.* II. 4. *Aus Grens Nachlafs*: Bestimmung der Güte der Braun- und Steinkohlen um Halle, mit Vergleichung gegen Holzkohlen. Auch Untersuchung der Mutterlauge der Salzsohle im hallischen Siedhause. III. 2. *Ueber die spanischen Alcarazzas v. Fabroni* a. d. *Journ. de ph.* Es sind Abkühlungsgefäfse, wodurch beständig Wasser dringt, das durch sein Verdünsten das zurückbleibende abkühlt. Sie werden aus gleichen Theilen Kalk-Thon- und Kieselerde nebst etwas Eisen, verfertigt. III. 4. *Wilson über die Bewegung kleiner brennender Dachte in einem Oelbecken schwimmend* a. d. *Edinb. Transact.* und *Nicholson.* Alles beruht hier auf der Erwärmung und Ausdehnung des Oels unter der Flamme nebst der Ge-

ſtatt der Lampe und des Dachts. Mit einem Zuſatze des Hn. v. *Arnim*. IV. 3. und 4. *Rumfords Verſuche und Bemerkungen über die Kraft des entzündeten Schieſspulvers* a. d. *Transact.* v. 96. Dieſe Kraft iſt wenigſtens 50000 gröſser als der Druck unſerer Atmosphäre. Uebrigens ſind dieſe Verſuche ſchon ziemlich allgemein bekannt. IV. 4. *Beſchreibung einer neuen tragbaren Pulverprobe vom B. Regnier*, aus deſſen *Mém. explic.* Die Hauptſache iſt eine Art von Stahlfederwaage mit Scale und einer kleinen Kanone. Ebend. *B. Dizé die Wärme als Urſache des Leuchtens nach chemiſchen Erfahrungen betrachtet* a. d. *J. de ph.* Dieſe Verſuche beweiſen gar nichts, weil alle die Körper, aus welchen hier Wärme entbunden wurde, als Kalk, Kali, Schwefelſäure, vorher nicht blos mit *Hitze*, ſondern auch mit *Glut* waren behandelt worden; ſie konnten alſo eben ſo gut Lichtſtoff als Wärmeſtoff gebunden enthalten. Dafs das Luftthermometer vom elektriſchen Funken ſtieg, läſst ſich noch leichter aus der Expanſivkraft des elektriſchen Lichts, als einer elektriſchen Wärme begreifen; ja wenn auch das Licht nichts thäte: ſo könnte ja dem elektriſchen Funken wohl etwas Wärme mit beygemiſcht ſeyn. V. 2. *Rumford über den Einfluſs der Wärme auf das Gewicht der Körper* a. d. *phil. Transact.* 99. Ein ſolcher Einfluſs hat durchaus nicht ſtatt; nur bey ungleichen Temperaturen kommen zwey ins Gleichgewicht geſetzte Körper aus demſelben, welches durch Luftſtröme oder ungleich angeſetzte Feuchtigkeit zu erklären iſt. V. 2. *Norbergs Beſchreibung verſchiedener Verbeſſerungen am Branntweinbrenner Geräthe*, a. d. Abhandlungen der ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften. Die *Blaſe* beſteht in einem Cylinder von doppelt ſo groſsem Durchmeſſer, als ſeine Höhe iſt. Ein angebrachter *Wärmemeſſer*; ein *Wächter*, der vor dem Ueberkochen warnt. Statt des Helms ein *Dampfleiter*, ungefähr wie die obere Hälfte einer Retorte mit ihrem Halſe, geſtaltet. Statt der Pfeife oder Schlange, ein *Dampfkühler* in Form eines Parallelepipedums. Das Kühlfafs ſteht aufserhalb des Brenngebäudes, und iſt ſo groſs, dafs man während eines Brandes das Kühlwaſſer nicht zu erneuern braucht. Auch iſt zur Verhütung des Verluſts der Weingeiſtdämpfe bey zu ſtarker Hitze, noch ein *Dampfbewahrer* angebracht. V. 3. *Smiths Keſſel zum Kochen entzündbarer Flüſſigkeiten*, a. d. *americ. Transact.* Gleich unter dem Rande geht eine Rinne, wie ein Griff heraus, die beſtändig kalt erhalten wird; beym Ueberkochen tritt die Flüſſigkeit in dieſe Rinne, und wird darin abgekühlt. Ebend. *Wiſtar über Verdünſtung des Eiſes und Deſtillation mittelſt künſtlicher Kälte.* Ebendaher. Eis von 32 Fahrenheit in einem Zimmer von 0 aufgehängt, erzeugte einen ſichtbaren Dunſt. Eine Retorte mit Schwefeläther von 50° Fahrenheit mit einer Vorlage von 10°, brachte nach 30 St. ¼ der Aethermenge herüber. Eben ſo bey Kampferſublimation. Ebend. *Fabbroni* über Wachsmalerey, Bildung von Ammoniak und Entſtehung des Alcohols durch die weinigte Gährung. Schon längſt bekannt. VI. 3. *Bericht über eine Schrift von Clavelin*, wie Kamine, der Statik der Luft und des Feuers gemäſs, anzulegen ſind; a. d. *Mag. encycl.* Nimmt an 33 Seiten ein, und hätte ſehr abgekürzt werden können. Die beiden erſten Theile enthalten blos Hülfsſätze, und erſt im dritten ſucht der Vf. zu beſtimmen, wie unter allen denkbaren Umſtänden das Rauchen in jedem Kamine verhütet werden könne. *Zur Thermometrie:* II 3. *Beſchreibung neuer Thermometer* a. d. *J. d. phyſ.* Sixens Thermometer, das die Gränzgrade ſelbſt aufzeichnet. Eine zweymal gekrümmte Röhre mit Glascylinder, theils mit Alcohol, theils mit Queckſilber gefüllt. In der Röhre drücken kleine eiſerne Pfeilchen mit Federn gegen die Wände, die zwar von der ſteigenden Flüſſigkeit fortgeſchoben werden, aber beym Rückzuge hängen bleiben. Ein *Thermometrograph* des Hn. v. *Arnim*. Das Thermometer wird horizontal gelegt, und wie ein Waagbalken ins Gleichgewicht geſtellt. Hn. *Fuchs Dampfthermometer*, aus *Tromsdorfs* Journ. der Pharmacie.

Elektricitätslehre. II. 2. ſteht aus den *phil. Transact.* 97. eine *Vorrichtung von Pearſon, wodurch man den ſogenannten Amſterdamer Verſuch leichter nachmachen* und verhüten kann, dafs die Glasröhre nicht geſprengt werde. Nach den hier zugleich mitgetheilten Verſuchen, ſind nicht weniger als 70 bis 80 Tauſend Schläge nöthig, um einen einzigen Kubikzoll Gas zu erhalten. Das ſchwierigſte hiebey iſt, dafs, wenn man zu wenig Waſſer hat, und zu ſchnell elektriſirt, ſich ſchon einzelne Blaſen unvermerkt entzünden, wodurch alſo keine Zunahme des Gas verſpürt wird. Noch ein Zuſatz aus Nicholſons Journal, der ein paar Hypotheſen mit Beurtheilungen enthält. Ebend. *Elektriſche Verſuche von Will. Henry mit kohlenhaltigem Waſſerſtoffgas.* Ebendaher. Da ſich dieſes Gas nach Auſtins Verſuchen beym Durchſchlagen des elektriſchen Funkens ausdehnt, und noch mehr entzündbares Gas erzeugt wird: ſo will Henry durch ſeine Verſuche gegen Auſtin beweiſen, dafs die neue entzündbare Luft aus dem der ſchweren inflammablen Luft beygemiſchten Waſſer komme, da Auſtin deren Entſtehung aus einer Zerſetzung der Kohle erklärt. Die zugleich erſcheinende Stickluft ſoll vorher ſchon da geweſen ſeyn, weil das Gas lange über Waſſer geſtanden. (Dem Rec. ſcheint es, als ob beide Theile gewiſſermafsen Recht hätten, dafs nämlich ſowohl Waſſer, als ein Theil der Kohle, zur Erzeugung der neu entſtandenen Luft beygetragen haben). Ebend. Hr. Prof. *Heller über den Rückſchlag.* Er bringt ihn mit einer Elektriſirmaſchine und iſolirter Wetterſtange hervor, in deren Nähe ein Ableiter ſteht. Vom Reibzeug der Maſchine wird eine Kette an den Ableiter der Stange gehängt; auf dieſe legt man die eine, und auf die Wetterſtange die andere Hand; ſo oft nun der Leiter der Maſchine einen Funken giebt, erhält man eine Erſchütterung. Ebenderſelbe in VI. 3. *Verſuche über das Leitungsvermögen des Waſſers, und über die Leitung des elektriſchen Funkens.* Es iſt ſchon bekannt, dafs Waſſer in geringer Menge ein unvollkommner elektriſcher Leiter iſt, und dafs bey jeder unvollkomm-

kommner Leitung, z. B. wenn man nach Wolfs Art freyliegendes Schiefspulver entzünden oder durch einen Frofch fchlagen will, der Funke *orangefarbig* ausfieht und eine ftumpfe Empfindung giebt. Dergleichen Erfcheinungen fetzen nun Hn. Hellers Verfuche weiter auseinander. III. 1. *Cuthbertfons Mittel, die elektrifche Ladung zu verftarken und zu meffen, nebft Befchreibung eines neuen univerfal Elektrometers* aus *Nicholfons J.* Das Mittel befteht aus einem feuchten Dampf im innern unbelegten Theil der Flafche. Rec. hat fich fchon feit mehrern Jahren der Erwärmung der Flafchen bedient, um die Poren des Glafes zu erweitern, und durch die Verdünnung der Luft der elektrifchen Materie mehr Eingang zu verfchaffen. Hierbey entftand nun immer inwendig ein fchwacher Dunft, auswendig aber völlige Trockenheit. Anfangs ward er denfelben nicht gewahr, und da die Ladung fo beträchtlich war verftärkt worden, behielt er ihn auch nachher, als er ihn bemerkt hatte, bey, weil er mit zur Einführung der Materie zu dienen fchien. Der letzten Meynung ift auch der Herausgeber. Rec. hat indeffen noch keine eigenen Verfuche angeftellt, ob die Ladung auch dann verftärkt wird, wenn man die Flafche kalt läfst, und durch ein örtliches Mittel etwas Dampf unter den innern Hals der Flafche bringt. Beym neuen Elektrometer ift ein Quadrant mit einem Waagbalken verbunden, fo dafs Henlys, Lane's und Brooks Einrichtungen hier gleichfam vereinigt find. Ebend. *Nicholfons Nachricht von Cuthbertfons Verfuchen, die elektrifche Kraft zu meffen.* Aus deffen Journal. *Cuthbertfon* empfiehlt hierzu das Schmelzen von Stahldrath, da nach feinen Verfuchen gleiche Mengen von Elektricität in Geftalt einer Entladung und innerhalb gewiffer Gränzen, immer gleiche Langen von derfelben Art Drath fchmelzen, die Capacität der Flafche fey gröfser oder kleiner. Ebend. *Haldane, wie die Stärke einer Batterie während des Ladens zu meffen.* Ebendaher. Der Aufsatz war viel früher als der Cuthbertfonfche gefchrieben. Mit der äufsern Belegung einer ifolirten Batterie wird eine unifolirte mit Cuthbertfons Elektrometer verfehene Leidner Flafche in Verbindung gebracht, die nach und nach Funken an die Batterie giebt, aus deren Menge man die Ladung beurtheilt. IV. 3. *Befchreibung der grofsen Elektrifirmafchine des Herzogs Heinrich von Würtemberg zu Wallisfort* von Hn. Prof. *Grimm.* Sie ift nach Art der erften Teylerfchen Mafchine, (nicht nach der neuern, mit der ganz freyen Scheibe an einer ifolirenden Axe,) eingerichtet, und von Klingert in Breslau verfertigt; der Durchmeffer der Scheibe betragt fünf rheinl. Fufs. Der Mangel einer Abbildung wird durch die Umftändlichkeit der Befchreibung nicht ganz erfetzt. IV. 4. *Elektrifche Verfuche von Aldini* a. d. *An. di Chim.* betreffen befondere Einrichtungen der Leidner Flafche, Figuren auf dem Harzkuchen etc. V. 1. *Elektrifche Verfuche des Hn. v. Arnim.* 1) Zur Aufklärung der Verhältniffe zwifchen der chemifchen und elektrifchen Befchaffenheit der Körper. Mit Pulvergemengen. Der Einfluss der Farbe auf die Elektricitätsbeftimmung zweyer an einander geriebenen Körper, beftätigt fich durch mehrere Verfuche. Der Körper, deffen Farbe die geringfte Brechbarkeit hat, wird immer pofitiv, der gar kein Licht zurückfendet, negativ. Auch der oxydirbare Körper, fo wie der, deffen Wärmecapacität im Verhältnifs eines andern fich vergröfsert, wird negativ. Uebrigens ergiebt fich, dafs die Erwärmung durchs Reiben ein dem Elektrifiren durchs Reiben ganz entgegengefetzter Procefs fey. Leitungsfähigkeit der Elektricität fteht im umgekehrten Verhältnifs der Wärmecapacität. Die Elektricität foll keine Materie als Grundftoff aufzuweifen haben, und nur in einem gewiffen Verhältnifs der Körper gegen einander gegründet feyn. Noch einige *Anmerkungen:* a) Wie Kettenverbindungen auf chemifche Proceffe wirken. b) Erläuterungen aus der Wärmelehre. c) Einige Zweifel gegen die bisher gegebenen Beweife der Ausdehnung des Waffers in der Nähe des Gefrierpunktes; — die Sache könne auch durch Zufammenziehung des Glafes erklärt werden, welche gleichförmig fortgehe, indem die Zufammenziehung des Waffers abnehme. Es wird ein Werkzeug angegeben, wodurch diefes ficherer ausgemacht werden kann. d) Ueber einige Wirkungen des Blitzes und Urfachen des Donners. Was man dem elektrifchen Blitz zufchreibe, fey Refultat der Ausdehnung und Zerfetzung der Luft, des Waffers etc. Das Rollen des Donners fey Folge der unendlich vielen aufeinanderfolgenden Schallreflexionen. e) Einfluss der Elektricität auf die Kryftallbildung gegen Aldini in Abficht der Strahlen der Harzftaubfiguren, des Hagels und Schnees. Hr. v. *A.* halt nicht viel vom Einfluss der Elektricität auf Kryftallbildung. Mehrere elektrifche Bemerkungen deffelben ftehen in VI. 1. Ebend. Sonderbare Wirkung eines Blitzes, von *Petrie* und *Nicholfon.* Bey einem auf einem Schiffe davon Getroffenen ftarb ein Theil des Schedels nach und nach ab, ohne dafs eine vorhergegangene Entzündung zu entdecken war.

(Der Befchluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Kummer: *Metha von Zehren, eine Hexengefchichte. Ein Beytrag zur Gerechtigkeitspflege des vorigen Jahrhunderts. Aus gerichtlichen Akten gezogen.* 1799. 272 S. 8. (18 gr.)

Diefes Büchlein macht ein aus fehr heterogenen Theilen zufammengefetztes Ganze aus. Die erfte Hälfte ift eine Erzählung ganz im neueften, fentimentalften, oft faft allzufehr gefchmückten Ton vorgetragen; die zweyte Hälfte befteht beynah aus lauter Auszügen und Bruchftücken fehr barbarifcher Urkunden, entlehnt aus Akten des fiebzehnten Jahrhunderts. Man erfieht in ihnen ganz das finnlofe, grauſame Betragen, mit welchem man gegen diejenigen Unglücklichen verfuhr, welche der Hexerey angefchuldigt wurden, aber viele — ja wohl die meiften diefer Bruchftücke haben nicht einmal aufs Schickfal der Hauptperfon felbft unmittelbaren Einfluss; fondern be-

betreffen nur Verhör, Marter und Hinrichtung einer angeblich Mitſchuldigen. Dieſe letzte Hälfte dürfte allerdings eine wahre, gröſstentheils buchſtäbliche Abſchrift irgend eines Akten-Fascikels aus jenen düſtern Zeiten ſeyn, wo noch oft Scheiterhaufen den Teufel austrieben, und wo kein armes Bauerweib ſicher vor Daumſchrauben, Fitſchel und ſpaniſcher Leiter alterte. Aber die vorhergehende Geſchichte ſcheint ganz der Erfindung des Verfaſſers ihr Daſeyn zu verdanken; denn nirgends ſehen wir, dafs ſie auf eine eigene Ausſage der Inquiſitin ſich ſtütze, oder dafs nur ein Umſtand im Verhöre auf die Muthmafsung einer edlen Abſtammung und vorhergegangener ſeltſamer Schickſale leite. Das Band zwiſchen beiden Hälften iſt daher höchſt locker, oder vielmehr ganz zufällig; man könnte dieſe Einleitung tauſend und abertauſend andern Hexenproceſſen eben ſo gut vorſetzen; gleichwohl iſt ſie an ſich betrachtet, nicht ohne Intereſſe. Die Geſchichte eines ſo ſanften, reizenden, liebevollen Geſchöpfes, die durch einen einzigen ſo leicht verzeihlichen Fehltritt das Opfer von väterlicher Strenge, ſchweſterlicher Bosheit, prieſterlicher Rachſucht wird; die mancherley Unfälle, die ſie nachher treffen, und die duldſame Standhaftigkeit, womit ſie dieſelben erträgt, erregen allerdings Mitleid und Theilnahme. Auch das tadeln wir nicht, dafs der Vf. an dem allzuharten Vater, und an den ſchändlichen Schweſtern ſtrafende Gerechtigkeit, übt. Nur iſt der Umſtand, dafs ſich beide Fräuleins wiſſentlich mit *einem* Buhler begnügen, trotz der Urſachen, die von ihrer gezwungenen Genügſamkeit angebracht werden, unwahrſcheinlich. Auch Ortos Brief (S 31.) in altväteriſchen Stil und Orthographie, thut an dem Orte, wo er ſteht, und wo der Vf. auf Rührung abzielen ſollte, keine günſtige Wirkung.

* * *

Nürnberg, b. Bieling und Leipzig, b. Fleiſcher: *Auserleſenes und vollſtändiges Beicht- und Communionbuch für gläubige Chriſten mit einer Vorrede und Unterricht vom rechten Gebrauch des heiligen Abendmahls* von D. J. G. Roſenmüller. Nebſt einer Sammlung geiſtreicher zu den Gebeten ſchicklicher Geſänge und einigen Andachten zur Privat- und Krankencommunion. 5te verbeſſerte Aufl. 1800. 256 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 271.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *München*, (ohne Benennung des Verlegers): *Verſuch einer Erörterung des Anfallsrechts der Reichskammergerichts-Präſentationen, mit Bezug auf den neueſten Devolutionsfall der Bayeriſchen Kreispräſentation*, von *Joh. Chriſtophor Freyhr. v. Aretin.* 1801. 56 S. 8. (3 gr.) Die Abſicht des Vf. (Kurpfalzbayeriſchen Gen. Landesdirectorialraths, auch der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen und zu München ordentlichen Mitgliedes), geht hauptſächlich dahin, zu beweiſen: dafs das Devolutionsrecht, welches der J. R. A. §. 26. den zu präſentiren mitberechtigten Ständen beyiegt, ehe ſolches dem Kammergericht ſelbſt gebühren ſolle, nicht in derſelben ſiebenmonatlichen Friſt, welche dem ſäumigen Zuſtand, ſondern in einer gleichmäſsigen neuen Friſt, ausgeübt werden dürfe. Er hat hierbey den analogiſchen Sinn jener geſetzlichen Stelle für ſich: denn nach ſelbiger ſoll der Mitberechtigte in der Präſentation *fortfahren*, wenn der präſentirende Stand in ſeiner Präſentation *ſäumig befunden* wurde; dieſe Saumſeligkeit tritt aber nach dem allgemeinen rechtlichen Begriff, erſt mit Ablauf des Termins ein, und wenn die Abſicht geweſen wäre, die zur Präſentation mitberechtigten Stände in der nämlichen Friſt zur Präſentation anzuhalten: ſo wäre hierzu keine neue geſetzliche Verordnung nöthig geweſen, da dieſe Befugnifs ohnehin in den kanoniſchen Beſtimmungen des Devolutionsrechts begriffen iſt. Obgleich bewährte deutſche Staatsrechtslehrer (v. *Balemann*, *Moſer*, *Mablank*) jenem Geſetz die Deutung geben, dafs, wenn der Termin ſich zu Ende neige, der mitberechtigte Stand noch in den letzten Monaten mit der Präſentation fortfahren könne: ſo ſchlieſsen ſie doch die Nachlaſſung einer neuen Friſt nicht aus, und ſcheinen nur ſo viel zu erfodern, dafs der Mitpräſentant noch vor abgelaufener Friſt zur Präſentation erbötig ſey. Der Ausdruck *fortfahren* macht den Vf. nicht irre, weil es im Frankf. Dep. Gutachten, woraus jene Stelle genommen iſt, nicht fortfahren, ſondern *verfahren* heifst. Ob aber die damaligen Geſetzgeber auch den Fall eines *alternativen* oder ganz getheilten *Präſentationsrechts* vor Augen hatten, iſt zu bezweifeln, weil damals noch keine *praeſentatio per turnum* exiſtirte, und die Abſicht blofs dieſe war, bey dem *Compräſentationsrecht* beider Religionstheile in gemiſchten Kreiſen zu verhindern, dafs nicht ein oder der andere Stand die Präſentation mit Fleifs verſchiebe, damit von dem Kammergericht, ein ſeiner Religion zugethanes Subject, zum Nachtheil der anderen Religionsverwandten, gewählt werden möchte. Man könnte daher dem Vf. die Anwendbarkeit ſeiner Theorie auf die von Salzburg neuerlich begangene Verſäumnifs, wodurch deſſen Präſentationsrecht auf das Herzogthum Bayern devolvirt ſeyn ſoll, beſtreiten. Der Streit iſt aber für jetzt beygelegt, da, wie der Vf. ſelbſt anführt — der Herr Kurfürſt von Pfalzbayern in einem Schreiben vom 9ten März v. J. ſich dieſer angefallenen Präſentation gegen den Herrn Erzbiſchof von Salzburg begeben hat. Dieſer hat indeſs, ſo viel Rec. bekannt iſt, von Zeit zu Zeit bey dem Kammergericht um Verlängerung der Präſentationsfriſt angeſucht, welche daſſelbe, bey jetzigen kritiſchen Umſtänden, auch ferner zu bewilligen wohl keinen Anſtand nehmen wird, zumal da es ſeit beynahe 300 Jahren, aus bekannten Gründen, Bedenken getragen hat, von dem ihm zuſtehenden Devolutionsrecht Gebrauch zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Februar 1801.

PHYSIK.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren;* fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zu den Aufsätzen über den *Galvanismus* gehören folgende: VI. 3. *Beschreibung von Volta's elektrischem und galvanischem Apparat, und einigen wichtigen damit angestellten Versuchen,* a. *Nicholsons Journ.* Mehrere Lagen von Silber- und Zinkplatten, zwischen welchen mit Salzwasser durchnässte Pappenscheiben liegen, machen eine Säule aus, wodurch die schon bekannten Erscheinungen des Galvanismus nicht allein merklicher gemacht, sondern auch mit ganz neuen vermehrt werden können. Dass aber der Galvanismus ein elektrisches Phänomen sey, scheint dem Rec. durch diese Versuche eher widerlegt, als bestätigt zu werden; auch dürfte die hiebey so unbefangen angenommene Wasserzersetzung vorher noch einer grosen Prüfung bedürfen, ehe man sich mit Sicherheit dafür erklären könnte. Die hier mitgetheilten chemischen Versuche mit dem Galvanismus, von *Carlisle, Cruikshank, Will. Henry,* verdienen die gröste Aufmerksamkeit.

Ueber *Magnetismus;* III. 1. Hn. v. *Arnim's Ideen zu einer Theorie des Magneten:* Beobachtungen über die chemische Beschaffenheit des Magneten. Sauerstoff und Kohlenstoff in solchen Verhältnissen, dass sie die Bedingung des Magnetismus: *Cohärenz,* — nicht aufheben, werden zum dauernden Magnetismus des Eisens erfodert. Zwischen beiden Polen des Magnets ist ein chemischer Unterschied. Eben so, nur umgekehrt, in den Polen der Erde, wo die Verschiedenheit von der ungleichen Erwärmung der nördlichen und südlichen Halbkugel herrührt. (Sollte aber dann nicht der Pol einer Nadel, die in den Sommermonaten nach Norden zeigt, in den Wintermonaten nach Süden zeigen?) — Der Magnetismus des Diamants, Eisens, Kobalts, der Kohle, lassen sich dadurch auf eine gleiche Ursache zurückführen. Ebend. *Einige magnetische Beobachtungen:* a) *Hauy's* Bemerkungen über die natürlichen Magneten a. d. *Bullet. de la Soc. philom.* Durch sehr kleine Magnetnadeln findet man fast alle Eisenmineralien, die nicht mit Sauerstoff überladen sind, als natürliche Magneten. b) *Tremeri* über Vasalli's Magneten ohne Neigung und Abweichung. Statt der Nadel wird eine Stahllellipse gebraucht. c) *Macdonalds* Beobachtungen der Nadel auf Sumatra und St. Helena a. d. *phil. Transact.* f. 96. IV. 1. *Bemerkungen über die Adhäsion und den Zusammenhang derselben mit dem Magnetismus,* von Hn. *Ritter.* Aus Vergleichungen ergiebt sich, dass die Cohäsion einiger Metalle bey gewisser Temperatur sich verhalten, wie die Producte aus ihrer Wärmecapacität in die Entfernung von ihrem Schmelzgrade. Auch vermindert sich in eben dem Maase, wie die Cohäsion abnimmt, die Eigenschaft vom Magnet gezogen zu werden, z. B. Nickel, Kobalt, Braunstein-König, Uranium. IV. 4. Will Hr. *Heller* aus seinen langen Beobachtungen mit Grunde schliessen, dass der Magnetismus des Eisens, wie er von der Erde darin erzeugt wird, von den Sonnenständen und Mondsphasen deutliche und auffallende Veränderungen erleide. V. 4. Hr. *Wächter über magnetische Granitfelsen auf dem Harze,* a. d. Verkündiger. Nach den hier mitgetheilten Beobachtungen ist jener Felsen, der unter dem Namen der *Schnarcher* bekannt ist, zu einem ungeheuern Magneten mit Nord- und Südpol geworden. Der erste liegt westlich am Fusse, und der letzte östlich an der Spitze, und beide in einer Diagonale des Felsens. Ebend. *Uebersicht der magnetischen, nicht metallischen, Stoffe* von Hn. *v. Arnim.* Es geschieht dieses in einer Tafel, die in drey Spalten die Namen der Stoffe, der Beobachter, und die Bestandtheile in Centesimaltheilen des Stoffs, enthält. Auch noch einige Nachträge zu des Vf. frühern Aufsatz in III. S. 48. Aus der monatlichen Correspondenz des Hn. v. *Zach* sind VI. 2. *Nouets magnetische Beobachtungen* aus den *Mém. sur l'Egypte* aufgenommen. Auch *Humboldtische* Beobachtungen der Nadel aus eben ders. Zeitschrift. VI. 4. *Ideen über den Magnetismus v. Kirwan,* a. d. *transact. of the irish Soc.* Er will den Magnetismus durch Krystallisation erklären, weil auch bey dieser alles aus einem specifischen Anziehen und Abstossen zu erklären ist. Ein Magnet ist hier eine Masse von Eisen, deren Theilchen in einer ähnlichen Richtung, als die des grosen Erdmagneten, zusammen geordnet sind. Wie sinnreich Kirwan Polarität und andere Eigenschaften des Magnets aus seiner Hypothese erklärt, findet hier nicht Raum. *Meteorologie:* II. 1. *Rüdiger über Kometenschweife und ähnliche Erscheinungen am Himmel.* Ein artiger Versuch erweckte den Gedanken, dass der Schweif eines Kometen wohl ein blosses Phänomen in unserer Erdatmosphäre seyn könnte. Auf ähnliche Art lasse sich auch das Zodiakallicht als ein solches Meteor ansehen. II. 2. Ein unvollendeter Aufsatz aus des sel. *Lichtenbergs* Papieren, *über den Regen.* Die vornehmsten Ideen hat *L.* schon in der Vorrede zur

sechsten Auflage der Erxlebenschen Naturlehre bekannt gemacht. III. 1. *v. Humboldt's Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises.* a) Beschreibung eines Kohlensäuremessers, besteht aus einer Kugel an einer umgebogenen Röhre, die an zwey Orten geöffnet werden kann. b) Kohlensäure Gehalt im gemäsigten Erdstrich. Der mittlere Gehalt ist 0,013; der grösste 0,018; der kleinste 0,005. c) Ueber die Entbindung des Lichts. d) Versuche über das Salpetergas und seine Verbindung mit dem Sauerstoff. Hr. v. *Arnim*, der diesen Auszug besorgte, hat noch einen Nachtrag dazu geliefert, worin besonders, bisher nicht beachtete Irrthümer bey eudiometrischen Prüfungen, aufgesucht werden. Ebend. *Bemerkungen über die Atmosphäre der Erde, der Sonne, und der übrigen Planeten* von *Melanderhjelm* a. d. Schwed. Abh. Sie sind vornehmlich durch die Schröterische Lichterscheinung im Schlangenträger veranlasst worden. Er bringt heraus, dass die Erdatmosphäre in der Gegend des Monds nicht merklich aufgehalten werden könne. Eben dies soll von der Sonnenatmosphäre in der Gegend des Mercur gelten. Zwischen den Atmosphären der Planeten sey eine sehr feine flüssige Materie enthalten, die von der Natur der Planetenatmosphären sey. III. 2. *Saussure, über die kalten Winde, die aus der Erde dringen*, nebst Bemerkungen von *Nicholson*, a. d. J. Saussure sucht die Ursache in der Luftverdichtung durch die Winterkälte und der Wiederausdehnung derselben durch die Sommerwärme und bringt Versuche dafür bey. Nicholson hingegen nimmt hierzu eine eigene Luftcirculation an, die der Herausgeber durch eine Berechnung zu bestätigen sucht. III. 3. *Beschreibung eines merkwürdigen Hofs um den Mond* von *Will. Hall.*, a. d. *Transact. of the Edinb. Soc.* Er gehört zu den *Coronis*, und war eigentlich doppelt. Einigermafsen liefs er sich mit dem um die Sonne vergleichen, der 1629 zu Rom gesehen, und von Sheiner beschrieben wurde. Ebend. *Eine seltene vom Herausgeber beschriebene Lufterscheinung*, welche aus mattröthlichen Strahlen bestand, die von der schon untergegangenen Sonne auszufahren schienen. V. 1. *Nachricht von einer ältern Araneologie.* Betrifft *Sculteti meteorographicum perpetuum.* Görlitz 1588. V. 2. *Haldane's Versuche, den Grund zu entdecken, weshalb der Blitz in Gebäude einschlug, die mit Blitzableitern versehen waren*, a. *Nicholsons Journal.* Es soll nicht sowohl auf die Gestalt und Construction der Blitzableiter, als vielmehr auf die Lage der untern Fläche der geladenen Luftschichte gegen das Gebäude ankommen. Spitze und Kugel schienen fast gleichgültig zu seyn. Hierauf bezieht sich in VI. 4. *eine Erklärung der Vorstellung vom Einschlagen des Blitzes und der Sicherheit von Ableitern v. Reimarus*, wo Haldane scharf und gründlich beurtheilt wird. Ueberhaupt, sagt Reimarus, mufs die Bahn des Blitzes nothwendig dahin gehen, wo in dem ganzen Wege zwischen der Wolke und der Erde die Summe des Widerstandes durch die Summe der anlockenden Körper überwogen wird. Hiernach werden dann die verschiedenen Fälle beurtheilt; besonders wird die Furcht vor den sogenannten *Rückschlägen* fast ganz entkräftet. VI. 2. *Tata über den Steinregen zu Siena*, am 16ten Jun. 94. Aus einem schwarzen Wölkchen im Zenith brachen Explosionen mit Entzündung hervor, und es fielen dabey Steine bis zu 7 Pf. Grösse aus demselben so tief in die weiche Erde, dass sie zum Theil ganz vergraben waren. Sie sahen auswendig rufsig aus, und im Innern graulich weifs mit glänzenden Punkten. Aus dem Vesuv konnten sie nicht gekommen seyn, sondern sie hatten sich wahrscheinlich aus Dampf in der Luft selbst gebildet. Sie enthielten Eisen und Quarz, und zersetzten sich nach einigen Wochen. Ebend. Von *Lamanon fünfzehnliche Barometer-Beobachtungen* von 1 nördlicher, und 1° südlicher Breite, um die Grösse der atmosphärischen Ebbe und Fluth zu entdecken. Die Resultate stimmen so ziemlich mit den Humboldtischen überein. VI. 2. *Lamark über den Einfluss des Mondes auf die Atmosphäre der Erde*, a. d. *Journ. de phys.* Da des Vf. Resultate mit den Lalandischen im geraden Widerspruche stehen: so ist ihnen wohl nicht viel zu trauen, und der Herausgeber erweist dem Aufsatz zu viel Ehre, dass er ihn so ausführlich ausgezogen hat, zumal da er selbst darin eine sehr luftige Hypothese findet, die eben so schlecht begründet als durchgeführt ist. Hierzu ein Anhang von *Cotte*, welcher die Vergleichung der Temperaturen, die in *Lamarks Annuaire* für die Mondsconstitutionen bestimmt sind, mit den wirklich beobachteten betreffen. Ebendaher. Es zeigt sich kaum so viel Uebereinstimmung als schon von einem blofsen Zufall zu erwarten wäre. Ebend. *Benzenberg und Brandes Versuch, die Entfernung, Geschwindigkeit und Bahn der Sternschnuppen zu bestimmen.* Aus der bereits in der A. L. Z. 1800. Nr. 278. angezeigten Schrift. VI. 3. *Nicholson's Beschreibung einer merkwürdigen Veränderung in der Farbe und dem Zuge der Wolken während eines Gewitters*, a. dessen Journal. Bey einem Gewitter in London 30 Julius 1797. zeigten sich Umstände, aus welchen zu schliefsen war, dass der Durchgang der elektrischen Materie in den Wolken ein bleibendes, ganz vom Blitz verschiedenes, Leuchten verursachen könne.

OEKONOMIE.

Lübeck und Leipzig, b. Bohn: *Darstellung der Grundprincipien der möglichen Hauptlandwirthschafts-Systeme*, der Bedingungen ihrer Anwendung und des Erfolgs derselben in der Acker-Eintheilung und Acker-Benutzung, mit Beziehung auf die südlichdeutschen, englischen und nördlichdeutschen Landwirthschafts-Arten. Ein Beytrag zur richtigen Beurtheilung von *Thaers* Schrift über die englische Landwirthschaft, von *A. L. von Seutter*, Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft zu Jena. 1800. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung verdankt ihr Daseyn der Ausarbeitung eines gröfsern Werks, welches der Vf. unter dem Titel: *Versuch einer Darstellung der höhern Landwirthschaftswissenschaft*, liefern will. Ueber den Begriff

griff der Landwirthſchaftskunde, als praktiſcher Wiſſenſchaft, erklärt ſich der Vf. folgendermaſsen: Wie es nun Zweck aller theoretiſchen Wiſſenſchaften iſt, Vorſtellungen von Gegenſtänden, die ſich uns unter einem nothigenden Gefühl als Erfahrung aufdrängen, auf beſtimmte Begriffe zu erheben, und ihnen dadurch ihr dunkles, einſeitiges und unzuſammenhängendes Vorkommen zu benehmen: ſo iſts Zweck und Beſtimmung aller praktiſchen Wiſſenſchaften, die für die Auflöſung und Ausführung der praktiſchen Aufgaben des Lebens aus der Erfahrung abſtrahirten Regeln zu beſtimmten und feſten Handelsmaximen zu machen, ihnen die Klarheit und Vollſtändigkeit zu geben, bey welcher ſie allein unſer Wirken und Thun zum beſtimmten und ſichern Product führen können. Der doppelte Inhalt aber, welcher in allen praktiſchen Aufgaben vorkommt, zerfällt nicht nur die Summe jener Regeln in zwey ganz abgeſonderte Rubriken, ſondern bezeichnet auch eben deswegen den praktiſchen Wiſſenſchaften ſelbſt zwey ganz verſchiedene Wege, auf welchen ſie zur Erfüllung ihres Zwecks gelangen müſſen. Denn die praktiſchen Aufgaben fodern uns erſtlich auf: gewiſſe Producte in der äuſsern Natur hervorzubringen, und dafür ſind alſo Regeln nöthig, welche die Production ſelbſt angehen; zweytens aber geben ſie uns auch den beſtimmten Zweck dieſer Production an, und dieſs macht eine ganz andere Gattung von Regeln nöthig, als die vorigen waren, nämlich ſolche, durch welche die Productionen zu ihrem beſtimmten Zweck geleitet werden. Dieſe beiden Gattungen von Regeln nun ſoll die praktiſche Wiſſenſchaft auf ihre Gründe zurückführen, und ihnen dadurch diejenige Beſtimmtheit und Feſtigkeit geben, dafs ſie uns gewiſs an das Product und an ſeinen Zweck führe, der in unſerm Handeln nach ihnen beabſichtigt iſt, u. ſ. w.

Dem Landwirth liegt die Aufgabe vor: aus ſeinem beſtimmten Landgute durch Erziehung und Gewinnung landwirthſchaftlicher Naturproducte den höchſten nachhaltigen Geldertrag zu ziehen; Rec. würde hinzuſetzen: mit Beſtande. Denn man könnte in einem Jahre, wo Futtermangel herrſcht, durch den Verkauf des Rauhfutters einen groſsen Gewinn machen, zumal wenn man Gelegenheit hätte, die Hälfte ſeines nöthigen Viehſtandes auf eine gute Art abzuſetzen, und ihn auf dieſe Hälfte zu reduciren; oder wenn man überhaupt in der Nähe groſser Städte immer das Stroh verkaufte, was offenbar dort mehr einbringen mufs, als das damit gefütterte Vieh. Aber woher dann der Dünger, der zur Erzeugung dieſes Strohes ſo unentbehrlich iſt?

„Ob der Vortrag dieſer Abhandlung jedem meiner Leſer gefällig ſeyn wird, ſagt der beſcheidene Vf., zweifele ich. Er hat auch wirklich wenig gefälliges an ſich, und iſt auf manchem Punkt ſchleppend und unangenehm. Uebrigens wird ſich jeder leicht denken können, dafs die Darſtellungsart, welche ich in dieſer Abhandlung beobachtete, nicht diejenige ſeyn kann, welche für ein groſseres und praktiſches Werk gewählt werden mufs.“ Rec. kann nicht den Wunſch verhehlen, dafs auch der Vortrag dieſer Abhandlung, der mehr für den akademiſchen Horſaal, als für den ſelten mit Hülfswiſſenſchaften ausgerüſteten Landwirth verſtändlich iſt, ein wenig herabgeſtimmt geweſen wäre, und die Entwickelung der Begriffe durch eine lichtvolle Kürze ſich ausgezeichnet hätte; da man ſo viele Stellen mehr als einmal leſen mufs, um den Vf. zu verſtehen, oder vielmehr ihm zu folgen.

Was die Principien ſelbſt betrifft, ſo verſichert der Vf. in der Vorrede: dafs ſie durchaus nicht neu ſind, die lebten und webten in der uns bekannten ſüdlich- und nördlich-deutſchen, und in der engliſchen Landwirthſchaft; und dieſs iſt, ſagt der Vf., was vielleicht manchem auffallen mag, der ſchönſte und ſüſseſte Lohn für die Mühe, welche mir ihr Aufſuchen gemacht hat. Möge ſich dann der Vf. dieſes Lohnes freuen, aber auch noch durch den Beyfall belohnt werden, den er als ein denkender Kopf, der ſeinen Gegenſtand gehörig ins Auge gefaſst hat, auf alle Weiſe verdient.

Leipzig, b. Rein: *Auf dreyſsigjährige Erfahrung ſich gründender praktiſcher Unterricht der ganzen Landwirthſchaft;* zur Belehrung, nicht nur für Anfänger in der Oekonomie, ſondern auch für unerfahrne Landwirthe, herausgegeben von *C. F. Gaudich. Erſter Band, erſte Abtheilung.* Mit Kupfern. 1800. 354 S. 8. ohne Vorrede. (2 Rthlr.)

Dieſer praktiſche Unterricht iſt nur zu praktiſch, und für den Anfänger in der Oekonomie und für den unerfahrnen Landwirth, welches Rec. ein und daſſelbe zu ſeyn ſcheint, das, was für den jungen, noch ungelehrten, Arzt ein Receptbuch iſt. Ohne irgend gewiſſe allgemeine Grundſätze aufzuſtellen, oder den Leſer mit ſeinem Plane bekannt zu machen, trägt der Vf. geradezu die gewöhnlichen Wirthſchaftseinrichtungen und Behandlungsarten des Feld- und Wieſenbaues, und die dahin einſchlagenden Geſchäfte, nach einer ſehr willkürlichen Ordnung vor, und macht in dieſem Abſchnitt auch ſeine Leſer mit der Beſchaffenheit der in der Landwirthſchaft benöthigten (nöthigen) Ackerinſtrumente und anderer Geräthſchaften bekannt. — Man ſucht aber vergebens nach einer gewiſſen ſyſtematiſchen Ordnung, die bey Schriften dieſer Art doch ſo weſentlich erfodert wird. — Das Ganze iſt in Kapitel abgetheilt, die ſo auf einander folgen, dafs man nicht weifs, warum nicht das erſte Kapitel das zweyte, oder das zweyte das erſte iſt. Denn die Eintheilung der Felder in gewiſſe Arten, als das erſte Kapitel, kann eben ſo gut die Stelle des zweyten haben, welches von der Verbeſſerung der Wieſen handelt u. ſ. w.

Und wenn gleich die hie und da eingeſtreuten, auf eigene Erfahrungen ſich gründenden, Reflexionen und Erzählungen, zum Theil zweckmäſsig, zum Theil aber auch nur gut gemeynt ſind: ſo wird der Vortrag im Ganzen doch dadurch weitſchweifig, und nur zu oft mit ganz unbedeutenden Dingen überladen.

Die

Die Gabe des wiſſenſchaftlichen Vortrags, der ſich durch Deutlichkeit und Beſtimmtheit, Ordnung und möglichſte Kürze auszeichnen mufs, hat der Vf. nicht; und obgleich Rec. ſehr gern eingeſteht, dafs derſelbe ein guter und tüchtiger Landwirth iſt, der auch mit der neuern Oekonomie nicht ganz unbekannt zu ſeyn ſcheint: ſo würde er ihm doch gerathen haben, ſeine eigenen auffallenden Erfahrungen, die er noch für neu hält, dem ökonomiſchen Publicum in irgend einem andern Gewande einzeln mitzutheilen, und ſich nicht an ein Werk zu wagen, wozu nicht allein der gute Wirth, ſondern auch der gute Schriftſteller ſeines Fachs gehört. Der Anfänger in der Oekonomie erhält durch den 1 u. 2. §. des erſten Kapitels keine deutliche und richtige Idee von der Vier- und Drey-Felderwirthſchaft; und ſchon die Ueberſchrift des Kapitels iſt nicht jedem verſtändlich. Der Vf. ſagt Kap. 1.: Die Felder werden in manchen Gegenden in 3, in andern in 4 Arten eingetheilt; a) die erſte Art iſt das Winterfeld, in welches man theils Winterrübſen, theils Winterweizen, theils Winterkorn, theils Wintergerſte hinzuſäen pflegt u. ſ. w. Nicht zu rechnen, dafs das Wort Art als ein Provinzialismus durch gleichbedeutende Wörter auch für andere Leſer aus andern Provinzen erklärt werden müſste: ſo würde der Vf. dem Anfänger eine weit deutlichere Idee von der Eintheilung der Felder gegeben haben, wenn er ihm zuvor überhaupt und im Allgemeinen die verſchiedenen Gründe angegeben hätte, warum man dieſe oder jene Eintheilung zu wählen pflegt, und alsdann bey a) geradezu geſagt hätte: das Winterfeld iſt dasjenige, wohin in der Regel alles Getreide hingehört, das vor dem Winter in die Erde kommen mufs u. ſ. w. Und haben wir denn nicht mehr Beſtellungsarten und Eintheilungen der Felder? Müſste nicht hier der Schlag- und Koppelwirthſchaft erwähnt werden? §. 25. äufsert ſich der Vf. folgendergeſtalt: Ich bin weit entfernt, vom Anbau der ſo verſchiedenen Futterkräuter und Gräſer weitläuftige Abhandlungen zu ſchreiben, weil dieſes wohl eine vergebliche Arbeit ſeyn würde, da man hierüber ſchon in ſo vielen Schriften die ausführlichſten Nachrichten und Anweiſungen findet; allein, da ich mein Buch für Anfänger und unerfahrne Landwirthe ſchreibe: ſo bin ich gleichwohl ſchuldig, der vornehmſten Futterkräuter und Gräſer zu gedenken, und meine bey dem Anbau derſelben gemachte Entdeckungen zum Beſten für andere bekannt zu machen. Alles dieſs ſoll in gedrängter Kürze, doch ohne der Deutlichkeit dadurch zu ſchaden, geſchehen, und ich werde den Anfang mit dem ſpaniſchen oder brabanter Klee machen u. ſ. w. Wie wenig in Anſehung der gedrängten Kürze der Vf. Wort hält, kann man daraus abnehmen, dafs dieſe Futterkräuter 37 volle Seiten einnehmen, welche wenigſtens um die Hälfte vermindert werden könnten, und welche ſich auf 50 anhäufen, wenn man die auf 13 S. ſtehenden Mittel gegen das Aufblahen des Rindviehes, die ſich darunter befinden, noch dazu rechnen wollte, wovon die bekannte Operation mit dem Trokar den gröſsten Platz einnimmt. Uebrigens hat Rec. keine neue Entdeckungen gefunden, die nicht ſchon aus andern Schriften bekannt wären. Wenn ſich aber der Vf. überhaupt durch die §. 25. gemachte Bemerkung, in Rückſicht der gedrängten Kürze, hätte leiten laſſen wollen: ſo würde er ſein ganzes Werk um ein Groſses haben vermindern müſſen, da von allen von ihm abgehandelten Gegenſtänden, in ſo vielen Schriften die ausführlichſten Nachrichten und Anweiſungen aufgefunden werden können. Aber eben darum hat eine ſolche Schrift nur dann wahren Werth, wenn ſie ſich durch Richtigkeit und Deutlichkeit, und durch eine gedrängte Kürze und einen ſyſtematiſchen Zuſammenhang vor andern ihres Gleichen auszeichnet; wie man dann überhaupt in einem ſolchen Werke nichts neues erwarten kann, und gewiſſermafsen nur die Form den Werth beſtimmt; vorausgeſetzt, dafs nichts Weſentliches darin vermiſst wird.

Was das Schröpfen beym Weizen anbelangt, ſagt der Vf. S. 228.: ſo geſchieht dieſes nur dann, wenn derſelbe recht fett ſteht und ſchwarzgrün ausſieht: ſo dafs man befürchten müſste, er möchte ſich legen und faulen. — Sollte der Vf. hier nicht dem Anfänger haben Winke geben müſſen, dafs nicht blofs des Futters wegen, ſondern gröſstentheils darum, damit man kein Lagergetreide erhalte, dieſe Operation bey allen Getreidearten vorgenommen werde, die einen zu geilen Wuchs haben?

Der Anfänger hält in der erſten Periode des Unterrichts ſeinen Lehrer gröſstentheils für unfehlbar, und es iſt genug, ihm kurz und bündig Vorurtheile zu widerlegen, die er etwa gehört oder geleſen haben könnte; wozu alſo die ſo weitläuftigen §. 230 u. 231., wo die aus der Natur der Sache ſo leicht und kurz zu widerlegende Methode, die Gerſte und den Hafer ſo lange auf den Schwaden liegen zu laſſen, bis ſie Regen erhalten haben, als ein ſchädliches Vorurtheil widerrathen wird.

Bey dem allen kann Rec. dem Anfänger in der Oekonomie, der nicht ſchon verwöhnt und gewohnt iſt, den Kern aufzuſuchen, in ſo viele Schalen derſelbe auch eingehüllt ſeyn mag, dieſes Buch als nützlich und belehrend empfehlen; denn es hieſse, wie geſagt, eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man dem Vf. Beleſenheit und Kenntniſs ſeines Fachs abſprechen wollte.

Einige der beygefügten Kupfer ſind wahrſcheinlich für den zweyten Band beſtimmt, da ſich keine Erklärung davon auffinden läſst.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 23. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Edinburgh u. London, b. Mundell u. Johnson: *A Syſtem of Diſſections.* Part III. IV. V. with Plates. By *Charles Bell.* 1799. Von S. 66—127. (16 Schill.)

2) Leipzig, b. Linke; *Karl Bells Zergliederungen des menſchlichen Körpers*, zum Behuf der Kenntniſs ſeiner Theile, ihrer Zergliederungsmethode und ihrer krankhaften Veränderungen. Für angehende Anatomen, praktiſche Aerzte und Wundärzte, aus dem Engliſchen. Mit 12 Folio Kupfern. 1800. XLVIII u. 296 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. iſt die Fortſetzung des nützlichen Werkes, wovon die zwey erſten Hefte bis S. 65 in Nr. 88 des vorigen Jahrganges dieſer Blätter angezeigt ſind. Das *fünfte* Heft beſchlieſst den erſten Band. Das *dritte* Heft enthält zuerſt die Zergliederung des Perinäum beym männlichen Geſchlechte. Muskeln der männlichen Ruthe, des Dammes, des Afters, der Vorſteherdrüſe, Harnblaſe, Saamenbläschen und Schlagadern aller dieſer Theile in natürlicher Lage. Nach der Beſchreibung des Verfahrens bey der Bearbeitung dieſer Theile mit Beziehung auf die Abbildungen und Erklärung derſelben betrachtet der Vf. den Nutzen und die Wirkung der Theile und geht dann zu krankhaften Erſcheinungen über. Die Urſache des Zurückflieſsens vom Saamen in die Harnblaſe ſucht der Vf. vorzüglich in Schwäche der Muskeln des Blaſenhalſes. Die Saamenbläschen hält der Vf. nicht für bloſse Behälter, ſondern glaubt, daſs der Saamen deſswegen dahin gelange, um mit mehrerer Feuchtigkeit verdünnt und ſo an Maſſe vermehrt zu werden, damit die Muskeln der Harnröhre deſto beſſer auf ſeine Ausſprützung wirken können. Es giebt Fälle, wo der Harnabgang ſehr erſchwert, der Ausfluſs des Saamens aber ganz leicht iſt; hier ſey die Urſache der Verengerung oder Verſtopfung hinter den Mündungen der Ejaculationsröhren des Saamens zu ſuchen. Bey dem Vorfalle des Afters giebt der Vf. als Mittel der Zurückbringung einen mit Oel beſtrichenen Papierkegel an, deſſen Spitze naſs gemacht iſt. Bey dem Steinſchnitte ſoll man nach des Vfs. Angabe den Queermuskel des Dammes und einige Faſern des Schlieſsmuskels vom After durchſchneiden; das letztere dürfte wohl nicht ſehr rathſam ſeyn, weil man ſonſt zu leicht den Maſtdarm ganz durchſchneidet. Der Vf. handelt hierauf von der Anſicht der Theile bey einem ſenkrechten Durchſchnitte des Beckens, und giebt manche heilſame Regel in Rückſicht des Einbringens der Katheter und des Durchſtechens der Blaſe. Im geſunden Zuſtande, meynt der Vf., ſey es faſt unmöglich, ſelbſt den häutigen engen Theil der Harnröhre mit dem Katheter zu durchſtoſsen, weil derſelbe durch das *ligamentum triangulare* geſchützt werde, bey krankhafter Beſchaffenheit aber geſchehe das deſto leichter, vorzüglich auch durch lange angebrachten Druck der Bougies, welche wegen der Krümmung unter dem Schaambogen an dieſer Stelle ſehr ſchwer durchzubringen ſind. Den Blaſenſtich durch den Maſtdarm ſcheint der Vf. ganz zu verwerfen, vorzüglich in dem Falle, wo die Urſache des verhinderten Harnabganges am Blaſenhalſe oder an der Vorſteherdrüſe ihren Sitz hat, weil man hier leicht die geſchwollene Drüſe für die Blaſe ſelbſt hält; eben das kann auch der Fall bey dem Blaſenſtiche durch den Darm ſeyn. — Dann folgt noch die Anſicht des Beckens von hinten, nachdem das Kreutzbein weggenommen iſt, wo auch vorzüglich auf die Schlagadern Rückſicht genommen wird. Der Vf. kommt dann zu dem intereſſanten Vorgange des *Deſcenſus teſticuli.* Er hält ihn in anatomiſcher Hinſicht für faſt unerklärbar, und giebt den bündigſten Beweis dieſer Behauptung dadurch, daſs er den Leſer ziemlich im Dunkeln läſst. Das *gubernaculum teſtis* beſteht nach des Vfs Meynung aus denſelben Muskelfaſern, welche in der Folge den *cremaſter* bilden, und das Hinabſteigen des Hoden wird durch die allmählige Zuſammenziehung ſeiner Faſern bewirkt. Bey den Bemerkungen über *hernia congenita* führt der Vf. vorzüglich *Wrisberg's* Meynung an, nach welcher eine Verwachſung des Darms oder Netzes mit dem Hoden dieſe Brüche veranlaſst. Sehr gute Winke giebt Hr. B. über die anatomiſche Bearbeitung krankhafter Theile und zwar zunächſt der Brüche. Die Behauptung, daſs bey Perſonen, welche eines unnatürlichen Todes ſterben, die Harnblaſe ſehr zuſammengezogen gefunden wird, fand Rec. noch kürzlich bey einem Selbſtmörder beſtätigt, welcher ſich erſchoſſen hatte. Die Bemerkungen über krankhafte Veränderungen der Theile, ſowohl im männlichen als weiblichen Becken ſind zweckmäſsig für den Anfänger, aber keiner nähern Würdigung bedürftig. Dies Heft enthält auf drey Tafeln Abbildungen der Theile im männlichen Becken, der Lage der Hoden u. ſ. w. im Fötus und eines zergliederten Scrotalbruchs. Der Durchſchnitt des Beckens iſt mit einigen Veränderungen nach Campers Abbildungen in deſſen anatomiſch-pathologiſchen Demonſtrationen geliefert. Die

übrigen Abbildungen sind nach eigenen Zeichnungen des Vfs. aber nicht von ihm selbst gestochen; sie haben Vorzüge vor den Abbildungen der vorhergehenden Hefte.

Im *vierten* Hefte geht der Vf. zur Zergliederung des Oberschenkels über, nachdem er zuerst in der Kürze einige allgemeine Bemerkungen von den Gliedmaafsen, ihren Flechsenhäuten und Gefäfsen überhaupt vorangeschickt hat. Die Zergliederung erstreckt sich auf alle verschiedenen Theile, so wie sich dieselben in der Verbindung darstellen. Vorzüglich nimmt der Vf. auch Rücksicht auf die Gefäfse und Nerven, welche dicht unter der Haut auf der Schenkelbinde liegen. Sehr gute Bemerkungen führt er über die krankhaften Erscheinungen der Venen und lymphatischen Gefäfse an; auch zeigt er den Nutzen der genauern Kenntnifs der Schenkelbinde bey tiefer liegenden Entzündungen und Abscessen, wo es oft nöthig wird, dieselbe der grofsen Spannung wegen zu durchschneiden. Er geht dann zur Betrachtung des Bauchringes und des Poupartischen Bandes fort, bey welcher Gelegenheit sehr viel zweckmäfsiges über Leisten- und Schenkelbrüche und die damit zu verwechselnden Geschwülste, als Bubonen, Lendenabscesse u. s. w. gesagt wird; dann folgt die Zergliederung der Gefäfse und Nerven des Oberschenkels nebst der Betrachtung der krankhaften Erscheinungen an den Schenkelschlagadern und der Pulsadergeschwulst in der Kniekehle. Um den Schneidermuskel sichtbar zu machen, worauf es bey der hohen Operation der Kniekehlenpulsadergeschwulst so sehr ankommt, räth der Vf., den Patienten mit dem Ballen der grofsen Zehe ein auf die Erde gesetztes Gewicht fortschieben zu lassen, wobey jener Muskel anschwillt und sichtbar wird. Wenn man als den Grund des Vorzuges der hohen Operation jener Krankheit anführe, dafs zu vermuthen sey, der der Geschwulst nächste Theil der Schlagader werde schon mit Theil an der krankhaften Beschaffenheit genommen haben und deswegen nicht zu unterbinden seyn; so heifse dies das Verdienst der Operation unsicher machen; denn es sey bekannt, dafs der krankhafte Zustand des Schlagadersystems gegen die Stämme hin immer zunehme; der wahre Grund der Vorzüglichkeit dieser Operation liege in der Gefahr, bey der Operation in der Kniekehle selbst den Nerven zu verletzen oder zu sehr an der entstehenden Entzündung Theil nehmen zu lassen, ferner in der tiefen Lage der Schlagader selbst, welche aufserdem noch von der Vene losgetrennt werden mufs, um sie an dieser Stelle unterbinden zu können. Sehr interessant sind die Bemerkungen über die Veränderungen in der Capacität und Wirkung unterbundener Schlagadern und die Ursachen dieser Veränderungen. Wenn ein Theil eines Gliedes abgenommen ist; so vermindert sich der Umfang des Schlagaderstammes, woraus derselbe mit Blute versehen wurde, schnell; wenn hingegen ein Theil wächst, oder eine neu hinzukommende Geschwulst sich an demselben erzeugt: so nehmen die Schlagadern an Umfange zu. Hieraus ergiebt sich, dafs die Erweiterung der Seitenzweige einer unterbundenen Schlagader nicht von dem vermehrten Andrange des Blutes entstehe, wie man es bisher allgemein glaubte, sondern von vermehrter Thätigkeit des Schlagadersystems auf diesen Theil überhaupt; denn hier ist der Fall im Grunde derselbe, als ob ein neuer Theil, eine Geschwulst u. s. w. hinzugekommen wäre: es finden hier nämlich anfangs verhältnifsmäfsig zur Gröfse der Theile weniger Schlagadern statt. Der mehr geschlängelte Lauf der Schlagadern in solchen Fällen würde sich überdem nicht aus blofser Erweiterung durch Ausdehnung erklären lassen. Dies Heft enthält vier Kupfertafeln über die Hauptschlagadern der vorderen Seite des Oberschenkels, einen zergliederten Schenkelbruch und eine zergliederte Schlagadergeschwulst der Kniekehle nach Zeichnungen des Vfs von andern Künstlern sauber gestochen.

Das *fünfte* Heft enthält, aufser der Anatomie des Unterschenkels und Fufses, nichts bemerkenswerthes. Von den vier Kupfertafeln, welche vorzüglich die Gefäfse betreffen, ist die erste, welche die hintere Fläche des Oberschenkels vorstellt, aus Hallers *iconibus* copirt.

Nr. 2. Die Uebersetzung der drey ersten Hefte des angezeigten Originals ist im Ganzen recht gut gerathen, und auch für Deutschland ein verdienstliches Unternehmen, da es unseren meisten Chirurgen wohl an so zweckmäfsigen Anleitungen der praktischen Anatomie fehlt, wobey zugleich auf Operationen und krankhaftes Ansehen der Theile Rücksicht genommen wird. Der Nachstich der Abbildungen ist, vorzüglich, was das dritte Heft betrifft, zwar weniger elegant, als die Originale, aber doch sonst treu und brauchbar. Zweckmäfsig ist es, dafs der Text der Uebersetzung im Octavformate gedruckt ist, welches bey dem Zergliedern selbst seine grofse Bequemlichkeit hat. Die Kupfertafeln sind nebst der Erklärung der Bezifferung in Folio.

Schnepfenthal, b. Müller: *Heilmann* oder *Unterricht, wie der Mensch erzogen werden und leben mufs, um gesund zu seyn und ein hohes Alter zu erreichen.* Ein Buch für Jugendlehrer zum Gebrauch bey der Erklärung des Gesundheits-Katechismus, ingleichen für Hausvater und ihre Familien ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch. *Erster Theil.* 1800. VIII u. 335 S. 8.

Wieder eins von den unendlich vielen Büchern zum Unterrichte der Jugend über den Bau des menschlichen Körpers und die Erhaltung der Gesundheit desselben; ein Unterricht, der an und für sich eben so nöthig ist, als er meist auf eine unzweckmäfsige Art ertheilt wird. Das vorliegende Buch hat Vorzüge vor manchem anderen dieser Art, ist aber doch bey weitem nicht ganz fehlerfrey, am wenigsten in dem Abschnitte, welcher die Beschreibung der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers enthält, und es ist in dieser Rücksicht in der That zu bedauern, dafs so manche

irrige

irrige Begriffe und Darſtellungen ſich, alles Erinnerns ungeachtet, in dieſer Art von Büchern noch immer fortpflanzen. Der Vf. ſagt in der Vorrede, daſs zwey ſehr verdiente, gelehrte, ſeit mehr als funfzig Jahren praktiſche Aerzte das Manuſcript durchgeſehen haben; es hat dem Vf. alſo nicht an gutem Willen gefehlt, ſeinem Werke möglichſte Vollkommenheit zu geben, und jene anatomiſchen Mängel kommen ſämmtlich auf Rechnung der Aerzte, welche freylich ſeit funfzig Jahren vieles von der Anatomie vergeſſen haben mögen. Den Abſchnitt von der Geſundheit, ihrem Werthe, der Pflicht ſie zu erhalten und die Menſchen, vorzüglich Kinder davon zu unterrichten, findet Rec. völlig zweckmäſsig, die darin vorgetragenen Wahrheiten ſind überall durch Erzählungen von Begebenheiten anſchaulich gemacht, welche bey den Kindern gewiſs einen groſsen Eindruck hinterlaſſen. Die dem zweyten Abſchnitte von der Lebensdauer und den Kennzeichen der Geſundheit angehängten Geſundheitsvorſchriften ſind im Ganzen auch zweckmäſsig, nur hin und wieder iſt Rec. damit nicht ganz einverſtanden; ſo z. B. möchte es wohl nicht ſehr rathſam ſeyn, nach einem heftigen Aerger, wenn das Blut wieder etwas ruhiger geworden iſt, geſalzenes Brunnenwaſſer zu trinken. S. 36. Das Zuckereſſen ſchadet nach neueren Erfahrungen den Zähnen nicht. Ein Theelöffel voll Weinſteinrahm in Waſſer genommen wird S. 44. bey anfangender Unpäſslichkeit gerathen; es könnten aber doch wohl Fälle eintreten, wo ſelbſt bey den angegebenen Symptomen dies Mittel am unrechten Orte wäre. Eben ſo iſt die S. 47. angegebene Lebensordnung bey zunehmendem Uebelbefinden bey weitem nicht durchaus zweckmäſsig, und paſst nur auf entzündliche Krankheiten. Einem Kranken täglich ein reines Hemd anzuziehen S. 49. iſt wohl in den meiſten Fällen unzweckmäſsig; eben ſo die Sorge für beſtändig offenen Leib, welcher ja in manchen Krankheiten gar nicht ſo oft erfodert wird. Statt der Vorſchrift S. 50. Eſſig auf heiſse Ziegelſteine zu gieſsen, iſt es beſſer, Eſſig in offenen Gefäſsen im Ofen oder auf guten Kohlen zu verdunſten. Unzweckmäſsig finden wir manches, was über die Selbſtbefleckung, über das Angewöhnen dieſes Laſters u. ſ. w. geſagt iſt; manches unſchuldige Kind wird durch dergleichen Aeuſserungen erſt auf den Reiz dieſes Laſters aufmerkſam. Nur wo Aeltern und Lehrer ſchon überzeugt ſind, daſs ihre unglücklichen Kinder dieſe Unzucht treiben, dürfen ſie ihnen ſo geradezu Vorſtellungen darüber machen, vorher aber ſie durch beſtändige genaue Aufſicht und höchſtens durch ſehr vorſichtig gewählte Aeuſserungen dagegen ſchützen. Um das, was wir über die fehlerhafte Beſchreibung der Theile des Körpers geſagt haben, zu beweiſen, mögen folgende Beyſpiele dienen. S. 127. wird das Hirn irrig zu den flüſsigen Theilen gezählt. S. 113. heiſst es fälſchlich: Die zwiſchen den Gelenken befindlichen Knorpel ſeyen mit feſten Häuten überzogen, und in dieſe Häute ſehr viele kleine Drüſen gelegt, welche einen fettigen Saft abſondern. Ferner heiſst es ebendaſelbſt grundfalſch von der Beinhaut: ſie ſey mit kleinen Drüſen gleichſam beſäet, welche einen öligen Saft bereiten, um die Knochen damit zu balſamiren, und dieſelben geſchmeidig zu erhalten. S. 132. wird den Zellen des Zellgewebes überall eine ſechseckige Geſtalt mit Unrecht beygelegt. S. 146. heiſst es irrig: Die Lederhaut verliere ſich an den Lippen gänzlich. Bey dem Hirne, welches ſeinen einzelnen Theilen nach nicht genauer beſchrieben wird, kommt manche Unrichtigkeit vor. So z. B. heiſst es: Der Menſch habe vor allen Thieren das gröſseſte Hirn; es iſt aber bekannt genug, daſs dieſs abſolut genommen nicht wahr ſey. Die Hirnnerven ſind falſch gezählt, denn es werden nur neun Paar angegeben, und vom ſiebenten Paare heiſst es bloſs: es ſey für das Gehör beſtimmt, da doch, wenn man nur neun Hirnnerven zählen will, bemerkt werden müſste, daſs die ſogenannte harte Portion des ſiebenten Paares zum Geſichte gehe. S. 183. wird von den Thränenpunkten geſprochen, als ob ſie bloſs im unteren Augenliede lägen. Bey den Beſchreibungen der Sinneswerkzeuge wäre auch manches zu berichtigen, manches etwas deutlicher auszudrücken geweſen. Um nur einiges anzuführen S. 201. heiſst es irrig, um das eyrunde Fenſterchen (des Ohrs) läuft ein Kanal, welchen man den Fallopiſchen Kanal nennt. In der Ohrtrommelhöhle liegt — der Irrgang, oder das Labyrinth; dieſs liegt bekanntlich hinter der Trommelhöhle. Es würde leicht ſeyn, noch mehrere ſolcher Unrichtigkeiten anzuführen; es iſt aber hieran ſchon genug. Bey allen ſeinen Mängeln kann das Buch doch manchen Nutzen ſtiften, wenn es der Jugend nicht ohne Erläuterung und Berichtigung von ihren Lehrern übergeben wird.

PARIS, in d. Druck. des Journal des hommes libres: *Traité des plaies d'armes à feu*, dans lequel on démontre l'inutilité de l'amputation des membres à la ſuite des bleſſures faites par les coups de fuſils, et l'inutilité générale de cette operation, dans le plus grand nombre des autres cas. Par *Jean Mehée*, médecin et profeſſeur à l'hôpital militaire d'inſtruction du Val de Grace, à Paris, ci devant Chirurgien-major dans les guerres d'Hanovre et ancien Profeſſeur d'anatomie. An VIII. X. und 268 S. 8.

Es iſt in unſeren kriegeriſchen Zeiten wohl der Mühe werth, die Frage einmal wieder aufzuwerfen: in welchen Fällen müſſen verwundete Glieder durchaus abgenommen, und in welchen Fällen können dieſelben ohne Amputation erhalten werden. Dieſe Frage macht eigentlich den Hauptgegenſtand des vorliegenden Werkes aus; um dieſelbe aber gehörig erörtern zu können, betrachtet der Vf. zuerſt die Zufälle überhaupt, welche bey Schuſswunden eintreten können, nebſt ihrer Heilung; geht dann zur allgemeinen Behandlung bey Schuſswunden über, handelt hierauf von der Behandlung der beſonderen Schuſswunden und endlich von dem günſtigſten Zeitpunkte zur Amputation. Zur Verhütung der Zufälle bey Schuſswunden überhaupt empfiehlt der Vf. mit

Recht

Recht reichliche Einschnitte gleich im Anfange, oder auch in der Folge, wenn schlimme Zufälle durch Unterlassung der Einschnitte wirklich schon entstanden sind. In der Abtheilung, welche die besondere Behandlung der Wunden enthält, verweilt der Vf. vorzüglich bey den Wunden der Extremitäten, zumal der Gelenke; weil hiebey die Frage: ob amputirt werden müsse, oder nicht, am öftersten in Betracht kommt, und weil die Erörterung derselben das Hauptziel ist, was der Vf. sich vorgesteckt hat. Indessen wird auch von der Behandlung der Kopf- Brust- und Bauchwunden das Nöthigste im Allgemeinen angeführt. Was die Amputation bey Schusswunden der Gliedmasen betrifft: so glaubt der Vf., dass dieselbe in der Regel bey Verwundungen durch Musketenschüsse gar nicht, sondern nur bey Verwundungen durch Kanonenkugeln, Bombenscherben und dergleichen Körpern nöthig werde, wenn diese Verwundungen nämlich mit einem solchen Grade von Quetschung verbunden sind, dass dadurch alles Leben der weichen Theile völlig zerstört ist, und nothwendig der kalte Brand entstehen muss. Bey einer durch Musketenkugeln verursachten Quetschung sey zwar die organische Wirkung der Gefasse gestört, aber nicht gänzlich zernichtet, die Theile erhalten bey gehöriger Behandlung bald ihre vorige Thätigkeit und ihr ganzes Leben wieder, und können folglich vollkommen erhalten werden. Selbst ein bey der letzteren Art der Verwundungen entstandener heifser Brand dürfe uns durchaus nicht zur Amputation bewegen, denn derselbe hänge gewöhnlich von irgend einer Nebenursache, von einem Fehler des Verbandes u. s. w. ab, und verschwinde bald, wenn jene Ursache gehoben werde. Der Vf. ist in sofern gegen Bilguer, als dieser die Amputation in manchen Fällen zu unbedingt verwirft. Er tadelt in Rücksicht des Zeitpunktes zur Operation *Faure's* Meynung, welcher viel zu lange zögert, ehe er dieselbe unternimmt, und *Boucher's* Behauptung, welcher zu sehr damit eilt. Er führt für seine gemäsigte Mittelmeynung, sowohl in Rücksicht des Zeitpunktes zur Amputation, als der Statthaftigkeit derselben überhaupt, überall theils eigene, theils fremde, Beobachtungen an. Man merkt leicht, dass der Vf. seine Behauptungen durch lange und häufige Erfahrungen bewährt hat; es ist ein Vergnügen zu bemerken, wie ihm diese Erfahrung in Fällen, wo alle anderen verzweifelten, seine Meynung standhaft durchsetzen half. Eben so zeigt er auch, dass in sehr vielen Fällen blos die hartnäckige Weigerung der Kranken, sich der Amputation zu unterwerfen, den Wundärzten, da sie keinen andern Ausweg sahen, Muth genug einflösste, die Erhaltung der Glieder zu versuchen, welches auch sehr gut gelang. Zuletzt führt der Vf. noch eine interessante Krankengeschichte an, wo eine Kniewunde durch lange fortgesetzte schlechte Behandlung am Ende so bösartig ward, dass man die Abnehmung des Gliedes beschlofs, welche aber freylich, wie es der Vf. auch vorher sagte, tödtlich ablief. Die Gründe und Gegengründe werden ausführlich erörtert. Das Raisonnement des Vfs. ist zuweilen nicht so gründlich, und der Stil nicht so präcis, als man es wünschen könnte; sein Vortrag fällt hin und wieder ein wenig in das Gedehnte; aber im Ganzen hat er seinen Zweck gut erreicht, und sein Werk ist daher den Wundärzten zur Beherzigung zu empfehlen.

Amsterdam, b. Elwe u. in Comm. b. Röder in Wesel: *Beobachtung einer unterwärts gehenden Verrenkung des linken Schenkelbeins*, nebst einer neuen gemächlichen Einrichtungsweise, beide durch Erklärungen und Schlufsfolgen nach den Gesetzen der Zergliederungskunst erläutert. Mit einer erklärenden Kupfertafel; durch *A. Bonn;* a. d. Holländischen übersetzt von *J. C. Krauss*, M. D. zu Amsterdam. 1800. VIII. u. 42 S. 8.

Der berühmte und thätige Vf. erzählt hier einen sonderbaren Fall der Verrenkung des Oberschenkels, welcher bey Gelegenheit eines heftigen Sprunges über einen Graben Statt fand, wobey das jenseitige Ufer nicht erreicht wurde, sondern der linke Fuss im Schlamme stecken blieb, und der Springer durch angestrengte aufwärts ziehende Bewegungen des rechten Beines sich herauszuheben suchte. Der Oberleib wurde dabey stark nach vorn gezogen, und durch das Uebergewicht des ganzen Körpers mehr nach der linken Seite gedrückt, so dass die ganze Schwere des Körpers auf das linke Hüftbein wirkte. Die Einrichtung der hiebey entstandenen Verrenkung war bey sitzender Stellung des Kranken auf einem Stuhle leicht unternommen. Der Vf. erzählt zuerst den ganzen Vorgang nebst der Heilung, und fügt dann für den Wundarzt zum Theil sehr wichtige Bemerkungen über diesen Fall hinzu, wobey er vorzüglich darauf aufmerksam macht, dass der Schenkelkopf nach geschehener Verrenkung nicht immer da stehen bleibe, wohin die Verrenkung gleich anfangs geschah, sondern durch Wirkung der Muskeln und Anstrengung des Leidenden, um den Schmerz zu erleichteren, nach einer andern Richtung hinweiche. Das Ganze ist sehr interessant, wie es sich aus der Feder eines Bonn erwarten liefs. — Der Uebersetzung merkt man es an, dass ihr Verfertiger sein deutsches Vaterland schon lange verlassen haben müsse. Doch ist der Sinn nirgends entstellt, welches auch Bonn anerkannte, mit dessen Genehmigung diese Uebersetzung veranstaltet wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. Februar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Diodori Siculi Bibliothecae Historicae libri qui supersunt ac deperditorum fragmenta.* Graeca emendavit, Notationem argumentorum subjecit, Latinam Laur. Rhodomani interpretationem castigavit et notas virorum doctorum ex editione Petri Wesselingii integras cum suis animadversionibus indicibusque locupletissimis adjunxit *Henr. Car. Abr. Eichstädt. Volumen Primum.* (Textus Graeci Libr. I—IV. complectens.) 1800. CVI. LXXXIV u. 614 S. 8. (Druckpapier 2 Rthlr. 16 gr. Schreibpapier 3 Rthlr. 8 gr.)

Der Geschichtschreiber, von welchem wir hier eine Ausgabe anzeigen, die schon bey ihrem Beginnen strenge Foderungen mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit erfüllt, und durch das, was sie leistet, zu den gröfsten Erwartungen von dem, was sie verspricht, berechtigt, darf sich, nach den Widerwärtigkeiten, die er erduldet hat, einer Vergütung erfreuen, deren manche andere, nicht minder verstümmelte und verdienstvollere, Schriftsteller des Alterthums bis jetzt haben entbehren müssen. Zwar ist mehr als die Hälfte seines nicht ohne Mühe, und gewifs mit grofsem Eifer gesammelten Werks, für immer untergangen; dagegen aber sind die Ueberreste desselben, die sich durch ein glückliches Ungefähr wahrscheinlich nur in Einer alten Handschrift erhalten haben, von den trefflichsten Kritikern mit der religiösesten Sorgfalt gesammelt und behandelt worden. Und solcher Bemühungen war in der That der *reichhaltige Inhalt* des Werks nicht unwerth, in welchem man zwar nicht die eigene Composition, aber doch die eingefügten Ruinen älterer und schönerer Werke bewundern und schätzen darf. Denn es kann wohl kaum geleugnet werden, dafs *Diodorus*, ob ihm schon das Lob eines rüstigen Sammlers gebührt, doch nur einen der niedrigern Plätze unter den Geschichtschreibern einnehmen würde, wenn ihn nicht der traurige Verlust so vieler seiner Vorgänger zu einer Würde emporhübe, zu der ihn sein eigenes historisches Talent gewifs nicht befördert hätte. Diese relative Wichtigkeit aber, die Hr. *Heyne* in seinen trefflichen *Commentationibus de fide et auctorite Diodori* in ein so helles Licht gesetzt hat, macht dieses Werk zu einem unentbehrlichen Handbuche für einen jeden Freund der Geschichte, der Alterthümer und der Mythologie; und wir freuen uns, diesen den Anfang einer Ausgabe desselben ankündigen zu können, die nicht blofs durch ihr schönes Aeufsere und die sehr genaue Correctur, wofür die Verlagshandlung mit dem lobenswürdigsten Eifer gesorgt hat, ihre Vorgänger übertrifft, sondern vorzüglich auch durch ihren innern Werth dem längst gefühlten Bedürfnisse auf eine eben so vollständige, als für ihren Urheber rühmliche, Weise abhilft. Denn so anspruchslos auch jetzt der blofse Text, ohne alle prangende Zugabe von Anmerkungen, auftritt: so wird man doch bey einer nähern Bekanntschaft bald gewahr, dafs ihn ein ächt-kritischer Geist dem Ziele der Vollkommenheit beträchtlich genähert, und bey der Behandlung desselben Foderungen erfüllt hat, welche seine nächsten Vorgänger nicht einmal deutlich gedacht haben mochten. Je weniger aber die Verdienste dieser Bearbeitung in die Augen fallen, desto mehr ist es die Pflicht des Recensenten, sie sorgfältig anzuzeigen, und die Resultate einer Prüfung aufzustellen, zu welcher nicht jeder Leser Lust und Beruf haben möchte.

Vorher einige Worte über die Geschichte dieser Ausgabe. Als Hr. Prof. *Wolf* im J. 1789 in seiner Ausgabe der Rede des Demosthenes gegen den Leptines eine Probe des Drucks der Verlagshandlung, und zugleich ein treffliches Muster kritischer und exegetischer Behandlung an das Licht stellte, versprach er in der Vorrede S. XXI. unter andern einen bequemen, verbesserten Abdruck des Wesselingischen Diodorus, welchen, wie den Herodot seines Freundes, eine kurze Anzeige des Inhalts und der Chronologie begleiten sollte. Die Wiederholung der Wesselingischen Anmerkungen lag nicht eigentlich in diesem Plane, wiewohl sie auch nicht damit im Widerspruch stand. Fünf Bogen des Textes waren abgedruckt, als Hr. Pr. W. durch andere Arbeiten vom Diodorus abgezogen, einen würdigen Stellvertreter suchte, und ihn in Hn. *Eichstädt* fand. Während sich dieser aber zur Ausführung eines erweiterten Plans, wozu ihm sein Vorgänger selbst gerathen hatte, eifrig rüstete, wurde zu Lemgo und Zweybrücken der Anfang von zwey neuen Abdrücken desselben Schriftstellers ans Licht gestellt, von denen der eine einen *verbesserten* Text, der andere eine bequeme und *gereinigte* Wiederholung der ganzen Wesselingischen Ausgabe versprach. Keiner von beiden trat eigentlich der Ausführung des ältern Planes in den Weg, der sich ein höheres Ziel als die augenblickliche und unvollständige Befriedigung des Bedürfnisses gesteckt hatte. Der Herausgeber der einen schien die Mängel des Amsterdamner Abdrucks nicht gehörig zu kennen; die Herausgeber der andern aber hatten wenigstens nicht den gewissenhaftesten Gebrauch von ihrer Kenntnifs

gemacht; und wenn jener den Text durch leichtsinnige Veränderungen verschlimmerte, verbesserten ihn diese nicht einmal so weit, als es die Pflicht eines einsichtsvollen Correctors erfodert hätte. Beide aber glaubten am besten zu thun, wenn sie nicht aus der Bahn wichen, auf welcher ihnen *Wesseling* vorleuchtete. Ohne sich also um den Gebrauch älterer Hülfsmittel zu bekümmern, unter denen vorzüglich die Stephanische Ausgabe (1559) auf die Druckfehler und Auslassungen der Wesselingischen hätte aufmerksam machen können, ohne die Bemerkungen späterer Kritiker — unter denen *Reiskens Animadverss. in Diodor.* (in den *Anim. ad Gr. Auct.* Vol. I. Lipsi. 1757.) die bekanntesten und reichhaltigsten sind — der mindesten Aufmerksamkeit zu würdigen; ohne daran zu denken, dass die Amsterdammer Ausgabe selbst einem neuen Herausgeber noch viele unbenutzte Schätze darbot; schienen sie im Grunde keine andere Sorge zu haben, als wie sie ihren Weg auf die leichteste und bequemste Weise zurücklegen möchten.

Hn. Prof. *Eichstädts* Eifer für die Beförderung der alten Literatur liefs weder solche Rücksichten der Bequemlichkeiten fürchten, noch durfte man im mindesten zweifeln, dass er die Verdienste seines, in so vielem Betrachte vortrefflichen, aber keineswegs vollendeten, Vorgängers mit freyern und unbefangenern Blicken beurtheilen würde. Seine grosse und gegründete Achtung gegen diesen Mann, der in Zwischenstunden und zur Erholung von Berufsarbeiten (*honestum in literis otium et oblectationem quaerens*), den Diodorus mit einem Schatze gelehrter Anmerkungen ausstattete, verblendete ihn nicht gegen die Mängel seines Werks und die schwachen Seiten seiner Kritik. Eine höhere Vollkommenheit schwebte ihm vor Augen, als er hier erreicht sah, und er würde es sich selbst gewifs nicht verziehen haben, auf der Mitte des Weges stehen zu bleiben, da er Kräfte genug in sich fühlte, die ganze Laufbahn zurück zu legen. Worin aber jene Vollkommenheit gesetzt werden müsse, und auf welchem Wege er sich ihr zu nähern gesucht habe, davon giebt die ausführliche Vorrede auf eine Weise Rechenschaft, die man selbst als ein gültiges Unterpfand des Gelingens der Arbeit ansehen kann. Wer mit einer *solchen* Fülle von Sprachkenntnissen und einer so glücklichen Divinationsgabe, so viel Vorsicht und Gewissenhaftigkeit verbindet, und noch überdiefs seine Blicke ohne Unterlafs auf ein *solches* Ideal der Vollkommenheit richtet, von dem kann durchaus nichts Gemeines, nichts Vernachläfsigtes und Oberflächliches erwartet werden.

Unter den Pflichten des Herausgebers war die Reinigung des Textes von Druckfehlern, und die Verbesserung der Accentuation und Interpunction, wenn schon nicht die bedeutendste, doch die erste und unnachlafslichste. Mehrere, in die Augen fallende, Druckfehler hatte die Lemgoer und Zweybrücker Ausgabe fortgepflanzt (s. Praef. XXVIII sq.); ja einige, welche schon die Rhodomannische beflecken, und selbst Wesselingen in Irrthum geführt hatten (s. p. XXX sq.), waren in jenen eine Quelle neuer Irrthümer geworden. In dieser Rücksicht erhebt sich die gegenwärtige Ausgabe über alle vorhergehenden, so, dafs wir in ungefähr zwey Drittheilen des Ganzen nur einen einzigen Druckfehler (II. 8. p. 199. ult. κατὰ τὴν κίονα st. τὸν) bemerkt haben. In der Berichtigung der Accentuation folgt der Herausgeber den Grundsätzen des sel. *Reiz*, dessen ächten Schüler man hier überall an der gewissenhaften Genauigkeit erkennt, mit welcher er auch in den kleinsten Dingen nach Richtigkeit strebt. So wird L. III. 67. βραδυτῆτα in βραδύτητα verbessert, weil dieses Wort, so wie ταχύτης u. a., zu denen gehört, wo der neuere Gebrauch den Accent, den die Alten auf die letzte Sylbe setzten, zurückzog (s. *Reiz. de Accent. Inclin.* p. 109.); L. IV. 2. Ἀγκυὴν in Ἀγκύρᾳ, wie eine allgemein anerkannte Regel bey Eigennamen fodert (s. Reiz. l. c. p. 116 f.); L. IV. 13. πλατάγην in πλαταγήν, zufolge einer ausdrücklichen Erinnerung des *Schol. Apollon. Rh.* II. 1057. wo gleichwohl *Brunk* in den meisten Handschriften πλατάγην fand. Die Accente der enclitischen Sylben, welche in der Wesselingischen Ausgabe mit weniger Consequenz, und oft ganz unrichtig, gesetzt sind, haben hier eine durchgängige Berichtigung erfahren; daher hier z. B. immer εἶναί φασι, ὥς φησι, θανάτῳ τις u. dgl. geschrieben wird, wo die Wesselingische Ausgabe den Accent auf das enclitische Wort zu setzen pflegt. In den Oxytonis ist am Ende eines Comma der Gravis jederzeit in den Acutus verwandelt. S. *Reiz. de Accent. incl.* p. 47 u. 63. Die auf Berichtigung der Orthographie gewendete Sorgfalt, erwähnen wir nur mit einem Worte: so wie einiger andern Verbesserungen des Drucks, die der Bequemlichkeit des Lesens zu Hülfe kommen, und in's künftige verhüten werden, dafs aus einem ἐφ' ἑκανὸν ein Ephicanon (s. L. I. 32. p. 37. 66. Wess.), oder aus einem *Dexamenos* ein *Aufnehmender* (δεξάμενος) gemacht werde (s. Rhodom. z. L. IV. 32. p. 277. ed. Wess.). Endlich ist die Interpunction durchaus nicht blofs bequemer eingerichtet, sondern auch durch die Berichtigung derselben mehrern dunkeln Stellen ein Licht aufgesteckt worden. Solcher Verbesserungen, welche jeden fernern Vorschlag einer Veränderung zurückweisen, finden sich im III. Buche allein drey bedeutende, c. 37. p. 332. med. c. 40. p. 360. init. c. 62. p. 406. init., wo andere Kritiker geglaubt hatten, ihre Zuflucht zu gewaltsamern Maafsregeln nehmen zu müssen.

Bey Verbesserungen dieser Art kommt die Stimme der Handschriften natürlicher Weise nicht in Betracht; aber sie wird wichtiger, wenn es ganze Worte gilt. Indessen haben die Abschreiber in der Einschaltung oder Auslassung der Ligamente der Rede, der Partikeln, auch des Artikels, oft eine solche Nachlässigkeit und Willkür gezeigt, dafs hier wenigstens richtige Grundsätze und ein sicheres Gefühl über die Autorität der Handschriften hinausgehn. Der Herausgeber hat sich daher in solchen Fällen eine gröfsere Freyheit erlaubt gehalten; und Verbesserungen dieser Art bald auf Veranlassung der Handschriften, bald gegen ihr Zeugnifs in den Text erhoben. Mit unbezweifeltem Rechte

Rechte ist z. B. I. 77. p. 89. Wess. τὸν τοὺς μηδὲν ὅλως ἀδικήσαντα (st. τοὺς μ. ὁ. ἀδικήσαντα) welches der Gegensatz τοὺς τὸν ἔνοχον τῷ Φόνῳ σώζοντας fodert, aus dem Coisl. und Mutinensch. Codex; und, auf der andern Seite L. II. c. 6. in der Geschichte der Eroberung von Bactra, in den Worten κατέλαβε τὸ μέρος, der unnütze Artikel getilgt, und *Reiskens* Verbesserung: κατελάβετο μέρος, in den Text gesetzt worden. Dass das Medium καταλαμβάνεσθαι auf diese Weise gebraucht werde, erhellt aus L. I. 56. οὓς καταλαβομένους παρὰ τὸν ποταμὸν χωρίον ἀκρότερον. — V. 83. Τέναγος κατελάβετο νῆσον ἔρημον οὖσαν. S. Schweigh. Lexic. Polyb. p. 330. In demselben Kap. ist ebenfalls nach *Reiskens* Vorgange τῇ κατὰ τὴν ἀκροπ. und παραγενομένην δ' εἰς wiederhergestellt; und vielleicht würde auch I. 5. init. seine Verbesserung τῶν δὲ χρόνων τούτων τῶν παρειλημμένων ἐν ταύτῃ τῇ — die Aufnahme verdient haben. An einigen Stellen dürften indess die Vertheidiger des Ansehens der Handschriften diese oder jene ausgetilgte Partikel in Schutz genommen haben, wie z. B. L. III. 14. p. 315. das doppelte μὲν in den Worten ὡς ὁ μὲν χρυσὸς γένεσιν μέν — von *Dorville* (ad Charit. p. 561.) ausdrücklich als ein Beyspiel solchen Ueberflusses nebst mehrern andern angeführt wird. Andere würden vielleicht noch einige Veränderungen dieser Art mehr wünschen. So scheint L. III. 8. p. 307. die alte Lesart γάλακτι καὶ μὴν καὶ τυρῷ gewesen zu seyn, welches die Varianten zweyer Handschriften καὶ μὴν καὶ andeutet; wenn man nicht etwa hier ein noch tieferes Uebel muthmassen, und γάλακτι καὶ αἵματι καὶ τ. lesen will, worauf die Worte *Strabo's* XVII. p. 1177. A. κρέασι δὲ χρῶνται καὶ αἵματι καὶ γάλακτι καὶ τυρῷ — einen raschen Kritiker wohl führen könnten. Auch L. IV. 54. p. 531. würden wir in den Worten: νυνὶ δὲ προσθετέον ἡμῖν ὑπὲρ Ἴστρου, das vom Cod. Coisl. vor ὑπὲρ eingeschaltete καὶ nicht ungern im Texte gefunden haben. — Die Wiederholung des Artikels in demselben Casus, welche *Rhodomann* zu L. III. 32. p. 197. 58. *ineptam et insuetatam bonis scriptoribus* nennt, nimmt Hr. E. in Schutz, und stellt ihn zweymal, L. II. 52. καὶ τῆς τῆς γῆς ποικιλίας, und L. III. 4. διὰ τὸ τὸ ζῷον τοῦτο τῶν πτηνῶν σχεδὸν ὑπάρχειν ὀξύτατον — mit Glück wieder her; indem er (Praef. p. XXXVIII.) dieselbe Wiederholung an einer dritten Stelle L. III. 32. auf Rhodomanns Ansehn getilgt zu haben bereut.

Zu dieser Classe von Verbesserungen des Textes muss endlich noch die Berichtigung des gemeinen Dialectes gerechnet werden, welchem die Abschreiber bisweilen andere ihnen geläufige Formen aufgedrängt haben. Eine völlige Gleichförmigkeit schien indess hier nicht erreicht werden zu können; und es war vielleicht nicht möglich, bey aller Mässigung und Vorsicht, den Schein einer gewissen Willkür ganz zu vermeiden. L. III. c. 95. wo der Name Apolls auf zwey Seiten sehr oft, bald in Ἀπόλλων bald in Ἀπόλλωνα flectirt vorkam, nahm der Herausg. die erste Form ausschliessend auf, die er doch an andern Stellen (wie L. IV. p. 509. 581. 582. u. a.), wo die Handschriften sie anboten, nicht aufzunehmen für rathsamer fand.

So reichlich nun aber die Nachlese war, welche Hr. Prof. E. bey dieser grammatischen Behandlung seines Textes fand: so ist sie doch in dem eigentlich kritischen Theile seiner Arbeit — bey der Bemerkung interpolirter Stellen, bey der Auswahl der Lesarten, der Verbesserung verdorbener Stellen durch Conjecturen — noch weit reichlicher ausgefallen. Was *Valckenaer* (*ad Hippol.* p. 266. B. C.) von *Wesseling's* Ausgabe des Herodot mit voller Zuversicht behauptete, dass an einer Menge von Stellen die Lesarten der Handschriften in den Text hätten erhoben werden müssen, gilt in eben dem Maasse von dem Texte des *Diodorus*, welchen *W.* aus den trefflichen Hülfsmitteln, die ihm sein kritischer, vornehmlich aus Camusat's Sammlungen vermehrter, Apparat darbot, um vieles hätte verbessern können, wenn ihm seine natürliche Furchtsamkeit einen etwas freyern Blick erlaubt, und er nicht öfters das anerkannt bessere nur darum in der *Var. lect.* stehen gelassen hätte, *ne cui calumniandi ansam praeberet.* (I. 29, 50. I. 70. p. 81. 54.) Diese furchtsame Bedenklichkeit, welche bey *W.* ein Ueberrest seiner abergläubischen, erst durch *Hemsterhuis* erschütterten Anhänglichkeit an das Alte und die sogenannte *lectionem vulgatam* war, musste ein gewissenhafter Kritiker eben so sehr als die neuerungssüchtige Kühnheit vermeiden, die gleichwohl da, wo das Richtige erst gesucht werden muss, doch noch eher auf Entschuldigung Anspruch macht, als jene ängstliche Blödigkeit, die das vorhandene und angeborene Gute nicht einmal anzunehmen wagt. Mit der befriedigenden Bedachtsamkeit, die den wahren Kritiker charakterisirt, hat Hr. Prof. E. den Weg zwischen beiden Klippen gehalten; und so wenig er auf der einen Seite Bedenken trägt, bessere Lesarten der Handschriften und selbst Vermuthungen in den Text aufzunehmen, eben so sorgfältig hat er auf der andern Seite alles Unzuverlässige und Zweifelhafte — auch da, wo das Bedürfniss einer Hülfe nicht zweifelhaft war — von dem Texte entfernt gehalten. Bey diesem Verfahren sind gleichwohl die Veränderungen so zahlreich ausgefallen, dass wohl schwerlich eine Seite ohne eine, bald mehr bald minder wichtige, Verbesserung geblieben ist. Dass es hier nicht blos der Geschicklichkeit galt, einen gewähltern Ausdruck an die Stelle des gemeinern zu setzen, hier einige Worte einzuschalten, dort einige wegzuschneiden; dass diese Veränderungen dem Sinne und der Sprache oft wesentlich, und gröstentheils an solchen Stellen aufhelfen, welche die ältern Herausgeber umsonst zu heilen versuchten; dieses wollen wir an einigen Beyspielen zeigen, die wir von Stellen hernehmen, wo die, auch jenen nahe liegende, aber verkannte, Wahrheit, erst durch eine leichte Operation eines treffenden Scharfblickes an das Licht gezogen werden musste. Eine Stelle dieser Art ist L. III. 10. p. 310. wo *Diodorus* erzählt, dass sich die Elephanten zur Zeit der Wassersnoth aus dem Innern Libyens an die fruchtbaren Ufer des Nils begeben, wohin ihnen die Schlangen, welche sie an dem Orte ihres gewöhnlichen Aufenthaltes oft auf eine siegreiche Weise bekämpfen, nicht zu folgen

gen pflegen. Nach der Beſcheibung eines ſolchen Kampfes ſetzt er hinzu: ἀπολειπόμενοι δ' ἀπορήματος διά τιν' αἰτίαν, οὐ συνέπονται τοῖς ἐλέφασιν. — Hier ſchlug *Rhodomannus* ἐπιχειρήματος vor (*wenn ihnen ihr Unternehmen miſslingt*), welches *Weſſeling*, in Betrachtung der gänzlichen Unverſtändlichkeit der gemeinen Lesart, nicht miſsbilligte, ohne die Variante des Coisl. Cod. ἀπολειπομένου zu bemerken, durch welche alle Schwierigkeiten mit einmal gehoben werden. Die Zweybrücker Ausgabe blieb dem Amſterdamer Texte treu; der Herausgeber der Lemgoer aber ſetzte, auf *Weſſeling's* Verantwortung, ἀπόλειπομενοι δ' ἐπιχειρήματος in den Text, der doch wenigſtens τοῦ ἐπιχειρ. gefodert hätte. Gleichwohl hatte *Reiske* ſchon längſt von der angeführten Coisl. Lesart den richtigen Gebrauch gemacht, und gezeigt, daſs man mit veränderter Interpunction leſen müſſe: ἀπολειπομένου δ' ἀπορήματος, διὰ τὴν αἰτίαν. — — „Da nun aber noch die Frage übrig bleibt, warum die Schlangen den Elephanten nicht in die Gegenden am Fluſſe nachfolgen, ſo etc. — wobey ſich von ſelbſt verſteht, daſs nun in der Apodoſis δὲ nach φασὶ wegfallen muſs. — Im I. B. 86. p. 155. wo die Urſachen des Thierdienſtes der Aegypter angegeben werden, und unter andern die Meynung angeführt wird, daſs die Götter ſelbſt, aus einer gewiſſen Dankbarkeit, die Menſchen veranlaſst hätten, jene zu ehren, hieſs es in den ältern Ausgaben: καταδεῖξαι τοῖς ἀνθρώποις τὸ τρέφειν μὲν ἐπιμελῶς ζῶντα, θάπτειν δὲ τελευτήσαντα. *Weſſeling* verliefs dieſe Lesart, um eine andere, die er am Rande der Stephaniſchen Ausgabe und in den meiſten Handſchriften fand, πολυτελῶς ζῶντα, an ihre Stelle zu ſetzen. Scharfſinnig ſah Hr. E., daſs hier nicht, wie an vielen andern Stellen, eine Gloſſe die richtige Lesart verdrängt habe, und *Diodor* alſo das ſeinige durch eine Vertauſchung beider wieder erhalten; ſondern daſs ſie ihm beide angehörten, und nur, wenn man läſe: τὸ τρέφειν μὲν ἐπιμελῶς ζῶντα, θάπτειν δὲ πολυτελῶς τελευτήσαντα — dem Sinne ſowohl als dem Geſchmack des Autors Genüge geleiſtet würde. Denn D. liebt dieſen concinnen Gegenſatz ähnlicher Wörter; und er hatte ſchon in dem vorhergehenden deutlich genug geſagt, daſs die Aegypter nicht bloſs die lebenden Thiere mit Sorgfalt ernährten, ſondern ſie auch nach ihrem Tode mit einem *Aufwande* beerdigten, der oft ihre Kräfte überſtieg. (c. 84.) Mit nicht geringerer Sicherheit entdeckte er L. II. 31. bey den Worten τοὺς δ' ἀφανεῖς (ἀστέρας) τοῖς τετελευτηκόσιν ἡρῴοις θαι νομίζουσιν, in der Abweichung des Cod. Mutin. προσορεῖσθαι, das ohne allen Zweifel richtige προσωρίσθαι, welches dem vorhergehenden καταριθμεῖν entſpricht, und an die Stelle des Sinnloſen etwas überaus treffendes ſetzt. Minder wichtig für den Sinn, obgleich nicht minder ſcharfſinnig iſt L. III. 27. p. 194. 2. Weſſ. die Verbeſſerung: καὶ παραμένουσι μέχρις ἂν τὸ πεπτωκὸς ἀναδαίσωνται. (ſt. ἀναλώσωσι.) wo ſich die richtige Lesart und ihre allmäliche Verderbniſs in den Varianten ἀναδάσωνται, ἀναδώσωσιν, ἀναδώσουσι deutlich genug zeigt.

Ein wichtiger Gegenſtand der Verbeſſerung des Textes war die Reinigung deſſelben von den zahlreichen Gloſſemen, die zum Theil zugleich mit der alten und richtigen Lesart in den Text gekommen waren. *Rhodomann*, der ſcharfſinnigſte unter den ältern Herausgebern Diodors, welcher ſchon auf der Schule zu Ilefeld, unter den Auſpicien des gelehrten *Neander*, eine vertraute Bekanntſchaft mit dieſem Schriftſteller errichtet hatte, wendete auch auf dieſen Punkt eine glückliche Aufmerkſamkeit, und ob es ihm ſchon bisweilen begegnete, das unverdächtige in Verdacht zu ziehen (z. B. I. p. 51, 7. Weſſ.): ſo ſind doch viele der von ihm bezeichneten Einſchiebſel durch ſpäter verglichene Handſchriften für ſolche erklärt worden. Indeſſen iſt es bey einem Schriftſteller, welcher nicht mit Worten geizte, gar ſehr leicht, die Strenge zu weit zu treiben, und man würde gewiſs bey dem Gebrauche ſolcher Kriterien der Unächtheit, wie das von *Reiske* Animadv. p. 7. aufgeſtellte (*nimis multis ſcatet Diodorus ejusmodi interpolationibus — eae peculiari ſe indicio produnt, illo ἤ, quod mihi ſaepe in aliis quoque auctoribus ſcholion detexit.*) jeden Augenblick in Gefahr ſeyn, dem Schriftſteller ſein Eigenthum und ſeine Eigenthümlichkeit zu entziehn. Hier muſs zuerſt der Ausſpruch der Handſchriften gehört werden, welche beym *D.* eine Menge Gloſſemen entdecken, die Hr. *E.* oft nach *Stephanus* Vorgang und mit *Rhodomanns* und *Weſſelings* Einſtimmung, oft auch nach eigener Einſicht, zuerſt bemerkt und bezeichnet hat. Auch bey dieſer Art von Verbeſſerung zeigt ſich öfters ein glücklicher Scharfſinn, der die tiefer liegende Wahrheit aus ſchwachen Spuren zu entdecken vermag. Ein treffliches Beyſpiel dieſer Art findet ſich L. III. 5. p. 303. in der Erzählung von dem Gebrauche der Aethiopier, den zum Tode Verurtheilten ein Zeichen zuzuſchicken, das den Befehl zu ſterben ankündigte: Διὸ καὶ φασί τινα, τοῦ θανατηφόρου σημείου ἀποσταλέντος. — Niemand würde leicht an dieſer Lesart Anſtoſs genommen haben, wenn nicht der Rand der Stephaniſchen Ausgabe in Uebereinſtimmung mit einer Pariſer Handſchrift σημειοφόρου α. darböte. Hr. *E.* fand hier mit groſser Wahrſcheinlichkeit das Anzeichen eines Gloſſems, und ſchloſs demnach σημείου ein, indem er das minder gebräuchliche θανατηφόρου von der Perſon verſteht, welche kurz vorher ὑπηρέτης τὸ σημεῖον τοῦ θανάτου ἔχων genannt wird. Ein anderes Gloſſem L. I. 68. S. 79., welches, trotz des Solözismus, den es verurſachte, dennoch keinen Verdacht erregt hatte, τῶν μὲν ῥηθέντων ἀπ' αὐτοῦ πρὸς ὁμόνοιαν (ἐντολῶν) ἠμέλησε, bedurfte nur einer Anzeige, um auf immer ausgeſtoſsen zu ſeyn, obgleich die Handſchriften hier, ſo wie bey einigen andern Stellen, die Hr. *R.* in der Vorrede S. LXXVII ff. anführt, ein tiefes Stillſchweigen beobachten.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Februar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Diodori Siculi Bibliothecae Historicae libri qui supersunt ac deperditorum fragmenta.* Graeca emendavit, Notationem argumentorum subjecit, Latinam Laur. Rhodomani interpretationem castigavit et notas virorum doctorum ex editione Petri Wesselingii integras cum suis animadversionibus indicibusque locupletissimis adjunxit *Henr. Chr. Abr. Eichstädt.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Wir haben schon oben erwähnt, dass der Herausgeber kein Bedenken getragen habe, evidente Verbesserungen in den Text aufzunehmen. Den meisten aber, die er dieses Vorzugs werth geachtet hat, ist das Gepräge der Evidenz so deutlich aufgedrückt, dass es kaum eines Commentars zu ihrer Rechtfertigung bedürfen wird. Mehrere glückliche Conjecturen des scharfsinnigen, aber allzu rasch zufahrenden, niemals sichtenden *Reiske*, sind hier aus der Menge ausgesondert und nach Würden benutzt. So L. I. 83. S. 151. αὐτὸ τετελευτηκὸς statt τὸ τετελ. L. II. 50. S. 275. περιποιοῦν (st περιποιεῖ) welches durch das vorhergehende διχλαμβάνον nothwendig gemacht wird. L. II. 59. S. 290. ὀστρέοις συγκεκομμένοις st. συγκεκολαμμένοις, *gestossene Muscheln*, wie der Zusammenhang fodert; L. III. 17. S. 320. τὰ μὲν νήπια παντελῶς αἱ μητέρες st. τὰ μὲν νήπια αἱ μητέρες παντελ. Denn die *ganz kleinen* Kinder werden den etwas erwachsenern entgegengesetzt. Vielleicht hätte von demselben Kritiker auch die Verbesserung L. I. 38. S. 67. εἰς τῶν ἑπτὰ σοφῶν ὀνομαζομένων statt ὀνομαζόμενος, und L. II. 12. S. 208. λιμνὴ στερεὸν ἔχουσα τὸν περὶ αὐτὴν τύπον statt τόπον einen Platz im Texte verdient. Die letzte Verbesserung, in welcher die Worte τὸν περὶ αὐτὴν eine dem *D.* beliebte Umschreibung machen, wird bestätigt durch L. I. 30. p. 35. Wess. ἄυτη (*arena*) δὲ τὸ μὲν ὕδωρ κατὰ τὴν ἐπιφάνειαν ἄτμιον ποιεῖ, τὸν δὲ τῆς λίμνης τύπον συμφυῆ τῇ χέρσῳ, wo einige Handschriften ebenfalls τόπον lesen; so wie auch L. III. 40. S. 361. wo Hr. Prof. *E.* ὁ τὴν χλώραν ἔχων τοῦ τύπου πρόσοψιν, wie es scheint, nach einer ihm eigenen Vermuthung, st. τόπου in den Text gesetzt hat. Denn auch seinen eigenen Vermuthungen hat er, wenn alle Gründe für sie sprachen, den ihnen gebührenden Platz nicht versagt. Wir wollen deren nur einige anführen, die statt vieler dienen können. L. I. 96. S. 174. wo die Aehnlichkeit der ägyptischen Meynungen von der Unterwelt mit den Meynungen der Griechen verglichen wird, und der Wiese Erwähnung geschieht, auf welcher die Seligen wandeln, liest er λειμῶνα δ' ὀνομάζειν τὴν μυθολογουμένην οἴκησιν τῶν μεταλλαχότων. st. λ. δὲ νομίζειν, welches weder dem vorhergehenden ἀκεανὸν μὲν οὖν καλεῖν τὸν ποταμὸν — noch dem weiter unten folgenden: τὸ μὲν γὰρ διακομίζον τὰ σώματα πλοῖον βάριν καλεῖσθαι, entspricht. Beyspiele derselben Verwechselung des Zeitworts νομίζειν mit ὀνομάζειν bietet der Text des *Diodor* selbst L. I. 23. S. 27, 76. und L. II. 30. S. 143. 85. an, wo nur die Handschriften bessere Hülfe leisteten. — Die Beschreibung der strengen Gesetzmässigkeit, welcher die Könige Aegyptens unterworfen waren, begleitet *D.* L. I. 71. S. 82. mit der Bemerkung, dass sie doch über diesen Zwang nicht unwillig geworden, sondern vielmehr ihr Leben glücklich gepriesen hätten: ταῦτα δὲ κατὰ τὸ ἔθος πράττοντες οὐχ ὅπως ἠγανάκτουν ἢ προσέκοπτον ταῖς ψυχαῖς, ἀλλὰ τοὐναντίον ἡγοῦντο ἑαυτοὺς ζῆν βίον μακαριώτατον. Mit vollem Rechte ahndete *Wesseling* in diesen Worten eine Verdorbenheit, da *D.* durch den Dativ, mit dem er das Zeitwort προσκόπτειν an vielen Stellen verbindet, immer die Sache, an welcher ein Anstoss genommen wird, zu bezeichnen pflegt, während hier ταῖς ψυχαῖς nicht das Object der Handlung, sondern eine nähere Bestimmung des Subjectes enthalten würde. Merkwürdig ist es, dass der scharfsinnige P. Leopardus, welcher (Emendatt. V. 7.) diesen Sprachgebrauch *Diodor's* erläutert, und diese Stelle unter mehrern andern zuerst nennt, doch keinen Fehler in ihr ahndete, und dass *Reiske* (Animadv. p. 7.), der so oft an dem richtigsten Texte Anstoss nimmt, diese ohne allen Zweifel verderbte Lesart in Schutz nimmt. Hr. *E.* verbessert mit einer unbedeutenden Veränderung: οὐχ ὅπως ἠγανάκτουν ἢ προσέκοπτον ταῖς τύχαις; (*huic fortunae suae minime succensebant*, als Gegensatz der Worte ἡγοῦντο ἑαυτοὺς ζῆν βίον μακαριώτατον.) eine Verbesserung, bey welcher er, was ihm entgangen ist, *Dorvillens* (ad Charit. p. 422.) Stimme für sich hat. In dem sophistischen Streite zwischen Apoll und Marsyas L. III. 59. S. 228. fodert der letzte, dass Apoll nicht zwey Künste, den Gesang und die Instrumentalmusik, verbinden solle; wogegen dieser antwortet, dass Marsyas das nämliche thue, indem er ja auch seine Flöte durch Gesang belebe: δεῖ οὖν ἢ τὴν ἐξουσίαν ταύτην ἀμφοτέροις δεδόσθαι τῆς κρίσεως. — Da von einer *Beurtheilung* hier gar nicht die Rede seyn konnte, bemerkte *Wesseling* den Fehler im letzten Worte, und schlug χρήσεως vor; glücklicher Hr. Prof. *E.* κράτεως (welches Wort auch L. V. 45. p. 367. in den Hand-

ſchriften ebenfalls mit κρίσις verwechſelt wird). Daſs die Verbindung der Vokal- und Inſtrumentalmuſik durch kein treffenderes Wort bezeichnet werden konnte, ſetzen die von *Toup ad Longin. π. ὑ.* p. 360. angeführten Beyſpiele auſser Zweifel. Eine andere treffende Vermuthung L. IV. 70. p. 315. in der Geſchichte des Kampfes der Centauren mit dem Herkules, wo Φολόην τῆς Ἀρκαδίας aus den Spuren einer corrupten Variante Φολόην Ἐνεὸν τῆς Ἀρ. mit der gröſsten Wahrſcheinlichkeit in Φενεὸν τῆς Ἀρ. verbeſſert wird, können wir nur anführen, da die Auseinanderſetzung der Gründe zu vielen Raum einnehmen würde. Dagegen empfiehlt ſich L. II. 36. in den Worten: ἁπάντων γὰρ ὁμβρων ἐν αὐτῇ γινομένων καθ' ἕκαστον ἔτος, τοῦ μὲν χειμερινοῦ, οὗ, καθὰ παρὰ τοῖς ἄλλοις, ὁ σπόρος πᾶν πυρίνων γίνεται καρπῶν — die Einſchaltung von οὗ (*quo tempore*) auch ohne weitere Erläuterung auf den erſten Anblick.

Daſs bey allen dieſen ſo mannichfaltigen und ſorgfältigen Bemühungen, den Text *Diodors* zu reinigen und ſeiner urſprünglichen Beſchaffenheit herzuſtellen, doch manche anerkannte Fehler in demſelben zurückblieben, brachte die Natur der Sache nicht anders mit ſich, und der Herausg. ſelbſt führt (Vorrede S. LXX. f.) mehrere Gründe an, die ihn von der Verbeſſerung ſolcher Stellen zurückhielten. Mit Grund kann man behaupten, daſs die beſcheidene Enthaltung von einer Veränderung in ſolchen Fällen, wo zwar das Uebel nicht zweifelhaft, das Heilmittel aber bedenklich und unverbürgt iſt, den kritiſchen Geiſt nicht weniger bewährt, als die glückliche Wiederherſtellung verdorbener Stellen. Eine Vermuthung, die ſich hören läſst, iſt oft nur das Werk eines heitern Augenblicks; aber das richtige Gefühl des entſchieden Wahren, des Zweifelhaften und Ungewiſſen kann, vornehmlich da, wo ſich manches durch einen gefälligen und oft blendenden Schein empfiehlt, nur das Eigenthum eines ächt kritiſchen und mannichfaltig geübten Sinnes ſeyn. In der Beſchreibung von dem Grabmahle des Oſymanduas L. I. 49. p. 58. muſste bey den Worten καθ' ὃν δὴ γλυφῆς ἐντυχεῖν (ἐντυχαῖς Cod. Clarm.) εἶναι καὶ χρώμασιν ἐπηνθισμένον τὸν βασιλέα — die Wahl unter mancherley Vermuthungen ungewiſs bleiben; ob ſchon die Lemgoer Ausgabe ohne Bedenken ἐντύχαις (ἐντύχοις) aufgenommen hat. Der Herausg., dem dieſe Verbeſſerung *Weſſeling's* kein Genüge that, vermuthet ἐμψύχοις, welches in der That von künſtlichen, gleichſam durch einen Schein des Lebens täuſchenden, Bildern gebraucht wird. (S. *Lennep. ad Phal. Ep.* p. 22. *Abreſch. Lectt. Ariſtaen.* p. 246 und 325.), aber an dieſer Stelle doch etwas allzuſtark hervorzutreten ſcheint. Wenn es nicht überflüſſig ſcheinen könnte, die Zahl der Conjecturen noch zu mehren, möchten wir ἐντέχνοις vorſchlagen, welches, paſſend und anſpruchslos, auch den Zügen der Handſchriften nahe kömmt, in denen τέχναι und τύχαι ſo häufig verwechſelt werden. (S. *Lennep. ad Phal. Ep.* p. 358. 63.) — L. I. 72. S. 83. wo die Handſchriften zwiſchen ἀκρωτηρίων ἀπερίγραπτον, ἀνερίθευτον und ἀνόθευτον ſchwanken, iſt das erſte ſtehen geblieben, ob ſchon die beiden andern Lesarten, vornehmlich die letzte, einen ſtärkern Anſpruch auf einen Platz im Texte zu machen ſchienen. Gleiche Bedenklichkeiten muſsten Hn. E. abhalten, L. III. 48. S. 376. die gemeine Lesart καὶ τῷ τύπῳ μὴ κωνοειδῆ φαίνεσθαι, zu ändern, wo *Palmerii* Verbeſſerung ὀξυκοειδῆ durch die Autorität des *Agatharchides*, *Weſſelings* Vermuthung κυκλοειδῆ durch die Uebereinſtimmung mit *Poggii* Ueberſetzung (*forma non rotunda*) und die gröſsere Annäherung an die Züge der verdorbenen Lesart empfohlen wird. — Der Mangel an Genauigkeit, deſſen ſich *Diodor* bey der Benutzung ſeiner Quellen ſchuldig gemacht zu haben ſcheint, muſste die kritiſche Behutſamkeit vornehmlich auch bey ſolchen Stellen empfehlen, wo, ſo wie in der eben angeführten, wahrſcheinliche, auf die Vergleichung der benutzten Schriftſteller gegründete Conjecturen, nach einem Platze im Text zu ſtreben ſchienen. Ein groſser Theil des *dritten* Buches dieſer hiſtoriſchen Bibliothek iſt aus dem *Agatharchides* entlehnt, und mehrere Stellen in demſelben ſind durch Vergleichung mit den Ueberreſten dieſes Geographen glücklich verbeſſert worden; wie denn auch Hr. *E.* kein Bedenken getragen hat, c. 19. S. 324. ἐλαῖαι ſt. ἐλάται (S. *Caſaubon. ad Strabon. XVI.* p. 1119. A.) und gleich darauf nach *Weſſeling*, καστανικῷ καρύῳ ſt. καστανέῳ aufzunehmen. Ein ganz anderer Fall war es c. 17. S. 320., wo *D.* von den Ichthyophagen erzählt, daſs ſie ſich während ihrer vier Jagd- und Feſttage ohne Unterſchied mit ihren Weibern vermiſchten, um Kinder zu zeugen. *Agatharchides* weiſs von einem ſolchen abgeſchmackten Zuſatze nichts. Er ſagt vielmehr treffend und gut: πρὸς ταῖς θήρας γίνονται — καὶ πρὸς ταῖς συνουσίαις ταῖς παιδιᾶς χάριν γινομέναις, „ſie ergeben ſich dann der Jagd und den Geſellſchaften, die um der Kurzweil willen angeſtellt werden.“ Nach dieſer Stelle die Worte *Diodor's* verändern zu wollen, würde nicht eine Wiederherſtellung des Textes, ſondern eine unkritiſche Verbeſſerung des Schriftſtellers ſelbſt ſeyn, der hier ſeinen Gewährsmann, ſo wie auch an andern Stellen, unrichtig verſtanden hat. Vorſichtig hat daher der Herausg. L. III. 23. S. 329. den verdorbenen Namen des Fluſſes Ἄσα lieber beybehalten, als ihn aus dem *Agatharchides* in Ἀσταβάραν, oder aus *Strabo* L. XVI. p. 1116. in Ἀστάπουν zu verwandeln, ob ſich gleich der letzte Name auch in *Poggii* Ueberſetzung findet. Mit gleicher Vorſicht hat er L. III. 48. S. 375. die Worte: καὶ κατὰ τοὺς ἑξῆς ἐκ τοῦ κατ' ὀλίγον πλωιζομένοις unberührt gelaſſen, die durch die Aufnahme der leichten, und wie es uns ſcheint, aus dem mehrmalen angeführten Geographen hinlänglich bewährte Verbeſſerung ἐκ τοῦ κατὰ λόγον, nicht ganz geheilt worden wäre. (S. *Reiske Animadv.* p. 17.) Daſs ſo kühne Vermuthungen, wie L. III. 18. p. 187. 76. Weſſ. die von *Valkenaer* (*Diatribe* p. 290. A.) καὶ γὰρ ὁ δεύτερος Πτολεμαῖος (ſt. καὶ ὁ τρίτος δὲ Πτ.) oder die von *Toup* (*Emendat. in Suid.* T. I. p. 115.) φασὶν δὲ — τῶν θεῶν τούτων L. I. 11. p. 15. ſt. φύσιν δὲ — τῶν θεῶν τούτων, und ähnliche, dieſen Herausg. nicht verführen würden, ihnen eine Stelle im Text anzuweiſen, konnte zum voraus er-

erwartet werden. Eben ſo wenig unerwartet kann es ſeyn, daſs er zwar wahrſcheinlichen, aber nicht nothwendigen, Vermuthungen ſeiner Vorgänger kein Gehör gab; wie z. B. L. I. 77. p. 28. 27. wo indeſs *Stephani* und *Rhodomann's* Zweifel gegen die gemeine Lesart θεούς τε ἀτρεβοῦντων von *Weſſeling* durch die Anführung einer Dichterſtelle zurückgewieſen werden. Auf eine weit vollſtändigere Weiſe aber iſt ihre Richtigkeit aus Beyſpielen proſaiſcher Schriftſteller von *Abreſch in Anim. ad Aeſchyl.* T. II. p. 133. dargethan worden. Dagegen billigte ſelbſt *Weſſeling* L. II. 22. S. 136. 42. den Vorſchlag οὐδὲν κατεπείγει ſtatt οὐ κ. da doch, wie *Toup ad Longin.* p. 376. zeigt, das eine ſo gut, wie das andere, ſtatt findet. Ob aber Hr. Prof. E. in folgenden Stellen, L. I. p. 11. 98. W. ἐν γὰρ τῇ Μελανίππῃ τίθησιν, wo *Valkenaer* (Diatr. p. 45. C.) Μελ. φησίν; L. I. 68. p. 79, 88. wo derſelbe Kritiker (l. c. p. 284. C.) die nur in dieſer Stelle vorkommende Form στραγγαληθεὶς mit der gewöhnlichen στραγγαλιςθεὶς vertauſcht; L. I. 23. S. 39. *ed E.* wo *Toup* (*Emend. in Su. V.* T. I. p. 521.) παραλαβόντων — παιητῶν τὸ γένος in γεγονὸς; verändert, u. a. m. die gemeine Lesart in Schutz nehmen, oder ob er den angeführten Verbeſſerungsvorſchlägen ſeinen Beyfall ertheilen wird, darüber müſſen wir den verſprochenen Commentar erwarten, deſſen Belehrungen wir mit groſsem Verlangen entgegenſehen. Hier werden uns auch ohne Zweifel die Gründe vorgelegt werden, die den Herausg. vermochten, an einigen andern Stellen, wo die Handſchriften gelehrtere Lesarten anzubieten, ſcheinen, die ältere beyzubehalten. Es möge uns vergönnt ſeyn, einige Stellen dieſer Art hier anzuzeigen und dieſem Verzeichniſſe die eine und die andere eigene Vermuthung einzuſtreuen. L. I. 13. p. 23. ſcheint uns τετευχότας τῆς ἀθανασίας dem Gebrauche *Diodors* angemeſſener, als τετυχηκότας Und ſo wird es auch wahrſcheinlich beym Euſeb. Praep. Ev. II. 2. p. 59. Diodori Fragm. T. II. p. 633. 10. ἀθανάτου τετευχότας τιμῆς geheiſsen haben, nachdem τοὺς τῆς ὁμοίας φύσεως τούτοις τετευχότας unmittelbar vorhergegangen war. In der Beſchreibung des Katarrakt L. I. 32. p. 55. möchte die, ſchon von Rhodom. gebilligte Lesart des Cod. Clarom. πρῶνας ſt. πέτρους der Erfindung der Abſchreiber kaum zuzutrauen ſeyn. L. I. 71. S. 130. heiſst es von den ägyptiſchen Königen: τοιγάρουν πλεῖστον μὲν χρόνον τῶν μνημονευομένων βασιλέων πολιτικὴν κατάστασιν ἐτήρησαν. Eine Handſchrift lieſst πλεῖστον μὲν πλῆθος τ. welches vielleicht auch in den Text gehört: πλῆθος χρόνου hat *D.* auch an andern Stellen gebraucht. Uebrigens wird man nicht nöthig haben, mit *Reiske* eine Verſtümmelung an dieſer Stelle anzunehmen, wenn man nur bey ἐτήρησαν, οὗτοι hinzudenkt, und unter den μνημονευομένοις βασιλεῦσι nicht die Könige Aegytens, ſondern überhaupt diejenigen verſteht, deren die Geſchichte Erwähnung thut. — L. III. 16. S. 319. hilft eine Handſchrift der ungriechiſchen Conſtruction κόγχους τηλικούτους τὸ μέγεθος, ὧν εὑρίσκονταί τινες τετραμναῖοι durch die Lesart ὥςτε εὑρίσκεσθαι zwar ab; aber dieſs dürfte leicht eine bloſse Verbeſſerung der Abſchreiber ſeyn. Sind vielleicht die, durch den Nachſatz entbehrlich gemachten Worte τηλικούτους τὸ μέγεθος ein Einſchiebſel? Ganz dunkel ſcheint uns L. III. 19. S. 325. dasjenige, was von der rohen Begräbniſsſitte der Ichthyophagen erzählt wird: τοὺς δὲ τελευτήσαντας θάπτουσι κατὰ μόνον τὸν τῆς ἀμπώτεως καιρόν, ἐῶντες ἐρῳμένους· ὅταν δ' ἡ πλημμυρὶς ἐπέλθῃ, ῥίπτουσιν εἰς τὴν θάλατταν τὰ σώματα. „Sie begraben ihre Todten nur zur Zeit der Ebbe, indem ſie dieſelben hinwerfen und liegen laſſen; wenn aber die Fluth kommt, werfen ſie die Leichname in's Meer.“ Sie begruben ſie alſo alle in den Wellen; denn die Fluth kam täglich zweymal; und ſpielte ohne Zweifel auch die Leichname mit hinweg, die man auch nicht ausdrücklich in das Waſſer trug. Wie konnte *D.* ſagen, daſs ſie zur Zeit der Ebbe, und *nur* zu dieſer Zeit *begraben* worden? Ein kleiner Irthum, durch welchen μόνον entſtand, ſcheint an dieſer Verwirrung ſchuld zu ſeyn. Vermuthlich ſchrieb *Diodor*: τ. δέ τ. θάπτουσι, κατὰ μὲν τὸν τῆς α. καιρὸν ἐῶντες ἐρρ., ὅταν δ' ἡ πλ. „Ihre Art, die Todten zu begraben, iſt die, daſs ſie dieſelben zur Zeit der Ebbe hinwerfen, wenn aber die Fluth kommt, die Leichname in's Meer tragen.“ So iſt alles deutlich und den Worten *Strabo's* angemeſſen, welcher L. XVI. p. 1119. A. von demſelben Volke ſagt: τοὺς δὲ νεκροὺς ῥίπτουσι τροφὴν τοῖς ἰχθύσιν ἀναλαμβανομένους ὑπὸ τῶν πλημμυρίδων. — L. III. 31. S. 340. möchten wir die Einſchaltung des Namens der *Kynamolgen* oder *Kynamyner*, welchen der *Cod. regius* nach κατισχύοντες ſetzt, nicht für ein bloſses Gloſſem halten: ſo wie uns dagegen c. 43. S. 364. in den Worten ἐξ ὧν παντοίας ὠφελείας χρωμάτων ἔχουσα, die Lesart des Cod. Coislin. et Mutin. παντοίας ποικιλίας χρ. auf ein ſolches zu deuten ſcheint. Hieſs es vielleicht ποικίλας ὠφελείας? oder ſtanden ehemals beide Adjectiven im Text: παντοίας καὶ ποικίλας κ. ſo wie πολλὰ und ποικίλα oft neben einander ſtehen (ſ. T. Hemſterh. ad Xenoph. Epheſ. p. 288. ed. Locell.) — L. III. 56. p. 393. ἅμα δὲ τῷ μεγέθει τῶν τιμῶν ὑπερβάλλειν τὰς εὐεργεσίας, wo *Reiske*, mit richtiger Einſicht des Fehlers, ὑπερβάλλειν σπουδάσαντας verbeſſert, leſen wir, mit geringerer Veränderung, aber in dem nämlichen Sinne: ὑπερβάλλοντας τὰς εὐ. wo das Zeitwort einen *conatum* zur Handlung (ſ. Brunk. ad Oedip. Tyr. 1454.) bezeichnet. — L. IV. 5. S. 444. ſcheint uns nach den Worten τὸν μὲν παλαιὸν der Zuſatz des Cod. Coisl. und Mutin. αὐτῶν zu zierlich, um auf die Rechnung der Abſchreiber zu kommen (S. Weſſeling zur S. 285, 79.); wozu noch der Umſtand gerechnet werden muſs, daſs ſich der Coislinſche und der ihm faſt überall beyſtimmende Mutinenſiſche (Modeneſiſche) von Gloſſen ziemlich rein erhalten, und ſo wie er bey Auslaſſungen von geringem Gewichte iſt, bey Zuſätzen eine vorzügliche Stimme hat. Daher würden wir nicht ungeneigt ſeyn, L. I. 24. S. 40. fin. σκεπαστηρίοις ὅπλοις; L. IV. 60. S. 542. den Zuſatz, Θησέως. Ἵνα συντελέσωμεν τὰς τοῦ Θησέως πράξεις; und L. IV. 63. S. 552. init. die Worte ἄγγελον εἰς τὰς Θήβας — für die richtigere Lesart anzuerkennen. Aus derſelben Handſchrift ſcheint L. IV. 11. S. 456. τὴν ἐν Λέρνῃ ὕδραν (Cod. Λερνέᾳ) dem gemeinen τὴν Λερ-

νάϊδα

ναίαν ὕδραν vorzuziehen zu ſeyn. Gleich darauf c. 12. S. 457. empfiehlt Weſſeling die Lesart der Mutinenſiſchen Excerpte: ὃς διέτριβεν ἐν τῇ Λαμπείᾳ τῆς Ἀοκ. ſtatt ἐν πεδίῳ τῆς Ἀρ. welches er aber noch in dem Texte ſtehen liefs, *ne nimis unis ſchedis tribuiſſe videretur.* Ob Hr. Prof. E. aus dem nämlichen Grunde zu derſelben Vorſicht bewogen worden, wird uns der Commentar lehren. — L. IV. 14. S. 462. ſcheint uns ἐν ταύτῃ γὰρ τὰς πρὸς θνητὴν ὁμιλίας κατέλυσε, wie einige Handſchriften leſen, der gemeinen Lesart κατέπαυτε vorzuziehen. — Dafs c. 44. S. 513. des Hylas keine Erwähnung geſchieht, wo von Herkules Zurückbleiben von der Argo die Rede iſt, ſcheint merkwürdig, und man dürfte leicht vermuthen, dafs nach den Worten τὸν Ἡρακλέα τινες παρακοδώκασι, einiges mit dem Namen des Hylas (etwa τὸν Ὕλαν ζητοῦντα) ausgefallen, und das folgende πρὸς ὑδρείαν ἐξελθόντα auf dieſen Knaben bezogen worden ſey. Gegen die Richtigkeit der Lesart L. IV. 52. S. 527. wo von den Töchtern des Pelias, denen Medea den Vorſchlag gethan hatte, ihren Vater zu kochen, geſagt wird: προσηνῶς δὲ τῶν παρθένων δεξαμένων τὸν λόγον, hat Hr. *Böttiger* in den Vaſengem. I. Th. 2. S. 171. bedeutende Erinnerungen gemacht, und προσηκόντως zu leſen vorgeſchlagen. Wahrſcheinlicher möchte οὐ προσηνῶς ſeyn, da die Negation über dem vorhergehenden ου leicht konnte vergeſſen werden. — L. IV. 59. S. 541. würden wir ὑπὸ τῇ πέτρᾳ der Lesart ὑπό τινι π. vorziehn, da *Diodor* die ganze Geſchichte, als eine den Leſern bekannte, nur recapitulirt. Im 61. Cap. S. 545. erwarten wir eine Aufklärung der Dunkelheit, die uns aus der Verbindung der Worte εἰς ὅσον ἂν χρόνον ζῇ τὸ τέρας mit dem vorhergehenden δι' ἐτῶν ἐννέα zu entſpringen ſcheint. Dafs der Vertrag nur auf neun Jahre gemacht war, erhellt aus dem nächſten Satze; und eben ſo erzählt *Plutarch* Vit. Theſ. c. 15. p. 14. ed. Tubing. welcher ſich auf die Uebereinſtimmung der meiſten Schriftſteller beruft. Wie konnte aber der Vertrag zugleich auf eine ganz beſtimmte, und eine ganz unbeſtimmte Bedingung abgeſchloſſen werden? Und mufs man nicht vermuthen, dafs die Worte: εἰς ὅσον ἂν χρόνον ζῇ τὸ τέρας ein fremdartiger Zuſatz ſind, der eine zweyte minder gewöhnliche Sage hier anbringen ſollte? Etwas weiter hin ſcheint nach den Worten ἀπαιτήσας ἔλαβε eine Lücke zu ſeyn. Denn ganz unerwartet wird der Auftrag des Aegeus an den Steuermann des Theſeus erzählt, ehe der Entſchluſs dieſes Helden nach Creta zu reiſen und dem ſchimpflichen Tribute ein Ende zu machen, mit einer Sylbe erwähnt worden war. Dagegen möchten c. 65. S. 554. die Worte ὑπὸ τῇ Καδμείᾳ leicht entbehrt werden können. Wir übergehen einiges andere, um noch für eine Vermuthung Raum zu gewinnen. L. IV. c. 71. S. 564. heifst es in der Geſchichte von dem Tode des Aeskulap: καὶ τὸν μὲν Δία παροξυνθέντα κεραυνῶσαι τὸν Ἀσκληπιὸν καὶ διαφθεῖραι· τὸν δὲ Ἀπόλλωνα διὰ τὴν ἀναίρεσιν αὐτοῦ παροξυνθέντα etc. Das an ſich ſchon ein wenig Verdächtige αὐτοῦ — denn man erwartet ein Wort, welches das Verhältnifs Apoll's zum Asklepios beſtimmt bezeichne — wird durch die Abweichung der Mutinenſiſchen Handſchrift τούτου noch verdächtiger. Wahrſcheinlich ſchrieb *Diodor:* διὰ τὴν ἀναίρεσιν τοῦ υἱοῦ. Auf eine ähnliche Weiſe iſt S. 581. 2. υἱὸν Ἀριστα ίου in τὸν Ἀρ. verderbt werden.

Wir haben uns bisher nur mit demjenigen beſchäftigt, was der Herausg. wirklich geleiſtet hat — wozu wir noch die zweckmäfsigſte Abfaſſung der dem Texte untergeſetzten Argumente rechnen müſſen; — jetzt bleibt uns noch übrig, Nachricht von dem zu geben, was er weiterhin zu leiſten gedenkt. Dafs ſeine Ausgabe die ganze Weſſelingiſche vollſtändig enthalten ſoll, — weshalb hier auch die ſämmtlichen Vorreden, ja ſogar die freundſchaftlichen Gedichte an die Herausg. wiederholt ſind — zeigt ſchon der Titel an. *Rhodomann's* Ueberſetzung durfte alſo ebenfalls nicht wegbleiben; aber ſie wird, nicht nur an den veränderten Stellen des Originals, ſondern überall, dem Texte näher gebracht, und alſo in mehr als einer Rückſicht *caſtigirt* werden. Die Anmerkungen werden einen anſehnlichen Zuwachs erhalten; denn der Herausg. wird ſich nicht begnügen, alles zu ſammeln, was in neuern Zeiten zur Verbeſſerung und Erläuterung ſeines Schriftſtellers hier und da zerſtreut beygebracht worden, ſondern dieſen auch ſeine eigenen Bemerkungen beyfügen. Hier dürfen wir gewifs eine reichhaltige Aerndte, vorzüglich auch in dem kritiſchen Theile, erwarten. *In hoc variarum rerum paratu*, ſagt er unter andern (*Praef. p. XCIX.*) *pervolutatis permultis aevi recentioris commentariis, conquiſita et excuſſa larga animadverſionum farragine, probe cognovi, Diodori novo editori nequaquam praecepta eſſe omnia, in quibus criticam facultatem expromat.* Auſser den eigenthümlichen kritiſchen Bemerkungen können wir hier auch eine Vermehrung der Var. lect. aus Wiener Codd., einigen handſchriftlichen Anmerkungen von Th. Reineſius und andern Gelehrten, endlich auch aus Vergleichungen der alten Ueberſetzungen hoffen. Dafs Poggii Ueberſetzung (von welcher wir die Venezianiſche Ausgabe von 1481 fol. vor uns haben) eine nicht ganz unintereſſante Ausbeute gebe, davon haben uns eigene Verſuche überzeugt. Als Einleitung zu ſeinem Commentar läſst uns Hr. Prof. E. einige Abhandlungen erwarten, in denen er die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit Diodors und ſeinen Werth als Geſchichtſchreiber einer neuen genauern Prüfung unterwerfen, die Geſchichte des Textes, der Ausgaben und anderer kritiſchen Hülfsmittel genau erzählen, und die bey dieſem Schriftſteller anzuwendenden Grundſätze der Kritik und Exegeſe aufſtellen wird. Alles dieſes verſpricht eine Ausgabe, deren ſich Deutſchland *unter wenigen* wird rühmen dürfen. Nur wenige Philologen pflegen ſich ihr Ziel ſo hoch zu ſtecken; aber auch nur wenige beſitzen ſo viele Kraft, um es glücklich erreichen zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Februar 1801.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Berlin, b. Sander: *Horazens Oden*, überſetzt und mit Anmerkungen erläutert, von *Karl Wilhelm Ramler. Erſter Band*, welcher das erſte und zweyte Buch enthält. 1800. 311 S. 8.

2) Zürich, b. Orell, Füſsli u. C.: *Horazens lyriſche Gedichte*, überſetzt und erläutert von *F. A. Eſchen.* 1800. *Erſter Theil.* 300 S. *Zweyter Theil.* 402 S. 8.

Indem wir unſern Leſern dieſe beiden Ueberſetzungen des venuſiniſchen Dichters bekannt machen wollen, drängen ſich uns von allen Seiten wehmüthige Empfindungen auf. Die erſte iſt die Arbeit eines Veterans der deutſchen Literatur, der ſchon bey ſeinem erſten Auftreten vor dem Publicum, theils durch eigene Arbeiten, theils durch Ueberſetzungen einiger auserleſenen Oden des *Horaz*, eine ſo genaue Verwandtſchaft mit dem Geiſte dieſes Dichters, ein ſo feines Gefühl für die Schönheiten ſeiner Sprache zeigte, daſs eine Ueberſetzung aller lyriſchen Stücke deſſelben von der nämlichen Hand eines der ſchönſten und wünſchenswürdigſten Geſchenke ſcheinen muſste. Noch ſind jene funfzehn Oden, welche im J. 1769 zuerſt ans Licht traten, im Ganzen von keinem der nachfolgenden Ueberſetzer übertroffen worden, und nur wenige aus einer groſsen Menge dürften ihnen mit Recht an die Seite geſetzt werden können. Dieſs würde nun an ſich nicht ſehr zu verwundern ſeyn; denn auch zum Ueberſetzer eines ſolchen Dichters muſs man geboren werden; aber ein niederſchlagender Beweis von der Hinfälligkeit des menſchlichen Geiſtes iſt es, daſs Ramlern ſelbſt in ſpätern Jahren das Ziel zu hoch lag, das er ſich früher geſteckt und glücklich erreicht hatte. Die Ueberſetzung Horazens war eine Erheiterung ſeines Alters, mit welcher er ſich faſt noch in den letzten Tagen ſeines Lebens beſchäftigte; und als eine ſolche zeigt ſie ſich hier. Sie erſcheint mehr wie eine Arbeit, welche als ein Spiel behandelt worden, nicht wie ein Spiel, daſs durch Anſtrengung gewonnen worden iſt. Von jenem Kunſtfleiſs, in welchem *Ramler* alle Dichter ſeiner Zeit übertraf, von der Sicherheit, mit welcher er die zarte Linie des Schönen und Schicklichen traf, von dem Feuer, mit dem er ſich die Ideen ſeines Originals aneignete, findet man hier weit weniger Spuren, als man erwartet, und nur die ehemals erworbene Fertigkeit findet ſich in der natürlichen Leichtigkeit des Ausdrucks, die aber allzu oft mit Schwäche und Kraftloſigkeit gepaart iſt. Mit einer dem Alter eigenthümlichen Furchtſamkeit ſcheint R. das Kühne geſcheut, und das Starke für eine Beeinträchtigung der Schönheit gehalten zu haben. Er, welcher vordem ſo gut verſtand, auch das unbedeutendere durch den gewählten Ausdruck bedeutend zu machen, begnügt ſich in ſeinen ſpätern Arbeiten oft, an die Stelle des Gewählteſten eine Art von proſaiſchen Auszug zu ſetzen, in welchem nichts, als das Sylbenmaaſs an den Dichter erinnert. Aber auch ſelbſt dieſes iſt in ſolchen Fällen nicht immer vollkommen correct. Wie ſchwach iſt z. B. I. 2, 41. folgende Strophe:

> Oder wandelſt du dich in *unſern* Jüngling,
> Sohn der Maja, Herold der Götter, und *willſt*
> *Leiden*, daſs *die Erde dich einen* Rächer
> Cäſars benenne.

in welcher nicht einmal der Sinn des Originals richtig ausgedrückt iſt. Noch ſchwächer, und faſt im Zeitungsſtil, läſst er I. 6, 9. den Lyriker ſagen: Mir Agrippa

> — verbeut *Ehrfurcht* und Erato's
> Laute, welche den Krieg ſcheut, *aus Mangel an*
> *Geiſteskräften*, *des glorwürdigen* Cäſar und
> dein Verdienſt zu entheiligen.

und am Ende der Ode mit etwas ſchwerfälliger Trivialität:

> Sey's, ich brenne noch ſelbſt, oder bin unbeſetzt (*vacui*);
> Nach Gewohnheit voll Wankelmuth.

In der prachtvollen Ode an Auguſt (I. 12.) iſt mehr als eine Stelle nur ſchwache Paraphraſe des Originals, das doch hier überall die Gröſse der Gedanken durch kühnen Ausdruck und gewählte Stellung der Wörter bezeichnet. In folgender Strophe aber iſt im Anfange die ſchöne Anordnung überſehen, und die zweyte Hälfte derſelben ſinkt zur Proſa herab:

> Er, der Ström' im Fall und die ſchnellen Winde
> Aufhielt, und ſo göttlich nach ſeiner Mutter
> Kunſt die Saiten rührte, daſs ihm Steine
> horchten und folgten.

Jedermann fühlt, daſs hier das doppelte Zeitwort, von denen Horaz das eine in dem Beyworte *auritas* verſteckt hat, im Falle der Strophe unglaublich ſchwach iſt. Die *Eichen* des Römers — *auritae quercus* — ſind noch aufserdem in *Steine* verwandelt; wahrſcheinlich, um nach den *Wäldern* im 7. V. nicht noch einmal dieſe Art von Dingen zum Vorſchein zu brin-

bringen. Da, wo *Horaz* einige Helden der republikaniſchen Zeiten *inſigni Camoena* — nicht mit ſchwachen Tönen — zu beſingen verſpricht, ſinkt ſein Ueberſetzer gerade recht ſichtbar herab —

Pauls, der ſeinen
Heldengeiſt dem puniſchen Sieger hingab,
Und des Fabriz Lob.

und ſo, wie er kurz vorher den rühmlichen *Hintritt* des Cato erwähnt, ſo läſst er gleich darauf den Curius und Camillus zu *kriegeriſchen Seelen bilden;* welches beides gleich trivial iſt. — Das *runde Geſicht* der Glycera *ſchlüpferig anſchaun* (I. 19. 8.), und die Venus, die nach vollbrachtem Opfer *zahmer* ſeyn wird (*veniet lenior*), iſt mehr beluſtigend; folgendes aber XXV. 13. unbeſchreiblich häſslich, und als Worte aus *Ramlers* Feder faſt unerklärbar:

Wenn das Liebesfieber, der geile Kitzel,
Der die Pferdemütter zu Zeiten quälet,
An der faulen Leber dir nagt! Wie wirſt du
Jämmerlich klagen — —

In einer andern Rückſicht unerklärbar iſt uns folgende Stelle II. 15. 14.:

Kein Säulengang, nach Ruthen gemeſſen, liegt
Bis an die kalten Nordgeſtirne
Hinter dem Landſitz des reichen Bürgers.

Wie ſoll man von einem gegen Norden geöffneten Säulengange (*quae opacam excipiebat Arcton*) ſagen können, daſs er bis an die kalten Nordgeſtirne laufe? und was ſoll der Zuſatz des letzten Verſes, der eine eigenmächtige Zugabe des Ueberſetzers iſt?

Wenn dieſe Ueberſetzung weniger leiſtet, als man nach den von ihrem Vf. ſelbſt aufgeſtellten Muſtern zu erwarten berechtigt war: ſo leiſtet dagegen die zweyte etwas mehr, als man von der erſten gröſsern Arbeit eines jungen Mannes fodern durfte, deſſen Name bisher nur durch einzelne poetiſche Verſuche bekannt geworden war. Jedermann weiſs, was für ein unglückliches Schickſal den Vf. derſelben, wenige Tage nach der Erſcheinung ſeines Werks, hinweggerafft, und zugleich die Hoffnung geſtört hat, die man von der weitern Ausbildung ſeiner Talente und ſeines Kunſtſinnes hegen durfte. Wenn ihm aber auch ein misgünſtiges Geſchick den Genuſs ſeines Ruhms entriſs: ſo wird ihm doch dieſer Ruhm ſelbſt ungekränkt bleiben, und ſein Name wird einen ehrenvollen Platz neben denen erhalten, die am Ende dieſes Jahrhunderts die Sprache unſers Vaterlandes durch geiſtreichen Fleiſs zu veredeln bemüht waren.

Hn. *Eſchen's* Ueberſetzung verräth überall ein ſorgfältiges Studium des Originals, Genauigkeit in der Nachbildung ſeines kunſtvollen Ausdrucks, mechaniſche Fertigkeit in der Verſification; überall zeigt ſich die Anſtrengung ſeines Fleiſses; aber ſie zeigt ſich bisweilen zu ſehr, und wir werden nicht ſelten zu ſtark an die *Arbeit* des Ueberſetzers erinnert. Die Neuheit des Ausdrucks iſt bisweilen durch Härten, die Kühnheit durch Dunkelheiten erkauft; das Natürlichere ſcheint ſogar hier und da verſchmäht, um dem Geſuchtern und Künſtlichern Platz zu machen. Aber dieſes ſind Mängel, von denen ein Jüngling, ſo wie von der Vorliebe für gewiſſe neugeprägte Wörter und Wortfügungen, leicht zurück kommt, und die durch fortgeſetztes Studium und Uebung von ſelbſt verſchwinden. Von einem Künſtler, der, mit Achtung für Richtigkeit, mit einiger Härte anfängt, wird immer mehr zu erwarten ſeyn, als von dem, welcher in ſeinen erſten Arbeiten Weichheit ohne Richtigkeit zeigt. Ein Jüngling, welcher das groſse Unternehmen wagt, die *ſämmtlichen* Oden Horazens überzutragen — eine einzige Epode ausgenommen, wo ihm die Züchtigkeit ſeiner Sprache unbeſiegliche Hinderniſſe in den Weg legte — darf wohl fodern, daſs man ihm zuerſt, das, was er geleiſtet, in Rechnung bringe; und, wenn er auch auf kein unbedingtes Lob Anſpruch machen wird, daſs man ihm wenigſtens die Mängel ſeiner Arbeit, und was an ihr noch zu wünſchen übrig geblieben, nicht mit ungebührlicher Strenge vorrücke.

Den unterſcheidenden Charakter beider Ueberſetzungen, deren jede einige Eigenſchaften beſitzt, die man an der andern vermiſst, wird man aus der Vergleichung einiger Stellen am beſten kennen lernen. Wir wählen zunächſt den Anfang der *erſten* Ode, von welcher wir hoffen können, daſs die meiſten unſerer Leſer das Original in gutem Andenken haben:

Ramler.

Freund Mäcenas, du Sohn Tuſciſcher Könige,
Mein Beſchützer, mein Stolz! Einige ſammeln Staub
Auf Olympias Bahn, treiben das heiſse Rad
Hart am Ziele vorbey, dünken ſich Göttern gleich,
Wenn der Palmzweig ſie ehrt; Andere, wenn Quirins
Wankelmüthiges Volk ſie zu curuliſchen
Ehrenſtellen erhebt; Andere, wenn die Frucht
Ihrer libyſchen Dreſchtennen die Scheuren füllt.
Wer ſein väterlich Feld mühſam mit Hacken bricht
Wagt — ein furchtſamer Seefahrer — um Attals Gut
Sich auf cypriſchem Kiel nicht in's Euböer Meer.

Eſchen.

O Mäcenas, du Sproſs edeles Königſtamms,
Du, der ſchützende Macht, lieblicher Schmuck mir iſt;
Manche freut's, auf der Bahn ſich von olympiſchem
Staub' umwirbelt zu ſchaun, und das umlaufne Ziel,
Heiſsen Rädern entſchlüpft, führt, und der Siegespalm'
Hoher Ruhm ſie zum Sitz herrſchender Götter auf.
Dieſer, wenn ihn die Schaar ſchwanker Quiriten einſt
Mit vielfältiger Ehr' eifrig zu ſchmücken ſorgt;
Jener, wenn er ſo viel, als ſie auf libyſcher
Tenn' ausdröſchen, im Raum eigener Speicher barg,
Froh durchpflügend das Feld, welches ſein Vater ihm
Nachliefs, würde dir nicht, ob auch attaliſche
Anerbietung ihn lockt, durch das Myrtoer-Meer
Banges Sinns mit dem Schiff cypriſcher Waaren ziehn.

Schon

Schon bey einer flüchtigen Vergleichung wird man leicht bemerken, dafs die letzte Ueberfetzung fich genauer an das Original anfchmiegt, und die kleinften Eigenthümlichkeiten deffelben mit Sorgfalt nachbildet, während dafs fich die erfte, mit einiger Nachläfsigkeit, den Sinn und die Folge der Gedanken auszudrücken begnügt. In der Ramlerfchen Ueberfetzung ift die Innigkeit des Zufammenhangs durch die Auslaffung des bindenden Begriffs von *juvat* aufgehoben, welcher in einigen Gliedern durch die Worte: *dünken fich Göttern gleich*, die fchlechterdings nur zu den olympifchen Siegern gehören, nicht fchicklich erfetzt wird. Ueberdiefs hat die Anrede an Mäcen einen Anftrich von Familiarität, welchen Horaz überall, wo er von und zu feinem edeln Freunde fpricht, mit der ihm eigenthümlichen Urbanität vermeidet, und diefer Ton wird in den folgenden Perioden durch die Auslaffung des Bindewortes fortgefetzt. In Efchens Ueberfetzung wird man durchgängig ein gröfseres Streben nach Würde wahrnehmen, das alle Nachläfsigkeit, aber nicht das Mühfame ausfchliefst, das man auch in diefer Stelle gar wohl fühlen wird. Dem Beftreben, das Ungewöhnlichere überall vorzuziehn, mufs man wohl das *heifsen Rädern entfchlüpfte Ziel* zufchreiben, welches auf eine Gefahr deuten würde, welcher das Ziel entginge: fo wie die Einfchaltung des Hauptverbi: *führt*, zwifchen zwey untrennbare Sätze, die von diefem Zeitwort vereinigt werden follen. Die *wankelmüthigen* Quiriten bey Ramler find offenbar beffer, als die *fchwanken*, welches, unfers Wiffens, nie vom Gemüthe gefagt wird. In den nächften Verfen ift bey Ramler der Sinn nicht richtig gefafst, und die Vorftellun unermefslicher Befitzungen in den Worten: *die Frucht ihrer libyfchen Dreíchtennen*, mit engen Gränzen umzogen. Auch bey Efchen ift die Gröfse der Vorftellung nicht erreicht, wozu der Pluralis unentbehrlich war, und die Wendung, deren er fich bedient, ift noch überdiefs unpoetifch und fteif. Der *Raum* eigener *Speicher* ift eine müfsige Umfchreibung. Bey Ramlers Ueberfetzung diefes Verfes müffen wir noch bemerken, dafs er fich erlaubt hat, den Abfchnitt in die Mitte des zufammengefetzten Wortes fallen zu laffen. In den Anmerkungen S. 122. behauptet er, ohne einen Grund anzuführen, dafs in dem asklepiadifchen Verfe fpondeifche Füfse, welche aus der Zufammenfetzung zweyer Wörter entftehen, einen bequemen Platz finden; und er hat fich diefer Freyheit nicht nur bisweilen, fondern, als ob fie eine vorzügliche Zierde diefer Versart wäre, in diefer Ode noch fiebenmal, und in allen übrigen, in denen choriambifche Verfe vorkommen, häufig bedient. Uns aber fcheint bey einem Abfchnitte, der den Vers eben fo fcharf, als der Abfchnitt des Pentameters in zwey Hälften theilt, diefe Freyheit ganz unfchicklich, indem entweder das beiden Hälften angehörende Wort den Rhythmus zerftört, oder felbft auf eine widerliche Weife in zwey unverftändliche Theile zerriffen wird, z. B.:

Die von Müttern verab||fcheuete Menfchenfchlacht. —
Seiner zärtlichen Eh||gattin uneingedenk.

(Vergl. III. 18 u. 34. XV. 1. 11. 17. 22. 25. 26. XXI. 1. 2. 5. 10. 14.). Das *mühfame* in der Bearbeitung des väterlichen Landes herauszuheben, war wohl nicht die Abficht des römifchen Dichters, der vielmehr den Landmann fein Feld *froh durchpflügen* läfst, wie es Hr. E. richtig ausdrückt, der aber dem *patrios* durch, *welches fein Vater ihm nachliefs*, eine gar zu grofse Ausdehnung gegeben hat. In den Worten: *mit dem Schiff cyprifcher Waaren*, wird die Steifheit der Ueberfetzung durch die Richtigkeit der Auslegung nicht aufgehoben. In einem der nächften Verfe (19. 20. *Eft qui nec veteris pocula Maffici Nec partem folido demere de die Spernit*) überfetzt Ramler mit Aufopferung der Hälfte des Gedankens, leicht und deutlich genug: *Dem verflieíset der Tag fröhlich bey maffifchem alten Weine.* Hr. E., welcher fich folche Untreue nicht erlaubt, erkauft hingegen die Richtigkeit durch einen etwas fchwerfälligen, und ohne Zuziehung des Originals, faft unverftändlichen Ausdruck:

Mancher ift, der den Trunk alterndes Maffikers,
Und den Stunden des Werks kürzeres Maafs zu leihn,
Nicht verfchmähet.

Die letzten Verfe diefer Ode lauten in beiden Ueberfetzungen folgendermafsen:

Ramler.

Mir giebt Epheu, der Lohn unfrer gelehrten Stirn,
Hohen Götterrang; mich trennet vom grofsen Schwarm
Oft ein kühlender Hayn, wo mit den Nymphen fich
Muntre Satyrn ergehn. Wenn mir Euterpe nun
Ihre Flöte gewährt, wenn auf mein Barbiton
Polyhymnia mir lesbifche Saiten fpannt,
Und du felbft mich zum Chor lyrifcher Dichter zählft:
O fo rühret mein Haupt an den geftirnten Pol.

Efchen.

Mich hat Epheu, der Schmuck kundiger Dichterftirn',
Hohen Göttern gefellt; mich hat der kühle Hayn
Und mit Satyrn gereiht, tanzender Nymphen Schaar
Abgefondert dem Volk: wenn mir Euterpe nicht
Ihre Flöten enthält, noch Polyhymnia
Lesbos klingendes Spiel mir zu befaiten fleht,
Und wenn du mich zum Chor lyrifcher Dichter fügft,
Rühr ich hoch mit des Haupts Scheitel der Sterne Bahn.

Auch hier wird dem römifchen Dichter von Ramler eine ihm fremde Anmafsung zur Laft gelegt, indem er *feiner* gelehrten Stirn einen Lohn zuerkennt, der allen Dichtern gemeinfchaftlich ift. Weiterhin fchildert H. einen Umgang mit den poetifchen Gottheiten des Waldes als einen bleibenden Zuftand, indefs Ramler ihn nur als vorübergehend vorftellt. Den Gegenfatz des Götterlebens mit dem Leben des unpoetifchen Volks, bezeichnen die Worte: *vom grofsem Schwarm*, nicht hinlänglich: fo wie das fpielende, und in fröhlichem Müfsiggange genoffene, Daleyn der Waldgötter, welches H. in ihren *leichten Chören* malt, hier in die fittfame Art eines ehrbaren Sparziergan-

ganges

ganges verwandelt ist. Auch bey Hn. E. giebt die *tanzende* Nymphen*schaar*, mit Satyrn *gereiht*, kein recht klares und gefälliges Bild; und die Wortfügung: *abgesondert dem Volk*, ist nicht nur hart, sondern auch zweydeutig oben drein.

Härten dieser Art finden, da wo sie einzeln stehen, unter dem vielen andern Glänzenden und Wohlgerathenen leicht Nachsicht; aber bisweilen drängen sie sich bey Hn. E. so dicht, dass sie das Bessere verdunkeln und uns den Genuss desselben entziehn. Die folgende Ode (I. 19.) kann fast ganz als Beweis einer mühsamen, aber nicht mit Erfolg gekrönten, Anstrengung gelten:

Amors Mutter, die grausame,
Und der blühende Sohn Semelens, heisst mich jetzt,
Und wildsinnige Ueppigkeit,
Aufzunehmen der Lieb' einst schon verlassnes Spiel.
Glut erregt mir Glycerens Reiz,
Der an blendendem Glanz parischer Marmor weicht,
Und, zu schlüpfrig dem Blick, Augen und Wang' und Mund.
Auf mich stürzte sich Venus ganz,
Cyprus lassend und hemmt, dass ich von Scythen sing',
Und den Parther auf fliehendem
Ross voll Muthes, und was andres mich selbst nicht drückt.
Hier den grünenden Rasen, hier
Legt Weihrauch und das Kraut, Jünglinge, giesst mit Wein
Zweytes Jahres die Schale voll!
Milder wird sie mir nahn, wenn ich das Opfer schlug.

Solche Freyheiten, wie hier *Glycerens* statt Glycerens (auch XXXIII. 2.), *Proserpine* (I. 28.), Araber (I. 35. 40.), Cinara st. Cinara (IV. 1. 4 u. 13. 21.), wünschen wir eben so wenig nachgeahmt zu sehen, als den Misbrauch des Genitivs, wie z. B. II. 1. 5. *die Waffen, des ungesühnten Blutes noch fleckenvoll; Ein Werk, das vieler blinden Gefahr sich wagt.* II. 2, 1. *Leer des Anstoss.* II. 5. 9. *des Spiels begierig.* IV. 1. 37. *Dich halt' ich im Traum der Nacht festumstrickendes Arms.* IV. 3, 2. *Wen du — freundliches Blicks anfasst.* IV. 9. 46. *Grössres Rechtes nennt sich der beglückt.* Ganz unverständlich ist Epod. XIV. 15. *Mich drängt, nicht Eines zufrieden (neque uno contenta), der Freygelassnen Phryne Macht.* Solche Wortfügungen, die sich durch keine Analogie rechtfertigen lassen, sind nur ein Erleichterungsmittel, aber keine Bereicherung der poetischen Sprache, und es kann unmöglich in der Gewalt eines Dichters stehen, den Syntax seiner Sprache willkürlich umzuschaffen. Hierher muss auch die Auslassung des Artikels gerechnet werden, die sich Hr. E. häufig gegen den Genius der Sprache — die hierin nicht minder widerspenstig ist, als die griechische — häufig erlaubt, z. B. II. 16. 19. *wer von Heimat weg floh.* IV. 1. 12. *wenn durch dich zu erglühn (ein) schickliches Herz du suchst.* IV. 1. 12. *Aelternähnliches Kind lobt man der Wöchnerin.* IV. 8. 15. *Durch den Leben und Geist tapferen Führern noch Wiederkehrt nach Tod.* IV. 9. 46. *Nicht furchtsam für geliebte Freunde oder für Vaterland hinzusterben.* Epod. I. 22. in einer durchaus dunkeln Stelle:

Wie treulich sitzend bey der federlosen Brut,
Der Vogel sich vor Schlangengriff
Mehr ängstet, wann er einst entflog, und doch den Schutz
Bey Gegenwart nicht stärker beut.

Stellen, in denen der Sinn wesentlich verfehlt sey — es ist hier nicht von einzelnen Worten die Rede, welche treffender hätten können übersetzt werden — haben wir bey sorgfältiger Vergleichung bey weitem der meisten Oden nur Eine gefunden. Es ist folgende: I, 15, 15.

Fruchtlos wirst im Gemache du
Schweren Lanzen entfliehn, und dem gespitzten Pfeil
Kreta's, und dem Getös', und dass der stürmende
Ajax folge!

In den letzten Worten hat der Uebersetzer *sequi* mit Unrecht zu *vitabis* gezogen, da es ohne Zweifel zu *celerem* gehört: *vitabis Ajacem celerem sequi i. e. in persequendo.* Vielleicht gehört zu den misverstandenen Stellen auch folgende aus Epod. IX. 15.:

Und o der Schande! mit des Feldes Zeichen schaut
Ruhzeltchen dort der Sonne Blick.

Wenigstens scheinen die *Ruhzeltchen* eben so wenig eine bequeme Uebersetzung von *conopium*, als die *Zeichen des Feldes*, für *signa militaria*, deren Dunkelheit durch das zweydeutige *mit* (statt *inter*) noch vermehrt wird.

Beide Uebersetzungen sind mit Anmerkungen begleitet, die zunächst blos für ungelehrte Leser bestimmt sind, und sich daher hauptsächlich mit der Erläuterung historischer, mythologischer und geographischer Schwierigkeiten beschäftigen. Die von Eschen sind reichhaltiger, gewählter, und auf eine geschmackvollere Weise vorgetragen. In denen von Ramler zeigt sich eine zu grosse Neigung zu allegorischen Erklärungen, die mit seinem Hange zur allegorischen Einkleidung in seinen eigenen Gedichten zusammen hängt. Sonderbar werden I. 9. 19. *lenes susurri* (ὄαρει) mit unsern Gesellschaftsspielen verglichen, wo man sich dieses und jenes in's Ohr zischelt. Die Römer, setzt er S. 131. hinzu, werden ähnliche Spiele gehabt haben. Horazens Lycimnia: *quam non certare joco dedecuit*, scheint in dergleichen Spielen eine grosse Meisterin gewesen zu seyn." Das gleich darauf folgende Lachen aus dem Winkel her, vergleicht er mit unserer blinden Kuh, und schliesst aus dieser Stelle, dass Horaz die witzigen Spiele, bey denen Küsse zu erbeuten waren, mehr geliebt habe, als die Spiele der Gewinnsüchtigen, die einander, besonders bey verbotenen Würfelspielen, zu Grunde richteten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie* und einer kritiſchen Literatur derſelben von *Joh. Gottlieb Buhle. Fünfter Theil.* 1800. 708 S. *Sechſter Theil.* Erſte Hälfte. 1800. 413 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Das Lehrbuch des Hn. *Buhle*, welches anfänglich auf drey Bände angelegt war, nimmt, je mehr es ſich der Vollendung nahet, an Bänden, und dieſe nehmen an Stärke zu. In der Vorrede zu dem 5ten Bande hoffte der Vf., die Geſchichte in dem ſechſten Bande zu vollenden, wenn es die Reichhaltigkeit der Materien zuließe; allein da die erſte Hälfte des 6ten Bandes erſt bis auf Cartes geht: ſo wird er wenigſtens noch den ſiebenten Band zugeben müſſen. Wir ſind weit entfernt, dieſe Ausdehnung zu tadeln, oder dem Vf. eine Veränderung ſeines urſprünglichen Plans Schuld zu geben; es iſt vielmehr zu billigen, daſs er der anfänglich beſtimmten Zahl von Bänden, die zweckmäſsige und vollſtändige Bearbeitung der Geſchichte nicht aufgeopfert hat. Denn jeder Gelehrte, der ſich mit der Geſchichte einer Wiſſenſchaft beſchäftiget, wird geſtehen müſſen, daſs ſich hier der Umfang der Bearbeitung weit weniger beſtimmen läſst, als bey jedem andern wiſſenſchaftlichen Gegenſtande. Dagegen können wir den Wunſch nicht unterdrücken, daſs es in dem Plan des Vfs. geweſen wäre, mehr Reſultate des eignen Forſchens zu geben, als fremde Arbeiten zu benutzen. Je unfruchtbarer die Periode iſt, welche in dem 5ten und 6ten Bande bearbeitet worden, je ſeltener die Werke aus dieſer Zeit ſind, und je weniger ihre Lectüre ſonſt anziehend iſt; deſto gröſser iſt das Verdienſt eines Bearbeiters der Geſchichte der Philoſophie, der mit den Vorarbeiten anderer eigne Forſchungen verbindet.

Der fünfte Theil des Lehrbuchs enthält in dem 17ten Abſchn. *die Geſchichte der Philoſophie der Araber*, womit zugleich eine kurze Geſchichte der Araber und ihrer Cultur verbunden iſt. Was die Lehrſätze der arabiſchen Philoſophen betrifft, zu welchen auch der Jude *Moſes Maimonides* gerechnet wird: ſo hat Hr. B. die Materialien gröſstentheils aus *Tiedemanns* Geiſt der ſpeculativen Philoſophie genommen, und nur die Darſtellung und das Räſonnement iſt ſein Eigenthum. Im Ganzen hat die Kenntniſs der arabiſchen Philoſophie nichts gewonnen; ſelbſt da, wo *Tiedemann* über Dunkelheit und Unverſtändlichkeit klagte, hat ſich der Vf. aller weitern Mühe des Nachſchlagens und Forſchens überhoben geglaubt. Doch iſt die Verbrennung der Alexandriniſchen Bibliothek durch die Araber hier S. 23. von neuem unterſucht, und nach Beleuchtung der Gründe, welche *Reinhard* und *Tiedemann* gegen dieſelbe aufgeſtellt hatten, wird man nicht leicht in Verſuchung kommen, derſelben unter den hiſtoriſchen Thatſachen eine Stelle zu geben. Mit dem 18ten Abſchn. fängt ſich die *Geſchichte der Philoſophie im Mittelalter* oder beſtimmter der *ſcholaſtiſchen Philoſophie* an. Den Anfang der Scholaſtik ſetzt der Vf. höher hinauf, als ſeine Vorgänger. Scholaſtiſche Philoſophie, ſagt er, iſt die Philoſophie, welche in den von den Päbſten, Biſchöfen, Karl dem Groſsen und ſeinen Nachfolgern errichteten Schulen gelehrt wurde, und iſt alſo nichts anders, als was wir Schulphiloſophie nennen. Dem Namen nach gab es alſo eine ſcholaſtiſche Philoſophie ſchon von den Zeiten Karls des Groſsen an, ungeachtet ſie die eigenthümlichen Merkmale noch nicht hatte, um deren Willen einige ihren Urſprung erſt in das 13te oder 14te Jahrhundert ſetzen. Er behauptet ferner, wie uns dünkt, mit Recht, daſs wenn man den allgemeinen Charakter im Auge behalte, in Hinſicht auf Inhalt, Zweck und Methode kein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der ältern und ſpätern Scholaſtik geweſen ſey, der uns berechtige, ihren Anfang mit dem neueſten Geſchichtſchreiber von dem 13. (nicht 14. wie Hr. B. aus Uebereilung ſagt) zu datiren. Der Inhalt der Philoſophie war ein aus den lateiniſchen Commentatoren des Ariſtoteles vorzüglich Auguſtin und Boethius gezogenes Agregat logiſcher Regeln und ontologiſcher Begriffe, die unter dem Namen Dialectik eine Wiſſenſchaft, oder die theoretiſche Philoſophie überhaupt ausmachten, und mit der ſpätern Alexandriniſchen Vorſtellungsart von Gott, ſeinen Eigenſchaften, ſeinem Verhältniſſe zur Welt und zur menſchlichen Natur verbunden, oder auf dieſelbe angewandt wurden. Es verſteht ſich hierbey von ſelbſt, daſs in der Folge verſchiedene Anſichten und Bearbeitungen eben dieſer Gegenſtände Statt fanden; daſs überhaupt der philoſophiſche Ideenkreis theils durch die Verbreitung der Werke der Araber und des Ariſtoteles ſelbſt, theils durch andere Umſtände, nach und nach erweitert wurde, und ſich ſehr mannichfaltig modificirte. Daher laſſen ſich mehr Epochen feſtſetzen, in denen charakteriſtiſche Unterſchiede der ſcholaſtiſchen Philoſophie bemerkt werden. Der Zweck der Philoſophie war kein anderer als der, das dogmatiſche Religionsſyſtem der Kirche zu vertheidigen und zu befeſtigen; damit verband ſich in der Folge ein anderer Nebenzweck, die Uebung des dialektiſchen Scharfſinns.

Die Methode des Philosophirens war lediglich durch die dialektische Form des Argumentirens bestimmt, die die Aristotecische Logik vorschrieb, welche immer künstlicher, verwickelter und sophistischer wurde. Drey Epochen werden festgesetzt, die erste bis auf *Rouffelin* gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts, wo sich der Streit der Nominalisten und Realisten erhob; die zweyte bis auf *Albert* den Grosen in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, wo die Aristotelischen Werke allgemeiner bekannt und commentirt wurden; die dritte bis auf die Verbesserung der Philosophie durch die Wiederherstellung der alten classischen Literatur um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Diese Gränzbestimmung stimmt im Ganzen mit des Rec. Ueberzeugung überein; auch ist sie die einzige, bey welcher am wenigsten Willkür herrscht. Es kommt nur dann darauf an, den allgemeinen Charakter dieser Philosophie so bestimmt aufzufassen, dafs sich der besondere Geist jeder einzelnen Epoche genau an denselben anschliefst, und die Abschnitte so zweckmäfsig zu wählen, dafs die Entstehung, die Fortbildung und das Wachsthum der philosophischen Denkungsart, ihre Anwendung auf andere Wissenschaften nebst ihren Folgen eine deutliche Uebersicht gewähre. In beiden Rücksichten hat uns der Vf. aber nicht völlig Genüge geleistet. Die von ihm und andern angegebenen charakteristischen Merkmale sind nicht alle allgemein oder doch nicht wesentlich. So läfst es sich nicht von allen Scholastikern sagen, dafs sie die Absicht gehabt hätten, das kirchliche Dogmensystem zu befestigen oder zu vertheidigen, wie schon *Tiedemann* in der Vorrede zum fünften Bande mit Recht erinnert hat. Denn wie hätten sonst die Päpste und Concilien Ursache gehabt, manche Scholastiker zum Widerruf ihrer ketzerischen Behauptungen zu zwingen? Einige Scholastiker hatten wohl diese Absicht, wie der Magister sententiarum und seine Nachfolger; andere waren schon durch die Art der Erziehung und des Unterrichts an das Interesse der Hierarchie gefesselt, wodurch ihr Philosophiren nothwendig eine besondere Modification annehmen mufste; allein das Wesentliche der Scholastik macht diefs doch nicht aus. Die Periodenabtheilung des Vfs. ist schon aus dem Grunde nicht befriedigend, weil sie sich auf das Wesentliche der Scholastik, was er selbst dafür hält, nicht bezieht, und zum Theil einen zufälligen Umstand, die gröfsere Verbreitung Aristotelischer Schriften, zu einer Epoche macht. Was die Geschichte der scholastischen Philosophie selbst betrifft: so darf man auch in ihr keine neuen Forschungen erwarten; der Vf. gesteht in der Vorrede selbst, dafs er die Schriften von *Brucker*, *Cramer* und *Tiedemann* zu seinen Führern gewählt, und vorzüglich aus dem letzten den Stoff genommen habe. „So weit ich mit den Quellen selbst näher bekannt war, fand ich die historische Treue und Genauigkeit dieses Forschers bewährt, und ich zweifle, dafs auch die sorgfältigste wiederholte Untersuchung der Quellen eine neue Ausbeute von irgend einigem Belange liefern möchte. Allerdings könnte man aus den bändereichen Commentaren der Scholastiker zu Aristotelischen Büchern oder zum Magister sententiarum noch manche einzelne Raisonnemens über ontologische und theologische Gegenstände zusammenlesen, die weder von Hn. *Tiedemann*, noch von mir, berührt sind; und danach man es mit dem Begriffe der historischen Vollständigkeit nähme, auch einen ungleich gröfsern Vorrath von Spitzfindigkeiten und Logomachien anhäufen, als hier vorkommt; ob aber damit der Wissenschaft und Lesern, die Belehrung und Unterhaltung suchen, ein Dienst geschehe, ist eine andere Frage. Wenigstens konnte ich mich nicht entschliefsen, meine Mufse auf eine solche Art zu verwenden, wobey des mühseligsten Fleifses eine so dürftige Belohnung wartet. Lieber habe ich mich bemüht diejenigen scholastischen Raisonnemens, die Hr. *Tiedemann* eines historischen Andenkens werth hält, und die ich ihm nacherzähle, deutlicher darzustellen, als vielleicht von ihm geschehen ist. Auch habe ich sie oft aus andern Grundsätzen beurtheilt und gewürdigt." Das letzte hat der Vf. wirklich geleistet; aber in Ansehung des erstern wäre zu wünschen gewesen, dafs es ihm gefallen hätte, etwas mehr Fleifs anzuwenden. Denn obgleich das Lob, das Hn. *Tiedemann* ertheilt wird, gerecht ist: so darf man sich doch nicht zu der übertriebenen Vorstellung verleiten lassen, als habe ein einziger Mann diese Quellen vollkommen erschöpft, und alles richtig aufgefafst. Die eigne Ansicht der Quellen wird davon jeden, der sich die Mühe nimmt, überzeugen. Nun klagt aber dieser verdiente Schriftsteller selbst nicht selten über Dunkelheit und Unverständlichkeit dieser und jener Stellen, und über Lücken. Dieses hätte doch wenigstens für denjenigen, der ihm nacherzählt, eine Auffoderung seyn müssen, diese Quellen noch einmal nachzusehen, um die Geschichte zu berichtigen. Von dem allen aber hat der Vf. so viel als nichts geleistet, und das, wie es uns scheint, blofs aus Bequemlichkeit, für welche die oben angeführte Stelle der Vorrede, eine Schutzschrift enthält. Stillschweigend hat er die Berichtigungen aufgenommen, welche einige kritische Blätter enthalten, und bey Abälard die Hauptsätze aus seiner Ethica nachgetragen.

Die erste Abtheilung des sechsten Theiles enthält erst den Rest des 18*ten Abschn.* von der scholastischen Philosophie, welche mit einem weitläuftigen Auszuge aus *Suarez* Disputat. metaphysic. beschlossen wird, dann im 19*ten Absch. Wiederherstellung der Platonischen und Aristotelischen Philosophie*, und im 20*ten Geschichte der Philosophie in dem sechzehnten Jahrhundert.* In diesen Abschnitten hat der Vf. alle Untersuchungen sorgfältig benutzt, welche neuere Gelehrte über die merkwürdigen Männer dieser Zeit angestellt haben, z. B. *Meiners* in seinen Lebensbeschreibungen, *Fülleborn* in seinen Beyträgen, und es ist nicht zu leugnen, dafs die Geschichte dieses Zeitraums an Interesse gewonnen hat. In den künftigen Bänden verspricht der Vf. auch eigne Forschungen aus den Quellen mitzutheilen.

CHE-

CHEMIE.

JENA, b. Frommann: *Darſtellung der neuern Unterſuchungen über das Leuchten des Phosphors im Stickſtoffgas* u. ſ. w., und der endlichen Reſultate daraus für die chemiſche Theorie von *J. W. Ritter*. Nebſt *Spallanzani's* Verſuchen und Bemerkungen über dieſen Gegenſtand. *Erſtes Stück.* 1800. 160 S. 8. m. 1 K.

Was auf dem Titelblatte gleichſam als Anhang angekündigt wird, nämlich *Spallanzani's* Verſuche, macht den alleinigen Inhalt dieſes Stückes aus; die Darſtellung des Ganzen, was über das Leuchten des Phoſphors u. ſ. w. bisher verhandelt worden, behält Hr. R. dem zweyten Stücke vor, deſſen Vollendung, nicht minder nützliche wiſſenſchaftliche Arbeiten (wie in der Vorerinnerung geſagt wird), ihm bisher nicht geſtatten wollten. Allein auch *Spallanzani's* Verſuche bleiben dem Naturforſcher, der ſie nicht in der Urſprache leſen kann, ein ſehr wichtiges Geſchenk. Selbſt dann, wenn man mit den Hauptreſultaten, zu welchen ſie führen, bekannt iſt, wird man dennoch dieſelben wegen der muſterhaften Art, mit welcher ſie angeſtellt wurden, mit Vergnügen leſen. Hn. *Göttlings* Verſuche über das Leuchten des Phosphors in verſchiedenen Gasarten, welche zu Reſultaten führten, die mit der *Lavoiſierſchen* Theorie unverträglich waren, veranlaſsten *Spallanzani* dieſen Gegenſtand aufs neue der Unterſuchung zu unterwerfen. Der Vf. bediente ſich bey ſeinen Verſuchen des *Giobertſchen* Eudiometers. Er überzeugte ſich bald, daſs der Phosphor, den er in dieſes Inſtrument hineinbrachte, der atmoſphäriſchen Luft keinesweges allen Antheil an Sauerſtoff entziehe, indem der Rückſtand, wenn er mit einer Auflöſung von Schwefelalkali oder mit Salpetergas behandelt wurde, noch einen Rückhalt von Sauerſtoffgas zeigte, der, wenn man die der Prüfung unterworfene Menge der atmoſphäriſchen Luft = 100 ſetzt, 6 Procent beträgt. Da nun Hr. *Göttling* ſich zu ſeinen Verſuchen eines Stickgaſes bediente, welches er durch Zerſetzung der atmoſphäriſchen Luft vermittelſt Phosphor erhalten hatte: ſo ſieht man hieraus, daſs er ſeine Verſuche keinesweges mit einem ganz reinen Stickgas anſtellte. Zugleich bemerkte *Sp.*, daſs die Feuchtigkeit der Luft das Verbrennen des Phosphors ungemein befördere; denn in Luft, der man durch trocknende Körper alle Feuchtigkeit entzogen, und welche man mit Queckſilber geſperrt hatte, erfolgt die Zerſetzung der Luft ungleich langſamer, auch zeigte der Phosphor ein nur ſchwaches Licht. Gleich aus den erſten Verſuchen ging aber das Reſultat hervor, daſs die Stärke des Lichts, welches der Phosphor verbreitet, in geradem Verhältniſſe mit der Menge Sauerſtoffgas ſtehe, welche in der Luft enthalten iſt. Hat Phosphor in einer beſtimmten Menge atmoſphäriſcher Luft aufgehört zu leuchten: ſo kann man aufs neue in manchen Fällen ein, wiewohl nur ſchwaches, kurze Zeit dauerndes, Leuchten hervorbringen, wenn man die rückſtändige Luft in ein anderes Gefäſs füllt. Mehrere Verſuche, die angeſtellt wurden, um den Grund dieſer Erſcheinung aufzufinden, lehrten deutlich, daſs durch dieſes Verfahren neue Theilchen von Sauerſtoffgas mit dem Phosphor in Berührung gebracht wurden. Durch das Umfüllen der Luft, wird theils eine beträchtliche Anzahl Sauerſtofftheilchen aus andern Stellen des Luftraums nach dem Orte hingetrieben, wo ſich der Phosphor befindet, theils kann auch das Waſſer, welches bey dem Umfüllen der Gasarten gebraucht wird, neue Antheile Sauerſtoffgas hergeben; denn aus den Verſuchen des Vfs. ergiebt ſich, daſs das Sauerſtoffgas ſich in gewiſſer Quantität mit dem Waſſer verbinden kann. Bey dem Leuchten des Phosphors in dem durch Phosphor bereiteten Stickgas, war bey gröſseren Mengen Phosphor, ſowohl Verminderung des Volumens der Luft, als auch Erzeugung von Säure bemerkbar. Wurde der Phosphor zu einer dünnen Haut ausgedehnt, und damit die Kugel eines Thermometers, welches man in das Eudiometer eingeſenkt hatte, belegt: ſo konnte man auch die Entbindung von Wärme bemerken, indem das Thermometer unter dieſen Umſtänden $2\frac{1}{3}$ Grad ſtieg. Wurden die Verſuche über das Leuchten des Phosphors in *ganz reinem Stickſtoffgas*, welches nach *Berthollets* Angabe (durch Uebergieſsen des fibröſen Theils des Blutes mit Salpeterſäure) bereitet wurde, angeſtellt: ſo zeigte der Phosphor kein Licht; auch ſtieſs er keine Dämpfe aus, welches aber ſogleich erfolgte, wenn ein auch noch ſo kleiner Zuſatz atmoſphäriſcher Luft dem Stickgas beygemiſcht wurde. Was das Verhalten des Phosphors im Waſſerſtoffgas betrifft: ſo ergiebt ſich auch hier das Reſultat, daſs nur eine Beymiſchung von Sauerſtoffgas es geſchickt machen kann, das Leuchten des Phosphors zu unterhalten. Sowohl Waſſerſtoffgas, welches man dadurch erhalten hatte, daſs man Waſſerdämpfe durch glühende eiſerne Röhren hindurchſtreichen lieſs, als auch ſolches, welches durch Uebergieſsen des Eiſens oder Zinks mit Schwefelſäure bereitet worden war, war mit einem Antheil Sauerſtoffgas verunreinigt, welches davon herzurühren ſchien, daſs man nicht ſorgfältig genug die atmoſphäriſche Luft abgehalten hatte, und in einem ſolchen Waſſerſtoffgas leuchtete der Phosphor allerdings. Hatte man aber die nöthige Vorſicht angewandt, es ganz rein zu erhalten: ſo war kein Leuchten des Phosphors bemerkbar. Waſſerſtoffgas, welches der Vf. *unmittelbar* an der *Salſa di Querzuola* auffing, zeigte keine Spur von Sauerſtoffgas, aber in dieſem leuchtete auch der Phosphor keinesweges. Das Verhalten des Phosphors in kohlenſaurem Gas gab mit dem angeführten ganz gleiche Reſultate. In höchſt reinem Sauerſtoffgas leuchtete der Phosphor nicht, ſo lange die Temperatur unter 24 Gr. R. war; ſtieg ſie bis auf 25°: ſo fing er an zu leuchten, und entzündete ſich kurz darauf. Wurde die Temperatur des Sauerſtoffgaſes nicht ſchnell, ſondern allmälig von Grad zu Grad erhöhet, und lieſs man das Medium, ehe man es ſtärker erwärmte, eine halbe Stunde

in

in diesem Zustande: so leuchtete der Phosphor schon bey einer Temperatur von 22° ohne in eine lebhafte Entzündung zu gerathen; das Sauerstoffgas wurde unter diesen Umständen schneller als die atmosphärische Luft zersetzt, und das Thermometer von 22½° auf 28° gehoben. Wurde ein unreines Sauerstoffgas, welches Stickgas hielt (z. B. das aus Braunsteinoxyd oder Salpeter entbundene) zu den Versuchen angewandt: so leuchtete der Phosphor schon bey einer Temperatur von 15°. Aehnliche Erscheinungen fanden Statt, wenn reines Sauerstoffgas mit Stickgas, oder Wasserstoffgas oder kohlensaurem Gas vermischt wurde, und zwar war die Temperatur um so niedriger, bey welcher der Phosphor anfing zu leuchten, je gröfser die Menge dieser zugesetzten Gasarten war. *Sp.* glaubt den Grund dieser Erscheinung darin zu finden, dafs diese mephitischen Gasarten die Basis des Sauerstoffgases bestimmen, sich mit dem Phosphor zu verbinden, wodurch dann die Vereinigung des Sauerstoffs mit dem Phosphor bey einer niederern Temperatur möglich wird. Je gröfser der Antheil von Stickgas ist, der einer gegebenen Menge Sauerstoffgas zugesetzt wird, um so niedriger ist die Temperatur, bey welcher der Phosphor anfängt zu leuchten; allein die Intensität des Lichts ist um so schädlicher, je kleiner das Verhältnifs des Sauerstoffgas gegen das des Stickgas ist. Die folgenden Versuche haben zur Absicht, den Einfluss zu bestimmen, welchen das Sonnenlicht auf die Reinheit des Sauerstoffgases hat. Die ersten Versuche, die *Spallanzani* über diesen Gegenstand anstellte, liefsen einige Zweifel übrig, folgende hingegen sind entscheidend. Reines Sauerstoffgas, welches 40 Stunden lang von der Sonne beschienen war, wurde gänzlich vom Phosphor absorbirt. Nach 100 Sonnenstunden blieb von 100 Theilen ein Rückstand von 2½, nach 250 Sonnenstunden ein Rückstand von 7 Theilen, nach 350 St. von 9½ und nach 407 von 11¼ Theilen, welcher Stickgas war. Allein der Vf. überzeugte sich bald, dafs weder das Licht noch die Wärme der Sonne hieran Antheil habe. Das Stickgas entband sich wahrscheinlich durch Zersetzung der atmosphärischen Luft, welche das Wasser absorbirt hatte, mit dem die Gefäfse gesperrt waren, während ein Theil reines Sauerstoffgas von dem Wasser wirklich absorbirt wurde, woraus zugleich die erfolgte Verminderung der in den Gefäfsen enthaltenen Luft zu erklären ist. Wurden die Gefäfse mit Queckfilber gesperrt der Sonne ausgesetzt: so nahm die Luft in ihrem Volumen nicht ab, und nach Verlauf von 332 Sonnenstunden fanden sich 100 Theilen Sauerstoffgas nur 1½ Theil Stickgas beygemischt, welche wahrscheinlich von der dem Queckfilber anhängenden Luft herrührten. Wurde das Gas in fest verschlossenen Gefäfsen dem Sonnenlichte ausgesetzt, und sowohl der Zutritt des Wassers und Queckfilbers, als auch der atmosphärischen Luft *gänzlich* abgehalten: so erlitt auch das Sauerstoffgas durch die Einwirkung des Sonnenlichts in Ansehung seiner Reinheit keine Veränderung. Versuche, die mit andern leuchtenden Körpern, z. B. einigen Holzarten, faulenden Thieren, den kriechenden und leuchtenden Johanniswürmchen angestellt wurden, gaben ganz ähnliche Resultate, wie der Kunkelsche Phosphor. Sie leuchteten im Sauerstoffgas sehr lebhaft, weniger in atmosphärischer Luft, in den mephitischen Gasarten (als dem Stickgas, Wasserstoffgas, kohlensauerm Gas), wenn sie rein sind, hingegen gar nicht, und nur mit einem flüchtigen Lichte, wenn sie mit atmosphärischer Luft vermischt worden.

ERDBESCHREIBUNG.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann u. Barth: *Neueftes Gemälde von Malta. Dritter Band.* 1800. 174 S. aufser einer Tabelle u. 1 Bog. Regifter.

Dieſs ist der 3te Th. des J. 1800 Nr. 262. angezeigten Werkes. Er enthält viel Merkwürdiges und Interessantes, das der Vf. aus den besten Schriftstellern zusammengetragen hat. Das 6ste Kapitel handelt von Malta's Klima, Fruchtbarkeit, Naturgeschichte, Producten und Handel, und ist das wichtigste in diesem Bande. Besonders fleifsig sind die Fisch- und Vögelarten behandelt; erstere werden in lateinischer, maltesischer und deutscher Sprache aufgeführt. — Malta enthält 16,000 Salmen brauchbares Land, auf welchen man 70—80,000 Salmen Getreides ärndtet. (Dieses Maafs hätte dem Leser näher erklärt und mit einem den Deutschen bekannteren verglichen werden sollen). S. 52. die Menschen werden wie Vieh zu Markte getrieben. — Der Boden der Insel Malta wirft mehr als 760,000 Thaler ab, und der von Gozo 250,000 Thaler. — Auf Gozo wird Gold und Silber gefunden. Das 7te Kap. giebt eine Beschreibung von ehemaligen und heutigen Sitten und Gebräuchen, Charakteristik, Sprache, Wissenschaften, Alterthümern, Künsten. — S. 88. Die Ritter haben die Sitten so verdorben, dafs kein ehrliches Weib, oder Mädchen in der Stadt la Valetta zu finden ist, einige wenige vom Adel ausgenommen. S. 104—132. Beschreibung der Insel Gozo. S. 132. Beschreibung der Insel Concino. — Auf einer beygefügten Tabelle wird die Bevölkerung von Malta und Gozo nach verschiedenen Schriftstellern angegeben; die höchste 150 bis 160,000 Menschen, die niedrigste 90,761, denn die von Abela von 53,594 ist zu alt. Der Vf. meynt, dafs man volle 100,000 Personen rechnen konnte, ehe die Franzosen im J. 1798 dahin kamen. S. 138 bis zu Ende enthält das neueste Gemälde des Ordens und seiner Besitzungen, bis in den April 1799. Auch sind hier mehrere öffentliche Staatspapiere abgedruckt.

Die Sprache des Vfs. ist nicht die beste, hin und wieder etwas undeutsch, und dabey ist das ganze Werk so von Druckfehlern entstellt, dafs man am Ende ein Verzeichnifs von mehreren Seiten davon auswerfen mufste. Das Italiänische besonders ist so verdorben, dafs es oft schwer ist, einen Sinn heraus zu bringen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 27. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbuschs W.: *Geschichte der neuern Philosophie* seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Von *Joh. Gottlieb Buhle. Erster Band. Einleitung*, welche eine Uebersicht der ältern philosophischen Systeme bis zum funfzehnten Jahrhunderte enthält. 1800. XII und 896 S. *Zweyter Band.* VIII u. 447 S. gr. 8.

Auch mit einem zweyten Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. *Sechste Abtheilung. Geschichte der Philosophie* von *Joh. Gottlieb Buhle. Erster* und *zweyter Band.* (4 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. fängt die neuere Philosophie nicht mit Descartes, sondern mit dem funfzehnten Jahrhundert, also überhaupt mit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften an, theils weil vor Descartes mehrere eben so originale Denker gelebt haben, theils weil auf diese Art die Geschichte der neuern Philosophie in den Plan des Ganzen besser einpasst. Diese neuere Philosophie entstand durch das wiederauflebende Studium der ältern griechischen Philosophen, und ihrer Geschichte geht daher die Kenntniss ihrer ältern Schwester voraus. Daher enthält dieser erste Band als Einleitung eine Darstellung der ältern Philosophie. Es fehlt uns zwar nicht an Schriften über diesen Gegenstand; allein der Vf. fand sie zu seinem Zweck entweder zu weitläuftig, oder zu kurz und trocken. „Ich habe mich, sagt er S. XI. hier blos auf eine Entwickelung der successiven Veränderungen der Philosophie als Wissenschaft selbst, und eine allgemeine Schilderung ihrer Beschaffenheit bey verschiedenen Völkern und der Ursachen derselben beschränkt, mit Vorbeylassung aller literarischen, kritischen und politischen Discussionen, und manches Detail, was nicht für meinen Zweck gehörte. In Ansehung der scholastischen Philosophie schien mir eine Charakteristik vorzüglich ihrer Form und Ursachen hinlänglich zu seyn, da sie gerade durch die Form sich am meisten unterscheidet, und der Inhalt sich nicht wohl in der Kürze verständlich angeben lässt, dieser auch mit der neuern Philosophie am wenigsten zusammenhängt, als deren Tendenz ihm vielmehr entgegengesetzt war; wenn gleich einzelne neuere Philosophen von den Scholastikern Manches entlehnten, oder in ihrer Art zu philosophiren in gewissen Behauptungen mit denselben übereinkamen. Uebrigens liegt bey dieser ganzen historischen Darstellung der ältern Philosophie mein Lehrbuch der Geschichte der Philosophie zum Grunde, so dass jene gewissermaasen als ein Auszug aus diesem zu betrachten ist, namentlich, was das Platonische, Aristotelische und Plotinische System betrifft." Ueber diesen Plan und die Ausführung desselben müssen wir einige Bemerkungen machen. Zugegeben, dass eine Darstellung der ältern Philosophie als Einleitung zur Geschichte der neuern unentbehrlich ist: so bezweifeln wir doch, dass sie in der Ausdehnung und Ausführlichkeit, wie sie hier vorgetragen ist, nothwendig war. Eine gedrängte Uebersicht der verschiedenen Systeme und eine bündige Entwickelung des Ganges, welchen die Philosophie als Wissenschaft genommen hat, als das Resultat der Geschichte der älteren Philosophie war zu diesem Zwecke zureichend, und konnte auf der Hälfte dieses Raums vorgetragen werden. Dieses Werk ist ein Auszug aus des Vfs. Lehrbuche, aber von weiterem Umfange, als der Vf. angiebt. Den Anfang und das Ende abgerechnet, in welchem die scholastische Philosophie in zweckmässiger Kürze dargestellt wird, ist das Uebrige ein unveränderter Abdruck der Paragraphen des Lehrbuchs mit Weglassung der meisten Anmerkungen. Hr. *B.* hätte also entweder jenes Lehrbuch weit mehr umarbeiten müssen, wenn es dem Zwecke einer Einleitung zur neueren Geschichte der Philosophie entsprechen sollte, oder, wenn er diese Mühe scheute: so konnte er immer seine Leser geradezu auf sein Lehrbuch verweisen, welche dadurch eher gewonnen als verloren hätten, anstatt dass sie jetzt, um beide Werke vollständig zu haben, Einerley zweymal kaufen müssen. Auch vermissen wir Gleichförmigkeit in Beziehung auf die literarischen und kritischen Anmerkungen. In der ersten Hälfte sind sie fast alle ausgefallen, die nothwendigsten Citate ausgenommen, in der zweyten dagegen viele, oft lange, aus dem Lehrbuche aufgenommen worden.

Weit mehr Zufriedenheit gewährt der zweyte Band, von welchem wir hier nur die erste Abtheilung vor uns haben, oder der Anfang der neuern Geschichte selbst. Der Vf. hat durchgängig die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt, aber auch selbst die Quellen studiert, mit philosophischem Geiste die Philosopheme herausgehoben, die denselben zum Grunde liegenden Ideen entwickelt, und wo es nöthig war, einer scharfen Beurtheilung unterworfen; mit einem Worte, um das Materiale und Formale der Geschichte der Philosophie sich unleugbare Verdienste erworben.

Bey der grofsen Ausführlichkeit, welche der Plan des Ganzen erlaubt, möchten wir den Vf. nur bitten, mit ftrengerer Auswahl zu Werke zu gehen, und nicht alles aufzunehmen, was nur in entfernterer Beziehung mit der Gefchichte der Philofophie zufammenhängt; auch bey den Zergliederungen philofophifcher Schriften oder ihren Auszügen fich mehr darauf zu befchränken, den Zeitgeift oder die Denkweife eines Mannes zu charakterifiren. Endlich dürfte auch hier und da die Anordnung der Gefchichte noch zu verbeffern feyn. Die erfte Periode bis auf die Reformation ift in mehrere Abfchnitte nach den Schulen (Platoniker, Myftiker und Cabbaliften) abgetheilt, wobey es unvermeidlich ift, theils die Zeitfolge zu vernachläfsigen, theils Männer, die nur eine fehr entfernte Aehnlichkeit haben, neben einander zu ftellen. Der Inhalt diefer Hälfte des zweyten Bandes ift folgender. *Erftes Hauptftück. Gefchichte der neuern Philofophie vom Anfange des 14ten Jahrh. bis zur Reformation im Anfange des 16ten. Erfter Abfchnitt. Von den allgemeinen Urfachen, wodurch im 14ten und 15ten Jahrh. die Wiederherftellung der Wiffenfchaften überhaupt und der Philofophie insbefondere bewirkt wurde.* Diefe Urfachen werden mit pragmatifcher Kürze ausgeführt. Unter die befondern Urfachen der Wiederherftellung der Philofophie rechnet der Vf. die Erfchöpfung und Erfchlaffung des menfchlichen Geiftes nach fo vielen unnützen und unfruchtbaren Speculationen, die wieder auflebende Poefie in Frankreich, Italien und Spanien, die Unterjochung des griechifchen Kayferthums durch die Türken und dadurch bewirkte Verpflanzung der griechifchen Literatur nach Italien, die Erfindung der Buchdruckerkunft. *Zweyter Abfchn. Gefchichte der Wiederherftellung des Studiums der claffifchen Literatur überhaupt in Italien während des 14ten und 15ten Jahrhunderts.* Diefer Abfchnitt hätte füglich mit dem erften verbunden werden können, in fofern das erneuerte Studium der claffifchen Literatur unter die im erften Abfchnitte angeführten Urfachen der Wiederherftellung der Philofophie gehört. Ueberdem ift der Gefchichte der Philologie ein eignes Fach gewidmet, welches von Hn. *Heeren* bearbeitet wird. Das Leben des *Petrarcha, Ficin*, und der nach Italien eingewanderten Griechen, welche in diefem Abfchnitte vorkommen, konnte bequemer da eingefchaltet werden, wo von ihren Verdienften, ihren Streitigkeiten u. f. w. die Rede ift. *Dritter Abfchnitt* (Aus Verfehen fteht Vierter und fo fort). *Ueber die Philofophie des Petrarcha* S. 86 — 119. Es ift zwar intereffant, den Sänger der Liebe auch als Denker aufgeführt, und feine Anficht von verfchiedenen Gegenftänden des praktifchen Lebens fo genau und ausführlich, als hier gefchehen ift, gefchildert zu finden; allein da Petrarcha, wie der Vf. felbft erinnert, fich nie mit wiffenfchaftlichen Unterfuchungen abgegeben hat, und feine Schriften nur Lebensphilofophie enthalten: fo dünkt uns diefer ganze Abfchnitt in einer Gefchichte der Philofophie nicht an feiner rechten Stelle zu ftehen. *Vierter Abfchn. Gefchichte des Studiums der Platonifchen und Ariftotelifchen Philofophie im Occidente im 14ten und 15ten Jahrhunderte.* S. 120 — 360. Eine Schilderung des Zuftandes der Literatur und der Philofophie in dem griechifchen Kayferthume eröffnet diefen Abfchnitt, um das Factum zu erklären, dafs die Einführung der Philofophie durch die Griechen in Italien mit dem Streite über den Vorzug der Platonifchen oder Ariftotelifchen Philofophie begann. Die wirklichen Vorzüge und Mängel beider, und die Urfachen und Zeitumftände, welche die eine vor der andern begünftigten, werden, wie man erwarten konnte, mit Scharffinn und Gründlichkeit entwickelt. Der Streit felbft wird fehr ausführlich erzählt, und von den Schriften des Pletho, Beffarion (vorzüglich ausführlich von feiner Schrift *in Calumniatorem Platonis*) und den andern dahin gehörenden ein Auszug gegeben. Den gröfsten Theil diefes Abfchnitts (S. 171 bis 341.) nimmt aber eine weitläuftige und beurtheilende Analyfe der philofophifchen Schriften des Ficin, vorzüglich feiner *Theologia Platonica* ein. Ungeachtet Ficin den Stoff dazu aus den Philofophemen des Plato, der Neuplatoniker, der Gnoftiker, Cabbaliften und den platonifirenden Kirchenvätern nahm: fo ift es doch intereffant zu fehen, was eine auf den Fittigen einer üppigen Phantafie über alle Gränzen des Erkennbaren ausfchweifende Vernunft daraus bildete. In der folgenden inftructiven Beurtheilung diefes Syftems, läfst der Vf. dem Ficin in Anfehung feines philofophifchen Geiftes, feines Scharffinnes und Eifers für die Begründung der Lehre von der Geiftigkeit und Unfterblichkeit der Seele alle Gerechtigkeit widerfahren, deckt aber eben fo gründlich die Mängel deffelben auf. Nur in Ein Urtheil können wir uns nicht recht finden. Das Syftem des Ficin, fagt er S. 322. 323. ift auf der einen Seite Pantheismus, und auf der andern Theismus. Allein die Gründe, welche für das erfte angeführt werden, beweifen nicht, was fie beweifen follten. Wenn die Gottheit, nach Ficin, die ewige Urform aller Formen ift, wenn alle Dinge in ihr und durch fie find, wenn die erfte Materie allein durch fie exiftirt, indem fie diefelbe aus Nichts hervorgebracht hat: folgt daraus, dafs Ficin den Urheber des Univerfums mit demfelben identificire? Aehnliche Erinnerungen laffen fich gegen das Räfonnement S. 330. 331. machen. — Die Ariftoteliker diefes Zeitraums übergeht der Vf. in diefem Abfchnitt mit Stillfchweigen, weil fich von ihnen nichts weiter fagen liefs, als dafs fie Commentarien über Ariftotelifche Bücher gefchrieben haben, und fchliefst daher diefen Abfchnitt mit zwey Männern, welche gröfsere Aufmerkfamkeit verdienten, *Nicolaus Cufanus* und *Rudolphus Agricola*. Der erfte wurde fchon in dem 2ten Abfchn. als ein Skeptiker angeführt, wie auch fchon in Staudlin's Geift und Gefchichte des Skepticismus gefchehen ift. „In einem Werke *de docta ignorantia praeciſionis veritatis inattingibilis*, heifst es S. 81., kämpft er befonders gegen die Sucht der Scholaftiker, über jeden Gegenftand, auch wenn er die Schranken der menfchlichen Vernunft fchlechterdings überfteige, disputiren zu wollen. Er felbft näherte fich in feiner Art zu philofophiren der

skeptischen Denkart. Von demselben Werke heifst es weiter unten S. 343. „Es ist eine Metaphysik auf die Idee des unbedingten Maximums, das zugleich die absolute Einheit ist, erbaut, aus welcher zuletzt Nicolaus auch die positive Religionsdogmatik und die Geheimnisse der Dreyeinigkeit und der Erlösung zu erklären sucht. Die *docta ignorantia* besteht in der Wissenschaft, dafs das unbedingte Maximum, oder die absolute Einheit an sich unerkennbar sey, weil das Medium aller Erkenntnifs durch eine Zahl gegeben seyn mufs, jenes Maximum aber sich über alle Zahl erhebt. Diese Wissenschaft ist also in ihrem Resultate eine gelehrte Unwissenheit." Wir hätten gewünscht, der Vf. hätte näher entwickelt, wie dieser Dogmatismus und Skepticismus in diesem Werke zusammenhänge; denn beide scheinen einander, nach der gegebenen Darstellung, aufzuheben. Mufs man vielleicht den Theologen von dem Philosophen unterscheiden? Vielleicht läfst sich durch ein besseres Studium der Schrift *de conjecturis*, über deren Unverständlichkeit der Vf. klagt, mehr Aufschlufs erwarten. Interessante Nachrichten von *Rudolphus Agricola* und dessen Werke *de dialectica inventione*, worunter vorzüglich die Urtheile über den damaligen Zustand der Philosophie und anderer Wissenschaften, aus dem 1 K. des 2 Buchs merkwürdig sind, machen den Beschlufs. — Die praktische Philosophie ist fast ganz leer ausgegangen. Der Vf. erwähnt blofs der Briefe des Ficin wegen der darin vorkommenden trefflichen Maximen. Es ist freylich wahr, dafs die Moral aus leicht zu begreifenden Ursachen, weit weniger bearbeitet wurde; wenn indessen von dem Angeführten vieles blofs zur Charakterisirung der in diesem Zeitalter herrschenden Denkart in Beziehung auf das Theoretische dient: so konnte und mufste dieselbe Rücksicht auch auf das Praktische genommen werden. Weil es wenige philosophisch praktische Schriften gab (unter denen doch des *Laurentius Valla* Buch *de Voluptate et vero bono* erwähnt werden könnte): so müssen die Data dazu freylich in mehreren Schriften, selbst in theologischen mit mühsamem Fleisse zusammengesucht werden. Der *fünfte Abschnitt* enthält endlich die *Geschichte der cabbalistischen Philosophie im funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.* S. 360—447. Der Vf. geht auf den Ursprung der Cabbala zurück, zieht die Hauptgedanken derselben aus *Irira Porta Coelorum* heraus, und handelt darauf von den Philosophemen des *Joh. Picus Mirandola* (vorzüglich gegen die Astrologie) *Reuchlins*, *Venetus*, *Agrippa von Nettesheim*, *Paracelsus*, *Jacob Böhm*, *Fludd*, *der Rosenkreuzer*, *Joh. Pordage*. Nach unserm Dafürhalten ist die Cabbala, in sofern sie sich auf vorgebliche Offenbarung gründet, keine Philosophie, sondern vielmehr der Tod derselben, und es sollte eigentlich in einer Geschichte der Philosophie von keinem cabbalistischen Philosophen, auch nicht von Böhm und mehreren dieser Art, sondern nur von denen Männern die Rede seyn, welche die Cabbala bestritten, und sich sonst der Unvernunft widersetzt haben. Der zweyte Theil dieses Bandes wird sich mit den Aristotelikern des sechszehnten Jahrhunderts, mit dem Einflusse der Reformation auf die Philosophie, und mit den nun auftretenden Systemen mehrerer originaler Denker beschäftigen.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Müller: *Rath Friedheims Röschen auf ihren ökonomischen Wanderungen*, von *R. C. Lossius*. Ein ökonomisch nützlicher Roman. 1800. 17 Bog. 8. m. illum. Kupf. (1 Rthlr.)

Die Absicht des Vfs. ist: jungen Leuten, vorzüglich Mädchen, die von Jugend auf in Städten erzogen wurden, also von den beschwerdevollen Geschäften des Landlebens gar keinen Begriff haben, sich das allenfalls wie ein arkadisches Hirtenleben denken, oder wohl gar der Meynung sind, dafs dem Landbewohner alle seine Erzeugnisse ganz umsonst zuwachsen, in dem gefälligen Gewande eines Romans eine Art von Unterricht in die Hände zu spielen. Diese Idee ist bey der leider! noch immer herrschenden Vorliebe zur Romanenlectüre gar nicht zu verachten, und es wäre kein geringes Verdienst, wenn es dem gutmeynenden Vf. glücken sollte, manche Stadtnärrin, die unter Assembleen und Tänzen, und im Geräusch zerstreuender Gesellschaften aufgewachsen ist, durch die Lectüre dieses Büchleins zum ernstern Nachdenken zu bringen. Vielleicht wäre dieſs um so mehr gerade jetzt ein Wort zu seiner Zeit geredet, da fast der gröfste Theil der Landprediger sich Gattinnen aus den Städten holt, die also in der Regel zu viel Unwissenheit und Bequemlichkeit mitbringen, als dafs sie das ehrenvolle Loos einer ländlichen Wirthin mit Ruhm und Ehren ausfüllen könnten. Dieser Umstand gehört mit zu den Ursachen, derentwegen mancher junge Kandidat sich scheut, eine mit Ackerbau verbundene Pfarre anzunehmen, oder ist er seiner Meynung nach so unglücklich, eine solche Stelle zu erhalten, die erste beste Gelegenheit ergreift, sich diese vermeyntliche Last vom Halse zu wälzen; welches dann ein Schritt mehr zu den unseligen Vererbpachtungen der Pfarrländereyen ist, wodurch schon jetzt manche brave Prediger-Familie so gut wie an den Bettelstab gebracht ist. — Hätte der Vf. *diesen* Gesichtspunkt aufgefafst, die häusliche Glückseligkeit einer solchen Familie, die bey so kleinen Haushaltungen als eine Predigerwirthschaft ist, dem gröfsten und bedeutendsten Theil nach, von der Hausmutter gegründet wird, durch alle kleine Nüancen durchgeführt, und uns auf diese Art ein Gemälde dargestellt, etwa in dem Colorit, wie der würdige Vf. des *Vater Roberts* auf seine Art uns darstellte: so würde er etwas Gutes geleistet haben. Alsdann hätten die schalen Liebesgeschichten, womit der Vf. seinen trocknen Unterricht glaubte überzuckern zu müssen, besseren und ungleich rührendern Scenen häuslicher, auf Fleifs und Anstrengung gegründeter, Glückseligkeit Platz machen können. So wäre dieſs ein Lesebuch geworden, das jeder Vater seiner Tochter hätte mit gu-

tem

tem Gewiſſen in die Hände geben können, welches Rec. mit dieſem Buche bey ſeinen Töchtern nicht thun möchte. — Der ökonomiſche Unterricht erſtreckt ſich übrigens nur auf Kenntniſs einiger Futterkräuter, auf Melken, Buttern und Käſemachen. Die illuminirten Kupfer enthalten die Zeichnungen vom gewöhnlichen rothen Klee, von der Eſparſette und von der Luzerne. Den äſthetiſchen Werth der Geſchichte vermag Rec. nicht zu beurtheilen; indeſſen hat ſie, nach ſeinem Gefühl, einen albernen und unbefriedigenden Ausgang.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Kaven: *Ueberſicht der ökonomiſchen Pflanzencultur* von *Joh. George Reyher*, der Arzneykunde Prof. zu Kiel. 1800. 392 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vorerinnerung nach, ſoll dieſes Buch den Landſchullehrern bey dem Unterricht zum Leitfaden dienen. Der Vf. hat daher das, was von ökonomiſchen claſſiſchen Schriftſtellern bisher vom Pflanzenbaue ausführlich gelehrt worden, in einem recht guten Zuſammenhang kürzlich dargeſtellt. Ob aber alles in dem gegenwärtigen Werke mit den Theorieen jener Männer übereinſtimme, getrauet ſich Rec. nicht ſo geradehin zu behaupten. Er würde z. B. nicht mit dem Vf. S. 20. ſagen, daſs die Moore oder Brüche immer einen Thon zur Grundlage haben. Denn wenigſtens findet Rec. in ſeinem Vaterlande und mehrern angränzenden Ländern die Moore mit keinem Thon, ſondern mit weiſsem hin und wieder auch mit rothem Sande unterlegt. Nach S. 48. ſoll der friſche Dünger dem Weitzen unzuträglich, ein umgeſtürztes Gerſten- oder Haberland aber, das vor der Einſaat dieſer Getreidearten bedüngt worden, gedeihlicher ſeyn. In Preuſsen, Sachſen, der Lauſitz, Schleſien ſagt faſt durchgängig der friſche Dünger dem Weizen am beſten zu. Von dem Buchweizen wird S. 55. als die beſte Saatzeit die Mitte des Maymonats angegeben. Hier muſs eine warme Witterung, daran es öfters um dieſe Zeit noch ſehr fehlt, die Richtſchnur allein abgeben; öfters ſind das Ende dieſes Monats oder der Anfang des Brachmonats zur Ausſaat dieſer Frucht die beſten Zeiten, weshalb auch faſt überall bey uns in jedem Jahre eine frühe, mittlere und ſpäte Saatzeit gehalten wird, damit, wo nicht alle, doch die beiden letztern oder eine derſelben einſchlagen möge. Flittergold ſoll nach S. 69. die Sperlinge vom Getreidefraſse verſcheuchen. Wenn wir einen Kirſchbaum damit beſtecken: ſo wird der Sperling nach wenig Tagen des Kniſterns dieſes Materials ſo gewohnt, daſs unſre Kirſchen nach wie vor ſein Geäſe bleiben. Und wie wäre es thunlich, ein ganzes Kornfeld ſo mit Kniſtergold zu beſtecken, daſs deſſen Laut den Vogel überall ſchrecken könnte? Vom Honiggraſe *Holcus lanatus* L. S. 148. kann nicht geſagt werden, daſs es keine ausdauernde Wurzel habe. Es iſt vielmehr eines unſrer am meiſten perennirenden Futtergräſer. Die nicht wenig vorkommenden orthographiſchen Fehler der lateiniſchen Pflanzennamen, ſind wohl nur als Druck- oder Correcturfehler anzuſehen.

LEIPZIG, b. Richter: *J. A. Lehmanns auf Erfahrung gegründete Bemerkungen, Regeln und Grundſätze.* Zur Verbeſſerung des Acker- Wieſen- und Gartenbaues, Forſtwiſſenſchaft, Viehzucht und anderer häuslicher Geſchäfte. 1800. 333 S. 8. (21 gr.)

Enthält gröſstentheils eine Sammlung von allerley einzelnen ökonomiſchen Handgriffen, Kunſtſtücken, Recepten etc., deren man freylich ſchon in Menge hat, die ſich indeſſen dadurch von andern ähnlichen Excerpten unterſcheiden, daſs dieſe mit ſtrengerer Auswahl zuſammengetragen wurden. Rec. kann ſie daher jedem Liebhaber ökonomiſcher Kenntniſſe und häuslicher Geſchäfte, dem eine gröſsere Bücherſammlung abgeht, mit gutem Gewiſſen empfehlen. Die Abhandlung von Dämpfung des Flugſandes iſt lehrreich, richtig und ſchön, nur Schade, daſs ſie nichts von der Bepflanzung ſolcher öder Strecken enthält, wozu es doch ebenfalls ſchon brauchbare Anweiſungen giebt.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Nürnberg*, b. Bieling: *Kurze Beſchreibung von Aegypten* in geographiſcher und politiſcher Hinſicht, und der neueſten daſelbſt vorgefallenen kriegeriſchen Begebenheiten. Nebſt einer gedrängten Nachricht von den Mammeluken und den daſelbſt befindlichen Janitſcharen, ſo wie auch von einigen gegenwärtig auf dem Kriegsſchauplatz ſich vorfindenden ruſſiſchen Kriegsvölkern. 1800. 10 S. 4. Mit 2 Kpft. Ja wohl gedrängt ſind dieſe Nachrichten, und dabey ſo verſtümmelt und unrichtig, daſs ſie nur dem Landmann in der Schenke, der über Aegypten und Mammelucken, und Janitſcharen und Kalmuken und Kofaken etwas mehr wiſſen will, als die Zeitungen ſagen, behagen können. Für ihn ſind auch die Bilderchen der Streiter zu Fuſs und zu Pferde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Strafe und Bestrafung.* Von D. *Karl Theodor Gutjahr*, Lehrer der Rechte auf der Universität zu Leipzig. 1800. 364 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift beantwortet Fragen, welche, wie bekannt, in den letzten Jahren des verwichenen Quinquennii sehr in Bewegung gekommen sind. Der Begriff und Zweck der Strafe, Imputation, Milderungsgründe u. s. w. machen den Hauptgegenstand derselben aus. Ein eigentlicher Auszug, eine bündige Darstellung der Hauptmomente des Räsonnements, der Gründe und des Zusammenhangs mit ihren Folgerungen, ist nicht wohl möglich. Wir begnügen uns, die Meynungen des Vfs. über Strafe überhaupt und einige damit unmittelbar verbundene Lehren, kürzlich anzugeben. Er unterscheidet die Strafe von *Schadloshaltung*, *Vertheidigung*, *Ahndung*, *Vergeltung*, *Züchtigung*, *Rache*, und nimmt mit Hn. *Feuerbach* kein Recht zur *Prävention*, als ein ursprünglich durch die Beleidigung begründetes Recht des Menschen an. Gegen Wahrscheinlichkeit giebt es keine Vertheidigung, sondern nur eine Sicherstellung. „Es braucht eines positiven Gesetzes, um den „noch bevorstehenden wahrscheinlich widerrechtlichen Erfolg der Handlungsweise eines andern, als „bereits erschienen anzunehmen, und mir die Vertheidigung wirklich zu gestatten, wo ich, der ursprünglichen Natur der Sache nach, blos in der „Nähe derselben stand; es bedarf einer besondern „*Uebereinkunft*, um da mit meinem Arme schlagen zu „dürfen, wo ich ihn eigentlich blos aufheben konnte; es ist eine factische Annahme vonnöthen, um „das Urtheil, ob ein gewisses Verhältniss zwischen „mehrern vorhanden sey, nicht auf die sich zwischen „beiden angebenden Thatsachen zu stützen, sondern „blos und allein dem vernünftigen Glauben des einen dieser mehrern anzuvertrauen.“ Auf einen solchen Vertrag zwischen dem zu Bestrafenden und dem Strafenden, gründet sich das Recht der Prävention. Der Mensch unterwirft sich durch Vertrag dem Zwang zur Abwendung der zukünftigen, aus der begangenen Uebertretung entstehenden, Gefahr von neuen Rechtsverletzungen. Und diese *Prävention* ist nun die *Strafe*, die also auf Abwendung zukünftiger Beleidigungen gerichtet, lediglich auf den einzelnen Uebertreter selbst berechnet, und aus einem ausdrücklichen Vertrag, welcher der Zuvorkommung erst den Charakter des Rechts ausdrückt, abgeleitet ist. Darin geht also der Vf. zu den Vertheidigern der Präventionstheorie über, die hier von neuem, aber mit einer Modification erscheint, welche eine grosse Lücke derselben füllen soll. Den morschen Stützen, auf welchen man gewöhnlich dieses Gebäude aufführt, wird ein alles heiligender Vortrag untergeschoben. Das läfst sich nun freylich hören; der Streit wird dadurch wenigstens auf einen andern Punkt gestellt. Ob er dadurch gehoben sey, wäre eine andere Frage. Es kommt alles nur darauf an, wie es sich mit der *Wirklichkeit* dieses Vertrags verhält; ob ein Grund der Nothwendigkeit für denselben existirt, und ob sich aus der Natur der bürgerlichen Gesellschaft das Daseyn einer solchen Convention erweisen läfst. Die Denkbarkeit und die rechtliche Möglichkeit eines solchen Vertrags, und dafs aus ihm ein Präventionsrecht *erklärbar* ist, das beweiset noch nicht das geringste für die Haltbarkeit dieser Theorie. Aber, liefsen sich auch jene Foderungen befriedigen — es bliebe denn immer noch sehr problematisch, ob das durch diesen Vertrag begründete Recht, das *Strafrecht* sey. — Uebrigens weicht der Vf. noch darin von der gewöhnlichen Darstellungsart der Präventionstheorie ab, dafs er keine physische, sondern nur eine psychologische, Prävention annimmt. Er glaubte daher auch an keine Todesstrafe, als *Strafe:* nur aus dem Recht der *Nothwehr* kann, nach Hn. *G.*, die Tödtung gerechtfertigt werden, wobey er jedoch selbst die Frage aufwirft: wie eine Gesellschaft gegen Einzelne in diese Lage kommen könne. — Um das Verhältniss der Strafe zur strafbaren Handlung zu bestimmen, kommt es, nach S. 94. auf drey Punkte an: 1) wie gros die Rechtsverletzung; 2) wie gros die Wahrscheinlichkeit sey, dafs sie werde wiederholt werden; 3) ob das Strafübel gerade zureiche, diese Wahrscheinlichkeit aufzuheben, ihr das Gegengewicht zu halten. Von der Milderungsphilosophie ist der Vf. kein Freund. Er scheint sich zu dem *Feuerbach'schen* Rigorismus zu bekennen.

Wir erlauben uns nun über den eigentlichen Genius, der durch dieses Buch herrscht, einige allgemeine Bemerkungen. Durch mehrere treffende und scharfsinnige Aeufserungen zeigt der Vf. seine Talente, die uns viel von ihm versprechen; seine Sprache ist lebhaft, und zuweilen schön. Aber, man vermifst nur zu oft den ruhigen, gemessenen Schritt des Philosophen; oft wird der Zusammenhang der Gedanken nicht durch die Vernunft, sondern durch die Phantasie bewirkt, und eine Anspielung oder eine Tirade erwartet uns oft da, wo wir ein Philosophem zu finden glauben. Aus Hafs gegen die Termino-

minologie der philoſophiſchen Schulen, wird er oft unbeſtimmt und undeutlich, und aus Beſtreben, überall nicht nur ſchön, ſondern auch überall witzig, überall originell zu ſchreiben, wird er geziert, langweilig oder dunkel. — Nur einige Beyſpiele, denen wir leicht noch mehrere zugeben könnten. S. 35. „Allgemeine, und mithin gewiſſe Natur der vernünftigen Weſen macht die Baſis des Rechts, und alle „ſeine Aeufserungen beruhen, wie ſeine Baſis, eben„falls auf Gewifsheit. Wo es nicht ſchlagen kann, „ſchlägt es gar nicht; wo dieſes angeht, ſchlägt es „gewifs; bey Vermuthung und Wahrſcheinlichkeit „ſpricht es gar nicht; bey Gewifsheit ſpricht und „ſchlägt es zugleich.“ Wie ſoll man einen ſolchen Perioden nennen? Folgender Satz iſt ein Hauptſatz, auf den Hr. G. viel baut, und wie lautet der! S. 36. „Es zeichnet ſich vorzüglich unter den wahrſcheinli„chen Wirkungen der Beleidigung der moraliſche „Einfluſs derſelben aus; und man geht hier in der „That nicht zu weit, wenn man von jedem Ereig„niſs, von jeder Abänderung in der Erſcheinungs„welt, deren Urſprung ſich von der vorausgegange„nen Beleidigung ableiten läſst, Folgen befürchtet, „und dieſe frühern oder entferntern Folgen allge„ſammt wegwünſcht. Jede Spur enthält einen Ver„ſuch; und unſere Beſorgniſs kann ſich nicht allein „auf die rechtswidrigen Erſcheinungen, welche die „Beleidigung zunächſt hervorbringt, wie z. B. die „Schmerzen des Verwundeten, beſchränken, ſondern „jeder Umſtand, welcher auf die Beleidigung Bezug „hat, ſelbſt die gegen das Rechtswidrige der Hand„lung gerichteten Vorſchritte der Gerechtigkeit, alles „ſind Momente für die moraliſche Erregbarkeit, und „mehr noch für das gleich unerklärte Princip der Ge„wöhnung im Menſchen, ſind Browniſche Potenzen „in der juridiſchen Welt.“

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Faunae Sueciae a Carolo a Linné inchoatae. Pars I.* ſiſtens *Mammalia, Aves, Amphibia et Piſces Sueciae*, quam recognovit, emendavit et auxit *Andreas Joannes Retzius*, in Academia Lundenſi hiſtoriae naturalis, oeconomiae et chemiae profeſſor c. tab. aeri inciſa. 1800. 362 S. 8.

Der thätige Vf., welcher durch ſeine *Obſervationes botanicae* und die *Flora Scandinaviae*, wovon 1795 die zweyte Auflage in eben dem Verlage erſchien, ſich ſchon um die Pflanzenkunde verdient machte, liefert uns hier eine vollſtändige Bearbeitung der *Fauna ſuecica Linnaei*, welche zuerſt 1746, und dann ſehr vermehrt 1761 erſchien. Wir wollen dieſe letzte Ausgabe zum Maafsſtabe unſerer Vergleichung der neuern machen, und beſonders durch Aushebung der neu hinzugekommenen, in Schweden beobachteten, Gattungen zeigen, welche Verdienſte der Herausgeber ſich bey dieſer Arbeit erwarb. *Retzius* hatte dieſelbe ſchon 1781 fertig. In der Claſſification der Säugthiere weicht der Herausgeber von der Linnéiſchen in etwas ab. Es iſt dieſelbe, welche ſich in der Probeſchrift: *Animadverſiones in Claſſem Mammalium Linneanam*, die von *Sömmerberg* vertheidigt wurde, findet. *Retzius* nimmt nämlich zehn Ordnungen an: 1) *Primates;* 2) *Noctiolae*, welche ein einziges Geſchlecht: *Veſpertilio*, faſſen; 3) *Ferae;* 4) *Foſſores*, dahin rechnet er das Schwein, den Igel, die Spitzmaufs (*Sorex*) und den Maulwurf; 5) *Glires;* 6) *Pecora;* 7) *Jumenta;* [8) *Bruta*]; 9) *Belluae;* 10) *Cete.* — Die Beſchreibungen der Geſchlechter, welche ſich in der alten Ausgabe nicht finden, ſchickt *R.* in ſeiner Ausgabe der Beſchreibung der Gattungen voraus, und hat dadurch dieſelbe viel nutzbarer gemacht. Zum Beyſpiel in der Ordnung der Nachtbewohner, wird das Geſchlecht *Veſpertilio* ſo beſtimmt: *Dentes omnes erecti, acuminati, approximati, numero in ſpeciebus inaequali; manus palmatae volitantes, membrana corpus cingente.* Dieſs iſt im Grunde Linné's Beſtimmung, nur die Beſtimmung der Ungleichheit der Zähne iſt Zuſatz des Herausgebers. Linné kannte nur zwey Gattungen in Schweden: *marinus* und *auritus*, dieſen hat *R.* noch *noctula*, *babaſtellus*, *pipiſtrellus*, beygefügt. Von *Phoca vitulina* hat der Herausgeber folgende Varietäten beobachtet: *flaveſcens*, *argentea*, *foetida*, *vitulina*, *capite laevi vertice retuſiuſculo.* Hr. *R.* iſt geneigt zu glauben, dafs dieſs eben ſo viele verſchiedene Gattungen ſeyen, wagt dieſelben aber nicht zu beſtimmmen. Bey dem Geſchlecht *Canis* ſetzt Hr. *R.* den von Linné beobachteten Varietäten von *familiaris*, neun an der Zahl, noch acht bey. Die von Linné aufgeführte Gattung *felis cauda truncata corpore albo maculato*, betrachtet der Herausgeber als Varietät von *f. lynx*, ſo wie noch eine andere: *corpore rufeſcente*, *maculis pallidis*, macht jedoch dabey die Bemerkung, er halte dieſelben für beſondere Gattungen, habe aber nicht die nöthigen Kennzeichen aus den Schriftſtellern mit Sicherheit auffinden können. Die Geſchlechter: *Muſtela* und *Viverra*, verbindet Hr. *R.*, weil er, wie er in der Anmerkung bemerkt, nicht ſähe, wie man dieſelben unterſcheiden wolle, wenn nicht die längere Naſe, der Stinkbeutel und die Lage des hinterſten Backzahns in den letzten etwas dazu beytrügen. Der Herausgeber führt folgende Gattungen an: *Muſtela lutra, lutreola* (*Viverr. lutra* und *lutreol.* beym Linné), ferner *Martes*, *foina*, *putorius*, *erminea*, *vulgaris nivalis*, welche alle in Schweden vorkommen. Die Gattungen *foina* und *vulgaris* ſind in der neuen Ausgabe hinzugekommen. Aus dem Geſchlecht *Urſus* bildet der Vf. drey Geſchlechter, *Urſus*, *Gulo* und *Meles*, welche er nach den Backenzähnen beſtimmt; *urſus* nämlich hat drey Backenzähne oben und viere unten; *Gulo* hat viere oben und fünfe unten; *Meles* eben ſo, nur ſind die Backenzähne ſo verſchieden, dafs bey jenem *drey* in der obern Kinnlade eine ſpitzige Krone haben, in dieſem *zwey;* in der untern vier bey jenem und drey bey dieſem; auch hat *Meles* in dem obern Kiefer keine *dentes intermedios.* — In der vierten Ordnung, welche Hr. *R.* Grabthiere, Wühler, *foſſores* nennt, ſtehen die *beſtiae L.* Unter *Sus ſcroja* finden ſich zwey Varietäten: *S. ſcrof. chinenſis* und *pedibus monungulis.* — Den

— Den *Sorex* Gattungen, nämlich *araneus* und *fodiens*, welche letzte in der neuen Ausgabe hinzugekommen ist, fehlt nach Hn. R. Beobachtung der zygomatische Bogen. Bey den Mäusen macht der Vf. zwey Unterabtheilungen: a) *cauda annulata subnuda*, dahin rechnet er: *decumanus* (*norwegicus Erxleb.*), *rattus musculus*, *sylvaticus*; b) *cauda pilis brevibus vestita*, dahin werden gezogen: *mus amphibius* und drey Varietäten. — Bey der Anordnung der Vögel hat der Herausgeber ganz Linné's System befolgt, übrigens die Handschrift des Prof. *Leche* zu Abo über die Vogel Schwedens, und die Beobachtungen eines *Thunberg*, *Oedmann*, *Lindroth*, *Wachtmeister*, wie er in der Vorrede versichert, über diesen Gegenstand benutzen können. Von *Falco* finden sich mehrere Gattungen in Schweden, welche Linné bey der Herausgabe seiner Fauna noch nicht kannte, nämlich: *Lagopus*, *pygargus*, *cyaneus*, *rufus*, *ater*, *Lithofalco*, *fasciatus*. Vom *Strix* beschreibt Hr. R. eine neue Gattung: *lapponica*, *corpore supra ex fusco cinereo ferrugineo*, *albidoque maculato subtus cinereo canescentique variegato*, *iridibus flavis*, *gula barbata*. Das Geschlecht *Anas* ist in der neuen Ausgabe mit fünf Gattungen vermehrt. Aus dem Geschlecht *Colymbus* macht der Herausg. mit einigen neuern Ornithologen mehrere; *Uria* nach *Fabricius* und *Latham*, dahin kommen: *Colymbus Grylle* und *Troile*, der alten Ausgabe, ferner: *Podiceps rostrum edentutum*, *rectum*, *subulatum acutum*. *Nares lineares* u. s. w., unter diesem Geschlecht stehen: *Colymb. cristatus*, *auritus* Lin. und andere, die später beobachtet wurden, wie: *obscurus*, *rubricollis*, *minor*. *Larus parasiticus* L. bringt der Herausgeber mit *Brunning* und *Fabricius* unter ein eigenes Geschlecht: *Cataracta*. Von diesem Geschlecht findet sich nur *Cataracta Skua* (*Larus Catarractes Lin.*) in Schweden. — *Sterna caspia* findet sich in der alten Ausgabe nicht, und ist schon von *Oedmann* in *Act. suecic.* 1782. p. 230. beschrieben. *St. nubilosa* ist eine neue Gattung: *subtus alba*, *supra nigro-albo cinerascentique fusca*, *cauda forficata*, *rostro pedibusque nigris*. Von *Scolopax* finden sich in Schweden, ausser den von Linné beschriebenen: *S. fusca*, *paludosa*, *gallinula*, *Calidris*. Bey *Tringa* sind hinzugekommen: *stricta*, *hyperborea*, von der letzten Gattung werden Männchen, Weibchen und Küchlein beschrieben, ferner: *cinctus*, *grisea*, *cinerea*, *islandica pusilla*. Rec. übergeht hier mehrere Gattungen, welche bey den folgenden Geschlechtern hinzugekommen sind. Bey *Columba oenas* werden dreyzehn Varietäten angeführt. Zu *Alauda* sind *trivialis* und *cristata* hinzugekommen. Bey dem Krammetsvogel wird die besondere Bemerkung gemacht, dass einer dieser Thiere, der bey einem Vogelhändler den Gästen den Wein aus den Gläsern zu trinken gewohnt war, kahlköpfig wurde. *Retzius* beobachtete dasselbe an einem Papagey. Dieser verlor bey Fleischkost u. s. w. alle Federn, befand sich übrigens wohl. Er erhielt aber seine Federn wieder, als man seine Diät änderte. Den besondern Charakter des Geschlechts: *Emberiza Tuberculum in medio mandibulae superioris intus*, hat zuerst *Leche* beobachtet. Er ist von *Pennant* und *Latham* schon benutzt worden. — *Motacilla flava* L. hat der Herausgeber mit *Latham boarula* genannt. *M. Fethys*, welche Linné in der ersten Ausgabe angeführt, in der zweyten aber weggelassen hatte, hat R. wieder aufgenommen. *M. acredula* hält der Herausg. für eine Varietät von *M. trochilus*. Auch von *Parus* hat R. mehrere Gattungen als in Schweden lebend gefunden, z. B. *P. Cyanus*, *caudatus*, *biarmicus*.

Von der Classe der Amphibien finden sich nur vier Geschlechter in Schweden, nämlich: *Rana*, *Lacerta*, *Coluber* und *Anguis*. Auch in dieser Classe sind die Zusätze des Herausgebers beträchtlich. Unter dem Geschlecht *Rana* sind hinzugekommen: *bufina*, *portentosa* und *campanisona*, bey *Lacerta*, *Triton*, *porosa*. Diese letzte scheint der Vf. für eine neue Gattung zu halten; er beschreibt dieselbe: *dorso cristato*, *corpore verrucoso ad latera serie utrinque porosum*, *cauda lanceolata ancipiti* u. s. w. Dieselbe ist übrigens der *L. palustris L.* sehr ähnlich. Von *Lac. agilis* werden mehrere Varietäten beschrieben.

In der Classe der Fische finden sich einige Veränderungen in der systematischen Aufstellung derselben. Die Hauptabänderung besteht darin, dass R. die Unterabtheilungen der knorplichen Fische, welche er unter den Namen Fische mit verborgenen Kiefern aufführt, danach bildet, ob sie blosse Spirallöcher oder verbundene Kieferdeckel haben. Die ersten nennt er *Chondradei* und die andern *Enchelares*. Auch diese Classe hat in Vergleichung mit der Linnéischen zweyten Ausgabe der *Fauna suecica* viele Zusätze bekommen. *Myxine* hat der Herausgeber mit Recht hierher gezogen, und beschreibt die Gattung *glutinosa*. Von *Petromyzon* wird noch die Gattung *marinus* beschrieben. Die *Raja pastinaca* soll sich im Südmeere, aber selten, finden. Zu *Squalus* sind die Gattungen: *Canicula*, *Carcharias*, *glaucus*, gekommen. Aus *Squalus pristis* macht der Herausgeber ein neues Geschlecht: *Pristis spiracula 5 ad latera colli corpus oblongum teretiusculum*, *os in anteriore parte subtus*. *Rostrum elongatum*, *planum utrinque dentibus instructum*. Dieses Geschlecht hatte schon *Willughby* und *Latham* (*Transact. of the Linn. Society.* 2. p. 276. t. 26. f. 1.), hat es auch nach *Willughby* beybehalten. *Lophius piscatorius* wird als eine Varietät betrachtet. Zu den *Enchelares* rechnet der Vf. *Ophichtus*, *Sygnathus* und *Callionymus*, welche bey Linné unter *Fugulares* stehen. Von *Callionymus* wird auch die Gattung *Draculus* im norwegischen Meere gefunden. Die Brustflosser fangen mit *Gobius* an, wovon nach Retzius Angabe drey Gattungen in den schwedischen Gewässern sich befinden. Zu *Pleuronectes* sind hinzugekommen: *Rhombus*, *passer*, *hirtus*. Von *Labrus exoletus* wird eine Varietät *Carneus* beschrieben, und die Gattung *Apua* dieser Ausgabe beygefügt. *Perca norwegica* ist eine neue Gattung, welche indess schon in dem *Prodrom. Zoolog. Dan.* und in *Fabricii Fn. Groenland.* beschrieben worden ist. *Salmo Goedenii*, *Eperlanus marinus*, *Lampris guttatus* (*Zeus* nach andern Naturforschern) sind Zusätze der neuen Ausgabe.

Aus

Aus dieſer Vergleichung erhellet deutlich, daſs dieſe Ausgabe beträchtliche Zuſätze erhalten hat. Die Platte ſtellt *fringilla flaviroſtris* und *fringilla lutenſis* dar. Sie iſt von *Lindroth* gezeichnet, und von *Capieux* geſtochen und illuminirt.

PARIS, b. Fuchs u. Delalain, STRASBURG, b. Treuttel u. Würz: *Hiſtoire Naturelle des Quadrupedes ovipares.* Par *F. M. Daudin*, Membre des Sociétés d'Hiſtoire Naturelle et Philomatique de Paris. Avec des gravures faites et enluminées ſur les deſſeins d'après nature, par *J. Barraband.* 1 et 2. Livraiſon. (Jede Lieferung zu $1\frac{1}{2}$ Bog. u. 6 illum. Tafeln.). 4. (6 Franc's die Lief. auf gewöhnl., 12 Fr. auf Velinpapier, für die Subſcribenten.)

Auf dem Umſchlage der beiden Hefte erfährt man, daſs das Werk aus 30 Lieferungen beſtehen, und in ſeiner Art die *Buffonſchen Planches enluminées* continuiren ſoll. Auch könne es als Supplement der Naturgeſchichte der Reptilien von *Lacepède* angeſehen werden. Alle Figuren dieſes Werks ſind nach den Originalen im Muſeum der Naturgeſchichte zu Paris, und in den Cabinetten von *Levaillant*, *Bosc* u. m. verfertigt. Wenn alle Lieferungen erſchienen ſind, wird der Vf. unter dem Titel: *Traité élémentaire et complet de l'Hiſtoire Naturelle des Quadrupedes ovipares*, nach demſelben Plane herausgeben, dem er in dem erſten Bande des *Traité d'Ornithologie* gefolgt iſt. In den beiden vorliegenden Heften ſind 14 Species aus der Gattung der *Baumfröſche* (*Hyla*, *Rainette*) beſchrieben und abgebildet. Warum der Text nicht paginirt iſt, und die Tafeln nicht numerirt ſind, können wir nicht einſehen, da einige Textblätter zwey Beſchreibungen, und eben ſo auch Tafeln zwey verſchiedene Arten enthalten, und die willkürliche Ordnung von beiden auf dieſe Art nicht beabſichtigt ſeyn kann. Bekannt ſind ſchon: *Hyla bicolor*, *frontalis*, *tinctoria*, *rubra*, *viridis*, *boans* (*lactea Laurent.*), *venuloſa*, *lateralis* (*Calamita cinerea Schneider.*), *marmorata* (*Bufo marmoratus Laur.*). Neu hingegen ſind: *H. ſquirella* und *femoralis*, beide aus Carolina und von *Bosc* mitgetheilt; ferner: *H. lactea*, eine amerikaniſche Art, aus der Pariſer Sammlung, und *H. bilineata*, von *Wurmb* und *Van-Erneſt* auf Java beobachtet. Von dem letzten erhielt der Vf. die Beſchreibung und Zeichnung. Bey jeder Art giebt der Text den franzöſiſchen und lateiniſchen Namen, die Synonymie, wo ſie vorhanden iſt, dann die Beſchreibung (*Charactère phyſique*), Aufenthalt und Lebensart (*Charactère habituel*), wo jedoch Rec. nichts neues gefunden hat, und zuweilen kritiſche Bemerkungen. Die Abbildungen ſind ſauber, und können zu ihrem Zwecke hinreichend ſeyn, aber von Röſels Arbeit ſind ſie ſehr weit entfernt.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. 1) Ohne Druckort: *Nachträge zur Gültling-Adelmannsfeldiſchen Recurs-Schrift.* Lit. A et E. 1798 u. 1800. 54 S. fol.

2) Ohne Druckort: *Beleuchtung, was Wahrheit und Recht?* oder was das Gegentheil iſt? in dem Limburgiſchen abermals den wahren Geſichtspunkt des Rechtsſtreits wegen Adelmannsfelden verrückenden Impreſſo, unter dem fälſchlich verführen ſollenden Titel: *Rettung der Wahrheit und des Rechts* etc. 1799. 6 S. fol.

3) Ohne Druckort: *Höchſtdringliche allerflehendlichſte Sollicitatur.* 1800. 4 S. fol.

Zu der A. L. Z. 1800. Nr. 491. angezeigten Adelmannsfeldiſchen Recurs-Schrift, werden nunmehr zwey damals fehlende Beylagen, nämlich: das bey dem Reichshofrath übergebene, aber abgeſchlagene, Reſtitutionslibell ſub Lit. A, und einige Zuſätze und Erläuterungen ſub Lit. E nachgebracht. Gegen die damals zugleich angezeigte Limburgiſche Deduction erſcheint die *Beleuchtung* etc. Nr. 2., welche aber nichts Neues enthält, ſondern ſich auf das Reſtitutions-Libell und die Recurs-Schrift bezieht. Jenes, ziemlich weitläuftige Libell, iſt mit wichtigen Gründen ausgerüſtet, welche jedoch, nach des Rec. Ueberzeugung, ſich beſſer zur Reviſion, als zur Reſtitution, qualificiren, weil ihm darunter kein erheblicher und erweislicher neuer factiſcher Umſtand vorgekommen iſt. Denn daſs in dem Kaufbrief von 1493, von einem *recht und redlichen Urthut und einem ſtät und ewigen Verkauf* etc. die Rede geweſen, hebt die urſprüngliche wiederkäufliche Eigenſchaft nicht auf, welche ſich aus der nachherigen Belehnung vermuthen läſst; und geſetzt, das Lehn ſey ein bloſses *feudum oblatum* geweſen: ſo würde die Frage, worauf es ankommt, immer noch eine ſtreitige Rechtsfrage bleiben: ob in ſolchen Fällen der Vaſall, nach Abgang des lehnsherrlichen Mannſtamms, das obere mit dem nutzbaren Eigenthum zu conſolidiren berechtigt ſey? — Rec. muſs daher — ſo ſehr er übrigens das Schickſal der freyherrl. Gültlingiſchen Familie bedauert; ſo ſehr er wünſcht, daſs dieſe ſelbſt ſich bey Zeiten durch einen Vergleich geholfen hätte, — bey ſeiner vorigen Meynung bleiben, daſs die Beſchwerde gegen das abſchlägige Erkenntniſs des Reichshofraths zum Recurs an die Reichsverſammlung nicht geeignet ſey. Er zweifelt auch, ob die höchſtdringliche Sollicitatur Nr. 3. von einiger Wirkung ſeyn werde? — Die Limburgiſche Deduction, welche bey dem Reichstage als eine Widerlegung der eingekommenen Recurs-Schrift: *ad aedes legatorum*, vertheilt worden, ſoll, dem Vernehmen nach, noch eher als dieſe, und ſchon vor Abſchlagung der Reſtitution, gedruckt, und bey dem Reichshofrath gebraucht worden ſeyn. Der Freyherr v. Gültlingen will ſie daher als eine Widerlegung ſeiner Recursſchrift nicht gelten laſſen. Rec. giebt auch gern zu, daſs die Gründe, welche die Gültlingiſche Familie für ſich hat, und welche einen beſſern Ausgang der Sache, mittelſt des *remedii ſupplicationis ſeu reviſionis*, könnten hoffen laſſen, dadurch nicht beſeitigt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Februar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Verſuche zu ſehen. Erſter Theil.* 1797. 399 S. *Zweyter Theil.* 1800. 496 S. 8.

Je weniger der beſcheidene Titel dieſer Schrift auf deren Inhalt ſchlieſsen läſst, um ſo mehr hoffte Rec. auf andere Weiſe darüber belehrt zu werden: was der Vf. zu ſehen verſuchen, oder ſeinen Leſern aus ſeinem Geſichtspunkte darſtellen wolle; er fand aber weder Inhaltsverzeichniſs oder Ueberſchriften, die über die abgehandelten Gegenſtände eine Ueberſicht, noch Vorrede oder Einleitung, die über den Zweck dieſer Schrift einigen Aufſchluſs geben. Nur in den letzten Worten des erſten Theils giebt hierüber der Vf. einen Wink. Er bittet nämlich diejenigen, die nach Leſung deſſelben den Zweck nicht finden können, den zweyten Theil zu erwarten; ſucht den Vorwurf abzulehnen, dafs die hier abgehandelten Materien zu ungleichartig und diſparat ſeyen, und ſchlieſst mit den Worten: „Wohl dem Schriftſteller, „der einige Züge aus dem ſchwankenden Bilde der „Menſchheit, während der Periode ſeines Lebens, „hervorzuheben, und mit ſicherer Hand, ohne Scheu „und Vorliebe, ſeinem Genoſſen im Schickſal darzu„ſtellen vermocht hat!“

Der erſte Theil enthält eine Folge theils gröſserer, theils kleinerer, Abhandlungen und Betrachtungen, die alle, aber oft mit ſehr dünnen Fäden, an einander gereiht ſind. Zuerſt ſpricht er von dem Werthe der Geſchichte und den Pflichten des Geſchichtſchreibers, und wendet ſich dann zu den Schriftſtellern überhaupt. Er bemerkt, dafs es auch unter den ſpeculativen Philoſophen, ſo wie unter den Ritterſpiel-Dichtern, Ruhmſüchtige gebe, und ſtreift nun in das Gebiet der kritiſchen Philoſophie. Er iſt ein warmer Freund derſelben, und der Metaphyſik der Sitten, die aus ihr hervorging; aber er glaubt, — und welcher unbefangene Beobachter der Menſchen könnte ihm widerſprechen? — dafs es unklug ſeyn würde, im praktiſchen Leben andere die Sittlichkeit befördernde Motive zu vernachläſſigen oder hinweg zu räumen. Mit Wärme ſpricht er hier von der weiblichen Vollkommenheit und deren Einfluſſe auf das Willensvermögen des Mannes. — Die Bemerkung, dafs jenes „ſchönſte Heiligthum der Sterblichen“ zwey groſse Feinde habe: die politiſche Reformationsſucht unſerer Zeit, und eine mit Schwärmerey gepaarte Philoſophie, dient ihm als Uebergang zu dem Thema, mit dem er ſich in dieſem Werke, und beſonders dem erſten Theile deſſelben vorzüglich beſchäftigt: die franzöſiſche Revolution. Hier geben ihm die Aſſignate und Mandate reichen Stoff zu einer Abhandlung über die Treuloſigkeit der franzöſiſchen Regierung, welcher andere gröſstentheils richtige und ſchöne Bemerkungen über Pitt, den Kunſtraub in Italien, die deutſchen Anhänger der franzöſiſchen Revolution, und die Urſachen der hartnäckigeren Anhänglichkeit derſelben an dieſe Revolution und die Machthaber der Neufranken folgen. „Sie handelten“ ſagt er S. 91. von unſern Demokraten, „wie Verliebte, die um ſo heftiger lieben, je we„niger Vernunft ſie behalten.“ Der Vf. zeigt, dafs ſich beide Theile, die Ariſtokraten und die Demokraten, durch ihre partheyiſche Anhänglichkeit an ihr Syſtem mehr von dem Ziele ihrer Wünſche entfernt, als demſelben genähert; und dafs die Demokraten ſich ſelbſt mehr noch, als ihren Gegnern, geſchadet haben. Groſsen Dank werden es ihm dieſe aber nicht wiſſen, wenn er unter den Gründen, womit er dieſs Urtheil belegt, auch dieſen mit aufzählt. „Sie, die „Ariſtokraten, hätten ſchon an ſich weniger Men„ſchenliebe, guten Willen für die Welt, Strebſam„keit zum Verbeſſern, Muth und Eifer gegen Tyran„ney und Unterdrückung“ etc. Traurig und ſchrecklich, aber nur allzu getreu, iſt das Bild des Vfs. von dem nachtheiligen Einfluſſe der franzöſiſchen Revolution und des deutſchen Partheygeiſtes auf deutſche Sittlichkeit. Ihm folgt ein nicht minder trauriges: die Geſchichte der Sittenverderbniſs unſchuldiger, in die Städte wandernder Landleute, und unſers Geſindes. „Unſere Städte, ſagt er, ſind die „Wolfsgruben wahrer Glückſeligkeit. Ihr falſcher „Schimmer lockt die umherwohnenden Menſchen aus „der weiten Natur in ihre Mauern, wo alles eng, bis „auf die Gewiſſen, iſt.“ Nachdem er den höhern Ständen die Pflicht eingeſchärft hat, für die Sittenbeſſerung der niedern Stände zu ſorgen, zeigt er ihnen, dafs die Geſellſchaft, in der ſie ſich umhertreiben, der Sittlichkeit mehr nachtheilig, als nützlich, ſey, oder, wie er ſich etwas zu ſtark ausdrückt, *dafs das geſellſchaftliche Leben dem Seelen-Vermögen des Menſchen in allen Theilen Abbruch thue.* Dieſe Behauptung, bey deren Ausführung er lange verweilt, ſucht er jedoch durch die Erklärung zu mildern und zu rechtfertigen, „dafs alles Geſagte nur in ſo fern „gültig und anwendbar ſey, als von Erſtrebung, Ge„winnung, und Befolgung der reinen Vernunft und „ihren Geboten, und der ernſten, ungeheuchelten „Widmung eines wahren, moraliſchen Werth haben„den Lebens, die Rede ſey.“ — Nach dieſen Abſchweifungen, wenn es in einem ſolchen Werke der-

gleichen geben kann, kehrt der Vf. zu dem Einfluſſe der Weiber und den für ihre Sittlichkeit nachtheiligen Folgen der franzöſiſchen Revolution zurück, aus der wir Deutſche nur zwey Gewinne ziehen können: die Ueberzeugung, daſs Freyheit nur das Reſultat der Sittlichkeit ſeyn könne; und den vermehrten Umlauf der Ideen über Rechte, Pflichten und Geſetze.

Die Anmerkungen enthalten Charakter-Schilderung von Männern, die bey der Revolution groſse Rollen ſpielten, *Pethion*, *Danton*, *Robespierre*, *Barrere*; etc. ingleichen Anekdoten von des Vfs. Aufenthalte in Paris. Die Anmerkung X. kann zum Beyſpiel dienen, wie locker oft das Band ſey, mit welchem der Vf. ſehr verſchiedene Gegenſtände an einander knüpft. „Robespierre," ſo fängt er die Anmerkung an, „hat den Manen Neros einen groſsen „Dienſt geleiſtet; von eben der Art, wie die Xenien „dem berüchtigten Bahrdt mit der eiſernen Stirne." Nun ſchaltet er, ehe er etwas über Robespierre, der doch eigentlich der Gegenſtand dieſer Anmerkung ſeyn ſoll, ſagt, eine 16 Seiten lange Abhandlung über die Xenien ein.

Vorzüglich hat Rec. die Anmerkung XVII. gefallen, in welcher der Unterſchied zwiſchen dem, wenn er in ſeinen Schranken bleibt, wohlthätigen, und in cultivirten Staaten unentbehrlichen Luxus, und einer meiſt lächerlichen, und Schwäche des Geiſtes verrathenden Oſtentation, ſehr ſchön gezeigt wird.

In dem zweyten Theile geht der Vf. von dem Grundſatze aus, daſs Völker, die zu dem höchſten, ihnen erreichbaren Gipfel der Vollkommenheit geſtiegen ſind, wieder ſinken. Zum Beweiſe dieſer Behauptung geht er die Geſchichte Griechenlands durch, in der man oft die Geſchichte unſerer Tage zu leſen glaubt. Um zu zeigen, wie thöricht es ſeyn würde, dem Volke, dem man den chriſtlichen Glauben nehmen wollte, dafür als Erſatz die Götterlehre der Griechen zu geben, zergliedert er die Lehrſätze, die Formen und die Folgen der griechiſchen Religion; allein wenn einzelne Thoren jemals im Ernſte jene abgeſchmackte Meynung behauptet haben ſollten: ſo verdienten ſie gewiſs die ernſthafte und ausführliche Widerlegung nicht, deren der Vf. ſie hier würdigt. Deſtomehr möchte aber dasjenige zu beherzigen ſeyn, was er über die unſeligen Bemühungen vieler vermeynten Denker ſagt, dem Volke einen Glauben an poſitive Religionswahrheiten zu entreiſsen, die es nicht entbehren, und ihm dafür eine natürliche Religion zu geben, die es nicht faſſen könne. Wenn man finden ſollte, daſs der Vf. zu lange bey dieſem Gegenſtande verweilt: ſo wird man ihm dieſs um ſo lieber verzeihen, da er allerdings von der gröſsten Wichtigkeit iſt, und der aufmerkſame Leſer bald bemerken wird, daſs der Vf. nicht durch Religionsfanatismus, ſondern durch warmes Gefühl für Menſchenwohl und Sittlichkeit dabey geleitet wurde. Nie, ſagt er ſehr wahr, hat die Vernunft unter einem Volke weniger geherrſcht, als ſie zu der Zeit in Frankreich herrſchte, wo man ſie auf die Altäre ſetzte.

Dem, was der Vf. über die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion für Menſchen, die durch das Gefühl von Pflicht nicht geleitet werden können; über die Tendenz der gottesdienſtlichen Gebräuche aller Religionen; über den Zuſtand der Religion in Frankreich vor der Revolution; über den Werth, den die chriſtliche Religion auch in politiſcher Hinſicht als Volksreligion hat; und über den Vorzug der Moral der Religion vor der Metaphyſik der Sitten ſagt, kann Rec. ſeinen Beyfall nicht verſagen; ob er gleich hie und da mit einzelnen Behauptungen deſſelben nicht einverſtanden iſt. Er kann ihm dahin nicht folgen; wünſcht aber, daſs dieſer Theil der Schrift von allen denen, die etwas verdienſtliches zu thun wähnen, wenn ſie jedem Volksglauben entgegen arbeiten, geleſen und unbefangen geprüft werde. Diejenigen, ſagt er, welche Religion bedürfen, können die natürliche nicht faſſen; die, welche ſie faſſen können, bedürfen *keiner* Religion.

Von der Religion wendet ſich der Vf. zur Staatsverfaſſung; ſchildert, um darzuthun, daſs ſolche in den alten Republiken ſo vortrefflich nicht geweſen ſey, als man insgemein behauptet, die Staatsverfaſſung und Sitten von Athen, Sparta und Rom; vergleicht mit jenen die neuen franzöſiſchen Conſtitutionen; ſtreut Bemerkungen über dieſe beſonders, die neueſte, Bonapartes Allgewalt und deſſen Friedens-Antrag an England, ein, und ſetzt die Aehnlichkeit ins Licht, welche unſere neuen Republikaner in ihrer Sittenverdorbenheit mit den Athenern, und in ihrer kriegeriſchen Raubſucht mit den Römern haben.

Der gute Zweck des Vfs. iſt nicht zu verkennen. Er liegt in den Worten S. 379. des zweyten Theils: „Der einzige Erſatz, den die ſo tief gekränkte, mü„de geplagte Welt für dieſe zehnjährige Geiſſelung „gewinnen könnte, wäre, wenn wir weiſer und klü„ger aus dieſer Schule, die einen ſo ungeheuern Auf„wand von Menſchlichkeit gekoſtet hat, herausgin„gen, und dieſe ſo durchaus verunglückte Revolutio„nen für die Freyheit doch wie eine politiſche Erzie„hung nutzten, und aus dem, was geſchehen iſt, „Lehren der Vorſicht für die Zukunft zögen." Nur durch die Sittlichkeit rückt der Menſch zur wahren Freyheit vor. Allgemeines Beſtreben, die moraliſche Bildung der Menſchen zu befördern, ſollte der Vereinigungspunkt für alle gute und vernünftige Menſchen ſeyn; und dazu will der Vf. ſie auffodern. Möge er ſeinen Zweck, wenigſtens bey einem Theile ſeiner Leſer, erreichen! Die Wärme, mit der er über alles ſpricht, was der Menſchheit wichtig ſeyn muſs, ſeine Wahrheitsliebe, und ſeine ſittlichen Grundſätze ſichern ihm die Achtung jedes Menſchenfreundes; ob er ſich gleich nicht immer frey von leidenſchaftlicher Anſicht der Dinge zu erhalten weiſs. Er taucht daher nicht nur oft ſeinen Pinſel in allzu grel-

le Farben, wodurch seine Schilderung an der Wahrheit der Darstellung, also auch an dem Eindrucke, den sie auf kaltblütige Leser machen könnten, verlieren; sondern er wird auch zuweilen einseitig in seinen Urtheilen, wovon Rec. hier nur einen Beweis geben will. S. 65. u. f. des ersten Theils soll bewiesen werden, dass Pitt durch den Krieg mit Frankreich ein Wohlthäter seiner Nation geworden sey, indem er sie dadurch von dem weit grösern Verluste gerettet habe, den der Friede mit Frankreich und die Circulation der Assignaten in England über dieses Reich würde gebracht haben. Diess thut der Vf. durch folgenden Schluss: eine Handelsstadt von etwa 100,000 Einwohnern, die Verkehr mit Frankreich hatte, hat an Assignaten 24 Millionen Livres verloren. Grossbrittannien hat 10 Millionen Einwohner, würde also 2400 Millionen verloren haben. Wie mochte er sich einen solchen schon an sich ganz unrichtigen Schluss erlauben, und noch dabey übersehen, dass Frankreichs Handelsverkehr mit Hamburg eben deswegen so stark war, weil es solchen mit England abbrechen musste; und dass Frankreichs ungeheure grosse Assignaten-Fabrication eine Folge des Kriegs mit dem Auslande gewesen sey! Des Vfs. Stil ist grösstentheils gut und lebhaft; und er würde etwas sehr vorzügliches geliefert, gewiss noch viel mehr Leser gefunden, und also auch mehr Gutes gewirkt haben, wenn er etwas mehr Fleiss auf die Ausarbeitung verwendet, der Weitschweifigkeit engere Gränzen gesetzt, und die vielen Wiederholungen vermieden hätte. Bey seinen philosophischen Untersuchungen wird er zuweilen etwas dunkel. Z. B. S. 175. des zweyten Theils: „Das „eine (der Volksglaube) ist die vernunftmässige We„senheit in Formen; das andere (die speculative Phi„losophie) das Wesen der Vernunft, die keine For„men bedarf, noch hat. Das Wesen der Vernunft zu „der Form gelegt, macht den Glauben; die Form zur „Vernunft, macht auch Glauben. Die Form vom Ver„nunftmässigen weggelegt, bringt entweder Vernunft „hervor, oder entsteht aus Unvernunft.“ Endlich sind Rec. auch die vielen ungewöhnlichen, unnöthigen neuen Wörter anstössig gewesen, deren er sich bedient: z. B. *Wissenheiten*, *Umsichtigkeit*, *Vornehmungen*, *windische Rechtlichkeit*, *entfassungt*, *Wollenheit*, *Begierdungsreich*, *absanfteln*, *niedersänfteln*, *verquicken*, *Angedeyheit*, *Gernwille* etc.

Auch die Anmerkungen zeugen von einer Nachlässigkeit, die sich kein Schriftsteller gegen das Publicum erlauben sollte. Die am Ende des Textes angedruckten Anmerkungen, die in dem ersten Bande ein Drittheil, und in dem zweyten ein Fünftheil des ganzen Bandes betragen, sind um deswillen nicht nur schon beschwerlich aufzusuchen, weil die Seitenzahl fortläuft, und unter dem Texte, wo man sie finden kann, nicht angegeben ist: sondern in dem zweyten Bande vermissen wir, ausser den Anmerkungen IX. und XI., wegen deren Hinweglassung der Vf sich in einer Nachschrift rechtfertigt, auch die Anmerkungen III. V. und die S. 377. angezogene XIII. (Es ist zwar eine Anmerkung XIII. da; diess ist aber ein Druckfehler, und soll XII heissen.) Die vorhandenen aber sind so durch einander geworfen, dass nach XII. II. folgt, und IV. den Beschluss macht. In der Anmerkung VII. liefert der Vf. ein interessantes, durch die Bürger Bouget, Cromen und Vossen, vormalige Mitglieder der Centralverwaltung des Landes zwischen der Maas und dem Rhein, am 23ten Nivose im 4ten Jahre, dem Directorio übergebenes Memorial. Der Vf. hat sich zwar nicht genannt; in dem Leipziger Mess-Catalog wird aber der durch mehrere Schriften, besonders durch seine Durchflüge, und seine mit vorzüglichem Beyfalle aufgenomme Beschreibung von Hamburg, dem lesenden Publico bekannte Hr. v. *Hess* als Vf. angegeben.

Jena, im Verlag d. Redacteurs: *Blätter für Jurisprudenz, Polizey und Cultur überhaupt*, besonders aber auch in denen Herzogl. Sächs. Fürstl. Schwarzb. Fürstl. und Gräfl. Reuss-Plauischen Landen. Von D. *Christoph Asfall* und Hofadvocat *Oemler*. I. Band. 1—8tes Heft. 1800. 728 S. 8.

Dem Titel nach ein Journal von unbegränztem Umfang, da es sich durch das Wörtchen, *Cultur*, mit allem, wodurch das menschliche Geschlecht cultivirt werden kann, in Verbindung zu setzen scheint. Indess, in dieser Ausdehnung wurde wohl nicht von den Herausgebern dieses Wort genommen. Nach dem Plan dieser Zeitschrift und nach dem Inhalt sehr vieler Aufsätze zu schliessen, wird hier nur *die* Cultur gemeynt, von welcher in der *Oekonomie* die Rede ist. Die Jurisprudenz tritt nämlich hier in schwesterlicher Eintracht neben der Oekonomie auf, und jene hat zwar, wie billig, den Vorrang und spricht immer in jedem Heft zuerst, allein diese macht ihr wenigstens durch ihre Corpulenz den Rang streitig, so dass man immer zweifelhaft ist, ob man diese Zeitschrift mehr als juristische oder cameralistische Zeitschrift betrachten soll. Auf jeden Fall ist die Combination sehr sonderbar und unglücklich: *sonderbar*, weil wir wenigstens keine genaue Verwandtschaft zwischen diesen Wissenschaften entdecken können; *unglücklich*, weil eine Schrift, von so ungleichem Stoff, abgesehen von den übrigen Qualitäten ihres Inhalts, unmöglich den reellen Dank des Publicums sich verdienen kann. Und nun der Inhalt? Die cameralistischen Aufsätze, wenigstens ein grosser Theil derselben, sind brauchbar, wenn sie auch nicht gerade eminente Vorzüge haben. Rec. rechnet dahin vorzüglich die Abhandlungen: *über die Bienenarten und ihre Befruchtung*, — *Anweisung zur Anlegung einer Potaschensiederey*, — *über Ackerbau, als eine der wichtigsten Bevölkerungsquellen des Staats*, — *über die Bienenzucht und Honigbenutzung*, und noch einige andere. Aber die Jurisprudenz und was mit ihr in Verbindung steht — auf beides hatte Rec. vorzüglich seine Aufmerksamkeit gerichtet — liegt hier in dem bejammernswürdigsten Zustande. Dass die Verfasser der sie betreffenden Aufsätze mit den neueren Fortschritten der Wissenschaft völlig

völlig unbekannt sind, und auch das Bessere nicht einmal zu ahnen scheinen, das ist bey diesen Producten beynahe noch ein ehrender Vorwurf, weil er gewissermaßen eine Prüfung nach einem grosen Maafsstabe vorausetzt. Aber auch die mäfsigsten Foderungen bleiben unbefriedigt. Die allermeisten Aufsätze sind unter aller Kritik, viele sind entweder mittelmäfsig und ganz gemein, keiner zeichnet sich auch nur einigermafsen, sey es durch seine Form, oder durch seinen Inhalt, aus. Wir wollen kurze, aber entscheidende Beweise geben. Es soll (3tes Heft. Nr. 3.) die Unmöglichkeit der Nothzucht bewiesen werden. Gewöhnlich glaubt man, dafs man so etwas nur *a posteriori* beweisen könne, aber, nein, dieser Vf. weifs auch — einen Beweis *a priori*. Es heifst S. 672. „die Möglichkeit einer an einer gesunden Weibsperson zu verübenden Nothzucht, heifst den Menschen noch unter das Thier herabwürdigen, da von einer gleichen, unter Thieren statt findenden Gewaltthätigkeit niemals die Rede, geschweige ein Streit über die Möglichkeit derselben gewesen ist. Es liegt in der dem Menschen neben seinen mit den Thieren gemeinschaftlichen Nothzucht verhindernden physischen Kräften, ausschliefsend vor den Thieren beschiedenen Willensfreyheit noch ein Grund mehr, aus welchem die Unmöglichkeit eines von einem Manne an einem Weibe zu verübenden gewaltsamen Beyschlafs *a priori* schon sich beweisen läfst. Denn es ist angenommen — dafs, die ihm verliehene Freyheit seines Willens geltend zu machen, ihm alle tauglichen Mittel gegeben sind.“ u. s. w. Mit welchem pöbelhaften Wohlgefallen der Vf. Dinge in ihrer ganzen ekelhaften Nudität darstellt, welche, der Sache unbeschadet, die Decenz leicht hätte umschleyern können, davon sehe man nur S. 675. Unter den eigentlich juristischen Aufsätzen, sind folgende zwey: 1) *Von den verschiedenen Arten der Lehnwaare oder des Handlohns und deren eingeschränkt zu fassender Auslegung, ingleichen vom Schreibeschilling, Erbgebühren,* 2) *Erläuterung des Satzes: das Lehngeld wird für die Belehnung entrichtet*, die besten, das heifst, im Verhältnifs zu den übrigen — die erträglichsten. Aber alles ist auch hier längst und weit besser bekannt. Nirgends wird die Lehnwaare bey eigentlichem Lehn, bey Emphyteusen und bey andern Bauergütern, auch nur durch Andeutung unterschieden. — Die Noten und Citate zu den hier vorkommenden Abhandlungen sind oft so lustig, wie der Text. Da werden einmal S. 484. Not. b) *Gothofredus*, *Vinnius*, *Huber* und *Westphal*, und — *mitten* unter diesen *Gellius* citirt, so dafs es uns wirklich scheint, als habe hier der Vf. den ehrlichen *Gellius* für einen Juristen, und etwa für einen Coetaneus von *Gothofredus* oder *Vinnius* gehalten. Doch nirgends sind die Vf. belustigender, als wenn sie Gesetze reformiren, denn das ist bekanntlich eine leichte Sache, und in dieser Kunst sind auch die Vff. überaus geübt. Ein solches „*Reformat der Justiz*“ verspricht der Titel von Nr. 2. im 6ten Heft. Im schreyendsten Ton kündigt der Vf. sein Vorhaben an. „Eure Jurisprudenz glich ehedem einer schönen „Quelle: Sie war Simplicität und Natur. Fremde „Quellen mischten ihre Wasser mit jener, alles wur„de trübe: daraus entstanden Sümpfe, und aus dem „Ganzen ein Morast, in diesem fanden sich Gewür„me und Insecten ein. Geht an die Quelle! — Wer „Ohren hat zu hören, der höre!“ Nun führt uns der Vf. zu jener Quelle; er verspricht uns hoch und theuer, *a posteriori* zu zeigen, wie man zur besten Legislation kommen kann, wir sollen nur jetzt seine Gedanken über das *Sct. Mac.* lesen. — Der Vf. versetzt uns nach Rom, in den Senat, als er das *Sct. Mac.* gab. „Ein Sohn borgt Geld, in der Hoffnung sein „Vater werde bald sterben: der Alte will nicht ab„fahren: der Manichäer brummt: der Sohn wird ver„drüfslich, entleibt seinen Vater.“ Und nun hat der Senat den tollen Einfall, den Macedonianischen Rathsschlufs zu machen: um zu verhindern, dafs nicht der Vater von dem von Manichäern geängstigten Sohn todtgeschlagen werde, hebt er dessen Verbindlichkeit aus dem Darlehn auf! Er konnte die *successio ab intestato* des Sohnes aufheben, und dann hätte kein verschuldeter Sohn seinen Vater todt geschlagen. Das ist jenes Reformat. Der Vf. ruft den Gesetzgebern zu: „Ihr Legislatoren! denen es darum zu thun ist, in „euren Landen eine leichte, simple, nicht processreiche Jurisprudenz einzuführen, hebt das *Sct. Mac.* „aus euren Gesetzbüchern aus, und stopft da zu, wo „der römische Senat hätte stopfen sollen.“

* * *

Liegnitz und Leipzig, b. Siegert: *Facillima Artis Arithmeticae Methodus.* Das ist: *Sehr leichter Unterricht und Lehrart der höchst nothwendigsten und nutzbarsten Rechen-Kunst.* Dieses Werklein bestehet in allen nothwendigen und bestens erklärten Regeln und Exempeln, wie auch in etwas von der kaufmännischen, oder Welsch- und kurzen Praxi, sammt der Quadrat- und Cubik-Wurzel; mit einer Zugabe unterschiedlicher Uhr-Zahlen, und leichtem Unterrichte, wie solche Zahlen auszurechnen sind. Alles ausführlich zusammengetragen, und im Druck herausgegeben, von *J. B. Lechner.* 19te Auflage. 1800. 347 S. 8. (6 gr.) (Die erste Auflage erschien im J. 1729.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ROSTOCK, b. Stiller: *Mecklenburgiſche Rechtsſprüche*, herausgegeben vom Hof- und Landgerichtsaſſeſſor von *Kamptz* zu Güſtrow. 1800. 180 S. 4. ohne Vorrede, Regiſter und Inhaltsanzeige.

Alle einzelne, in dieſer Sammlung vorkommende, Rechtsſprüche aufzuführen, ihren Inhalt anzugeben, und über die Richtigkeit der darin aufgeſtellten Grundſätze und angenommenen Meynungen ſich weitläuftig auszulaſſen, und gleichſam mit den verſchiedenen Verfaſſern derſelben zu rechten, würde eben ſo unzweckmäſsig, als langweilig ſeyn. Unſere Abſicht geht lediglich dahin, uns über Zweck, Auswahl und Vortrag oder Art der Darſtellung kurz zu erklären, und auf dieſe Weiſe dem Vf. in ſeinen, hierüber in der Vorrede geäuſserten, Ideen zu folgen. Er beſchränkt ſich hier blofs auf den Werth ſolcher Präjudicien und Entſcheidungen, die auf den beſondern Landesrechten gegründet ſind, und auf das eigenthümliche Intereſſe, das dieſe ſowohl für die Theorie als Praxis des Territorialrechts haben. Dafs es dem letzten in den meiſten deutſchen Ländern an durchaus feſten und beſtimmten Normen fehle, und deshalb Herkommen und Gerichtsgebrauch ſehr häufig zu Hülfe genommen werden müſſen, iſt zwar nicht zu leugnen, eben ſo wenig, als dafs Präjudicien des Territorialrechts als mittelbare Quellen einer daraus abzuleitenden gangbaren Theorie dieſer oder jener Rechtslehre anzuſehen ſind; dafs ſie aber deshalb wirkliche Geſetze für einzelne Theile oder Stände des Landes, oder für ganze Lehren des Staats- oder Privatrechts deſſelben begründen ſollten, möchte Rec. eben nicht behaupten. Seiner Einſicht nach, beurkunden dieſelben vielmehr blofs *hiſtoriſch* die Exiſtenz eines im Lande gangbaren Herkommens oder Gewohnheitsrechts, eines in den Gerichten deſſelben üblichen Gebrauchs, ohne jedoch rechtliche Verbindlichkeit derſelben zu begründen, und blofs theoretiſchen Sätzen die Kraft eines wirklichen Geſetzes zu verſchaffen. Vermehrte Kenntniſſe, verbeſſerte Einſichten in die ganze Natur eines Rechtsinſtituts, und die daraus herzuleitenden Grundſätze, ſo wie die Anwendbarkeit analogiſcher Grundſätze des gemeinen Rechts auf daſſelbe, können und müſſen der bisher gangbaren Anſicht einer Sache von ihrer rechtlichen Seite nothwendig grofsen Eintrag thun; und wenn daher ein beſtimmter Rechtsſatz nicht ſonſt auf die gehörige Weiſe förmliche geſetzliche Sanction erhalten hat: ſo wird er ſie durch die bisher übliche Art, wie man Rechtsfälle, in Rückſicht auf denſelben, entſchieden hat, wohl ſchwerlich erhalten. Rec. ſieht auch nicht ab, wie die vom Vf. als Belege ſeiner Meynung angeführten Fälle ſolche unterſtützen können; denn in Nr. I u. II. liegt der Grund der geſetzlichen Verbindlichkeit nicht ſowohl in dem richterlichen Ausſpruch, als vielmehr in der in Nr. I. zwiſchen den beiden herzogl. mecklenburgiſchen Häuſern getroffenen Vereinbarung und Compromiſs, auf den Ausſpruch eines beſtimmten Richters: ſo wie in Nr. II. in einem ausdrücklichen Vertrage und landsgrundgeſetzlichen Beſtimmung, zu deren Erläuterung und Beſtätigung nur das Erkenntnifs dient. Nr. VII. enthält blofs ein R. H. R. Concluſum, wodurch die Vorſchrift des L. G. G. E. V. §. 393. 396. aufrecht erhalten, und Juſtizſachen vor allem Eindrang und Einfluſs der Landesregierung geſichert werden. Dafs nach Nr. XXX. über Landescontributionen kein Vergleich privatim von den Ständen, ohne Concurrenz des Landesherrn, geſchloſſen werden könne, liegt in der Natur der Sache und der Landesverfaſſung, und läſst ſich daher nicht erſt in dem der Ritterſchaft hier ertheilten Abſchlage des R. H. R. eine neue Quelle geſetzlicher Verbindlichkeit aufſuchen. — Zweckmäſsig wäre es wohl geweſen, bey Nr. I. die Entſcheidungsgründe des Laudums bekannt zu machen. Alles übrige enthält ja eine blofs hiſtoriſche Notiz, die ſonſt noch kürzer hätte gefaſst werden können. — Einen andern Grund für das gröſsere Intereſſe der Territorialpräjudicien ſetzt der Vf. in die dadurch erlangte beſſere Kenntniſs der ſtatutariſchen Rechte, des landesgerichtlichen Proceſſes, und überhaupt des Ganges öffentlicher Geſchäfte. Und dieſs hat, nach Rec. Einſicht, ſeine völlige Richtigkeit. In dieſer Hinſicht wäre jedoch zu wünſchen, dafs die höhern Landsgerichte in Mecklenburg mehr ſelbſt die Erkenntniſſe abfaſsten, als durch Facultäten abfaſsen lieſsen. Von jenen hat man hierin gerade die genaueſte Kenntniſs, aus eigener Anſicht und Erfahrung, zu erwarten, die ſelbſt die tiefere Gelehrſamkeit und der beſte Wille bey dieſen nicht immer erſetzen kann. Wie leicht in dieſer Hinſicht Misgriffe entſtehen, zeigt Nr. 44. über den Beweis der Leibeigenſchaft. — Es würde auch dieſe Sammlung alsdann, wenn es lauter einheimiſche Erkenntniſſe wären, den Namen *mecklenburgiſche* Rechtsſprüche in jeder Rückſicht eher verdienen, der ihnen jetzt nur in Beziehung auf die Gegenſtände zukommt. — Uebrigens ſcheint uns die getroffene Auswahl in dieſem Betracht noch manches wünſchen zu laſſen. Es mag freylich hier auch der geringſte Umſtand, beſonders in Anſehung des

Gerichtsſtils, für Einheimiſche von Wichtigkeit ſeyn; allein dergleichen hätten füglich mit wenigen Worten in Menge zuſammengefaſst, und in den Noten die Decrete der Landesgerichte deshalb angeführt, nicht aber mit dem vielverſprechenden Namen von *Rechtsſprüchen* belegt werden ſollen. Man darf z. B. nur die Num. 37. 38. 45. 47. 50. 55. 63. 75 — 80. anſehen, um ſich hievon zu überzeugen. Zu geſchweigen, daſs jeder einheimiſche Advocat dergleichen Dinge als Gebühren, Münzſorten bey Bezahlung der Geldſtrafen u. ſ. w. ſchon von ſelbſt wiſſen wird: ſo gehört dergleichen auch wohl mehr in den mecklenburgiſchen Proceſs, als in eine Sammlung von Rechtsſprüchen. Mehr Beyfall verdienen diejenigen Fälle, wo von beſondern Statuten der meklenburgiſchen Städte, die beſonders von der Gültigkeit des lübſchen Rechts, von der Erbfolge der Ehegatten, von der ſtatutariſchen Portion in denſelben, vom *jure congrui* u. ſ. w. die Rede iſt, z. B. Num. 31. 48. 49. 65. 68. 69. 70. 71. 72.; allein unſtreitig hätte auch dieſes weit kürzer gefaſst, und mehrere Fälle hätten zuſammengenommen werden können. Was man hier etwa nicht ſuchen möchte, iſt ein Abdruck der güſtrowſchen Bürgerſprache, die in Nr. 5. befindlich iſt. Nr. 54. über das Recht eines mecklenburgiſchen Lehnmanns, die Rechte ſeiner Söhne in einem alten Lehne zu ſchmälern, hätte wohl billig hier gar keine Stelle verdient, weil die Sache nicht rechtlich entſchieden, ſondern nur verglichen, und aus dem Ganzen nichts weiter, als was die herzogl. Lehnkammer über dieſen Fall geurtheilt hat, abzunehmen iſt. Eben ſo wenig ſieht Rec. den Nutzen und Zweck von Nr. 3. ein. Es war hier nämlich die Frage von der Lehnsfähigkeit eines durch die Ehe Legitimirten in Mecklenburg. An ausdrücklichen Geſetzen fehlt es hier darüber; von einer ſpeciellen Obſervanz erwähnt der Vf. eben ſo wenig etwas; die greifswaldſche Facultät aber erkennt auf den Beweis der letzten von Seiten des Legitimirten, und ſchlieſst alſo dieſen dadurch in der Regel auch nach gemeinem Recht von der Lehnsſucceſſion aus, indem ja ſonſt der Gegner den Beweis einer ſpeciellen Obſervanz in Mecklenburg, daſs durch die Ehe Legitimirte davon ausgeſchloſſen ſind, hätte übernehmen müſſen. Gründe ſind weiter nicht angeführt, laſſen ſich jedoch leicht auffinden. Es läſst ſich aber nicht abſehen, was hieraus eigentlich für das mecklenburgiſche Recht gewonnen ſeyn ſoll. Die Privatmeynung einer Facultät kann doch ſo wenig ein Geſetz, als ein Herkommen, begründen. — Daſs der Vf. auf das gemeine Recht keine Rückſicht genommen, verdient im Ganzen zwar Beyfall; in einzelnen Fällen aber hätte es doch, der Gründlichkeit unbeſchadet, füglich geſchehen können, z. B. bey der eben angezogenen Nr. 3.; dann Nr. 24. über die Dauer der ſtillſchweigenden Wiederverpachtung eines Landguts; Nr. 6 u. 8. über Poſitionalartikel und den Anfang der Beweisfriſt. — Dagegen fehlt es aber auch auf der andern Seite nicht an vielen ſehr intereſſanten und brauchbaren Rechtsfällen, die nicht nur für Einheimiſche von auffallendem Nutzen ſeyn müſſen, ſondern auch Auswärtigen Veranlaſſung geben können, über ähnliche Punkte und Lehren ihres Territorialrechts weiter nachzudenken, und eine nützliche Anwendung von jenen auf dieſe zu machen. Dahin rechnet Rec. z. B. Nr. 9. über die Koſten der Beſtellung und Beſetzung der Patrimonialgerichte, welche billig nicht den Partheyen, ſondern nur dem Gerichtsherrn zur Laſt fallen ſollen; Nr. 12. daſs auch bey dem nicht natürlichen Tode eines Edelmanns der privilegirte Gerichtsſtand deſſelben gegründet bleibe; Nr. 14. daſs bloſse Devolutor-Urtheln nicht reformiren können; Nr. 26. über die Sonderung des Lehns vom Allodium; Nr. 29. über den Gebrauch der Mandate S. C. und die Feyerlichkeiten bey Appellationen an die Reichsgerichte; Nr. 34. über das Hülfsgeld bey Executionen; Nr. 43. über die Wirkung einer Kameral-Entſcheidung in Anſehung der Privatrechte der Domanial-Einwohner; — ein Beweis, wie die Kammern aller Orten ſo gerne eine unbefugte Competenz in Juſtizſachen ſich anmaſsen! Nr. 39. über den von den Grafen bey Appellationen abzuleiſtenden Eid; — Nr. 41. über die Rechte der in den Lehnbriefen über neuerworbene Lehne aufgenommenen Agnaten ſowohl überhaupt, als beſonders in Beziehung auf die vom erſten Lehnserwerber angeordnete ſpecielle Lehnfolge-Ordnung (das *Böhmerſche* Gutachten hierüber ſteht auch in deſſen Rechtsfällen); Nr. 56. daſs auch die Schild- und Namensvettern zur *actio revocatoria* in Mecklenburg befugt ſind; Nr. 60. daſs die *reſtit. ex capite abſentiae* auch gegen einen Präcluſiv-Abſchied, mithin die Retractsklage ſtatt hat, und auch den aufgenommenen Lehnsvettern zuſteht; Nr. 64. Beytrag zur Lehre vom mecklenburgiſchen Mandatsproceſs in Schuldſachen, und von der Inappellabilität derſelben, wenigſtens *ad effect. ſuſpenſivum;* Nr. 81. daſs die Kammer zwar weder Jurisdiction hat, noch ihre Bediente entſetzen, wohl aber die Diſciplinarfehler derſelben unterſuchen kann; Nr. 84. über das Recht der von Malzahn, Penzlin eine Herrſchaft zu nennen; Nr. 86. über das Recht der Fiſcale, die Hinterſaſſen der Ritter- und Landſchaft unmittelbar zu beſprechen. — Die Gegenſtände dieſer Rechtsſprüche ſind ſehr verſchiedenartig, und des Vfs. Abſicht iſt auf alle Theile der poſitiven Rechtswiſſenſchaft gerichtet. Daſs nicht bey allen gleiches Intereſſe vorhanden ſeyn könne, iſt leicht zu ermeſſen, und wird wohl kein billig Denkender erwarten; daſs aber der Vf. in der Auswahl und Ausführung noch nicht durchgehends das rechte Maaſs getroffen habe, davon werden die angeführten Beyſpiele leicht überzeugen können. Manche Fälle hätten, ohne vermiſst zu werden, ganz wegbleiben, andere gründlicher und zweckmäſsiger behandelt, und ſtatt des ewigen: *ita judicatum eſt*, Gründe angeführt werden ſollen. Im Ganzen wird aber kein Rechtsgelehrter den Werth dieſer Arbeit verkennen, und vorzüglich werden es Einheimiſche dem Vf. Dank wiſſen, daſs er ihnen bis zur Erſcheinung ordentlicher wiſſenſchaftlicher Lehrbücher über alle einzelne Theile des mecklenburgiſchen Rechts ein Hülfsmittel geliefert hat,

hat, woraus sie sich allenfalls, wenigstens zur Nothdurft, so viel Raths erholen können, dafs sie nicht ganz im Finstern tappen. Da überdiefs die ganze Bibliothek mecklenburgischer Rechtssprüche bisher fast nur aus *Mantzels* bekannten Arbeiten den *Justiss. Decis.* und einigen andern zerstreuten Fällen besteht: so wird diese Sammlung von dem juristischen Publicum in den mecklenburgischen Landen mit Vergnügen aufgenommen, und zu seiner Zeit eine Fortsetzung gewünscht werden.

Giessen, in d. Kriegerischen Buchh.: *Hals- oder peinliche Gerichtsordnung Kaiser Carls V.* und des heil. röm. Reichs, nach der Originalausgabe vom J. 1533 auf das genaueste abgedruckt, und mit der zweyten und dritten Ausgabe v. J. 1533 u. 1534 verglichen, nebst dem *Horixischen* Programma: wahre Veranlassung der peinlichen Halsgerichtsordnung, und einer Vorrede, worin der Werth und Nutzen dieser Ausgabe gezeigt, und zu der gelehrten Geschichte des deutschen peinlichen Rechts zuverlässige Nachrichten mitgetheilt werden, von D. *Johann Christoph Koch. Fünfte vermehrte Ausgabe.* 1800. 144 S. 8. (16 gr.)

Die Worte: *Vermehrte* Ausgabe, gründen sich nur auf ein oder höchstens zwey neue unbedeutende Citate. Manche, blofs ephemerische, Bemerkungen der Vorrede, die seit 1769 vielleicht schon längst unwahr oder überflüssig geworden sind, hätten billig weggestrichen werden sollen. Was soll z. B. S. 19. immer noch die Bemerkung, dafs bey *Varrentrapp* in Frankfurt, die Florentina für 50 Rthlr., vielleicht auch noch wohlfeiler, wenn *Varrentrapp* baar Geld sehe, zu haben sey? Die Bogenzahl ist in der gegenwärtigen Ausgabe um ein merkliches geringer; die vierte Edition hatte noch 262 S. In Ansehung des Drucks, haben die frühern Ausgaben bey weitem den Vorzug vor der gegenwärtigen. Schlechte Schwärze, sehr graues Papier und die ziemlich stumpfen Lettern verunstalten diese mit Recht beliebte Handausgabe.

Ronneburg, b. Liebold: *Johann Bernhard Müllers*, herzogl. sächs. Altenb. Hofadvocatens und Landrichters zu Ronneburg, *Versuch über Anwendung der Grundsätze des Naturrechts auf peinliche Verbrechen.* 1800. 263 S. 8.

Die Grundsätze über die Imputation, welche der Vf. schon in dem Schriftchen: *Abhandlung über den Maafsstab der Verbrechen und Strafen.* Jena 1789, vorgetragen hatte, werden hier ausführlich mit Exempeln erläutert, auf die einzelnen Verbrechen, der Reihe nach, angewendet. Wir können das Urtheil dem Leser überlassen. Sogleich S. 1. wird bemerkt, dafs kein Diebstahl vorhanden sey, wenn der Dieb kein Fremder ist, woraus denn S. 2. natürlich folgt, dafs der *häusliche Diebstahl*, „welcher von den in dem Hause, wo die Sache sich befindet, lebenden Personen verübt wird," *kein* Diebstahl sey. War jedoch der Hausgenosse durch einen *besondern Eid* zur Treue verpflichtet: so hat sein Diebstahl „einen hohen Grad moralischer Schwere." Das Plagium ist dem Vf. als *Kinderdiebstahl*, eine Art des *Diebstahls*, und die zwey schwersten Fälle desselben sind, wenn man (S. 33.) einen Prinzen oder eine Prinzessin, und — einen *Bauerjungen* stiehlt, denn sein Vater steht in engem Verhältnisse mit dem Staat. Schwächung und Hurerey S. 61 ff., die einmal in allem Ernste unnatürliche Wollüste genannt werden, sind dem Vf. sehr schwere Verbrechen, und „die Lockbeere einer Hure" werden fürchterlich gemalt. Wenn aber der Mensch durch seine Triebe „alle intellectuelle Begriffe verloren hat," und dann den Lockbeeren folgt: so ist er im geringsten Grade strafbar. — Den guten, redlichen Willen des Vfs. wird man nicht verkennen, mag man auch sonst von dem Buche denken, was man will.

Leipzig, in d. Dykischen Buchh.: *Criminalistische Blätter.* Von *R. Hommel. Erstes Heft. Kursächsisches Criminalrecht.* 1800. 294 S. 8.

Das erste Heft dieser Blätter, welche fortgesetzt werden, und dann Abhandlungen von allgemeinerm Interesse enthalten sollen, besteht aus drey Aufsätzen, die zunächst Kursachsen angehen, und sich nicht sehr durch ihre Form und ihre Verarbeitung oder ihr inneres Interesse empfehlen, die aber für den Fleifs des Vfs. ein gutes Zeugnifs ablegen. In der *ersten* sind die Veränderungen dargestellt, welche die Criminalgesetzgebung und die Criminalpraxis in Kursachsen während des verflossenen Jahrhunderts erlitten hat. Es sind Materialien, aber nichts weiter. Dieses gilt auch von der *zweyten* Abhandlung, in welcher der Vf. die einzelnen Verbrechen durchgeht, und in Ansehung derselben die Carolina und die kursächsischen Constitutionen mit einander vergleicht. In der *dritten* wird eine Ehrenrettung *Carpzovs*, besonders gegen die Beschuldigungen *Malblank's*, versucht. Allerdings geht, nach der Darstellung des Vfs., etwas von dem Sündenregister dieses eben so sehr erhobenen, als herabgesetzten, Criminalisten ab; doch erscheint dessen Schuld nur vermindert, aber nicht getilgt, und höchstens hat der Vf. die Ehre seines Herzens, gewifs aber nicht die Ehre seines Kopfs, gerettet. Er war ein Tyrann über die Gesetze; durch die lächerlichsten, einfältigsten Gründe sucht er oft die bestimmtesten Gesetze zu verdrehen, und die klarsten zu verdunkeln; er war oft wider die Gesetze gelind aus humaner Einfalt, und (das zeigt schon seine Lehre von der Blasphemie) beliebig streng aus Aberglauben. Hat er nicht zuerst das peinliche Recht durch zahllose, seichte Milderungsgründe verdorben, und ist dieis nicht allein schon hinreichend, ihn zu verdammen?

TECHNOLOGIE.

Königsberg, b. Gobbels u. Unzer: *Der Wassermühlenbau, mit besonderer Rücksicht auf Mahlmühlen*, von *M. J. G. Hoffmann.* 1800. XXIV u. 308 S. 8. Mit (XI) Kupf. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Absicht des Vfs. zufolge, ist diese Schrift nicht für Müller, sondern für diejenigen, welche sich zu Auf-

Auffehern und Directoren bilden wollen, geſchrieben. Wenn geſagt wird, daſs Gelehrte nicht ſelten eine entſcheidende Vorliebe für ſogenannte *luſus ingenii* hätten, und weiterhin, daſs man in der Hydraulik nach der jetzigen Mode, zu ſehr vom Kleinen auf das Groſse ſchlieſse, und die Reſultate von bloſs zufälligen Umſtänden, zur unbedingten Grundlage der Berechnung mache: ſo muſs die Erwartung um ſo mehr geſpannt werden, mit welchen unbefangenen Vernunftſchlüſſen der Vf. im erſten Abſchnitt, die Unterſuchung über den Ausfluſs des Waſſers durch Vorgeſenke und Schützöffnungen der Mühlengerinne unterſtützt, und durch welche entſcheidende Verſuche, die gegebenen Reſultate erhärtet werden. — Verſuche wird man aber vergebens ſuchen, da ſich der Vf. in Fällen, wo der von ihm geführte Calcul nicht zureichen will, mit einem beſcheidenen „ich halte mich überzeugt“ auszuhelfen weiſs. Was nun die Unterſuchung über den Ausfluſs des Waſſers durch Schützöffnungen betrifft: ſo iſt es gleich ein ſtarker Fehler, daſs

$$9ah^3 + 12a^2hq = 12a^2q^2 + 12ahq^2 + 4h^2q^2$$

ſeyn ſoll, weil

$$2h\sqrt{ag} = \frac{49\sqrt{q}\,(\sqrt{(a+h)^3} - \sqrt{a^3})}{3h}$$

iſt. Es ſind daher auch alle Folgerungen falſch, welche ſich hierauf beziehen. Daſs aber auch, ohne dieſes, die Grundformel auf ſehr ſonderbare Reſultate führt, geht daraus hervor, daſs, wenn die Fallhöhe a, welche der Geſchwindigkeit des Zufluſſes zugehört, einen Fuſs, und der ganze Waſſerſtand $h = 1$ Fuſs hoch angenommen wird, alsdann die Höhe der Schutzöffnung $q = 3\frac{1}{2}$ Fuſs gefunden wird, welches ſo viel heiſst: damit Waſſer *einen* Fuſs hoch mit einer Zufluſsgeſchwindigkeit von $7\frac{2}{10}$ Fuſs, gegen eine mit dem Gerinne gleich breite Oeffnung ſtrömen und durchflieſsen kann, muſs dieſe Oeffnung höher, als der Waſſerſtand, d. i. $3\frac{1}{2}$ Fuſs hoch ſeyn? — Hieraus wird man ſchon überzeugt, daſs es dem Vf. bey den hydrauliſchen Unterſuchungen eben nicht geglückt iſt; auch klingt es ſehr unmathematiſch, wenn es an einigen Stellen heiſst: „die Summe aller Geſchwindigkeiten aller Waſſerſchichten, iſt gleich der Fläche des Parabelſtücks.“ — Wie können Geſchwindigkeiten einer Fläche *gleich* ſeyn?

Der zweyte bis ſechſte Abſchnitt, von den Vorgeſenken und Gerinnen, enthalten mehrere gute Bemerkungen, und unter andern auch die: daſs die Freyſchleuſsen nicht unmittelbar neben den Mahlgerinnen liegen ſollen; wenn aber der Vf. meynt, daſs bey der Unterſuchung, ob mehrere Waſſerräder neben oder hinter einander anzulegen ſind, der Calcul allein nicht entſcheiden könne, ſondern auch noch auf andere Umſtände Rückſicht genommen werden müſſe: ſo ſind dieſe, wie viele ähnliche dergleichen Bemerkungen, Dinge, die ſich von ſelbſt verſtehen, da wohl niemand, um eine Mühle anzulegen, allein beym Rechnen ſtehen bleiben wird. Dieſe und dergleichen Einſchiebſel machen den Vortrag etwas gedehnt, und der Leſer wird von der Hauptſache abgeführt. Es iſt nur ein Spielen mit analytiſchem Calcul, wenn S. 51. eine ſehr umſtändliche algebraiſche Formel und danach berechnete Tafel gegeben wird, um für jede Dicke eines Stammes die Breite des Spundpfahls bis auf $\frac{1}{100}$ Zolle genau anzugeben, da wohl kein Baumeiſter ſich mit dergleichen Berechnungen aufhalten wird, auch wegen der mannichfaltigen Dicke und Ungleichförmigkeit der Holzſtämme, die ganze Rechnung unnütz wäre. — Es wird empfohlen, die Ständer der Gerinne auf die Grundſchwelle einzuzapfen; hierdurch wird aber eine ſehr wandelbare Verbindung der Seitenwände erhalten, und es iſt weit ſicherer, wie es an andern Orten geſchieht, und ſchon in Beyers Mühlenſchauplatz zu finden iſt, ſtatt eingezapfter Wandſtänder, lange Wandpfähle auzubringen, welche von Grund aus in die Höhe gehen. Die Conſtruction der Kropfgerinne iſt gröſstentheils nach Eiſele beſchrieben.

Von den Mühlenwellen wird in einem eigenen Abſchnitte manche nützliche Bemerkung beygebracht, und zur Beſtimmung der Wellenſtärken die Erfahrung zum Grunde gelegt, daſs eine undurchlochte Welle von geſundem Eichenholz, die ein 24 Fuſs hohes Panſterrad trägt, mit 16 Zoll Dicke auf 22 Fuſs Länge noch eben ſtark genug ſey. Die Geſchwindigkeit der Schaufeln unterſchlächtiger Waſſerräder wird für den gröſsten Effect, nicht nach Parent, ſondern, wie es der Erfahrung gemäſs iſt, halb ſo groſs als die Geſchwindigkeit des anſchlagenden Waſſers gefunden. Die übrigen Berechnungen über den Stoſs des Waſſers beruhen auf Vorausſetzungen, welche man dem Vf. nicht wohl zugeben kann. Noch folgen mehrere gute Bemerkungen über den Bau der Waſſerräder und des Räderwerks im Innern der Mühlen, womit dieſe Schrift ſchlieſst. Uebrigens gereicht es dieſer Schrift nicht zur Empfehlung, daſs die Abbildungen ohne Schatten und Licht, wie geometriſche Figuren gezeichnet ſind, da öfters die Einbildungskraft des Anfängers, welcher belehrt werden ſoll, nicht zureicht, die hervorragenden Theile von den zurückliegenden zu unterſcheiden. Noch bemerkt Rec. beyläufig, daſs in der erſten Figur der Buchſtabe D gleich unter F fehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. März 1801.

MATHEMATIK.

Frankfurt a. M., in der Jäger. Buchh.: *Betrachtungen über die Theorie der Infinitesimalrechnung* von dem Bürger *Carnot*, Mitgliede des Französischen National-Instituts. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von *Johann Karl Friedrich Hauff*. 1800. LXIV. und 110 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Infinitesimalrechnung fand gleich nach ihrer Erfindung in Rücksicht auf ihre Principien vielen Wiederspruch, und selbst noch im Jahre 1784 setzte die mathematische Classe der Königl. Preufsischen Akademie zu Berlin eine beträchtliche Prämie auf die Beantwortung der Frage: Wie die Infinitesimalrechnung, bey ihren widersprechenden Voraussetzungen, zu wahren Sätzen führen könnte, und was für ein Substitut sich an die Stelle des Unendlichen setzen liefse, welches sich auf feste mathematische Principien gründete, aber doch die Untersuchungen nicht schwieriger und weitläuftiger machte? Zu den neuesten Schriften, zu welchen diese Zweifel in die Richtigkeit der Infinitesimalrechnung Veranlassung gegeben haben, gehören *L'Huilier's* Preisschrift (*Exposition élémentaire des Principes des Calculs supérieurs*), *La Grange'ns Théorie des Fonctions Analytiques* und *Carnots* vorliegende Abhandlung. Nach einer kurzen Vertheidigung der Methode der Analysis des Unendlichen schlägt *L'Huilier* als Substitut die Gränzmethode vor, und *La Grange* substituirt dafür die Theorie der Functionen. *Carnot* hingegen läfst sich in seiner Abhandlung blofs auf die Vertheidigung der Infinitesimalrechnung ein, aber ausführlicher und befriedigender, als von irgend einem seiner Vorgänger geschehen ist.

Er theilt die veränderlichen Gröfsen in Haupt- und Hülfsgröfsen: die Hauptgrofsen sind die durch die Aufgabe gegebenen (x, y, u. f. w.), wie auch die Functionen derselben; die Hülfsgrofsen hingegen (x^1, y^1 u. f. w.), sind solche, die sich auf die Hauptgröfsen beziehen, übrigens aber blofs angenommen werden, um die Vergleichung der gegebenen Gröfsen zu erleichtern. Die Differenz zwischen einer Haupt- und Hülfsgröfse nennt er eine unendlich kleine Gröfse, weil sie kleiner werden kann, als jede angebliche und Null zur Gränze hat. Diese unendlich kleine Gröfse ist das Differential derjenigen Hauptgröfse, worauf sie sich bezieht, so dafs also dx ebenfalls nur eine Hülfsgröfse ist, die anfangs einen willkürlichen Werth hat, der aber so gering angenommen werden kann, als man will. Die Rechnung, welche lehrt, vermittelst der Differentialien die Verhältnisse zu bestimmen, welche zwischen den Hauptgröfsen statt finden, heifst die Infinitesimalrechnung. Stellt man nun eine Gleichung auf, und läfst hierin Gröfsen wie dx weg, wenn sie durch die Addition oder Subtraction mit wirklichen Gröfsen verbunden sind: so entsteht eine unvollkommene Gleichung. Gelangt man durch diese zu Resultaten: so mufs sich der Irthum, der hierin liegt, so klein machen lassen, als man will, weil die Unvollkommenheit der Gleichungen, welche hierzu führten, nach der Annahme des dx u. s. w. immer geringer gemacht werden kann. Gesetzt aber, es befindet sich keine der Hülfsgröfsen in dem Resultate: so ist dieses ein unveränderliches. Läge also ein Irthum darin: so könnte dieser nicht vermindert werden; da nun dieis aber der Fall seyn müfste: so ist klar, dafs, wenn die unvollkommenen Gleichungen zu einem Resultate führen, worin die Hülfsgröfsen nicht mehr vorkommen, dafs dieses ein sicheres Zeichen ist, dafs sich die Fehler, die man während der Rechnung machte, gegen einander aufgehoben haben, und dafs man folglich ein völlig richtiges Resultat hat. Es können daher die unvollkommenen Gleichungen zu keinem unrichtigen Resultate führen, wenn man nur dann erst sagt, dafs man dadurch zum Resultate gekommen ist, wenn sich darin keine der Hülfsgröfsen mehr befindet, und daher so lange die Rechnung noch als unvollendet ansieht, als diese noch nicht fortgeschaft sind. — Bey dieser Methode gelangt man aber erst durch Irthümer, die sich gegen einander aufheben, zur Wahrheit; es fragt sich also: ob sich nicht auch die Differentialien aus dem Gesichtspunkte betrachten lassen, dafs hierbey jene unvollkommene Gleichungen als ganz richtige angesehn werden können? Man denke sich unter s die Subtangente, der die senkrechte Ordinate y zugehört: so ist $\frac{dx}{dy} = \frac{s}{y}$ eine unvollkommene Gleichung, die sich zwar der Vollständigkeit desto mehr nähert, je kleiner dx und dy angenommen werden, aber diese doch nie erreicht, so lange dx und dy einen Werth behalten. Fingirt man also, dafs wirklich $\frac{dx}{dy} = \frac{s}{y}$ ist: so darf man weder dem dx noch dem dy für sich betrachtet einen Werth beylegen, sondern man mufs sie da, wo sie einzeln vorkommen, als blofse Nullen betrachten, sie übrigens aber als Repräsentanten der Differentialien für denjenigen Zustand ansehen, in welchem ihr Verhältnifs demjenigen völlig

gleich ist, dem sie sich eigentlich nur immer nähern. — Nachdem der Vf. dieses mit ausserordentlicher Klarheit und Deutlichkeit entwickelt hat, erklärt er die Differentialrechnung und Integralrechnung besonders, und handelt die ersten Grundregeln für beide Rechnungen ab. Die Differentialrechnung ist die Kunst, die Verhältnisse und Beziehungen der Differentialgrösen zu suchen, und diese durch die gewöhnlichen Regeln der Algebra wegzuschaffen; die Integralrechnung hingegen ist die Kunst, die Differenzialgrösen durch die Operationen zu eliminiren, welche von einem Differentiale auf sein Integrale kommen lehren. Hier muss aber doch Rec. bemerken, dass ihm folgende Erklärungen richtiger und deutlicher zu seyn scheinen: die Differentialrechnung beschäftigt sich mit dem Bestimmen der Differentialien der Functionen, und die Integralrechnung mit der Darstellung der Functionen aus ihren Differentialien vermittelst der Methoden, welche die Vergleichung gefundener Differentialien mit den dazu gehörigen Functionen darbietet.

Hn. *Hauffs* Zusätze, die als Anhang hinzugefügt sind, betreffen vorzüglich die Geschichte der Infinitesimalrechnung, die er auf eine so fassliche und belehrende Weise erzählt, dass er dadurch seiner Uebersetzung einen nicht unbedeutenden Vorzug vor der Originalschrift gegeben hat. Folgendes wird den Gang und den Geist dieser historischen Abhandlung bezeichnen. Die Behauptung, dass die Exhaustionsmethode der Alten mit der Infinitesimalrechnung einerley sey, wird widerlegt. *Kepler* ist der Erste, der es wagte, die unendlich kleinen Grösen in die Mathematik einzuführen. In noch grösserer Ausdehnung wurde nachher die Keplerische Vorstellungsart von *Cavalleri* zur Erweiterung der Geometrie angewandt, ohne aber doch die ersten Gründe seiner Methode von Keplern entlehnt zu haben. Den zweyten grosen Schritt zur Erfindung der Infinitesimalrechnung machte *Fermat*. Er verband mit Keplers und Cavalleri's Vorstellungsart von den unendlich kleinen Grösen den algebraischen Calcu , und wandte sie in dieser Verbindung auf Untersuchungen über die grösten und kleinsten Werthe, über die Tangenten und Rectificationen der krummen Linien an. u. s. w. Aehnliche Tangentenmethoden, als die Fermatsche, erfanden nachher noch mehrere andere, unter welchen besonders die von *Des Cartes* und *Wallis* zu bemerken sind. Am merkwürdigsten ist aber in Rücksicht auf ihre genaue Verbindung mit der Leibnizischen Differentialrechnung die von *Barrow* 1670 angegebene. — Diese erklärt Hr. *Hauff* sehr deutlich und vollständig. — Im Jahre 1672 schickte Newton seine erfundene Methode an Collins; *Leibniz* übergab im Jahre 1677 ebenfalls eine eigene Methode an *Newton*, welche die erste Probe seiner Differentialrechnung enthält. *Newton* war auf seine Methode unabhängig von Barrow gekommen, hingegen ist es gewiss, dass zur Leibnizischen die Barrowische Veranlassung gegeben hat. Es kann daher nicht auffallend seyn, dass es Aufsehen machte, wenn Leibniz die Methode der Differentialrechnung die seinige nannte; es war aber unbillig, wenn die Engländer ihm nicht das Recht zugestehen wollten, den Calcul den seinigen zu nennen. Newton hatte freylich für seine Methode auch einen eigenen Calcul erfunden; allein hiervon hat Leibniz vor der Erfindung seiner Rechnung nichts in die Hände bekommen. Hätte man also bey dem Streite die Methode von dem Algorithmus unterschieden: so würde er bald geendigt worden seyn. Nach dieser Erzählung giebt Hr. *H.* eine kurze deutliche Darstellung von *Newtons* Methode und Calcul, stellt hierauf eine Vergleichung des Ganges, den *Carnot* im Anfange seiner Abhandlung nimmt, mit dem des Barrow an, und zeigt, dass Carnot hierbey wahrscheinlich Barrow's Werk vor sich gehabt,, und blos über dessen Methode einen Commentar geschrieben habe. Das Ganze schliesst Hr. *H.* mit eigenen Bemerkungen über die Infinitesimalrechnung, nachdem er eine Beurtheilung über L'Huilier's Gränzenmethode vorangeschickt hat. Hn. *Hauff's* beynahe 3½ Bogen lange Vorrede enthält fast nichts als eine Polemik gegen des Hn. Obristlieutnant v. *Zach* Urtheil im 3ten Bande der allgemeinen geographischen Ephemeriden S. 11., nach welchem Hr. *H.* in der Uebersetzung des Werks von *La Place* von seiner Unkunde in der französischen Sprache hinreichende Beweise gegeben haben soll. Dieser Vorwurf ist freylich hart — denn Rec. muss nach der Uebersetzung der *Carnotschen* Schrift das Gegentheil behaupten; — doch hätte die Vertheidigung beträchtlich kürzer seyn können. In Rücksicht auf die Druckfehler muss Rec. darauf aufmerksam machen, dass durchgängig im Texte Z steht, wo den Figuren nach, Q stehen sollte.

Wien, b. Trattner: G. Freyhn. *von Vega*, Ritters des milit. Mar. Theref. Ordens, Majors des k. k. Bombd. Corps etc. *Anleitung zur Hydrodynamik.* Des mathm. Lehrb. zum Gebrauche des k. k. Artillerie-Corps IV. Theil. 1800. XXXII. und 368 S. m. 9 Kpft.

Diese auch unter dem Titel: *Vorlesungen über die Mathematik* IV. Band herausgekommene Schrift, beschliesst die vom Publicum mit so vielem Beyfall aufgenommenen Vorlesungen, deren deutlicher Vortrag bereits aus frühern Schriften des Vf. bekannt ist. Der vorliegende Band zerfällt in vier Hauptstücke, und enthält die Grundlehren der *Hydrostatik*, der *Aerostatik*, der *Hydraulik* und die *Bewegung fester Körper in einem widerstehenden flüssigen Mittel.* Es sind die wesentlichen Lehren vom Gleichgewichte flüssiger Körper, die hydrostatischen Abwägungen und Ausmessungen der Körper, so wie in der Aerostatik ausser dem Gleichgewichte, die Luftpumpen und einige aerometrische Werkzeuge abgehandelt. In der Hydraulik begnügt sich der Vf., die vorzüglichsten Lehren nur kurz anzuführen. Nachdem die *Bernoulli*- und *Baaderschen* Formeln für die Geschwindigkeiten, mit welchen Wasser aus einem voll erhaltenen Gefasse fliesst, als unbrauchbar verworfen worden, wird angerathen,

um der Erfahrung näher zu kommen, in der Bernoulliſchen Formel, wo F den Querſchnitt des Gefäſses und f die Oeffnungsfläche vorſtellt, den Bruch $\frac{F^2}{F^2 - f^2}$ umzukehren, weil alsdann für ein ſehr kleines f, die Geſchwindigkeit c des ausflieſsenden Waſſers mit der Geſchwindigkeit eines von der Druckhöhe des Waſſers freyfallenden Körpers überein kommt; für $F = f$ aber $c = o$ wird, wie es der Erfahrung gemäſs ſeyn ſoll. Aber eben dieſe letzte Folgerung beweiſst das Unſtatthafte der vorgeſchlagenen Umkehrung. Denn man nehme in einem mit Waſſer angefüllten Gefäſse den Boden weg: ſo iſt $F = f$; aber nicht leicht wird ſich unter dieſen Umſtänden eine Erfahrung angeben laſſen, daſs alsdann die Geſchwindigkeit des ausflieſsenden Waſſers oder $c = o$ werde. Die Bernoulliſche Formel giebt für dieſen Fall vielmehr $c = \infty$, weil bey einem ſolchen Gefäſse, welches voll erhalten werden ſoll, das den Abgang erſetzende Waſſer mit einer unendlichen Geſchwindigkeit zugegoſſen werden müſste, damit der Zufluſs dem Ausfluſs gleich wäre. — Der ſchiefe Waſſerſtoſs wird den bekannten Verſuchen von *Boſſut*, *d'Alembert*, *Condorcet*, *Chapmann* etc. zuwider, im Verhältniſs des Quadrats vom Sinus des Neigungswinkels der Stoſsfläche angenommen, auch wird aus der vorgetragenen Theorie der Schluſs gezogen, daſs die Geſchwindigkeit der Schaufeln eines unterſchlächtigen Waſſerrades für den gröſsten Effect, ein Drittel der Geſchwindigkeit des anſtoſsenden Waſſers ſey, obgleich der Vf. ſelbſt nachher bemerkt, daſs für den gröſsten Effect, den Erfahrungen gemäſs, die Geſchwindigkeit der Schaufeln beynahe die Halfte wäre. Bey den Unterſuchungen über die Bewegung des Waſſers in Flüſſen und Kanälen iſt die *Eytelweinſche* Formel aus *du Buat's* Hydraulik, bey den Rohrenleitungen aber die *Baaderſche* zum Grunde gelegt worden.

Von den gebräuchlichſten Maſchinen zur Hebung des Waſſers, wird nur hiſtoriſch ohne nähere mathematiſche Unterſuchung gehandelt; dagegen iſt im letzten Hauptſtück, von der Bewegung feſter Köper in einem widerſtehenden flüſſigen Mittel, für den Artilleriſten, welcher die vorhergehenden Bände verſtanden hat, eine reiche Ausbeute, durch die in des Vf. eigenen Manier unternommene Bearbeitung des balliſtiſchen Problems. Gelegentlich werden einige Irrthümer, die ſich in *J. Müller Append. or Suppl. to the Treatiſe of Artillery* befinden, berichtiget.

ERDBESCHREIBUNG.

Altenburg u. Erfurt, b. Rink und Schnuphaſe: *Reiſe nach Troas, oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zuſtande*, vom Bürger *Lechevalier*. — Nach dem Franzöſiſchen der zweyten Ausgabe frey bearbeitet von *C. G. Lenz*, Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha. — Mit VIII Kupfern und 1 Karte. 1800. 271 S. 8.

Sollten auch Lechevaliers vermeyntliche Aufklärungen über das Locale von Troas bey ſorgfältigen Unterſuchungen an Ort und Stelle den gröſsten Theil des ihnen anfangs beygelegten Werths verlieren; ſcheint gleich jetzt ſchon das Publicum wenigſtens Miſstrauen in ſeine ſo zuverſichtlich hingeworfenen Behauptungen zu ſetzen: ſo haben wir es ihm doch wenigſtens zu danken, daſs durch die Prüfung ſeiner Sätze die Sache ungleich mehr zur Sprache kam, als es in frühern Zeiten der Fall geweſen war, daſs wir durch die Bemerkungen einiger Engländer, die zum Theile ebenfalls an Ort und Stelle geweſen ſind, unſers Heyne, der mit Sorgfalt nach den Stellen der Alten die neuen Angaben abwog, und durch einige andere Männer unſers Vaterlands jetzt ſchon klärer in der Sache ſehen, und alle künftigen Behauptungen einem richtigern Urtheile unterwerfen können. Lechevalier zeigt ſich wirklich bey der ganzen Unterſuchung als leichtſinniger Mann, iſt kaum an der Küſte von Troas an das Land getreten, als ihm die Ueberzeugung durch die Seele fährt, er werde den Schauplatz des Ilias ganz und ſo wieder finden, wie ihn der gröſste Dichter, und der genaueſte Geograph geſchildert hatte. — „Ich werde den reiſsenden Lauf des heftigen Simois, und das klare Waſſer des Scamander unterſcheiden. Was auch Strabo ſagen mag, ſie dürfen nicht verloren ſeyn, die Quellen dieſes göttlichen Fluſſes, welche der Dichter mit ſo deutlichen und ſo hervorſpringenden Zügen bezeichnet hat.“ Wer mit ſo begeiſterter Zuverſicht den Schauplatz betritt, findet gewiſs auf demſelben alles was er will, findet es wo er will; und ſo iſt es im Ganzen auch dem braven Lechevalier gegangen. Schon bey der erſten Reiſe hielt er ſich überzeugt, die Todtenhügel des Achilles und Ajax, nebſt vielen andern genau aufgefunden zu haben. Da er aber das erſte nordoſtlich von Cap Sigeum (an deſſen Spitze es liegen muſste) und das zweyte auf einem Berge anſetzt, da es nach Strabo, der einzigen Quelle, welche die Lage beſtimmt, in der Ebene lag: ſo irrt er ſich zuverläſſig mit beiden und mit den übrigen. Seine Karte miſst alle Abſtände zu groſs; einen Kanal, der vielleicht erſt in ganz neuen Zeiten zur Ableitung der Sümpfe des Skamanders iſt gegraben worden, erklärt er S. 124. mit völliger Gewiſsheit als einen Graben, den Achilles zur Sicherheit für den Theil des Lagers hatte auswerfen laſſen, wo ſeine Truppen ſich befanden. Er rühmt ſich, ſeine Karte mit dem Ingenieur Caſſas an Ort und Stelle geometriſch aufgenommen zu haben; und doch zeugen die zu groſsen Entfernungen, falſche Richtungen, das Auslaſſen mehrerer Orte, welches er ſelbſt eingeſteht, und am meiſten, der von ihm beſchriebene Gang ſeiner Unterſuchungen, von der Unmöglichkeit der Sache. Er nahm ſich vor, den Lauf der beiden Flüſſe Simois und Skamander in ihren Thälern und Krümmungen zu verfolgen. Jedermann fühlt aber, daſs ſich von den Tiefen aus, und nur bloſs aus einer Linie faſt keine wirklich aufgenommene Karte verzeichnen laſst. Seine Hauptabſicht ging auf die Quellen des Skamanders; denn wo dieſe ſind, ſchloſs er nach des Dichters Angaben, da fand ſich auch das alte Ilium. Er fin-

findet sie bald; denn der Türke, als Begleiter der Reisenden, zeigt in der Ferne auf eine Anzahl Bäume, mit der Versicherung, dort seyen recht schöne Quellen. Also waren die Reisenden ihrem Vorsatze und dem Laufe des Flusses nicht getreu geblieben. Sie finden auch in der That viele Quellen, und ganz nahe an der einen, wo L. nach seiner Erkundigung erfuhr, dass im Winter ihr Wasser wärmer sey als im Sommer, das Dorf *Bunar Baschi* (Haupt der Quellen) auf einer Anhöhe, welche weiter hinauf immer mehr zum Berge wird, und sich mit einem jähen Absprung am Simois endigt. Dies war nun also die Lage von Homers Ilium; eine Anhöhe, auf einer Seite der Simois, auf der andern die warme Quelle; und bey dieser Hauptentdeckung bleibt es von nun an. Freylich lassen sich der Einwendungen viele machen; manche fallen ihm auch bey, und er sucht ihnen möglichst Abhülfe zu leisten. Z. B. Sein Ilium ist $2\frac{1}{2}$ geographische Meilen von der See entfernt, und Strabo, nach dem einheimischen Demetrius von Skepsis, entfernt es nur halb so weit; auch die Haupttreffen, welche die Griechen und Trojaner fochten, waren fast immer so, dass man nach Homer an dem nämlichen Tag unter lauter Gefechten zum Lager der Griechen vordringen und sich wieder in die Stadt zurückziehen konnte; aber Hr. *L.* führt doch die Stelle Ilias 18, v. 256. für sich an, dass Ilium in beträchtlicher Ferne von den Schiffen lag: ἑκὰς ἀπὸ τείχεος ἔμεν ἐν πεδίῳ παρὰ νηυσὶν sagte der Trojaner Polydamas in der Nacht zu seinen Gefährten; nur verräth der Rath, den er ihnen ertheilte, sie sollten nach Hause gehen, um mit Anbruch des Tags die Feinde gut gerüstet auf den Zinnen ihrer Mauern zu erwarten, das Gegentheil. Auch die Angabe fällt ihm schwer auf das Herz, dass Hektor, vom Achill gejagt, dreymal um die Mauern der Stadt lief. Dies geht nun hier, wegen der Steile des Bergs gegen den Simois hin, schlechterdings nicht. Ein Franzos bleibt aber nie in Verlegenheit, er lässt den Hektor dreymal von den Mauern zum Skamander, und eben so oft von diesem zu den Mauern zurücklaufen. Wenn Strabo, nach dem Demetrius von Skepsis, behauptet, dass der Skamander mehrere Meilen weiter gegen Südosten aus dem *niedrigen* Berge Kotylus entspringe: so erklärt *L.* dies für eine Verwechslung mit dem Simois, welchen er bis nahe an seine Quelle aus einem der *höchsten* Berge des Ida verfolgte. Sollte ihm die Unmöglichkeit einer solchen Verwechslung nicht beygefallen seyn? Der Skamander machte die Gränze des sehr kleinen Gebiets von Skepsis; und Demetrius, ein Bürger dieser Stadt, sollte nicht gewusst haben, ob der Simois oder der Skamander der Gränzfluss seines Vaterlands sey? Andere Schwierigkeiten lässt er ganz unbemerkt, z. B. dass Homer von zwey Quellen des Skamanders spricht, er aber deren wohl zwanzig gefunden hat. Ferner, dass der Fluss nicht ferne von diesen Quellen 12 Fuss Breite und drey Fuss Tiefe hat, welches zu einer Jahrszeit, wo die Flüsse dieser Gegend nur sehr wenig Wasser haben, den wahren Ursprung in entferntere Gegenden zurück setzt. Er hielt es unnöthig, seinen Lauf weiter zu verfolgen, da er die Quellen desselben schon vor Augen zu haben glaubte. Das Resultat von allem ist, dass *L.* die wahre Lage des alten Iliums nicht aufgefunden, dass er sie in zu grosser Ferne von der See gesucht hat. Die Schwierigkeit aus Homers Angabe, dass die Stadt nahe bey den beiden Quellen des Skamanders lag, wird wohl für keinen künftigen Untersucher wegzuräumen seyn, da die wirkliche Quelle viel zu weit von der See entfernt liegt, als dass man bey derselben die Stadt suchen dürfte. Aber vielleicht ist nur von Nebenquellen die Rede, welche einst den nämlichen Namen führten. Spricht man doch von den Quellen der Donau zu Donesching en, ob sie gleich in beträchtlichem Abstande von dieser Stadt sich befinden. Und sollte denn Homer das Privilegium haben, ganz unfehlbar gewesen zu seyn? — Auch diese zweyte Ausgabe hat Gelehrte gefunden, welche zwar nicht geradezu den Hauptpunkt seiner Entdeckungen bezweifeln, aber desto grössere Bedenklichkeiten über einzelne Theile seiner Behauptungen zu erregen wissen. Ihre kleinen Abhandlungen erscheinen hier unter dem Titel Beylagen. Der erste ist vom Hn. *Akerblad*, welcher Schwedischer Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel war, und zweymal diese Gegenden selbst besuchte. Er giebt schätzbare Aufklärungen über mehrere Irrthümer des Hr. *L.*, vorzüglich über das Schiffslager der Griechen; dass er das Wasser der angeblich warmen Quelle, aber im Sommer, ganz frisch fand, über die Lage von Neu Ilium und einige Inschriften. Wichtiger ist noch ein Brief des Hn. Majors Schwarz an Hn. Hofr. Heyne, in welchem nach den Angaben des Hn. *Hawkins*, eines reisenden Engländers, viele Stellen in *L.* Zeichnung berichtigt, oder eigentlich gezeigt wird, dass sie blos aus dem Gedächtnisse aufgesetzt ist. Mehrere andere Briefe und kleine Zurechtweisungen sind von geringerer Erheblichkeit. Der Zweck eines vielumfassenden Blatts erlaubt nicht, in das Detail jedes einzelnen Satzes zu gehen; wir überlassen sie also der Neugierde des Lesers. Aber die Sorgfalt, mit welcher das Ganze durch Hn. Lenz bearbeitet ist, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Seine Uebersetzung liefst sich nicht nur völlig als Original, man findet nicht blos die durch Hn. Hofr. Heyne, und andere Freunde ihm mitgetheilten Bemerkungen mit Genauigkeit gesammelt, sondern zugleich überall durch passende Noten die Bestätigung oder Berichtigung schwankender Stellen. Die ausser der Karte beygefügten Kupfer enthalten Münzen und die Abbildung einer Antike.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Stockholm, b. Nordström: *Stockholm.* 1800. *I Deel.* 1 Alph. 1 Bog. *II Del.* 1 Alph. 1 Bog. gr. 8.

Fast zu gleicher Zeit erhalten wir ausführliche Beschreibungen zweyer nordischen Hauptstädte, von denen auch bald deutsche Uebersetzungen erscheinen dürften. Die eine von Copenhagen, durch Hn. Prof. *Nierup*, die andere von Hn. Kanzleyr. und Ritter *Elers* in Stockholm. Letzterem scheint es nicht so sehr um historische Kritik und schönen Vortrag, als darum zu thun gewesen zu seyn, aus den Archiven des Reichs und der Stadt Stockholm, so wie aus dortigen Privatsammlungen, das, was Stockholm betrifft, mühsam zusammen zu suchen und in Ordnung zu bringen.

Die vorangesetzte kurze Einleitung enthält verschiedenes, was vielleicht in eines der folgenden Kap. gehört hätte. Die Polhöhe Stockholms ist nach 59jährigen Beobachtungen von Wargentin, zu 59 Gr. 20 Min. 31 Sec. bestimmt, so wie die geogr. Länge zu 35 Gr. 36 Min. 15 Sec. Stockholm liegt, da, wo der Mälersee durch einen Strom nach Norden und einen nach Süden in die Ostsee fällt. Die Stadt steht zum Theil auf einem Sandrücken, hat schönes Wasser und gute Brunnen, worunter besonders der neue Brunnen vor der Börse das beste Wasser haben soll, das irgend eine Stadt in Europa hat. Die Vorstädte liegen gröstentheils höher und haben breite Strasen. Die Lage der Stadt scheint also sehr gesund zu seyn, und doch hat man als etwas Besonderes angemerkt, dass die Sterblichkeit dort gröser seyn soll, als in den meisten europäischen Städten. In den 18 Jahren von 1749 bis 1766 wurden in Stockholm 46,029 Menschen geboren, und starben 61,712; und nach D. *Odhelius* Bemerkungen stirbt dort jährlich 1 von 21 bis 22 Personen. Diese Angaben gründen sich auf die beym dortigen Tabellwerk eingereichten Listen der Verstorbenen und Lebenden. Aber nur erstere sind ziemlich zuverlässig, nicht so letztere, und darin liegt der Fehler. In der Wirklichkeit stirbt vielmehr bey dortiger gefunden Lage, der guten Polizey und den guten Medicinalanstalten nur einer von 25 bis 26 u. s. w.

Der *erste* Theil der Beschreibung von Stockholm, die aus drey Theilen bestehen wird, hat zwey Abtheilungen. Die *erste* Abtheil. handelt von der innern Stadt *Stockholm* in folgenden Kapiteln 1) Von Stockholms erster Anlage. Der Vf. fängt hier mit der alten fabelhaften Sage von dem, an dieser Stelle von seiner geraubten Gemalin Skialf, in einem Baum mit seiner goldenen Kette aufgehängten König Agne an, daher der Ort den Namen Agnefit erhalten. Der Ort hiess schon Stocksund und Stockholm, ehe Birger Jarl hier eine Stadt anlegte; sie kann also nicht, wie man gemeiniglich glaubt, von den von Olof, dem sogenannten Schooskönig, hier zur Versperrung des Eingangs in den Mälersee vor den Seeräubern eingesenkten grosen Baumstämmen (*Stockas*) den Namen erhalten haben. Der Vf. leitet vielmehr die Benennung von dem Wort *Stock* her, welches in der Wendischen Sprache ein fliessendes Wasser (aber wie kommt die wendische Sprache hieher?), und in der Lappländischen einen *Sund* bedeutet. Stockholm ward, so wie Rom, nicht an einem Tage gebauet; die erste Anlage fällt zwischen 1250 und 1260. Schon in ältern Zeiten hatten sich hier einige Fischer niedergelassen. Nach der Zerstörung von *Sigtuna* im J. 1187 durch die Esthen, flüchteten mehrere Bürger von da nach Stockholm, und dadurch ward es ein Flecken. Der Vf. vermuthet, dass Stockholm unter K. Erich des Heiligen Sohn, K. Knut, die ersten Einwohner bekommen habe, Birger Jarl aber habe 60 bis 70 Jahr später den Anbau befördert, dem Orte städtische Privilegien ertheilt, und ihn durch Anlegung von Burgen, Thürmen, Mauern und einem Schlosse befestiget; auch es seinem Sohn zur Residenz bestimmt. Der Vf. beschreibt die damalige Situation von Stockholm, nebst den umliegenden Inseln, die jetzt einen Theil seiner Vorstädte (Malmar) ausmachen. Alle von Stockholm vorhandene Karten, Grundrisse, Aussichten u. dgl. sind von S. 18—40. ausführlich beschrieben. Eine grose Karte von Stockholm wird jetzt von Hn. Akrel bearbeitet. 2) von Stockholm bey seinem Anfang und dessen weitern Anwachs. Stockholm nahm anfangs nur den Platz ein, den man jetzt die alte Stadt nennt, und davon machten das Schlos mit seiner Befestigung, die Kirche, die Mauern und Thürme, einen grosen Theil aus; doch fing man bald an, auch ausserhalb den Mauern Häuser anzubauen. Die Häuser wurden überhaupt ohne allen Plan alle von Holz angelegt, und daher entstanden oft gefährliche Feuersbrünste, wozu 1495 eine Pest kam, die daselbst 18,000 Menschen (?) hingerafft haben soll. Die Schicksale Stockholms seit Birger Jarl bis K. Christiern, werden durch einen Auszug der schwedischen Reichshistorie dieser unruhigen Zeit, erklärt. Pest, beständige Kriege, Belagerungen, äuserste Bedrückung von dänischen Regenten und Ausländern, von inländischen Bischöfen und der Religion selbst, legten dem Aufkommen der Stadt oft grose Hindernisse in den Weg. Doch kam auf Stockholm das meiste an; wer das in Händen hatte, war

auch bald Herr des ganzen Reichs! Von den damaligen vornehmſten Gebäuden, Straſsen und Gaſſen, Thürmen und Brücken, ſind mehrere Nachrichten geſammelt, und eben ſo wird im 3ten Kap. von Stockholms Anbau in ſpätern Zeiten gehandelt. K. Guſtav I. befahl, ſtatt der hölzernen Häuſer Steinhäuſer zu bauen, und gab treffliche Verordnungen zum Beſten der Stadt. Da es mit dem Niederreiſsen der hölzernen und der Fachwerkshäuſer langſam ging: ſo befahl K. Johann, daſs ſolche wenigſtens von auſsen mit Stein bekleidet werden ſollten, daſs man das Holz nicht ſähe, und König Guſtav Adolph befahl, ſolche gegen Bezahlung nach einer entworfenen Taxe ganz nieder zu reiſsen. Die Stadt ward immer mehr erweitert, und erhielt mehrere groſse und koſtbare öffentliche Gebäude. 4tes Kap. Von den Märkten, den an ſolchen belegenen Häuſern und den Brunnen der Stadt, als vom groſsen Markt, 100 Ellen lang und 50 bis 60 breit, und dem dort ſtehendem alten Rathhauſe, dem Kornmarkt, Eiſenmarkt, Münz-Kaufmanns- Mönchenbrücken- und Ritterhausmarkt, wo des Königs Guſtav Waſa Statue von Bronze 11 Fuſs hoch auf einem Piedeſtal von ſchwediſchem Marmor, ingleichen das neue Rathhaus ſteht. 5. Kap. Von den Kirchen innerhalb der Stadt; als der groſsen Stadtkirche, die ſchon Birger Jarl 1160 anlegte, ihren ehemaligen 23 Altären und andern Antiquitäten; hier ward 1525 die erſte Meſſe in ſchwediſcher Sprache gehalten; der St. Gertruds oder deutſchen Kirche. Schon 1552 ward den vielen dort befindlichen Deutſchen erlaubt, in der groſsen Stadtkirche ihren eignen Gottesdienſt zu halten, 1607 aber ward ihnen die St. Gertruds Kapelle dazu eingeräumt, die hernach von der deutſchen Gemeine erweitert und verbeſſert ward. (Uebrigens hat man von dieſer Kirche ſchon eine gute Beſchreibung in *Lüdeke Diſſ. hiſt. de Eccleſia Teutonica. Lipſ.* 1791.) 1725 bekam die Finniſche Gemeine in Stockholm ihre eigene Kirche, nachdem ſie ihren Gottesdienſt lange vorher in andern Kirchen gehalten hatte. Es wird doch darin des Morgens nach dem Finniſchen Gottesdienſt ſeit 1742 auch Schwediſch gepredigt. Den in Stockholm vorhandenen Franzoſen lutheriſcher Religion, wurde ſeit 1687 ein eigenes Haus zu einer Kirche eingeräumt, allein da die Anzahl derſelben immer abnahm: ſo hörte dieſer franzöſiſche Gottesdienſt ganz auf, und das Haus wurde zur Stadt Auctionskammer eingerichtet. Nach der 1741 eingeführten Religionsfreyheit, wogegen der Clerus auf dem Reichstage 1742, jedoch mit Recht ohne Wirkung, einkam, erhielten die Franzoſen, die zur engliſchen und reformirten Kirche ſich bekannten, auch eine eigene Kirche; ihre Gemeine beſteht jetzt nur noch aus ungefähr 100 Perſonen. 1782 erhielten auch die im Reich befindlichen Juden einen eignen Lehrer und Oberrabbiner, Hirſch aus Mecklenburg, mit allen den Rechten, die einem Oberrabbiner in andern Ländern zukommen, welcher darauf 1787 eine Synagoge errichtete. Die Anzahl der in Schweden befindlichen Juden war etwas über 150 Perſonen. Die Juden erhielten dazu das alte Auctionshaus der Stadt, und müſſen ihr dafür jährlich 230 Rthlr. Miethe bezahlen. Da dort ein Jude eine evangeliſche Schwedin mit königl. Erlaubniſs heyrathen wollte, die Prieſterſchaft aber Schwierigkeiten machte, ſie aufzubieten und zu copuliren: ſo wurden ſie, nach vorgelegtem Ehecontract, und unter der Bedingung, daſs die Kinder ihrer Ehe lutheriſch erzogen werden ſollten, und daſs der Mann der Frau keinen Scheidebrief ſollte geben können, durch eine Anzeige des Oberſtatthalters ſowohl an die jüdiſche Gemeine, als an die chriſtliche, zu welcher die Braut gehörte, für ächte Eheleute erklärt. Das 1336 errichtete Dominikanerkloſter, ging nach der Reformation ein, und deſſen niedergeriſſene Mauern wurden zum Schloſsbau gebraucht. Kap. 6. Von den in Stockholm ſchwediſchen Königen zu Ehren errichteten Bildſäulen. Der Statue König Guſtav Waſa iſt ſchon oben gedacht; ſie wog 62 SPf., und koſtete 200,000 Kupferthaler. Ein paar reiſende Franzoſen ſagten von ihr: *elle n'a rien de ſaillant.* Sie war 1774 aufgerichtet, nachdem 14 Jahr daran gearbeitet worden war. An König Guſtav Adolphs Statue, vom Director der Malerakademie *l'Archevesque* modellirt und vom Oberdir. Meyer gegoſſen, ward 40 J. gearbeitet; ſie koſtete 174,992 Rthlr. 38 Sch., und wog über 181 SPf. Sie ward auch unter König Guſtavs III. Regierung 1791 errichtet. Das Piedeſtal iſt von ſchwediſchem Marmor. Es fehlen noch einige projectirte Medaillons und Trophäen daran. Was die König Guſtav III. ſelbſt zu errichtende Statue betrifft: ſo erhält Hr. Prof. Sergel für das Modell 10000 Rthlr., und Hr. Cap. Appelquiſt für den Guſs 20000. Sie kommt an das Ufer zu ſtehen, wo der König nach dem Finniſchen Kriege ans Land ſtieg. Auch ſie iſt 11 Fuſs hoch, der König wird ſtehend vorgeſtellt; in der rechten Hand hält er einen Oelbaumzweig; die linke ruht auf dem Ruder einer Galeere, womit ſowohl auf deſſen Sieg bey Svenſkſund, als die Regierungsveränderung von 1772, gezielt iſt. Sie ward im Auguſt 1799 gegoſſen, und kommt auf ein Piedeſtal von Porphyr zu ſtehen, mit der Inſchrift:

König Guſtav dem III.
dem Geſetzgeber
Sieger
Wiederherſteller des Friedens,
von
Stockholms Bürgerſchaft
MDCCXC.

Kap. 7. Von den in Stockholm befindlichen öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen. Am ausführlichſten von der Reichsbank, beſonders nach Anleitung eines ſchon 1796 erſchienenen Briefes über das Geldweſen und die Oekonomie des Reichs, von D. v. S. Jetzt haben doch nicht mehr die erſten 3, ſondern alle 4 Stände die Bank garantirt. Ferner von der königl. Münze. Der Münzfuſs (der Rthlr. von 14 Loth 1 gr.) iſt ſeit 1664 nicht verändert. Von 1775 bis 1794 wurden dort in allem 109,722 Ducaten und 9,653,103⅓ Rthlr. in Silbergeld ausgemünzt. Vom

Gene-

General-Poſtcomtoir und dem dortigen Poſthauſe, wo auch von den bey Alandshaf und zwiſchen Marſtrand und Gothenburg errichteten Telegraphen Nachricht ertheilt wird. Vom Ritterhauſe und deſſen Geſchichte und Einrichtung ſeit König Guſtav Adolph; von der Börſe, die 1776 fertig ward, und an anderthalb Mill. Kupferthaler koſtete; von dem General-Aſſiſtenzcomtoir, das einen Fond von 15 T. forderte, die in 6000 Actien vertheilt wurde, wovon der König ſelbſt 1500 übernahm; von dem Reichsſchuldencomptoir, und dem Disconto Comtoir, ſeit 1789; auch dem Manufactur Disconto, und dem dortigen Controllwerk auf Gold und Silber, und dem Eiſencomptoir ſeit 1743. Auch von der alten Bank, und dem ehemaligen Teſſinſchen Hauſe, welches jetzt das Amthaus des Oberſtatthalters iſt, wird geredet. Das 8. Kap. beſchreibt einige Privathäuſer. Wichtiger iſt das 9te Kapitel von der Gröſſe Stockholms und der Volksmenge. Auch hier ſieht man die Unzulänglichkeit des dortigen Tabellenwerkes. Die jetzige Anzahl der Einwohner wird hier etwas über 80,000 gerechnet, und die Anzahl der Häuſer auf 6000, deren Werth zu 7,560,752 Rthlr. angegeben und die zu 6,323,827 Rthl. veraſſecurirt waren. 10 Kap. Von den Krönungen, Reichstagen und feyerlichen Einzügen daſelbſt. König Erich Knutſon wird als der erſte 1210, in Schweden gekrönte König angegeben. Obgleich Upſala ſonſt als die eigentliche Krönungsſtadt angeſehen wurde; ſo wurden doch, beſonders ſeit der Unionszeit, mehrere Könige und Königinnen in Stockholm gekrönt. Auch wurden ſeit 1282 dort die mehreſten Reichstage gehalten.

II. Abtheil. 1 Kap. Von dem königl. Schloſſe in Stockholm, das ſchon Birger Jarl anlegte und mit Thürmen und Mauern befeſtigte. In der älteſten Burg Adelhus, (das adliche Haus) genannt, reſidirten vormals die Könige. Birgers Sohn, K. Waldemar, brachte das alte Schloſs ſelbſt ganz zu Stande; es war mehr feſt und ſicher mit gewaltigen Mauern von geſprengtem Grauſtein, als groſs und königlich. Guſtav I. befeſtigte und erweiterte es mehr. Die Geſchichte deſſelben unter jedem der folgenden Könige wird angeführt. Das von Nic. Teſſin 1692 angefangene Schloſs brannte 1697 ab, und 1728 ward der neue Schloſsbau angefangen. Dies letzte wird ausführlich beſchrieben. 2 Kap. Von Stockholms Defenſionswerk; den dort angelegten Thürmen, Thoren, Wällen, Schanzen und Blockhäuſern. 3 Kap. Von den Belagerungen und feindlichen Angriffen der Stadt Stockholm, beſonders unter der Unionszeit. Seitdem ward es unter Erich XIV von deſſen Brüdern belagert und 1719 von den Ruſſen mit einem Angriff bedrohet, der aber vereitelt ward. Hin und wieder findet die Schwediſche Geſchichte ſelbſt hier einige Erläuterungen.

Im *zweyten Theile* führt Hr. *Elers* den Leſer aus der alten Stadt Stockholm in die Vorſtädte, ſo daſs er auch hier nicht allein ihre jetzige Geſtalt beſchreibt, ſondern auch die Geſchichte derſelben erläutert. Dieſer Th. hat drey Abth. 1. Von den Stockholm am nächſten liegenden Inſeln, nämlich 1) dem *Ritterholm*, wo vormals das ſo reich beſchenkte Franciſcanerkloſter ſtand. Nicht unrichtig iſt die Bemerkung, daſs der Zweck und die Politik Roms, durch Mönche und deren Betrügereyen immer mehr Güter und Vermögen an ſich zu ziehen, und ſich dadurch ein ganzes Land zinsbar zu machen, am Ende eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte, indem die in den Klöſtern geſammelten Reichthümer nicht wenig zur Beförderung der Reformation beytrugen, König Guſtav I. Reduction für den Staat und die Unterthanen ſo nothwendig als nützlich machten, und nicht wenig dazu wirkten, die Ketten zu zerbrechen, die ſo lange ein irregeführtes Volk gedrückt hatten. Bey der Reparation der dortigen ehemaligen Kirche des h. Franciſcus fand man oben am Gewölbe mit rother Mönchsſchrift folgende Worte eingeſchrie- „*Sex fuerunt, ſunt eruntque cauſsae malorum in Suecia. 1. Proprium commodum. 2. Latens odium. 3. Contentus Legum. 4. Negligentia Communis boni. 5. Favor improvidus in exteros. 6. Pertinax invidia in ſuos.*“ Wer die ſchwediſche Geſchichte kennt, wird darin die Belege dazu finden. In dieſer Kirche werden die Seraphinen-Ritter ohne Unkoſten des Sterbehauſes begraben. K. Guſtav III. wollte ſtatt dieſer Kirche dort eine neue Rotunda zu einem gemeinſchaftlichen Gottesdienſt für die Gemeine der groſsen Stadt- und die Ritterholmskirche, bauen laſſen. 2. Die *h. Geiſt Inſel* hieſs bereits, ehe noch Stockholms Stadt angelegt ward, Stockholm; und war ſchon eine Art Handelsplatz, wohin ſich, nachdem Sigtuna verbrannt war, viele Bürger von da begeben hatten. König Waldemar ſtiftete hier ein Hoſpital für Arme, Kranke und Pilger, oder ein ſogenanntes Heilig. Geiſts Haus, wovon die Inſel den Namen bekam. Da auf einem auf dieſer Inſel 1282 gehaltenen Herrentage dem K. Magnus Ladulås mehrere ſogenannte Gemeingüter nun als Krongüter zugeſchlagen wurden: ſo hat dies den Namen von heil. Geiſtinſels Beſchluſs erhalten. 3. Einige kleine am Norderſtrom belegene Inſeln, mit den daſelbſt angelegten Häuſern, Mühlen u. ſ. w., und 4. Strömborg, eine aus dem Mälerſee hervorſtehende kleine Inſel, die von einem Groſshändler Ström zuerſt bebauet ward 11. Von der Nordervorſtadt, ſowohl überhaupt als den dortigen Brücken, Märkten, Brunnen, der St. Clara, Adolph Friedrichs, St. Jacobi und St. Johanniskirche, den merkwürdigen Häuſern und Palläſten, beſonders dem Pallaſt der königlichen Prinzeſſin. K. Guſtavs Befehl, alle holzerne Häuſer in der Stadt niederzureiſsen und ſtatt deren ſteinerne zu erbauen, gab zuerſt Anlaſs, daſs ſich einige arme Bürger aus der Stadt ſelbſt hieher begaben. Dieſe Vorſtadt hatte anfänglich ihre eigenen Magiſtratsperſonen, und es entſtanden zwiſchen ihnen und den Bürgern der Stadt ſelbſt allerhand Streitigkeiten, bis endlich 1635 die Vorſtädte mit der Stadt unter eine Obrigkeit vereiniget wurden. Dieſe Vorſtadt hat jetzt die ſchönſten Straſsen. Die Breite des Stroms, worüber die ſchöne unter Guſtav III angelegte koſtbare und dauerhafte Brücke geht, beträgt dort 60 Elen.

len. Die Unterhaltung der Brücken in Stockholm koſtete von 1745 bis 1765 über 102,407 Thlr. SM. Als die Bauern 1463 Stockholm belagerten, um den von K. Chriſtian I. arretirten Erzbiſchof Jöns zu befreyen, ſchickte der König durch den Norderſtrom einige Schiffe mit Soldaten, welche die Bauern trennten, umringten und niedermetzelten, daher ihr Anführer Ture Tureſſon den Namen des Bauernſchlächters erhielt. Der Nordermalms Markt, wo Guſtav Adolphs Statue ſteht, und der durch mehrere prächtige Gebäude verſchönert wird, darf jetzt weder mehr zu Executionen, noch zum Verkauf von Waaren, gebraucht werden. Hier war es, wo die aufrühreriſchen Dalbauern den 22. Jul. 1743, nach zwey auf ſie geſchehenen Kanonenſchüſſen und einer Salve aus dem kleinen Gewehr, wovon 50 getödet und einige 20 verwundet wurden, mit einmal den vorher ſo ſtolzen Muth verloren, und um Gnade baten. Der Heumarkt, 135 Ellen breit und lang, iſt jetzt der vornehmſte Handelsmarkt. An dem dortigen Pranger hatte ein deutſcher Bürgermeiſter in Stockholm ein in Lübeck gegoſſenes Bild ſetzen laſſen, das er mit Fleiſs ſeinem Collegen, mit dem er in Feindſchaft lebte, äuſserſt ähnlich machen liefs. Zu einem Vergeltungsrecht kamen hernach einige ſeiner Angehörigen ſelbſt an dieſen Schandpfahl zu ſtehen. Die Altartafel in Adolphs-Friedrichs Kirche macht dem Künſtler, Hn. Sergel, Ehre. Sie ſtellt die Auferſtehung Chriſti vor. Zwey Engel haben den Stein vom Grabe gewälzet, und ſiegend über die Macht des Todes erhebt ſich Chriſtus aus eigner Gotteskraft aus dem Grabe empor. Er iſt ſchon über daſſelbe hinaus, nur ein Theil des Leichentuchs hängt noch von ſeiner Schulter herab u. ſ. w. Hier ſieht man auch das ſchöne 1770 dem Carteſius errichtete Epitaphium. Auf dem Amthofe haben die Grafen Höpken und Scheffer dem Italiener Mechelefſi ein Denkmal errichtet. Hier iſt auch einer franz. Actrice ein marmornes Monument errichtet, mit einer Inſchrift, die mit den Worten ſchlieſst: *Cura viator. Ut. Acta. Vitae. Tuae. Fabula. Felix. Decedas.* Das von K. Guſtav III. den vaterländiſchen Muſe geweihete ſchöne und koſtbare Opernhaus verdiente eine noch ausführlichere Beſchreibung. Das dramatiſche Theater iſt in dem ehemaligen Arſenal angelegt. In dieſer Vorſtadt befindet ſich auch das Landmeſſer-Comptoir. Buraeus bekam 1605 als Reichs-Architect und General-Mathematicus zuerſt den Auftrag zur Ausmeſſung des Landes. Von dieſem Comptoir ſind bis jetzt, von 1773 bis 1789 zwölf Karten über einzelne Provinzen und Gegenden des Reichs ans Licht geſtellt worden. Auch iſt hier der Königl. Garten, (450 Ellen lang, und da, wo er am breiteſten iſt, 180 Ellen breit); die Stückgieſserey, um die ſich die aus Deutſchland herſtammende Meyerſche Familie ſo verdient gemacht hat; das Waiſenhaus (1797 hatte es 2377 Kinder, und die jährliche Ausgabe deſſelben beträgt 21,000 Rthlr.) das Spinn- und Zuchthaus, und das ſeit 1796 errichtete Arbeitshaus. Zuletzt auch eine Beſchreibung von Rörſtrand, und dortiger Fayancefabrike.

III. Von den an der Nordervorſtadt nahe angränzenden Inſeln, als 1 *Blaſieinſel*, (die Herleitung des Namens ſcheint uns doch etwas gezwungen,) 2. *Schiffsinſel* und 3. *Königsinſel*, von den dortigen Kirchen, Fabriken und Manufacturen, Häuſern, Brücken, die über 19405 Rthl. gekoſtet haben, und dem neuangelegten Wege nach Drottningholm, welcher der Stadt 17480 Rthl. koſtete, iſt ausführlich gehandelt. Den Reſt der Topographie von Stockholm ſowohl, als der Nachrichten von der dortigen Stadtregierung, dortigem Handel und andern Nahrungsarten, erwarten wir in dem dritten und letzten Theil.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Hof, b. Grau: *Neues theoretiſch-praktiſches Zeichenbuch zum Selbſtunterricht für alle Stände.* Achter Heft mit VI. Kupfertafeln. 1800. 146 S. in gr. 4.

2) In demſelben Verlag: *Neues theoretiſch-praktiſches Zeichenbuch, zum Selbſtunterricht für alle Stände.* Erſter und zweyter Heft. Neue verbeſſerte und mit mehreren neuen Kupfertafeln verſehene Auflage. 1800. Enthält XVII Kupfertafeln u. 87 S. Text in gr. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der achte und letzte Heft des theoretiſchen Zeichenbuches, giebt Anleitung zur Ingenieur-Zeichenkunſt oder der militäriſchen Planzeichnung, worauf ſich auch die VI. Kupfertafeln faſt einzig beziehen. Es war ein guter Gedanke des Herausgebers, zu Ende des Ganzen noch eine Erklärung der üblichſten Kunſtwörter der Zeichenkunſt und Malerey in alphabetiſcher Ordnung beyzufügen, wodurch dasjenige, was in den früheren Heften abgehandelt worden, denen, welche ſich allenfalls ſelbſt unterrichten wollen, verſtändlicher wird.

Der erſte und zweyte Heft des obigen Werks in der neuen Auflage ſind mit vier Kupferſtichen vermehrt worden, und dieſe neu hinzugekommenen Blätter gehören zu den beſten, welche darin enthalten ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ZERBST, b. Füchsel: *Theophron*, oder: es mufs durchaus ein Gott seyn! — und zwar was für einer? Von M. *Karl Heinrich Sintenis*, Director. 1800. 231 S. 8.

In einer eindringenden und populären Sprache sucht der Vf. das Bedürfnifs des Glaubens an Gott aus den sittlichen, übersinnlichen, Anlagen des Menschen herzuleiten, die minder haltbaren Beweise für das Daseyn Gottes zu prüfen, und den moralischen Beweis, als den überzeugendsten unter allen, darzuthun und zu verdeutlichen. Die ganze Schrift zerfällt in zwey Hauptabtheilungen; in der ersten wird der Glaube an das Daseyn Gottes bewiesen, und in der andern der richtige Begriff desselben, so wie die Menschheit seiner bedarf, angegeben. Wenn auch der eigentliche Gelehrte nichts Neues in dieser Schrift finden sollte: so hat der Vf. doch für den ungleich gröfsern Theil der nichtgelehrten, aber denkenden, Menschen, welche Sinn für religiöse Untersuchungen haben, und über die wichtigsten Gegenstände ihres Glaubens belehrt seyn möchten, eine wohlthätige Arbeit unternommen, und im Ganzen recht glücklich ausgeführt. Wer seinem Führer nur einiges Nachdenken schenkt, wird nicht leicht anstofsen, und zugleich sein Zeitalter besser würdigen lernen, „das sich, wie der Vf. sich ausdrückt, nicht durch *Gottesverleugnung*, sondern vielmehr durch Gründung und Befestigung innerer *Gottesverehrung*, wenigstens nach dem Streben seiner gröfsten und redlichsten Lehrer, auszeichnet.“ Die *erste Hauptabtheilung* handelt *vom wirklichen Daseyn Gottes*, und der Vf. führt darin folgende Sätze aus: *Der Mensch, als Mensch, braucht schlechterdings einen Gott. Welche Beweise für das Daseyn Gottes giebt es freylich (?) nicht?* Als unzulängliche Beweise werden hier die objectiven angeführt. Mit Recht aber tadelt der Vf. die allzu geringschätzige Behandlung, mit welcher diese Beweise von den kritischen Philosophen aufgeführt und beurtheilt werden. „Ist der Mangel dieser Beweise ein Verlust für uns?“ Diese Frage wird verneinet, und alsdann der moralische Beweis, als der vorzüglichste und brauchbarste, näher entwickelt. S. 82 fg. wird dieser Beweis, in gedrängter Kürze, gut aufgestellt, und für jeden, einigermafsen selbstdenkenden, Leser anschaulich gemacht. Hierauf beantwortet der Vf. die Frage: „wie ist das Daseyn und die Wirklichkeit Gottes gedenkbar?“ Der sechste Abschnitt ist überschrieben: *Atheist! was bleibt dir also übrig?* Der Atheist ist, nach Hn. *S.*, mehr *zu bedauern, als zu fürchten.* S. 142. redet ihn der Vf. unter andern so an: „Unsern moralischen Beweis mufst du unangefochten lassen, von ihm prallen alle deine Pfeile ab! er trotzet wohl der Ewigkeit, geschweige dir u. s. w.“ Alsdann werden noch einige scheinbare Einwürfe des Atheisten widerlegt. Die *zweyte Hauptabtheilung* dieser Schrift handelt *von dem Begriffe Gottes.* Hier werden vorerst die vorzüglichsten unter den gewöhnlichen Begriffen von Gott geprüft, wobey man natürlich keine Vollständigkeit und Erschöpfung des Gegenstandes erwarten darf, alsdann stellt der Vf. den „richtigen, möglichst vollständigen, für uns zureichenden und brauchbaren Begriff von Gott“ — nämlich den *reinmoralischen* auf, wobey er mit Recht am längsten verweilt. Die Darstellung der Pflichten gegen eine moralische Gottheit, ist dem Vf. sehr wohl gelungen. Hierin, so wie in der Darstellung des Glaubens an Unsterblichkeit unsers Geistes, weht der Geist unverfälschter Religion, und eine gewisse wohlthätige Wärme. Freylich ist auch manches mehr für eine lebhafte Einbildungskraft, als für die ruhig-ernste Prüfung, dahingestellt; indessen wird der ruhige Prüfer das Haltbare von der blofsen Declamation dennoch leicht sondern können. Einige zu starke, und einige minder edle Ausdrücke und unnöthige Wiederholungen abgerechnet, hat man Ursache, mit dem Vortrage des Vfs. wohl zufrieden zu seyn. Ausdrücke, wie: *an äufsere Gegenstände erkannter*, statt *an äufsern Gegenständen* etc. S. 44. sind wahrscheinlich nur Druckfehler. Der Schlufs dieser lesenswerthen Schrift ist rührend, und würde einen noch angenehmern Eindruck in dem Leser hinterlassen, wenn der Vf. mit etwas anderm, als dem Wunsche geschlossen hätte, dafs Gott ihm, wenn er einst sterben sollte, „nur so viel Besinnzeit übrig lassen möge, dafs er für seine *Gönner*, Freunde und Feinde in diesem Erdenthale noch einmal beten könne.“

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Nestler: *Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg*, von dem Verfasser der Darstellungen aus Italien. 1. 2. H. 1801. 222 S. m. K.

Diese Skizzen erscheinen hier in einer neuen Auflage. Sie waren bereits im hanseatischen Magazin abgedruckt, und dort mit Beyfall gelesen worden. Auch konnte wohl nicht leicht ein Schriftsteller so viel innern Beruf zu einem Werke dieser Art haben, als der Vf., Hr. Dr. und Canonicus *Meyer* in Hamburg, dessen auf dem Titel nur angedeuteter Name sich unter der Vorrede befindet. Als einem gebornen

Hamburger und aufmerksamen Beobachter, wie er sich bereits in ähnlichen Schilderungen gezeigt hat, standen ihm viele Quellen offen, aus denen Reisende nicht schöpfen können. Auch fällt die etwanige Vermuthung, dass patriotische Vorurtheile ihn hier und da geblendet, oder ihn verleitet haben möchten, unangenehme Wahrheiten zu verschweigen, sehr bald hinweg, wenn man diese Skizzen liefet. Zwar ist die Wahrheit überall mit discreter Schonung gesagt, keineswegs aber werden Gegenstände deshalb umgangen, weil der Vf. sie nicht mit Beyfall erwähnen konnte; vielmehr dürfte man sich sogar hier und da über seine Freymüthigkeit wundern. Was in der Vorerinnerung mit der Ueberschrift: wo Licht ist, da ist auch Schatten, in dieser Rücksicht versprochen wird, finden wir treulich erfüllt; und doch so, dass der patriotische Hamburger seinem Landsmanne schwerlich einen bedeutenden Vorwurf machen wird. Glücklicherweise giebt es, im Ganzen genommen, — trotz dem Geschrey einiger neuen Reisenden — an Hamburg gewiss weit mehr zu loben, als zu tadeln; ein Urtheil, das jeder Unpartheyische gern unterschreiben wird, der diese in so vielen Rücksichten, besonders in den letzten Jahren, ausgezeichnete Stadt und deren Bewohner, mit kosmopolitischem Auge und ohne Vorurtheil und bösen Willen beobachtet hat. Mit Vergnügen werden Leser aus dieser Classe sich durch die Skizzen des Vfs. an manche Gegenstände, die sie bemerkten, erinnern, von andern, die sie übersahen, oder zu flüchtig beobachteten, hier zuerst oder besser unterrichten lassen, so wie diejenigen, die Hamburg nie sahen, aus diesen Skizzen eine anschauliche Idee von der interessanten Stadt erhalten, die ihr unpartheyischer Beobachter mit lebhaften Farben darstellt. Die in diesen ersten Heften gelieferten Skizzen sind: Morgenansicht der Elbe und des Havens — Havenlärm — Fleeten (Stadtcanäle) — Gassenverkehr — Gassenpolizey — Volkscharakter — Theurung — Emigrantenwesen — Mittagsstunde; Kaffeehäuser — Börse; Handlungskrisis — Mittagsessen, Restaurationstafeln, Land- und Stadtgasthöfe — Nachmittagsansicht der Gassen — Leichenzüge — ländliche Begräbnissplätze — Geburtsproclamationen — Trinkgeldgeben — Gesindewesen — Gesellschaftswesen — Klubs — Lesezimmer der Gesellschaft Harmonie — Französische Civilisationen — Schauspiel — Brodt — Deutsche und französische Bühne — Panorama — altonaische Bühne — Musik; Tanz — Schlittenfahrten — Carneval — Volksschauspiele — Blick auf die Landgegend — Nationalfeste — Jungfernstieg — Sommernächte. Die Manier des Vfs. ist aus seinen ähnlichen Schriften bekannt genug; um jedoch eine Probe zu geben, wie er hier, als Schilderer seiner Vaterstadt, zu Werke gehe, folgt hier der wichtigste Theil einer Skizze:

Volkscharakter. „Ruhig und friedliebend, der Regierungsverfassung seiner guten Vaterstadt zugethan — stolz, vielleicht manchmal zur Unzeit, wohl gar trotzig auf seine Bürgerfreyheit — ist unser Volk in seinen äussern Verhältnissen. In seinem Innern, wie allenthalben, mehr oder minder, Nachahmer der höhern Stände; arbeitsam, um zu gewinnen, bequem und allzu begehrend bey leichtem Verdienst, mehr genussliebend, als sparsam im Verzehren des Erworbenen. Noch viel Anhänglichkeit an Religion und ihrem Kult, wenn gleich nicht in dem Grade seiner und unserer Väter in Wort und That; noch biedre Redlichkeit, noch häusliche Tugend, noch häusliches Glück bey ihm, wie in den höhern Ständen, trotz den modernen Verfeinerungen des Luxus, dem vermehrten Wohlleben und der Bekanntschaft mit neuen erkünstelten Bedürfnissen und mit ihrer erleichterten Befriedigung, wobey die alte Sitte und die strengere Moralität der Väter unstreitig gelitten hat."

„Es ist ein alter, tausendmal wiederholter und nachgebeteter, unserer Stadt fast ausschliessend gemachter Vorwurf: *die Hamburger sind grob.* Seht da, einen von den plumpen, kategorischen Gemeinsprüchen, womit Volksrichter Nationen stempeln. Lasst uns diesen Vorwurf näher beleuchten."

„Ungebildete, rohe Racen giebt es unter allen Classen in allen Ländern; vornehmer Pöbel und rohes Volk, finden Anwendung allenthalben. So, oder anders modificirt, ähnelt sich das Wesen der arbeitenden Classen in allen grossen europäischen Städten. Die *Formen* modelt Nationalgeist und Art des Betriebs. Eine gewisse *Derbheit*, Folge des Klima, der physischen Kraft, der angestrengten Thätigkeit, charakterisirt allerdings das Volk (den sogenannten Pöbel) in den Hauptstädten des Nordens; bey uns dazu ein gewisses angeerbtes — sey es auch zuweilen ein missverstandenes — Gefühl von Bürgerfreyheit, ein stolzes, mehr oder minder klares Bewusstseyn, einer unabhängigen Verfassung. Diese Mischung von — lasst es immer mich so nennen — republikanischem Hochgefühl und von Thätigkeitstrieb, nennt man in seinen Aeusserungen hamburgische *Grobheit?* — —

„*Stört* — dieser Rath passt für jede Stadt, deren Wesen Geschäftigkeit ist, — *stört keinen*, und vor allem keinen aus den arbeitenden Classen auf den Gassen in *seiner Thätigkeit* — — belästigt keinen Arbeiter gerade dann, wenn er sein emsiges Wesen treibt, mit Fragen, Anrennen u. dgl. oder macht euch auf eine lakonische Antwort, auf eine derbe Zurechtweisung vielleicht, gefasst. Diese billige Regel beobachtet; und ihr werdet übrigens auch in Hamburg, wie in dem dafür berühmten Paris, auf bescheidene Fragen, von den Leuten an der Gasse befriedigende Antworten, ausführliche, selbst mit Sorgsamkeit gegebene, Nachweisungen von Strassen, Häusern und Winkeln, erhalten; hier, wie dort, wird man euch nicht selten sagen: „Herr, ich gehe des Weges, und will Sie zurechtweisen."

Gern setzten wir noch hinzu, was der Vf. von dem Interesse der niedern Classen für die Tagsgeschichte und deren Aeusserungen sagt, und mit einigen Beyspielen belegt, wenn nicht diese Probe bereits zu viel Raum weggenommen hätte.

Das Aeussere dieser Skizzen entspricht dem Innern; sie sind mit lateinischen Lettern auf geglättetem Papier gedruckt, und mit den Bildnissen zweyer, kürzlich verstorbenen, unvergesslichen Hamburger, des Prof. *Büsch* und des Kaufmanns *Sieveking*, geziert, die beide recht gut gearbeitet sind, deren letztes aber dem ersten, in Hinsicht auf die Aehnlichkeit, nachsteht.

Schwerin u. Wismar, in d. Bödner. Buchh.: *Mecklenburg, in Hinsicht auf Cultur, Kunst und Geschmack*, von *Joh. Christ. Friedr. Wundemann*, Prediger zu Wahlkendorf. *Erster Theil.* 1800. 407 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey den wenigen Nachrichten, die wir über Mecklenburg haben, muss dieses Werk dem Publicum vorzüglich

züglich willkommen seyn, da es von einem sachverständigen, hellsehenden und höchst billigen Mann herrührt. Der Vf. ist Eingeborner und Bewohner des Landes, über welches er schreibt. Sollte er also gewisse Dinge zu mild und schonend behandelt haben: so ist ihm dieses in seiner Lage sehr verzeihlich. Aber im Ganzen fehlt es ihm keineswegs an Freymüthigkeit, und er schreibt zwar schonend, übergeht aber keinesweges die Blösen oder schwachen Seiten seines Vaterlandes. Seine Urtheile über Dinge der Mode, der Eleganz und Alles, was damit zusammenhängt, sind äusserst mild und billig, und machen einem Manne von seinem Stande ganz vorzüglich Ehre. Hier einige Data aus dem Werke. Aufser einigen Strumpfwirkereyen und Wollenmanufacturen, die aber keinesweges ins Grosse getrieben werden, auch nur das gröbste Tuch, Boy und Friess liefern, findet sich in diesem Lande nichts. Der Mecklenburger führt seine Wolle mehrentheils roh aus, und kauft sie verarbeitet wieder. Die geringsten Bedürfnisse an Kleidung, Kunst- und Modewaaren werden diesem Lande nur in ausländischen Fabrikaten geliefert. — Die Bilanz zwischen Ausgabe und Einnahme soll zum Vortheile des Landes ausfallen. Diese Berechnung aber scheint nur nach guten, kornreichen Jahren gemacht zu seyn. Man bemerkt wirklich bisweilen Mangel an Gelde. Mecklenburg hat wenig Kaufleute, deren Verkehr jährlich die Summe von 100,000 Rthlr. beträchtlich übersteigt. Ein Theil der Güter ist verschuldet, und von andern geht der Ertrag aufser Landes, weil sie Fremden gehören. — Der Bevölkerungszustand macht keine lebhaften Fortschritte. Die öffentlichen Lasten ruhen, wie man aus dem Abschnitte von der Landesverfassung S. 45. sieht, mehrentheils auf den Ländereyen, sowohl den landesherrlichen Domänen und rittergütlichen, als den übrigen Gütern der städtischen Kämmereyen, und selbst der Klöster. Ohne Bewilligung der Landtagsversammlung können keine neuen Abgaben aufgelegt werden. Die Ausgaben der Herzoge werden gröstentheils aus dem Einkommen der Domänen bestritten. Die herrschende lutherische Kirche gestattet auch andern die Uebung ihres Gottesdienstes. Die Reformirten sind auch von den Landescollegien und Hofbedienungen nicht ausgeschlossen. Mecklenburg hat vollkommene Press- und Lesefreyheit; weder Censur, noch verbotene Bücher. Keine Imposte, keine willkürlich erhöhten Zollabgaben für einzelne Artikel, keine Kornsperre. Kein Zwang zum Soldatendienst, nur mit Ausnahme der Domänialunterthanen. — Justizpflege — Nationalcharakter, Landwirthschaft. S. 107. wird viel Vernünftiges und Wahres über den Adel gesagt, auch über Erziehung, Candidaten etc. Viele Schullehrerstellen in den Dörfern gehen gänzlich ein, und ihre Wohnungen werden mit Tagelöhnern besetzt. Wo noch Schulen gehalten werden, sind sie mit untauglichen Subjecten besetzt. Auf den herzoglichen Domänialgütern ist es anders; auch sind da Leute, die zum Theil in dem Schulmeisterseminarium zu Ludwigslust gebildet worden sind. S. 149 f. Die Leibeigenschaft der Bauern ist hart; auch das Dienstgesinde wird schlecht gehalten. Indessen hat man den Zustand der Leibeigenen an vielen Orten verbessert. S. 169. Die Städte waren ehemals in gröfserm Flor, als jetzt; sie sind schlecht, und ihre Einwohner haben vor dem Landvolke wenig voraus. Bützow ist unter den Landstädten die vornehmste. S. 199. Unter den Güterbesitzern sind reiche Leute. Nur einer hat jedoch jährlich 100,000 Rthlr. Von 50,000 bis 20,000 herab giebt es nur wenige. Die mehrsten haben 5000, viele noch weniger. Der von S. 217. bis 270. fortlaufende Artikel über Dobberan, ist bey weitem zu lang. Auch über Rostock ist der Vf. zu weitläuftig. Die Universität hat ungefähr 100 Studenten, darunter — zwey Mediciner. Man rechnet die jährliche Kornausfuhr von Rostock auf 12 bis 15,000 Lasten, welche zu 1.700,000 Rthlr. angesetzt werden. Wenigstens die Hälfte davon geht durch die Hände der Rostocker Kaufleute. Die unehelichen Geburten zu Rostock verhalten sich zu den ehelichen, wie 1 zu 9. — Die Sprache des Vf. ist einfach, ungesucht und mehrentheils dem Gegenstande angemessen. Im Ganzen könnte sie etwas mehr gefeilt seyn. Die Lüsters, Tableaux, prägnante Vorzüge, Promenaden, Assietten, Panaschen, Gardinen, Plateaus, verd de pomme, austere Gegner, ruiniren, zum Fond haben, Coeffüre, Noblesse, Bourgeoisie, Teint, dejeuniren u. dgl. Wörter liefsen sich doch gröstentheils sehr wohl ins Deutsche übersetzen. — Ausdrücke wie S. 113. Dafs sie früher an Gesellschaften und den (die) darin geltenden Sitten gewöhnt werden. S. 125. Es gilt *zum* grosen Galla, und ähnliche Sprachunrichtigkeiten sind vielleicht Druckfehler.

1) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Atlas der alten Welt*, bestehend aus zwölf Karten, entworfen und gezeichnet von *G. U. A. Vieth*, und mit erklärenden Tabellen herausgegeben von *C. Ph. Funke*. 1800.

2) *Atlas orbis antiqui* exhibens duodecim tabulas a *G. U. A. Vieth*, illustratasque per indices a *C. Ph. Funke*.

3) *Atlas du Monde ancien* en douze Cartes géographiques dressées par *G. U. A. Vieth* et publiées par *C. Ph. Funke* avec des tables explicatives. Sämmtlich in Quer-Quart.

Die Karten sind in jedem Atlas dieselben, und zu jeder Karte gehört ein Blatt Text von demselben Format als die Karte. Die Namen sind auf der ersten Karte in deutscher Sprache verzeichnet. Da in den übrigen die Namen lateinisch geschrieben werden: so wäre es wohl schicklicher gewesen, auch auf der ersten diese Sprache zu gebrauchen. Die Karten sind sehr sauber und richtig gezeichnet, wobey die berühmten d'Anvillischen mit Zuziehung der neuern Verbesserungen, z. B. bey Palästina von Hn. *D. Paulus* zum Grunde gelegt sind. Auf die erste Tafel, welche den Abrifs der Erde nach Homer, Dionysius und Eratosthenes vorstellt, folgt Indien und Persien. Es

wird

wird alſo mit dem den Alten am wenigſten bekannten Lande der Anfang gemacht. Das iſt ſehr zu loben, daſs für Germanien und die angränzenden Länder eine beſondere Karte beſtimmt iſt, wenn ſie gleich in manchem Schulatlas fehlt. Sie iſt hier zwar die letzte; allein wird nicht auch die alte Geographie dereinſt mit Deutſchland anfangen, wie es jetzt in der neuen zu geſchehen pflegt? Oder ſoll der Schüler durch den Platz, den man ſeinem Vaterlande anweiſet, zur Verachtung deſſelben geleitet werden. Der Text enthält auf der einen Seite die Geographie d. i. bloſse Namen der Länder und Städte, auf der andern die Begebenheiten, welche in der Geſchichte Epochen machen, die in den Antiquitäten zu erklärenden Denkwürdigkeiten und eine leere Spalte für Bemerkungen. Daſs alles zu ſehr einem magern Skelett ähnlich ſey, wird der Leſer aus dieſer Anzeige ſchlieſsen. Der Stadt Rom iſt ein beſonderes Blatt gewidmet. Hätte nicht auch Athen ein eigenes haben ſollen? Anderer berühmten Städte nicht zu gedenken. Weder der lateiniſche, noch der franzöſiſche, Text iſt in der, einem Schulbuche höchſt nöthigen, Reinigkeit geſchrieben. Zur Probe aus der Vorrede: *Alteram indicem plura continere altera, hoc ſi inconvenientia quidem ſit, nullo tamen modo evitari potuit* etc. Was würde Cellar zu ſeinem Schüler geſagt haben, der ihm ein ſolches Exercitium gebracht hätte? Im franzöſiſchen Text halten wir *ces cartes* in der 4 Z. Vorr. für einen Druckfehler ſtatt *les*. Allein *ſoigner une édition* iſt doch wohl kein franzöſiſch für *eine Ausgabe entwerfen*. Und wer verſteht gleich zu Anfang des 1 Bl. die Stelle *pour puiſer au profit de cette ſcience*, ohne zum Deutſchen ſeine Zuflucht zu nehmen? Mit dem Atlas ſteht ein Wörterbuch in Verbindung, welches beſonders verkauft wird. Es wird auch ein ausführliches Handbuch der alten Erdbeſchreibung und Geſchichte als Commentar der Tabellen verſprochen. Nur nicht in einem ſo ſchlechten Latein und Franzöſiſch, als der Text zu dieſen Tafeln.

Leipzig, b. Heinſius: *W. G. Browne's Reiſen in Afrika, Aegypten und Syrien* in den Jahren 1792 bis 1798. Aus dem Engliſchen. Mit Anmerkungen des Ueberſetzers und mit Kupfern und Karten. 1800. XXXVIII. und 701 S. 8.

Dieſe Ueberſetzung hat den Vorzug vor der, welche wir zugleich mit dem Original angezeigt haben, (1800 Nr. 266.) daſs ſie das Original ganz und unabgekürzt liefert. Es iſt ihr auch das Lob der Treue und Zuverläſſigkeit nicht abzuſprechen, bis auf einige Stellen, die wir mehr der Eilfertigkeit, als der Unwiſſenheit des unbekannten Ueberſetzers zuſchreiben. Denn er hat ſich faſt durchgehends als einen ſo guten Kenner der engliſchen Sprache gezeigt, daſs man, wo er den Sinn des Originals verfehlt hat, annehmen kann, er würde ihn auch hier bey mehrerer Anſtrengung erreicht haben. Um den Raum zu ſchonen, führen wir nur einige Proben von den eingeſchlichenen Fehlern an. S. 12. Z. 22. läſst der Ueberſetzer den Vf. ſagen, daſs noch jetzt zu Alexandrien alle Ausfuhr nach Europa und Einfuhr von daher *wie ehemals* ſtatt finde. Jedem wird die Unrichtigkeit dieſer Behauptung auffallen. Sie iſt aber nicht im Original; *at the former* bezieht ſich auf die vor Damiatt genannte Stadt Alexandrien. — S. 21. Z. 5. hätte nicht für *graſswort Kräuter*, ſondern die beſtimmte Art des Krauts gegeben werden ſollen. — S. 22. Z. 3. v. u. *betrug unſere Reiſe* iſt nicht ſo beſtimmt als *the time employed in motion*. — S. 28. letzte Z. *W. L.* Sollte der Ueberſetzer nicht *E. F.* durch *Eaſt Ferro*, *öſtliche Länge von Ferro* haben erklären können? — S. 45. ſchafft ſich der Ueberſetzer eine unnöthige Schwierigkeit, wenn er in Alexandrien kein *Thor von Raſchid* gelten laſſen, ſondern es in Thor von Alexandrien verändern will. Haben denn nicht oft die Thore einer Stadt den Namen von dem Orte, zu welchem man aus ihnen herausgeht? Den Irrthum hätte ihm jede nur mittelmäſsige Beſchreibung von Alexandrien nehmen können. — S. 52. *leagues* ſind nicht *franzöſiſche Meilen*, ſondern Seemeilen, deren 20 auf einen Aequator Grad gehen. — S. 135. die Mühe, das 7te Kapitel, welches aus Cardonne's Geſchichte, der Araber genommen iſt, hätten wir ihm gern erlaſſen. Es ſollte ja eine Reiſe, nicht eine Geſchichte verdeutſcht werden. — S. 214. die engliſchen Zeitungen müſſen dem Ueberſetzer nicht viel zu Geſicht gekommen ſeyn. Denn ſonſt würde er wiſſen, daſs *James's powder* nicht Jakob's Pulver, ſondern ein von einem D. *James* erfundenes Pulver ſey. — Wie S. 528. Note, die Worte *will probably be brought to bed of a Welli* durch: *Eure Frau wird wahrſcheinlich in das Bett eines Welli* d. i. *eines Heiligen kommen* — ſtatt wird mit einem Welli niederkommen, überſetzt werden konnte, iſt kaum zu begreifen. Daſs die mit arabiſchen Lettern von Hn. B. gedruckten Wörter auch in der Ueberſetzung beybehalten ſind, iſt ſehr zu loben. Nur hätte das Arabiſche nicht ſo fehlerhaft gedruckt ſeyn ſollen, als S. 23. 66. und an andern Orten geſchehen iſt. Der Ueberſetzer hat Anmerkungen nicht allein unter den Text geſetzt, ſondern auch in Klammern eingeſchloſſen, in den Text eingeſchaltet. Sie ſind aus Sonnini, den *Memoires ſur l'Aegypte*, in ſo weit ſie durch die geographiſchen Ephemeriden in Deutſchland bekannt geworden ſind, und andern neuen Büchern genommen, und erzählen gröſstentheils die neueſten Vorfälle, die ſich in dem Lande ereignet haben. Bisweilen wird auch die Quelle, woraus ſie geſchöpft ſind, verſchwiegen. Die Eile, womit der Ueberſetzer gearbeitet hat, iſt auch in der Aufraffung der Anmerkungen ſichtbar. Die Karten und Kupfer des Originals haben in der Ueberſetzung freylich nicht engliſche Eleganz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts*, als Commentar über seine *Grundsätze* desselben, von dem Hofrath *Wiese* in Gera. *Erster Theil.* 1799. 869 S. *Zweyter Theil.* 1800. 915 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

Dem bisherigen Mangel an einem Handbuche des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, nach dem Beyspiele ähnlicher Werke über andere Zweige der Rechtswissenschaft, wird durch gegenwärtige Arbeit auf eine im Ganzen beyfallswürdige Art abgeholfen. Es soll damit ein Commentar für Studierende, und zugleich ein Handbuch für Geschäftsmänner, geliefert werden; und es ist nicht zu verkennen, dass auf die Vereinigung beider an sich verschiedener Zwecke viele Mühe verwendet worden ist. Um der Studierenden willen, deren Vortheil vornehmlich berücksichtigt ist, liegt das System, welches der Vf. in seinen bekannten und bereits auf einigen Universitäten eingeführten „*Grundsätzen des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts*," (Göttingen 1793. neue Auflage 1798.) befolgt hat, zum Grunde, und es ist ganz dieselbe Ordnung, selbst mit Beybehaltung der Paragraphenzahl, beobachtet; nur hin und wieder z. B. bey §. 66. durch Vorausschickung des bischöflichen Systems vor dem päpstlichen, auch in einzelnen Ausführungen, z. B. Th. I. S. 143., ist von dem Lehrbuche abgewichen. Was sich daher über die Anlage des Lehrbuchs in manchen Theilen, namentlich in Ansehung der mitunter zu weit getrennten historischen Ausführungen, erinnern lassen möchte, das muss natürlicher Weise auch den Commentar treffen. Wenn man aber, wie billig, auf fleissige und deutliche Darstellung der abgehandelten Lehren hauptsächlich Rücksicht nimmt: so erscheint die Bemühung des Vfs. desto verdienstlicher, je mehr eigenthümliche Schwierigkeiten bey einem gründlichen und praktischen Vortrage des Kirchenrechts zu überwinden sind. Die beiden Bände, die bis jetzt erschienen sind, gehen bis zum §. 352. des Lehrbuchs, und erläutern, ausser der Einleitung, sowohl den ersten Haupttheil, welcher allgemeine Grundsätze, Quellen und Hülfsmittel aufstellt, als den ersten Abschnitt des zweyten Haupttheils, worin das Kirchenrecht der Katholiken abgehandelt ist. Die Erläuterung des zweyten Abschnitts über das Kirchenrecht der Protestanten, und des dritten über das Verhältniss der verschiedenen Religionstheile in Deutschland, ist noch zu erwarten. In Ansehung des Kirchenrechts der Katholiken billigen wir es vollkommen, dass dasselbe nach den Lehren der neuesten und besten katholischen Schriftsteller gearbeitet ist, da man den Protestanten häufig, und zwar mit Recht, den Vorwurf gemacht hat, dass sie aus Unkunde und Missverständniss den katholischen Lehren nicht selten einen ganz verkehrten Sinn angedichtet haben, und da man hier nicht wissen will, was der Protestant darüber denkt, sondern was das katholische System mit sich bringt.

Da der Vf. zu bescheiden denkt, als dass er seine Arbeit für vollkommen halten sollte, und geneigt ist, Erinnerungen über einzelne Stellen zu hören, auch insbesondere unbenutzte Schriften kennen zu lernen wünscht: so mögen hier einige Bemerkungen, die uns beym Durchlesen aufgestossen sind, ihren Platz finden. — Th. I. S. 11. ist mit Recht erinnert, dass die gewöhnlichen Begriffe von Kirchenstaatsrecht und Privatkirchenrecht einer Berichtigung bedürfen. Wir würden das Rechtsverhältniss zwischen Staat und Kirche mit dem Namen eines Staats-Kirchenrechts belegen, und das Kirchenrecht selbst in das öffentliche, das man Kirchenstaatsrecht nennen möchte, und in das Privatrecht abtheilen. Was S. 62. über die Natur des kirchlichen Symbols gesagt ist, würde aus *Hofbauers* Abhandlung in dessen „Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände des Naturrechts" S. 297. ff. weit mehr Licht und Bestimmtheit erhalten haben. Wenn es S. 124. heisst, der Staat habe früher, als die Kirche existirt: so darf wohl nicht aus der Acht gelassen werden, dass eine Kirche sich auch ausser dem Staate denken lässt, und dass sie abgesondert gedacht werden muss, wenn man ihre ursprünglichen und eigenthümlichen Rechte aufsuchen will. S. 111. fehlt *C. F. Häberlin diss. de differentiis juris sacrorum et juris circa sacra, Erlang.* 1783. Bey dem, was S. 153., von dem Devolutionsrechte, als einer eigenen Gattung des Hoheitsrechts in Kirchensachen, vorkommt, ist das, was *Schnaubert* in der juriſt. Bibl. B. I. S. 234. ff. darüber erinnert hat, unbenutzt geblieben. S. 199. fehlt *J. G. Böhmer* „Ueber die erste Sammlung der Kirchensatzungen," in Schott's juristischem Wochenblatt, B. 2. vergl. *Schott ad Doujatii praenot. canon. T. II. p.* 669. Was S. 217. über Cresconius gesagt ist, muss aus *Henke diss. de Cresconii Concordia canonum, ejusque Cod. MS. Helmst.* 1788. berichtigt werden. S. 223. kann *Car. Blascus de collectione canonum Isidori Mercatoris, Neap.* 1760. 4. hinzugefügt werden. S. 259. fehlt die Bemerkung, dass in den *Extrauagant. comm.* das vierte Buch leer gelassen ist. S. 298. muss statt Gregorius XIII. Benedict XIII. stehen; ein Fehler, der auch in dem

dem Lehrbuch des Vfs. vorkommt. Bey der Hypothese über die Entstehung der Patriarchen von der politischen Eintheilung des römischen Reichs S. 346. Not. 2. mufs verglichen werden, was *Spittler* in der „Geschichte des Kanonischen Rechts" S. 54. Not. 1. dagegen erinnert. S. 348. über den Synodalbeschlufs zu Sardica wegen der Appellationen nach Rom, verdient *Körner tr. de provocatione ad sedem Romanam*, (*Lipf.* 1784. 8.) p. 315. nachgelesen zu werden. S. 633. fehlen *G. Calixtus de conjugio Clericorum, ed. Henke* 1783 und 1784. 4. und *Körner* vom Cölibat der Geistlichen, Leipzig 1784. 8. Auch S. 636. fehlen einige neuere Vertheidiger des Cölibats, *Zaccaria's* polemische Geschichte des Cölibats, und *Bäninck coelibatus clericorum firmatus, Düsseld.* S. 722. ist der Cardinalseid, nach den Baseler Decreten, nicht erwähnt, vergl. *le Bret* „Vorlesung. über die Statistik" Th. 2. S. 740. fehlt *Joh. Schott diff. de legatis natis, Bamb.* 1778, auch das, was *Engel Colleg. jur. can. lib. I. tit.* 30. n. 10. von Salzburg anmerkt. S. 848. Not. 4. mufs das Allegat aus *Böhmer* nicht *jur. eccles. protest.* sondern *jur. paroch.* heifsen. — Th. II. S. 16. nimmt der Vf. mit *G. L. Böhmer princip. jur. can.* §. 236. an, dafs zur Einführung der kirchlichen Observanz ein Zeitverlauf von vierzig Jahren nothwendig sey, und sucht seine Meynung aus c. 25. §. *Nos igitur X. de V. S.* zu beweisen. Allein in der Stelle ist dieses nirgends als ein gesetzliches Erfodernifs vorgeschrieben. Zwey andere Stellen, auf welche sich Böhmer aufserdem noch beruft, *c.* 3. X. *de caus. poss. et propriet.* und *c.* 50. X. *de elect.* erwähnen des vierzigjährigen Zeitablaufs nicht mit einer Sylbe, und sind deshalb hier mit Recht übergangen. Gegen *Böhmer* spricht ausdrücklich schon *Lakics praecogn. jur. eccles.* §. 156., und die Neueren nehmen als ausgemacht an, dafs zu einer Observanz an sich eine Handlung hinreichend, und der Ablauf einer gewissen Zeit nicht erfoderlich sey, z. B. *Schnaubert* Kirchenrecht §. 98. *Glück* Erläuterung der Pandect. §. 84. u. a. m. S. 17. sind die Kirchengesetze in allgemeine Rechtsregeln für alle Personen und Geschäfte, und in Ausnahmen von der Rechtsregel, und zwar letzte wieder in solche, die noch als sogenanntes *jus singulare* besondere Ausnahmen für eine ganze Classe von Personen oder Geschäfte, und in solche, die nur eine Ausnahme zu Gunsten individueller Personen oder Handlungen, mithin Privilegien und Dispensationen enthalten, abgetheilt. Richtiger classificirt man wohl Rechtsregeln und Ausnahmen, wenn man erste wiederum in allgemeine und besondere (*jura singularia*) abtheilt, zu den letztern aber die Privilegien und die Dispensationen rechnet. Was nach S. 18. in c. 16. und 18. X. *de privil.* von der Interpretation der Privilegien vorkommt, liegt ganz in der Natur der Sache, und ist daselbst blofs auf die vorgelegten Rechtsfälle angewendet, harmonirt auch mit *L.* 3. *D. de constit. princip.* vollkommen, indem auf jede Weise das Privilegium nach der Absicht des Ertheilers beurtheilt, und daher zwar auf der einen Seite nicht über diese Absicht hinaus, auf der andern aber auch mit der vollen Wirkung, welche der Ertheiler beabsichtigte, erklärt werden soll. Wegen der Procurationen S. 41. verdient noch die vormalige Controvers einiger Mainzer Schriftsteller bemerkt zu werden. In der Mainzer Monatsschrift J. 1785. Heft 4. ward behauptet, dafs die visitirten Stifter Geld zu bezahlen verbunden wären. Dagegen erschien ein anonymischer Aufsatz: Ueber die Procurationen der Kirchenvisitatoren, besonders im Mainzer Erzstifte; welchen ein Mitarbeiter an der Monatsschrift in einer ausführlichern Abhandlung: die Rechtmäfsigkeit der Procurationen der Kirchenvisitatoren, besonders im Mainzer Erzstifte, Mainz 1785. 8. zu widerlegen suchte. S. 48. ist die Geschichte der kirchlichen Jurisdiction sehr unzureichend dargestellt, ungeachtet *Hebenstreits diss. III. Historia jurisdictionis ecclesiasticae ex legibus utriusque Codicis illustrata, Lipf.* 1774—1778, wovon hier nur zwey, und zwar unter *Segers* Namen, angeführt sind, treffliche Materialien an die Hand geben konnten. S. 86. fehlt *d'Avezan liber de censuris ecclesiasticis, continens tractatus tres de excommunicatione, de depositione, degradatione et suspensione, et de interdictis*, bey *Meermann Thes. jur. civ. et can. T. IV.* Ob nach S. 119. der Inquisitions-Procefs erst von Innocenz III. *erfunden* worden sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, da bekanntlich hierüber gestritten wird. S. 349. fehlt *Lakics praelect. canon. de Episcoporum instituendorum ac destituendorum ratione, Vienn.* 1783. 8. In der Lehre von der Papstwahl S. 388. durften die bestimmten Verfügungen auf den Fall, wenn die Wahl nicht in Rom geschehen könne, nicht übergangen werden, zumal da sie erst neuerlich ein besonderes Interesse erhielten: man s. *Schönemann de electione Rom. Pontificis Roma non libera*, welche Schrift bekanntlich auch deutsch übersetzt ist. S. 611. würde man über das Repudium wegen eingetretenen Veränderungen ein gröfseres Detail zu lesen wünschen. S. 648. wird von einer *arrogatio plena* geredet: eine *minus plena* kennen wir nicht. S. 687. sollte von der Unauflöslichkeit des katholischen Ehebandes mehr gesagt, und dabey auf einige Streitschriften, unter andern zwischen *Neupauer* und *A. Jul. Cäsar* auf Anlafs des Ehepatents Josephs II. v. J. 1783 Rücksicht genommen seyn. Dafs nach S. 729. der Kirche nach Ablauf der vierzigjährigen Präscription noch binnen vier Jahren die Rechtswohlthat der Restitution beygelegt wird, ist zwar allerdings der herrschenden Meynung gemäfs: aber es ist doch noch sehr die Frage, ob *Clem. VII. de restit. in integr.* wirklich von der Verjährung der längsten Zeit, gegen die Analogie der Verjährung wider die Minderjährigen, oder nur von der Versäumung der Processfristen zu verstehen sey, worüber *Kühne diss. de beneficio restitutionis in integrum ecclesiae contra praescriptionem denegando, Helmst.* 1791. nachgelesen zu werden verdient. — Noch dünkt es uns, dafs hie und da der Vortrag hätte abgekürzt werden können. Was z. B. im ersten Theile S. 35. bis 38. steht, konnte wegbleiben, da es nicht genau zur Sache gehört.

Nürn-

Nürnberg, b. Raspe: *Hugonis Donelli Commentarii de jure civili.* Denuo recensuit atque edidit *Joannes Christophorus König*, Jur. ac Ph. D. in acad. Altorfina Politices P. P. O. Phil. Ord. Senior. Editio *sexta* prioribus auctior atque ad usum lectorum accommodatior. *Vol. I.* 1801. 392 S. 8.

Vor mehr, als zweyhundert Jahren schrieb *Doneau* in Altdorf seine geschätzten Commentarien, in welchen er das römische Recht, wider die damals herschende Sitte, in wissenschaftlicher Form, aus den Quellen, und mit historischen Erläuterungen vortrug. Die eilf ersten Bücher derselben erschienen noch bey seinen Lebzeiten im Druck; nach seinem Tode aber gab *Scipio Gentilis* die fünf folgenden, die er ausgearbeitet vorfand, und die letzten zwölfe aus hinterlassenen Collectaneen heraus. Weder des *Osw. Hilliger* geschmackloser *Donellus enucleatus*, noch des *Arn. Vinnius* kürzere *Partitiones juris civilis* konnten dem Beyfall der Commentarien bey Kennern schaden, welche noch einigemal, am neuesten zu Lucca in den ersten sechs Bänden der auf Besorgung des *Barth. Fr. Pellegrini*, Prof. in Pisa, J. 1762—1770. fol. zusammengedruckten sämmtlichen Werke des Vfs., aufgelegt wurden. Jetzt, da das gründliche Studium des römischen Rechts bekanntlich nicht an der Tagesordnung ist, wurde in der That viel Muth erfodert, und mufs daher von den noch übriggebliebenen Verehrern dieses Studiums mit Dank erkannt werden, dafs eine Verlagshandlung die neue Auflage des Werks, und zwar in einem so saubern Abdruck und auf so gutem Papier, in einem weit bequemern Format, unternahm. Der Altdorfer Gelehrte, dem die Aufsicht dabey übertragen ist, hat die Pflichten eines Herausgebers in dem vorliegenden ersten Bande mit aller Treue erfüllt. Voran gehen die Urtheile einiger Gelehrten, *Gundling*, *Gravina*, *Beyer* und *Rücker*. Hierauf folgt ein Verzeichnifs der Ausgaben, unter welchen die *Pellegrinische* hier abgedruckt ist. Im Text selbst findet man die Fehler in den Allegaten verbessert, die ehemals übliche Allegationsart mit der neuern vertauscht, in den allegirten Classikern die bessere Lesart hergestellt, und die Stellen aus Theophilus und andern vollständiger und richtiger aufgeführt. Die Inhalts-Anzeige der Paragraphen wird bey jedem Bande, wie gegenwärtig bey dem ersten geschehen ist, zusammengestellt: und am Ende ist ein Verzeichnifs der erklärten Gesetzstellen, und ein genaues Wort- und Sach-Regifter, mit Grundlegung des von *Scipio Gentilis* verfertigten, aber sehr vermehrt, versprochen.

Göttingen, b. Dieterich: D. *Jo. Petri Waldeck* — *Institutiones juris civilis Heineccianae* emendatae et reformatae. Editio *tertia* passim emendata. 1800. 574 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Bey kleinerem Format und gröfserem Druck beträgt die dritte Auflage des bekannten Lehrbuchs 174 Seiten mehr, als die zweyte. Aenderungen und Zusätze haben wir nur bey §. 11. 12. 18. 529 und 715. gefunden. Einige Stellen, namentlich im Proömium, hätten deren wohl noch bedurft.

Zittau und Leipzig, b. Schöps: *Literatur des Oberlausitzischen Rechts* von D. *Christian Gottfried Meifsner*, Kursächs. Appellationsrath. *Erster Theil.* 1800. VIII. und 403 S. 8.

Die Provinz, für welche dieses Buch geschrieben worden, darf sich nun Glück wünschen, dafs sie eine vollständige juristische Literatur durch die Bemühung des sehr thätigen Vfs. erhalten hat. Sachsen kann sich noch nicht rühmen, über seine besondern Rechte ein ähnliches Werk aufweisen zu können. Die Literatur der Niederlausitz ist noch in ihrer Kindheit. Der Vf. hatte in seinen Materialien für seine Landsleute (1774. 1785.) stückweise eine *Bibliothek der Oberlausitzischen Rechte* bekannt gemacht. Sie war aber noch sehr unvollständig, und zu wenig systematisch geordnet. Hier erscheint sie umgearbeitet und vervollständigt. In der Einleitung werden ähnliche Verzeichnisse, die allgemeinen Quellen, besonders Oberlausitzische Geschichtschreiber S. 4. die Sammlungen vermischter Materien, auswärtige Schriften und Nebenquellen, auch zur Oberlausitzischen Diplomatik, und alsdann S. 12. die besondern Quellen, die Gesetzbücher und Sammlungen gesetzlicher Urkunden, einzelne Abdrücke gesetzlicher Verordnungen in periodischen Blättern und Auszüge und Repertorien der Gesetze und Anordnungen, auch gedruckte Provinzial-Sammlungen rechtlicher Belehrungen und von auswärtigen Gelehrten veranstalteter, angeführet. Nun folgen im *ersten Abschnitt* die Schriften über das Staatsrecht und die Verfassung S. 86. im *zweyten Abschnitt* S. 138. die Schriften über das Oberlausitzische Kirchenrecht; im *dritten Absch.* S. 174. das Lehnrecht; im *vierten Absch.* S. 240. das bürgerliche Recht. Ohne den Werth dieser sehr verdienstlichen Schrift verringern zu wollen, müssen wir doch erinnern, dafs sie fast in manchen Artikeln absichtlich zu weitläuftig geworden. Wozu soll der ganze Inhalt S. 19. der Collection derer den statum des Marggrafthums Oberlausitz — betreffenden Gesetze, da jeder schon weifs, was er in Gesetzsammlungen zu suchen hat. Die chronologische Anzeige S. 24. bis 70. ist zwar nützlich, es wäre aber doch besser, wenn sie als ein Supplement zur ehemaligen Anzeige abgedruckt worden wäre. Die Anzeige S. 72. der in den Promtuarien befindlichen Artikel, welche die Lausitz angehen, ist ganz überflüfsig, auch fehlt das Hauptbuch *Müllers* Promtuariam. S. 5. konnten die wegen *Grofsers* Merkwürdigkeiten erschienenen Schriften weggelassen werden, da sie schon in *Weinarts* Literatur 1 Th. S. 606. stehen, so wie dieses mit dem Inhalt von *Hofmanns Script. rer. Lusat.* geschehen ist. S. 7. hätte bey den Oberlausitzischen Beyträgen — noch angeführt werden sollen: Anmerkung über Vol. I. Nr. 36. der Oberlausitzischen Beyträge in den Bemühungen der prüfenden Gesellschaft zu Halle, 10 St. S. 89. bis 104. da sie zum Staatsrecht gehöret, und die Herrschaft Meran,

und

und die Entſcheidung wenn die Lauſitz zu Böhmen gekommen, betrifft. Die Inhaltsanzeigen S. 87. bis 92. ſind zu weitläuftig. S. 117. fehlt: kurze Nachricht von den Kanzlern und Vicekanzlern in der Oberlauſitz in *Analect. Saxon.* 1766. S. 53. Eben ſo hätte S. 98. noch angeführt werden können: M. *Mart. Molleri*, *Rect. Carmen gratulator.* 1634. Görl. 2 Bog. fol. bey Gelegenheit der Uebergabe der Marggrafthümer, weil darin das alte Recht der Wittekindiſchen Nachkommen auf die beiden Lauſitzen behauptet wird. Das S. 147. erwähnte *Parochiale Miſnenſe* iſt auch ſchon vorher 1378. zu Cölln in 4. deutſch und lateiniſch von D. *Leiſentritt*, und 1512. vom Biſchof *Johann von Salhauſen* herausgegeben worden. Den zweyten Theil erwarten wir mit Vergnügen, und wünſchen, daſs des Vf. Landsleute patriotiſch genug denken mögen, den Verleger ſein Unternehmen nicht gereuen zu laſſen.

Wittenberg, b. Kühn: D. *Johann Gottfried Möſslers*, Privatlehrers der Rechte auf der Univerſität Wittenberg — *Handbuch des Kurſächſiſchen auch Lauſitziſchen und Hennebergiſchen Wechſelrechts für Gelehrte und Kaufleute.* 1800. 254 S. 8. (18 gr.)

So viel auch ſchon Lehrbücher und Syſteme über das Wechſelrecht geſchrieben worden, war dieſe Schrift doch nicht überflüſsig, weil ſie ſich bloſs auf ein einziges Land beſchränkt, und dem inländiſchen Rechtsgelehrten nicht die mühſelige Arbeit macht, aus den Geſetzen und Obſervanzen anderer Provinzen das für ſich nur Brauchbare herauszuſuchen. Sachſen hat nun faſt über alle rechtliche Wiſſenſchaften ſeine guten Handbücher. Ueber das allgemeine Recht, *Schott* und *Haubold*, über das Lehnrecht, *Zachariä* und *Weinart*, über das Kirchenrecht, *Deiling* und *Küſter*. Vorliegende Schrift iſt ſehr zweckmäſsig, und enthält alles, was geſetzlich in Wechſelangelegenheiten in Sachſen beobachtet werden ſoll. Dem Plane des Vfs. zu folge handelt das 1te Kap. vom Wechſelrecht überhaupt, und vom Kurſächſiſchen insbeſondere; das 2te, von den Wechſeln überhaupt; das 3te, von den verſchiedenen Eintheilungen und Gattungen der Wechſel; das 4te, von den Perſonen, welche bey den Wechſeln beſchäftiget zu ſeyn pflegen; das 5te, von den Wechſelbriefen, deren Form und Inhalt; das 6te, von dem Laufe der Wechſel und dem dabey vorkommenden Handlungen; das 7te, von Zahlung der Valuta; das 8te, von Ausſtellung und Uebergabe der Wechſel, auch von der Mäcklernotiz; das 9te, von Verſendung der Wechſelbriefe; von Verſendung der Adviſobriefe; das 10te und 11te, von der Präſentation der Wechſel; das 12te, von der Acceptation derſelben; das 13te, von der Wechſelzahlung; das 14te, von der Scontration; das 15te, von der Aſſignation; das 16te, von Confirmation oder Verſicherung der Wechſel; das 17te, von der Wechſel-Indoſſation; das 18te, von der Prolongation; das 19te, von Ueberſendung der ſogenannten Addreſſen und Verweigerung der Wechſelacceptation; das 20ſte; von der Proteſtation; das 21ſte, von der Notation; das 22ſte, von der Remiſſion der Wechſel; das 23ſte, von den Wirkungen und Folgen eines Wechſels überhaupt; das 24ſte, von der Art und Weiſe, wie ein Wechſel wieder aufgehoben werden, und ſeine eigene Wirkung wieder verlieren kann; das 25ſte, vom gerichtlichen Verfahren bey Wechſeln; das 26ſte, von Wechſelverbrechen. — Die Formulare hätten wohl in einem gereinigtern Stil abgefaſſet werden ſollen, und beſonders verdienſtlich wäre es geweſen, wenn der Vf. ſich nicht bloſs an die geſetzliche Entſcheidung gebunden, ſondern auch die Entſcheidungen der Dicaſterien bey zweifelhaften Fällen fleiſsiger beygebracht hätte. Man gewinnt dadurch ſo viel, daſs die Geſetze immer vollkommener abgefaſſet, und dieſen Entſcheidungen mit der Zeit eine geſetzliche Kraft verſchafft werden könne. Für jedes Land ein allgemeines Geſetzbuch zu haben, das keiner fremden Rechte mehr bedarf, iſt jetzt allgemeiner Wunſch und auch wahres Bedürfniſs. — Druck- und Sprachfehler hätten mehr vermieden werden ſollen.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauli: *Herrn von Büffons Naturgeſchichte der Vögel.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Anmerkungen, Zuſätzen und vielen Kupfern vermehrt durch *Bernhard Chriſtian Otto*, d. W. u. A. Dr. Prof. d. Arzneyw. zu Frankfurt an der Oder u. ſ. w. *Neun und zwanzigſter Band.* 1800. 278 S. 8. mit 52 ill. Kpf. (5 Rthlr. 14 gr.)

Dieſer Band der Ueberſetzung *Buffons*, deren Einrichtung und Werth zu bekannt iſt, als daſs wir etwas darüber zu ſagen brauchten, beſchäftigt ſich mit den Rallen und Waſſerhühnern, und zeichnet ſich durch mehrere eigene Beſchreibungen der abgehandelten Arten, und einiger bis jetzt nicht beſchriebener und abgebildeter Spielarten, und neue Bemerkungen des Ueberſetzers vortheilhaft vor den früheren aus.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *G. B. Schmiedlein Handwörterbuch der Naturgeſchichte* über die drey Reiche der Natur. Nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet. *Zweyter Theil.* 1800. 380 S. 8. (1 Rthlr.)

Da Rec. hier nur eine Ueberſetzung oder Bearbeitung nach einem franzöſiſchen Originale, nicht das Werk ſelbſt zu beurtheilen hat, welches er nicht kennt noch kennen mag: ſo hat er hier weiter nichts zu ſagen, als daſs dieſs Buch deutſche richtig geſchriebene und zuſammengeſetzte Worte enthalte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) LONDON, b. Chapman: *Missionary Voyage to the southern pacific Ocean* performed in the years 1796, 1797, 1798 in the ship Duff commanded by Captain *James Wilson*. Compiled from journals of the officers and the missionaries; and illustrated with maps, charts, and views, drawn by Mr. *William Wilson* and engraved by the most eminent artists. With a preliminary discourse on the geography and history of the South Sea Islands; and an Appendix including details never before published of the natural and civil state of Otaheite; by a committee appointed for the purpose by the directors of the Missionary Society. Published for the benefit of the Society. 395 u. C S. 4.

2) BERLIN, b. Vofs: *Wilson, James, (James Wilson's) Missionsreise in das stille südliche Meer*, unternommen in den Jahren 1796, 1797, 1798 mit dem Schiffe Duff. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen von D. *Canzler*, Professor in Greifswalde. Mit zwey Kupfern u. einer Landkarte.

Oder:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen u. s. *Ein und zwanzigster Band.* 1800. 526 S. 8.

3) WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Beschreibung einer englischen Missions-Reise nach dem südlichen stillen Ocean* in den Jahren 1796, 1797 und 1798. im Schiffe Duff, unter Commando des Capitains *James Wilson*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *M. C. Sprengel*. Mit einer Karte.

Oder:

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen u. s. *Zweyter Band.* 1800. XII u. 488 S. in 8.

Nicht das Werk der brittischen Nation, sondern einiger Individuen, die, wenn man die im Orig. angehängte Liste der Subscribenten durchgehet, nicht zu den vornehmsten und angesehensten im Volke gehören, ist die nach den Südsee Inseln veranstaltete, und nach den neuesten Nachrichten, in der Vorrede von No. 3. gänzlich fehlgeschlagene Mission. Das Buch ist aber in doppelter Hinsicht wichtig, weil es den noch nicht erloschenen schwärmerischen Geist unter den Bekennern des Christenthums in einem Lande, dessen Einwohner nur gar zu oft als die aufgeklärtesten auf dem ganzen Erdboden gerühmt werden, documentirt, und weil es ganz neue, wichtige, und aller Wahrscheinlichkeit nach zuverlässige Nachrichten von der Königin aller Südseeinseln, Otaheite, liefert. Das Buch ist auch im Aeufsern dem niedrigern Stande der Subscribenten und Missionarien angemessen, und von der Pracht entfernt, womit Mungo Parks, Browne's, und andere Reisen herausgekommen sind, obgleich es, verglichen mit den literarischen Produkten Deutschlands, noch immer für prächtig gehalten werden kann. — Im J. 1795 entstand eine Gesellschaft in London, die durch die Einführung des Christenthums auf den Inseln der Südsee das viele Böse, das durch Europäer daselbst gestiftet ist, wieder gut machen wollte. Um nun den schicklichsten Ort zu dieser Absicht auszusuchen, wurden die Notizen, die man von diesen Inseln hat, gesammelt, und den Missionarien mitgetheilt. Einen Auszug daraus enthält die Einleitung, die mit der Entdeckung der Südsee anfängt und darauf *Otaheite*, und die mit Otaheite verbundenen Inseln, die der Vf. Georgien-Inseln zu nennen vorschlägt, *Tongatabu*, und die ganze Gruppe der Freundschafts-Inseln, endlich *Ohittahu* und die übrigen Marquesasinseln beschreibt, und die mancherley von Britten und andern Nationen dahin unternommenen Fahrten anführt. Auf diesen drey Inseln der drey Inselgruppen haben sich Missionarien niedergelassen. Auf die Einleitung folgt die Instruction für den Capitain. Sie schliefst mit einem Wunsche, aus dem es nur gar zu deutlich wird, dafs sich die brittische Missionsgesellschaft die Herrnhuther zum Vorbild genommen habe, welches auch aus Predigten und Briefen, die jene Gesellschaft bekannt gemacht hat, gewifs ist. Den Missionarien ist auch eine Instruction ausgefertiget. Sie ist aber nicht in diesem Buche. Dem Geiste nach zu urtheilen, der in den auf dem Schiffe entworfenen Glaubensartikeln, die ganz am Ende des Buches abgedruckt sind, in den hingeworfenen Bemerkungen, Gebeten und Bruchstücken von Hymnen der Missionarien herrschet, werden die Bekehrer auf die Predigt des Evangeliums in hebräisch-artigen Phrasen hingewiesen seyn, die in so unwissenden Köpfen verworrene Begriffe, und eine Anhänglichkeit an das, was blofs Vehikel und Einkleidung ist, erzeugen müssen.

Die Reise selbst ist von Hn. *Will. Wilson*, Bruder des Capitain, aus den Nachrichten des Capit., seinen eigenen und denen der Missionarien aufgesetzt. Sie sind so wenig umgearbeitet, dafs die erzählenden Per-

Perſonen bisweilen ohne vorhergegangene Anzeige abwechſeln. Um dem Capit. ſind die vielen bloſs nautiſchen Bemerkungen, die, weil ſie von jedem Tage angeführt werden, den Leſer auf dem feſten Lande ermüden, dem Seefahrer aber, der dieſes Buch auf ſeine Reiſe mitnimmt, viele Belehrung und Unterhaltung gewähren können. Von den Miſſionarien ſind die vielen frommen Bemerkungen, die man wohl in dem Tagebuche eines Herrnhuthers, aber nicht eines brittiſchen Seefahrers erwartet hätte. Zeigen dieſe beiden Maasregeln, die ſie ergriffen, wilde Völker zu cultiviren, Mangel an Verſtand und philoſophiſchem Geiſt: ſo leuchtet noch mehr Geſchmackloſigkeit in ihren Aufſätzen, und namentlich in den elenden Verſen hervor. Der Capit. ſuchte auf alle Art die Abſicht der Miſſionare zu befördern, und er und ſeine Mannſchaft ſcheint mit vieler Klugheit ausgewählt zu ſeyn, eine ſolche Geſellſchaft von Männern an ihren Beſtimmungsplatz zu bringen. In dem, was zum Weſentlichen der Religion gehört, dachten alle überein. Der Sonntag wurde von den Miſſionarien mit Gebeten und Predigten gefeyert, und der Capit. verbot alsdann allen Verkehr mit den Leuten, bey denen ſie gelandet waren. Schwören, Fluchen, Trunkenheit und Ausſchweifungen, die unter Seefahrern nur zu gemein ſind, waren auf dieſem Schiffe unerhörte Laſter. Das gute Betragen der Matroſen erregte bisweilen mehr Verwunderung als Bewunderung, weil man gar zu ſehr an ein entgegengeſetztes, ſo lange man brittiſche Matroſen gekannt hatte, gewöhnt war. Es zog auch in Canton, wo es mit dem Betragen auf andern Schiffen ſehr contraſtirte, dem Schiffe den Beynahmen der *Zehn Gebote* zu. Doch hat die Frömmigkeit dem Muth und der Geſchicklichkeit der Seefahrer keinen Eintrag gethan. Kein Schiff hat in einer ſo kurzen Zeit einen ſo groſsen Raum auf dem Weltmeere zurückgelegt, als dieſes, und kein Schiffsvolk genoſs eine beſſere und dauerhaftere Geſundheit, als dieſes.

Der Miſſionare, die ſich einſchifften, waren 30, wovon 4 ordinirte Prediger, die übrigen Handwerker waren. Sie führten 6 Weiber und 3 Kinder mit ſich. Einer von ihnen verlieſs aber mit ſeiner Frau wegen Seekrankheit das Schiff, ehe es aus Portsmouth abgeſegelt war, und ein Noviz wurde dafür an ſeine Stelle genommen. Am 24. Sept. 1796 ſtach es in See, nahm einige Erfriſchungen in St. Jago, einer von den Cap-Verde Inſeln, ein, ging wieder bey Rio de Janeiro vor Anker, und ſegelte von da ohne einen andern Hafen zu beſuchen, über die Südſpitze von Afrika, Neu-Hollund und Neu-Seeland gerade nach Otaheite, wo es den 6. März 1797 landete. Auf der Fahrt fielen keine Ereigniſſe von Merkwürdigkeit vor. Theologiſche Streitigkeiten, die ſich unter den Miſſionaren erhoben hatten, wurden beygelegt, und die Miſſionen ſo vertheilt, daſs 18 der Brüder das Bekehrungsgeſchäft in Otaheite, 10 in Tongatabu, 2 in Santa-Chriſtina oder Ohittahu übernehmen ſollten. In *Otaheite* traf man 2 Schweden an, die zu der Mannſchaft eines Engliſchen Schiffes, das hier geſtrandet war, gehört hatten, und jetzt nach Landesſitte gekleidet und tättowirt waren. Sie dienten den angekommenen Engländern zu Dollmetſchern, und waren auch in der Folge den Miſſionaren nützlich. Die Niederlaſſung der Miſſionare fand nicht die mindeſte Schwierigkeit bey den Eingebornen. Der Diſtrict Matavai wurde ihnen zum Eigenthum überlaſſen. Sie bauten ſich hier ein Haus, und erhielten von den Eingebohrnen Nahrung im Ueberfluſs. Die Antworten, die ſie auf ihre Verſuche, die Eingebornen mit den chriſtlichen Lehren bekannt zu machen, zuweilen erhielten, zeugen von dem geſunden Verſtande der Einwohner, und konnten wohl gelehrtere Männer, als die Miſſionare ſind, in Verlegenheit ſetzen. Z. E. Pomarre, der obervormundſchaftliche Regent für den minderjährigen König, ſagte nach Anhörung einer Predigt, deren Inhalt ihm der Schwede verdollmetſchte: ſolche Dinge ſeyen nie vorher in Otaheite geweſen; man könne ſie nicht auf einmal lernen, er wolle die Ankunft des brittiſchen Gottes, von welchem die Miſſionare ſo viel ſprächen, abwarten.

Völlig zufrieden mit der wechſelſeitigen Aufführung der Miſſionare und Eingebornen, und beruhiget über den fernern Fortgang der Miſſion ſegelte der Capit. den 26. März nach *Tongatabu*, um hier 10 Miſſionare ans Land zu ſetzen, und kam den 9 April an. Auch hier waren 2 Europäer, aus London und Cork in Irland gebürtig, die ſich ſchon ſeit 13 Monaten auf der Inſel aufgehalten hatten. Ein Oberhaupt verſprach den Miſſionaren ein Haus neben dem ſeinigen, und ein Stück Land einzuräumen, und ſie und ihr Eigenthum zu ſchützen. Beym Segeln aus dem Hafen den 15. Apr. entging das Schiff durch die Wachſamkeit des Capit. der groſsen Gefahr, auf einen Felſen zu gerathen. Auf der Fahrt nach den Marqueſas entdeckte er im 23° 8′ S. B. 225° 30′ O. L. ein paar kleine bewohnte Inſeln, die er *Gambier's Inſeln*, und im 18° 18′ S. B. 223° O. L. eine unbewohnte, die er *Serle's-Inſel* nannte. Gleich nach der Landung in *Ohittahu* den 5. Jun. wurde der Vorſatz, 2 Männer hier zu laſſen, dem Oberhaupt bekannt gemacht, und von ihm mit Freuden angenommen. Einer von den Miſſionarien, der einige Nächte auf der Inſel zugebracht hatte, wurde durch die Armſeligkeit des Landes, die ſchlechte Nahrung, die Diebereyen der Einwohner und die unzüchtige Aufführung der Weiber von ſeinem Vorhaben, ſich daſelbſt niederzulaſſen, abgeſchreckt; der andere aber, Crook mit Namen, 22 Jahr alt, ein geſcheuter Menſch, blieb ſtandhaft bey ſeinem Vorhaben, und wurde mit Garten-Sämereyen, Werkzeugen, Medicin u. ſ. der Encyclopädie und andern nützlichen Büchern verſehen, daſelbſt zurückgelaſſen. Künftige Seefahrer werden uns melden, wie es ihm ergangen iſt, ob er die Einwohner cultivirt hat, oder ob ſie ihn zum Wilden umgeſchaffen haben. Denn Wilſon hat dieſe Miſſion nicht zum zweytenmal beſucht; ein Glück, welches den beiden andern widerfahren iſt. Den 27. Jun. verlieſs er die Marqueſas und ankerte den 6. Jul. wieder in Matavaibay in Otaheite,

te, nach einer Abweſenheit von beynahe 4 Monaten. Die Brüder befanden ſich alle wohl, und wurden von den Einwohnern mit vieler Achtung behandelt. Sie ſchmeichelten ſich auch mit der Hoffnung, daſs ſie den Zweck ihrer Sendung, wenn nicht bey dieſer, doch bey der nächſten Generation erreichen würden. Ihr Journal über die bisherigen Ereigniſſe wird ganz eingerückt. Sie zimmerten an einem Boote, hatten eine Schmiede angelegt, und waren im Begriff, eine Buchdruckerey zu errichten, (denn unter den Brüdern war auch ein Buchdrucker) und man wollte mit einem Wörterbuch und einer Sprachlehre den Anfang machen. Die Prieſter auf der Inſel werden für groſse Zauberer gehalten, und von dem Volke ſehr gefürchtet. Wenn das Volk von den Brüdern aufgefodert wurde, der Verehrung der falſchen Götter zu entſagen, ſo ſchienen ſie ein Miſsfallen darüber zu bezeigen; allein die Brüder ſagen, daſs ſie die Gewalt der Prieſter verachten. Es ſcheint aber doch, daſs in der Folge die Brüder durch ihre Zudringlichkeit und unvorſichtiges Betragen dieſe Gewalt zu ſehr gegen ſich gereizt haben, und zuletzt ihr unterlagen. Darin unterſcheiden ſie ſich rühmlich von den katholiſchen Miſſionaren, daſs ſie nicht ſogleich bey denen, die ihrem Vortrag Beyfall gaben, oder vielmehr zu geben ſchienen, zur Taufe ſchritten, oder ihnen das Abendmahl reichten. Sie behielten aber doch noch immer zu viel von der falſchen Bekehrungsmethode ihrer Vorgänger bey. Weil die Brüder, die eine Reiſe in die Inſel gemacht hatten, die Bevölkerung nur zu 50,000 Seelen, ein Viertel der von Cook angenommenen Volkszahl, geſchätzt hatten; ſo reiſte Hr. *Wilſon* in Begleitung des Schweden Peter rings um die Inſel, und fand nach ſeiner Berechnung, die er mit vieler Genauigkeit anſtellte, nicht mehr als 16050 Menſchen, Weiber und Kinder eingeſchloſſen, auf der ganzen Inſel. Das Journal dieſer Reiſe gehört mit zu den Merkwürdigkeiten des Buches. Den 4 Aug. ſegelte endlich das Schiff wieder von Otaheite, und langte den 17. Aug. in Tongatabu an. Die Brüder hatten ſich daſelbſt getrennt, und unter den Schutz verſchiedener Oberhäupter begeben, weil ſie, ſo lange ſie beyſammen waren, Gefahr liefen, geplündert zu werden. Doch wurde ein Platz zu ihren Zuſammenkünften verabredet. Obgleich keine Menſchenopfer gewöhnlich ſind: ſo werden doch Menſchen umgebracht, um Kranken zu ihrer Geneſung zu verhelfen, weil man ſich einbildet, daſs die Kraft des Getödteten in den Kranken übergehen werde. Die Ceremonien bey dem Begräbniſſe eines Oberhaupts erregen Schaudern. Die Leidtragenden miſshandelten und verſtümmelten ſich auf eine grauſame Art. Beſuche aus den benachbarten Inſeln waren häufig. Unter dieſen waren auch Europaer, die geſtrandet waren, oder ſich von den Schiffen weggeſchlichen hatten, und die in Verbindung mit denen, welche die Brüder in Tongatabu angetroffen hatten, der Miſſion zu ſchaden ſuchten. Der gutmüthige Charakter der Einwohner wird beſtätiget. Obgleich viele Götter und Geiſter mit einer groſsen Anhänglichkeit von ihnen verehrt werden: ſo hat man doch keine Prieſter wahrgenommen. Sie glauben auch die Unſterblichkeit der Seele. Der Boden ſcheint für europäiſche Produkte ſehr empfänglich zu ſeyn, und allenthalben ſehr fruchtbar. Die von Cook hieher gebrachten Thiere ſind umgekommen. Ziegen, Katzen und einen Hund hat Wilſon zurückgelaſſen. Dieſe und andere intereſſante Nachrichten ſchreiben ſich von den Brüdern her.

Endlich verlieſs *Wilſon* ſeine Brüder in der Südſee den 7. Sept. und entdeckte auf dem Wege nach Chiua im 9° 57′ S. B. 167° O. L. verſchiedene von Europäern wahrſcheinlich noch nicht geſehene Inſeln, die er nach ſeinem Schiffe *Duffs-Gruppe* nannte. Ein paar brittiſche Matroſen und ein Schwede entflohen durch Schwimmen kurz vorher, ehe das Schiff aus der Region der Südſeeinſeln kam, zu den Inſulanern, und wurden mit Freuden aufgenommen. Die Furcht vor Arbeit, welche ihrer in Europa wartete, vielleicht auch bey einem von ihnen vor Strafe, und Hang zur Sinnlichkeit erzeugten den Entſchluſs, ſich in die Arme ganz fremder Menſchen zu werfen, und nach Inſeln zu fliehen, die gar nicht fruchtbar zu ſeyn ſchienen. Im 7° 16′ N. B. 144° 30′ O. L. ſüdwärts von den Carolinas wurden 13 *Inſeln* entdeckt, deren Bevölkerung aus der Menge der Canoes auf 30,000 Menſchen berechnet wurde. Den *Pelew-Inſeln* kam der Capit. ſo nahe, daſs er mit den Einwohnern ſprechen konnte; er landete aber nicht, ſondern eilte nach *Macao*, wo er den 21 Nov. die Anker warf. Den 31. Dec. hatte er ſchon eine Ladung eingenommen, daſs er den 5. Jan. 1798 abſegeln konnte. Am 11 Jul. kam er wieder auf die Themſe an.

Der Anhang enthält eine Beſchreibung von Otaheite, die an Zuverläſſigkeit und Ausführlichkeit alle vorigen weit übertrifft, und wahrer Gewinn für die Länderkunde iſt. Das Volk iſt in mehrere Claſſen abgetheilt. Auf den König und ſeine Verwandten folgen die Oberhäupter der Diſtricte und ihre Verwandten und Vertrauten, die Beſitzer kleiner Ländereyen, die Landanbauer, und die, welche wie Weiber verkleidet, die gröſsten Schandthaten ausüben. Seit dem Umgang mit den Europäern ſind ihre Sitten ſehr verſchlimmert. Auſser den vielen Göttern, die ſie annehmen, hat jede Familie einen Schutzgeiſt. Sie haben auch Mythologie. Sie glauben ein zukünftiges Leben, aber keine Strafen nach dem Tode, ſondern verſchiedene Grade von Vorzügen und Glückſeligkeit. Prieſter ſind über die ganze Inſel zerſtreut, und üben auch die Arzneykunſt aus. Männer und zwar blos Verbrecher, nicht Weiber, werden geopfert, wenn die Prieſter es für räthlich halten. Die Brüder ſchmeicheln ſich, daſs das ihnen eingeräumte Grundſtück den zum Opfer beſtimmten Menſchen dereinſt zur Freyſtätte dienen, und daſs ſie auch den ſo gewöhnlichen Kindermord abſchaffen werden. Die zu der Arreoy-Geſellſchaft gehören, ermorden alle Kinder ohne Unterſchied, und andere die neugebornen Mädchen. Dieſe Abſcheulichkeit, die häufi-

gen

gen Krankheiten, die ihnen die Europäer zugebracht haben, bedrohen die fruchtbarſte und ſchönſte Inſel in der Südſee mit einer gänzlichen Entvölkerung. Die Verſuche der Europäer, die Zahl der Thiere zu vermehren, ſind faſt ganz mifslungen. Die Ziegen ſind am beſten fortgekommen, ſie werden aber nicht ſonderlich geachtet. Nicht beſſer iſt es den hieher gebrachten vegetabiliſchen Producten ergangen. Sie können auch bey dem groſsen Ueberfluſs einheimiſcher Producte leicht entbehrt werden. Das Verzeichniſs dieſer und anderer natürlichen Producte iſt zwar nicht mit Linnéiſchen Namen verſehen, aber doch mit Sachkenntniſs geſchrieben.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

1) Leipzig, b. Gräff: *Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts. Ein Beytrag zur Völker- und Menſchenkunde*, von G. *Merkel*. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1800. 442 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

2) Deutschland: *Briefe über Reval nebſt Nachrichten von Eſth- und Liefland. Ein Seitenſtück zu Merkels Letten*, von einem unpartheyiſchen Beobachter. 1800. 118 S. 8. (10 gr.)

Die Abſicht, den Inhalt und den Geiſt von No. 1. haben wir nach der erſten Ausgabe A. L. Z. 1798. No. 169. hinlänglich darzuſtellen geſucht; und haben hier alſo nur von den gemachten Veränderungen Rechenſchaft zu geben. Von groſser Bedeutung ſind dieſelben nicht. Der Vf. hat hier und da Ausdrücke und Wendungen verbeſſert, einige Nebengedanken unterdrückt, oder neue beygebracht, einige, doch wenige Beyſpiele im Guten und Böſen hinzugeſetzt, und das, was in dem *Supplemente zu den Letten* beſonders gedruckt war, hier, der Hauptſache nach, als den zweyten Anhang beydrucken laſſen. Der bedeutendſte Zuſatz findet ſich von S. 266—280, wo der Vf. über die Wirkung der Leibeigenheit die Hauptgedanken wiederholt, welche er in einer, ſeiner Ueberſetzung von Hume's und Rouſſeau's Schriften über den Urvertrag angehängten Abhandlung beſonders ausgeführt hatte; und die beträchtlichſte Veränderung in dem zweyten Anhange. Mit Vergnügen haben wir geſehen, daſs er die groſse Schärfe, die in den dortigen Anmerkungen herrſchte, gemildert hat. Doch können wir nicht bergen, daſs ſie, ſelbſt nach dieſer Veränderung, in unſern Augen manches einſeitig darſtellen. Gleicher Vorwurf trifft noch mehr das Hauptwerk, wo in keinem Punkte auf unſere Bemerkungen Rückſicht genommen worden. Unter dieſen Umſtänden würde es für den Vf. unnütz ſeyn, ſie zu vermehren; und für die übrigen Leſer könnte hier doch bey weitem nicht alles geſagt werden, was zur völligen Berichtigung geſagt werden müſste.

No. 2. heiſst ſehr uneigentlich ein Seitenſtück zu *Merkels Letten*. Denn der Hauptinhalt dieſer Briefe betrifft den phyſiſchen, bürgerlichen und moraliſchen Zuſtand der Stadt Reval; und nur nebenbey ſind über die Eſthen, ihre Herrn und Prediger Bemerkungen beygebracht, die einigermaſsen jenen Zuſatz auf dem Titel entſchuldigen. Uebrigens erfährt man von dem Charakter der Herrn in Eſthland und dem Zuſtande der daſigen Leibeigenen nichts, was man nicht ſchon aus No. 1. wüſste, auſser etwa, daſs dieſe noch mehr tragen müſſen und noch ſchlechter leben, als die Letten. — Unter den Bemerkungen über Reval ſelbſt zogen Rec. diejenigen am meiſten an, welche den Charakter der dortigen Deutſchen betreffen. Er kann aber in der Schilderung derſelben nicht volle Wahrheit finden. Zwar iſt er ſelbſt nie in Reval geweſen. Wenn er aber die aufgeſtellten Hauptzüge mit denen vergleicht, welche er an den Einwohnern von Riga fand, und hierzu die Aehnlichkeit des Urſprungs, der Gewerbe und der Verfaſſung nimmt: ſo ſcheinen ihm die deutſchen Bewohner jener beiden Städte gar ſehr zu gleichen. Ueberdies ſind wohl manche Züge, die der Vf. denen in Reval beylegt, unvereinbar. Wenn er ihnen z. B. eine ſolche Biegſamkeit unter den Willen des Beherrſchers zuſchreibt, daſs es ihnen nicht ſchwer werde, ſich jedes freyen Urtheils in Dingen zu enthalten, die mit der Politik ihres Landes ſtreiten: ſo ſtimmt das ſchwerlich mit dem, was er an andern Orten von ihrem offenen und geraden Charakter, und von ihrem Hange, über Staatsangelegenheiten zu ſprechen, ſagt. Auch manche andere Nachrichten ſcheinen uns nicht ganz gegründet. Doch anſtatt uns über dieſe zu verbreiten, wollen wir lieber noch etwas ausheben, das uns vorzüglich intereſſirt hat. Es iſt die Nachricht von der Synode, welche jährlich zu Johannis in Reval gehalten wird, wie ſie auch in einigen Gegenden Deutſchlands ſtatt findet. Dieſe Verſammlung von ſämmtlichen Landgeiſtlichen, in Verbindung mit denen in der Stadt, hat den Zweck, ſie vom Stillſtehen in Studieren abzuhalten. Das Conſiſtorium in Reval giebt nämlich einige Monate vorher eine ziemliche Menge von Fragen an, welche auf der Synode beantwortet werden ſollen; und jeder Prediger wird aufgefodert, über einige derſelben ſeine Meynung zu ſagen. Diejenigen, welche nach S. 42—42 vorgelegt wurden, machen dem Conſiſtorium in Reval Ehre. Unter den Fragen von 96 finden ſich ihrer 6, welche ſich auf das Vorhandenſeyn und die Beſchaffenheit eines Moralprincips in der chriſtlichen Religion, und unter Vorausſetzung deſſelben, auf ſeine Verſchiedenheit oder Aehnlichkeit mit dem Kantiſchen beziehen. Die letzte Frage darunter iſt: wie populariſirt man das Kantiſche Moralprincip am beſten?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Chapman: *A Missionary Voyage to the southern pacific Ocean* performed in the years 1796, 1797, 1798. in the ship Duff commanded by Captain *James Wilson.* etc.

2) Berlin, b. Vofs: *Wilson, James, (James Wilson's) Missionsreise in das stille südliche Meer* etc. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen von D. *Canzler.* etc.

3) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Beschreibung einer englischen Missions-Reise nach dem südlichen stillen Ocean etc.* unter Commando des Capitains *James Wilson.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *M. C. Sprengel.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Beide Uebersetzungen haben von dem Original vieles abgeschnitten, was blofs den Seefahrer interessiren kann, oder zu sehr das Gepräge geistlicher Schwärmerey an sich hat. Doch hat die zweyte Nr. 3. noch weit mehr weggelassen, als die erste Nr. 2. Diese sucht auch dadurch das Original zu verkürzen, das sie oft einen Theil des Texts in Noten zwängt, obgleich diese Noten gar nicht die Natur eigentlicher Noten haben, d. i. Erläuterung des im Text gesagten sind, sondern die im Text angefangene Materie fortsetzen. Hr. *Canzler* scheint zu dieser Anordnung genöthiget gewesen zu seyn, weil, wie er klagt, der Uebersetzer seinem Wunsche nicht ganz entsprochen habe. Aufser der Vollständigkeit gebührt der Uebersetzung auch das Lob der Treue. Sie ist aber viel steifer und weniger lesbar gerathen, als Nr. 3. Man vergleiche nur die Titel beider, wenn man eine Probe haben will; wie sklavisch ist Nr. 2. und wie geschmeidig Nr. 3. übersetzt? Hier sind einige Belege, wodurch der Vorwurf der Härte, und des an einigen Stellen verfehlten Sinnes, der Nr. 2. gemacht werden kann, zu rechtfertigen ist. S. 7. Z. 10. statt *Lage* l. *Breite* — S. 8. Z. 16. *die in der That aus der christlichen Religion entspringenden Vortheile civilisirter Nationen, und die noch gröfseren Segnungen, welche diejenigen aus derselben Quelle herleiten, welche in den Geist derselben eindringen.* Man kann dieses zur Noth verstehen, aber würde ein deutscher Schriftsteller sich so ausdrücken? — S. 57. Z. 16. statt *Einfriedigungen* l. *Befriedigungen.* — S. 60. Z. 19. wird *Georgian islands,* mit welchen Namen Hr. Wilson die Gesellschaftsinseln belegen will, *Neu Georgien* übersetzt. Der Name würde passend seyn, wenn nicht weiter gegen Westen auf dem grofsen Meere schon ein anderes Land *Neu Georgien* hiefse. — S. 84. Z. 23. das vor *Perouse* eingerückte *selbst* legt den Nachdruck auf eine falsche Stelle, der bey dem bald folgenden Worte *der Insel* statt finden sollte *the very island* — S. 90. Z. 11. *Ankerwächter-Buoy.* Schwerlich wird man dieses Deutsch in Seestädten, wo *Boye* schon lange aufgenommen ist, verstehen. — S. 121. Z. 25. statt *versunkene Inseln* l. *versunkene Felsen.* S. 140. Z. 26. statt *verheimlichet* l. *vermieden, verhütet* oder dergleichen *guarded against.* — S. 145. Z. 9. v. u. *gesehen.* Das Original sagt mehr, *man hat nie etwas von ihm gehört.* Der Titel verspricht Anmerkungen von Hn. *Canzler*; sie sind aber so gering an der Zahl, und an sich so unerheblich, dafs eine Ankündigung auf dem Titelblatt ihnen zu viele Ehre erweiset. Die S. 65. versprochene Uebersetzung von *Billiardiere's* Reisen mag immer unterbleiben, weil das wichtigste daraus in dem gleich anzuzeigenden Theile der Sprengelschen Bibliothek enthalten ist. Möchten doch die Herausgeber solcher Sammlungen durch freundschaftliche Verabredungen Collision zu vermeiden suchen! — Wenn Hr. *C.* mit *Vancouver's* Reise genauer bekannt wäre: so würde er S. 65. in Ansehung Malespina's auf diese und nicht blofs auf die Göttingischen Anzeigen verwiesen haben. — Allein Spuren von Bekanntschaft mit Reisen und Büchern, die die in der Missionsreise angeführten Länder beschreiben, vermissen wir auch in den übrigen Bemerkungen.

Hr. *Sprengel* hat seine Uebersetzung in Nr. 3. nach Gewohnheit mit einer lesenswürdigen Vorrede versehen. Weil wir, was aus der Feder dieses Gelehrten fliefset, vollständig zu lesen wünschen: so haben uns einige — wir wissen nicht durch wessen Schuld — verstümmelte Perioden missfallen. S. I. Z. 17. *Capitain Cook* hat kein verbum nach sich. — S. IV. Z. 8. Anderson kann, unserer Meynung, nach nicht wohl der Herausgeber der letzten Reise von Cook genannt werden. — S. IX. Z. 8. *Hier ist die gewöhnliche* (Rechtschreibung Earroys) *vorgezogen, um nicht unverständlich zu werden, ob man diese Classe von Nichtsthuern eigentlich deutsch J-arreus oder J-arreu-is hätte schreiben sollen.* Uns ist diese Periode unverständlich. — Auch begreifen wir nicht, wie Hr. *Spr.* die in dem Original vorhandene Karte für nach einem zu *kleinen* Maafsstabe entworfene halten kann, um sie zu wiederholen. Vielmehr sollte man glauben, sie wäre für das Format seiner Uebersetzung zu grofs gewesen. Das können wir aber nicht unterschreiben, dafs sie

ſich kaum von der Menge der bisherigen Karten unterſcheide. Sie iſt unſtreitig die beſte, die wir von der Südſee haben, und hat die neueſten Entdeckungen von Vancouver, Perouſe, Wilſon u. a. verzeichnet. Die Ueberſetzung beweiſet, daſs ihr Vf. ſowohl der engliſchen als der deutſchen Sprache mächtig war. Wer ſich an einer Abkürzung des Originals begnügen kann, wird hier das weſentlichſte antreffen, und nur ſolche Stücke entbehren, die blofs für den Seefahrer und den mit dem Miſſionsgeiſt beſeelten Leſer von Wichtigkeit ſind. Die Lage der Inſeln iſt mit ſolcher mathematiſchen Genauigkeit beſchrieben, daſs ſich auch der Landkartenzeichner darnach richten kann. Die folgenden Bemerkungen, die einige Fehler rügen, werden nicht in der Abſicht gegeben, um das vorher ertheilte Lob aufzuheben. S. 4. Z. 7. *zu geſchwinde* kann miſsverſtanden werden, *zu bald, zu frühe — too ſoon.* — S. 9. Z. 5. *der Inſel unter dem Winde zu kommen, getting to the windward of the Island* iſt *windwärts von der Inſel, an die Wind-* d. i. *Oſtſeite der Inſel kommen.* Unter dem Winde iſt das Gegentheil. — S. 13. Z. 16. von den *dreyzehn Jahren* die Otu geherrſcht hat, ſtehet im Original nichts. — S. 14. Z. 5. ſtatt *Eimer* l. *Eimeo.* — S. 18. letzte Z. Warum die lateiniſche Inſchrift überſetzt, oder nicht einmal geſagt iſt, daſs ſie lateiniſch ſey, ſehen wir nicht ein. — S. 38. Ulietea iſt *volkreicher und fruchtbarer, als Huaheine.* Das Original ſagt gerade das Gegentheil. — S. 40. Z. 12. *Die Einwohner der Geſellſchaftsinſeln ſcheinen zu demſelben Volksſtamm zu gehören, doch ſind ſie von dunkler Farbe* u. ſ. Das letzte Prädicat kann doch nach der Conſtruction auf keine andere als die Geſellſchaftsinſulaner gehen; es gilt aber von dem Volksſtamm. *All the inhabitants appear to be of the ſame race with the Society iſlanders, but are ſomewhat darker in their complexion* etc. — S. 41. Z. 6. Die *entfernteren* Inſeln werden ſehr zur Unzeit erwähnt. Im Original ſtehen die Namen der um Otaheite liegenden Inſeln. — Ebend. Z. 9. „*Das ganze Inſelmeer* wechſelt ab mit *Societätsinſeln*“ ein unſchicklicher Ausdruck. — S. 47. Z. 7. *ausgehauen.* Damit man ſich keine zu fürchterliche Vorſtellung von der Strafe mache, erinnern wir, daſs es für *geprügelt* gebraucht iſt. — S. 50. Z. 12. *beherrſchte* l. *beherrſcht.* — S. 53. Z. 21. *enthielt* l. *enthält.* — S. 63. Z. 12. nach *heiſst* rücke ein, *entweder ganz oder zum Theil.* Denn ein gemeinſchaftlicher Name für viele Inſeln findet ſich wahrſcheinlich nicht unter den Wilden. — S. 64. Z. 8. *öſtlicher* l. *weſtlicher.* — S. 65. Z. 3. *Das Verkehr zwiſchen Tongatabu und den Fidſchiinſeln ſcheint freylich ſchon ſeit vielen Generationen angefangen zu haben.* Das Original berichtet gerade das Gegentheil *does not ſeem to have laſted many generations.* — S. 66. Z. 7. *Schifferinſeln.* Hier hätte immer der von Bougainville gegebene Name *Navigatorinſel* beybehalten werden können. — S. 72. Z. 5. ſtatt 1798. l. 1789. Eine Anzeige des Buches, woraus die Nachricht in der Note hier, und S. 78. genommen iſt, würde angenehm geweſen ſeyn. — S. 75. Der Name der Inſel *Ohivacha* iſt entſtellt für *Ohevahoa.* — S. 134. Z. 6. *Man machte den beiden für die Marqueſas beſtimmten Miſſionarien Vorſtellung, daſs ſie nicht mit ſo wenig Leuten dahin gehen möchten* Allein auſser dieſen beiden ſollten keine andere dahin gehen. *Concerning their going to the Marqueſas in ſo ſmall a number.* — S. 146. Z. 17. *Lebensgefahr, in der ſich die Miſſion. befinden würden, da ſie eiſerne Geräthe hätten, um ſich gegen Räuber zu vertheidigen; the danger, their lives would be in, if encombered with iron tools they attempted to defend themſelves.* Das eiſerne Geräth war ihnen nicht, wie es in der Ueberſetzung heiſst, zu dem Ende gegeben, daſs ſie ſich damit vertheidigen ſollten. — Bey dem 11ten d. M. iſt die Meldung unterblieben, daſs es Sonntag war; ohne dieſen Umſtand bleibt aber das folgende dunkel. — S. 180. Z. 13. *Da er ihr Vorhaben merkte.* Nach dem Original erſcheinen die Inſulanerinnen, die den ſchlafenden Bruder überraſchten, um von ſeinem Geſchlechte Auskunft zu erhalten, in einem ſchlimmeren Licht, *perceiving what they had been doing.*

Das Original hat auſser der groſsen ſchon angeführten Karte von dem mittäglichen Theile der Südſee noch einige kleinere von verſchiedenen in der Reiſe angeführten Inſelgruppen und Inſeln, und einige Anſichten, welche ſämmtlich mit der den engliſchen Kupferſtichen eigenen Schönheit in Kupfer geſtochen ſind. Die Ueberſetzung Nr. 2. hat nur die Karte von Otaheite nachſtechen laſſen, auf welche auch einige der Inſelgruppen im verjüngten Maaſsſtab geſtochen ſind, nebſt zwey Anſichten in Mezzotinto. Nr. 3. hat allein Otaheite, und nicht ſo nett und zierlich, als Nr. 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Jakobäer: *Saladin, Aegyptens Beherrſcher*, am Ende des zwölften Jahrhunderts. Ein romantiſches Gemälde des Mittelalters. Zwey Theile. 1800. 320 und 336 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Zweck des Vfs. iſt, in *ſeinem* Saladin die philoſophiſch-politiſchen Plane zur Weltverbeſſerung als realiſirt darzuſtellen, deren Ausführung nach ſeinen guten Wünſchen in der damaligen Epoche des Mittelalters hätte geſchehen ſollen, und die ſich auch unter Vorausſetzung eines ſolchen Saladins, und um ein Lieblingswort des Vfs. zu gebrauchen, ſolcher Individualitäten als ausführbar vorſtellen laſſen. Gegen dieſen moraliſch kosmopolitiſchen Gehalt des Romans hat Rec. im Weſentlichen nichts einzuwenden. Die Leſewelt, welche Hallo's glücklichen Abend u. dgl. gutgemeynte Schilderungen verbeſſerter Staatsadminiſtrationen mit Begierde las, wird hier manchen wahren und warmen Wunſch für das Wohl der Völker in einer romantiſchen Umgebung mit erwünſchter Schnelle zur Wirklichkeit gebracht finden, wahrſcheinlich um ſo eher an die Ausführbarkeit davon glauben lernen, und dadurch der Ausführung ſelbſt näher gerückt werden. Ein romantiſches Gemälde des Mittelalters iſt, wie der Inhalt zeigt, dem Vf. ein Gemälde,

de, wie das Mittelalter, nach seinen Idealen, hätte seyn und werden sollen. Ein glücklicher Gedanke war es, den Grund und Boden zu diesen Schilderungen aus Lessings Nathan zu nehmen. In Begleitung seines weisen Erziehers, Bohaeddin, macht Saladin, noch als junger kurdischer Feldherr, mit seinem Bruder, Malec, unter der Verkleidung armenischer Kaufleute, eine Reise nach dem Occident und durch Malec's Liebe für Klara von Stauffen entsteht Lessings Tempelherr, als Konrad von Filnek, weil Malec um seiner Klara willen Wolf von Filnek wird. Dieser Tempelherr wird am Ende Saladins Retter gegen vier vom Patriarchen zu Jerusalem gedungene Assassinen, und einer von Saladins Nachfolgern. Auch Saladins Vater, Sittah u. a. treten als romantisch schon bekannte Personen auf, und der Vf. hat den Vortheil, einen Theil seiner Welt in seinen Lesern vorbereitet zu finden. Selbst der historische Boden jener Zeit, das Daseyn mehrerer kraftvollen Männer unter den Grossen, der steigende Kampf zwischen Aberglauben und eigener Untersuchung und Beleuchtung blosser Autoritäten, das Abentheuerliche der Kreuzzüge, welche so heterogene Gegenstände und Menschen in nahe, gespannte Berührung versetzten, alles diess und manches ähnliche würde dem interessantesten historisch romanhaften Phantasiestücke den angemessensten Raum geben. Schon in dem sehr beschränkten Umfang eines die Lebensweisheit personificierenden Drama, wie Lessings Nathan ist, zeigen sich alle diese Vortheile so sehr, dass die Wahl der Zeit und des Locals für die lebendige Darstellung jener Philosopheme gewiss als Product eines wahrhaft poetischen Geistes, wenn auch vielleicht als das einzige rein poetische, in jenem Meisterwerk der Humanität anerkannt werden muss. Der Vf. beweist zwar, dass er Phantasie für Erfindung einzelner Situationen besitzt. Aber die glückliche Wahl der äussern Weltverhältnisse, in welche er seine romantisch politisirende Erfindungen einzupassen unternommen hatte, ist von ihm so gar nicht benutzt, dass sie vielmehr einen Contrast hervorbringt, welcher dem gutmüthigsten Leser, oft mitten im höchsten Ernst eine komische oder satyrische Laune aufnöthigt. Der Vf. hat sich vorgesetzt, Verbesserer der Menschheit und Ideale von Seelengrösse in seinen Personen aufzustellen. Zu zeigen, wie und nach welchen Motiven sie dieses geworden seyen, ist die Hauptsache, wo Erweckung der Nacheiferung im Plane ist. Wie trefflich hätte nun die Wahl jener Zeitumstände und Personen dem Vf. Anlass geben können, alle ächte Motive, Maximen und Empfindungen edler Menschen in den durch historische Aussenlinien bestimmten Geschöpfen seiner Einbildungskraft gerade so entstehen und sich entwickeln zu lassen, wie diess in edeln Naturen zu allen Zeiten geschehen kann, und eben dadurch für alle Zeiten und Zonen eine allgemein verständliche Stimme zur Erweckung harmonischer Seelen werden muss. Diese Mühe, die Früchte seines philosophischen Nachdenkens in die Sitten und Denkart jener Zeit zu übersetzen, durfte sich daher der Vf., wenn irgend aus seiner Fiction für die Sache selbst, wie er offenbar den löblichen Wunsch hat, Vortheil entstehen sollte, nicht ersparen. Und doch hat er nicht einmal das Auffallendste der philosophischen Kunst- und Kraftsprache unserer Zeit zu vermeiden gesucht. Seine Personen sind alle auf gleiche Art in den Vf. übersetzt, folglich travestirt. Ihn trifft für diese Vernachlässigung seiner schriftstellerischen selbst übernommenen Pflichten die Schuld und der Verdruss, dass sein travestirter Saladin, sobald er als Muster von Seelengrösse und moralisch politischer Weltverbesserung zu reden anfängt, früher das Lachen, als die ernsthafte Betrachtung vieler ihm in den Sinn gelegten guten Plane, rege machen muss. Die erste Liebeserklärung Saladins gegen des Sultans Modgireddins Tochter, Ilma, klingt so: du bist es, Ilma, die ich *schon Jahre lang in hohen Träumen einer glühenden Phantasie, die ich in allen Idealen umschloss.* Da Saladin über Ilma's Grab durch Ermordung des Despoten, Nureddin, das *Paradies der jungen Freyheit Asiens aufblühen lassen* will, so ruft ihm Bohaeddin zu: *„vergissest du den Kampf, der Brutus Herz zerriss nach Cäsars Tode?* Willst du, *das Individuum*, das Werkzeug einer ewigen Gerechtigkeit auf der Erde seyn?“ — Nach Bohaeddins Vorschlag wird daher eine Reise nach Europa unternommen. Da Malec auf dieser seine Geliebte in der Erstürmung der Stadt Mayland rettet: so ist ihm, mitten in der höchsten Leidenschaft, eine Reflexion nach dem Kantischen Moralgrundsatz gegenwärtig. „Wie sehr, ruft er aus, muss sich mein *Verdienst* dadurch mindern, dass ich es für euch that, *weil ich euch kannte, weil ich euren Werth schätzte*, und jene es *im allgemeinen* für jedes sittsame Wesen gethan haben würden.“ Die Reisenden wollen den Kaiser Friedrich überzeugen, dass er Bildung der Menschheit allen andern Unternehmungen vorziehen, dass er daher zuerst durch gerechte Auslieferung der Mark Oesterreich an Heinrich den Löwen innerlich, und durch Entfernung all seiner Blicke von Italien äusserlich Ruhe für Deutschland schaffen solle. Auch dieser Friedrich (in den Vf. travestirt) wundert sich hierauf, wie Bohaeddin den Pabst, *unbeschadet seiner furchtbaren Consequenz*, mit dem Hause Hohenstaufen aussöhnen wolle. Die deutsche Fürstentochter, Mathilde, aber weiss, dass, wenn grosse Menschen *das Individuum in den Weg stürzt, sie es nur um des Ganzen willen lieben. Sie retten es nicht um seinetwillen, sondern weil es ihre Ideale fodern. Sie lassen blos ihrer eigenen Consequenz Gerechtigkeit widerfahren.* Bey Heinrich dem Löwen hingegen ist Saladin so inconsequent, dass er, weil Heinrich nur Tapferkeit schätzt, an der von ihm selbst zuvor gemisbilligten Bekriegung der Obotriten Antheil nimmt, und, wir wissen nicht, durch wie viele hundert weggefabelte Köpfe von Individuen seinem Zweck fürs Ganze, den Krieger Heinrich der Cultur zu gewinnen, vergeblich Eingang zu schaffen versucht. — In der Folge wird Saladin Vezier und moralisch-politischer Reformator von Aegypten. Auch sein Oheim, Schirkouh, warnt ihn dort in gleichem Ton vor übereilten Weltreformen: Bedenke, dass die höhere Hand

das

das *Spiel der menſchlichen Freyheit in ſeinen unermeſslichen Getrieben der Tugend und des Laſters unbedingt geſtattet, daſs das Individuum gegen das Individuum kämpft* u. ſ. w. Gegen das Ende erklärt Saladin im Geſpräch mit Richard Löwenherz: nach meiner Ueberzeugung giebt es nichts auf der Erde, *das mit der Individualität eines jeden Menſchen ſo innig verſchmolzen wäre*, als die Religion. Willſt du *die Leitung des moraliſchen Bewuſstſeyns* dem Donner der Waffen und dem Blute der in Schlachten gefallenen anvertrauen etc. Die Schuld, daſs Richard nichts hievon begreift, auf wen fällt ſie, als auf den Vf.? Ueber all dieſen kosmopolitiſchen, an ſich meiſt ſehr wahren, Gedanken ſpielt die Liebe in verſchiedenen Subjecten, eine ganz ekſtatiſch philoſophierende Rolle. Saladin hat Muth, *ſeinen eigenen Himmel* (die Liebe zu Mathilde) *zu zerſtören, um ſeine ſelbſt erſchaffene Welt* (das Ideal der Menſchenbildung in Aſien) *zu erhalten*. Mathilde glaubt an die Vollendung ſeines Kopfs und Herzens *durch freyen Grundſatz*, und verlangt, da ſie ſich den Umarmungen eines andern durch Opium entreiſst, von ihm nichts als *Treue gegen ſeine Ideale*. Auch Sittah erprobt die Theorie der Liebe, daſs „die „Treue des Weibes gegen den Mann ſey an das Ge„fühl gebunden, das ſeinem Weſen ſich mittheilt, in „wiefern es ſeine Ideale, perſoniſicirt in der Kraft und „Reife des Mannes, erblickt; daſs aber die Treue des „Mannes gegen das Weib beruhe auf der Treue ge„gen ſeine Ideale, deren milder Widerſchein ihm in „dem zärtlichen Blicke des guten Weibes begegnet, „daſs aber der Mann ſeine Ideale von dem Weibe ſei„nes Herzens unterſcheide u. dgl. m.“ Wer nun aber bey allen dieſen Ergieſſungen des zu Ende eilenden 18. Jahrhunderts vergeſſen kann, daſs der Vf. ihn ins 12te zu verſetzen verſprochen habe — und die Erfahrung beweiſt bey der kleinſten Aufmerkſamkeit auf die Romanenleſer, daſs nur allzu vielen dieſes recht leicht werde! — der wird, trotz ſo vieler an dem Urheber eines ſogenannten Werks der Kunſt unverzeihlichen Fehler, hier dennoch einen Roman finden, den wir gar vielen andern Ausfüllungen der Leſe- und Leih-Bibliotheken immer noch vorziehen.

Freyberg, in d. Craziſchen Buchh.: *Der Mann auf Freyers-Füſsen*, von *Friedrich Laun*. 1800. 192 S. 8. (16 gr.)

Ein kleiner gefälliger Roman, den Rec. mit Vergnügen geleſen zu haben geſteht. Die in ihm zu Grunde liegende Geſchichte iſt zwar äuſserſt einfach, und erinnert im Gang des Ganzen ein wenig an Margots Geſchichte im erſten Bande von Thümmels Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich. Denn ſo wie dort der Herr glaubt; Margot liebe ihn aufs innigſte, und im Verfolge mit Beſchämung ſieht, daſs ſie vom Anfang her ſeinen — Bedienten geliebt habe; ſo ſchmeichelt ſich hier der Held des Werkchens eine geraume Zeit hindurch mit der Zuneigung eines reizenden, ihm gegenüber wohnenden Mädchens, und findet nachher: daſs alle ihre Blicke, ihre Geſpräche quer über die Straſse hin, alle Liebkoſungen, dem von ihm geſchenkten Vogel erwieſen, kurz alle anſcheinende Beweiſe der Zärtlichkeit, dem — Hausbewohner unter ihm galten. Doch dieſe Aehnlichkeit iſt vielleicht ganz zufällig, und die Verflechtung der Intrigue ſowohl, als auch die Löſung derſelben geht himmelweit von der Thümmeliſchen Arbeit ab.

Im *Ton* der Erzählung ſcheint *Jünger* das Muſter des Vfs. geweſen zu ſeyn. Dieſer Ton iſt ſchwerer durchzuführen, als man vielleicht glauben dürfte. Die Naivetät deſſelben artet leicht in Geſchwätzigkeit aus. Den guten Jünger ſelbſt wandelte zuweilen dieſer Fehler an, und auch beym gegenwärtigen Erzähler kommen einige Stellen vor, die wohl etwas kürzer ſeyn könnten, und wo gerade durch ſeine anſcheinende Zwangloſigkeit das *Geſuchte* durchblickt; vorzüglich wird der Scherz von dem *May in ſeinem Zimmer* weiter ausgeſponnen und öfters wiederholt, als dieſe ganze Idee werth iſt. Aber ſo manche andere glückliche Wendung, mancher leichter witziger Einfall, und eine heitere, ſich gröſstentheils gleichbleibende, Laune vergüten dieſs hinlänglich. Bloſs darum bitten wir den Vf., daſs er dieſe Erzählungsart bey ſich nicht zur Manier werden laſſe; ſie hat der Abwechſelung weit minder, als man denken ſollte. Am beſten gefällt uns die Feinheit, mit welcher der Charakter des Mädchens in ſofern behandelt wird, daſs ſie den Irrwahn des jungen Mannes zwar merkt, zwar fortdauern läſst, ſo lang' es ihr um die Verheimlichung ihres Spieles zu thun iſt, aber ihn gleichwohl nicht zu ihrem Spielwerk macht; daſs er mehr ſich ſelbſt täuſcht, als von ihr geäfft wird. Man lächelt über ihn; man ahndet im voraus, daſs das Blatt ſich wenden werde; aber man verlacht ihn nicht. Ob er übrigens über ſeine fehlgeſchlagene Hoffnung nicht ein wenig *ſchnell* ſich tröſte, wollen wir nicht entſcheiden. Gewiſſermaſsen hat der Vf. auch dadurch ſich verwahrt, daſs er die Leidenſchaft nie ſehr ernſtlich werden läſst; daſs ſie immer in den Gränzen der leiſen Begier ſich hält, und der Verliebte nie ſeine Fröhlichkeit verliert. Gut iſt es eingeleitet, daſs eine zweyte Liebe ſchon aufkeimt, bevor er es noch merkt, wie ſehr er bis jetzt ſich irrte. Ein bitterer Mismuth wäre ſonſt unerlaſsliche Bedingung geworden. — Kurz, dieſe Kleinigkeit verräth einen jungen Mann, der Anlagen genug beſitzt, um ſich mit Glück in gröſsern Arbeiten zu verſuchen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden, in d. Museum, Pirna, b. Arnold und Pinther: *Predigt am Gedächtnifstage der Kirchenverbefserung den 31. Oct. 1800. bey dem Kurfächf. Evangelifchen Hofgottesdienfte zu Dresden gehalten,* von D. *Franz Volkmar Reinhard*, Kurfächf. Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconfift. Aflefior. 30 S. 8.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendfchreiben eines fächfifchen Landpredigers an einen feiner Amtsbrüder über die von* D. *Franz Volkm. Reinhard*, Kurfächf. Oberhofprediger, am Reform. Fefte 1800. gehaltene Predigt. 1801. 52 S. 8.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Fefte aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit* von D. *Wilh. Abrah. Teller.* 1801. 30 S. 8.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jefus Chriftus geftern und heute und ewig*, eine Predigt (über Ebr. 13, 8.) am erften Tage des neunzehnten Jahrhunderts, von *Wilh. Friedr. Hufnagel.* 1801. 46 S. 8.

5) Leipzig, b. Barth: *Dafs die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der chriftlichen Religion fey.* Eine Predigt über Luc. 2, 15—20. am zweyten Weyhnachtsfeyertage in der Stadtkirche zu Sondershaufen gehalten, und auf Verlangen einiger Zuhörer dem Druck übergeben, von *J. C. Cannabich*, KR. und Superintend. 1801. 32 S. 8.

Inhalt und Zeitumftände geben diefen kleinen Schriften ein Intereffe, welches den Rec. etwas länger bey ihnen zu verweilen veranlafst, als es fonft nach dem Maasftab des Volumens gefchehen würde.

Zum früheren und befondern Abdruck der *Predigt* Nr. 1. hat nach dem Vorbericht ein fchon aus andern Blättern bekanntes Refcript des kurfächfifchen geheimen Confilii an den Kirchenrath und das Confiftorium zu Dresden die Veranlaffung gegeben.

Die *Reinhardifche Rede felbft* afficirt nicht nur durch des Vfs. bekanntes Talent zur Beredfamkeit, fondern auch durch eine durchgängig angeregte perfönliche Sympathie fchon beym Lefen fo fehr, dafs fie ohne Zweifel noch mehr manche Zuhörer einnehmen mufste, wie ihr Vf. offenbar durch die Darftellung, welche er für feine Materie gewählt hat, felbft hingeriffen ift. Ueber den Inhalt haben fich dem Rec. nach feiner perfönlichen Anficht, zunächft einige hiftorifche Betrachtungen angeboten.

Der Inhalt ift (S. 9.): zu behaupten, dafs unfere Kirche ihr Dafeyn vornehmlich der Erneuerung des Lehrfatzes von der *freyen Gnade Gottes in Chrifto* verdanke, und hierauf zu folgern (S. 21.) dafs diefe Kirche die Feftbaltung diefes Lehrfatzes — als „Hauptinhalts des ganzen Chriftenthums“ — *Luthern und feinen Freunden*, der Wahrheit felbft und ihrer eigenen innern Sicherheit gegen Aberglauben und Unglauben fchuldig fey. Eine der nothwendigften homiletifchen Vorfchriften ift bekanntlich diefe, dafs der Kanzelredner, als ein Religionslehrer, welcher die Einfichten einer gemifchten, und folglich mit dem theologifchen Sprachgebrauch nicht durchaus bekannten Gemeinde mit praktifchem Nutzen zu erweitern fuchen foll, die fyftematifche Kunftfprache der Theologie gar nicht, oder wenigftens nur alsdann gebrauchen folle, wenn er den Sinn einer Formel allgemein verftändlich abgeleitet und hinreichend erläutert hat. Gegen diefe Grundregel der Homiletik gebraucht der Vf. gewöhnlich, und als Hauptausdruck den Satz: dafs es „die „Lehre von der *freyen Gnade Gottes in Chrifto* war, „worauf den Stiftern unferer Kirche alles ankam“ (S. 22.). Erklärt aber wird diefe an fich fchwer verftändliche Terminologie nirgends, ungeachtet die Auffrifchung einer beynahe ganz vergeffenen Lehre als Zweck der ganzen Rede angegeben ift. Selbft die Hauptftelle S. 7. gebraucht eben diefe nur dem Kenner des Innern mehrerer theologifcher Syfteme nach ihrem ganzen Nachdruck bekannten Formel ohne populäre Erklärung, da der Vf., nach Vorlefung feines Textes Röm. III, 23—25., die Hauptpunkte fo zufammenfafst: „dafs die Menfchen ohne Unter„fchied Sünder find, und alle des Ruhms mangeln, „den fie an Gott haben follen; dafs fie ohne alles ei„gene Verdienft, *aus Gottes freyer Gnade*, gerecht „und felig werden, dafs fie diefe Gnade der Vermit„telung Jefu und feinem verföhnenden Tode zu ver„danken haben; dafs fie endlich derfelben nicht an„ders theilhaftig werden können, als durch den Glau„ben an diefen Tod; diefs war es, was Luther über„all predigte und unabläffig einfchärfte, — vorzüglich „durch diefe Lehre wollte er fich von der Kirche un„terfcheiden, von der er fich getrennt hatte“ u. f. w. Da der Begriff *Gnade* fchon an fich alles *Verdienft*, in fo fern diefes Wort von einem *Rechtsanfpruch* verftanden werden könnte, ausfchliefst, und da, fobald von Gottes Gnade die Rede ift, ohnehin an einen Zwang nicht gedacht werden kann: fo mufs wohl jeder aufmerkfame Nichttheologe fragen, in welchem Sinn und aus welcher Abficht der Vf. auf den Zufatz *frey* durchgängig dringe und S. 23. behaupte: dafs

man „*Luthern* und ſeine Freunde für *Irrende* erkläre, „wenn man den *Lehrſatz von der freyen Gnade „Gottes in Chriſto* verwirft.“ Da der Vf. den Sinn dieſes aus der Syſtemsſprache geborgten Hauptausdrucks nirgends beſtimmt: ſo muſsten ohne Zweifel ſeine denkenden Zuhörer vermuthen, dafs der Sinn deſſelben durch die durchgängige Berufung auf *Luther und ſeine Freunde* beſtimmt ſey. Denkende Leſer müſſen demnach, um zu wiſſen, was nach S. 7. „*alle Freunde Luthers*, alle die in ſeinem Sinn und „*Geiſte* wirkten, für den *Hauptinhalt des ganzen Chri-„ſtenthums* erklärt haben,“ vornehmlich aus der Geſchichte der Reformation über das ſo nothwendig zu behauptende *Freye* der Gnade Gottes ſich Aufſchlufs geben laſſen. Wie ſehr aber werden dieſe denn wohl erſtaunen, wenn die aufrichtigſten und genaueſten Kenner dieſer Geſchichte bekennen, wenn *Planks* auch für den Nichttheologen ſo anziehende und inſtructive Geſchichte der Entſtehung, der *Veränderungen* und der Bildung unſers proteſtantiſchen Lehrbegriffs nebſt der Fortſetzung bis zur Concordienformel, an vielen Stellen ſo hell erweiſt, und ſo freymüthig erklärt, dafs gerade über das *Freye* der Gnade Gottes die Theorie des grofsen Mannes, Luther, von ſeinem gleichfalls grofsen Freund Melanchthon ſeit 1535 öffentlich verlaſſen, und zwar nur wegen einer wahren und nothwendigen Verbeſſerung verlaſſen worden war, ohne dafs ihm Luther bis an ſeinem Tod hierin ausdrücklich beyſtimmte. Wie ſehr müſſen ſie, zurückgewieſen an Luther und ſeine ächten Freunde erſtaunen, wenn ſie hiſtoriſch einſehen, dafs Luther das *Freye* der Gnade Gottes von dem *abſoluten* und unbedingten Rathſchluſs der *Prädeſtination* verſtand, und, um mit Plank zu reden (am angef. Ort IV. Buch S. 130. der 1. Ausg.) „die härteſte aller „Meynungen vom freyen Willen durch die härteſten „aller Gründe vertheidigte, weil er ſie als Folge von „der *durch Gottes Vorherſehung beſtimmten Nothwendig-„keit aller menſchlichen Handlungen* ableitete; ... dafs „*Luthers Vorſtellung wirklich die ganze Härte hatte, wel-„che wir* (die proteſtantiſchen Theologen unſerer Kir-„che alle!) *in der Folge ſelbſt verwarfen.*“ Wie ſehr endlich müſſen ſie erſtaunen, in dieſem Punkt als Hauptpunkt, an Melanchthons Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion (ein Werk vom J. 1530 und 31.) S. 13. ausdrücklich vom Vf. hingewieſen zu ſeyn, da abermals hiſtoriſch unläugbar iſt, dafs Melanchthon ſelbſt, während er dieſe Apologie verfaſste, noch das Unrichtige der Auguſtiniſchen, von Luther angenommenen, Theorie über eine abſolutfreye Gnadenwahl und partikulariſtiſche Prädeſtination als gewifs anzunehmen und zu behaupten pflegte. „In der erſten „Ausgabe von ſeinen Locis“ — ſo ſchreibt Plank in der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie III. Buch S. 555. — „fand man die leitenden Ideen dieſer „Theorie, noch deutlicher von Melanchthon darge-„legt und alle Folgen, die daraus floſſen, mit einer „noch determinirteren und furchtloſeren Beſtimmt-„heit entwickelt, als ſelbſt in der Schrift Luthers (*de „ſervo arbitrio*) gegen Erasmus. Auch in Melanch-„thons Schriften aus den ſechs oder acht nächſten „Jahren, welche auf die Erſcheinung von dieſer folg-„ten, finden ſich noch keine Anzeigen, dafs ſich ſei-„ne Denkart darüber geändert hätte. *Vielmehr ent-„hält ſelbſt die von ihm verfaſste Augsburgiſche Confeſſion „und ihre Apologie mehrere Beweiſe vom Gegentheil.* „Aber in der zweyten Hauptausgabe von ſeinen Lo-„cis, die im J. 1535. erſchien, deckte er ſich ſchon „ſo vollſtändig auf, dafs kein Menſch daran“ (Mel. nämlich habe nun Luthers Theorie bey ſich verbeſſert) „zweifeln konnte.“ u. ſ. w. Klar iſt alſo dieſes, dafs, wer auf das Feſthalten der *freyen Gnade Gottes in Chriſto nach Luther und ſeinen Freunden* verweiſt, eben dadurch auf ein Beyſpiel von einer Lehre verwieſen hat, in welcher Luthers erſter Freund, Melanchthon, ſich ſchneller, wie Luther, als *irrend* anerkannte, in welcher beide groſse Männer *damals noch, als ſie die erſten Bekenntniſsbücher unſerer Kirche theils entwarfen, theils gut hieſsen, gemeinſchaftlich irrten*, und in welcher dann die ſpäteren Theologen unſerer Kirche den *Geiſt* der Stifter unſerer Kirche gerade dadurch *ehrten*, dafs ſie einen von Luther mit ſo vielem Eifer eingemiſchten allerdings „bedenklichen Irrthum, als etwas, das bey zunehmender Aufklärung der Begriffe verſchwinden muſste,“ ſchonend, aber der beſſeren Einſicht getreu, von ihren Nachkommen abwendeten. S. die Concordienformel Nr. XI. *de aeterna praedeſtinatione et electione*, beſonders §. 5. „dafs man nicht von der bloſsen heimlichen, verborgenen, unerforſchlichen Vorſehung Gottes ſpeculiere“ etc. Welch ein Beyſpiel von dem *Nachtheil des Berufens auf Auctoritäten, des Stehenbleibens bey Individuen!* Wie viel belehrender für die zuhörende Gemeinde, wie viel näher der Wahrheit ſelbſt, würde es geweſen ſeyn, wenn der Vf. die Gedanken, in wie fern allerdings die Beſeligung des Menſchen auf mehr als eine Weiſe Sache der Gnade Gottes iſt, entwickelt und gezeigt hätte, dafs dieſs noch in viel andern, als den von Luther gedachten Beziehungen, wahr und durch das Fortſchreiten der forſchenden Religionslehrer anerkannt ſey!

Wenigſtens aber ſcheint das, was des Vfs. Gemeinde nach ſeiner Auffoderung *nicht* annehmen ſolle, durch beſtimmte Andeutungen angegeben zu ſeyn? Wer kann ohne Rührung hören, dafs der Vf. „ſchon ſeit einigen Jahren an dem Reformationsfeſt mit einem heimlichen Kummer und mit einer Verlegenheit aufgetreten ſey, welche er ihr kaum verbergen konnte,“ dafs er ſonſt „*vornehmlich zu Wittenberg* bey den Denkmahlen Friedrichs des Weiſen, Johanns des Beſtändigen, Luthers und Melanchthons, an dieſem Tage, gleichſam umſchwebt von ihren Geiſtern, verkündigen konnte, was durch ſie geſchehen iſt.“ Wie aber ſeitdem? — „Ich habe mirs *ſchon lange* nicht mehr verbergen können, fährt er S. 3. fort, dafs ſich *unſere Kirche*, dafs ſich *wenigſtens die, welche am lauteſten in derſelben ſprechen, und für die vorzüglichſten und aufgeklärteſten Lehrer derſelben gelten wollen*, von der *eigentlichen* Lehre Luthers und ſeiner Freunde, und von ihrem *wahren, aus ihren Schriften erweiſslichen* Sinn

Sinn immer mehr entfernen.... dafs, wenn es so fortgeht, wenn sich unsere Glaubensgenossen so wenig daran erinnern, auf welche Lehren und Wahrheiten unsere Gemeinde *ursprünglich* gegründet worden ist, wir bald die Kirche nicht mehr seyn werden, welche durch die Bemühungen Luthers und seiner Freunde entstanden ist.“ u. s. f. Welcher Sinn der ursprüngliche, aus dem Buchstaben ihrer Schriften erweisliche sey, ist gezeigt. — — Wir müssen aber auch über den so laut und hart angeklagten Gegentheil einige historische Data angeben.

Da ein Arzt die, welche sich ihm anvertrauen, weder vor Krankheitstheorieen, noch vor Seuchen, die in der Ferne grassiren, da ein Prediger seine Gemeinde weder vor theoretischen Speculationen, (deren Entfernung von den Kanzeln ein Hauptzweck des letzten durch Kursachsen bewirkten symbolischen Buchs, und mehrerer weisen Befehle jener Zeit gewesen ist,) noch vor praktischen Irrthümern, welche nicht in ihrer Nähe auffallend sind, in gemischter Versammlung zu warnen pflegt, so ist die nächste Frage, welche sich dem Rec. nach Milderung des ersten durch dergleichen pathetische Stellen erregten sympathetischen Gefühls aufdrang, die Frage nämlich: ob bey der Gemeinde des Vfs. oder sonst innerhalb seines Wirkungskreises ein Lautsprechen derjenigen Art, wofür er am besten von der Kanzel warnen konnte und musste, sich verbreite? — von uns, die wir ausserhalb dieser Gränzen die Zeichen der Zeit beobachten, nicht zu beantworten. Aber ernstlich gefragt hat sich der Rec., was denn ungefähr seit 1791, da der Vf. von Wittenberg aus in die ehrenvollsten Stellen eines über das ganze Kursachsische Kirchenwesen verbreiteten Wirkungskreises unter den gröfsten auf seinen philosophischen Geist, seine Gelehrsamkeit, Pflichtenkenntnifs und Geschäftstalente gegründeten Erwartungen übergetreten ist, in unserer Kirche auf Lehrer, welche „für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten gelten wollen,“ einen neuen, so entscheidenden schädlichen Einfluss gehabt haben könne? Die Revision des Bibelstudiums und der kirchlichen Geschichte, durch welche vieles, was in der durch das Buch *de servo arbitrio* am auffallendsten dargelegten Theorie Luthers von der absolutfreyen Gnade Gottes, und deren Verhältnifs zur menschlichen Besserung aus der, wie Plank mit Recht sagt, „so wenig gewissenhaften Exegese seines Zeitalters“ entstanden war, noch weiter verbessert worden ist, wäre das Eigenthümliche einer beträchtlich früheren Periode, welches zwar consequent fortwirkt, doch aber nicht erst in späteren Jahren dem damit längst hinreichend bekannten Vf. stillen oder lauten Kummer verursacht haben kann. In dem letzten Decennium haben die Theologen selbst an den Veränderungen der Philosophie in so weit einen etwas ausgebreiteten Antheil genommen, als Kant selbst, besonders durch seine Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft dazu eine nähe Veranlassung gegeben hatte. Aber gerade dieses zwischen 1792 und 1794 erschienene Werk ist, wie die ganze Sittenlehre der neuern Philosophie, noch eifriger und ausgedehnter, als Luther, nicht nur der Verdienstlichkeit des *opus operatum* oder der selbsterwählten gottesdienstlichen Gebräuche, Uebungen und Büfsungen, sondern auch der Verdienstlichkeit aller aus Furcht oder Hoffnung um der Legalität willen vollbrachten Handlungen, und sogar der Verdienstlichkeit der besten aus wahrer innerer Rechtschaffenheit und Verehrung des göttlich heiligen Willens gefafster und vollbrachter Entschlüsse, in so fern das Wort Verdienst irgend einen Rechtsanspruch auf Beglückung von Gott mit sich bringen könnte, durchaus und unabänderlich entgegen. Wer sogar seine Pflichten aus dem reinsten Grunde des Herzens, und mit ächtem Glauben an Gott ganz erfüllt hätte, könnte doch nach Kant und allen neueren in der Sittenlehre mit Kant übereinstimmenden Philosophen und Theologen mehr nicht sagen, als dafs er *gethan, was er schuldig war. Verdienst* heifst, wenn man dieses Wort nach Kant gebraucht, „nicht ein Vorzug der Moralität in Beziehung auf das „Gesetz, in Ansehung dessen uns kein *Ueberschufs* der „Pflichtbeobachtung über unsere Schuldigkeit [keines „der unserm Luther mit Recht so verhafsten *operum „supererogationis*] zukommen kann. — Die *Würdig-„keit* hat immer auch *nur negative* Bedeutung, *nicht „unwürdig*, nämlich der moralischen Empfänglichkeit „für eine solche Güte (Gottes).“ Dieses sind Kants eigene Erklärungen S. 221. der II. Ausg. von der oben citirten Schrift. Und wer Kants Moralsystem im Zusammenhang versteht, weifs, dafs diese Resignation auf alle Verdienstlichkeit ihm wesentlich ist. Nur wer behaupten wollte, dafs eine *gerechte Güte* (und soll die göttliche eine ungerechte seyn?) *unwürdige* beseligen könne, mag der aus der neuern philosophischen Sittenlehre schöpfenden Theologie Vorwürfe machen. Aber so notorisch im ganzen lesenden Publicum dieser Sinn ist, in welchem alle denkende und redliche Theologen unserer Kirche, sie mögen mit der Sittenlehre und Religionsphilosophie Kants mehr oder weniger übereinstimmen, die so leicht auf fremder Genugthuung einschlummernden Christen um dieser Gefahr willen auffodern, dafs jeder, im Trachten nach dem Reiche Gottes oder auf dem Wege durch Rechtschaffenheit zur wahren Glückseligkeit, möglichst das Seinige thue, um der gerechten Gnade Gottes *nicht unwürdig* zu seyn: so lesen wir doch S. 7. diese Anklage: „darf man *einer Menge der berühm-„testen Mitglieder unserer Kirche* glauben: so ist es so-„gar ein *gefährlicher* Irrthum, wenn man *ohne Ver-„dienst* und blofs aus Gnaden, gerecht vor Gott und „ewig selig werden will: so mufs man sich selber hel-„fen, und durch seine Tugend der Glückseligkeit „*würdig* werden.“ Wie grofs mufs der Kummer und die Verlegenheit in dem Gemüthe des Vfs. gewesen seyn, dafs Vorwürfe dieser Art, welche man bey einem unredlichen Mann Mifsdeutungen nennen müfste, in ihm als Mifsverständnisse entstehen konnten! — Was weiterhin die Sündenvergebung und die Mängel in Ausübung der Rechtschaffenheit betrifft, welche, um der gerechten Gnade Gottes *nicht unwürdig* zu seyn, eifrig gesucht werden mufs: so sagt eben die-

dieſe kantiſche Religionsphiloſophie S. 262. etwas ohne Zweifel auch dem aufmerkſamen Layen verſtändliches, wenn ſie fragt: „geſetzt eine Kirche behaupte, die *Art, wie* Gott jenen moraliſchen Mangel an Menſchen, welche wenigſtens in einer beſtändigen Annäherung zur vollſtändigen Angemeſſenheit mit dem Geſetze (des göttlich heiligen Willens) ſeiner Verbindlichkeit Genüge zu leiſten ſtreben, ergänze, *beſtimmt* zu wiſſen, und *verurtheile* zugleich alle, die jenes der Vernunft natürlicher weiſe unbekannte Mittel der Rechtfertigung nicht wiſſen, darum alſo auch nicht zum Religionsgrundſatze aufnehmen und bekennen, zur ewigen Verwerfung; *wer iſt alsdann hier wohl der Unglaubige? der welcher vertraut, ohne zu wiſſen, wie das, was er hofft, zugehe*, oder der, welcher *dieſe Art* der Erlöſung des Menſchen vom Böſen durchaus wiſſen will, widrigenfalls er alle Hoffnung auf dieſelbe aufgiebt?“ — Wenigſtens *die* Stimme der Vernunft, auf welche man ſich in der Theologie ſeit ungefähr 10 Jahren am meiſten berufen hat, läugnet demnach vor allem, was S. 25. 26. der Vf. der Vernunft ſo, wie wenn ſie es jetzt gewöhnlich läugnete, vorhält, nichts — als S. 26. die Frage: kann die Vernunft es läugnen.. daſs wir *auch bey dem beſten Willen* täglich ſündigen und *uns vor dem Heiligſten verwerflich machen*? Dieſs aber läugnet ſie mit unſern ſymboliſchen Büchern, ja mit Paulus und Luther, in ſo fern der Ausdruck *wir*, vor einer gemiſchten anſehnlichen Gemeinde ausgeſprochen, ohne Zweifel auch manche einſchlieſst, welche man in der Schriftſprache *Wiedergeborne* zu nennen hat. Von dieſen ſagt Paulus Röm. 8, 1. ff. daſs *nichts Verdammliches* an denen ſey, die in Chriſto Jeſu (ächte Chriſten) ſind, die alſo nicht nach dem Fleiſch, ſondern nach dem Geiſte leben.

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Leipzig*, b. Fleiſcher: D. *Chriſt. Henr. Gottl. Köchy — commentatio de teſtamento vi metuve extorto.* 1800. 28 S. 4. Die Freyheit der letzten Willens-Verordnungen, welche das Civilrecht ſehr begünſtigt, kann durch ungebührliche Gewalt, und dadurch veranlaſste Furcht auf eine dreyfache Art verletzt werden; wenn nämlich Jemand gehindert wird, 1) ein Teſtament zu machen, 2) ein ſchon vorhandenes Teſtament zu ändern, 3) wenn er gezwungen wird, ein Teſtament zu machen. Ueber die beiden erſten Fälle enthält L. 1. D. *Si quis aliqu. teſt. prohib.* eine ausdrückliche Verordnung; über den dritten Fall fehlt es an beſtimmter geſetzlichen Vorſchrift, die man auch in L. 1. C. *ibid.* nicht antrifft. Der Vf. verwirft die Meynung, daſs auch hier der Fiscus den erzwungenen Vortheil erhalte, und den Beſchädigten nur die Intereſſenklage gegen den Urheber und Theilnehmer der widerrechtlichen Gewalt verbleibe, 1) „weil die Geſetze den Fiscus in dieſem Falle nicht namentlich begünſtigen, folglich gegen ihn zu ſprechen ſey; 2) weil in den beiden erſten Fällen zum Beſten des Fiscus beſondere Gründe vorhanden wären, die ſich hier nicht anwenden lieſsen. Denn *dort* hätte der geſetzliche oder ſchon vorhandene Teſtamentserbe ein Recht auf die Erbſchaft, welches ihm der Fiscus wegen der unerlaubten Gewaltthätigkeit nehmen könnte, und da wegen der geſchehenen *Behinderung* des Teſtirers derjenige nicht bekannt geworden ſey, dem er die Erbſchaft würde zugewandt haben: ſo könne ſich auch Niemand beſchweren, daſs ihm der Fiscus vorgezogen werde.“ Dieſer Grund ſcheint dem Rec. nicht befriedigend. Denn wie, wenn der Verſtorbene aus ſeinem vorgehabten letzten Willen kein Geheimniſs gemacht hätte, und alſo die Perſonen, die er begünſtigen wollte, doch bekannt geworden wären, wie ſich das allerdings denken läſst, würde das die Sache an ſich ändern? Richtiger ſagt man daher wohl: auf die Erbſchaft als ſolche, oder auf Vermächtniſſe, können Perſonen, die der Verſtorbene zwar bedenken *wollte*, aber *jure* nicht *bedacht hat*, keinen Anſpruch machen; ſie können zwar den entgangenen Gewinn mit einer perſönlichen Klage verfolgen, müſſen ſich aber gefallen laſſen, daſs der Fiscus die Erbſchaft ſelbſt, die das Geſetz ihm zueignet, an der Stelle deſſen, der ſich ihrer verluſtig gemacht hat, erhalte. Das läſst ſich nun auf den dritten Fall nicht anwenden, da derjenige, der das Teſtament erpreſste, oder zu deſſen Beſtem es ungebührlich erzwungen ward, gar kein Recht aus denſelben erhalten, folglich ihm auch zur Strafe eigentlich nichts genommen werden konnte. Mithin behält der das Emolument, dem es, mit Beyſeitеſetzung des ungültigen Teſtaments, zukommt. Der Vf. unterſcheidet übrigens, ob nur ein Theil des Teſtaments, oder der ganze Inhalt erzwungen ſey, und hält im erſten Fall nur jenen Theil für nicht geſchrieben, im letzten Fall aber das Ganze für nichtig. Hat ein Inteſtaterbe den Verſtorbenen gezwungen, ihn *allein* einzuſetzen, ſo fällt in der Folge deſſen geſetzlicher Antheil an den Fiscus, ſo auch wenn ein bereits ernannter Teſtaments Miterbe zum Zweck ſeiner alleinigen Einſetzung ein anderes Teſtament erpreſst haben ſollte. Den gewaltſamen Erpreſſungen eines letzten Willens werden von dem Vf. auch *importunae ſollicitationes* an die Seite geſetzt, und er hält mit vielen Rechtslehrern dafür, daſs Teſtamente, welche dadurch veranlaſst worden ſind, nicht beſtehen können. Rec. zweifelt ſehr an der Richtigkeit dieſer Lehre. Denn 1) der Teſtirer *konnte* ihnen ja widerſtehen; daſs er nicht Feſtigkeit genug hatte, es zu thun, hindert im Ganzen ſeinen freyen Willen nicht. 2) Kein Geſetz hat aus dieſem Grunde ein Teſtament für ungültig erklärt. 3) Man giebt zu, daſs *blanditiae et preces* der Gültigkeit eines Teſtaments nicht ſchaden; wo iſt aber die Gränzlinie zwiſchen dieſen und jenen Sollicitationen? — Daſs ein Teſtament darum noch nicht ungültig ſey, weil der Teſtirer ſeinen Willen auf vorgängige Fragen erkläret hat, iſt freylich wahr; aber der Vf. beurtheilt die Sache aus einem unrichtigen Geſichtspunkte. Damit, daſs dergleichen Teſtament nicht als erzwungen angeſehen werden könne, iſt hier noch nichts ausgemacht, ſondern darauf kommt es an, ob man eine ſolche Antwort als eine *wahre* — nicht eben als *freye* und ungezwungene Willenserklärung anzuſehen habe? Es iſt mehr *facti* als *juris quaeſtio*, und genau erwogen, dürften diejenigen im Allgemeinen nicht Unrecht haben, welche hier die *beſtimmte Antwort* auf eine *allgemeine Frage*: Wer ſoll Erbe ſeyn? etc. und die *allgemeine Antwort* auf eine *beſtimmte Frage*. Z. B. ſoll nicht Titius dein Erbe ſeyn? unterſcheiden, und die erſte als wahre Willenserklärung, nicht aber die letzte, als ſolche gelten laſſen, in ſo fern es ungewiſs bleibt, ob der Teſtirer alles gehörig verſtanden habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. *März* 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden, in d. Museum u. Pirna, b. Arnold u. Pinther: *Predigt am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung* etc. von D. *Franz Volkmar Reinhard* etc.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendschreiben eines sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die von* D. *Franz Volkm. Reinhard*, etc. gehaltene Predigt etc.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Feste aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit*, von D. *Wilh. Abrah. Teller* etc.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jesus Christus gestern und heute und ewig* etc. von *Wilh. Fr. Hufnagel* etc.

5) Leipzig, b. Barth: *Dass die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der christlichen Religion sey* etc. von *J. C. Cannabich* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Das *Sendschreiben* Nr. 2. ist selbst eine Recension, worin alle bedeutende Punkte der Reinhardischen Predigt Schritt für Schritt beurtheilt werden. Wir geben einige Sätze und Gegensätze. *Reinhard:* „Ich habe mir es schon lange nicht mehr verbergen „können, dass . . . der grosse Mann (Luther), dessen Nachfolger die Lehrer unserer Kirche seyn sollen, sie — die, welche am lautesten in derselben „sprechen, und für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen — wenn er „aus seinem Grabe wiederkehren sollte, unmöglich „für die Seinigen halten, und zu der von ihm gestifteten Kirche rechnen könnte." Das *Sendschreiben* macht unter andern eine Gegenfrage: „Wenn Jesus „selbst hätte wiederkehren und die von Luther be„nannten Religionslehrer in siebzehnten Jahrhundert „beobachten sollen, würde er diese für die Seinigen „haben ansehen und zu der von ihm gestifteten Kir„che rechnen können? Und doch hiengen diese mit „wahrem Sklavensinn an der lutherischen Lehrfor„mel." — *Reinhard:* Luther besteht darauf, dass man den Glauben und gute Werke wohl von einander abtheile. „Der Glaube giebt mir das ewige Leben; denn er giebt den, der das ewige Leben und das Brod des Lebens ist." Das *Sendschreiben:* Jesus spricht bey Johannes sehr viel vom *Glauben an ihn*, den Sohn und Gesandten Gottes; was er aber eigentlich damit meynte, sagt er uns schon bey Matthäus, wo er die Herr-Herr-sager als Uebelthäter gänzlich von sich abweist, und nur diejenigen als die Seinigen anerkennt, welche den Willen seines Vaters im Himmel thun. *Ihm* war also der *Glaube an ihn* die Ueberzeugung, dass er derjenige Gesandte Gottes sey, welcher durch Lehre und Leben die Menschen zur Tugend und Glückseligkeit führen solle und könne. Im Sinne Jesu darf man also den Glauben und die (wahrhaft) guten Werke nicht (anders als wie Grund und Folge) von einander abtheilen. — *Reinhard:* Man hat es in den neuern Zeiten unkenntlich machen wollen, dass Jesus *Gnade austheile*, und sich *für den Weg zum Leben* erkläre. Das *Sendschreiben:* Diese letzte Formel (und auch die erste, s. Joh. 1, 16. sie mag dort von Jesus oder von Johannes Baptista zu verstehen seyn) soll doch wohl in Jesu Munde nicht der lutherische Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo seyn? Jesus ist und war der grösste Beglücker des Menschengeschlechts, und nennt sich deswegen Weg zum Leben, Licht der Welt u. dgl., aber nicht gerade nach den Bestimmungen jenes dogmatischen Systems . . . So fällt auch die Anwendung der lutherischen Klage: dass man sich angelegen seyn lasse, Jesum in einen *Lehrer von guten Werken*, in einen *Gesetzgeber* zu verwandeln. „Es gehört entweder eine gänzliche Unkunde oder eine blinde Verleugnung des Inhalts der evangelischen Schriften dazu, um nicht zu wissen, dass Jesus nichts als καλα εργα (gute Handlungen) predigte, dass er seine Anhänger an nichts, als an καρποις καλεις και αξιοις μετανοιας (an guten und der Herzensbesserung würdigen Früchten) erkennen wolle. Er war eben so wenig ein Prediger (willkürlich erwählter gottesdienstlicher Werke, als) einer *fides salvifica* im Sinne des Systems (welches den eigentlichen Grund der Beseligung in eine mystisch-träge Anhänglichkeit an sein Individuum verwandelt und) bey Menschen, die vor einer Abrechnung mit ihrem Gewissen stets zagen müssen, jenes in der Reinhard. Predigt zuletzt angebrachte, einschmeichelndste Moment für sich hat: da über alle unsere Vergehungen, so lange *wir* sie auch fortgesetzt haben mögen, wir uns am Ende doch in Einem Augenblick beruhigen können, wenn wir nur glauben, dass wir ohne Verdienst gerecht werden durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist: so müssen *wir* diesen Lehrsatz (auf jene äusserste Nothstunden hin) festhalten! — Allein gegen diese sittengefährliche Auslegung des Glaubens geht auch der Eifer der Kantischen Religionsphilosophie, welchen man so ungerne hört. Mit centnerschweren Worten

ſagt ſeine Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft S. 177.: „In der That, wenn ein unerſchöpflicher Fond zu Abzahlung gemachter Schulden ſchon vorhanden iſt, da man nur hinlangen darf, und wo bey Anſprüchen, welche das Gewiſſen macht, auch der ſchuldenvollſte ohne Zweifel zu allererſt hinlangen wird, um ſich ſchuldenfrey zu machen, *indeſs der Vorſatz des guten Lebenswandels, bis man wegen jener* (Rechnungstilgung) *allererſt im reinen iſt, ausgeſetzt werden kann:* ſo kann man ſich nicht leicht andere Folgen eines ſolchen Glaubens denken, als den Verfall der Sitten, den die (Religions) Philoſophen ſehr auf die Rechnung jener Entſündigungsmittel ſchrieben, wodurch die Prieſter es jedermann ſo leicht machten, ſich wegen der gröbſten Laſter mit Gott auszuſöhnen. Denn (S. 170.) wenn es blofs auf *den* Glauben ankäme, welcher eine Erklärung des Sünders iſt, dafs die geſchehene Genugthuung auch für ihn geſchehen ſeyn ſolle, wer würde einen Augenblick Bedenken tragen, dieſelbe, wie die Juriſten ſagen, *utiliter* zu acceptiren? — — Noch einen richtig gefaſsten Gegenſatz müſſen wir aus dem Sendſchreiben bemerkbar machen, dafs nämlich die Lehre von der Gnade Gottes zur Rechtfertigung ohne Verdienſt willkürlicher Werke allerdings *Hauptſatz der Reformation* war, in ſofern dadurch der *Gegenſatz* aller in die Kirche eingeſchlichenen Werkheiligkeit vertrieben wurde (d. h. im negativen Sinn). Gerade wegen dieſer polemiſchen Tendenz und des damaligen Mangels an Exegeſe aber wurden die Wahrheiten, *welcher* Glaube ſchriftmäſsig gefodert werde, oder wie Jacobus — in der von Luther ſehr übereilt für „ſtrohern“ erklärten Epiſtel — neben Paulus gleich ſchriftmäſsig und neuteſtamentlich ſey? nicht neu und genau unterſucht, nicht von patriſtiſchen und ſcholaſtiſchen Misdeutungen befreyt, kurz in ihrer *bejahenden* Bedeutung nicht reformirt. Es bleibt folglich der damalige negative Hauptſatz als ſolcher und im Gegenſatz gegen alle Arten von Tugendſtolz und Werkheiligkeit immer Hauptſatz unſerer Kirche; und wo wäre auch ein Proteſtant, wo irgend ein Satz der neuern philoſophiſchen Sittenlehre, welcher gegen denſelben, in dieſer dem Lutherthum eigenen Beziehung genommen, je ſprechen konnte oder wollte? Dafs aber die zur Zeit der Reformation nicht eigenthümlich erforſchte affirmative Bedeutung jenes Hauptſatzes inzwiſchen (und ſchon ſeit Melanchthons Beyſpiel, abweichend von Luther) neu unterſucht und allmälich ins Klare gebracht werden muſste, und ſelbſt die negative Seite deſſelben inzwiſchen durch noch weit feſtere Gründe, als damals die hergebrachte Theorie angeben konnte, gegen jede Art vermeyntlich guter Werke ins Licht geſetzt worden iſt; dieſs kann ein Reinhard eben ſo wenig tadeln als ignoriren wollen. Nicht Luthers Hauptſatz, in ſo fern *er* ihn *als etwas ihm damals eigenthümliches* anwendete, iſt, wie der Unkenner nach Hn. R's. Ausdrucke glauben möchte, vergeſſen oder verworfen, vielmehr iſt er beſtätigt und unwiderſprechlich anerkannt. Nur Luthers Hauptſatz, in ſofern er ſelbſt, von der Angſt ſeines Gewiſſens und dem Drang der Umſtände, wie die Geſchichte erweiſt, getrieben, ihn von Auguſtin und Anshelm blofs in der Noth *geborgt*, und theils unrichtig, theils unentwickelt angenommen hatte, iſt indeſs (und zum Theil ſchon in der *Formula Concordiae*) berichtigt, aufgehellt, und mit dem negativen, unſerm Hauptreformator eigenthümlichen Sinn, in eine der Schrift und dem Nachdenken gemäſse Harmonie gebracht worden. Die Ididolatrie aber, dafs ſolche Berichtigungen etwa, weil es Luthern und ſeinen Freunden Irrthumsfreyheit zuzuſchreiben keineswegs geſtattet, in unſerer, gegen alles Menſchenanſehn vom römiſchen Stuhl an bis zur Dorfkanzel hinab proteſtirenden Kirche nicht ſtattfinden dürften, iſt gewiſs von Reinhards Geiſte ſo ferne als von uns. Aber auch der Schein des Gegentheils ſollte nicht gegeben werden, wie doch durch einſeitig ausgedrückte Stellen folgender Art, geſchieht. „Dafs die Schrift dieſes — alles nämlich, „alles hänge doch zuletzt von der freyen Gnade Got„tes in Chriſto ab — lehre, wer kann das leugnen, „wenn er auch nur unſern Text genauer erwägt? „Hat man den Stiftern unſerer Kirche aus der Schrift „das Gegentheil beweiſen können? Beſtand nicht „eben darin ihr groſser entſcheidender Sieg, dafs „man die klaren Ausſprüche der Schrift über dieſe Sa„che durch alle Spitzfindigkeiten der Schule nicht „verdunkeln konnte?“ — Allerdings beruht ihr Sieg auf der immer unleugbaren Richtigkeit ihrer negativen, die Werkheiligkeit zerſtörenden Grundſätze. Nicht ſo auf der andern Seite, wenn R. fortfährt: „Oder ſagt uns die Schrift, nachdem wir ſie durch „mehrere Mittel der Auslegung befragen können, als „man zu den Zeiten der Kirchenverbeſſerung hatte, „etwas anders.“ — Wohl hat ſie ſchon dem Melanchthon nach 1535 etwas anders darüber geſagt, wie vorher. Wohl noch mehr den Vff. der *Formula Concordiae* über eben dieſe Punkte! Und warum nicht etwa auch ſpätern? Warum ſoll von dieſen mit einem Hindeuten auf vermeyntlich böſen Willen geſprochen werden, das auf keinen Fall, wenn man nicht Herzenskündiger iſt, gerechtfertigt werden kann. „Freylich — ſchlieſst Hr. R. dieſe Stelle — „freylich hat man (?) daran gearbeitet, ſie (die Schrift) „etwas anders ſagen zu laſſen. Aber iſt es zu verken„nen, wie willkürlich, wie gewaltſam man dabey „zu Werke gegangen iſt? Welcher Künſte hat man „ſich bedient“ etc. — O Geiſt der Wahrheit, befreye doch jeden Proteſtanten von dem Dünkel, die Wahrheit allein zu beſitzen, folglich die Wahrheit ſelbſt zu ſeyn! — — Zur Prüfung einiger exegetiſchen, den Unterſchied zwiſchen Jeſu und dem Apoſtel Paulus betreffenden, Aeuſserungen des Sendſchreibens, welches wir zum Nachleſen im Ganzen empfehlen, bedauern wir übrigens, hier keinen Raum mehr gewinnen zu können.

Von der *Predigt* Nr. 3. giebt der Vf. die „ganz eigene Veranlaſſung, welche er gehabt,“ dem Publicum nicht an. Nach ſeiner Verſicherung aber „iſt es „ihm groſser Ernſt damit, um *auch ſein Zeugniſs* für „religiöſe

„religiöse Wahrheit, wie er sie nach einem funfzig-„jährigen Studium erkennen gelernt habe, ohne Men-„schengefälligkeit (die ihn sonst wohl eher überschlei-„che, als Menschenfurcht) öffentlich noch am ziem-„lich spaten Abend seines Lebens abzulegen.“ — — Vor einem solchen grauen Haupte ist Rec. immer geneigt aufzustehen; am meisten, wenn von *allen* Zeugen und Märtyrern der Wahrheit vor, neben und nach unserm Luther, ein solcher längst verehrter Zeuge des Wahren und Guten, zugleich als scharfblickender Beobachter der Zeichen der Zeit, als gerechter Schätzer *jedes* Verdiensts auftritt, nicht um die wenigen Edeln in der Menschheit einander entgegen zu stellen, vielmehr um die fortschreitenden Beyträge Aller zum Schatz der reinern, vom Persönlichen nie, immer aber von den Gründen der Sache allein abhängigen Einsichten zu vereinen. Hiezu tritt unser ehrwürdiger *W. A. Teller* hier auf, „nicht in vernünftelnden Reden menschlicher Weisheit, aber (wie der Apostel sagt, 1. Kor. 2, 4. 13.) in Beweisen des Geistes und der Kraft, und richtet geistige Sachen geistig!“ In seiner ganz populären, fast allzu unscheinbar dahin fliefsenden, Rede wird man, je aufmerksamer man zu lesen versteht, den Mann hören, bey dem auch Worte, welche nicht gerade mit Erhebung der Stimme gesprochen sind, Vollgültigkeit des Sinns haben. Diese Bedeutsamkeit und Fülle des Sinns auch im steigenden Alter, ist die Ausbeute eines erfahrungsreichen Lebens, in welchem T. unter den verschiedensten Zeitumständen das Haschen nach Schein und einseitiger Darstellung, als die für die bessern Köpfe am meisten verführerische und gefährliche Veranlassung zu Selbsttäuschungen, eben so klug als muthig geflohen hat. — Nur einige Züge von dem Plan und Gang dieser Rede, meist mit des Vfs. Worten. Der Vf. hat oft gewünscht, dafs man in den evangelischen Gemeinden auch *ein Jahresfest zum Andenken der „Zeugen und Märtyrer der Wahrheit“* feyerte. Man müsste nicht übersehen, dafs es in allen Wissenschaften dergleichen Zeugen und Märtyrer gab, selbst in der Rechtspflege, was die grausame Behandlung der Unschuldigen, die man für Zauberinnen hielt, anlangt; (worüber T. dem einst verdrängten, zu Halle mit grofsem Ruhm und Nutzen aufgenommenen Thomasius anderswo schon ein Denkmal gestiftet hat.) Eine solche Erinnerung „könnte füglich in „Ländern, wo das sogenannte Reformationsfest, wie „in Sachsen, jährlich gefeyert wird, an diesem Tage „geschehen, damit auch über dem noch so braven „Luther nicht seine Vorgänger und Nachfolger ganz „vergessen würden.“ Da aber diese Feyer nicht allenthalben gewöhnlich ist: so benutzt der Vf. dazu den auf dem Titel genannten Tag; denn nicht nur ist das Geburtsfest des von Millionen Angebeteten, der sich selbst dadurch kenntlich gemacht hat, dafs er dazu *geboren sey, die Wahrheit zu zeugen* (Joh. 18, 37.), unmittelbar vorangegangen, sondern es sind auch die morgenländischen Weisen selbst gewissermafsen die ersten Zeugen von ihm. Nach dem Text Hebr. 12, 1. 2. verwies Paulus die neubekehrten Judenchristen auf eine *Menge* solcher Zeugen aus *allen* Perioden der Vorzeit, ohne einen durch den andern zu verdunkeln. Eben so müssen wir zum Beyspiel auf Petrus Waldus, Wicleff, Hufs und noch manche frühere dankbar zurück sehen, welche Luthers, Zwingli's und ihrer Freunde Einsichten wider Ablafs und Werkheiligkeit veranlafst, und die allgemeine Empfänglichkeit dafür vorbereitet haben. Und so hat es, auch noch nach den letzten, nicht an ähnlichen Wahrheitszeugen gefehlt, von denen T. einen Spener und Franke nennt, und an die Zeiten erinnert, wo man „in unserer Kirchengemeinschaft in „eigene Fehden über — man denke nur! — die „wahre Gottseligkeit als die Hauptsache des Christen-„thums verwickelt, dergleichen Männer Frömmlinge „(Pietisten) nannte; Machthabende gegen sie aufwie-„gelte; sie verfolgte, dafs sie Aemter und Häuser „verlassen mufsten; wie einer ihrer Schüler, Hor-„bius in Hamburg, den die dasige Obrigkeit, nur „um Aufruhr zu vermeiden, mufste aus der Stadt „ziehen lassen. Ja man war schon nahe dabey, um „ihrentwillen, als die für aufgeklärter und weiser „wollten gehalten seyn, von den Lehrern in Ham-„burg von neuen *menschliche Glaubenssatzungen* un-„terschreiben zu lassen, wenn der *weisere* Magistrat „sich nicht dagegen gesetzt hätte.“ — —

In diesem Geist zeigt ein T., wozu uns das Andenken an solche Zeugen der Wahrheit nützen solle, und wie sich das Gedächtnifs an sie dicht anknüpfen müsse an die Anbetung Gottes, in fofern dieser auch für die Religion, als Tochter der Zeit, wie das Predigerbuch sagt Kap. 3, 11.: *alles fein zu seiner Zeit thut:* so wie Jesus einst einen ewig bleibenden guten Grund legte (1. Kor. 3., 10.), Luther elendes Flickwerk in Menge wegzuräumen hatte, unter Zeitgenossen, die ihre eigene, blofs in äufserlicher Zucht bestehende, Gerechtigkeit trachteten aufzurichten (Röm. 10, 3.), andere endlich, deren Mitchristen nicht mehr auf jenem von Ceremonienwerk eingenommenen Boden stehen, auch mit diesem nicht mehr zu kämpfen haben, sondern in eben demselben Geiste der Reformation fortfahren, dafs, nach Hebr. 10, 16. „wenn wir muthwillig sündigen, nachdem „wir die Erkenntnifs der Wahrheit empfangen ha-„ben, wir weiterhin haben kein Opfer für die Sün-„de! — Dann bewahre doch auch Gott, dafs es „je ein Lehrsatz unserer Kirche werden sollte: *wir*, „keinen ausgenommen, sündigen täglich viel. Es „mag freylich in der Welt täglich viel gesündigt „werden, und so mag es auch Luther verstanden „haben, wenn er in der Auslegung des Vater Unsers „sagt: denn wir gleich täglich viel sündigen. Aber „wer wollte, wer könnte dies von jedem ein-„zelnen im Ernst sagen, und ohne Schauder den-„ken?“ — — Doch wir müssen über das Uebrige unsere Leser diese sanfteindringende Stimme selbst zu hören bitten.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖ.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag u. Leipzig, b. Polt: *Theobald Leymour, oder das vermauerte Haus.* Eine sehr interessante Geschichte, aus dem Englischen frey übersetzt von *J. Polt*, Verfasser Graf Heinrichs von Riesenstein, Uebersetzer der Abtey von Grasville, des Mädchens aus Polen u. s. w. 1801. *Erster Theil.* 194 S. *Zweyter Theil.* 166 S. *Dritter Theil.* 166 S. 8. mit 3 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Wörtchen *frey übersetzt* auf dem Titel heifst wahrscheinlich so viel, dafs dieser ursprünglich englische Roman nach einer französischen Uebersetzung verdeutscht worden sey; denn diese Spuren der Nachlässigkeit, der Weglassung englischer Sitten, und der Abkürzung trägt er auf jeder Seite; ja nicht selten findet man Proben, dafs der deutsche Uebersetzer den vor ihm liegenden Text — er mag nun englisch oder französisch gewesen seyn, ganz falsch verstanden habe: so — um nur ein Beyspiel aus vielen zu geben — sagt er im dritten Theil. S. 54. „Ich hatte Wini„fred bey einer gewissen Wahrham kennen gelernt, „und da sie noch ein junges Weib war, mich in sie „verliebt" da es gleichwohl aus dem Zusammenhang zu schliefsen, unumgänglich heifsen mufs. „Ich hatte „Winifred bey einer gewissen Wahrham kennen ge„lernt, *in die ich vorher, da sie noch ein junges Weib* „*war, mich selbst verliebt hatte.*"

Doch das sind Kleinigkeiten; die erste Hauptfrage ist: hat dieser ganze Roman die Uebersetzung verdient? Und das glauben wir mit dem besten Gewissen — verneinen zu können. Er besteht aus einer Zusammenhäufung blofs abentheuerlicher, aber höchst selten nur Erwartung erregender, Geschichten; ist, zumal im ersten und zweyten Theile, so voll Abbrechungen und Zwischenfälle, dafs jedem, der ihn aufmerksam lesen will, bald der Kopf dreht und die Geduld verschwindet; und enthält so viele, schon in zwanzig andern Romanen dagewesene, Sachen, dafs kein nur einigermafsen bewanderter Romanen-Leser hier irgend etwas neues finden wird. Der gröfsere Theil der in ihm spielenden Personen — zumal der von *männlichen* Geschlecht — besteht aus *Nichtswürdigen*, in strengsten Sinne des Worts — das heifst aus Bösewichtern, die uns durch ihre Thaten zwar *verhafst*, aber durch keine eigenthümliche Kraft *wichtig* werden, und wo keine Mischung vom Guten und Schlimmen unser Gefühl in Zweifel läfst; auch sind ihre Maafsregeln gröfstentheils so unwahrscheinlich, dafs nie in uns die Empfindung einer wahren *Besorgnifs* aufsteigt. Sogar diejenige That, welche die Grundlage des Ganzen ausmacht, die Einsperrung von Lord Leymours Gemalin, liegt bald anfangs so offen da, und ihre Verheimlichung ist nach der deutlichen Spur, worauf ihr Sohn schon frühzeitig geräth, so unwahrscheinlich, dafs die Theilnahme beym Ausgang unmöglich stark seyn kann.

Der Stil, im Ganzen betrachtet, hat manchen Provincialismus. S. 100. im ersten Theil, spricht der Vf. von einem Kataracten, der Polinen zu *verschlingen* drohte; dafs ein *Wasserfall* dieis thäte, ist wohl nicht sprachgemäfs. Er zerschellert, er reifst fort; der *Wirbel* verschlingt. — Ob die sorgfältige Angabe aller vorigen Arbeiten des Uebersetzers seinen Namen wirklich — empfiehlt, wollen wir hier unentschieden lassen.

Leipzig, b. Sommer: *Der Polnische Gilblas*, oder *Johann Lapunzky's lustige und seltsame Begebenheiten*, von *August Wilhelmi*. 1800. *Erster Band.* 240 S. *Zweyter Band.* 246 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn Rec. vor sechs oder sieben und dreyfsig Jahren seinem Lehrer, als ihm dieser den polnischen Gilblas wegnahm, und nach kurzem Durchblättern desselben noch eine wohlgemeynte Ermahnung gab: seine Zeit nicht mit Lesung eines so *schmutzigen, abgeschmackten* Buchs zu verderben — wenn er damals zu seiner Rechtfertigung erwiedert hätte: „Man werde am „Schlufs dieses Jahrhunderts noch das treffliche, et„was gesäuberte und verschnittene Werklein auf schö„nem weifsen Papier neu auflegen, und in doppelt so „hohem Preise, als damals das weit stärkere Original „kostete, verkaufen," — wahrlich, dann hätte der gute Mann nicht anders glauben können, als: man spotte seiner! Doch Hr. *Wilhelmi* hat schon mehrere Versuche angestellt, aus alten Robinsonaden, Aventuriers, Schalksnarren u. s. w., Geschöpfe in neumodischen, gestutzten Gewändern aufzuführen; Schade nur, dafs sein Geschmack fast immer den schlimmen Streich ihm spielte, und auf lauter solche Misgeburten ihn leitete, die in die Classe der *Unverbesserlichen* gehörten. Wenigstens, unglücklicher als hier hätte seine Wahl unmöglich ausfallen können. Denn wenn man einem Buche dieser Art gerade dasjenige wegnimmt, wodurch es noch der rohern Classe von Lesern gefällt, z. B. die derbe Ruthen-Züchtigung, die der beleidigte Bube an gewissen körperlichen Theilen der schönen Jolanthe und Genoveva vollzieht, die Scene, wo er seine Gebieterin mit ihrem Kutscher belauscht, die Ergötzungen mit der keuschen Johanne u. s. w.: so wird das Uebrige dadurch nicht etwa gut, sondern es bleibt blofs ein *Caput mortuum* zurück, dem kein gebildeter Leser einigen Geschmack abzugewinnen vermag.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *März* 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden in d. Museum, Pirna, b. Arnold und Pinther: *Predigt am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung* etc. von D. *Franz Volkmar Reinhard*, etc.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendschreiben eines sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die* von D. *Franz Volkm. Reinhard*, etc. gehaltene Predigt etc.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Feste aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit* von D. *Wilh. Abrah. Teller.* etc.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jesus Christus gestern und heute und ewig*, etc. von *Wilh. Fr. Hufnagel.* etc.

5) Leipzig, b. Barth: *Dass die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der christlichen Religion sey.* etc. von *G. C. Cannabich*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nr. 4. ist nicht blos wegen des wohlthätigen Zwecks der Bekanntmachung (Sammlung eines Schulfonds) empfehlenswerth. Unter des Vfs. vielen eigenthümlichen Arbeiten dieser Art, denen die seltene Vereinigung ächter gelehrter Schriftkenntniss mit einem unumwölkten psychologischen Blick, warmer Freymüthigkeit mit einer vor alten und neuen Vorurtheilen bewahrenden Lebensweisheit, mit praktischer Menschenkenntniss, und mit wohlthätigem Eifer, einen ausgezeichneten Werth giebt, und den Eingang ins Gemüth öffnet, ist die gegenwärtige, nach unserer Meynung, der vorzüglicheren eine. Da am Tage der Rede Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor dem Geiste des Redners und der Zuhörer offen stehen musste: so deutet er hin auf das Geistige und ewig bey uns bleibende (Joh. 6, 62. 63.) von Jesus, dass nämlich dieser Weltverbesserer alle Verbesserungen vom Menschen (nicht erst vom Bürger) und zwar vom Menschen jedes Standes anfing. Wer Sünde thut, er herrsche oder gehorche, der ist kein Sohn der Freyheit, der ist der Sünde Knecht. Joh. 8, 31—36. Das wahre Mittel frey zu seyn, liegt in dem einzigmöglichen Plan Jesu höher, als in den Staatsverfassungen, es liegt in dem Freywerden jedes Menschen von dem Grunde des Bösen in ihm selbst, damit den Buchstaben der Verfassung der moralische Geist ihrer Verwalter belebe, und nicht die beste, wie die unvollkommenste, zum Werkzeug der Laster herabwürdige. Und zu dieser Freyheit konnte und wollte Jesus nie durch gewaltsame Mittel führen oder führen lassen. Fürs erste werde jeder in seinem Kreise besser, und so muss eben dadurch alles gut, alles ein Reich Gottes werden. — Wie viel wirksamer hätten so einfache und einleuchtende Maximen des Heils der Menschheit werden müssen, wenn man nicht früher auf das *Unbegreifliche* in Jesu hingeführt, und nur bey diesem festgehalten würde, ehe man aus dem *Begreiflichen* ableiten lernte, was jener Einzige und (1. Joh. 3, 7.) für die Rechtschaffenen Gerechte uns noch heute ist, und werden sollte. „Ach der traurigen Streitigkeiten über die Person Jesu, welche die „geist- und segenreiche Wirksamkeit des Geistes und „der Lehren Jesu — die Geschichte des christlichen „Lehrbegriffs von Konstantin bis auf unsere Zeiten „bezeugt dies! — unverantwortlich aufgehalten haben. Jesus fodert, dass seine Schüler ihn ehren, *wie* „sie den Vater ehren. Ein Wink von der schönsten „Bedeutung. Diese Foderung Jesu will kein Kniebeugen, und Anbeten im persönlichen und menschlichen Sinn. Fragen wir Jesus selbst. Er antwortet uns: ihr ehret den Vater *als Geist mit Geist* und „Herz, *mit Wahrheit* und Liebe. Joh. 4, 24. — Auf „das unbegreiflich göttliche seiner Person gründet er „nicht das Wesen des *Glaubens an ihn.* Er selbst verbietet sogar, *seinetwegen* etwas zu glauben. Wer an „mich glaubt, der glaubt *nicht an mich*, sondern an „den, der mich gesandt hat. Joh. 12, 44. Er will, „da er ja nicht für seine Ehre, sondern für seines Vaters Verherrlichung auf Erden wirkte, davon, dass „seine Lehre von Gott sey, kein Kennzeichen, am „wenigsten das Festsetzen seiner unbegreiflichen Grösse, ausser dem Innewerden der Gläubigen selbst, „die bey allem Mangel des Ruhms vor Gott, mächtig hingezogen zu Gott, sich gross in ihrer Bestimmung für die Ewigkeit und stark fühlen, voll Vertrauen auf die *Gnade* Gottes — denn *alle führt dieselbe Vaterhuld zur Seligkeit!* — zu streben auf Erden nach jenem Leben.“ Ist es nicht wahr: „Wenn man Jesus von diesen Seiten kennen lernte: so wäre es unerklärbar, dass gebildete Menschen, welche die Verdienste ausgezeichneter Männer gerne preisen, sich dessen schämen könnten, der um dieser Grundsätze willen gekreuzigt wurde.“ „Um so viel trauriger und „nur durch die Wirkungen der Angst erklärbar ist es, „wenn unser Zeitalter einen Theil seines Elends aus „den Abweichungen vom alten Kirchenglauben ableiten und im Festhalten desselben eine Stütze der „Thronen entdecken kann. Völker und Fürsten! nur „kei-

„keinen Rohrſtab zur Stütze, der im Auflehnen die „Hand durchbohrt. Euer Blick ſey gerichtet auf Je„ſus. Ein treuer Nachfolger Jeſu wird treu ſeyn ſei„nem Vaterlande, ſeiner Landesobrigkeit. Alle kirch„lichen Vorſchriften und Einrichtungen können da„für mehr nicht lehren und thun, als Jeſus gelehrt „und gewirkt hat. Aber lehren und wirken ſie mehr „und anders als Jeſus: ſo zittere ich vor dem Unheil „aus einem fremden Evangelium (Gal. 1, 8.) Ach, „des Wahns, der im Aeuſsern ſucht, was nur im In„nern zu finden iſt.“ — — Nach dieſen wenigen Auszügen bedarf es keines: *hear him! hear him!*

In ſtreitigen Fragen, wo es um Wahrheit und Ueberzeugung zu thun iſt, bleibt wohl kein beſſeres Mittel, als wenn den für irrig oder nur halbwahr erkannten Behauptungen, das was als wahr erweislich iſt, ſogleich gegenüber geſtellt wird. Hiezu giebt über den gegenwärtigen Fragepunkt Nr. 5. *die Kanzelrede* eines freymüthigen Verkündigers der bibliſchen Chriſtusreligion die nächſte Veranlaſſung. Unſtreitig iſt gleichſam das Loſungswort Jeſu und das Schibolet des ganzen Neuen Teſtaments dieſes, dafs Gott als *Vater* zu denken und zu verehren ſey. Wäre dieſer Verhältnifsbegriff, ſtatt des viel ſeltenen und eingeſchränkter gebrauchten Begriffs eines Richters, allen unſern chriſtlichen Theorieen über die Beziehung, in welcher die Gottheit gegen die Menſchen während der ganzen Zeit der ſittlich-möglichen Beſſerung zu denken ſey, zum Grunde gelegt, und ſtatt aller in das Reich Gottes als ein Reich des moraliſchfreyen Wollens (nicht des Zwangs) durchaus nicht paſſender Anwendungen einer *judiciariſchen* Gerechtigkeit, *juridiſchen* Begnadigung, ſtellvertretenden Abbüſsung fremder Strafen, ſtellvertretender Ergänzung vom *Mangel im ſittlichen Gemüthszuſtand* Anderer u. dgl. m. alles dasjenige deutlich entwickelt worden, was durch jenes in den herrſchenden Stellen des neuteſtamentlichen Chriſtenthums überall angegebene Verhältnifs eines Vaters zu den der Beſſerung noch fähigen Menſchen angezeigt iſt: ſo würde längſt unſere ganze Religionstheorie weit mehr dem Geiſte ihres höchſten Stifters, ſeiner vertrauten Freunde und ſeiner geiſtigen Nachfolger gemäfs ſeyn. Was erwartet man, um auf das nächſte zu kommen, von einem Vater, wie er ſeyn ſoll, ſelbſt gegen ungehorſam gewordene Kinder? Allerdings das ernſtlichſte Mifsfallen an allen Geſinnungen und Wirkungen des Ungehorſams; aber gewifs wäre er nicht, was ein Vater ſeyn ſoll, wenn er dann im Zorn von ſolchen Kindern nichts mehr hören wollte, bis ein anderer ihn verſöhnte. Ohne dafs ſie es verdienen, wird er vermöge einer *Güte*, welche ſein tugendhafter Charakter ſelbſt ihm, ohne äufsere Genugthuung, zur Pflicht macht, und *keineswegs ſeiner freyen Willkür überläfst*, vollthätig ihr Wohl wollen, und ihnen unvermerkt alle Gelegenheiten, ſich zu beſſern, aus Vaterliebe zuführen. Kommt eines von ihnen, an welchem dieſe zuvorkommende Veranſtaltungen ſeines Wohlwollens nicht umſonſt waren, wie der verlorne Sohn mit wahrer Reue, mit heifsen Vorſätzen thätiger Beſſerung ſchüchtern zurück; wird alsdann wohl ein Vater glauben, dafs ſeine Auctorität nicht genug gerettet ſey, wenn nicht der Reumüthige erſt noch geſtraft werde, oder vielmehr, wenn er nicht den an ſich ſo leichten Glauben annehme, ein anderer habe ſchon vorläufig die Strafen abgebüſst, welche ihm von dem Vater unabbittlich zugedacht geweſen wären. Jenem Bilde Gottes, dem Vater im Evangelium vom verlorenen Sohn, genügt die Reue, von welcher ja wohl der Allwiſſende weifs, ob ſie ächt oder nur eigennützig und eine bloſse Reue der Angſt ſey. Und welchem Vater, wenn er nicht ein rachegieriger Hausdeſpot iſt, genügt nicht eine ſolche herzliche, thätige Reue? — Dieſes Vaterverhältnifs der Gottheit entwickelt nun Hr. *C.* nicht beredtſam, auch nicht ganz vollſtändig, aber mit vieler Klarheit und hinreichend, um den Unterſchied der bibliſchen Theorie vom *ewigen* Wollen des Wohls aller Sünder im Gegenſatz gegen die ganz fremdartige Einmiſchung rechtlicher Büſsungsbegriffe zu beleuchten. Gott *hat* die Welt geliebt, *ſo dafs* er ihr ſeinen Sohn gab! ſagt die Schrift; nicht umgekehrt: Gottes Sohn hat erſt der Gottheit es wieder möglich gemacht, die Welt zu lieben, hat Gott die Liebe zur Welt gleichſam abverdient. — „Gott *bewies* uns (den vielen Menſchen, welche ſich Gott wie einen ſchwer verſöhnlichen Menſchen, dafs heifst ſo, wie ſelbſt der Menſch nicht ſeyn ſoll, vorſtellten) *dadurch ſeine Liebe*, dafs Chriſtus für uns ſtarb, da wir noch Sünder und ſeine Feinde waren“ ſagt (Röm. 5, 6—11.) Paulus, den man mit ſo groſsem Unrecht oft für den Erfinder der Lehrmeynung von der Verſöhnung *Gottes* mit den Menſchen erklärt. Nie ſagt die Schrift umgekehrt, dadurch dafs Chriſtus für uns ſtarb, *erwarb* er uns erſt die Liebe Gottes. Ein *von Gott* den chriſtlichen Religionslehrern aufgetragenes Geſchäft iſt, nach 2 Kor. 5, 20. den Menſchen wie Friedensboten zuzurufen: *laſſet euch verſöhnen mit Gott!* (betrachtet, eurer Schuld bewufst, die Gottheit dennoch nicht als einen Feind eures wahren Wohls!) Nirgends aber iſt ihnen aufgegeben zu verkündigen: *Gott hat* zuerſt wieder mit euch *verſöhnt werden müſſen;* vielmehr hat, nach eben dieſer Stelle, Gott die Welt verſöhnt mit ihm ſelber u. ſ. f. Offenbar folgert daher Hr. *C.* richtig, dafs die Chriſten zu ihrer Beruhigung und Hoffnung keiner andern Lehre bedürfen, als der völligen Einſicht in Jeſu Symbol: Gott iſt euch Menſchen ein *Vater!* Was wäre das für ein Vater, der nicht eher einen verirrten Sohn lieben könnte, als bis ein dritter durch Abbüſsung fürchterlicher Strafen ihm ſeine Liebe für jenen wieder abgewönne und gleichſam abkaufte. Genug; einen ſolchen *Vater* macht Jeſus Luc. 15, 11—32. nicht zum Bilde der Gottheit. Gegen *wahrhaft reumüthige* iſt Gott, nach dieſer Parabel, der, welcher im wahren, entgegenkommenden Wollen ihres Wohls ſich immer gleich blieb. Und wo alsdann Jeſus Gott oder ſich ſelbſt *als Richter* darſtellt, da geſchieht es für den Zeitpunkt, wo die Zeit der möglichen Beſſerung als beendigt und ein Theil der Menſchen *als unverbeſſerlich*, der andere *als gebeſſert* angeſehen wird. In dieſem Sinn tritt der Parabel vom

vom gütevollen Vater des reuemüthigen die Stelle Matth. 25, 31—46. von Jesus, als Richter, an die Seite. Aber wie? Nicht dafs er die gebefferte irgend wegen ihres Glaubens an seine vollgültige Genugthuung für Gesegnete seines Vaters erklärt, oder dafs er wenigstens den Ungebefferten ihr Nichtglauben an seine Erwerbung der freyen Gnade Gottes für sie zum ersten Grund der Verdammung angiebt, sondern so, dafs er einzig das, was jene, ihren Pflichten und ihrem religiösen Glauben an Gott gemäfs, zum Wohl ihrer Mitmenschen *gethan*, als Grund des Zurufs; kommet in das bereitete Reich! angiebt, und auf der andern Seite den Ungebefferten erklärt: gehet dorthin, wo eigentlich nur Teufel hinkommen sollten. *Denn* ihr habt euren Mitmenschen *nicht gethan*, was ihr ihnen hättet *thun* können und sollen. — So will es ohne alle Künsteley, Buchstabe und Geist der Schrift, wie der Vernunft!

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Romanen Kalender für das Jahr* 1801. von *Anton Theodor Hartmann, August Lafontaine, K. L. Rahbeck, Karl Reinhard* und *Johann Friedrich Schink*, nebst Kupferstichen und Melodien. 239 S. 16. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Kleine Romanenbibliothek von *Ant. Theod. Hartmann, Aug. Lafontaine, K. L. Rahbeck, Karl Reinhard* und *Joh. Friedr. Schink.* Jahrgang 1801.

Die Einrichtung dieses Allmanachs ist wahrscheinlich unsern Lesern schon von den ersten drey Jahrgängen her, und zwar auf einer, im Ganzen genommen, vortheilhaften Seite bekannt. Auch dieser vierte Jahrgang behauptet seinen Werth. Das heifst, freymüthig gestanden, zwar nicht, dafs eine oder die andere seiner Erzählungen auf denjenigen Grad von *Vortrefflichkeit* sich erhebe, durch welchen man zum Entzücken hingerissen sich fühlt, und dem man tiefe Bewunderung zollt. Aber sie zeichnen sich doch sämmtlich durch eine gewisse Gefälligkeit im Vortrage, und durch hinlängliche Güte im Stoffe selbst aus; und bewirken, was sie bewirken sollen — Unterhaltung.

Den Vorrang würden wir derjenigen Novelle geben, die auch hier den ersten Platz einnimmt — *Sophia von Walden*, oder *der feine Tact* von Hn. *Schink*. Dann und wann könnte sie freylich wohl etwas minder blumig seyn; wenn er z. B. (S. 16.) eine Nachtigall *die Mara des Waldes* nennt: so gränzt dies sehr nahe an den Fehler des Pretiösen. Die Scene (S. 57.) wo der Prinz Sophien belauscht, ohne dafs sie es merkt, ja auch eben so sich wieder wegschleicht, ist schon allzuoft da gewesen; und überhaupt wird der *feine Tact* an Sophien öfter von andern gepriesen, als dafs man ihn selbst in ihren Gesprächen fände. Dennoch hat diese Erzählung unbezweifeltes Interesse, und die Art, wie sie sich auflöst, befriedigt. — *Der Freund* von Hn. *Lafontaine* S. 147. hat, wie fast alle Arbeiten dieses Schriftstellers, ein warmes Kolorit, einen edeln moralischen Endzweck, und Anmuth im Vortrage. Aber die Erfindung kann ihm wohl nicht viel Mühe gekostet haben. Die Freundschaftsprobe, dafs einer dem andern sein Mädchen aufopfert, ist in Romanen schon so oft — öfter vielleicht als in der Natur selbst — da gewesen, dafs ein vorzüglicher Dichter sie kaum mehr zum *Hauptstoff* seiner Erzählung machen sollte. — Die *Zwillingsbrüder* von Hn. *Hartmann* haben eine an sich selbst ziemlich *neue* Verwicklung; nur ist der üble Umstand dabey, dafs die hier aufgeführte Freywerberey durch Blumen erst ein wenig allzugenau zergliedert werden mufs; und mit Erzählungen geht es in diesem Punkte fast wie mit Epigrammen; ihr Hauptreiz verschwindet, wenn sie zum Verständnifs einer langen Auseinandersetzung bedürfen. — Von dem Herausgeber selbst sind *zwey Erzählungen aus einer Handschrift von tausend und einer Nacht.* Eigentlich sollte das wohl heissen: *verdeutscht aus einer neuen englischen Uebersetzung.* Denn selbst dem Vorbericht zu Folge veranstaltet in England Capitain *Scott* nach einer neuaufgefundenen Handschrift des Arabischen Textes auch eine neue von der *Gallandischen* Französirung in vielen Punkten abgehende Uebersetzung. Die erste dieser Erzählungen ist recht artig. Der zweyten können wir minder Geschmack abgewinnen. — Am allerwenigsten im ganzen Almanach hat uns die Novelle von Hn. *Rahbeck*, die *Sitten der Zeit* betitelt, gefallen. Wir wollen dem Vf. gar nicht die *unsterblichen Verdienste* streitig machen, die er sich, laut der Vorerinnerung S. 99. um die *Dänische* schöne Literatur erworben haben soll; aber dafs die unserige einer zweyfachen Uebersetzung seiner *prosaischen Versuche* bedürfe, davon können wir uns, gerade nach dieser Probe zu schliefsen, nicht überzeugen. Es giebt in der romantischen Erzählung gewisse Gränzen, über welche die Individualisirung — wenn anders nicht reine historische Wahrheit bestimmt zum Grunde liegt — durchaus nicht schreiten darf, wenn sie nicht selbst sich schaden soll. Zu beweisen, dafs Hr. *Rahbeck* in gegenwärtiger Erzählung (wo er nicht nur die Scene nach Dresden verlegt, nicht nur einen allda sehr bekannten Zirkel namentlich angiebt, sondern sogar die Tage S. 109. und 113. bezeichnet, wo seine Geschichte sich zugetragen haben soll) diese Gränzen überschreitet, dies wäre sehr leicht; nur geschähe es hier am unrechten Orte. — Ueberhaupt aber ist der Satz: *Ein kleiner Schritt aus der häuslichen Ordnung führt zur unübersehbaren Unordnung*, zwar ein sehr wichtiger Satz, aber wir haben auch darüber schon so manche originell-deutsche, und weit bessere Erzählung, dafs schon in so fern diese Erborgung vom Auslande für unnöthig gelten kann. Werden wir Deutsche uns denn ewig noch ärmer anstellen, als wir wirklich sind? — Kupfer hat dieser Allmanach acht; aber nur vier derselben passen zu Aufsätzen im gegenwärtigen Jahre. Das Portrait von *Kotzebue* steht davor, ist aber wenig getroffen.

Brls-

Breslau, b. Schall: *Die heilige Laube, oder Witgenſtein in Deutſchland und Frankreich. Ein egoiſtiſch-politiſcher Roman aus dem letzten Viertheile unſers Jahrhunderts.* 1801. 176 S. 16. (16 gr.)

Franz von Witgenſtein, der Sohn eines braven Obriſten, (den ſchändliche Kabale aus Mainziſchen Dienſten vertrieben, und nachher in Frankreich die wollüſtige Ungerechtigkeit des Prinzen von Lambesc vollends unglücklich gemacht hatte,) läſst ſich auf einem Dorfe, am Fuſs des heiligen Berges, ohnweit Heidelberg, nieder; baut ſich eine Laube — von welcher das ganze Büchlein den Namen führt — und lernt in ſolcher Minna, die Tochter eines Emigrirten, eine eifrige Republicanerin, die mit ihrem Vater St. Martin, nur aus Furcht vor der Guillotine die Selbſtverbannung gewählt hat, kennen. Ihr Umgang wird bald feurige, vom Vater gebilligte, Liebe. Aber ein naher Sturm droht ihrer Ruhe. St. Martin und Witgenſtein nehmen Theil an einem politiſchen Klub. Die Regierung erfährt es, und befiehlt, ſie zu verhaften. Nur durch eine ſchnelle Flucht rettet ſich der, von ſeinem Erzieher, einem ehrwürdigen Geiſtlichen gewarnte Witgenſtein. Minna, ihres Vaters und ihres Bräutigams zugleich beraubt, faſst den etwas gewagten Entſchluſs, einen jungen zu Heidelberg ſtudierenden Mann um ſein Vorwort bey ſeinem Vater, den Miniſter, anzuflehen. Er gewährt es ihr. St. Martin, hierdurch und mehr noch durch die Verwendung jenes ſchon erwähnten Geiſtlichen, befreyt, muſs zwar aus der Pfalz ſich entfernen, wird aber auch von der Emigranten Liſte geſtrichen; und Witgenſtein, der nach Paris ſich geflüchtet hat, wird — da Mainz zum zweytenmal in Fränkiſche Botmäſsigkeit kommt — als Staatsbeamter da angeſtellt; doch bald treffen den Neuvermälten abermalige Unglücksfälle. Er wird *nebſt Rebmann* verleumdet, verhaftet, und gefangen nach Paris gebracht. Kaum kommt er dort auf freyen Fuſs: ſo verliert St. Martin durch den Bankrott eines dritten faſt ſein ganzes Vermögen, und — ſtirbt gröſstentheils aus Kummer; ſeine Tochter folgt ihm ein halbes Jahr ſpäter an den Folgen einer unzeitigen Niederkunft; und Witgenſtein bleibt im Treffen bey Novi an Jouberts Seite.

Dieſs iſt die Skizze eines Werkleins, das gröſstentheils auf wahre Begebenheiten ſich zu gründen ſcheint, aber nicht unbillig ein *egoiſtiſcher* Roman betitelt wurde. Denn wiewohl es im Stil eher zu blumig als zu einfach abgefaſst iſt, und wiewohl es der Facta genug in ſich enthält: ſo gebricht es ihm doch für alle diejenigen, die nicht etwa an den dortigen Perſonen und Vorfällen einen Particular-Antheil nehmen, allzuſehr an einem gemeinſchaftlichen Intereſſe. Höchſtens ein paar eingemiſchte Epiſoden, vorzüglich die Geſchichte des ältern Witgenſteins und des Pater Joſephs, wirken auf unſere feinern Empfindungen. Der Vf. — der wie aus vielen Stellen und vorzüglich aus S. 134. und 152. erhellt, ein aus ſeinem rheiniſchen Vaterlande Vertriebener ſeyn muſs — kommt faſt allzuoft auf ſein eigenes Ich zurück. Die Todesfälle gegen das Ende zu, eilen allzuraſch. Die vielen eingemiſchten Verſe ſind, ein paar von bekannten Dichtern ausgenommen, gröſstentheils mittelmäſsig.

Berlin, oder eigentlich Leipzig, im Magazin der Literatur: *Cöleſtinens Strumpfbänder*, eine Reihe geheimer Anekdoten. 1801. 104 S. 8. (8 gr.)

Der Einfall, die Biographie *lebloſer* Weſen ſo zu ſchreiben, als ob ſie lebend, empfindend, ja ſogar ſelbſt ſprechend wären, ihnen eine Reihe zugeſtoſsner Glücks- und Unglücksfälle, als ein Selbſtgeſtändniſs in den Mund zu legen — dieſer Einfall iſt in der literariſchen Welt oft ſchon da geweſen; iſt zu manchem ganz angenehmen kleinen Roman ſchon genützt, aber noch weit öfter zur Hervorbringung ſchaaler Miſsgeburten angewandt worden.

Leider gehört gegenwärtiges Büchlein eher zur letzten, als zur erſten Claſſe. Zwey Strumpfbänder, geſtickt von der künſtlichen Hand einer jungen, feurigen, zur klöſterlichen Einſamkeit zwar beſtimmten, aber nicht geneigten, Nonne halten auf getrennten Wegen an den Knien mancher Frauen und Mädchen, an den Hüten und Knopflöchern mancher Stutzer, eine Wallfahrt, bis ſie endlich wieder in den Beſitz ihrer erſten Gebieterin zuſammen kommen, und ſich da ihre Schickſaale erzählen. So vielfach dieſe letzten auch ſind, und ſo ſehr ſie — wie leicht zu vermuthen iſt — gröſstentheils in die Läſter-Chronik des ſchönen Geſchlechts gehören: ſo gebricht es ihnen doch ganz an Laune und munterm Witz. Es iſt traurig mit anzuſchauen, wie herzlich gern manche unſerer Schriftſteller üppig und wollüſtig ſchrieben, und ſelbſt dazu nicht Geſchick und Anlage haben. Schwächlinge dieſer Art verdienen durchaus kein Mitleid, wohl aber zweyfache Verachtung. Wer heiſst ihnen vor den Augen des Publicums ſündigen *wollen*, da ſie die Natur ſelbſt zu Eunuchen beſtimmt hat?

* * *

Magdeburg, b. Bauer: *Predigten und andere chriſtliche Betrachtungen* von *F. Stoſch.* 2ter Band, welcher auch noch unter dem beſondern Titel verkauft wird: *Andachten in Predigten und andern chriſtlichen Betrachtungen.* 1800. 383 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 279.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. *März* 1801.

GESCHICHTE.

SALZBURG, b. Duyle: *Chronik von Salzburg*, von *Judas Thaddäus Zauner. Erster Theil.* 1796. *Zweyter Theil.* 491 S. *Dritter Theil.* 1798. *Vierter Theil.* 1800. 458 S. 8.

Der Vf. nennt sein Werk *Chronik*, und nicht Geschichte, darum, weil er blofs erzählt, ohne absichtlich über Personen und Handlungen zu urtheilen, oder in die Ursachen der vorgefallenen Begebenheiten einzudringen. Zu einer pragmatischen Geschichte von Salzburg fehle es noch zu sehr an Materialien. *Hanfiz*, der die Salzburgsche Geschichte am ersten kritisch bearbeitete, und *Kleinmayr*, der sie mit so vielen Urkunden bereicherte, waren seine Führer; er benutzte aber dabey alle ihm offen stehenden Quellen in seltenen und unbekannten Werken. Zuweilen beruft er sich auch auf ein im Salzburgischen Archiv liegendes, und nur zum Theil gedrucktes, Werk des 1738 als Salzburgischen Historiographen angestellten *Joh. Bapt. de Gasperis a Novomonte*, und auf die auch noch ungedruckten *Annales de Episcopis et Archiepiscopis Salisb.* des *Andreas von Kienburg*, welchen der berühmte *Matthäus Lang* als Historiographen an seinen Hof zog. Seiner Lage nach, konnte also der Vf. wenig ganz neue historische Data ans Licht bringen; aber er hat dafür die vorhandenen desto sorgfältiger gesammelt, mit ächter Kritik gesichtet, in einer ruhigen angemessenen Sprache vorgetragen, und sich dadurch um die Verbreitung seiner vaterländischen Geschichtskunde ein wahres Verdienst erworben.

Den Anfang macht die ältere Geschichte des *Noricum*, wobey der Vf. aus einer Urkundenstelle in *Buat Origg. boicae Domus. Tom. I. App.* Nr. 6. die ihm eigene Vermuthung zieht, dafs Salzburg auch eine kurze Zeit unter Longobardischer Herrschaft gestanden. Allein diese Urkundenstelle, worin ein Vertrag nach *Longobardischem* und Bojoarischem Recht bekräftigt wird, scheint uns dieses noch nicht zu beweisen. Die Rechte waren damals noch *personell;* der Longobarde, wo er sich befand, der Römer u. s. w. mufstem *allenthalben* nach Longobardischem, nach Römischen Recht, gerichtet werden, die Partheyen konnten sich auch über ein gewisses Recht, nach welchem sie gerichtet werden wollten, vereinigen (s. *Montesquieu*). Entweder war also von den beiden Contrahenten einer ein Baier, der andere ein in Salzburg domicilirender Longobarde, oder sie compromittirten freywillig auf das Longobardische Recht, welche Ehre demselben öfters wiederfuhr, weil die Salischen Gesetze zu local, die Gothischen und Burgundischen zu sehr mit andern vermengt, die Sächsischen zu hart, die Allemannischen und Bojoarischen zu kindisch und einfach, die Longobardischen hingegen consequenter und systematischer waren. — In der Mitte des sechsten Jahrhunderts hörte der Name *Noricum* auf, und der von *Bojarien*, das zum Fränkischen Austrasien gerechnet wurde, trat an dessen Stelle. Als erster Bischof wird 696 *Rupert* angeführt. Man sieht aber, wie äufserst klein der Anfang des Salzburger Bisthums, und wie es ursprünglich nichts weiter, als eine Missionsanstalt war. Unter ihm entstand das älteste Nonnenkloster in ganz Baiern, auf dem *Nonnberg* zu Salzburg. Er errichtete auch die *Rupertsschule*, welche wohl auch mit zu den allerersten gehören dürfte. Im J. 739, unter Bischof Johannes, erhielt das Stift erst einen bischöflichen Sprengel, und schon 798 wurde es zu einem Erzstift erhoben. Die Besitzungen des Erzstifts kamen aus lauter Schenkungen der Fränkischen Könige und der Baierischen Herzoge zusammen. Die Erzbischöfe wurden lange Zeit ohne weiters von den Königen ernannt; 954 aber wurde Friedrich *vom Adel*, geistlichen und *weltlichen* Standes gewählt. Unter der Regierung des Erzbischofs Gebhard 1072 wurde das Bisthum Gurck gestiftet. 1122 wurde bey den Domherren der Augustiner Regularorden eingeführt — 1139 begaben sich die Mönche zu St. Peter ihres Mitwahlrechts. Erzbischof Conrad, der 1147 starb, führte fast allgemein die Zehnten ein. Erzbischof Eberhard I. half den Kaiser Friedrich I. mit wählen. Unter Erzbischof Conrad III., gewählt 1177, wurde derjenige Geistliche, der sich *mit einem Weib begnügte*, für einen Heiligen gehalten. Im J. 1179 erhielt Conrad III. vom Papst für sich und seine Nachfolger die Gewalt eines apostolischen *Legaten* in der ganzen *Norischen Provinz*. Vom J. 1210 findet sich eine Stiftung, *Bier* auszutheilen. Eberhard II. stiftete 1215 das Bisthum Chiemsee und 1218 Seckau, 1223 Lavant, jedoch sämmtlich von seinem Patronate abhängig. Im J. 1216 mufsten alle Geistliche 5 Procent ihrer Einkünfte in *Subsidium terrae Sanctae*, d. i. zu einem Kreuzzug hergeben. Zu Ende des 12ten Jahrhunderts erlosch die Dynastenfamilie der Grafen von Beilstein und 1219 der von Plain. Im J. 1291 ereignete sich der Fall, dafs die Zwischenregierung nicht allein vom Domcapitel, sondern auch den Ministerialen und Bürgern gemeinschaftlich geführt wurde. Friedrich III. legte die Herzoge von Baiern in Bann, weil sie seiner Geistlichkeit und ihren Leuten eine *Klau* (oder Vieh-)*steuer* abge-

abgefodert, dagegen schrieb er selbst im J. 1327 auf *die Leute* seiner Dienstmannen und Vasallen eine *Schatzsteuer* aus. Von demselben erhielt das Land 1328 ein *allgemeines Landrecht*, und 1342 vom Erzbischof Heinrich eine *Bergwerksordnung*, die Ortolf 1344 erneuerte. Vom J. 1346 an erscheinen bereits ordentliche unter unmittelbaren erzbischöflichen Schutz stehende *Juden*. Das J. 1355 liefert eine Münzordnung. Mit dem J. 1366 fing die päpstliche Prätension auf die während der Vacanzzeit anfallenden Tafelgelder an. Eine Urkunde desselben Jahrs schafft das *Beständnen*, jedoch nur gegen die Diebe, ab. Erzbischof Pilgrin II. trat 1387 dem Städtebund gegen die Fürsten bey, und erhielt 1391 vom Papst eine *Bullam Sanguinis*, d. i. die Erlaubniss, Krieg zu führen, und Todesstrafen zu verhängen. Auch gab ihm der Papst einen besondern Beichtvater zu, der ihn von allen Sünden, die er zu begehen belieben könnte, sogleich *brevi manu* lossprechen sollte. Das J. 1403 wurde durch Entstehung des *Igelbundes*, und das J. 1404 durch die grosse *Judenverfolgung* berühmt. Vermöge eines Befehls der Salzburger Provinzialsynode von 1418, sollen die Juden zum Unterschied *gehörnte Hüte*, und die Weiber *klingende Schellen* tragen. In demselben Jahre nahm auch das sogenannte *Schiedungsläuten* an den Freytagen, als ein Ablassmittel, seinen Anfang. Nach der ältesten *Backprobe* von 1420 sollte aus einem Schaff Korn 315 Brod gebacken werden. Vom J. 1438 führt der Vf. eine bisher unbekannt gewesene Provinzialsynode an. Im J. 1458 suchte der Erzbischof in seinem Lande die sogenannte *Klau-* oder Viehsteuer einzuführen. Bischof Bernhard (1466—1482) bediente sich zu seinen Fehden *gemietheter Soldaten*. Die Stadt Salzburg machte zu Ende des 15ten Jahrhunderts starke Schritte zur Unabhängigkeit; sie erhielt 1487 einen Magistrat, alle Ehren, Würden und Freyheiten, gleich andern *Reichsstädten*, — ein Ungeld-Privilegium auf 3 Jahre zu Abbezahlung ihrer Schulden, 1482 das Recht, mit *rothem Wachs* zu siegeln u. s. f., aber nach der unglücklichen Katastrophe von 1523 musste sie sich ihrer Freyheiten zur Strafe begeben. Der Erzbischof Johann III. (1482—1489) war der Sohn eines Schmidts aus Breslau. — Dem 4ten Theile hat der Vf. *Ein Wort an seine Leser* vorausgeschickt, worin er sich über manche Gegenstände mit edler Freymüthigkeit äussert, und dann den Gesichtspunkt der Geschichte sehr richtig angiebt, nämlich dass sie uns das Fortschreiten der menschlichen Cultur zeigen, durch unpartheyische Vergleichung unsers Zeitalters mit dem verflossenen unsere bessere Lage fühlbar machen, und durch die Hoffnungen einer fortgesetzten Verbesserung unsern Muth beleben soll. Als besonders anmerkenswerth zeichnen wir aus dem 4ten Theile folgendes aus: Im J. 1495 zeigten sich zuerst die Spuren der *Franzosenkrankheit* in der Nachbarschaft des Salzburger Fürstenthums. 1498 wurden alle Juden ausgetrieben. Die bürgerlichen Deputirten in Salzburg hiessen *Genannten*. Im J. 1514 wurde der berühmte Matthäus Lang, abermals ein Unadlicher, vom Papst zum Coadjutor *ernannt*, die Domherren von der Augustiner-Ordensregel losgesprochen, und ein Kapitel von 24 Domherren errichtet. Bey Lang's Einzug zu Salzburg im J. 1515 war Ball, worauf der Coadjutor, auf Zureden des Erzbischofs, zweymal *mittanzte*. Lang arbeitete der Reformation sehr entgegen; da er aber gern gute Köpfe zu Dompredigern wählte: so hatte er das Unglück, immer auf Anhänger und Beförderer der Reformation zu fallen. Im J. 1522 trat er dem *schwäbischen Bund* bey, wovon *Datt* nichts anführt. Die katholische Geistlichkeit hielt nicht nur ungescheut Beyschläferinnen, sondern erzog auch die mit ihnen erzeugten Kinder öffentlich. Zu Beschreibung des *Bauernkriegs* dienten dem Vf. bisher unbenutzte Quellen. Das Haupt der aufrührischen Bauern im Salzburgischen hiess *Michael Gruba*. — Diese herausgehobenen Nachrichten werden ohne Zweifel beweisen, dass die Chronik auch für die allgemeine deutsche Geschichte sehr interessante Beyträge enthalt, und dass der Vf. zur Fortsetzung sehr aufzumuntern ist. Der 4te Theil geht nicht weiter als bis zum J. 1525, hat also Lang's Regierung noch nicht geendigt. Bey demjenigen, was Lang nicht als Fürst und Erzbischof, sondern als kaiserlicher Gesandter und Minister verhandelt hat, hätte sich der Vf. wohl kürzer fassen können.

London, b. Robinson: *A Narrative of the Expedition to Holland in the Autumn of the Year 1799*, illustr. with a map of Nord Holland and seven views of the principal places occupied by the british forces, by *E. Walsh*, M. D. 1800. 164 S. 4.

Der Vf. giebt in den vorliegenden Blättern seinen Landsleuten eine Uebersicht jener ephemerischen Expedition der Engländer nach Holland, die meteorenartig, eben so schnell verschwand, als sie entstanden war, weil sie — gleich so vielen fehlgeschlagenen Operationen dieses Krieges, auf unrichtigen Prämissen beruhete, und weil bey der Ausführung mehrere wesentliche Fehler vorgingen, die zum Theil ihren Grund in der Organisation des dazu bestimmten Corps hatten. Denn z. B. anstatt die Franzosen durch *Bergen* hindurch zu verfolgen, und das dahinter liegende Gehölz zu reinigen, begaben sich die Russen in diesem schönen und reichen Flecken aufs Plündern. Dadurch erhielten die Franzosen Zeit, sich in dem erwähnten Gehölze wieder zu sammeln, und die in *Bergen* zerstreueten Russen mit so gutem Erfolg anzugreifen, dass sie ihr Geschütz verloren, und nur wenige von ihnen dem Tode oder der Gefangenschaft entgingen. Wie alle frühere ähnliche Unternehmungen, war auch diese Landung nicht genugsam unterstützt, und überhaupt auch schon in einer zu spären Jahrszeit angefangen, als dass sie hätte gelingen sollen, und Rec. kann sich nicht enthalten, folgende Bemerkungen des Vfs. über die Lage der Alliirten nach dem Treffen bey Egmont, am 6. October 1799, auszuheben: „Die Armee war nun in einer so kriti-„schen Lage, dass die grösten militärischen Talente, „ver-

„verbunden mit der reifsten Erfahrung, nöthig wa„ren, ihre fernern Operationen zu leiten. Ihr gegen „über ſtand der Feind, in einer faſt unangreifbaren „Stellung, und eben erſt durch 6000 Franzoſen ver„ſtärkt. Ein nackendes, unfruchtbares und erſchöpf„tes Land lag um ſie her, mit wenig einzeln ruinir„ten Dörfern, die kaum eine Zuflucht für die Ver„wundeten darboten. Zwar war der rechte Flügel „der Armee durch den Ocean gedeckt; der linke aber „ward von einem ſtarken Corps bedroht, welches „der Feind nach dem Städtchen Purmerend vorge„ſchoben hatte, wo es rings mit Waſſer umgeben, unzu„gänglich ſtand, und beym Vorrücken der Alliirten „ihnen in die Flanke oder in Rücken fallen konnte.“

Der Vf. giebt die Zahl der ruſſiſchen Hülfstruppen bey dieſer Expedition zu 17000 bis 18000 Mann an, und ſagt: „der Muth, die Standhaftigkeit und „die Mannszucht dieſer unüberwindlichen Truppen „habe ihnen allgemeine Bewunderung erworben, und „die Engländer hätten anfangs von ihren furchtbaren „Verbundenen lernen müſſen.“ S. 46. Rec. glaubt den Widerſpruch bemerklich machen zu müſſen, der in dieſem und der oben erzählten Plünderung von Bergen liegt, und deſſen Grund darin zu ſuchen iſt: daſs der ruſſiſche Soldat bey aller ſklaviſchen Mannszucht dennoch ſich leicht den Ausſchweifungen überläſst, wenn in der Hitze des Gefechts die Ordnung unterbrochen wird, und er aus Reih und Gliedern weicht.

Bey den einzelnen Vorfällen iſt immer die Zahl der getödteten und verwundeten Engländer genau angegeben. Dem zufolge belief ſich der Verluſt der beiden alliirten Mächte bey dieſer Expedition auf 9808 Mann, nämlich 5091 Engländer und 4717 Ruſſen. Mehr als genug, für ein fehlgeſchlagenes Unternehmen.

Magdeburg, b. Keil: *Merkwürdige Begebenheiten und Charaktere aus der mittlern und neuern Geſchichte. Zweyter Band. Die Entthronung Iwans des Dritten. Die Friedens-Unterhandlungen in Haag und zu Antwerpen.* 1799. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hofft im Vorbericht: daſs die *Wahl ſeiner Gegenſtände* am wenigſten Tadel verdienen werde; und doch hätten wir groſse Luſt, gerade dagegen unſere erſte Erinnerung zu richten. Da ſein Werk offenbar nicht für Geſchichtsforſcher und groſse Geſchichtskundige, ſondern nur für Geſchichtsfreunde beſtimmt iſt: ſo würden wir, überhaupt genommen, wohl kaum irgend eine *Friedens-Unterhandlung* für einen, ſeinem Entzweck entſprechenden, Gegenſtand geachtet haben; denn faſt unausbleiblich fodern Geſchichten dieſer Art einer weitläuftigen Auseinanderſetzung, haben einen ſtockendem, oder wenigſtens ſchleichenden Gang, und können eine unangenehme Trockenheit wenigſtens Theilweiſe nicht vermeiden. Ganz vorzüglich war aber dieſs der Fall bey demjenigen Friedens-Congreſs, durch welchen 1609 endlich die Freyheit der vereinigten niederländiſchen Provinzen begründet ward; bey welchem allerdings groſse unterhandelnde Staatsmänner ſich auszeichneten, der aber faſt zwey Jahre lang währte, und wo es mehr auf merkwürdige Reden und Schriften, als intereſſante Begebenheiten ankam. Wen — der nicht ſchon genau mit dem Innern der europäiſchen Staaten-Geſchichte bekannt iſt — kann der lange artikelreiche Abſchluſs S. 314—322. unterhalten? Und wer, der im Gegentheil ſchon aus Quellen ſchöpfte, wird hier etwas neues finden, da der Vf. ſelbſt geſteht: er habe nur aus bekannten Werken ſich Raths erholt, und auch dabey noch einige wichtige Sammlungen entbehren müſſen? Jeden bloſsen Geſchichtsliebhaber wird daher ganz gewiſs nur der Eingang — das heiſst die Geſchichte des Abfalls ſelbſt — intereſſiren; und dieſe iſt hier zu lang und zu kurz, wie man es nehmen will; zu lang als bloſser Eingang, zu kurz als Hauptbegebenheit. Man kann ſich durchaus nicht enthalten, eine Vergleichung mit bekannten gröſsern Werken anzuſtellen, und dieſe Vergleichung fällt dann nicht zum Vortheil des gegenwärtigen aus. — Die *erſte* Erzählung trifft freylich dieſer Vorwurf nicht. Die traurige Kataſtrophe des armen Iwans, der auf den Thron erhoben, der von ihm wieder herunter geſtoſsen ward, bevor er noch den geringſten Begriff davon hatte, was Thron und Kerker ſey, wirkt mächtig genug auf jedes fühlende Herz. Aber ſie iſt auch ein Stoff, der eines kräftigen, freymüthigen, Licht und Schatten gehörig vertheilenden, Erzählers bedarf, und gegen alles das iſt hier oft geſündigt worden. Der Stil des Vfs. iſt zwar nicht ſchleppend, nicht ermüdend; aber er ſündigt oft gegen die Beſtimmtheit des Ausdrucks, und die Kunſt, Charaktere ſprechend zu entwerfen, und Anekdoten gehörig einzuweben, gebricht ihm ſehr. Wie lächerlich klingt es S. 15.: „Iwan benachrichtigte das Volk in einem Manifeſte, „daſs er den Herzog von Curland wegen der übeln „Behandlung ſeiner Aeltern aller Würden entſetzt, „und dagegen ſeiner Mutter die Regentſchaft übertra„gen habe.“ — Iwan, der Säugling von einigen Monaten! In ſeinem Namen erging das Manifeſt freylich. — Wie ganz falſch iſt die Anekdote S. 12. erzählt, wo Biron den Feldmarſchall Münnich, gegen den er Verdacht zu faſſen begann, gefragt haben ſoll: „Hr. „Feldmarſchall, haben Sie mir des Nachts etwas wich„tiges unternommen?“ und dieſer geantwortet: „Ich „erinnere mich deſſen nicht, aber ich glaube, die Ge„legenheit benutzen zu müſſen, wenn ſie ſich darbie„tet.“ — Biron hatte (was der Vf. ganz wegläſst) am Morgen Münnichs Kutſche vor der Prinzeſſin Anna Palläſt halten geſehen; hatte mit ſeinem Bruder eine geheime, faſt zweyſtündige, Unterredung gehalten, und fragte ihn beym Nachtmal unvermuthet: Haben Sie in ihren Feldzügen je zur Nachtzeit etwas wichtiges unternommen? Münnich antwortete: Ich entſinne mich auf nichts auſserordentliches. Aber mein Grundſatz iſt, keine gute Gelegenheit unbenutzt zu laſſen. — Selbſt die berühmte Anekdote, wo die, nun ſchon des Throns mächtige Eliſabeth den kleinen Iwan *ſelbſt auf ihren Armen hält*, indeſs das freudige Hurrah der Soldaten erſchallt, wo der Knabe darauf horcht, und lächelnd

lächelnd das Hurrah nachmacht; wo Elisabeth gerührt das Kind küfst, und in die Worte ausbricht: „*Unschuldiger Kleiner, du weifst nicht, dafs du jetzt wider dich selbst es rufeft!*“ — wie dunkel, wie unvollständig ist sie S. 64. mehr berührt, als erzählt! Warum läfst er Elisabeths Worte aus, die gerade das Wichtigste sind? Auch das Ende von Iwan ist S. 75. so nachläfsig, so kurz angegeben, dafs man fürwahr in dem desfalls erlaffenen kaiserlichen Manifeste nicht kälter davon sprechen konnte. Alles dieſs, und weit mehreres, zeigt freylich deutlich genug, dafs der Vf. in das eigentliche Heiligthum der Geschichtsdarstellung noch nicht eingedrungen ist; doch wollen wir ihn keineswegs von aller Fortsetzung abschrecken. Denn Arbeiten dieser Art sind wenigstens für manche Leser verdienstlich.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, b. Michaelis: *Das luftigfte Vademecum für Gefellfchafter muntern Scherzes, oder fpafshafte Anekdoten und Hiftörchen, welche fich bey verfchiedenen Gelegenheiten in Gefellfchaften fehr paffend erzählen laffen, um felbe angenehm zu unterhalten, und den traurigften Menfchen zum Lachen zu bringen. Nebft einem Anhang von 89 in Verfen verfafsten Namens- und Neujahrstagswünfchen, wie auch mit 50 ganz neuen Charaden und dazu gehöriger Auflöfung verfehen.* Aus den beften ausländischen Schriftstellern zusammengetragen von *Joseph Kottnauer.* 1801. 120 S. kl. 8. (8 gr.)

Bey der grofsen Menge von Anekdoten-Sammlungen, Unterhaltungs-Taschenbüchern, Spafs-Magazinen und dergleichen mehr, liefse sich allerdings mit nicht gar grofser Mühe ein neues Vademecum zusammensetzen, welches alle seine Vorgänger weit überträfe, wo sich fröhliche Laune mit ächtem Witz paaren, oder wenigstens gut vertragen, wo auch manche einzeln verstreute Anekdote, manche neuere Zeitgeschichte Platz finden, und mehr unter die Menschen gebracht werden könnte. Doch weit entfernt, dafs gegenwärtiges Büchlein dieſs beabsichtigen sollte, verdient es nicht das *luftigfte*, sondern schier das *geschmackloſeſte* Vademecum genannt zu werden. Von den 95 Anekdoten, die den Anfang machen, sind zwey Drittheile aus Pepliers Grammaire und den elendesten Volks-Kalendern genommen. Die Charaden sind keineswegs, wie der Titel verspricht, neu, sondern die allerbekanntesten, die bereits an zwanzig, dreyfsig Orten abgedruckt stehen; und am allerschlechtesten fallen die Glückswünsche aus — vielleicht gerade, weil bey ihnen der Herausgeber am meisten *ex propriis* hinzufügte. Wer sollte wohl glauben, dafs Verse der Art, wie S. 77.:

> Mädchen, liegft du noch im Bette,
> und fchon glänzt die Morgenröthe,
> und fchon liegen auf dem Tifche
> hundert Gratulanten Wifche (!)
> Ey fo kleide dich doch an!
> Dafs ich dir was wünfchen kann.

oder gar S. 89.:

> Nie welke deiner Schönheit Glanz,
> nie ältre deine Jugend!
> *Nie falle dir der Jungfraun-Kranz*
> *durch die entehrte Tugend.*

als Modelle zu Glückwünschen vorgeschlagen werden könnten? Und doch ist sicher hier die grofsere Hälfte von dieser feinen Art! — Originell ist es übrigens und gewissermafsen der lustigste Einfall im ganzen Büchlein, dafs der Herausgeber vorgiebt: er habe die Charaden aus den besten *ausländiſchen* Schriftstellern zusammengetragen. Eine *überſetzte* Charade! Wer kann den Unsinn fassen?

Leipzig, b. Joachim: *Elsbeth, Gräfin von Saffenburg*, oder *die Räuber von Kingrätz, eine Geiſtergeſchichte.* 1800. *Erſter Theil.* 162 S. *Zweyter Theil*, 160 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wahrscheinlich das Probestück eines Gymnasiasten von vierzehn oder funfzehn Jahren, der zwar schon viel Geister-, Ritter- und Räubergeschichten gelesen haben mag, aber durchaus noch nicht weifs, wie es in der wirklichen Welt zugeht, und der selbst die gewöhnlichsten Stufenfolgen der Empfindungen und Leidenschaften nicht darzustellen vermag. Man braucht, um davon überzeugt zu seyn, nicht etwa erst die, fast sündliche, Geduld zu haben, und die ganze Geschichte des Ordens Helaldiel, die Begebenheiten der italiänischen, in Räuberhände gefallenen, Prinzessin, und die grofse Entschlossenheit der schönen Elsbeth zu durchlesen; sondern man lese nur gleich anfangs die Art, wie Elsbeth sich verliebt, und nicht nur ihrem Ritter, sondern S. 28. auch ihrem Vater, nebst Andeutung dessen, was ihr *geträumt* hat, es gesteht; oder die Scene der Entehrung S. 70. nebst dem Gespräche, das dem Morde vorangeht, und man wird sogleich erkennen, dafs das Ganze von einem Anfänger ohne Erfahrung und Beurtheilungskraft herstamme. Wir bitten ihn daher auch höchlich, die Geschichte Bernhards, die er im zweyten Theile S. 152. verspricht, dem Drucke nicht zu übergeben, sondern lieber den Schlufs des bekannten Spruchs I. Samuel. X, 3. zu beherzigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Cadell u. Davies: *An Essay on Sculpture:* in a Series of Epistles to *John Flaxman*, Esq. R. A. with notes. By *William Hayley*, Esq. 1800. 358 S. gr. 4.

Kennern der neuen englischen Literatur sind *Hayley's* Verdienste um die Lehrpoesie bekannt und schätzbar. Auch in unsern Blättern ist ihrer, bey der Anzeige einer Sammlung seiner frühern Gedichte in sechs Bänden (1786. 56 u. 64 St.), umständlich gedacht worden. Bey diesem seinem neuesten Gedichte wird man sich besonders seines *Essay on Painting* erinnern, zu welchem gegenwärtiger Versuch über die Bildnerkunst ein würdiges Gesellschaftsstück macht. Beide sind, wie des Vfs. Gedichte über die Geschichte und epische Poesie, nicht sowohl eigentlich lehrende, sondern mehr beschreibende und charakterisirende Gedichte; nicht bestimmt, die Kunstregeln didaktisch vorzutragen, sondern vielmehr von der Ausübung der Kunst, ihren vornehmsten Veränderungen, den trefflichsten Meistern, den berühmtesten Kunstwerken u. s. w. treffende und unterhaltende Schilderungen zu geben. Mit der Ausarbeitung des vorliegenden Gedichts hatte der Vf. schon vor mehrern Jahren den Anfang gemacht; häuslicher Kummer über die langwierige Krankheit und den Tod eines sehr hoffnungsvollen Sohns, zogen ihn wieder davon ab; und neulich erst nahm er diese Arbeit wieder zur Hand, ob er gleich seinen Entwurf nicht ganz ausführte. Denn seine erste Absicht war, nicht nur die Sculptur des Alterthums, sondern auch die der neuern Zeit, zum Gegenstande zu nehmen; jetzt aber hat er sich nur auf jene eingeschränkt. Für die letzte aber bestimmt er ein eigenes Gedicht, für welches er auch die Schilderung der Beeinträchtigungen aufspart, welche diese Kunst durch die Secte der Bilderstürmer erlitten, und der Wiederbelebung, welche sie den herkulanischen und andern Entdeckungen zu danken hat.

Aufser der besondern Zuschrift an einen der talentvollsten Künstler Englands, den auch durch seine Meisterzeichnungen nach Homer und den griechischen Tragikern unter uns berühmt gewordenen *Flaxman*, ist auch das ganze Gedicht an diesen Freund des Vfs. und Kunstlehrer seines verstorbenen Sohns gerichtet. Die *erste* Epistel beginnt mit Wünschen für seine glückliche Rückreise aus Italien, wo er vornehmlich in Rom die Antike studiert hatte. Die Studien und die ganze Lage seines Freundes vergleicht der Vf. mit der seinigen, und erklärt es sodann als Absicht seines gegenwärtigen Gedichts, durch die Darstellung der Bildnerey in ihrem vormaligen Glanze den Kunsteifer unter seinen Zeitgenossen noch mehr zu ermuntern. Diese Epistel schliefst mit folgender schönen Apostrophe:

Angels of light! who deeds of blood abhor,
Enchain that homicidal maniac, War!
All hell's dire agents in one form combin'd
To fire the globe, and demonize mankind!
Let Arts, that render men divinely brave,
To Peace's temple turn Destruction's cave;
And ferm, to countract infernal strife,
New bonds of friendship, and new charms of life!

d. i.:

Des Lichtes Engel, schwarzer Blutschuld feind,
O! fesselt ihn, den Menschenwürger, Krieg!
In dem vereint der Hölle wilde Brut
Die Erd entflammt, die Menschheit teuflisch macht.
Lafst Künste, die mit Göttermuth begeistern,
Die Mördergruft zum Friedenstempel wandeln,
Und neuen Freundschaftsbund und Lebensreiz
Zur Gegenwehr des Höllenhaders, knüpfen!

Der *zweyte* Brief hebt mit einer Anrufung an die Bildnerkunst an, und erwähnt sodann die verschiedenen Angaben ihrer Entstehung. Diese glaubt der Vf. mit Recht nicht in irgend einem einzelnen Lande aufsuchen zu müssen. Denn überall, wo Gott mit unbegränzter Wohlthätigkeit dem Menschen, seinem Ebenbilde, einen schöpferischen Geist ertheilte, da entsprangen dessen holde Kinder, die mimischen Künste, und redeten in verschiedenen Ländern, in jeder Sprache. Der Vf. beschreibt indefs einige Ueberreste des frühern Alterthums, die gegenwärtig als die ältesten Spuren der Bildnerey anzusehen sind, besonders die ägyptischen. Ihrer Rohheit und Unförmlichkeit ungeachtet, bleiben sie doch immer ehrwürdige Denkmäler des nach Gröfse und Fortdauer seiner Arbeiten strebenden menschlichen Geistes; und sie veranlafsten die glücklichern, geschmackvollern Versuche der hierauf beschriebenen griechischen Kunst, zu der er mit folgender Anrede übergeht:

Ye first and fairest of ideal forms,
Whom beauty decorates, and passion warms,
Ye Graces, who beheld, with just delight,
All Greece one Temple, by your presence bright!
Conduct a modern Bard, in fancy's hour;
To view that temple, conscious of your power,
Conscious, your favour full success ensures:
The paths of knowledge, truth and fame are yours.

Ihr erſten, ſchönſten Idealgebilde,
Die Schönheit ſchmückt, und Leidenſchaft erwärmt!
Ihr Grazien, die froh ganz Griechenland
Als Einen Tempel ſahn, durch euch verherrlicht!
O! leitet mich, in der Begeiſtrung Stunde,
Zu ſchaun den Tempel, eurer Macht gewiſs,
Gewiſs, daſs mirs durch eure Gunſt gelingt;
Der Kenntniſs, Wahrheit, Ehre Pfad iſt euer!

Zugleich bittet der Dichter dieſe Göttinnen des Schönen um ihren wohlthätigen Einfluſs auf die Künſtler ſeines Vaterlandes, und eifert mit Recht wider die, welche mit *Monteſquieu* und *Winkelmann* den Engländern lebhafte Phantaſie und Kunſttalent abſprechen. Wie *Homer* einen *Phidias* weckte: ſo, hofft er, werd' es auch durch *Milton* Bildhauer geben, die ſich bemühen, den Marmor mit miltonſchen Feuer zu beleben:

To quicken marble with Miltonic fire.

Der Vf. verfolgt nun die Fortſchritte der griechiſchen Kunſt, vom *Dädalus* an, über den er ziemlich lange verweilt. — Im *dritten* Briefe werden die ſpätern griechiſchen Bildner, *Myron*, *Polyklet*, *Phidias*, *Skopas*, *Praxiteles*, *Euphranor* und *Lyſippus* charakteriſirt. Eben dieſs geſchieht mit einigen vorzüglichen Kunſtwerken, beſonders mit dem rhodiſchen Koloſs. Hierauf eine ſchöne Apoſtrophe an die Zeit, als Wiederherſtellerin der begrabenen und verſchütteten Kunſt. Zuletzt noch die Schilderung ihrer trefflichſten Ueberreſte, des *Laokoon*, der *Niobe*, des farneſiſchen *Herkules*, des *Apoll* und der *Venus*. — — Im *vierten* Briefe zuerſt von der Kunſt in *Hetrurien*, welches ſehr glücklich

The ſlave and teacher of the upſtart Rome.

„die Sklavin nnd Lehrerin des ſchnell ſich aufſträubenden Roms," genannt wird, deſſen Schickſal aber durch den von dorther eindringenden Deſpotismus des Aberglaubens gerächt wurde. Nur beklagt der Vf. die undankbare Vergeſſenheit, in welche die Geſchichte dieſes Landes überhaupt, und beſonders ſeiner Kunſt und Künſtler verſunken iſt. Den Uebergang zu der Kunſtgeſchichte der Römer macht er mit Aeuſserungen des Unwillens über ihre kriegeriſche Raubſucht, wodurch ſie die Schätze fremder Länder in ihren Beſitz brachten, und über das Vorurtheil, welches die Ausübung der Bildnerey für erniedrigend hielt, und dadurch ſich ſelbſt die Wege zu neuen und eigenen Fortſchritten verſperrte. Er läſst jedoch der Schonung der Römer, in Anſehung der eroberten Kunſtwerke und ihrer Schätzung derſelben, Gerechtigkeit wiederfahren. Oft zwar war auch der Römer nur ſtolz darauf, herrliche Arbeiten zu beſitzen, ohne Geſchmack, ſie gehörig zu würdigen.

Proud to poſſeſs, though wanting taſte to prize.

Beſonders verweilt er ſich über *Sylla's* wilden Eroberungstrieb. Mehr Lob verdient *Cäſar*, auch in artiſtiſcher Hinſicht; und er würde für die Kunſt noch mehr gethan haben, wenn er länger gelebt hätte. Dagegen ſtraft er die Schmeicheley der Dichter über ihre am *Auguſt* verſchwendeten Lobſprüche, und ſchreibt es mehr ſeiner ſcheuen Bewerbung um Volksgunſt, als ſeinem Geſchmack, zu, daſs er die Kunſtwerke in Rom vervielfaltigte. Die bildende Kunſt war ſpröder gegen ihn, als die Poeſie. Aber viele griechiſche Bildner wurden nun doch herbeygezogen, von welchen *Dioſkorides*, *Solon*, u. a. erwähnt werden. Hievon nimmt der Vf. Veranlaſſung, die Schönheiten der geſchnittenen Steine zu beſchreiben. Dann ſchildert er den Verfall der Kunſt unter den folgenden Kaiſern, von denen jedoch *Veſpaſian* und *Trajan* ausgenommen werden. Beſonders aber wird *Hadrian*, zwar nicht als Regent und Menſch, ſondern als Kunſtbeförderer, gerühmt, und eine Beſchreibung ſeiner Villa macht den Schluſs dieſes Briefes, die ſich der Dichter in ihrem vollen ehemaligen Glanze vergegenwärtigt. — — In der *fünften* Epiſtel verweilt ſich der Vf. zuerſt über den Einfluſs der Bildnerey auf die *Sitten* derer Völker, bey welchen ſie blühte. Durch ſie wurde der Heldenmuth ſtarker entflammt, und die Religion wurde durch ſie milder und feyerlicher. Hier eine ſchöne Epiſode über den Tod des *Demoſthenes*, an dem Fuſsgeſtelle der Bildſaule Neptun's, wozu auch ein Kupferſtich geliefert iſt, von dem jung verſtorbenen Sohne des Vfs. gezeichnet. Durch die Sculptur ward die Vaterlandsliebe mehr erweckt, das oft verfolgte und beneidete Verdienſt ausgezeichnet, wie das beym *Pindar* und den von ihm beſungenen Siegern der Fall war. Mehrere Bildſäulen verdienſtvoller Männer werden hier angeführt, und dann auch weibliche, die edle Handlungen und Seelengröſse darſtellten, unter andern die der Cornelia, der Mutter der Gracchen. Sodann wird der Verluſt mancher Schriften des Alterthums über die Theorie und Geſchichte der bildenden Kunſt bedauert, beſonders der vom *Paſiteles*. Deſto ſchätzbarer ſind uns aber die noch vorhandenen Werke des *Plinius* und *Pauſanias*. Das Werk des letzten nennt der Vf. ein *Panorama* des bezaubernden Griechenlandes. Zuletzt rühmt er auch noch das Verdienſt der neuern gelehrten Sammler und Erklärer der Antiken, eines *Junius*, *Guaſco*, *Winkelmann* und *Caylus*. — — Der Inhalt der *ſechſten* und letzten Epiſtel iſt ein rührlicher Erguſs zärtlicher Vaterliebe, die den frühen Tod eines jungen, hoffnungsvollen Sohns betrauert, der viel Kunſttalent beſaſs und *Flaxman's* Schüler war. Er ſtarb an einer langwierigen auszehrenden Krankheit, während welcher er ſeinen Vater ermunterte, die Arbeit an dieſem, aus Gram ſchon einige Jahre bey Seite gelegten, Gedichte zu vollenden; und dieſs that er an ſeinem Krankenbette. Dieſe hier geſchilderte Situation muſs auf jeden Leſer von Gefühl einen lebhaften Eindruck machen. Am Schluſs iſt in einem ſauber geſtochenen Medaillon das Bildniſs des jungen Dulders beygefügt; und in einem Poſtſcript zu den Anmerkungen meldet der Vf. ſeinen Tod, der einige Tage nachher erfolgte, als er dieſs Gedicht unter die Preſſe gegeben hatte. Daſs er bey dem Lobe

Lobe dieſes hoffnungsvollen Sohns ſo lange verweilte, und ſeine Leſer zum Mitgefühle ſeiner Trauer auffoderte, entſchuldigt er durch folgendes *Sonnet:*

England! Kind parent! Freedom's fav'rite truſt!
Honour's prime pupil! Nature's noble care!
Thy feelings rapid as thy virtues rare!
Blame not my pride, that o'er the filial duſt
Of youth, now claiming the ſepulchral buſt,
I aſk thy ſpirit in my grief to ſhare!
For like thy heart and mind His truly were —
Brave, modeſt, tender, charitable, juſt!
His docile genius with fond joy I train'd
To love thy glory, and thy faith revere;
Nor will I murmur, though my frequent tear
Proclaims the Dead, unutterably dear:
So may I ſhare with him, what he has gain'd,
The recompence of Heaven for anguiſh weil ſuſtain'd.

Wer mit den frühern Arbeiten dieſes durch Talent und Charakter liebenswürdigen Dichters bekannt iſt, wird ſich der umſtändlichen, lehrreichen und unterhaltenden *Noten* erinnern, mit welchen er ſeine ehemaligen didaktiſchen Verſuche begleitete. Auch dem gegenwärtigen iſt eine anſehnliche Folge ſolcher Anmerkungen, von S. 167 — 358., beygefügt, die der Freund des Alterthums und der Kunſt nicht ohne Befriedigung und Belehrung leſen wird. Unter andern kommen darin ziemlich viele Epigrammen aus der griechiſchen *Anthologie* vor, denen die lateiniſche Ueberſetzung des *Grotius*, und eine engliſche des Vfs. jedesmal beygefügt iſt. Auch das Gedicht des *Statius*, *Hercules Epitrapezios*, iſt der Länge nach, mit einer Ueberſetzung in engliſche Verſe, mitgetheilt, als der ſchönſte Tribut, welchen das Alterthum den Talenten des berühmten Bildhauers *Lyſippus* entrichtet hat.

Prag, b. Widtmann: *Gedichte*, von *K. A. Schneider. Erſtes Bandchen.* 1800. 328 S. 8. m 1 Kupf. und 4 Muſik-Blättern. (1 Rthlr.)

Aus einer Gegend Böhmens, von woher, unſerm Wiſſen nach, noch kein deutſcher Dichter auftrat, erſcheint hier eine Sammlung, die, wenn auch nicht eines unbeſchränkten Beyfalls, doch einer günſtigen Aufmunterung würdig iſt. Hr. *S.* ſagt im Vorbericht: daſs er hierdurch bloſs anfragen wolle: ob die Töne ſeiner Leyer gefielen, und ob man mehrere derſelben hören möge? Aufrichtig geſtanden, glauben wir allerdings, daſs er ſeine Verſuche (denn dafür giebt er ſie ſelbſt nur an) ein wenig allzu früh ſchon ſammelte; daſs er gut gethan haben würde, noch mehr eigenthümlichen Ton nicht etwa zu ſuchen, ſondern durch Uebung zu erwerben; und daſs er vorzüglich eine noch ſtrengere Auswahl hätte treffen ſollen. Aber gegenſeitig geben wir ihm auch mit Vergnügen das Zeugniſs: daſs viele ſeiner Gedichte eine warme Begeiſterung *bey* der Hervorbringung und eine kritiſche Sorgfalt *nach* derſelben verrathen; daſs er eine edle feurige Sprache mit gröſstentheils glücklicher Darſtellung verbinde; und ſich, wenn auch nicht als eigentliches poetiſches Genie, doch vielfältig als einen glücklichen Verſificateur und guten Kopf bewährt habe. Alles Vorzüge, die bey den Dichtern ſeines Vaterlandes noch nicht allzu häufig ſich vorfinden dürften!

Eben deshalb aber, weil wir mit Hn. *S.* mehr zufrieden, als misvergnügt ſind; weil er, mehrern Kennzeichen nach, ein noch junger Mann zu ſeyn ſcheint, und weil er ſelbſt ſagt: daſs in ſeinem Pulte noch Mehreres nach Licht ſich ſehne, glauben wir noch etwas weiter ins Einzelne fortſchreiten zu müſſen. Er hat in ſeiner Sammlung ernſte und fröhliche Gedichte, Lieder, Romanzen, Erzählungen und Epigramme, gereimte Sylbenmaaſse und Hexameter abwechſeln laſſen. Keine dieſer Arten mislingt ihm ganz; aber am wenigſten gelingen ihm ernſte, hexametriſche Gedichte, am beſten Lieder des leichten heitern Tons. Bey erhabnern lyriſchen Verſuchen fällt er in einzelnen Stellen zuweilen aus der Würde. So iſt z. B. das Gedicht *an die Treue* S. 82. gröſstentheils recht ſchön, aber wenn er von Entweihung der Ehen in jetzigen Zeiten ſpricht, dann ſind Strophen, wie folgende:

Und ihr Männchen, das ſich an dem Leben
Dieſes armen Wurms unſchuldig fühlt;
Kann's der treuen Gattin nicht vergeben,
Daſs ſie einen *Zuwachs ihm gegeben*,
Der mit neuen Sorgen ihn erfüllt;
Buhlen, Löffeln, Geld und Gut verzehren, —
Alles das hat er ihr gern verziehn;
Aber nun, ſogar ein Kind gebären —
Nein, die Sünd' iſt allzu groſs für ihn!

zwar an ſich ſelbſt nicht tadelnswerth, aber doch zu komiſch für ein ernſt ſeyn ſollendes Gedicht; und Stellen, wie S. 82.:

Macht man mich nicht gar zum *Kinderſpuck.*

ſind faſt ganz unedel. Auch in der *Elegie auf den Tod des Biſchofs Hay*, S. 70. — eines Prälaten, der nach dem einſtimmigen Zeugniſs vernünftiger Böhmen zu den edelſten Mitgliedern ſeiner Kirche und ſeines Vaterlandes gehört haben muſs — ſind vortreffliche Stanzen; man braucht ſie nur zu leſen, und man weiſs: daſs hier ein aufgeklärter Katholik einen aufgeklärten Prieſter beſingt; aber man findet ſie doch gewiſs ein wenig zu lang; weil kein gehörig fortſchreitender Plan, ſondern nur ein immer wieder rückkehrendes Lob ſich in ihr befindet. Der Ausdruck (S. 73.) *Charons ſchwarzer Nachen*, ziemt ſich nicht für einen chriſtlichen Biſchof; und in der letzten Strophe:

Hoch von deinem Sternen-Throne blicke
Wie im Leben ſonſt ſo liebewarm
Nun auf mich! Mit der Verklärung Blicke
Nicke mir, du Lichtumſtrahlter, nicke
Troſt mir zu in meinem bangen Harm!

Und

Und wenn einſtens auch mein Kampf beginnt,
Wenn des Sandes letztes Korn verrinnet, —
O dann ſchlieſse mich in deinem Arm:

iſt die vierte Zeile gewifs nicht edel. Auch mufs im Anfang dieſes Gedichts ein Druckfehler ſich eingeſchlichen haben. Denn einmal ſind die *Thränen* ganz unbezweifelt falſch.

Unter den Gedichten fröhlicher Gattung ſind einige — als z. B. die *Advocatens Liebeswerbung* S. 138., *Knabenlied im Winter* S. 179., *an den Tod* S. 317., und *an den Donner* S. 170. — in *Blumauers* bekannter Manier. Dieſe Manier hat für Oeſterreichs Dichter und Dichterlinge oft ſchon einen gefährlichen Reiz gehabt. Sie führte Blumauern ſelbſt zuweilen von dem ſchmalen Steige des Aechtkomiſchen auf den Abweg des Platten und Poſſenhaften herab; und ſeine Nachahmer erlaubten ſich Scherze, die man zwar auf dem berühmten Theater der Leopoldsſtadt beklatſchte, in den geſitteten Provinzen Deutſchlands aber äufserſt tadelnswürdig fand. Unſerm Dichter ſind die erſten zwey Stücke am beſten gelungen; vorzüglich hat die Liebeserklärung manche wahrhaft gute Stelle. Aber das Gedicht *an Donner* würden wir als gröſstentheils misgerathen erkennen. Vorzüglich halten wir die Strophen S. 173. für ganz ſeiner unwerth. Weit beſſer ſind einige Gedichte, auch fröhlichen Inhalts, wo der Vf. mehr ſeiner eigenen Laune zu folgen ſcheint, z. B. das *Wiegenlied einer Braut* S. 31., *der Freund, wie es wenige giebt* S. 40., und vorzüglich das *Geſpenſter-Lied* S. 238. Wie ein Dichter, der S. 8. der *Unſchuld* eines ſeiner beſten Gedichte widmen konnte, ſich nachher Erzählungen, wie S. 17. 34 u. 58. ſtehen, erlauben darf, iſt uns nicht ganz klar; aber noch minder begreifen wir, wie er ein ſo unbedeutendes Ding, wie die ſieben Zeilen auf *Röschens Schüchlein* ſind, des Abdrucks werth halten konnte?

Ueberhaupt hat er mehrere Gedichte, die nur für einmal, nur für einige wenige Perſonen gemacht waren, und wirken konnten, allzu nachſichtig in eine Sammlung aufgenommen, die nun fürs Publicum beſtimmt ward. Dazu rechnen wir das Lied auf eine Kirchweihe, mehrere an ſeine Freunde, und viele Sonnete an Erwinen und Jenny. Auch dieſs iſt freylich ein ſehr gewöhnlicher Fehler angehender Dichter. Sie glauben, was *ihnen* wichtig iſt, müſſe es auch den *Leſern* ſeyn, und verabſäumen es vorher wichtig zu machen. Nur was uns ein *lebhaftes* Bild von des Dichters individueller Gemüthsſtimmung geben kann, vermag auch zu intereſſiren. Ob ein Oberamtmann ſeinen Geburtstag, oder ein Mädchen ihren Namenstag begeht, das kümmert uns wenig; ſelbſt das lange Gedicht S. 250., in welchem der Dichter ſeine frühern Liebſchaften ſchildert, hat Stellen, die uns ermüden.

Unter den Romanzen gefallen uns am beſten *Haſſan und Idalu* S. 221. und *Lottchen* S. 296. — Von den Epigrammen ſind viele aus dem Martial überſetzt, und um ſo entbehrlicher, da wir von *Ramlern* ſchon eine Ueberſetzung des Dichters beſitzen. Aber von den eigenen kleinen Gedichten haben viele Witz und Gefälligkeit zugleich. Hier nur ein paar zur Probe, die nur weniger Härten in der Verſification haben ſollten:

An die Gerechtigkeit. (S. 14.)

Blinde Gerechtigkeit, ſage: wozu du die Waag' in der einen,
Und in der andern Hand führeſt das blinkende Schwerdt?
Meine Waage brauch' ich um brav Ducaten zu wägen;
Und mit dem Schwerdte hau ich durch die Geſetze mich durch.

Rosmarin. (S. 7.)

Schwarzes, zweydeutigs Gewächs, du Führer des Todes und Hymens!
Sag' ob dein Doppel-Symbol Haſs oder Liebe verdient?
Ach, nur Liebe, nur Dank! Denn du erinnerſt uns treulich:
Daſs Vergnügen und Schmerz ewig hienieden ſich paart.

Um dieſs letzte zu verſtehen, mufs man freylich wiſſen, daſs die böhmiſchen Landmächen, wenn ſie als Bräute zur Trau fahren oder gehn, groſse Sträuſser Rosmarin in Händen tragen, und daſs man auch alle Leichen auf dem Lande damit beſteckt. — Eilt Hr. *S.* nicht allzu ſehr mit einem *zweyten* Theile, feilt er noch etwas mehr an ſeinen Gedichten, und iſt er auch ſorgſam in der Wahl des Stoffs: ſo erwarten wir noch viel Gutes von ihm. Auch das iſt ein günſtiges Zeichen, daſs, nach den Jahrzahlen zu ſchlieſsen, die über den meiſten einzelnen Gedichten ſtehen, ſeine *beſten* Arbeiten gröſstentheils auch ſeine *jüngſten* ſind.

* * *

Giessen, b. Krieger: *F. L. von Cancrin Abhandlung von einem neu eingerichteten, beſonders dem Landvolk ſehr vortheilhaften und brandſparenden viereckigten Ofen von gegoſſenen Platten, Blech und anderer Materie, auch einem brandſparenden neuen Kochheerde, in welchen beiden man dann mit Holz, Torf und Steinkohlen feuern kann.* 2te Auflage. Mit 2 Kupfertafeln. 1800. 87 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 321.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Cadell u. Davies: *Conſtantinople, ancient and modern, with excurſions to the ſhores and Islands of the Archipelago and to the Troad*, by *James Dallaway*, M. B. F. S. A. late Chaplain and Phyſician of the Britiſh Embaſſy to the Porte. 1797. 415 S. 4. (14 Rthl. 12 gr.)

2) Chemnitz, b. Taſché: *Dallaway's Reiſe nach Conſtantinopel und die umliegende Gegend.* Mit Karte und Kupfer. 1800. 462 S. in 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., welcher, während der erſten Jahre des Revolutionskriegs, als Geſandtſchaftsprediger und als Arzt, ein nicht oft vereintes Amt bey der Engliſchen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel bekleidete, benutzte die Vortheile dieſer Stelle, theils um die *Geſchichte des Osmanniſchen Reichs von der Eroberung von Conſtantinopel (Mohammed II.) bis auf Abdulhamids Tod* zu bearbeiten, theils um eine *Reiſe* von ungefähr 1000 engliſchen Meilen zu machen, welche ſich von Stambul aus, an der öſtlichen Küſte des Meeres di Marmora durch Anatoli hin, nahe bey Halicarnaſs vorbey zog und alsdann längſt der Aegeiſchen Küſte ſich zurückwendete. Das Ganze ſcheint aus einem Tagebuch ausgehoben zu ſeyn. Was daher an der Strenge der Ordnung verloren geht, iſt nicht ſelten durch die Lebendigkeit der Schilderungen erſetzt, welche nur durch das Niederſchreiben auf der Stelle ſo erhalten werden kann, daſs man nicht beſorgen darf, es möchte der in der Erinnerung gebliebene Eindruck allzuoft durch die Phantaſie verſchönert und verfälſcht ſeyn. Das Maleriſche der Urſchrift ſelbſt giebt ihm an vielen Stellen einen ächten Reiz. Wenn die hinzugekommenen Kupfer nur halb ſo intereſſant wären, als die Gemälde der Feder des Vfs.: ſo würden auch jene dem Buch eine wahre Zierde geben. Jetzt ſind ſie, etwa den Proſpect des Serails und den (doch unvollkommenen) Riſs von Troas ausgenommen, bloſse Vertheurungen des Werks, welche die Erwartung des Leſers ſpannen, ohne ſie zu befriedigen. Sie betreffen Gegenſtände, welche ſich mit wenigen Worten eben ſo anſchaulich machen lieſsen, als durch dergleichen colorirtes Spielwerk.

Das Werk iſt reich an eigenthümlichen Nachrichten. Der I. Abſchnitt giebt uns den *erſten Eindruck* vom Anblick des Landes, *Bemerkungen über die beſte Art dort zu reiſen*, und eine gedrängte, aber einſichtsvolle, *Charakteriſtik früherer Schriftſteller über die nämlichen Gegenden.* Der II. Abſchnitt führt nach einer allgemeinen Ueberſicht von Conſtantinopel, in das *Serail, als Harem oder Gynäceum.* Dies veranlaſst unterhaltende Bemerkungen über die ganze *Lebensart des andern Geſchlechts*, von der vornehmſten bis zu der geringſten herab. Die Frauen und Beyſchläferinnen der mittleren Bürger haben faſt volle Freyheit des Umgangs. Während die Männer Geſchäften nachgehen, ziehen die vermummten Geſtalten ihrer Weiber truppenweiſe in den Straſsen und Bajars umher, oder gehen, unter dem Vorwande, für verſtorbene Freunde zu beten, auf die Todtenäcker, wo ſie im ſchönen Schatten der Cypreſſen in unaufhaltſamer Geſchwätzigkeit miteinander ſich glücklich finden. Mehrmals im Jahre werden ſie in Arabah's, oder gemalten, rothbedeckten Wagen von buntgeſchmückten Büffeln auf irgend einen Lieblingsort auf dem Lande hinausgezogen; immer ohne Begleitung von ihren Männern. Die Frau des niedrigſten Tagelöhners trägt bey Gelegenheiten Brocat, ſchönes Pelzwerk und Stickereyen von Gold und Silber. Von Galanterieen der vornehmſten Türkinnen ſpricht man viel zu viel. Die Geſetze gegen dergleichen Ausſchweifungen ſind ſehr ſtreng, und dieſs mit doppeltem Recht, da jedes Frauenzimmer ſich durch einen Kebium (Contract vor dem Kadi) Einem Manne auf eine gewiſſe Zeit überlaſſen darf und dadurch der Polizey genugthun kann. Junge Männer haben ſelten mehr als eine Frau. Nur ältere, wenn ſie reich ſind, benutzen öfters die Vergünſtigung des Propheten (Sura 4.) Kein Kind iſt illegitim. Auch die von den Haus-Sklavinnen (Odaliks) erben mit; nicht aber ihre Mütter. Nur die Gattinnen erben mit den Kindern und können nicht ohne Scheidung entlaſſen werden. Von dem letzten Vezir, Mehmet Melek Paſcha, erzählt der Vf. S. 26 daſs er im 90ſten Jahre noch einen Sohn erhalten habe, deſſen Aechtheit nicht zu bezweifeln war. — Selbſt die beiden Oberſten der Verſchnittenen müſſen (S. 62.) ihre Harems halten, weil der Türke es für anſtändig hält, daſs jeder Mann nach ſeinem Vermögen einer Zahl vom andern Geſchlecht zu leben gebe. (So hatten, nach mehreren Stellen des alten Teſtaments, auch aſiatiſche Eunuchen früherer Zeiten Weiber). Der III. Abſchnitt betrachtet das *Serail als Staatspallaſt.* Hier werden die künftigen Staatsbeamten, gewiſſermaſsen als Pagen, nebſt den Regenten ſelbſt erzogen und frühe genug in die alten Ueberlieferungen und täglichen Zuſätze der Hofcabale eingeweyht, die man dort nicht erſt zu lernen nöthig hatte, da Muſtapha III. den *Principe* von Machiavell, nebſt der Widerlegung von Friedrich II. ins Türkiſche überſetzen lieſs. Alle Einkünfte des Sultans berechnet der

Vf. S. 51. auf 16 Millionen Piaſters, ungefähr 700,000 Pf. Sterl., ſo weit ſie auf Domänen, Kopfſteuer und Confiscationen beruhen. Der Nationalſchatz erhalte aufser dieſen jährlich ungefähr 1 Mill. Pf. Sterl. Vom Charakter des gegenwärtigen Sultans und ſeiner erſten Staatsbedienten werden hierauf mehrere Anekdoten mitgetheilt, welche auch in der Archenholziſchen Minerva (ohne Nennung dieſer Quelle) ſchon ausgezogen worden ſind. Schon Abdulhamid war Freund der Literatur und der Künſte des Friedens. Er liefs ſeinen Neffen, den Sohn Muſtapha des III., da er zur Regierung kam, nicht nach alter Unſitte als einen Staatsgefangenen behandeln, ſondern liberal erziehen. So wurde Selim III. der jetzige Sultan beſonders durch den ehemaligen Geſandten zu Wien, Ratib Effendi, mit dem Auslande ſehr bekannt. Er wünſcht nichts mehr als die Staatsverwaltung und das Kriegswesen der Europäer nachzuahmen. Ein Mann von ſchönem, edlem Anſtand, Herablaſſung und vielem ſpeculativen Genie, ſcheint er aber doch dem Vf. der perſönlichen Anſtrengung unfähig, durch welche allein ein Peter I. zu ſolchen ſtarken Umwälzungen die Triebräder des Staats in Bewegung ſetzen und erhalten konnte. Im Serail wird auf des Sultans Befehl die franzöſiſche Sprache gelehrt. „Franzöſiſche Weine wenigſtens, ſetzt D. hinzu, liebt der Groſsherr ſelbſt.“— Zu Anfang des Jahrhunderts habe die türkiſche Kriegsmacht aus 32 Linienſchiffen und 34 Gallioten beſtanden, jetzt beſtehe ſie nur aus 12 vom erſten Rang, 6 Fregatten und 50 Kriegsſchaluppen. Nach dem IV. Abſchnitt hat D. die *Sophienkirche*, einſt der „geoffenbarten Weisheit“ (dem Logos) geweyht, zweymal geſehen, welche niemand ohne Firmân zu ſehen bekommt. Er beſchreibt ſie ſehr umſtändlich nach ihrem jetzigen Zuſtand. (Gibbon, deſſen Einſichten in die Localitäten des orientaliſchen Reichs D. oft als ſehr genau rühmt, nahm ſeine Beſchreibung aus den Zeugen ihrer ehemaligen Pracht, dem *Procopius de aedific. Juſtiniani* u. a.) Eine beygefügte Tabelle zeigt, wie weit die alte Architektur von der ſpätern in der Gröfse der Grundriſſe ſolcher Gebäude und in ihrer Höhe übertroffen werde. Die Wirkung des Anblicks der Sophienkirche und ihrer Kuppel von innen hält D. für unbeſchreiblich, weil der groſse Eindruck durch keine Nebendinge unterbrochen wird. Der weite Fuſsboden, mit Porphyr und Verde antico ausgelegt, iſt nämlich bloſs mit den reichſten Teppichen bedeckt und ohne den unangenehmen Anblick von Bänken und erhöhten Sitzen. Die Kuppel vergleicht Belon mit der von dem Pantheon zu Rom und giebt der erſtern den Vorzug. Mit dieſer und verſchiedenen andern, hier beſchriebenen, Moſcheen ſind *fundirte Bibliotheken und Akademieen* verbunden, in denen die Studirenden auch hinreichend unterhalten werden. Aus den Büchern der Effendiſi (Mairie) von Conſtantinopel erhellt, daſs die Stadt vor dem Feuer von 1782 fünfhundert ſolche Schulen hatte. Die Softah's (akademiſchen Lehrer) haben 100 Pf. St. nebſt Wohnung und Unterhalt. Sie dürfen nicht heirathen und des Tags nur einmal eſſen. *Die Bibliothek der Sophienkirche iſt alle Tage offen.* Sie beſitzt unter ihren 1525 Mſpten einen ganz in Kufiſchen Buchſtaben geſchriebenen Koran, auch 200 Bände voll Offenbarungen Muhameds an ſeine Gehülfen. Die Stadt hat noch 12 öffentliche Bibliotheken. Die neueſte, von Abdulhamid 1779 geſtiftet, erhielt vieles aus der Bibliothek des Serails, von deren griechiſchen und römiſchen ungedruckten Schätzen auch D. nichts genaueres erfuhr, welcher übrigens hier die gerechte Bemerkung macht, daſs man die Türken mit andern Orientalen, nicht aber mit den Europäern, vergleichen müſſe. Viele von ihnen haben Geſchmack für Literatur, nur natürlich nach ihren Anleitungen. Der V. Abſchnitt beſchreibt *die öffentlichen Plätze der türkiſchen Hauptſtadt*, beſonders den ehemaligen *Hippodromus*, jetzt *Almeidan*, mit einem Obelisk von 60 Fuſs Höhe. Kein Privathaus darf höher als 18 Ellen gebaut werden. Darauf ſieht ein Polizeyamt; aber auf die Wahl des Platzes, Weite und Gradheit der Straſsen etc. nicht. In den Bajars ſind auch türkiſche, perſiſche und arabiſche Mſpte häufig, aber theuer zu verkaufen. Der Abſchreibelohn eines Foliobandes ohne Verzierungen kommt auf 15 bis 20 Pf. Sterl. In der groſsen Menge von offenen Boutiquen (Stehlen iſt ungewöhnlich) entdeckt der Fremde die verſchiedenſten Nationen und tauſend dem Europäer unbekannte Verarbeitungen. *Opium* mit eingedickten Säften in Stücken, welche man *Maſchallah* nennt, getrocknet, wird hier in Menge verkauft. Der Türke nimmt täglich von 10 bis zu 100 Gran, meiſt aber als Stärkungsmittel, um Strapazen auszuhalten. „Wer zu viel zu nehmen pflegt, wird mit eben dem Ekel und Mitleid angeſehen, als bey uns ein alter Brantweintrinker.“ Je mehr die Vorurtheile gegen den Wein ausſterben, deſto mehr verliert ſich der Gebrauch der Opiatpaſten. — Die öffentlichen Plätze veranlaſſen den Vf. zu Uebergängen auf *türkiſche Juſtizpflege* und andere Eigenthümlichkeiten türkiſcher Sitten. Für die Ernſthafteren — welche an Kara Guze d. i. Puppencomodien u. dgl. keine Freude haben, iſt in den meiſten Kaffeehäuſern ein *Raccontatore* beſchäftigt, mit ſehr lebhaften Geſticulationen orientaliſche Mährchen oder Sarkasmen über die Begebenheiten des Tags mehrere Stunden lang vorzubringen. Bisweilen veranlaſst ſogar die Regierung (S. 105) dergleichen Leute, von Politik zu handeln und das Volk mit irgend einer neuen Maasregel auszuſöhnen. (So kann ſelbſt der türkiſche Deſpotismus eine gewiſſe Publicität und Rückſichten auf die öffentliche Meynung nicht entbehren!) Die *Leilat u alf Leilah*, die 1001 Nacht, welche *Petit de la Croix* den Europäern bekannt gemacht hat, ſind (S. 111.) ihnen, nebſt *Pilpai* und *Lockmans* Fabeln genau bekannt und oft die Quelle ihres Witzes; ein Talent, auf welches jeder Türke ſtolz iſt. Der VI Abſchnitt betrifft das *Militäriſche* der hohen Pforte. Die 101 Legionen der Janitſcharen (eigentlich Yeni Tſcheir) haben die Ehre, daſs der Sultan ſelbſt, als der Erſte unter ihnen, an gewiſſen Tagen im zweyten Hof des Serails mit den andern ſeine Lohnung und ſeinen Pilaw,

zu welchem der Janitſchar immer den Löffel am Turban trägt, einnimmt. — Was vom *Verhältniſs der Neugriechen* folgt, ſollte durch eine Abtheilung geſchieden ſeyn. Für das Studium des Neugriechiſchen (die Romeika) iſt ein neugriechiſch- franzöſiſch- und italiäniſches Wörterbuch nebſt Grammatik in 3 Quartanten, verfertigt unter dem Schutz des Hauſes Mauro Kordato, das beſte Hülfsmittel. Ueberſetzungen fremder Romane und Schauſpiele, gedruckt zu Wien oder Venedig, haben ſeit einigen Jahren unter den Neugriechen den *Anfang zum Buchhandel* gemacht. VII. Abſchnitt. *Die Peſt.* Der jüngſtverſtorbene Wärter im franzöſiſchen Hoſpital zu Pera hat die Peſt zwölfmal in ſeinem Leben überſtanden (S. 140.). Neuerlich hat man den Gebrauch eines mit Oel getränkten Hemds, als des beſten — nicht bloſs Verwahrungs- ſondern auch Geneſungsmittels angewandt. Der Vf. lieſs auf gleiche Art ſtatt des Oels eine gewiſſe *Auflöſung von Kali* anwenden und erfuhr, daſs die Kranken, welche er aber nicht ſelbſt beſuchen durfte, geneſen ſeyen. — *Bäder*, gut beſchrieben. — *Monumente — Palläſte — Umgebungen* der Hauptſtadt. VIII Abſchnitt. *Galata, Pera.* Die *fremden Geſandſchaften.* In einer dortigen *Schule* (Medreſſeh) werden 500 Knaben in mohammedaniſchen Kenntniſſen und militäriſchen Uebungen erzogen. — Tanzende *Derwiſche* vom Mevlevih-Orden. Notizen von der *türkiſchen Muſik.* Sie wird mit Zahlen aufgeſchrieben. Durch viele Vierteltöne zwiſchen den 12 Tönen der Scala wird ſie äuſserſt ſanft. *Guys* irre, wenn er den Türken muſikaliſche Theorie abſpreche, auch *Niebuhr*, indem er erzähle, daſs ſie Ausübung der Muſik für eine Schande halten. — Herrliche *Inſeln im Canal.* — IX. Abſchnitt. Der *Bosphorus*, 1 bis 3 engliſche Meilen breit, und von der Mündung an bis zur Landſpitze des Serails nicht ganz 15 lang, mit den herrlichſten Landanſichten auf beiden Seiten. — Bey Scutari campirt jährlich einige Wochen lang die *Karavane der Pilger nach Mecca*, auf Koſten des Sultans. Seit einigen Jahren, ſetzt *D.* hinzu, hat die Zahl dieſer intereſſirt oder freywillig frommen Pilgrimme merklich abgenommen. Die vorigen Sultans waren bigotter und freygebiger. (Ohne Zweifel wird dafür auch dort mancher Mollah groſse Litaneyen über den Verfall der „Religion" anſtimmen!). Die *Begräbniſsplätze* und die *türkiſche Liturgie bey der Beerdigung* ſind gleich rührend (S. 189).

(Der Beſchluſs folgt.)

TÜBINGEN, b. Cotta: *Beſchreibung einer im Sommer 1799 von Hamburg nach und durch England geſchehenen Reiſe* von *P. A. Nemnich*, B. R. Licenciat. 1800. 522 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wenig Werke ſind auf einen ſo kleinen Umfange, ſo umfaſſend und ſo vollſtändig, wie dieſes. Der vorzüglichſte Zweck des Vfs. iſt, dem Leſer einen Begriff von dem Umfange des engliſchen Fabrikenweſens zu geben. Er führt ihn daher von Yarmouth nach London; von da über Oxford, Witney Banbury, Birgmingham, Wolverhampton, Coventry, Leiceſter, Wottingham, Chesterfield, Wakefield, Leeds, Halifax, Rochdale, Manchester, Preſcot, Liverpool, Warrington, Stockport, Macclesfield, Worceſter, Kidderminſter, Glouceſter, Briſtol, Bath, Plymouth, Salisbury, Exeter, London. Von da geht er über Norwich nach Cuxhaven zurück. Aus dieſer Ueberſicht erhellet, daſs die Reiſe faſt alle Städte des eigentlichen Englands umfaſst, die durch irgend eine Art von Fabriken bekannt ſind. Zwiſchen den hier genannten und bekannten Orten werden auch mehrere kleinere mitgenommen. London ſchien nicht in dem Plane des Vfs. zu liegen; auch kommen die Fabriken, die ſich in groſser Menge daſelbſt befinden, in den verſchiedenen Landſtädten vor; daſs er ſich aber, bey ſeinem kurzen Aufenthalte, auf die übrigen Merkwürdigkeiten dieſer Stadt nicht einlieſs, findet Rec. ſehr zweckmäſsig. Ueber London lieſt man alſo in dieſem Werke gerade am allerwenigſten. Sonſt aber zeigt der Vf. die Fabricate jedes Ortes an, und giebt dabey die deutſchen ſowohl als die engliſchen Namen vieler Artikel. Auch findet man über die Art der Fabrication ſelbſt viele und gute Aufſchlüſſe. Ueber Birmingham und das dabey liegende Soho, über Sheffield, Leeds und Liverpool iſt er vorzüglich umſtändlich, am meiſten aber über Manchester. Ueber dieſen letzten Ort findet man hier Nachrichten, wie ſie Rec. nirgends geleſen zu haben ſich erinnert. — Was die Richtigkeit der Angaben ſelbſt betrifft: ſo iſt es unmöglich, daſs irgend jemand dem Vf. folgen könnte, der nicht ſelbſt die nämliche Reiſe, und in der nämlichen Abſicht gemacht hat. — Auſser den Nachrichten über die Fabriken werden auch die übrigen Merkwürdigkeiten eines jeden Ortes, doch nur kurz mitgenommen. Auch werden mehrentheils die beſondern Beſchreibungen dieſer Städte angeführt, wobey ſich aber der Vf. zu lange bey den Abgeſchmacktheiten aufhält, die ſich in manchen ſolchen Werken finden. Verſchiedne andere Auszüge aus Büchern und Beſchreibungen einiger unbedeutenden Charaktere, hätten in einem Werke, wie dieſes, keinen Platz finden ſollen. Am unverzeihlichſten iſt die 23 Seiten lange Abhandlung über Anderſons Buch: *„on an univerſal character"*, welche nicht nur nicht hieher gehört, ſondern auch für die mehreſten Leſer höchſt langweilig ſeyn wird, ſo wie die Vorſchläge zu Ausrottung der jetzt beſtehenden Sprachen, und zu Einführung einer allgemeinen ſehr abentheuerlich ſind. — Eben ſo lieſsen ſich die erſten 57 Seiten, auf welchen des Vfs. Reiſe von Hamburg nach Yarmouth beſchrieben wird, um mehr als die Hälfte abkürzen, ohne daſs das Weſentliche im geringſten etwas dadurch verlöre.

Die Sprache iſt äuſserſt vernachläſsigt. Hr. *N.* fühlt es ſelbſt und entſchuldigt ſich darüber, in der kurzen Vorrede, mit der Eile, in der jetzt jeder Schriftſteller ſeyn müſſe, der über ein cultivirtes Land etwas mitzutheilen hat. Da dieſes Werk gewiſs eine zweyte Ausgabe erleben wird: ſo wäre ſehr zu wünſchen, daſs der Vf. ſeine Sprache mehr ausbildete, Alles nicht zum Hauptzwecke gehörige und zum Theil

Ge-

Geſchmackloſe herauswürfe, hin und wieder glücklichere Ueberſetzungen für engliſche Ausdrücke ſuchte (wie z. E. für bull-baiting, welches eine Ochſenhetze und kein Stiergefechte iſt u. a. dergl.) und dann könnte er ſich ſchmeicheln, ein Werk geliefert zu haben, das niemand entbehren könnte, der eine genauere Kenntniſs von England zu haben wünſcht. Es würde volle 100 Seiten weniger einnehmen, und das Beſte und Vollſtändigſte dieſer Art ſeyn, was wir über irgend ein Land haben.

Leipzig, b. Cruſius: *Briefe über die Inſel Angleſea, vorzüglich über das daſige Kupferbergwerk und die dazu gehörigen Schmelzwerke und Fabriken.* Von *Auguſtin Gottfried Lentin* etc. Mit 3 Kupfertafeln. 1800. 158 S. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. hat ſich mehrere Jahre auf dem Kupferbergwerke der Inſel Angleſea aufgehalten, und giebt dieſe Briefe vorzüglich darum heraus „weil die metallurgiſchen Operationen Aufmerkſamkeit verdienen, mit welchen man hier, aus Erzen, die man in unſerm Vaterlande nicht fähig dazu hält, das Metall in einer Vollkommenheit darſtellt, die ihm den erſten Platz unter allen Kupferſorten verſchafft hat."

Zuerſt giebt er eine allgemeine Beſchreibung der Inſel, nach welcher ſie auf ungefähr 20 deutſchen Quadratmeilen über 70,000 Seelen enthält, und Korn ſowohl als Hornvieh in beträchtlicher Menge ausführt. Die Geſchichte derſelben iſt kurz, gehört aber eigentlich in die Geſchichte von Wales, wovon dieſe Inſel einen Theil ausmacht und mehrentheils gemacht hat.

Sir Nicholas Bayley, Vater des gegenwärtigen Grafen von Uxbridge, verpachtete auf 21 Jahre, an eine Geſellſchaft von Schmelzern aus Liverpool, gewiſſe Bleybergwerke, mit der Bedingung, daſs ſie den Parisberg mit in Pacht nehmen und auf Kupfer arbeiten ſollten. Auf dieſe Art ward 1768 dieſes wichtige Werk entdeckt, das jährlich über 60,000 Centner Kupfer liefert. — Nachdem der Vf. eine ſehr fehlerhafte Art des Grubenbaues beſchrieben hat, kommt er auf die Zubereitung des Erzes, worin denn die Engländer groſse Vortheile vor uns voraus haben. Er beſchreibt nach den beygefügten Kupfern ihre Röſtſtätten und zeigt, wodurch ſie beſſer ſind, als die in Deutſchland gebräuchlichen. Noch umſtändlicher beſchreibt er die in der Folge erfundenen coniſchen Roſtöfen, deren es jetzt 45 auf der Inſel giebt, die man aber noch vermehrt. Das gewonnene Rohkupfer wird hierauf nach Flintſhire geſchafft, wo man es ferner bearbeitet und raffinirt. Auch hier werden mancherley Vortheile angegeben, die den Engländern eigenthümlich ſind. Einen Auszug aus dieſen Nachrichten und Beſchreibungen zu geben, erlaubt der Umfang dieſer Anzeige nicht; auch ſind die erklärenden Kupferſtiche ſchlechterdings zur Deutlichkeit nöthig. Aber zu wünſchen wäre es allerdings, daſs man in Deutſchland die Sache beherzigte, und zuſähe, wie weit die Behandlungsart verbeſſert werden könnte.

Im J. 1785 trat dieſes Bergwerk mit denen in Cornwall in Geſellſchaft, und es ward ausgemacht, den gröſsten Theil der Erze beider Bergwerke für den Durchſchnittspreis von 65 Pf. St. die Tonne (d. h. ſo viel Erz, als zu einer Tonne Kupfer erfoderlich iſt), und das Kupfer gleichfalls im Durchſchnitt zu 79 Pf. St. zu verkaufen. Man blieb aber dabey nicht ſtehen, ſondern trieb den Preis immer höher hinauf, wobey beide Theile ſich gegenſeitig unterſtützten. Im J. 1798 bezahlte die oſtindiſche Compagnie das Kuchenkupfer mit 108 Pf. St. und Bolton muſste 1 Jahr nachher für die nämliche Gattung von Metall 124 Pf. St. bezahlen. Von 1790 bis 1798, alſo in 9 Jahren, hat England ausgeführt an Metallwaaren aus Kupfer 1,211,467 Centner, deren Werth insgeſammt 6,035,529 Pf. St. beträgt. Die Conſumtion im Lande ſetzt der Vf., in dem nämlichen Zeitraume, auf die Hälfte. Seitdem aber iſt dieſer Handel etwas geſunken, und ein groſser Theil der Kupfergruben in Cornwall ſtehen auf Zubuſse, weil ſie nicht mehr ſo ergiebig ſind, wie ehemals, weil der Preis der Arbeiter ſehr geſtiegen iſt, und weil die Dampfmaſchinen, durch welche die Waſſer gewältiget werden, einen ungeheuern Kohlenaufwand erfodern.

SCHÖNE KÜNSTE.

Freyberg, in Commiſſ. der Craziſchen Buchh.: *Neues Zeichen und Stickerbuch* enthaltend 16 Kupfertafeln mit feinen nach der Natur ausgemalten Blumen, gezeichnet von *Lück*. Erſte Sammlung ohne Text. gr. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Hälfte der Kupfertafeln enthält bloſs Umriſſe von Blumen; auf den übrigen findet man eben dieſe Blumen ausgemalt, mit hellen Farben und einer fertigen Hand. Die Ausführung iſt, in Betrachtung, daſs es Vorſchriften für Anfänger ſeyn ſollen, etwas zu flüchtig. Das Roſenbouquet und ein anderes, worin eine Tulpe und Aurikeln ſind, ſcheinen uns am beſten gerathen.

* * *

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Beicht und Communionbuch*, von *M. J. Ch. Förſter*. 4te Aufl. 1800. 176 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 14. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) LONDON, b. Cadell und Davies: *Conſtantinople, ancient and modern, with excurſions to the ſhores and Islands of the Archipelago and to the Troad,* by *James Dallaway*, etc.

2) CHEMNITZ, b. Taſché: *Dallaway's Reiſe nach Conſtantinopel und die umliegende Gegend.* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Das bisherige, als Beſchreibung der Türkiſchen Hauptſtadt, wo ſich der Vf. lange genug verweilt hatte, um hinlängliche Beobachtungen anzuſtellen und Notizen zu ſammeln, iſt der intereſſanteſte Theil des Werks. Mit dem X. Abſchnitt beginnt die *Reiſe nach Anadoly.* In dieſer wechſeln die Scenen eigener Beobachtung ſeltener mit den bloſs geſammelten Nachrichten über das Alterthum der bereiſten Gegenden, und mit ſolchen Beſchreibungen von ſchönen Ausſichten, welche zwar des reiſenden Engländers für dergleichen Gegenſtände offenes Gemüth charakteriſiren, für den Leſer aber unbefriedigend bleiben. Man wundert ſich, in der Reiſe eines Arztes keine Beſchreibungen von Gegenſtänden der Naturkunde, bey merkwürdigen Gebirgen nichts von phyſikaliſchen Beſtimmungen der Höhen, der verſchiedenen Producte u. dgl. zu finden. Er hatte nicht einmal einen Thermometer bey ſich. S. 373. Man erſtaunt, von ihm als Theologen faſt nirgends Gegenſtände der Bibelforſchung und der Kirchengeſchichte aus eigenen Anſichten jener Gegenden beleuchtet zu ſehen. Die Reiſe geht über *Nikomedri*, *Nicaea*, *Bruſa*, den *Olympus*, *Apollonia*, *Magneſia*, *Smyrna*. Hier lebte noch *Fra Luigi di Pavia*, ein Franziskanermönch aus Padua, welcher 27 Jahre vorher das Spital St. Antonio auf eigene Koſten geſtiftet hatte, zum Dienſt der Kranken darin ſelbſt ſein möglichſtes thut, und dem man (S. 328.) „*den Gebrauch des mit Oel getränkten Hemds gegen die Peſt* zu danken hat, das nach ſeiner Erfahrung wenigſtens öfter als andere Mittel hilft. Er rechnet, ungefähr zwey Drittheile aller ſeiner Kranken gerettet zu haben.“ Unterſuchungen über die Ruinen von *Epheſus* und *Miletus*, ohne eigene Ausbeute. Doch ſind überall andere Reiſe-Erfahrungen eingemiſcht, welche den Leſer in Aufmerkſamkeit erhalten. Von Trogyllium ſchifft der Vf. in drey Stunden nach *Samos* über. *Tejos*, die Vaterſtadt Anakreons, in welcher jetzt nicht einmal mehr Wein zu bekommen war — ſoll von den Türken Bodrun genannt werden S. 305. Wir würden den Namen Teji eher unter dem benachbarten *Sejejek* zu finden glauben, da die Neugriechen und Türken gerne S für T ausſprechen. Bey den Anekdoten von *Tſchesme* bemerken wir, daſs der Ueberſetzer beſonders in den ſpätern Abſchnitten viele Notizen und Nachweiſungen wegliefs, welche für den Leſer, der nicht bloſs zur Zeitverkürzung leſen will, inſtructiv wären. Wir würden ihm dagegen mehrere ſeiner überflüſſig witzigen Noten wie S. 382. 384. 387. gerne zurückgeben. — Peyſſonels Nachricht, die Ruſſen ſeyen 1770. zum Verbrennen der Türkiſchen Flotte auf dieſer Rhede (bey dem Cyſſus der Alten, wo einſt die Römer des Antiochus Flotte beſiegten) ohne Plan durch Zufall und eigene Noth gezwungen worden, weil ſich Spiritow's Admiralſchiff, welchem das Steuer weggeſchoſſen war, nicht mehr retten konnte, und von der Mannſchaft ſelbſt in Brand geſteckt werden muſste, wird hier wieder in Erinnerung gebracht. — Die Zeichnung bey Pococke von „Homers Schule“ auf *Chio* muſs nach S. 326. ſehr unrichtig ſeyn, da ſie ſelbſt Dallaway's Patriotismus nicht rechtfertigen kann. — Die Reiſe geht über Smyrna rückwärts nach *Pergamus* und die verſchüttete Gold- und Silberminen von *Nymphäum*, auf die Inſel *Mitylene* (Lesbos) und endlich nach *Alexandria Troas*, jetzt *Eski Stambul*, wo nach ſo vielen neuen Nachforſchungen und Widerſprüchen man vom Vf. unpartheyiſch genaue Unterſuchungen der ſtreitigen Punkte wünſcht, aber vergeblich ſucht. Seinem Riſs von Troas iſt nicht einmal eine Scala, und eine Bezeichnung der Himmelsgegenden beygefügt. „Eine Reihe von fünf Hügeln an dem entfernten Horizont hin, ſagt das Original S. 340., iſt mehr als irgend ein anderer Beweis fähig, uns von dem Trojaniſchen Krieg zu vergewiſſern.“ Was können denn dieſe Hügel beweiſen, welche nichts von uralten Ueberreſten in und an ſich haben, und mehr nicht ſind, als was der antiquariſche Reiſende daraus macht? So viel als die *Scaea porta*, welche *D.* bey dem Hügel von Bunarbaſchi dort geradezu hinzeichnen lieſs? Durch dergleichen Data, und dann durch bloſse Verſicherungen von der topographiſchen Genauigkeit der Iliade iſt *Bryant* nicht zu widerlegen, auch wenn jeder Reiſende neue „*tumuli*“ entdeckt, ſie zu Grabhügeln umſchafft, und ihnen nach Belieben die Namen homeriſcher Helden beylegt. Selbſt nach den neueſten Forſchungen in der Reiſe nach Troas oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zuſtand von *Lechevalier*, nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet vom Profeſſor *Lenz* (Altenburg 1800.) hat man noch keine anders als nach dem Augenmaaſs entworfene Karte von Troas ſ. Allg.

geographiſche Ephemeriden im Decemb. 1800. S. 404. und doch wird aus dem genauſten Zuſammentreffen der Topographie in der Iliade mit der jetzigen Lokalität argumentirt, daſs ſich jener alte Dichter (oder jenes Dichterchor?) zwar in der Geſchichte dichteriſche Freyheiten erlaubt habe, aber in den Ortsbeſtimmungen äuſserſt genau geweſen ſey, und ſich an die noch vorhandenen Situationen völlig anſchlieſse. Wohl mag man zur Schutzwehr für ſolche Argumentationen die Stelle des Plinius wählen: *Reverere gloriam veterem et hanc ipſam ſenectutem, quae in homine venerabilis, in urbibus* (oder gar *in qualibuscunque urbium veſtigiis!*) *ſacra eſt. Sit apud te honor antiquitati, ſit ingentibus factis, ſit fabulis quoque. Nihil ex cujusquam dignitate, nihil ex libertate, nihil etiam ex jactatione decerpſeris. Epp. L. 8. ep. 24.* Wie? wenn vieles, was man für Reſte des uralten Troja hält, ſich durch die Notiz auflöſste, welche *D.* am Schluſs ſeiner Beobachtungen im XXIII. Abſchn. nur wie verloren hinwirft: daſs nämlich K. Conſtantin, ehe er Conſtantinopel bauete, zwiſchen dem neuen Ilium (Alexanders) und dem ältern (welches *D.* immer Troja nennt) den Umkreis zu ſeiner Hauptſtadt abgeſteckt, und bereits manche Thürme und Mauern erbaut hatte, welche man, nach den Byzantiniſchen Schriftſtellern, von der See her ſehen konnte. Wenigſtens gehört eine groſse Doſis von Glauben dazu, wenn man mit *D.* (S. 349. im Original — denn der Ueberſetzer hat hier überflüſſige Zuſätze ſich erlaubt!) ſagen will: „die (ſogenannten) *Grabhügel* zwiſchen dem Rhäteiſchen und Sigeiſchen Vorgebirg und die *Vorpoſten* (!) des griechiſchen Lagers ſeyen von allen Beweiſen, welche *Lechevalier* angegeben, für die genugthuendſten zu halten.“ In einer Gegend, wo ſchon unter Alexander und alsdann unter den Römern ſehr bevölkerte und begünſtigte Städte angelegt worden ſind, und wo man ſogar vor 14 Jahrhunderten den Anfang gemacht hatte, eine groſse Stadt zu bauen, will man noch Hügel und Vorpoſten erkennen von einem Lager, welches wenigſtens noch 16 Jahrhunderte früher dort geſtanden haben ſoll? Rec. wundert ſich, daſs man nicht, wie von der Arche Noah, noch Ueberreſte von den griechiſchen Barken entdeckt hat. — Von Kumkaleh, dem Landungsplatz bey Ilium, fuhr *D.* in vier Stunden nach *Tenedos* hinüber. — Nach der Zurückkunft in Conſtantinopel folgen noch Abſchnitte von *der griechiſchen und armeniſchen Kirche*, und etwas von *Türkiſcher Literatur*. Juden und Armenianer haben noch *Druckereyen* zu Conſtantinopel. Als erſter Druck von jenen wird angezeigt ein hebräiſches Lexicon von 1488. (S. 383.) 1646. wurde der Pentateuch hebräiſch, chaldäiſch, perſiſch und arabiſch gedruckt. Das erſte Jahr der *Türkiſchen Druckerey* iſt 1726. In einer dort gedruckten Geographie von Weſtindien kommt eine Inſel *Wak Wak* vor, wo die ſchönſten Mädchen auf den Bäumen wachſen, nur aber etwa durch Sturm oder Schiffbruch Männer anlanden. Wird durch dieſe allzu ſeltene Ankommlinge eine ſolche niedliche Baumfrucht gepflückt, ſo duftet ſie zwar die lieblichſten Gerüche, lebt aber höchſtens noch zwey Tage. Auf alle Fälle ein intereſſanter Mythos. — Der letzte Türkiſche Druck iſt die *Osmaniſche Geſchichte bis auf Abdulhamid* herab. Ihr Vf. iſt Raſchid Effendi. Im Druck wurde ſie zwiſchen 1784 und 1788 fertig. Hat ſie wohl *D.* in ſeiner Geſchichte der Osmanen, welche gleiche Ausdehnung hat, benutzt? — Im letzten Abſchnitt beſchreibt *D.* das *Neugriechiſche*, die Ρωμαικα, im Gegenſatz gegen das Altgriechiſche, die Ἑλληνικα, nebſt einigem von den Eigenthümlichkeiten der Neugriechen. Auch einige *neugriechiſche Lieder* werden hier, nach ihrer Ausſprache, mitgetheilt.

Durch Druckfehler iſt die Ueberſetzung ſehr entſtellt. So ſteht S. 2. Gillius, ſt. Gillies. S. 4. Lauſter ſt. Cayſter. S. 11. D'Arrieux ſt. d'Arvieux. S. 13. Toaderini ſt. Toderini. Sandy ſt. Sandys. S. 21. Druſa ſt. Douſa. u. dgl. m. Der Ordnung hat zwar der Ueberſetzer bisweilen nachzuhelfen geſucht, im übrigen aber iſt ſeine an ſich lesbare Arbeit ſo wenig genau, daſs man ſie zu keiner eignen Prüfung des Inhalts mit einiger Sicherheit gebrauchen kann. Durch dergleichen Ueberſetzungen erhält Deutſchland nicht den Vortheil, die Literatur anderer Nationen bey ſich zu vereinigen, ſondern bloſs tauſend Veranlaſſungen zu Irrthümern und Miſsverſtändniſſen. Aus der Menge bedeutender Ueberſetzungsfehler nur folgende, die dem Rec. zunächſt auffielen. Die *reicheren Griechen*, ſagt *D. are, with every limited exception, only leſs ignorant than their maſters*, d. i. ſie ſind, *mit Ausnahmen, welche ſich von ſelbſt verſtehen, nur minder* unwiſſend, als ihre *Beherrſcher*. Der Ueberſ. „ſie ſind *aufs höchſte nur etwas* weniger unwiſſend als ihre *Herrn*.“ — Den *Baron Tott* charakteriſirt *D.* in Lob und Tadel ſehr fein. *The ſprightly egotisms of B. de Tott, his apparent disregard of truth and his love of exciting ſurpriſe, have depreciated in the public eye the value of his ſketches of that ſingular nation, with which he was ſo intimately converſant.* Der Ueberſetzer verwandelt dieſs Urtheil in eine ungerechte Verurtheilung. „der B. v. T. hat durch... *ſeine wenige Wahrheitsliebe* (ſt. ſeine *anſcheinende* Verachtung der Wahrheit)“ u. ſ. w. S. 14. ſchreibt *D.* dem *Sir James Porter obſervations replete with entertainment and good ſenſe* zu; der Ueberſetzer *wichtige* (ſt. wohl überlegte) unterhaltende Beobachtungen. S. 12. (der Ueberſ. 15.) iſt *a plan of examination practicable amongſt a more poliſhed people* nicht von Unterſuchungen zu erklären, welche unter einem cultivirteren Volke angeſtellt werden *müſſen*. Statt *müſſen* iſt *können* hier das unentbehrliche Wort. S. 13. *Petr. Gillius compiled two treatiſes of antiquities.* Der Ueberſ. S. 16. *P. G. fand* zwey Abh. — S. 20. *I ſpeak of it (the Seraglio) as a palace only, not as containing the ſpace of a city within his Walls.* S. 26. der Ueberſ. Ich betrachte es jetzt als einen Pallaſt, *nicht als eine Stadt von Pallaſten* (ſt. nicht in ſo fern es zugleich eine Stadt in ſeinen Mauern einſchlieſst.) S. 44. *the Viſier now in office is likewiſe an old harmleſs man, ſo that they may probably ſoon, ſit ſtate-ſtatues only.*“ S. 57. der Ueberſ. „und ſo wer-

werden sie endlich *bloſse Statiſten* werden.“ (ſt. ſo daſs ſie wohl bald in ihren Sitzungen nichts als *Staatsſtatuen* vorſtellen werden.) S 160. sagt der Ueberſ. von dem Seminarium für Dollmetſcher bey der Pforte, *Giovani di lingua* genannnt: „Eine Einrichtung, *deren Redlichkeit* gute Früchte bringen muſs.“ Wer kann hier Sinn finden? Soll etwa *Unredlichkeit* dabey vorgehen? Nein; der Vf. sagte: *a plan, which candour muſt allow to be replete with beneficial effects* und will alſo mit *Unpartheylichkeit* andeuten, daſs ein ähnliches Inſtitut auch für andere Geſandtſchaften gut wäre. Mehrere von dieſen Dollmetſchern ſprechen 7 bis 8 Sprachen flieſsend. S. 175. läſst der Ueberſetzer in einem Türkiſchen Pallaſt die Sonne durch *blecherne, polirte lange Strahlen ſinnreich vorgeſtellt ſeyn.* So *ſinnreich* iſt ſeine Ueberſetzung in tauſend Stellen. Das Original sagt nämlich: *curiously repreſented;* nicht aber durch *blecherne Strahlen* (ſo toll iſt ſelbſt der Türke nicht) ſondern: *by many luminated radiations on a large ſcale* d. i. mit vielen leuchtenden Strahlen an einer breiten Treppe.

Jena, b. Mauke: *Bourgoing's neue Reiſe durch Spanien* in den Jahren 1782—1793. *Dritter Band,* welcher Zuſätze und Verbeſſerungen zu den zwey Erſten enthält, überſetzt mit Anmerkungen von *Chr. A. Fiſcher.* 1800. 359 S. 8.

Bourgoing's und *Fiſchers* Reiſebeſchreibungen liefern unſtreitig die beſten Nachrichten, welche wir über Spanien haben. Deſto angenehmer muſs es ſeyn, hier die Nachrichten des erſten mit den Anmerkungen des letzten zu leſen. *Bourgoing* urtheilt äuſserſt billig über die Spanier, und man kann ihm eher vorwerfen, daſs er zu partheyiſch für, als gegen ſie, geſchrieben habe, worin er gewiſs eine ſeltene Ausnahme von ſeinen Landsleuten macht. Nach der Erſcheinung ſeiner Schrift glaubte man in Paris, er ſuche wiederum Geſandter am ſpaniſchen Hofe zu werden, denn es war bekannt, daſs Perignon ſchon längſt die Gunſt der Directoren verloren hatte; aber *B.* täuſchte ſich, man ſandte Guillemardet nach Madrid, den einzigen bedeutenden Redner im Rath der Fünfhundert, um dieſen zum Schweigen zu bringen. Das Original von *B's.* Reiſen in der Hand, hat Rec. einen anſehnlichen Theil von Spanien durchreiſet, und kann alſo die Richtigkeit ſeiner Urtheile im Ganzen bezeugen. Nur da findet man wohl eine kleine Abweichung, wo die Zierlichkeit einer Wendung einen etwas falſchen Anſtrich gab, oder wo der Vf. dem Reize nicht wiederſtehen konnte, eine Anekdote zu erzählen, die oft mehr ſchlieſsen läſst, als man ſoll. Die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände erlaubt nur einige Bemerkungen. *B.* ſagt, man könne mit Relais zwar koſtbar, aber ſchnell, reiſen, und *Fiſcher* ſetzt hinzu, er habe dieſes in ſeiner Abhandlung über die Arten in Spanien zu reiſen nicht erwähnt, weil er ſich keines Beyſpiels erinnere. Rec. weiſs ein paar Beyſpiele, wo die Reiſe von Cadix nach Bayonne auf eine ſolche Art gemacht wurde, und muſs *B.* beyſtimmen, daſs ſich vielleicht in keinem Lande ſo ſchnell reiſen laſſe. Nicht zu Vittoria allein, ſondern auch zu Miranda del Ebro werden die Koffer der Reiſenden durchſucht, und die erſte Viſitation bezieht ſich auf die Provinz Abava, die zweyte auf Caſtilien. Die Biscayiſche Munterkeit herrſcht zwar noch, beſonders unter den Weibern zu Vittoria, aber das Lob, welches der Vf. dieſem Orte giebt, rührt doch wohl von ſeiner perſönlichen Stimmung her. Deſto ſchlimmer, vielleicht zu ſchlimm kommt Burgos weg. Der Vf. bemüht ſich zu zeigen, daſs ſpaniſche Schafe in Frankreich gut gedeihen, und daſs Spanien dabey nichts verlieren werde. Trotz ſeinen Bemühungen, wird ihm dieſes kein Spanier glauben. Schade, daſs weder *B.* noch *F.* die Intriguen aufdecken, welche zur Geiſtesverwirrung des unglücklichen Danbey, der mit Malaſpina eine Reiſe um die Welt machte, und zum Arreſt des letzten viel beytrugen. Rec. kennt einige von dieſen Intriganten, doch iſt ihm noch manches zu verwickelt. Spanien hatte 1787. 10,263,150 Seelen, und unter den Provinzen war Gallicien am meiſten bevölkert, ungeachtet dieſes Land in der traurigſten Verfaſſung iſt. Aber der Grund dieſer Bevölkerung liegt nicht am Boden, der nach *B.* aller *Cultur* fähig ſeyn ſoll, aber es wirklich nicht iſt, noch an der Abſchaffung der Meſta, ſondern an den Auswanderungen der Einwohner. In groſsen Haufen ziehen die fleiſsigen, guten Bewohner dieſes Landes, nach andern Provinzen von Spanien, beſonders aber nach Portugal, und kehren faſt immer, wenn ſie ſich etwas erworben haben, in ihr Vaterland zurück, wo ſie von dem, was ſie ſich erſparten, oft bequem leben. Daſs, ſolcher Auswanderungen ungeachtet, ein Land ſehr bevölkert ſeyn könne, ja daſs dieſes oft die Urſache der Bevölkerung ſey, beweiſen Auvergne in Frankreich und die Provinz Entre Douro è Minho in Portugal: die Gallicier, ſo wie die Nord-Portugieſen ſind überdieſs ein vortrefflicher Schlag von Menſchen. *B's.* Nachrichten von der Spaniſchen Literatur haben durch den Ueberſetzer ſehr gewonnen. Vorzüglich intereſſant ſind die Nachrichten, welche *B.* von manchen Miniſtern und andern Männern von Einfluſs giebt, die er in ſeiner Lage genau konnte kennen lernen. Ueber Cabarrus muſs Rec. noch folgendes hinzuſetzen. Er ging im Winter 1797 als aufſerordentlicher Geſandter nach Paris, nachdem Perignon zurückberufen war. Er miſsfiel ſogleich den Directoren ſo ſehr, daſs man ſogar ſagte, er ſey arretirt worden, gewiſs aber iſt es, daſs er ſogleich zurückberufen wurde, und daſs man es in Spanien nicht wagte, ihn wieder am Hofe erſcheinen zu laſſen. Sobald die Sachen in Frankreich eine ganz andere Geſtalt angenommen hatten, kehrte auch Cabarrus nach Madrid zurück, und wurde wiederum zu Geſchäften gebraucht. Das Spaniſche Militär iſt nach *B's.* Nachrichten, und wie der Augenſchein lehrt, noch immer in einem ſchlechten Zuſtande. Rec. glaubt, daſs der gemeine Soldat ſich mit dem Portugieſiſchen nicht meſſen könne, doch mögen die Spaniſchen Officiere beſſer ſeyn. Die Nachrichten von der Verwaltung einiger

niger Spanischer Colonien sind gleichfalls sehr interessant. Beyläufig lobt er die Behandlung der Negersklaven in den Spanischen Colonien. Rec., der viele Reisende, welche in Amerika gewesen waren, gesprochen hat, hörte einstimmig das Lob der Spanier in dieser Rücksicht. Sie behandeln unter allen Nationen die Negersklaven am menschlichsten. Ihnen folgen zunächst die Portugiesen, dann die Holländer, endlich die Engländer, welchen vormals die Franzosen nichts nachgaben. Die Nachrichten über die Anhänglichkeit der Spanier an ihr Kirchensystem enthalten manche lustige Anekdoten, die sich leicht vermehren liessen. Dogmatische und casuistische Schriften werden nirgends so allgemein gelesen als in Spanien; sogar Officiere sah Rec. sich damit beschäftigen. Was für ein Unterschied zwischen dem Spanier und dem gutmüthig toleranten und leichtsinnig religiösen Portugiesen! Ueber die schwimmenden Batterien, welche vor Gibraltar gebraucht wurden, findet man einige Nachrichten zur Entschuldigung Darçons, wie sich erwarten läst. Darçon war zwar ein vortrefflicher Kopf, aber auch solche verrechnen sich. Ueber Valencia und Catalonien liefet man in diesen Zusätzen Nachrichten auf der letzten Reise des Vf. durch diese Länder gesammelt. Mit vollem Herzen unterschreibt Rec. den letzten Ausruf des Vf. wenn er auf die ganze Halbinsel ausgedehnt wird: O die Nation braucht nur geleitet zu werden, und ihre vortrefflichen Anlagen werden sich von selbst entwickeln!

SCHÖNE KÜNSTE.

EISENACH, b. Wittekind: *Die Winterabende am Kamin* von *Franke*. *Erstes Bändchen*. 1801. 208 S. 8. (12 gr.)

„Diese Erzählungen (sagt der Vf. im Vorbericht) „sind Erzählungen aus dem häuslichen und gesell„schaftlichen Leben, die bey den langen Winterabend„den, wenn der Wind heulte, und das Schneegestö„ber an die Fenster schlug, am wärmenden Kamin „von Freunden angehört wurden. Der Abend im Win„ter war zum Lesen bestimmt. Müde der vielen Rit„ter- und Geister-Geschichten entschlofs ich mich, das, „was ich hin und wieder erzählt hatte, aufzusetzen, „und für den Druck zu bearbeiten. So entstanden „diese Winterabende am Kamin.“

Um Verzeihung, Hr. *Frank!* Fast sollte man doch glauben, dafs sie etwas anders entstanden wären. Nicht das, was sie vorher selbst erst beobachtet, gehört, oder erfunden und Freunden bereits *erzählt*, sondern was sie selbst *gelesen* haben mochten, — das ward von Ihnen nicht etwa *erst zum Druck bearbeitet*, sondern *vom schon Gedruckten abgeschrieben*, und höchst überflüssig dem Druck von neuem übergeben; nicht über Ihr Eigenthum haben Sie hier, sondern über *fremdes*, geschaltet. Diese Anklage klingt hart; aber man nehme nur *Starkens Gemälde aus dem häuslichen Leben* zur Hand; man vergleiche aus deren IIten Theile die *beiden Alten* mit der hier so gefirmelten *belohnten Tugend*, S. 114. aus dem IVten Bändchen die *Hochzeitfeyer und den jungen Wanderer*, hier umgetauft in *eine Hochzeit, wie wenige gefeyert werden*, und die *unerwartete Freude* (S. 131. und 144.): so wird man alsbald das *Corpus delicti* finden; wird finden, dafs in diesen drey Erzählungen dem Hn. Frank auch nicht ein einziger Zug eigenthümlich gehört; dafs er die ganze Reihe der Begebenheiten und Aeufserungen dort schaamlos raubte, ja dafs er oft ganze Perioden wörtlich abschrieb. Die *Schramme im Gesicht und Händen* S. 131. und der *Geburtstag* S. 173. sind nicht ganz so buchstäblich, doch gleich unverkennbar, aus der IIten Starkischen Sammlung entwendet worden.

Nachzuforschen, woher die andern Stücke abgeschrieben wurden, fand Rec. nicht erst nöthig. Dafs sie es sind, zeigt schon die auffallende Ungleichheit ihres Stils, und der so eben geführte fünfache Beweis. Der Grundsatz der bürgerlichen Gerechtigkeit: diejenige Kiste mit Waaren, wo mehrere offenbar geraubte Artikel sich vorfinden, so lange als *verfallen* zu betrachten, bis das Eigenthum der übrigen erwiesen wird, ist billig auch auf die literarische Gerichtspflege zu übertragen. Augenscheinlich aber ist, dafs Hr. *Fr.* nicht alle Stücke von noch so guten Autoren, als *Starke* ist, erborgt habe. Denn der zweyte Aufsatz, *Träumereyen* betitelt, ist ein so zusammengeflicktes, schaales, wahrscheinlich aus einem Pseudo-Robinson entlehntes Machwerk, dafs wir uns kaum erinnern, je etwas elenderes gelesen zu haben. Uebrigens ist wohl kein Zweifel, dafs ein Plagiat *dieser* Art selbst dem Nachdruck noch an Nichtswürdigkeit vorangehe. Der Nachdrucker gesteht wenigstens aufrichtig, dafs er mit fremden Gute sich behänge; und kann allerdings zur gröfsern Celebrität des Beraubten etwas beytragen. Aber ein solcher — Herausgeber spielt den Räuber und den Heuchler zu gleicher Zeit, und kann doch wohl zuweilen den wahren Vf. um die ihm gebührende Ehre, wenigstens hier und da, bringen.

* * *

MAGDEBURG, b. Keil: *Predigten für Familien zur Beförderung häuslicher Tugend und Zufriedenheit* von *C. G. Ribbeck*. 2te Sammlung. 1800. 192 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 320.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. März 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Wien, b. Camesina: *Preisfrage: ist die Durchbohrung der Hirnschale bey Kopfverletzungen nothwendig oder nicht? wann und wo ist sie es, und in welchem Verhältnisse steht diese Operation mit dem glücklichem oder unglücklichen Ausgange gedachter Verletzungen?* Beantwortet von *Jos. Louvrier*, Kaiserl. Stabs-Feldarzte.

2) Ebendaselbst: *Preisfrage: ist die Durchbohrung* u. s. f. beantwortet von *Christ. Ludw. Mursinna*, Preuss. Generalchirurg.

Beide zusammen unter dem Titel:

Abhandlungen über die Durchbohrung des Schädels (Trepanatio cranii) als Beantwortung einer von der K. K. Josephinischen medic. chirurg. Akademie zu Wien im Jahre 1798. aufgestellten Preisfrage. Gekrönt 1799—1800. 107 S. 4. (1 Rthlr.)

Es ist unstreitig ein sehr preiswürdiger Gegenstand, welchen die Josephinische Akademie hier zu ihrer Aufgabe gewählt hat, weil er von äusserster Wichtigkeit, noch sehr streitig ist, und der unselige Krieg gerade wieder eine Menge zur Prüfung derselben dienender Fälle geliefert hat. Besonders ist die erste Beantwortungsschrift, welcher die Akademie auch den ersten Preis zuerkennt, des Preises würdig. Bekanntlich haben *Richter*, *Schmucker* und *Desault* den Gebrauch des Trepans sehr eingeschränkt, und seit Kurzem schien es sogar Mode zu werden, mit Bekanntmachung solcher Kopfverletzungen, die ohne Trepanation geheilt wurden, oder vielmehr heilten, den Heilkräften der Natur seine Ehrerbietung bezeigen zu wollen. Schon *Quesnay* sagte sehr richtig, dass dergleichen Beobachtungen einen sehr seichten Nutzen haben, weil sie durch ungleich zahlreichere und wichtigere Beobachtungen widerlegt werden, nur Kinder des Zufalls sind, die ganz von der Regel abweichen, so ausser der Ordnung und so schwer zu bestimmen sind, dass man sie nicht einmal als Ausnahmen betrachten kann. Diese Preisschriften sind jenen Grundsätzen nun so entgegengesetzt, dass sie in diesem Kapitel der Chirurgie eine neue Epoche machen.

Herr *Louvrier* hat seine Beantwortung philosophischer geordnet, als, wie der erste Blick zeigt, die Aufgabe selbst gestellt war. Im *ersten* Abschnitte handelt er von den *Bedingungen, welche das Verhältniss der Trepanation zu ihrem Erfolge bestimmen; im zweyten von den Bestimmungsgründen der Trepanation nach Verschiedenheit des Verletzungszustandes, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Zeit ihrer Anwendung.* Das dritte Hauptstück im ersten Abschnitte ist der Angel, um welchen sich die ganze Beantwortung dreht, nämlich eine Widerlegung des als Norm aufgestellten Lehrsatzes, erst bey Erscheinung der Zufälle die Trepanation vorzunehmen. In diesem spaten Zeitraume kommt die Hülfe fast immer zu spät, und so ist die Befolgung dieser Norm nicht nur oft die Ursache des tödlichen Ausganges solcher Fälle, sondern auch die Ursache des Rufes von grosser Gefährlichkeit, in welchen die ganze Operation gerathen ist. Von 20 Kranken, die der Vf. wegen Hirnschalbrüche *vor* Erscheinung schlimmer Zufalle trepanirte, starb ihm auch nicht einer, obgleich sich mehrere von ihnen in ungünstigen Umständen befanden, z. B. auf offenen Schiffen bey schlechtem Wetter, und wieder auf schlechten Wägen über Felsenstrassen transportirt werden mussten. (Etwas zu sicher scheint der Vf. doch die Operation zu machen. So giebt er an, dass es der ungewandtesten Hand unmöglich würde, ausser der Gegend der Suturen die harte Hirnhaut mit dem Trepan zu verletzen, weil sie durch die angewandte Gewalt schon vorher abgetrennt sey. Wenn man aber, wie der Vf. will, auch bey sehr leichten Kopfverletzungen trepaniren soll: so dürfte man doch wohl manchmal auf Fälle stossen, wo diese Abtrennung der Hirnhaut nicht eingetreten wäre. Sollte ferner nicht auch die mit dem Trepaniren verbundene Erschütterung auf das geschwächte Gehirn manchmal nachtheilig wirken? So wenig solche Umstände bey *wirklich vorhandener* Nothwendigkeit der Operation in Betracht kommen dürfen: so sind sie doch bey einer nur *möglich entfernten* Nothwendigkeit derselben beherzigungswerth.) — Nach diesen Grundsätzen giebt es nun der im *zweyten* Abschnitte einzeln aufgeführten Fälle, welche die Trepanation erfodern, sehr viele. Auf der Stelle erfodern sie alle *Schädelbrüche*, deren Ränder nicht weit genug von einander stehen, dass die Feuchtigkeiten ungehindert ausfliessen und vorhandene Splitter herausgenommen werden können. Wenn sich ein Bruch über eine Sutur erstreckt, und nur an einer Seite derselben eine hinlänglich grosse Oeffnung ist: so muss sie an der andern Seite auch gemacht werden, und zwar durch den Trepan. Der Vf. trepanirte alle eindringenden Hirnschalbrüche und Eindrückungen auf der Stelle, und fand immer Nebenverletzungen, immer die harte Hirnhaut unter denselben mehr oder weniger abgerissen, nicht selten Ergiessungen, am öftersten aber ganz oder halbabgerissene Splitter der innern Tafel. Bey *Spalten* ist

ſchnelle Trepanation noch nöthiger, weil ſie gar keine Oeffnung geben, eben ſo in dieſem Falle die *Schedelbrüche mit Eindruck*, auch bey Kindern, wenn ſie in der Gegend der groſsen Blutbehälter ſind. Ferner bey allen *eindringenden Hiebwunden im Felde*, wo ſie meiſtens durch ſtumpfe Säbel beygebracht, und deshalb mit Zerſplitterungen der innern Tafel verbunden ſind. Eben ſo bey *Stichwunden des Schädels und Schuſswunden des Kopfes*, wenn auch bey letzten der Schedel nicht ſichtlich verletzt, ſondern nur entblöſst iſt. Für die ſpätere Trepanation ſtellt er als Geſetz auf, dafs bey allen übrigen Kopfverletzungen, wo die Hirnſchale weder gebrochen noch eingedrückt, weder durchſtochen noch durchhauen iſt, nur dann zur Trepanation geſchritten werden könne, wenn Zufälle von innerer Verletzung entſtehen. — Die meiſten Sätze hat der Vf. mit Fällen aus ſeiner eigenen Erfahrung belegt. Hierzu gab freylich die Militärpraxis viel Gelegenheit. Wenn aber dieſe Sätze auch allgemein angenommen werden ſollten: ſo werden ſie doch ſchweren Eingang in die Civilpraxis finden, indeſs doch jetzt ſchon viel Einfluſs auf die Behandlung gerichtlicher Fälle haben müſſen.

Herr *Murſinna* hat den Gegenſtand oberflächlicher behandelt, äuſsert aber in allen weſentlichen Punkten ganz dieſelben Grundſätze, ebenfalls nach vielfaltiger Erfahrung, hält auch die Trepanation an ſich für immer ganz unſchädlich u. ſ. f. Eigenthümlich oder von L. abweichend hat Rec. blofs folgendes gefunden. Als ein beſonderes Kennzeichen des Druckes auf das Hirn fand er immer eine beſondere Steifheit des Halſes, als wenn der Kopf an den Rumpf genagelt wäre. Auf dieſes Zeichen hin trepanirte er immer, und fand immer Extravaſat oder Eiter. — Wenn man die Pyramide nicht gebrauchen kann, giebt er der Krone dadurch einen feſten Gang, dafs er ſie anfangs in einem ſie genau umfaſſenden Ringe von Horn oder Pappe umherführt. — Sehr zweckmäſsig ſtellt er gleich zu Anfange die allgemeinen Indicationen zur Trepanation auf. — Ganz abweichend ſind beide in ihrer Meynung über die Nothwendigkeit, Depreſſionen bey Kindern zu trepaniren. *Louvr.* iſt der Meynung, dafs bey ihnen die Trepanation nie auf der Stelle nöthig wäre, und ſelten ſpäterhin, weil ſich die eingedrückte Stelle immer von ſelbſt wieder höbe, oder das Gehirn ſich an den Eindruck gewöhnte, (die Erfahrung zeigt dieſs nur *oft*, aber gar nicht *immer*), ſelten ein Bruch zugleich da ſey, und die innere Tafel nicht ſo leicht bey ihnen abſplitterte. In manchen Fällen würde man mit dem *Tire-fond* die Stelle wieder in die Höhe bringen können, und wenn eine Oeffnung wirklich nöthig geworden ſey: ſo würde er ſie, nach *Theden*, mit einem Stückchen Glaſe und einer Scheere machen. — *Murſinna* hingegen will auch die Depreſſionen der Kinder trepaniren, weil nach ſeinen beſonderen Beobachtungen der Kinderſchedel ſchon weit härter ſey, als man gemeiniglich glaubt. Das Abſchaben des Knochenſtücks durch Glas ſcheint ihm ein kindiſcher Vorſchlag zu ſeyn, und er ſieht den Nutzen deſſelben nicht ein, da man weit leichter, ſicherer und geſchwinder das niedergedrückte Knochenſtück durch den Trepan fortſchaffen könne. (Die erſte Methode hat den in die Augen ſpringenden Nutzen und Vorzug, dafs man durch ſie das niedergedrückte Stück fortſchafft mit geringerem Verluſte an Schädelſubſtanz, und geringerer Entblöſsung der Hirnhäute.)

Jedem denkenden Wundarzte muſs der Widerſpruch ſehr auffallend ſeyn, in welchem unſere Hauptſchriftſteller über die Anwendung einer andern Claſſe von Mitteln bey Kopfverletzungen unter einander ſtehen, nämlich über die Anwendung der *kalten und warmen* Umſchläge. Möchte doch auch dieſer Gegenſtand aufs Neue unterſucht werden!

1) Freyberg, in der Craz. Buchh.: *Kurze Anweiſung zur Kunſt des Verbandes zum Gebrauche der jungen Wundärzte in den Militärhoſpitälern;* von *Lombard*, Oberwundarzte und Lehrer am militäriſchen Unterrichtshoſpital (e) zu Straſsburg. Aus dem Franzöſiſchen. 1800. 152 S. 8. (10 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Chirurgiſche Klinik in Bezug auf die Wunden, als Fortſetzung der kurzen Anleitung zur Kunſt des Verbandes.* Von *Lombard.* Aus dem Franzöſiſchen. 1800. 245 S. 8. (16 gr.)

Von Nr. 1. haben wir das Original gleich nach ſeiner Erſcheinung in dieſen Blättern angezeigt. Was die vorliegende Ueberſetzung anlangt, ſo iſt ſie zwar, ſo viel wir ſie verglichen haben, treu, aber zu ſteif.

Bey Nr. 2. muſs man die Studirenden bedauern, die an einen ſolchen Lehrer verwieſen ſind, und muſs ſich ärgern, dafs auch für dieſes elende Geſchreibſel ſich wenigſtens Finger zum Ueberſetzen fanden. Rec. erinnert ſich lange nicht, ein in jeder Hinſicht ſo elendes Buch geleſen zu haben. Zuerſt wird auf zwey Bogen viel darüber geſchwatzt, dafs man die äuſsern Heilmittel, Balſame etc. zu ſehr vereinfacht habe, und dann ein Taſchenbefteck beſchrieben, in welchem ſich z. B. auch eine ſpitze Sonde befindet, mit welcher man bey dem Bruchſchnitte die Gedarme durchbohren ſoll, wenn ſie von Luft zu ſehr ausgedehnt ſind. Dann ſind die einfachen und complicirten Wunden im Allgemeinen und die des Kopfs, der Bruſt und des Unterleibes ins beſondere abgehandelt, aber ſo, dafs man ſich immer um ein Jahrhundert zurückgeſetzt glauben würde, wenn nicht der republikaniſche Stolz, und die ekelhafteſten Invectiven gegen die Engländer das wahre Zeitalter des Vf. oft genug wieder in das Gedachtniſs riefen. In der Hoffnung, doch endlich auf intereſſante Bemerkungen zu ſtoſsen, wozu der Felddienſt ſo viel Stoff gab, hat Rec. geduldig das Buch durchgeleſen. Verwerfung der Bauchnath, Behandlung der Schuſswunden mit erſchlaffenden Mitteln, und in der Regel ohne Einſchnitte, und Behandlung des Hoſpitalbrandes mit reizenden und nährenden Mitteln. Hier hat der geneigte Leſer den ganzen Befund! Uebrigens iſt das Ganze faſt

ein Geschwätz der gröbsten Humoralpathologie. Der Vf. macht sich darüber lustig, dass die Entzündung von einem Nervenreize entstehen sollte, da sie doch ursprünglich aus der Verstopfung der Gefäfse durch *dicke, erhitzte, brennende und vertrocknete Säfte entsteht. Diese versinken oft in eine brennende Ausartung, und entzünden, brennen und ätzen dann durch ihre glühenden, von selbst entstandenen, Bewegungen mit einer unbegreiflichen(!!) Thatigkeit. Ihre Verschlimmerung steigt so hoch, dass sie die festen Theile angreifen und zerfressen, als wollten sie sich von ihnen ernähren, indessen sie nur auf ihre Zerstörung abzwecken.* (S. 88.) Nach dieser Probe wird man es sehr begreiflich finden, dass der Vf. auf die *englische Belehrung*, die Eiterung sey eine besondere Absonderung, tief herabsieht. Es wären ja die Gefäfse verstopft, und so könnten sie nichts absondern; auch könnten ja (wenn man von Reforbtion keinen Begriff hat) die Höhlungen nur durch Zerschmelzung der festen Theile entstehen! Den *lügenhaften Entdeckungen der Engländer sollte man den Eingang in Frankreich versagen* (S. 92.) und an einer andern Stelle (S. 90.) eifert er gegen seine Collegen, *die den verbietenden Gesetzen zum Trotze ihre Weisheit aus englischen Magazinen nehmen!!* In den Theorieen der Engländer findet er die *Absicht*, Verwirrung hervorzubringen, und ruft dann aus: *Hier (?) unterscheidet man den liebevollen (!) und sanften (!) Charakter der Franzosen, und dort erkennt man die Härte und Missgunst englischer Art!!* Vollends ekelhaft ist es nun noch, das Gezänk des Vfs. mit französischen Recensenten *übersetzt* zu finden.

Nürnberg, b. Stein: *Juville's Abhandlung über die Bruchbänder und andere bey Gebährmutterfenkungen, Aftervorfällen, künstlichen Aftern und Unenthaltsamkeit (?) des Harns anwendbaren Verbänden.* Aus dem Französischen. Nebst einer Vorrede von Hn. Professor *Schreger*. 1800. XX. und 138 S. 8. (Mit 14 kolor. Kupfern 3 Rthlr., mit schwarzen 1 Rthlr. 12 gr.)

Einzelne Theile des schon 1786 erschienenen Originals sind zwar schon jedem deutschen Wundarzte durch die Aufnahme derselben in mehrere deutsche Schriften bekannt, indefs, auffallend genug, fehlte uns noch eine Uebersetzung desselben. Bey der Wichtigkeit des Werks ist diese eine verdienstliche Arbeit. Wo der Vf. zu weitschweifig ist, sind zweckmäfsige Abkürzungen gemacht. — Die lückenhafte Geschichte der Bruchbänder hat der Uebersetzer in einem Anhange vervollständigt. (Eben so sehr hätte das sehr kurze Kapitel von den Mutterkränzen diefs verdient.) In der Vorrede theilt Hr. *Schreger* einige Fälle mit, in welchen die Kranken nur ein Bruchband vertrugen, dessen Pelote nach *Juville's* Art blofs auf den weichen Theilen ruhte. Ferner einige Einwürfe gegen *J's.* Nabelbruchband, mit einem sehr lehrreichen Falle, in welchem der Vf. vorzüglich durch ein Schnürleibchen dem Kranken half, der vergeblich eine Menge Nabelbruchbänder gebraucht hatte. — Die Kupfer sind äufserst sauber, sehr gut ist aber, dass auch schwarze Abdrücke geliefert werden, die eben so deutlich sind, und Manchem das Anschaffen des Buchs erleichtern werden.

PHILOLOGIE.

Hamburg, b. Villaume: *Holsteinisches Idiotikon*, ein Beytrag zur Volkssittengeschichte; oder Sammlung plattdeutscher alter und neugebildeter Worte (Wörter) Wortformen, Redensarten, Volk(s)-Witzes, Sprüchwörter, — Gebräuche, Spiele, Feste der alten und neuen Holsteiner. Mit Holzschnitten. Erster Theil — von *Johann Friedrich Schütze*, Kön. Dän. Kanzley-Secretär. 1800. XXIV. u. 342 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein löbliches Unternehmen, und bis auf wenige Ausnahmen, auch gut ausgeführt. Holstein, sowohl das eigentliche, als mit dem Inbegriff Schleswigs, verdiente wohl ein eigenes Idiotikon, und das mehr umfafste, als das übrigens so fleifsig ausgearbeitete Richeyische von Hamburg. Das gegenwärtige gewinnt sogar von der Seite der Vollständigkeit in Vergleichung mit dem schätzbaren und gelehrten Bremisch-Niedersächsischen, die Geschichte der Volksgebräuche ungerechnet; aufser dass letztes die Ausdrücke aus Urkunden mitnimmt. In der lesenswerthen Einleitung sind uns jedoch folgende Stellen aufgefallen. Die Benennung *Sassen* und das *Sassische* S. IV. und V. gehört vielleicht unter die Modeworter, scheint uns aber doch nicht zu den nachahmungswürdigen Neuheiten zu gehören. Man mag ja wohl an den Ufern der Ostsee sich ihrer bedienen, aber es ist sicher nicht die ursprüngliche, sondern blofs die aus einer nachlässigen Aussprache entstandene. Wäre das Gegentheil wahr: so würden die Sachsen aus dem fünften Jahrhundert nicht in England die Namen der Provinzen *Essex*, *Suffex*, *Middlesex* u. s. w. als Denkmale ihres Volksnamens hinterlassen haben. Und was die *barbarische* Mundart und *unreinere* Sprache der Oberdeutschen betrifft: so gehört das eben nicht zum ächten Patriotismus, wenn man fremde Dialecte mit Sarkasmen belegt. Das Wahre an der Sache ist der Mangel an Cultur, den die südliche und südöstliche Sprache Deutschlands in gewissen Perioden erlitten hat. Einen Beweis ihrer Bildungsfähigkeit giebt die feine und zärtliche Sprache der schwäbischen Minnesinger. — Wohl verdiente das Niedersächsische wieder zur Schriftsprache erhoben zu werden, die sie ehmals war; nur ist es nicht wahrscheinlich, dass es je geschehen werde, da man immer mehr sich vor Erlernung mehrerer Sprachen scheut. — Gleich einseitig und etwas selbstisch schien uns S. XVIII. der Ausfall auf die sogenannten *gelehrten Wort- und Wurzelgräbler* unter den grofsen Sprachkundigen, und ihre Zeit und Papierverschwendung. Wir erinnern uns aus dem 17ten Jahrhundert eines *Franz Junius* und *Stjerichjelms* und aus dem 18ten *Wachters* und *Ihre's*, denen diefs allenfalls gelten könnte. Allein unter ihren

ren Dialect- und Sprach-Vergleichungen wird wenig Brauchbares seyn. Haben sie deutschen Wörtern lateinische und griechische zur Seite gestellt: so sind es ja blofs Vergleichungen solcher Wörter, die von einem Stamme abgeleitet sind. Sie hätten ihnen immer auch noch slavische, lettische u. dgl. zur Seite stellen können und sollen, da ihre Tendenz, Aufsuchung und Beweis von Sprachen-Harmonie war, nur Sprachen, wie das Hebräische ausgenommen, das nicht allein von einem fremden Hauptstamme ist, sondern auch bey seiner Armuth an Wurzeln und deren Vieldeutigkeit die Herleitungen aus ihm zur Spielerey machen kann. Dafs Hr. *S.* in solchen Vergleichungen sparsamer war, als jene Gelehrten, verdenken wir ihm keinesweges, in so fern er das Abschreiben oft gesagter Dinge vermied. Er hätte sich aber gleichwohl hier und da zur Wurzelklauberey ein wenig herablassen können, und so würde er z. B. nicht S. 3. *Altheid*, *Adelheid* von *all*, vielgeltend, hergeleitet, und gefunden haben, dafs *Brud* schon im Angelsächs. und Altsächs. *Gattin* bedeutete, und das *fix* nicht zum Engl. *to fix* sondern zu *fit*, fertig, geschickt, gehört und in ganz Deutschland selbst in Skandinavien das Synonym von *fertig* sey, und *hurtig* und *gewandt*, nicht fest, mannhaft, bedeute: ein Beweis, dafs nicht selten die falsche Herleitung eines Worts auch auf die Angabe von dessen Bedeutung einwirkt. Der Ausdruck: *aus dem Ef Ef*, der auch im südlichern Deutschland gehört wird, stammt wohl aus der Sprache der Waarenfacturen, wo *fein-feine* Waare mit *ff* bezeichnet wird. So sind die angeführten Sprichwörter gröfstentheils auch in Oberdeutschland zu Hause. Ueber die Ammenlieder und andere Reimlein, sollten auch einige darunter kaum der Stelle werth seyn, wollen wir den Vf. nicht schikaniren; es wäre Undank, seine Mühe des Sammelns zu verkennen. Sittenschilderungen fodern auch kleine Züge, um naturgemäfs zu seyn. Wer ein interessantes Beyspiel der Volksgebräuche lesen will, der schlage das Wort *Brud* nach, wo die Hochzeiten der (überhaupt in Sprache und Sitten originellen) Dithmarsen beschrieben werden.

* * *

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *Fibel zum Gebrauch beym ersten Unterricht der Kinder.* 4te Aufl. 1te Hälfte. 1800. 48 S. 8. (1 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 377.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Straubing*, b. Reitmayr: *Selim der Perser*, ein Gemälde für Krieger und Helden, von Dr. *Prochlich*. 1800. 72 S. 8. Welche sonderbare, unglaublich vielfache, Kraft manche unserer Schriftsteller ihren Geisteskindern mitzutheilen glauben, davon giebt Hr. D. *Prochlich* ein Beyspiel. Er schliefst sein Büchlein mit folgender Anrede: „Lernt, *edle Jünglinge*, „aus dieser Geschichte die grofse Wahrheit, dafs Tugend und „Religion die besten Mittel sind, euch die Gunst der Grofsen „zu erwerben (!!?), eure Wohlfahrt zu befördern, und auch „im Soldatenstande euer Glück zu machen. Lernet, *vornehme „Väter*, aus dem Beyspiele des Vaters des *Selim* die wichtige „Pflicht, euern Söhnen, eh ihr sie in den Soldatenstand treten „lasset, eine gute Erziehung zu geben, für die Bildung ihres „Verstandes und ihres Herzens zu sorgen. Ein geschickter, tu„gendhafter und wohlerzogner Jüngling wird in jedem Stande „besser, als ein Ungebildeter fortkommen.“ „Lernet, ihr *Leh„rer der Jugend*, von einem würdigen Zarim die vortreffliche „Kunst, bey dem Unterrichte und bey der Erziehung junger „Leute, die Religion zum Grunde zu legen, und ihr Herz eben „so sorgfältig, als ihren Verstand zu bearbeiten! Die gröfseste „Geschicklichkeit ist ohne Religion ein Gebäude ohne Grund, „eine zerbrechliche Stütze, auf welche man sich nie sicher leh„nen kann. Lernet ihr *Mächtigen der Erde* — doch ich bin „zu klein, den Grofsen, den Mächtigen Lehren zu geben. Aber „Mehudah, der liebenswürdige Prinz mag ihnen durch sein Bey„spiel Weisheit predigen.“ Nun wahrhaftig, wenn die edlen Jünglinge, die vornehmen Väter, die Lehrer der Jugend, die Mächtigen der Erde, alles dieses aus einer Erzählung von ungefähr siebzig Seiten lernen sollen: so mufs diese letzte nicht nur eine rechte Quintessenz des Schönen, Guten und Gerechten enthalten; sondern sie mufs auch das Schöne, Gute und Gerechte so anschauend, so lebhaft darstellen, dafs man sich eine starke Wirkung davon versprechen kann. Aber leider! ist das der Fall hier gar nicht. — Der liebe Selim, von dem *vortrefflichen* Zarim erzogen, ist, wie er beym Heere eintrifft, im Regiment seines Grofsvaters eine der niedrigsten Stellen sich wählt, gegen Zweykampf (Zweykampf bey den Orientalern!) Beraubung des Landmanns, Plünderung der Gefangenen, harte Behandlung der Feinde u. s. w. eifert, ein sehr mittelmäfsiger Schwätzer; und wird dann, als er in die Nähe des Prinzen Mehudah kömmt, sogar zuweilen ein Schmeichler, der den Fürsten dann anbeten will, (S. 32.) wenn er weiter nichts als seine eigentlichste Pflicht erfüllt. Die Prüfungen, in welche er ihn führt, sind so unbedeutend als möglich; und an eine ordentliche Verwicklung ist nirgends auch nur zu denken. — Vom Stil und von der Haltung zeuge die Stelle, (S. 17.) die in dem Munde eines Persers sich sonderbar ausnimmt. „Was für ein „unerträgliches Geschöpf ist ein wilder Mann, dessen Umgang „jeder flieht! Wie sehr verehret man dagegen einen Helden, „welcher die Tugend in der *Schule des Höchsten*, die Tapfer„keit von dem *Mars* gelernet, und die Weisheit aus den Brü„sten der *Minerva* gesogen hat.“ — Wer der grofse und mächtige König in den abendländischen Gegenden ist, dem (S. 53.) ein so ungeheures Lob gleichsam mit den Haaren herbeygezogen wird, dessen Kenntnisse im Umfange so unglaublich grofs, dessen Weisheit ohne Beyspiel seyn soll; ja der nicht einmal ein blofser Sterblicher seyn kann — das haben wir vergebens zu entziffern gesucht. Es ist doch wahrlich schlimm, wenn die Schmeichler ihre Götzen so übermäfsig beräuchern, dafs man endlich vor den Weyrauch-Wolken das ganze Bild nicht einmal sehen und erkennen kann!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. März 1801.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin: *Ueber Hofedienste der Unterthanen auf dem Lande und deren Abschaffung.* Hauptsächlich in Beziehung auf die preufsische Staaten, von J. D. *Nicolai.* 1799. 46 S. 8.

2) Berlin, gedr. b. Schmidt: *Auch etwas über Hofedienste der Unterthanen auf dem Lande, und deren Abschaffung.* Auf Veranlassung der in den Jahrbüchern der preufsischen Monarchie über diesen Gegenstand eingerückten Abhandlung, von *v. Geist*, sonst *v. Beeren* genannt, auf Grofs-Beeren. 1800. 156 S. 8.

Die erste, vorher bereits in den Jahrbüchern der preufsischen Monarchie abgedruckte, Schrift zeichnet sich durch einen ruhigen unpartheyischen Ton aus, der zum Vorbilde bey jeder Beleuchtung einer Streitfrage dienen sollte. Der Vf. hält die Mittelstrafse zwischen den blofsen Theoretikern, die alles reformiren wollen, ohne die damit verknüpften Schwierigkeiten erwogen zu haben, und denen, die aus *esprit de corps* oder Vorurtheil, jeder Neuerung sich entgegen zu arbeiten, für Pflicht halten. Er kennt praktisch den Gegenstand, den er behandelt, stellt die grofsen und unleugbaren Vortheile, die eine Aufhebung oder (wenigstens) Einschränkung der Hof-Dienste, vorzüglich der Gespann-Dienste, mit sich bringt, in ein helles Licht; erwähnt aber eben so unpartheyisch der grofsen Schwierigkeiten, die mit dieser Reform verknüpft sind, und zeigt mit Sachkenntnifs die Mittel, denselben auszuweichen.

Die zweyte Schrift soll eine Widerlegung der vorhergehenden Schrift seyn. Leider herrscht aber in derselben weder die Deutlichkeit noch der ruhige Ton, der jene charakterisirt. — Ob ein Mann, der selbst S. 63. von sich behauptet, dafs er die traurige Erfahrung gemacht habe, dafs der Bauernstand (also allgemein) der wahre Antipode der Weisheit, der eifrigste Verehrer der Argliſt sey, ob ein Mann, der stets von zu grofser Güte der Dienstberechtigten spricht, der es (S. 58.) bedauert, dafs der Trägheit des Bauers nicht mehr durch körperliche Zurechtweisung, eine nothwendige Schwungkraft gegeben werde, ob ein solcher Mann eine entscheidende Stimme, über einen so wichtigen Gegenstand haben könne, mufs Rec. der Beurtheilung des Publicums überlassen. Wie der Vf. die aus staatswirthschaftlichen Gründen gemachten Einwendungen gegen die Frohndienste beantwortet, mag folgende Stelle beweisen. S. 55. „Es ist unleugbar, dafs die Zeit, welche durch den „Zug über Feld verloren geht, vortheilhafter an Ort „und Stelle ausgekauft werden könnte. Der Staat „würde durch die Arbeit gewinnen, und durch den „Verlust an geringerm Absatz von Schuhen, leinen „und wollenen Waaren u. s. w. vielleicht, und zum „Theil ganz gewifs mehr verlieren als gewinnen, „denn es ist beynahe unglaublich, wie viel Zeug durch „Frost und Regen vernichtet wird.“

Berlin, b. Nicolai: *Handbuch zur praktischen Kenntnifs des Zollwesens, der Zollverfassung und Zollgesetze von der Kurmark Brandenburg*, in alphabetischer Ordnung, von *Franz Brandenburg*, königl. preufs. Oberaccise- und Zoll-Rath. 1800. *Erster Abschnitt.* 86 S. *Zweyter Abschn.* 402 S. 8.

Dieses Buch enthält eine Uebersicht der Zoll-, Canal- und Schleufsen-Gefälle, die auf den verschiedenen Land- und Wasser-Strafsen in der Kurmark Brandenburg erhoben werden, und der Gesetze und Rescripte, die diese Zölle festgesetzt, oder irgend etwas in Ansehung derselben bestimmt haben. Dieses Repertorium gewährt um so mehr Nutzen, da es bisher sehr schwer, wo nicht unmöglich war, zu erfahren, was für Zollabgaben vorgeschrieben sind, da verschiedene Zoll-Tariffs vergriffen, andere aber nie gedruckt worden. In Ansehung der Bemerkungen über das Zollwesen überhaupt, ist der Vf. des Hn. *v. Ulmenstein* Geschichte der Zölle in Deutschland gefolgt; den Ursprung der verschiedenen Zölle in der Kurmark aber, und der damit verbundenen, so wie deren Verschiedenheit, hat er selbst gut und deutlich dargestellt.

Nur die Schwierigkeiten, die mit allgemeinen Reformen in der Erhebung der Abgaben verknüpft sind, können es erklären, dafs in dem preufsischen Staate, in dessen Finanz-Collegiis so aufgeklärte Männer sitzen, das besonders in der Kurmark sehr verwickelte, und schwer zu übersehende, Zoll-System nicht längst geändert und vereinfacht worden ist. Vorzüglich wäre dieses in Ansehung der, das innere Verkehr lähmenden, Binnen-Zölle zu wünschen, und zwar um so mehr, da von diesen Binnen-Zöllen eine Classe von Landbewohnern befreyt ist, die andere also, um mit jener, bey dem Verkauf ihrer Producte, Preis halten zu können, den Zoll-Betrag von dem Theil ihres Gewinnstes, der zu ihrem Unterhalt gehört, abgeben mufs. Jedem Kaufmann wird es, bey der gegenwärtigen Verfassung, äufserst schwer, bey einer neuen Waaren-Versendung, einen Ueber-

ſchlag des Betrags der Stationsweiſe zu entrichtenden Zoll-Gefälle im voraus zu machen, oder die Differenz der verſchiedenen Curſe auszumitteln, und zwar um ſo mehr, da die nämliche Waare auf einem Curſe nach Kiſten und Oxhoften, auf dem andern nach Centnern oder Schiff-Pfunden verzollt wird. Dafs auch die preufsiſchen Staatsmänner dieſes vollkommen fühlen, beweiſt die, in den neu erworbenen Ländern eingeführte, unendlich einfachere Zoll-Verfaſſung.

OEKONOMIE.

HANNOVER, in d. Ritſcher. Buchh.: *Robert Smith's*, Rattenfängers im Dienſte der weyland königl. grofsbrittaniſchen Prinzeſſin Amalia, *Handbuch zur Vertreibung der ſchädlichen vierfüfsigen und geflügelten Thiere.* Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Zuſätzen vermehrt. Nebſt 8 Kupfertaf. 1800. 271 S. ohne Vorr. 8. (1 Rthlr.)

Ganz richtig bemerkt der Ueberſetzer in der Vorrede, dafs die Vertilgung der in der Oekonomie ſo ſchädlichen Thiere in Deutſchland blofs Empirikern, die durch ihr ausgeſetztes Gift oft ſchädlicher werden, als die Thiere, welche ſie vertilgen wollen, überlaſſen iſt, und er hat daher wohl gethan, dieſe Schrift, welche auf Erfahrung gegründete Fang- und Vertilgungsarten des ſogenannten Ungeziefers und anderer ſchädlichen Thiere enthält, mit ſeinen Zuſätzen bereichert, dem Publicum zu übergeben. Es kann ſich aus derſelben nun jeder, der deſſen bedarf, ſelbſt Raths erholen. Wir wollen hier das Merkwürdigſte auszeichnnen.

Beym *Fuchs* wird das Verfahren, ihn im Tellereiſen zu fangen, welches Taf. I. abgebildet iſt, und von dem gewöhnlichen darin abweicht, dafs der Teller ſehr klein iſt, genau angegeben, auch Brocken mit Krähenaugen zu legen, und eine neue Witterung für einen männlichen Fuchs, wozu als Hauptingredienz die Mutter und die Eyerſtöcke des weiblichen Fuchſes genommen werden, zu machen gelehrt. — Von *verwilderten Hunden*, die die Schafe in den Horden anfallen, weifs man, ſo viel Rec. bekannt iſt, in Deutſchland nichts. Sollten ſie irgendwo angetroffen werden: ſo ſind ſie gewifs, nach des Vfs. Methode, die Tellerfallen zu ſtellen und die Krähenaugen zu bereiten, zu fangen. — Die *wilden und verwilderten Katzen* fängt der Vf. in einer Art von hölzerner Klappfalle, deren Zurichtung beſchrieben und abgebildet iſt, welche mit Baldrianwurzel oder *Marum Verum* verwittert, zum Köder mit einigen Fiſchköpfen oder einem Hering behängt, und wobey ein Geſchleppe von Bückingen bis zur Falle gemacht wird. — Den *Baummarder*, welcher in England ſehr ſelten iſt, will der Vf. auch in einer ſolchen Katzenfalle mit einem Vogel als Köder gefangen haben. — Den *Iltis* fängt der Vf. in eben dieſer Klappfalle, oder in einer Tellerfalle, die man vor das mit Sand beſtreute Loch, wo das Raubthier aus- und einſchlüpft, ſtellt. — Das *grofse Wieſel*, das dem Haſen auf der Fährte wie ein Hund nachſchleichen, ihm gelegentlich auf den Rücken ſpringen, und das Blut ausſaugen ſoll, wird auch in Kaſtenfallen gefangen. Eben ſo *das kleine Wieſel.* — Für die *Wanderratten* empfiehlt der Vf. einen Köder aus 1 Pfund guten Mehl, 6 Loth Syrop und 6 Tropfen Feldkümmel-Oel, wohl gemiſcht und mit 1 Pfund Brodkrumen vermengt; dieſs entweder in die Klappfallen gethan, dafs ſie ſich fangen, oder mit drey klar gemachten Krähenaugen vermiſcht und in ihre Wege gelegt, dafs ſie davon freſſen und ſterben. Dieſs letzte wird auch gegen die *Hausratten*, *Hausmäuſe* und *grofse Feldmäuſe* gebraucht. — Wider den *Maulwurf* werden die bekannten Bügelfallen mit der Schlinge angerathen. — Dafs die *kleine Feldmaus* (*Mus arvalis. Pall.*) nach S. 102. ein ſehr unſchuldiges Geſchöpf ſey, und keine Art von Getreide freſſe, iſt ungegründet; denn ſie thut nicht nur im Winter an der grünen Saat grofsen Schaden, ſondern auch in der Aernte unter den Gelegen und Mandeln an den Halmen, und wühlt den ganzen Sommer durch ihre auf der Oberfläche hinſtreichenden Gänge den Boden ſo hohl und locker, dafs die Getreide- und Grasarten oft umfallen und verdorren. — Von der *Brandeule* wird S. 120. geſagt, dafs ſie junge Haſen und Kaninchen fange, und ihren Jungen vortrage; auch bemerkt, dafs ſie ſelten mehr als drey Viertheile von einem Thiere freſſe, und die Hintertheile faſt allezeit unberührt laſſe, die man dann auch in den Neſtern fände. — Die meiſten *Raubvögel-* und *Rabenarten* fängt der Vf. mit zwey aufgeſtellten Tellerfallen, in deren Mitte ein angemeſſener Köder befeſtigt iſt. Sie werden bedeckt und mit Buſchwerk ſo verſteckt, dafs der Vogel mit den Fängen auf dieſelbe kommen mufs.

Von S. 132. fangen die Zuſätze des Ueberſetzers an, welche meiſt aus den *Bechſteiniſchen*, *Döbelſchen* und *Leonhardiſchen* Schriften entlehnt ſind und theils die Naturgeſchichte, theils die verſchiedenen in Deutſchland bekannten Fangarten der oben erwähnten Raubthiere und Vögel betreffen, auch die Fangarten des *Steinmarders* und *Hamſters*, deren in der engliſchen Urſchrift nicht erwähnt iſt, noch beyfügen. Die neuere Fangart des Fuchſes mit dem Lorbringiſchen Eiſen, welche Rec. ſelten hat glücken wollen, ſo wie der Raubvögel mit dem Habichtskorbe, iſt aus *Leonhardi's* Jagdmagazin abgebildet. — Es iſt gut und zweckmäfsig, dafs der Ueberſetzer alles dieſen Gegenſtand betreffende, aus andern Schriften hier zuſammengeſtellt hat.

WEIMAR, a. K. d. Vfs.: *Forſtbotaniſche Hefte. Erſte* Abtheilung: Laubholzarten. *Erſtes* Heft. Die Eichen. Herausgegeben von *Joh. Chriſtoph Gottlob Weiſe*, herzogl. Weimariſch. Landfeldmeſſer. 1800. Ohne Dedication u. Subſcribenten Verzeichnifs 16 S. fol. Mit 5 Kupfert. (1 Rthlr. 14 gr.)

Dieſes Werk, das ſich beſonders durch ſeine Wohlfeilheit vor ähnlichen auszeichnet, iſt jedem Forſtmann

mann und Liebhaber der Forſtwiſſenſchaft beſtimmt, um nicht nur alle einheimiſchen und fremden Holzarten, die ſowohl in Waldungen als in engliſchen Gärten angepflanzt zu werden verdienen, nach ihren Kennzeichen und Eigenſchaften kennen zu lernen, ſondern auch mit deren auf Natur und Erfahrung gegründeten Anbau bekannt zu werden.

In der Einleitung werden die allgemeinen Regeln der Holzzucht kürzlich angegeben, und hierauf in dieſem erſten Hefte *ſiebenzehn Arten Eichen* nach Blüthen, Blättern, Rinde, Holz und Frucht, und nach ihrer Fortpflanzungsart beſchrieben, und die nöthigen Abbildungen, auch bey den, dem bloſsen Auge undeutlichen, Befruchtungswerkzeugen vergröſsert, angegeben. Die hier beſchriebenen und abgebildeten Eichen ſind: 1) Die *Traubeneiche* mit der feinblättrigen Varietät; 2) die *Stieleiche* mit der weiſslichen Varietät; 3) die *kaſtanienblättrige Eiche;* 4) die *Scharlacheiche* mit der groſsblättrigen Varietät; 5) die *weiſse;* 6) *ſchwarze;* 7) *Waſſer-Eiche;* 8) die *groſsblättrige, ſchmalblättrige* und *kleinblättrige Weideneiche;* 9) die *rothe Sumpfeiche*, 10) die *Cerreiche;* 11) die *Speiſe-Eiche;* 12) die *Gallenzwergeiche;* 13) die *Knopereiche;* 14) die *ſchmalblättrige Stecheiche;* 15) die *Kermeseiche;* 16) *Korkeiche und* 17) *Lebenseiche.* Die ausgemalten Kupfertafeln ſind ihrem Zwecke entſprechend, machen die Holzarten kenntlich genug, und ſind ſo fein, als man es nur immer bey dem Preiſe dieſer Hefte verlangen kann. Nach der Anzeige ſollen jährlich *vier* ſolcher Hefte erſcheinen. Wegen der Kürze der Beſchreibungen, ſowohl was die Naturgeſchichte der Holzarten ſelbſt, als insbeſondere ihren Anbau betrifft, iſt nöthig, daſs inskünftige die Hauptbücher angeführt werden, in welchen der gewöhnlich mit der Forſt-Literatur unbekannte Forſtmann ſich vollſtändigern Unterricht verſchaffen kann. Uebrigens wünſcht Rec., daſs ſich die Anzahl der Subſcribenten zu einem ſo nützlichen Unternehmen vermehren möge. Bis jetzt enthält das Verzeichniſs erſt zwey und dreyſsig Namen.

Berlin, b. Pauli: *Friedr. Aug. Ludw. von Burgsdorf*, königl. preuſs. Geheimenraths, wirkl. Oberforſtmeiſters der Kurmark Brandenburg etc., *Verſuch einer vollſtändigen Geſchichte vorzüglicher Holzarten*, in ſyſtematiſchen Abhandlungen zur Erweiterung der Naturkunde und Forſthaushaltungswiſſenſchaft. *Zweyter Theil. Die einheimiſchen und fremden Eichenarten. Zweyter und letzter Band.* Gebrauch, Schätzung und nachhaltige Bewirthſchaftung. 1800. 344 S. 4. Mit Kupfern. (3 Rthlr.)

So wie ſich alle *Burgsdorfiſchen* Schriften durch Gründlichkeit, Vollſtändigkeit, leichte Ueberſicht und Deutlichkeit auszeichnen, ſo auch dieſe. Der Leſer findet hier beym Nutz- und Werkholze nicht bloſs alle Arten deſſelben, nebſt Bearbeitung, Handgriffen und Verbrauch im Allgemeinen angezeigt und erklärt, ſondern auch überdieſs nach allen dieſen Rubriken die Verſilberungsart des Holzes nach preuſsiſchem Werthe, wodurch ſich alſo für diejenigen, welche in dieſe Art der Holzbenutzung noch nicht ſo weit gedrungen ſind, und wo alſo der Preis des Nutz- und Werkholzes mit dem Feuerholze noch nicht im gehörigen Verhältniſſe ſteht, wie in jenen Staaten, die nöthigen Normen und Verbeſſerungen machen laſſen. Da, wo dem Vf. die Benutzungsarten durch Worte nicht deutlich genug gemacht zu ſeyn ſchienen, hat er die nöthigen Abbildungen beygefügt, und da die Eichen die vorzüglichſte Holzart zum Schiffbau iſt: ſo ſind nicht bloſs alle dazu gehörigen Nutz- und Werkhölzer genau angegeben und erklärt, ſondern auch noch überdieſs die vollſtändigen Zeichnungen von ihrer Anwendung beygefügt. Eben ſo genau und vollſtändig ſind alle Abſchätzungs- und Bewirthſchaftungsmethoden bey den Eichen, ſie mögen rein oder vermiſcht, als Hochwald, Schlagholz, Unterbuſch und Kopfholz, oder als Schlag- und Buſchholz mit Oberholz vermiſcht ſtehen, angegeben, und alles mit den nöthigen Tabellen und Beyſpielen erläutert: ſo daſs man in dieſem und dem vorhergehenden Bande die Naturgeſchichte der Eichen nach allen theoretiſchen und praktiſchen Theilen für erſchöpft anſehen kann. Zu wünſchen iſt es, daſs wir bald die Fortſetzung dieſes nützlichen Unternehmens in der vollſtändigen Geſchichte der übrigen wichtigen Holzarten von dem Vf. in eben der Vorzüglichkeit erhalten mögen, wie wir ſie nun von der Buche und Eiche beſitzen. Um dem Leſer eine Ueberſicht von dem zu geben, was er in dieſem Bande findet, wollen wir kürzlich den Hauptinhalt deſſelben mittheilen. Nachdem im erſten Bande die Naturbeſchreibung der Eichen nebſt den Regeln zum Anbau derſelben gegeben worden: ſo wird hier in der *fünften Abhandlung* vom *Gebrauch der Eichen nach allen ihren Theilen* gehandelt. 1. Hauptſt.: *Verwendung des Eichenholzes überhaupt.* 2. Hauptſt.: *Nutzholz*, als von allen Arten des ſpaltigen, vom Schnitt-Nutzholze, vom Werk- und ganzen Bauholze, ganzem Stangen-Nutzholze, Geſtell- und Geſchirrholze, und vom Schnitzholze. 3. Hauptſt.: *Feuerhölzer.* 4. Hauptſt.: *Anwendung derſelben.* 5. Hauptſt.: *Gebrauch der Säfte und Rinde.* 6. Hauptſt.: — *der Blätter.* 7. Hauptſt.: — *der Blüthen, Früchte und Saamen.* 8. Hauptſt.: — *der übrigen Nebendinge. Sechſte Abhandlung: Von der Schätzung und nachhaltigen Bewirthſchaftung der mancherley Eichenreviere.* 1. Hauptſt.: *Schätzung der Eichenwälder*, und zwar der reinen Hochwälder, der reinen hohen Schlagholzer, des reinen Buſchholzes von 15—18 Jahren, der hohen Schlaghölzer mit Oberholz, eben ſo des Buſchholzes, der Hochwälder mit andern Laubholzbäumen, mit Nadelhölzern, der gemiſchten Schlaghölzer mit Oberholz, eben ſo des gemiſchten Buſches, des hohen Schlagholzes mit andern Laub-Oberholz, des Buſchholzes mit andern Oberholz, der eichenen Kropf- und Kopfhölzer. 2. Hauptſt.: *Bewirthſchaftung abgeſchätzter Eichwälder*, als der reinen Hochwälder, der reinen Schlagholzer u. ſ. w., in Rückſicht der Benutzung, des Anbaues und der Unterhaltung.

Ber-

Berlin, b. Pauli: *Einleitung in die Dendrologie* oder syſtematiſcher Grundriſs der Forſt-Naturkunde und Naturgeſchichte, von *Fr. A. L. von Burgsdorf*, zur Ueberſicht und zum Leitfaden des Unterrichts in dieſen Wiſſenſchaften, als eine Beylage zum erſten Theil des Forſthandbuchs. 1800. (Enthält 12 Tabellen in Fol.) (16 gr.)

Ein, nach ſehr verjüngtem Maafsſtabe angelegter, aber wohlgeordneter und reichhaltiger Leitfaden, welcher ſowohl zum Lehren als Lernen, zum Vorbereiten, Wiederholen, und bey Prüfungen ſehr brauchbar iſt. Der erſte Band des bekannten Forſthandbuchs des Vfs. dient ihm zum Commentar. Rec. hat weiter nichts nöthig, als zu verſichern, daſs die Ueberſicht der Einleitung in die Naturkunde überhaupt und in die Pflanzenkunde insbeſondere, aus jenem ſchon längſt als zweckmäſsig anerkannten Werke durch dieſe mit logiſcher Genauigkeit verfertigten Tabellen ſehr erleichtert iſt, und den Inhalt derſelben hier anzugeben. Die *erſte Tabelle* enthält die Angabe und Charakteriſirung des Atmoſphäriſchen (nach *Werners* Annahme), Mineral-, Thier- und Gewächs-Reichs; die *zweyte* die Anſicht der Uebergänge jener Reiche, des einen in das andere; die *dritte* die Erklärung der Kennzeichen und der Eintheilung des Thier- und Gewächsreichs; die *vierte* die Kennzeichen und Eintheilung der erſten Gewächsfamilie, der Schwämme; die *fünfte* bis zur *zehnten* die Kennzeichen und Eintheilung der übrigen Gewächsfamilien, der Mooſe, Farrnkräuter, Gräſer, Palmen und der Pflanzen, welche wieder in drey Ordnungen, in Kräuter, Staudengewächſe und Holzarten eingetheilt werden; *die eilfte* Erklärung der Haupttheile der Pflanzen, alſo der Wurzel, des Krauts und der Blüthe; die *zwölfte* Skizze der Dendrologie.

Leipzig, im Induſtrie-Comptoir: *Magazin für das Jagd- und Forſtweſen* (vom Prof. *Leonhardi*). VII. Heft. S. 193 — 232. 4. mit illuminirten und ſchwarzen Kupfern. (1 Rthlr.)

I. *Anleitung zur Kohlenbrennerey.* Obgleich der Inhalt dieſes Aufſatzes bekannt genug iſt: ſo wird er doch denjenigen Forſtmännern, denen die gewöhnlichen Schriften hierüber fehlen, willkommen und nützlich ſeyn. Er wird fortgeſetzt; der Leſer würde ihn aber gewiſs lieber unzerſtückelt wünſchen, damit er nicht bey den folgenden Heften genöthigt wäre, des Zuſammenhangs halber, die vorhergehenden auch wieder zu leſen. II. *Welcher wirklich weſentliche Nutzen iſt in Deutſchland aus dem Anbaue der Acacie zu ziehen?* Sie wird vom Vf. zur Erzielung der theuren Weinpfähle empfohlen. III. *Ueber die Annehmlichkeiten des Baumpflanzens.* Eine Empfehlung für die Baumcultur, die Vergnügen für den Pflanzer und Nutzen für die Nachkommen gewährt. IV. *Der Acoli oder der afrikaniſche blaue Habicht.* Eine Beſchreibung und Abbildung dieſes Vogels aus *Le Vaillants hiſt. nat. des Oiſ. d'Afrique.* Der Ueberſetzer nennt ihn: *Falco cyaneus Acoli Africanus;* da er ihn aber für eine von *Falco Cyaneus Linn.* verſchiedene Species hält: ſo iſt dieſer Name nicht ſyſtematiſch richtig. Er würde beſſer *Falco Acoli* heiſsen. V. *Der Gabar.* Ebenfalls eine Beſchreibung und Abbildung dieſes Raubvogels aus dem *Le Vaillantiſchen* Werke, der *Falco niſus Africanus* genannt wird, durch welchen Namen ihn der Ueberſetzer für eine Spielart des *Sperbers* erklärt, welche er doch nicht iſt. Uebrigens werden dieſe beiden Beſchreibungen und Abbildungen dem Jäger, welcher Liebhaber der Ornithologie iſt, nicht unangenehm ſeyn. VI. *Die kämpfenden Hirſche.* Eine Beſchreibung, die ſich auf die fünfte Kupfertafel im ſechſten Hefte bezieht. Es iſt unangenehm, in dieſen Heften bald eine Abbildung ohne Beſchreibung, bald eine Beſchreibung ohne Abbildung zu finden. Warum nicht alles an ſeinem gehörigen Orte? VII. *Von der Anpflanzung und dem Nutzen des rothen Maulbeerbaums.* Der Anbau dieſes Baums in die Ränder der Feldhölzer und Waldungen, auf Kirchhöfe, Feldraine und Gemeindeplätze, wird wegen der wohlſchmeckenden Beeren, der Blätter für die Seidenraupen und des Nutzholzes für die Schreiner empfohlen. VIII. *Iſt Nadelholz oder Laubholz beſſer zum Bauen der Häuſer und anderer Gebäude?* Es wird jede Holzart durchgegangen, und ihr ihre Stelle bey Bauten angewieſen, und daraus ergiebt ſich, wie bekannt, daſs die Nadelhölzer vor den Laubhölzern in dieſer Hinſicht den Vorzug verdienen. IX. *Ueber die Benutzung des Eichenblätterſchwamms zu Zunder.* Wird manchem angenehm ſeyn, der die leichte Bearbeitung dieſes Products nicht kennt. XI. *Nützliches Allerley oder Forſt- und Jagd-Chronik.* Enthält die Angabe der alten preuſsiſchen Circularien wegen Verbots der Häuſerbauten von Schrotholz, und die Hegung der Haſen, Feldhühner und Faſanen, die durch den vorigen Winter ſo viel gelitten haben. — Die beygefügten Kupfertafeln ſtellen vor: den Antilopenſprung, die afrikaniſche Antilopenjagd, Giftſchwämme, den Acoli und Gabar. Auf die Illumination muſs mehr Fleiſs verwandt werden. Beſonders ſind die Giftſchwämme mit unnatürlich bunten Farben ſehr grell überſtrichen.

* * *

Augsburg, b. Rieger: *Die chriſt-katholiſche Religion,* in Fragen und Antworten für Kinder. Verbeſſerte Auflage. 1800. 1. Th. 40 S. 2. Th. 48 S. 3. Th. 79 S. 4. Th. 101 S. 5. Th. 112 S. 8. (20 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 18. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in d. Voſſ. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reiſebeſchreibungen* aus fremden Sprachen überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern u. Karten. *Achtzehnter* Band. 1799. 386 S. *Neunzehnter* Band. 1800. 406 S. 8.

Dieſe Bände enthalten *Georg Vancouver's Reiſen nach dem nördlichen Theile der Südſee* während der Jahre 1790 bis 1795, ſo daſs der erſte Band den erſten und die erſte Hälfte des zweyten Theils vom Originale, der zweyte Band, die zweyte Hälfte des zweyten Theils und den dritten Theil vom Originale enthalten. Dieſe Anzeige iſt auf dem beſondern Titel der beiden Bände zu leſen, auf dem ſich auch der Ueberſ. Hr. *Joh. Friedr. Wilh. Herlſt*, Prediger an der St. Marienkirche zu Berlin, dirigirendes Mitglied der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde u. ſ. genannt hat.

Da das Original in der A. L. Z. angezeigt iſt: ſo ſchränken wir uns jetzt nur auf die Beſchaffenheit der vorliegenden Ueberſetzung ein. Hr. *H.* hat ſie mit Noten bereichert. Dieſe ſind, einige wenige ausgenommen, welche nautiſche Ausdrücke erklären, ſämmtlich naturhiſtoriſch, und werden in allem nicht über 20 ſeyn. Andere Gegenſtände werden in ihnen gar nicht beleuchtet. Der Abſtand zwiſchen ihnen und denen von *J. R. Forſter*, die den in Wiſſenſchaften und Sprachen bewanderten Mann zeigten, muſs einem jeden Leſer des Magazins gleich in die Augen fallen. Obgleich wir gern geſtehen, daſs eine vollſtändige Ueberſetzung dieſer Reiſen einer Nation, welche keine weite Seereiſen macht, entbehrlich iſt: ſo können wir doch nicht das Urtheil Hn. *H.* unterſchreiben, daſs das Original mit vielen unnützen Kleinigkeiten angefüllt ſey. Wir glauben auch, daſs er bey der Abkürzung manches weggeſtrichen hat, welches nicht blos den Seefahrer intereſſirt, ſondern auch für den Geographen und Phyſiker wichtig iſt. Er hat z. E. die Breiten und Längen der bereiſeten Oerter zu oft weggelaſſen; und da die beygefügte Karte, welche wie alles Groſse, was die Ausländer liefern, nach einem verjüngten Maasſtab nachgeſtochen iſt, gar viele der von Vancouver bemerkten Caps, Bays und Flüſſe u. ſ. wegen des engen Raums nicht angegeben hat: ſo weiſs oft der Leſer nicht, weil in der Ueberſetzung weder Breite noch Länge bemerkt iſt, wohin er ſie ſetzen ſoll, und der Auszug iſt dem Geographen unbrauchbar. In dem 2ten Bande finden wir erſt S. 102. eine Breite und Länge angegeben, und auch da heiſst es nach einem Druckfehler 25 Gr. ſtatt 35 Gr. Alle vorhergedachten Gegenden ſind in Anſehung ihrer Lage bey Hn. *H.* völlig unbeſtimmt gelaſſen. Auch nachher iſt die Lage nicht ſo oft, als wir es gewünſcht hätten, angegeben, z. E. S. 92. vom Cap Eliſabeth. Und wenn man Exempel aus dem 1ſten Bande haben will: ſo verweiſen wir nur auf S. 19, wo nichts von der von Vancouver mit ſo vielem Fleiſse bemerkten Lage von Simon's Bay vorkommt. Ueberhaupt ſind die vielen Meſſungen das Hauptverdienſt Vancouver's, und unſern Landkartenzeichnern würden die Reſultate davon nützlich ſeyn. Wir ſehen daher auch ungern, daſs der im Original 1 Th. 26 S. bemerkte Irrthum in den Cookiſchen Karten S. 22. der Ueberſetzung nicht berührt iſt. Der Barometer und Thermometerſtand auf van Diemensland war S. 43. nicht wegzulaſſen. Noch mehr iſt die Lücke S. 55. zu tadeln. Nach Z. 6. wurde am 24ſten (Nov.) Land entdeckt, und nach Z. 10. wieder Land entdeckt am 22ſten. Hier fehlt der Monat *December*, und da Hr. *H.* den Lauf des Schiffes zwiſchen dieſen beiden Tagen weggelaſſen hat: ſo iſt man wegen der Lage der am 22ſten Dec. entdeckten Inſel *Oparo* ganz in Ungewiſsheit. Die Verhandlungen, welche Vancouver mit dem ſpaniſchen Gouverneur über die Beſitznehmung von Nutkaſund gepflogen hat, ſind auf eine den Politiker nicht befriedigende Art S. 234. abgekürzt. — S. 357. ſagt Vanc. er habe zwey Geſchäfte: die Friedensunterhandlung und die Beſtrafung der Mörder glücklich vollendet. Allein S. 352. wird nur erzählt, daſs der König in Mowi auf Verlangen Hn. Vanc. die Beſtrafung der Eingebohrnen, die einige Engländer umgebracht, beſchloſſen, und das Geſchäft einem der Chefs auf der Inſel aufgetragen habe. Man muſs ſich wundern, daſs Vanc. ſich nach der Vollziehung des Urtheils nicht erkundiget hat. Nach dem Original that er dieſes allerdings, er wurde aber von einem anweſenden Chef in der Rede unterbrochen, der ihm ſagte, daſs ſie ſeinen Verſicherungen traueten, und daſs er die ihrigen nicht bezweifeln müſste. Die angeführten Beyſpiele, denen leicht noch mehrere beygefügt werden könnten, zeigen, daſs in dieſer Ueberſetzung nicht blos unbedeutende Kleinigkeiten weggelaſſen ſind.

Was den Werth der Ueberſetzung ſelbſt betrifft: ſo ſcheint ſie uns in dem 2ten Bande viel beſſer und ſorgfältiger zu ſeyn, als in dem erſten. Denn in dieſem ſind wir auf weit mehr Härten und Unrichtigkeiten geſtoſsen, als in jenem. Faſt möchten wir

einen neuen Ueberf. vermuthen. Von den vielen Stellen, die wir angezeichnet haben, heben wir nur einige aus. S. 12. Z. 2. v. u. *Die Schiffe die ihre Richtung südlicher genommen haben, um die Linie* etc. *zu durchkreuzen*, sollte heifsen: *Schiffe, die auf ihrem Wege nach Süden die Linie* etc. *durchkreuzen.* — S. 13. Z. 16. lies: *uns der Parallele der Inseln* (nicht *mit den Inseln*) Trinidada und Martin Vas *näherten.* Die Namen sind hier wie oft fehlerhaft gedruckt. — Ebend. *Der Zweck unsrer Reise ging dahin, keine Gelegenheit vorbey zu lassen, wo wir etwas zum Vortheil der Erdbeschreibung und der Schifffahrt beytragen könnten. Dazu liefsen uns aber die Cookschen Karten von den Sandwich-Inseln nur ein kleines Feld übrig, und da wir mehrere Winter auf den Sandwichinseln verweilen würden, blieb uns zu dieser Beschäftigung Zeit genug übrig. Ich wünschte also* etc. Ein wahres Galimathias. Man vergleiche nur das Original — *and as Captain Cook's chart of the Sandwich islands presented little field for any improvement that could occupy the several winters we were likely to pass in their vicinity, resolved in our way to the pacific ocean* etc. — Nach der Note ** S. 18. sollte man vermuthen, dafs Hn. *H.* Scharfsinn die Ursache der unter dem Schiffsvolke entstandenen Ruhr ausgefunden hätte. Sie stehet aber deutlich genug im Original. — S. 25. ein arger Druckfehler in Zahlen. Cap Chatam liegt im 35 Gr. nicht 55 Gr. — S. 40. Z. 28. *nur nahe* l. *ausgenommen.* — S. 41. Z. 10. der mufs nicht viel von dem Vorgebirge der guten Hoffnung wissen, der *Cape Town* (Capstadt), *Cap Town* geben kann. — S. 66. Z. 19. Der Engländer D. Glasse fand Spuren der hebräischen Sprache in Otaheite. Damit nun keiner griechische Wörter in der Neuseeländer Sprache finde: so erinnern wir, dafs *Pathos* ein Druckfehler sey für *Patoes.* — S. 117. Z. 1. 2. 3. zeigen mehrere grammatikalischen Fehler von der Flüchtigkeit des Ueberf. — S. 171. Z. 9. *Drey Männer in einem Kahne kamen längst dem Ufer her und vertauschten* etc., *wollten aber auf keine Weise mit ans Ufer gehen. A canoe, in which were three men, went alongside the launch, and bartered etc. but declined every invitation to come on shore.* Hätte doch Hr. *H.* lieber das Englische *Launch* beybehalten, wie er in einer andern Stelle thut. Dafs *shore* ein Druck- oder Schreibfehler sey für *board*, sieht ein jeder, der nur mit einigem Nachdenken liefet. — S. 192. Z. 25. *Wäre diefs auch nur einen einzigen Monat geschehen* (dafs die Eingebohrnen des nordwestlichen Amerika Sklaven mästen, die sie nachher verzehren). *Were these barbarities practised onee a month, as is stated.* — S. 238. bemerkt Hr. *H. straboard Seite* sey die rechte Seite des Schiffes. Aber wo ist der Standpunkt zu nehmen? Wem das erstere zu erklären ist, dem mufs man auch das zweyte sagen. Aus *Secunden* Z. 16. des Texts hat er *Minuten* gemacht. — S. 244. Z. 7. v. u. Maquinna war wirklich so unhöflich nicht, als man ihn nach der Uebersetzung nehmen könnte, *er bedauerte es, dafs die Spanier bald den Ort verlassen würden, und gab uns zu verstehen, dafs wir uns nun auch wegbegeben könnten.* Er befürchtete, oder hielt es für möglich, dafs die Engländer den Ort bald einer andern Nation einräumen würden, *by which means himself and his people would be constantly disturbed and harrassed by new masters*, welchen Zusatz Hr. *H.* auslafst und dadurch dunkel wird.

Aber auch der zweyte Band ist, wenn er gleich weniger Fehler hat, doch nicht ganz frey davon. S. 9. fehlt der Zusatz, dafs die Friendlycove, wo sie landeten, in Nutkasund sey. — S. 47. Z. 20. ist nicht klar, warum sich die Engländer, die im Boote waren, so viele Mühe gegeben haben, das Zutrauen der Eingebornen zu gewinnen. Das Original giebt die Ursache an, weil einige bald aussteigen mufsten, um die Winkel zu messen. — S. 48. *Die Engländer fuhren ans Ufer und die Eingebornen kamen nach.* Man sollte denken, diese wären auch in einem Boote gewesen. Allein sie waren noch auf derselben Stelle. *On the launch coming up we pulled towards the shore; they now seemed better pleased and on landing they offered their skins* etc. — S. 140. Z. 3. v. u. *Er erwiderte, er habe ein Gelübde gethan. But he now avowed that he could not accompany us, as the taboo* etc. Wer der englischen Sprache nur einigermafsen kundig ist, weifs, dafs *avow gestehen, bekennen* heifst. — S. 193. Z. 19. *Der Thermometer variirte jetzt zwischen* 40 *Grad* und 45 *Minuten.* Wer verstehet dieses? Der Vf. sagte: *zwischen* 40 und 45 *Grad.* — S. 229. Z. 1. *Da wir es in unsrer Gewalt hatten, zu ankern, wenn und wo es uns gefiel, so blieben wir noch unter Segel, aber ein plötzlicher Windstrom, der nicht breiter war als die Länge unsers Schiffes* etc. Rec. der manchen Sturm zu Lande und zu Wasser erlebt hat, konnte sich von einem solchen Windstrom keinen Begriff machen. Er schlug daher im Originale nach und las: *Having it thus in our power to anchor when and where we pleased under a weather shore, we remained under sail until about ten o' clock, when a sudden flurry of wind, through a vein occupying scarcely a greater space in width than the length of the ship vented* etc. Es würde zu viele Zeit wegnehmen, dem blofsen Stubengelehrten die Stelle zu erklären. — S. 315. Z. 1. wird das Jahr 1795 vermifst. — S. 323. ist die englische Inschrift nicht richtig abgedruckt. — S. 405. Z. 1. die Weltumsegler hatten, als sie ihrer Heimath wieder nahe kamen, seit ihrer Abreise von England sich *nur um einen Tag verrechnet.* Freylich, so dachte vielleicht der Ueberf., ist es zu verwundern, dafs Leute, die so vielen Gefahren ausgesetzt waren, keinen grofsern Irrthum in ihrer Rechnung begangen, und sich nicht um mehr Tage verrechnet haben. Hätte er das Original getreuer übersetzt: so würde er seine Unwissenheit in den ersten Anfangsgründen der mathematischen Geographie nicht verrathen haben. — *For, by our having sailed round the world in an eastern direction, we had, since our departure from England, gained one day* etc.

Die Karte, deren wir schon vorher erwähnten, enthält die Nordwestküste Amerikas vom 65° bis 30° N. B. und 205 bis 245° O. L. von London oder Greenwich.

wich. Die Karte ſagt zwar *Weſtliche Länge*, man muſs aber dafür *Oeſtliche* L. leſen. Von den vielen Kupfern des Originals hat nur der erſte Band der Ueberſetzung zwey. In Anſehung der Genauigkeit und Vollſtändigkeit ſtehen dieſe Kupfer weit hinter denen des Originals. Schwerlich dürften auch von den auf Koſten der Regierung im Ausland herausgekommenen prächtigen Werken eher gute Nachbildungen in Deutſchland gemacht werden, als bis unſere Regierungen ins Mittel treten, und Verleger und Autoren in ihren Unternehmungen unterſtützen.

1) Berlin, in d. Voſſ. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen* aus fremden Sprachen überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Karten. *Zwanzigſter* Band. 1800. 536 S. 8.

2) Berlin, b. Haude u. Spener: *Reiſe durch die nordamerikaniſchen Freyſtaaten und durch Ober- und Unter-Canada* in den Jahren 1795, 1796 und 1797 von *Iſaac Weld*. Aus dem Engliſchen frey überſetzt. Mit 6 Kupf. 1800. 410 S. 8.

Der 20ſte Band des Magazins enthält eine Ueberſetzung derſelben Reiſe, wovon bey H. und Sp. eine Ueberſetzung herausgekommen iſt, und führt daher auch den beſondern Titel: *Iſaac Weld's des Jüngern Reiſen durch die Staaten von Nordamerika* u. ſ. Ungeachtet aber Format und Typen in beiden Ueberſetzungen ſich gleich ſind: ſo giebt doch ſchon die Seitenzahl zu erkennen, daſs Nr. 2. vieles von dem Original weggeſtrichen, und zuſammengezogen hat. So weit wir beide Ueberſetzungen verglichen haben: iſt dieſes unbeſchadet des weſentlichen Inhalts geſchehen; und da Nr. 2. ſich weniger an die Worte des Originals band: ſo iſt das Steife, das den meiſten Ueberſetzungen eigen zu ſeyn pflegt, faſt ganz weggefallen, und die deutſche Copie lieſet ſich mit der Leichtigkeit, die das in der A. L. Z. recenſirte Original charakteriſirt. Vorzüglich zeigt ſich dieſs in der Beſchreibung der Naturſcenen, die ein Hauptverdienſt der *Weld*ſchen Reiſe ſind. Um des Raumes zu ſchonen, wollen wir beide Ueberſetzungen nur in einem Beyſpiele vergleichen. Nr. 1. ſagt von der Reiſe von Neu-York nach Albany den Hudſon-Fluſs herauf. S. 210. 211. *Es rührte ſich kaum ein Lüftchen um dieſe Zeit; aber der Strom* (die Fluth) *brachte uns mit einer Schnelligkeit von beinahe drittehalb Meilen in einer Stunde hinauf. Der Himmel blieb den ganzen Tag ſo heiter als möglich, und da das Waſſer vollkommen ruhig war, warf es die Bilder der mannichfaltigen Gegenſtände am Ufer, und der zahlreichen in verſchiedenen Entfernungen auf dem Fluſſe zerſtreueten Schiffe, die, weil die Seegel alle los und ohne Bewegung niederhingen, wie durch Zauberkraft fortzugleiten ſchienen, auf das ſchönſte zurück. Die in voller Pracht untergehende Sonne gab dieſer ſtillen friedlichen Scene neue Schönheit, und lieſs uns die von ihren ſcheidenden Strahlen vergoldeten Spitzen der fernen Thürme von Neu-York erblicken.* Nr. 2. S. 126. 127. läſst keinen Umſtand weg, zieht aber die Schilderung ins kurze und erhebt damit ihre Schönheit. *Es regte ſich kein Lüftchen, aber die Fluth trieb das Schiff in einer halben Stunde zwey Meilen weit. Der Himmel war den ganzen Tag über heiter, auf der glatten glänzenden Waſſerfläche ſpiegelten ſich die Gegenſtände am Ufer, und die unzähligen Fahrzeuge mit herabhängenden unbewegten Seegeln ſchienen wie durch einen Zauber über die Fluth wegzugleiten, die Sonne, welche mit unbeſchreiblicher Pracht unterging, verſchönerte die herrliche ruhige Scene um uns her, und zeigte uns noch einmal die Thürme von Neu-York in der Vergoldung ihrer ſcheidenden Strahlen.* Bey den Abkürzungen in Nr. 2. iſt wohl bisweilen eine Notiz verloren gegangen, die dem Statiſtiker willkommen ſeyn würde. Z. E. S. 126. wird nur geſagt, daſs in Neu-York 22 Kirchen- und Gotteshäuſer verſchiedener Sekten ſind. In Nr. 1. S. 210. werden die Sekten aufgezählt. Indeſs getrauen wir uns zu behaupten, daſs dieſes nur ſelten geſchehen ſey. Nr. 2. hat aber auch Zuſätze zur Erläuterung des Textes eingeſchaltet. Z. E. S. 108. ſagt *W.*, daſs die Stubben der abgehauenen Bäume nicht ausgerodet werden, auch nicht wieder ausſchlagen, ſondern in 7 bis 8 Jahren gänzlich verwittern. In der Ueberſetzung wird eine Urſache von dem Nichtausſchlagen hinzugefügt, *weil man um die Wurzeln ein Feuer anzündet.* Das Verfahren mag der Ueberſ. den deutſchen Förſtern abgelernt haben. In Nr. 2. die ſich genau nach dem Original richtet, ſtehet davon keine Sylbe. — Nr. 2. S. 120. findet es für nöthig, *Jalouſien* umſtändlich zu erklären. Wir lächelten, als wir dieſes laſen, über den Irländer, dem dieſer Luxusartikel neu ſchien. Als wir aber Nr. 1. S. 199. damit verglichen, fanden wir, daſs jener Ueberſetzer ſie nicht in vielen Häuſern geſehen haben müſſe. Solche Zuſätze oder Gloſſen des Ueberſ. ſcheinen übrigens nur ſelten vorzukommen. Mit Kupfern iſt Nr. 2. freygebiger geweſen als Nr. 1. Jene gefallen uns auch beſſer als dieſe. Hingegen hat Nr. 1. alle 3 Karten des Originals, Nr. 2. nur eine.

Welcher von beiden Ueberſetzungen der Vorzug gebühre, würde, wenn wir ſie auch mit dem Original vergleichen könnten, eine ſchwer zu entſcheidende Frage ſeyn. Daſs Nr. 1. eine gute und getreue Ueberſetzung ſey, läſst ſich auch ohne Einſicht des Originals mit Grund behaupten. Wollte man ſie der andern nachſetzen: ſo müſste vorher zum Vortheil der freyen und epitomiſirenden, auch zuweilen interpolirenden, Ueberſetzung entſchieden ſeyn, gegen welche, wenn ſie auch für das groſse Publicum ſeyn mögen, noch immer vieles einzuwenden iſt.

Da nun 20 Bände des Magazins heraus ſind: ſo können wir den Wunſch nicht unterdrücken, daſs der Verleger durch ein gutes geographiſches Regiſter dieſer vortrefflichen Sammlung noch mehr Werth und Brauchbarkeit verſchaffen möge.

Paris,

PARIS, de l'Imprimerie de la Républ.: *Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phaenicie, de la Paleſtine et de la Baſſe Egypte.* Ouvrage diviſé en III Volumes, contenant environ 330 Planches, gravées ſur les deſſins et ſous la direction du Cn. *Caſſas*, peintre etc. An VII. Livraiſon XI. XII. XIII. XIV. gr. fol.

Wir fahren fort (vgl. A. L. Z. 1800. Nr. 324.) den Inhalt dieſer neuen Lieferungen eines eben ſo unterrichtenden als prachtvollen Werks, welches wir bald durch den *Texte definitif* beleuchtet wünſchen, zu beſchreiben.

Die XI. Lieferung giebt (Nr. 6.) die *Ruinen des Thors von Antakyeh* oder Antiochia, welches *Bâb-el-Medynah* (Thor der Hauptſtadt?) genannt wird. Kümmerlich iſt jetzt ein Theil der Mauren verbraucht, um nur den Weg durch das Thor, welcher von Waſſer überſchwemmt iſt, gangbar zu erhalten. (Nr. 19. u. 21.) Ein vollſtändiger Grundriſs der Hölen und Katakomben, welche man *Gräber der Könige von Juda* zu nennen pflegt. Vorläufig kann man darüber *Maundrell* in Paulus Sammlung merkwürdiger Reiſen in den Orient (Jena 1792.) 1 Th. S. 97. 98. vergleichen. *Caſſas* giebt die Abriſſe viel genauer, als Maundrell dieſs vermochte, auch Durchſchnitte mancher Hölungen und den Anblick der Gegend umher. (Nr. 79.) *Alte Sarkophagen* von groſsen Steinmaſſen am Meerufer *zwiſchen Barut und Sidon.* (Nr. 80.) Das kleine jetzige *Seide*, ein Dorf an der Stelle der alten berühmten Handelsſtadt *Sidon.* Schifferbarken ſtatt jener Handelsſchiffe, die ſich einſt über die Säulen des Herkules hinaus gewagt haben, liegen hie und da zwiſchen den Buchten des Ufers. (Nr. 9.) *Ueberſicht eines Theils von Jeruſalem.* vom Dache des lateiniſchen Kloſters über die Kirche vom heil. Grab und die groſse Moſchee, welche an die Stelle des Salomoniſchen Tempels getreten iſt.

Die XII. Lieferung führt (Nr. 22.) weiter zum *Cenotaph des Cajus Caſar*, welches hier im Grundriſs gegeben, und dann vom Künſtler reſtaurirt dargeſtellt iſt. Eine dreyfache Karte (Nr. 53.) zeigt den *Grundriſs von Palmyra*, nach der prächtigen 3500 Fuſs langen, gedoppelten Colonnade vom ſogenannten Triumphbogen bis zum Neptunustempel am Ende der Stadt. Querüber durch dieſe ungeheuern Ueberreſte architectoniſcher Kraft, zieht ſich jetzt der Karavanenweg von Damas nach Bagdad. Eine im ſtumpfen Winkel gebrochene Fortſetzung der hier gezeichneten Colonnade führte bis zum Sonnentempel am entgegengeſetzten Ende der Stadt. Nr. 124 u. 108. betreffen die ſchon bekannten *Mauſoleen des Elabelus und Jamlichus.* Nr. 66. giebt eine *Reſtauration des palmyreniſchen Triumphbogens* mit Spuren Palmyreniſcher Inſchriften. Auf Nr. 78. erſcheint ein *Theil der Via Antonini auf der Straſse nach Barut*, mit Figuren und Inſchriften, auf deren Gehalt man begierig ſeyn muſs.

In der XIII. Lieferung iſt (Nr. 5.) das *Bab el Medynah zu Antiochien* von der entgegengeſetzten Seite — vgl. XI Lief. Nr. 9. — gezeichnet. Auf Nr. 7. erſcheinen *groſse Thürme von Antiochien* und Befeſtigungen, welche über die Gebirge fortlaufen. Man nennt ſie Reſte vom Palaſt des Selencus. In der That aber machen ſie einen Theil der Feſtungsthürme aus. (Nr. 79.) eine *Gruppe von 16 Säulen* zu Palmyra, mit der Ausſicht auf die Ruinen des Sonnentempels, belebt durch eine vorüberziehende Caravane. (Nr. 102). Ueberreſte von *unbekannten Mauſoleen* aus dem Thale bey Palmyra. (Nr. 17.) *Verzierungen des Getäfelwerks im Sonnentempel zu Balbeck.* Aus der lebenden Natur ſind nur Löwen- und Rinderköpfe hiezu geborgt worden, welche zwiſchen Feſtons von Granatäpfeln und Datteln mit einander abwechſeln. (Nr. 38.) Ein *Grabmal in Felſen* gehauen, bey Jeruſalem, nach dem Grundriſs und in der Reſtauration.

XIV. Lieferung. Nr. 74. Reſte vom *Pallaſt der Zenobia.* (Nr. 123.) *Durchſchnitt des Elabeliſchen Mauſoleum.* Es erhebt in vier Stockwerken über einander ſeine ſtarren Behältniſſe für Menſchenreſte, geräumig genug, um, wie der Orientale es nennt, das „ewige Haus" einer groſsen Familie für viele Jahrhunderte zu werden. Nr. 126. führt uns in das unterſte Stockwerk deſſelben, wo noch viele alte Bruſtbilder, zum Theil von vereinten Paaren, ein namenloſes Andenken fortpflanzen. Auch unterirdiſche Gewölbe ſcheinen noch zu dieſen Mauſoleen gehört zu haben; vermuthlich zu Aufbehaltung von Koſtbarkeiten und Lieblingsgegenſtänden der Verſtorbenen. (Nr. 15.) Eine prächtige *Reſtauration von dem Portal des Sonnentempels zu Balbeck.* Der Künſtler hat das Frontiſpiz mit dem Sonnengott mit ſeinem vierſpännigen Wagen geziert; die Stunden folgen dieſem. Der kommende Tag fliegt vor ihm her, der vergangene ſtürzt ſich verhüllt hinter ſeinem Rücken in die Tiefe der Zeit. Wir ſind begierig zu erfahren, wie viel Grund zu dieſer edlen Decoration auf den Ueberreſten ſelbſt noch ſich finden möge. — Nr. 105. verſetzt uns an die *Nordſeite der Inſel Cypern.* Wir erblicken die Meerausſicht des Städtchens *Cerina*, mit den Gebirgen hinter ihm. Noch maleriſcher aber giebt Nr. 106. eine zwiſchen Nikoſia und Cerina auf den Archipelagus blickende Felſenſpitze, auf deren unzugänglich ſcheinender Höhe die feſten Ruinen eines alten Felſenſchloſſes, *Tuz bir rut* (die hundert Häuſer) genannt, emporſtarren. Ueber ihre ſchroffe Lage ſchaudernd, muſs jeder der leeren Felſenwohnung ihre göttliche Ausſicht beneiden, wenn er nicht mit den an ihrem Fuſse weidenden Wollenheerden gleich geſtimmt iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18 März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Odeum.* Eine Sammlung deutſcher Gedichte aus unterſchiedenen Gattungen, zum Behuf des Unterrichts und der Uebung in der Declamation, herausgegeben von *Friedrich Rambach.* Zwey Theile. *Erſter Theil*, Fabeln, Erzählungen, Idyllen. *Zweyter Theil*, Romanzen, Balladen, epiſche, lyriſche Gedichte und Monologen enthaltend. 1800. 232 u. 373 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf., der richtig bemerkte, daſs es noch ganz an einer Sammlung zur Uebung in der Declamation auf Schulen fehle, und daſs gleichwohl dergleichen Uebungen nicht gänzlich fehlen ſollten, giebt hier eine mit vielem Geſchmack ausgewählte Anthologie aus unſern bekannteſten Dichtern zu dieſem Behufe, und hat dieſer einige treffende Bemerkungen über Declamation überhaupt vorgeſetzt. Er theilt die Declamation dreyfach ab, in die grammatiſche, charakteriſtiſche und perſonificirende; grammatiſche, die es bloſs mit dem Verſtande, mit dem Sinn und der Deutlichkeit der Worte zu thun hat; charakteriſtiſche, die zugleich Ausdruck der Empfindung iſt, die in der Rede obwaltet oder erregt werden ſoll; und perſonificirende, wenn der Declamator ſich ganz in die fremde Individualität verſetzt, und für den Augenblick der Darſtellung die fremde Perſon wird, in deren Namen er ſpricht. Er geht dann auf die Frage über: ob es allgemeine Regeln für die Declamation gebe, bejaht dieſes, und kommt dann auf den bekannten Verſuch des Hn. *Schocher*, die Vorſchriften für die Declamation mittelſt gewiſſer beſtimmter Zeichen und einer ordentlichen Tonleiter zu bezeichnen. Die Schocherſche Idee nämlich geht darauf hinaus, daſs es fünf Haupttöne gebe, welches die fünf Vocale ſeyen, die auf der Tonleiter ſo auf einander folgten, daſs *u* der tiefſte und *i* der höchſte ſey, und von denen jeder dem Vortrage einen andern Charakter gebe, ſo daſs man damit die fünf Hauptcharaktere des Vortrags bezeichnen könne. Näher könne man ihren Charakter noch dadurch bezeichnen, wenn man *u* den Geiſterton, *o* den Gebetton, *e* den Converſationston, *a* den Rednerton und *i* den Götterton nenne. Jeder dieſer Töne geſtatte nun wieder beſondere Ausbiegungen und Schwingungen in einen andern Ton hinüber, welche man durch Accente, Gravis, Acutus, und Circumflex andeuten könne, indem erſter die Senkung um einen halben Ton, Acutus die Schwingung um einen halben Ton, und der Circumflex die Senkung oder Hebung um einen halben Ton zugleich mit dem Verweilen darauf durch einige Töne bezeichne. Indem der Vf. Hn. Schochers Scharfſinn Gerechtigkeit widerfahren läſst, macht er jedoch gegen die Theorie deſſelben den Einwurf, daſs man den angegebenen Tönen doch an ſich keinen beſtimmten Charakter beylegen könne, und auch die nähern Bezeichnungen durch Gebetton, Converſationston u. ſ. w. keinen beſtimmten Charakter angäben, da jede dieſer Formen der Rede, Gebet, Converſation u. ſ. w. an ſich wieder äuſserſter Mannichfaltigkeit fähig ſey, und daher unmöglich unter das Geſetz Eines Tons gebracht werden könne, und ſeine eigenen Grundſätze ſcheinen darauf hinauszugehen, daſs man ſo weit umfaſſende Gattungen der Rede, wie Gebet, Converſation u. ſ. w. unmöglich Einem Tone unterordnen könne, für ſpeciellere Formen der Rede aber es allerdings gewiſſe Töne und andere allgemeine Regeln gebe, die aber nicht durch ordentliche Tonzeichen, ſondern nur durch allgemeine Beſtimmungen: daſs in dem und dem Falle der Ton dumpf oder helle, der Gang langſam oder ſchnell, und der Accent kräftig oder ſchwach ſeyn müſſe, angegeben werden könnten. Auch Rec. ſtimmt für gewiſſe allgemeine Regeln und Arten des Tons, nur aber gegen die allzu ängſtliche Bezeichnung der letzten. So wenig man nämlich ableugnen kann, daſs es hohe, tiefe und mittlere Töne in der menſchlichen Kehle giebt: ſo gewiſs kann man auch gewiſſe allgemeine Regeln für den Gebrauch derſelben feſtſetzen, die jedoch nicht von den Gattungen der Rede, ſondern von den Gemüthsſtimmungen, abgeleitet werden müſſen, und kann daher ſagen, daſs gemäſsigte ruhige Stimmung ſich in den mittlern Tönen und mit gemäſsigter Menſur, die die Bruſt einengenden und beklemmenden Gemüthsſtimmungen, wie Schwermuth, Tücke u. ſ. w. im tiefen Ton und langſam, alle das Herz öffnende und erweiternde Stimmungen, wie Ausbrüche der Freude, der Zärtlichkeit, der Heiterkeit, des Enthuſiasmus in den höhern Tönen, und raſch vorgetragen werden müſſen, woraus von ſelbſt die Regel für längere Stücke des Vortrags folgt, daſs, wenn das Ganze dem eben angeführten zufolge einen Charakter, folglich einen Hauptton hat, der Declamator dieſem auch durch das ganze Stück treu bleiben, und auch bey den nothwendigen Ausbiegungen und Schwingungen des Tons ſich nicht zu weit davon entfernen darf. So giebt es noch manche allgemeine Regeln, keineswegs aber möchte Rec. die darunter rechnen, wenn man ganze Gattungen der Rede Einem Ton unterwerfen will, (da

nach dem eben angeführten die Gemüthsſtimmung den Ton beſtimmt), auſser wo man annehmen kann, daſs wirklich bey der ganzen Gattung auch nur eine Art von beſtimmter Gemüthsſtimmung zum Grunde liege; und eben ſo wenig die, wenn man die Vorſchrift des Tons bis auf eine genau abgemeſſene Tonleiter ausdehnen will, da die menſchliche Stimme zu fein und mannichfach nüancirt iſt, als daſs man den Mechanismus eines muſikaliſchen Inſtruments auf ſie übertragen und ihm gerade einem beſtimmten Ton aufzwingen ſollte. Die nächſte Folge davon iſt, daſs es dem Declamator nun nicht ſowohl um den Charakter des Tons im Ganzen, als um das beſtimmte Anklingen gerade *dieſes* Tons zu thun iſt, und daraus eine manierirte Declamation entſteht. — Nächſtdem giebt der Vf. noch einige gute Regeln für die Declamation, vorzüglich, daſs der Schriftſteller ſelbſt dem Declamator in die Hände arbeiten, und auf den Wohlklang in ſeinem Werke ſehen müſſe, ſodann, daſs der Declamator vor der Nachmalerey ſinnlicher Gegenſtände durch den Ton des Vortrags ſich hüten ſolle, die in der Declamation eben ſo kleinlich ſey, wie in der Muſik. Bey dieſen Vorſchriften kann Rec. jedoch in zwey Fällen nicht mit dem Vf. übereinſtimmen: erſtlich, wenn er das Sinngedicht von der Declamation ausſchlieſst, als ob es keinen Ausdruck vertrüge. Der Ausdruck der Laune und des Spotts kann und muſs ſich darin offenbaren. Zweytens, wenn er geradezu leugnet, daſs der Declamator perſonificiren ſolle. Rec. begreift nicht, warum der Declamator, ſobald er dramatiſche Sachen vorträgt, ſich nicht in der Stimme (verſteht ſich bloſs in der Stimme; denn Geſticulation und Mimik gehören bloſs für den Acteur, und liegen auſser dem Kreiſe des Declamators) mit der Perſon, die er darſtellt, identificiren ſolle; eben ſo muſs er dieſs bey andern Vorträgen, die auf lebhafte poetiſche Darſtellung berechnet ſind, wenn in einzelnen Stellen derſelben Perſonen redend eingeführt werden, nur daſs er ſich in dieſem Falle dem Tone der redenden Perſon mehr bloſs nähern, als ihn ſich ganz zueignen muſs, um dieſe Stellen von dem übrigen Ganzen, das nicht dramatiſch iſt, nicht zu ſehr zu unterſcheiden. Noch mehr muſs er die Perſonification bey der bloſsen ruhigen Erzählung beſchränken, wo es uns überdieſs in den wenigſten Fällen um die Individualität des Sprechenden zu thun iſt. Endlich giebt der Vf. noch beſondere Regeln für einige ſpecielle Dichtungsarten, nämlich für die Fabel, die Idylle und Epopöe, indem er aus der beſondern Beſchaffenheit jeder dieſer Dichtungsarten beſondere Regeln entwickelt, die aber immer gewiſſe allgemeine Regeln vorausſetzen, und eigentlich nur deren nähere Begründung und Entwickelung für einzelne Fälle ſind. Als eine Hauptregel nimmt er an, daſs Fabel im ruhigen mittlern Tone und Menſur, Idyllen im mittlern Tone mit klarem Accent und langſamer Menſur und Epopöe im höhern Tone, jedoch verſchieden nach dem verſchiedenen Charakter der Epopöe, der antiken, heiligen und romantiſchen vorgetragen werden ſolle (Rec. vermag keinen weſentlichen Unterſchied zwiſchen der erſten und zweyten zu entdecken). Was nun die Gedichte ſelbſt betrifft: ſo ſind ſie durchaus zweckmäſsig gewählt, ſowohl die im erſten Theil, Fabeln, Erzählungen und Idyllen, die für die untern Claſſen beſtimmt ſind (Rec. zweifelt jedoch, daſs für die untern Claſſen Declamationsübungen überhaupt zweckmäſsig ſeyen, da dieſe dringendere Beſchäftigungen haben) als die des zweyten, Romanzen, epiſche, lyriſche Gedichte und Monologen, und es iſt inſonderheit dankenswerth, daſs er bey Bürger und Ramler den Text der erſten Ausgaben beybehalten hat. Nur würde Rec. das hohe Lied von der Einzigen, die Braut von Corinth, und den Gott und die Bejadere von dieſer Sammlung ausgeſchloſſen haben, aus Urſachen, die dem Vf. von ſelbſt einleuchten werden, und ungern hat er die für die Declamation ſo ſehr geeignete Lenore vermiſst. Uebrigens wundert es Rec., daſs der Vf. dramatiſche Scenen (da man das Drama ja nicht bloſs ſoll aufführen, ſondern auch leſen können), ingleichen Bruchſtücke vorzüglicher Reden, in ſofern dieſelben auf äſthetiſchen Effect berechnet ſind (wie z. B. die Engliſchen) ganz von dieſer Sammlung ausgeſchloſſen hat, wenn er nicht vielleicht für die letzten ein eigenes Werk beſtimmt haben ſollte.

1) Leipzig, im Magazin der Literatur: *Eliſe von Eiſenthurm, oder das Georgshäuschen am Leopoldsberge.* 1800. 211 S. 8. m. 1 Kupf. (16 gr.)

2) Ebend., b. Hartleben: *Das Schauermännchen,* eine Geiſtergeſchichte aus dem zwölften Jahrhunderte, vom *Vf. der Eliſe von Eiſenthurm.* 1801. 160 S. 8. m. 1 Kupf. (10 gr.)

Oft iſt es ein wahrer Vortheil für Menſchen ſowohl als für Bücher, wenn man im erſten Augenblick der Bekanntſchaft von ihnen — wenig oder gar nichts erwartet. Man wird nachher um ſo angenehmer überraſcht, wenn man doch *etwas* in ihnen findet; ja man iſt dann zuweilen nachſichtig genug, dieſes Etwas für *mehr*, als es wirklich iſt, zu halten, bloſs, weil der Reiz des Unvermutheten ihm zu Hülfe kommt. Faſt iſt es uns ſo mit den Schriften dieſes Verfaſſers, wenigſtens mit der erſten derſelben, ergangen. Daſs wir uns nach dem Titel, nach der Beſchaffenheit ſeines Papiers — die zweyte vorzüglich iſt auf wahres Löſchpapier gedruckt, — und ſeinem elenden Küpferchen, wenig oder nichts von ihr verſprachen, geſtehen wir frey. Allein bey der Lectüre ſelbſt fanden wir die Fabel an ſich, die Einwebung der wahren Geſchichte — denn das Ganze dreht ſich um die zweyte türkiſche Belagerung Wiens — ja auch den Ton der Erzählung und die Verbindung der Begebenheiten weit beſſer, als wir erwartet hatten.

Freylich betrifft dieſe Billigung eigentlich nur die erſte Hälfte; erſtreckt ſich nur bis dahin, wo Eliſe in die Hände des groſsmüthigen Halyls fällt, und wider Willen und Verſchulden die Urſache ſeines Untergangs wird. Von dem Augenblick an, wo ſie im Gezelt des

Gro-

Grosveziers das abgeschlagene Haupt jenes edeln Türken erblickt, verwickelt sich der Vf. in Unwahrscheinlichkeiten und Abentheuerlichkeiten vom gemeinsten Romanenschlag. Die Art, wie Elise den tapfern Siebenbürgen, Ladislaus von Görgeny, zu ihrer Befreyung auffodert, ist an sich schon unmöglich, und die Mittel, wodurch er sie wirklich bewerkstelligt, sind es nicht minder. Etwas besser ist das Gespräch eingeleitet, wodurch Heinrich, Elisens erster Geliebter, in türkischer Gefangenschaft sein Leben rettet, und sogar das Zutrauen des Grosveziers sich erwirbt; aber um so unerträglicher ist der Ton des alten Roberts bey der Scene (S. 162.), wo Heinrich seine Elise wieder zu finden glaubt, und dagegen auf Marien, die todtgeglaubte Braut des Ladislaus, stöfst. — Dafs der Tausch, den man nun in Rücksicht beider Mädchen schon voraus zu sehen wähnt, *nicht* vor sich geht, sondern Ladislaus Elisen behält, das mag, als eine von der Heerstrafse abweichende Maafsregel, ebenfalls Lob verdienen; desto alltäglicher ist gegentheils der Schlufs, wo Ladislaus in der Blüthe seiner Jahre stirbt, offenbar deshalb, damit Heinrich doch noch die junge, schöne, reiche Wittwe zur Gemalin bekommen kann. — Sey dem, wie ihm wolle! Sobald der Vf. nichts weiter bezweckt hat, als eine Novelle für den grofsen Mittelschlag von Lesern und Leserinnen zu schreiben: so ist sein Vorhaben ihm nicht ganz mislungen. Selbst die freylich etwas allzu genaue Einwebung mancher, das belagerte und entsetzte Wien betreffenden, Umstände mag hingehn, da er wahrscheinlich gröfstentheils für dieses Wiener Publicum schrieb.

Eine desto ängstlichere Nachahmung von *Spiefsens Petermännchen* ist Nr. 2. — Die Dame, deren Gürtel den Ritter gegen Fehltritte warnen soll, und ihn doch in anscheinende Gefahren verstrickt, das kleine Männchen mit der Harfe, das anfangs so dienstfertig sich geberdet, so rasch zur Hülfe in der Noth erscheint; die Stufenleiter, wodurch es den Leichtgläubigen von gleichgültig-scheinenden Schritten zu Fehlern, vom Fehler zu Lastern, vom Laster zu schaudernden Verbrechen leitet, das Wachsthum desselben, seine furchtbare Verwandlung zum Satan, seine abermaligen Hülfserbietungen, sogar die am Ende angehängte, höchst überflüfsige moralische Entzifferung — sind dieses nicht alles so unleugbare Entwendungen aus einem Geister-Roman (der unter den Arbeiten seines nur allzu fruchtbaren Verfassers immer noch für einen der besten und zweckmäfsigsten gelten kann) dafs man sich wundern mufs, wie ein Schriftsteller, der doch schon vielleicht etwas ganz eigenes hervorbringen könnte, mit so knechtischer Nachahmung hervor zu treten sich nicht scheut? Selbst die Oekonomie im Baue dieses Romans ist höchst ungleich und fehlerhaft. Denn nur die ersten paar Abentheuer seines Ritters sind einigermafsen ausgeführt. In den letzten drey Bogen eilt der Vf. gleichsam mit Sprüngen dem Ende zu. Eine Eilfertigkeit, die freylich bey Producten dieses Gehalts vom Leser selten bedauert, öfter dem Autor verdankt wird.

Berlin, b. Vf. u. in Comm. b. Schöne: *Gedichte vermischten Inhalts*, von *Friedrich Gottlob Walther*. 1800. 214 S. 8. (20 gr.)

Vermischten Inhalts und mannichfacher Form sind diese Gedichte allerdings; man findet hier Oden, Lieder, Sonette, Romanzen, Balladen, Fabeln, Epigramme u. dgl. Aber wir haben unter allen diesen auch nicht ein einziges Stück gefunden, welches nur eine entfernte Spur von dichterischer Anlage, geschweige von Ausbildung, an sich trüge. Man urtheile selbst. S. 54.:

An Chloris.

Liebste Chloris, sonst so gut und mild,
ist's zu fassen, ist es *auszugleichen*,
dafs dein immer gegenwärtig Bild
niemals meiner Phantasie will weichen.

Denn o Harte, *wenn es Ernst mir gilt*,
und ich liebevoll dich will beschleichen,
bleibt mein Schmachten immer ungestillt,
und ich kann das Urbild (!) nicht erreichen.

Drum verzeih, wenn hart mein Mund dich nennt,
o verzeih es meinem *weichen* Herzen,
das für dich in lichter Flamme brennt!

Strafe nur des *losen Mundes Ungestüm*,
wann du zu mir eilst, mit kurzen Schmerzen;
und dann söhne zärtlich dich mit ihm.

Kann man wohl matter und langweiliger sein Mädchen um eine Maulschelle — denn die meynt doch wohl Hr. *W.* mit den kurzen Schmerzen, die der lose Ungestüm seines Mundes leiden soll — bitten? Ein anderes Lied an eben diese Chloris S. 109. fängt sich so an:

Ja, ohne dich, ach, ohne dich
wär' Erd' und Himmel nur ein Scherz:
Um meine Liebe drehet sich
voll Hochgefühl mein kochend Herz.

Der, welcher dich mir zugesellt,
und der so lange Schöpfer war (also nicht mehr *ist?*)
erschuf wohl der in dieser Welt
je solch ein seelengleiches Paar? u. s. w.

Ein kochendes, und voll Hochgefühl um seine Liebe sich drehendes Herz! — Wahrlich, ein solches Bild ist kühn und neu zugleich! Wem jedoch vielleicht diese Beyspiele noch nicht genügen dürften, dem rathen wir, die Balladen, der Junker von der Dofse S. 152., der Mönch S. 188., und vorzüglich die komisch seyn sollende Romanze Junker Moll und seine Familie S. 171., zu lesen, die der Vf., voll Vertrauen auf seine *vis comica*, also beginnt:

Ihr Leutchen in der Stadt, wenn ich euch was erzähle
das auf dem Dorf sich jüngst begeben hat,

so

so bitt' ich herzlich: *lacht nur nicht aus voller Kehle!*
und wifst: es geht noch bunter in der Stadt.
Sonft follte, *könnt' ich euch nicht überfchreyen,*
mein Reden in den Wind mich bafs gereuen.

und man wird allerdings Stellen finden, die man fo lächerlich fich kaum dachte. Im Liede S. 16., wo ein *glücklicher Landmann* feine Frau lobt, ift eine Naivetät, die wir doch auch noch zur Ergötzlichkeit ausheben wollen:

Ift ein Weibchen, glaubt mir nur,
wahrlich ohne Gleichen.
Alle Mädchen unfrer Flur
müffen *felbft* ihr weichen.
Wollet ihr den Nachbar fragen,
ja! er würd' es euch wohl fagen.

Ehrlicher Landmann, diejenige Frau, die von den *Nachbarn* als ein Weibchen fonder Gleichen gerühmt wird, hat fonft felten das Glück ihres eigenen Manns gemacht! — Möchte doch Hr. *W.* fo vergnügt, als er felbft will, bey feiner Chloris fich befinden; aber auch feine Lieder nur ihr vorfingen, *et fibi plaudat ipfe domi!*

BERLIN, b. Oehmigke: *Lieblings-Lectüre in den Stunden meiner Mufse; für gute Lefezirkel und Lefegefellfchaften.* 1801. 196 S. 8. mit 1 Kupf. (12 gr.)

Welche Art von Lectüre der Herausgeber in den Stunden der Mufse zu *feiner* Lieblingsbefchäftigung macht, darüber kann freylich er allein entfcheiden; dafs aber gegenwärtiges Werklein *nicht* geeignet fey, die Lieblings-Lectüre *guter* Lefezirkel abzugeben, das können wir hier mit dem beften Wiffen und Gewiffen bezeugen. Denn unter den vielen gefchmack- und planlofen Potpourris, die fchon in Deutfchland leider exiftiren, ift gewifs diefe Sammlung eine der allergefchmacklofeften. Sie befteht aus Gedichten, Räthfeln, Charaden, kleinen Erzählungen, Anekdoten, kleinen Auffätzen, Stammbuchs-Sentenzen und Kunftftücken. Unter die Gedichte und Erzählungen haben fich zwar ein paar von mittelmäfsigem Gehalt verirrt, unter andern die *Schmidtifche* Ballade, *Graf von Königsmark*, wo ein erfcheinender Geift (S. 108.) die merkwürdige Rede hält:

Ach Herr, ich bitt' euch um ein Grab!
Wifst ihr's noch nicht? *Ein Racker*
von Jude fchnitt den Hals mir ab,
nicht weit von euerm Acker.
Soll ich jetzt Ruh im Tode haben,
fo fchickt dorthin mich zu begraben!

aber faft alles übrige ift ein Mifchmafch von fchwer zu begreifender Abgefchmacktheit in Auswahl und Unordnung. — Unter den Kunftftücken vorzüglich findet man Dinge, die fchon längft in zehntaufenden der elendeften Kalender als Tafchenfpieler-Künfte ftehen, z. B. eine Bleykugel in Papier zu zerfchmelzen, ohne das Papier zu verbrennen — mit einem Schlüffel zu fchiefsen, oder vielmehr zu knallen — und das Ganze fchliefst fich mit der *Kunft, durch drey Striche von Kreide ein Eckhaus, eine Schildwache und einen Hund zu zeichnen*

* * *

BERLIN, b. Lange: *Communionbuch für Freunde und Verehrer Jefu*, von *K. R. Richter.* 2te verbeff. u. vermehrte Auflage. Mit 1 Kupfer. 1800. XXII u. 208 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 219.)

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Göttingen*, b. Dieterich: *Commentatio inauguralis ifiens hiftoriae vegetabilium geographicae fpecimen*, autore *Friderico Stromeyer.* 1800. 80 S. 4. — Wenn diefe Schrift gleich nur eine Inaugural-Differtation ift: fo verdient fie doch, wegen der Wichtigkeit des Gegenftandes und der guten Ausführung, mit vorzüglicher Auszeichnung in den Jahrbüchern der Literatur genannt zu werden. Den Einfluss des Klima's auf die Vegetation und die ganze geographifche Anficht der Pflanzen-Welt hat der Vf. wohl durchdacht, auch die meiften und wichtigften Quellen darüber gelefen. Zwar fcheint ihm *Hallé's* trefflicher Artikel: *Afrique*, in der Pariser Encyklopädie (*Médicine*) entgangen zu feyn, worin mit philofophifchem Geifte aus der phyfifchen Geographie jenes Welttheils die verfchiedene Vegetation beurtheilt ift; zwar vermifst Rec. unter den kleinern Schriften ungern *Flörkens* claffifchen Auffatz über die Vegetation auf den Alpen in *Hoppe's* botanifchem Tafchenbuch für 1800; zwar kommen auch wohl manche kleine Verfehen vor: allein diefe Probefchrift enthält dennoch fo manchen trefflichen Beytrag zur botanifchen Geographie, dafs fie von einem künftigen Bearbeiter diefes Faches immer zum Grunde gelegt werden kann. Rec. kann nicht umhin, bey diefer Gelegenheit auf die Lücke in unfern botanifchen Schriften aufmerkfam zu machen, die durch vernachläfsigte Angabe des Standorts entfteht, und die bey manchen fonft nützlichen Werken, z. B. *Swarz'ens* fchwedifcher Mooshiftorie, *Willdenow's* Ausgabe der Linné'fchen *Spec. plantarum* am auffallendften ift. Er ift mit Hn. *S.* überzeugt, dafs man zur Diagnofe der Pflanzen den Standort durchaus gebraucht, um z. B. *Hypnum uncinatum* von *H. adnncum*, *Fiffidens fcinroides* von *Leskea fericea*, zu unterfcheiden; noch mehr ift er von dem Nutzen der botanifchen Geographie überzeugt, wenn man fremde Pflanzen felbft cultiviren will, und er wünfcht endlich mit dem Vf., dafs die Floriften durchgehends Hn. *Schrebers* rühmliches Beyfpiel in feiner Befchreibung der Gräfer befolgen möchten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 19. März 1801.

OEKONOMIE.

BERLIN, b. Maurer: *Unterricht eingefriedigte Wildbahnen oder grofse Thiergärten anzulegen und zu behandeln, um dadurch das Wildpret nützlicher und unschädlich zu machen*, von *A. W.* Graf von *Mellin* des heiligen Römischen und des Schwedischen Reichs Graf und Freyherr etc. Mit Kupfern und Vignetten. 1800. 264 und 16 S. Vorrede und Erklärung der Vignetten. gr. 4. (4 Rthlr. 8 gr.)

Die Veranlassung zu diesem Werke gab dem, durch frühere Schriften in diesem Fach schon rühmlich bekannten, Vf. der durch die *Waltershäuser Gesellschaftsschrift zur Erweiterung der Natur-Forst- und Jagdkunde* bekannt gemachte Plan des Hn. von *Burgsdorf* zur *vollständigen und ordnungsmäfsigen Lehre sämmtlicher Jagdwissenschaften*. Zur Bearbeitung desselben wurden mehrere Gelehrte aufgefodert, und dem Vf. ward der Abschnitt *von eingesperrten Wildbahnen* zu Theil. Da er hier in seinem Lieblingsfache war: so wuchs ihm diese Arbeit unvermerkt zu der Vollständigkeit an, die ihm für jenes Lehrbuch zu unzweckmäfsig schien; er glaubte daher, es sey besser, besonders in den jetzigen Zeiten, wo der Landmann so häufig über Wildschaden klagt, und wo Fürsten und Gutsbesitzer so gern diesen Klagen abhelfen wollen, diesen interessanten Zweig der Jägerey besonders zu bearbeiten. Da diejenigen Herrschaften, welche dergleichen Thiergärten anlegen, dieselben auch zugleich auf eine der Sache anpassende Art verziert wünschen: so sind dazu die nöthigen Plane, Zeichnungen und Vorschläge beygebracht. Die Zeichnungen zu den Kupfern und den geschmackvollen Vignetten, sind alle theils von dem Vf. selbst, theils von der kunstfertigen Hand der Comtesse, seiner Tochter, die nach der Vorrede eine geschickte Jägerin ist, verfertigt.

In der *Einleitung* findet man den Zweck der Schrift genauer, und zugleich die Ursachen angegeben (wohin vorzüglich Ausrottung der Wälder und Austrocknung der Brüche zur Vermehrung der Felder und Wiesen gehören), warum sonst bey grofsem Wildstande nicht über Wildschaden, und bey dem jetzigen geringen über denselben geklagt wird. Damit nun nach den jetzigen Aussichten die gänzliche Ausrottung des Gewildes verhütet werde: so schlägt der Vf. das einfache und leichte Mittel vor, *den ganzen Wildstand* nämlich *in einen grofsen oder mehrere kleine Thiergärten zu bringen, und durch eine regelmäfsige Behandlung dieser eingesperrten Wildbahnen die Einnahme davon weit höher zu bringen, als sie in ihrem freyen Zustande für die herrschaftliche Kasse war.* Dieser Satz wird denn in zweyen Theilen unter Kapiteln und §§phen, deren Inhalt wir hier kürzlich angeben wollen, erklärt und bewiesen.

Erster Theil. Von den Thiergärten überhaupt. 1tes Kap. *Allgemeine Begriffe von Thiergärten.* §. 5. von den bequemen Gelegenheiten und Umständen bey Anlegung eines Thiergartens wird der Satz behauptet und bewiesen, dafs *bey Anlegung desselben der Raum so grofs und weitläuftig seyn müsse, als es nur immer die Gelegenheit des Orts verstatte.* 2tes Kap. *Von der Befriedigung oder Vermachung.* Wenn von der Befriedigung durch eine Mauer die Rede ist: so behauptet die von *Lehmpatzen*, welche in §. 7. beschrieben wird, vor allen den Vorzug, besonders wenn der Lehm in der Nähe ist. Bey hölzernen Zäunen thut der Vf. §. 8. den sehr artigen Vorschlag, das Holz z. B. die Kiefern (wo möglich) gleich auf der Stelle, wo der Zaun hinkommen soll, zu schlagen, den ganzen Zaun in 12 Theile zu theilen, alle Jahr ein Zwölftel herauszunehmen, es zu verkaufen, und die Stelle zu erneuern. Auf diese Art würde der Zaun ein ordentliches Brennholzmagazin, und kostete weiter nicht viel mehr als die erste Anlage. 3tes Kap. *Von den Thoren und Thüren.* Breterthore gehören an bemauerte, und Lattenthore an aus Pfosten und Bohlen bestehende Bewahrungen. 4tes Kap. *Von den wesentlichen Gebäuden.* Diese sind die Thürwärterwohnung, die Heuscheunen, das Pürschhaus, die Körrungsplätze, Haferschuppen, der feste Lauf und Jagdschirm (von letztem sind §. 21. mehrere beschrieben und in Rifs gebracht), die Kanzeln und die Fasaneriegebäude. 5tes Kap. *Von den Alleen und Wegen.* 6tes Kap. *Von den Holzbeständen.* 7tes Kap. *Von den Wildäckern.* 8tes Kap. *Von den Wiesen.* 9tes Kap. *Vom Wasser.* Wer weder fliefsendes, noch in Teichen und Kanälen stehendes Wasser in seinem Thiergarten hat, der mufs zwar auf Edelwild und Sauen Verzicht thun, kann aber immer Damwild, Rehe und Hasen halten, wenn er nur Brunnen graben kann, die zu bestimmten Zeiten des Tages in Tröge ausgepumpt werden. Um sicher zu seyn, dafs man Wasser findet, nimmt man nach §. 41. einen neuen, wohlglasurten irdenen Topf, thut ungelöschten Schwefel, Grünspan, und weifsen Weihrauch von jeden 5 Loth, wohl pulverisirt, in denselben, deckt ihn mit 5 Loth verlorner Schafwolle zu, wägt ihn genau, gräbt ihn

bey trockner Witterung einen Fuſs tief in die Erde und ſchüttet den aufgeworfenen Boden über den Topf her. Nach Verlauf von 24 Stunden gräbt man ihn wieder aus und wägt ihn aufs neue. Hat er an Gewicht abgenommen: ſo iſt gar kein Waſſer zu finden; hat er aber zugenommen: ſo findet man bey 2 Loth Zunahme das Waſſer 75 Fuſs tief, bey 4 Loth 50, bey 6 Loth 37½, bey 8 Loth 25, und bey 10 Loth 10½. 10tes Kap. *Von den Brüchern.* 11tes Kap. *Von den Salzlecken.* 12tes Kap. *Von den Auszierungen eines Thiergartens*, wenn er z. B. 80, 500, und 2000 Morgen Flächeninhalt hat. Hier ſind zugleich alle Gebäude nach dem beſten Geſchmack angegeben, beſchrieben und in Riſs gebracht.

Im *zweyten Theile*, der *von den verſchiedenen Thiergärten insbeſondere* handelt, enthält das 1te Kap. *die Beſchreibung eines allgemeinen Thiergartens*, den man mit Edel- und Damwild, mit Sauen und Haſen beſetzen kann — nicht wohl mit Rehen, weil dieſe bey ſtarken Wintern zu Grunde gehen würden, da ſie mit keiner beſondern Körrung und Fütterung, die jene ihnen nicht wegeſſen würden, zu unterhalten ſind. Von §. 55 — 61. wird von der verhältniſsmäſsigen Beſetzung eines ſolchen Thiergartens mit den verſchiedenen Arten des Wildes nach ihrem Geſchlechte, vom Zuwachſe, von der pflegliche Unterhaltung, und der nachhaltigen Benutzung gehandelt, die auf lange Erfahrung und genaue Beobachtung ſich gründende Berechnung bey der Annahme eines Thiergartens von 500 und 2000 Morgen aufgeſtellt, und alles in Tabellen zur allgemeinen Ueberſicht gebracht. Wenn das Verhältniſs von Edelwild zum Damwild wie 1 zu 6½ iſt: ſo bleibt bey einem Thiergarten von 2000 Morgen nach Abzug der Fütterungskoſten 1193 Rthlr. 6 gr., bey einem kleinen von 500 Morgen aber 466 Rthlr. 20 gr. reiner Ueberſchuſs. 2tes bis 7tes Kap. Vom Rothhirſch-, Damwild-, Reh-, Sau-, Haſen- und Kaninchengarten. Bey einem jeden dieſer verſchiedenen Thiergärten wird ihre Vermachung, die Holzbeſtände und andere Gelegenheiten, der Raum, die Beſetzung, der Zuwachs, die pflegliche Erhaltung, die nachhaltige Benutzung angegeben, und es ergiebt ſich aus den Berechnungen allzeit, daſs *nur gröſsere Thiergärten bey Abzug aller Unkoſten eine gute Einnahme, kleine hingegen keinen, oder doch einen ganz unbedeutenden Ertrag gewähren.* — Die §. 67. bemerkte Trägheit und Zahmheit des Damwildes kommt wohl daher, daſs es, wie der Faſan, ein bey uns bloſs naturaliſirtes Wildpret iſt, das eigentlich nach Kleinaſien bis zum nördlichen China herab u. ſ. w. nach Hauſe gehört. — Nach Rec. Erfahrung (S. 189.) lieben die Haſen auch die Saat des Winterroggens und der Gerſte mehr, als die des Waizens und Hafers. — Bey dem Haſengarten wird S. 193. zugleich gezeigt, wie man aus demſelben bey der immer zunehmenden Verminderung dieſe Jagd im Freyen verbeſſern könne. 8tes Kap. *Von einem Faſanengarten.* Hier wird eine auf Erfahrung ſich gründende Behandlungsart angegeben, die minder koſtſpielig als die gewöhnliche iſt; zugleich wird auch gezeigt, wie man neben dieſem anmuthigen Federwild Perlhühner und Pfauen aufziehen könne. Der Vf. giebt in den Zwingern, wo die Faſanen weiter keine Nahrung finden, jedem Stück täglich einen ſtarken Eſslöffel voll Waizen; in den Körrungsſchuppen aber, für die gelähmten Faſanen im Winter, ſo wie für die wilden ausgeflogenen, wird, ſo lange offenes Wetter iſt, nur die halbe Fütterung, nämlich auf zwey Faſanen ein Eſslöffel voll Waizen, gerechnet. Es bedürfen daher nach dieſer Angabe 66 Faſanen jährlich bloſs 16 Scheffel Waizen zu ihrem Unterhalte. — Das 9te und letzte Kap. giebt verſchiedene leicht anwendbare *Fangarten der edlen und Raub-Thiere* an, die dem Vf. neu ſchienen, und die er alſo als Anhang beygefügt und abgebildet hat. Dieſe ſind: 1) der *Einſprung*, durch welchen man das entwichene oder auſser dem Thiergarten ſich befindende Wild fangen kann. 2) Ein *Sauſang*, durch welchen ſich die einige Tage in Kammern eingekörrte Sauen von ſelbſt den Ausgang verſperren. 3) Ein *Faſanenfang*, der aus einem Kaſten beſteht, deſſen Decke mit Leinwand überzogen iſt, unter welchen die Faſanen bey der Körrung mit Waizen gelockt und durch ein weggerücktes Stellholz gefangen oder bedeckt werden. 4) Das *Lothringiſche Fuchseiſen.*

Man erſieht ſchon aus dieſer Anzeige, die doch viele einzelne treffliche Bemerkungen übergehen muſs, die Wichtigkeit dieſer Schrift, welche allen Fürſten und reichen Gutsbeſitzern, die Liebhaber der Jagd und des Wildprets ſind, mit Recht empfohlen werden kann. Sollte auch der Vortheil, den ſolche Thiergärten abwerfen, in mehrern Gegenden Deutſchlands, in welchen der Aufwand von dem Vf. allerdings zu gering, z. B. nur nach den wohlfeilen Heupreiſen zu urtheilen, angegeben ſeyn wird, nicht ſo groſs ſeyn, als man ihn hier findet; — ſollte auch dem Holzwuchſe in dieſen Thiergärten, auch nach der vorſchriftsmäſsigſten Behandlung, doch etwas mehr Nachtheil verurſacht werden, als nach des Vf. Angaben zu fürchten iſt: ſo iſt ſeine edle Abſicht ſchon hinlänglich erreicht, wenn er das Wild auf welches man jetzt theils aus Unkunde, theils auf Veranlaſſung des oft übertriebenen Klagens über den Schaden, den daſſelbe anrichten ſoll, ſo ſehr losſtürmt, vor ſeiner gänzlichen Vertilgung ſichert. — Druck, Kupfer und Papier entſprechen der Beſtimmung dieſes Werks vortrefflich.

Noch ſind folgende Verbeſſerungen von S. 209 bis 213. zu machen. Statt *Carpinus betula* l. *Carp. betulus*; ſt. *Cornus hortenſis mas* l. *Corn. maſcula*; ſt. *Evonimus vulgaris* beſſer *Evonymus europaeus*; ſt. *Ribes canina* l. *Roſa canina*; ſt. *Spiraea falicifolia* l. *Spiraea falicifolia*; ſt. *Vaccinum* l. *Vaccinium*. — Ausgelaſſen ſind noch folgende Bäume, welche den Faſanen eine gute Aeſung geben: *Cratuegus Aria et torminalis; Grunus domeſtica, avium et Cerafus; Pyrus communis et malus; Sorbus aucuparia.*

Braun-

Braunschweig, in der Schulbuchh.: D. *Joh. Phil. Dü Roi Harbkefche wilde Baumzucht*, theils nordamerikanifcher und anderer fremder, theils einheimifcher Bäume, Sträucher und ftrauchartiger Pflanzen, nach den Kennzeichen, der Anzucht, den Eigenfchaften und der Benutzung befchrieben. Herausgegeben mit Vermehrungen und Veränderungen von *J. F. Pott*, Herzogl. Braunfchweig. Leibarzte. Mit Kupfern. *Erfter Band.* 1795. 650 S. und 48 S. Vor. *Zweyter Band.* 1800. 606 S. *Dritter Band.* 276 S. 8.

Diefs Werk mufs jedem gebildeten Forftmann und jedem Liebhaber von wilden Baumanlagen fchon nach der erften Auflage bekannt feyn. Es enthält in alphabetifcher Ordnung eine kurze, aber hinlängliche Darftellung aller bekannten einheimifchen und fremden Baum- und Straucharten, die unfer deutfches Clima und namentlich den Stand in der Harbkefchen Pflanzung vertragen, nach Befchreibung, Boden und Lage, Fortpflanzungs- und Benutzungsart, und ift wegen feiner Gemeinnützlichkeit ein bleibendes ehrenvolles Denkmal des für die praktifche Gewächskunde zu früh verftorbenen *Dü Roi*. Der neue Herausgeber, der in der Vorrede eine kurze Lebensbefchreibung des Vf. einfchaltet, hat die Brauchbarkeit der Schrift noch dadurch erhöht, dafs er die Befchreibungen fyftematifcher abgekürzt, die fehlenden Synonymen beygefügt, beträchtliche Zufätze theils an ganz fehlenden Gewächfen, theils an mangelnden einzelnen Rubriken der Gefchichte der vorhandenen beygefügt, und die nöthigen Veränderungen und Verbefferungen nach eigenen und fremden Beobachtungen und Erfahrungen gemacht hat. Es ift alfo diefs Werk in feiner jetzigen Geftalt eine in alphabetifcher Ordnung abgefafste *wahre* praktifche Naturgefchichte der einheimifchen und fremden Holzarten Deutfchlands, in welcher man alles Wefentliche beyfammen findet, was die von S. 207 — 226. des 3ten Bandes aufgeftellten Schriften, die aufser den eigenen Beobachtungen benutzt find, enthalten, und welche alfo allen denen zu empfehlen ift, die theils wegen ihres Berufs als Forftmänner an der Naturgefchichte der Forftgewächfe Intereffe haben, theils auf eine zweckmäfsige und fichere Art Englifche Gärten anlegen wollen. Eines Auszugs ift diefe Schrift nicht fähig. Zu mehrerer Brauchbarkeit find am Ende ein alphabetifches und fyftematifches Verzeichnifs der befchriebenen Gewächfe, und ein vollftändiges Lateinifches, Englifches, Franzöfifches und Deutfches Regifter angehängt.

Leipzig, b. Linke: *Der kleine Vogelfänger.* Ein Buch zunächft für Knaben, welche Jäger oder Oekonomen werden, und ihre Leibeskräfte auf eine nützliche Art üben wollen; auch für diejenigen brauchbar, welche Vogelliebhaber find. *Drittes Bändchen.* K. und L. 1800. 101 S. 8. (16 gr.)

Wir beziehen uns auf das Urtheil, welches ein anderer Rec. bey den beiden vorhergehenden Bändchen (1800. Nr. 51.) über diefs Buch gefällt hat. Es ift bey einer kleinen Vergleichung erfichtlich, dafs der Vf. faft weiter nichts gethan hat, als die diefen Gegenftand betreffenden *Bechfteinifchen* Schriften auszufchreiben, und zuweilen etwas zufammenzuziehen. Wer alfo *Bechfteins* Naturgefchichte der Stubenvögel oder *deffen* Anweifung Vögel zu fangen befitzt, braucht diefen kleinen Vogelfänger nicht zu kaufen. Das Ganze ift eine unlöbliche Buchmacher-Speculation. Denn obgleich der Vf. in der Vorrede behauptet, dafs er von Jugend auf ein Freund des Vogelfanges gewefen fey: fo fcheint diefs doch uns fo weniger glaublich, da fich im ganzen Buche keine Spur von einer neuen Beobachtung über die Vögel, ihren Fang u. f. w. findet, und fich doch hier die nächfte und befte Gelegenheit dazu hätte zeigen müffen.

Erlangen, b. Palm: *Skizze einer vollkommenen Bewirthfchaftung der Waldungen mit Rückficht auf ihre Cultur*, nebft eingeftreuten phyfiologifchen Bemerkungen nach den neueften Beobachtungen und Erfahrungen, und einem Anhange über die wahre Nahrung der Gewächfe nach den Grundfätzen des neuen chemifchen Syftems von einem reifenden Forftmanne, und Mitglied der Herzogl. Sachf. Gothaifchen Societät der Forft- und Jagdkunde zu Waltershaufen. 1801. 190 S. u. XXXIV S. Einleitung. 8.

Obgleich alle Regeln und Grundfätze einer guten Forftwirthfchaft, wie man fie in den Fürftlich *Schwarzenbergifchen* Waldungen in Franken angewendet findet, fchon lange aus den forftwiffenfchaftlichen Schriften bekannt find: fo bewirken fie doch hier durch die Darftellung des unbekannten Vf. als wahre Gefchichte der nachahmungswürdigen Behandlang eines Forftes, fo wie durch die neue Bewährung jener Vorfchriften, ein eigenes Intereffe auch für denjenigen Lefer, dem diefs alles, was er hier als befolgenswerth lieft, nichts Neues ift. Von weit gröfserm Nutzen aber kann und mufs die Gefchichte diefer Waldungen vorzüglich für diejenigen Forftbedienten feyn, die aus Liebe für das Alte gegen alle neuern Regeln einer guten Forftbewirthfchaftung eingenommen find, und hier durch Thatfachen überführt werden, wie bewährt jene Regeln und Grundfätze find, wenn fie auf eine den jedesmaligen Umftänden entfprechende Art befolgt werden, fo wie für diejenigen Forftbeamten, die die ewigen Klagen über Holznoth, das ewige Schreyen nach Forftverbefferungen hören, aber, wenn auch nicht aus Unkunde, doch aus Hang zum Schlendrian und zur Bequemlichkeit nicht ernftlich Hand ans Werk legen, um dem ihrer Fürforge anvertrauten Walde diejenige Vollkommenheit zu verfchaffen, in welcher er nach Zeit und Bedürfnifs feyn könnte und follte. Eben fo bekannt find auch die die von dem Vf. aufgeftellten Lehren von der Ernährung der Gewächfe nach den neueften chemifchen Grundfätzen; allein nirgends findet man fie noch fo deutlich, ordnungsmäfsig und vollftändig für den Forftmann zufammengeftellt und angewendet, als hier,

hier, und der Vf. kann in dieſer Hinſicht ſicher auf den Dank ſeines Publicums rechnen. Weiter erſcheint in dieſen Bogen der Forſtmeiſter *Friedel* als ein ſehr erfahrener Forſtmann. Er weiſs alle gute Holzarten, einheimiſche und fremde, ſo geſchickt anzubauen, daſs auf den nun erſt ſiebzehn Jahre unter ſeiner Aufſicht ſtehenden Revieren faſt keine Blöſse mehr anzutreffen iſt, und ſein ganzer Wald im ſchönſten Flore da ſteht. Und da auch die unter ſeiner Direction ſtehenden herrſchaftlichen Meiereyen ſich ſehr vortheilhaft auszeichnen: ſo thut der Vf. am Ende den Wunſch, daſs bey ſo ſchönen Gelegenheiten zu Schwarzenberg nicht nur ein Forſtinſtitut, ſondern auch eine Ackerbauſchule angelegt werden möchten, die allerdings hier an ihrem rechten Orte wären, wenn anders die für dergleichen Unterrichtsanſtalten, die ſich nicht bloſs mit der Anſchauung begnügen, zu den anderweitigen Vor- und Hülfskenntniſſen nöthigen Lehrer zu haben ſeyn werden.

Leipzig, b. Weigel: *Neuer Bauerkalender auf das Jahr* 1801. 32 S. 8.

nebſt:

Taſchenbuch für deutſche Landwirthe auf das Jahr 1801. ein Anhang zu jedem Hauskalender. 104 S. 8. (4 gr.)

Der Kalender ſelbſt iſt ein höchſt einfacher, nur Monats- Sonn- und Wochentage, nebſt den allernothwendigſten Veränderungen angebender Allmanach, ſo daſs wir glaubten: die eine, faſt ganz ledige Nebenſeite hätte wohl noch *ex fuga vacui* zu irgend einer kleinen Notiz benutzt werden können. Der Endzweck des Taſchenbuchs aber iſt, die Landwirthe mit den beſſern Grundſätzen der Viehzucht (die billig als der Grundpfeiler der Landwirthſchaft betrachtet wird) im Zuſammenhange bekannt zu machen. Deshalb werden hier von S. 5. bis 62. *Bemerkungen über die Pferdezucht*, oder vielmehr ein kurzer Inbegriff alles deſſen, was bey Erziehung, Gebrauch und Heilung dieſer nützlichen Thierart zu beobachten iſt, geliefert. Von S. 62. bis zum Ende aber kommt die *Rindviehzucht* an die Reihe. Im künftigen Jahre ſoll über die Wartung und Pflege der übrigen Zuchtthiere, Schweine, Schaf- und Federvieh, eine zweckmäſsige Belehrung ertheilt werden. — Dieſe Abſicht iſt löblich, und der äuſserſt mäſsige Preis des ganzen Büchleins der Abſicht angemeſſen. Uebrigens erklärt der Herausgeber ſelbſt, daſs es ihm nicht darum zu thun ſey, neue Dinge in der Oekonomie zu lehren, ſondern nur ſchon bewährte Grundſätze noch mehr zu verbreiten. Auch iſt das, was er hier liefert, faſt durchgehends ein Auszug aus den Werken von *Hartmann* und *Fuſs*. Aber er iſt in einem faſslichen, für die gröſsere Menge verſtändlichem Vortrage, nicht allzuweitläuftig, doch auch nicht allzugedrungen (was der Landmann ſelten liebt) abgefaſst.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, auf K. des Vf.: *Vom Feſtungskriege. Erſter Theil. Art und Weiſe feſte Plätze zu berennen und zu belagern.* Vom *Vf. der Betrachtungen über die Kriegsbaukunſt.* 1801. 168 S. 8. und 6 Kpft.

Zu keinem eigentlichen Lehrbuche der Belagerungskunſt beſtimmt, erfüllt das vorliegende Werkchen ſeine Abſicht hinlänglich: eine allgemeine Ueberſicht des Feſtungskrieges für diejenigen zu geben, die nicht Ingenieurs von Profeſſion ſind; ja es iſt für dieſen Zweck ſchon beynahe zu weitläuftig angelegt. Die erſten Sphen dienen zur Einleitung, und beſchäftigen ſich mit dem Operationsplane eines Feldzuges, um die Nothwendigkeit der Feſtungen und des Angriffes derſelben darzuthun, weil ſie der in Feindes Lande agirenden Armee zum Depot und zur Stütze der Operationen dienen müſſen. Der fünfte §. enthält eine beurtheilende Darſtellung der Operationen des gegenwärtigen Krieges, wo der Vf mit Recht, die des auf bloſs politiſchen Prämiſſen beruhenden Feldzuges von 1792 vertheidiget. Bey der dreytägigen Schlacht von Kaiſerslautern hätte der ſo thätigen Mitwirkung der Sachſen wohl mit ein paar Worten gedacht werden ſollen; denn ob ſie gleich nicht — wie ein Geſchichtſchreiber des Feldzuges von 1793 behauptet, — gerade den Ausſchlag gaben, fochten ſie doch, wie jeder Augenzeuge zugeſtehen wird, mit ſeltner Tapferkeit. Ganz muſs Rec. dem Vf. beyſtimmen, wenn er S. 33. *Bonaparte's* Einbruch in Steiermark 1797 ein gegen alle Regeln des Krieges gewagtes Unternehmen nennt, das ſelbſt durch den über alle Erwartung glücklichen Erfolg ſich nicht rechtfertigen läſst, weil bey nur etwas mehr Energie der Oeſterreicher der Untergang der Franzöſiſch-Italiäniſchen Armee unvermeidlich war. — Von S. 42. an beſchäftiget ſich der Vf. mit dem eigentlichen Belagerungskriege, deſſen Regeln und Verfahren aus den beſten Schriftſtellern über dieſen Gegenſtand gezogen, und überall mit Beyſpielen aus der Kriegsgeſchichte belegt ſind. Das Unternehmen auf Bitſch 1793 miſslang nicht durch Verrätherey, wie S. 55. geſagt wird; ſondern theils durch die zufällig zu frühe Entdeckung, (man ſehe *l'Obſervateur impartial aux Armées du Rhin etc. par le C. le Comte*) theils vorzüglich, weil keine zweckmäſsigen Maaſsregeln getroffen waren, die Thüren des unterirdiſchen Ganges zu ſprengen.

Der Stil des Werkchens iſt ſonſt gut; nur wünſchte Rec. etwas mehr Gewandtheit, und das *ſo* nicht ſo widerlich oft gebraucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Beschreibung des Königreichs Siam*, von Hn. *de la Loubere*, aufserordentlichen (aufserordentlichem) französischen Gesandten bey dem Könige von Siam. Aus dem Französischen übersetzt. 1800. 382 S. 8.

Durch die englische Gesandschaftsreise nach China, und noch mehr durch die Reisen des Hn. *Symes* nach Ava, hat man neulich schätzbare Nachrichten von der Halbinsel jenseits des Ganges erhalten. Der Gedanke war nicht unrecht, ältere Nachrichten von dieser Halbinsel unter uns von neuem bekannt zu machen. Die *Description du royaume de Siam par M. de la Loubere, Envoyé extraordinaire du Roy aupres du Roy de Siam* 1687, 1688, welche 1691 und auch zu Amsterdam 1709 herausgekommen ist (letzte Ausgabe hat Rec. vor sich), ist von dem Hn. Hofr. *Meiners* sehr gelobt worden. Der ungenannte Uebersetzer glaubte daher, dafs das Publicum eine Dollmetschung dieser Beschreibung mit Beyfall aufnehmen würde. Hätte er die dazu nöthigen Sprach- und Sachkenntnisse gehabt, und hätte er dabey andere Nachrichten von Siam, an denen es gar nicht mangelt, zu Rathe gezogen: so würde ihm der Beyfall nicht entgangen seyn, zumal da, wenn Stuck in seinem bekannten Verzeichnisse von Reisebeschreibungen Recht hat, *Loubere* noch nie ins Deutsche übersetzt ist. Allein der Ungenannte verstand so wenig das Original, und ist der deutschen Sprache so wenig mächtig, dafs wir das von ihm besudelte Papier herzlich bedauern, und, wenn die Schreib- und Uebersetzungssucht elender Autoren durch Polizeygesetze aufgehalten werden könnte, wünschen möchten, dafs ihm die Uebersetzung des 2ten Theils der Beschreibung, welcher Abhandlungen über Siam und andere asiatische Länder enthalten soll, untersagt würde. Hier sind einige Stellen, in denen der Sinn des Originals gänzlich verfehlt ist. S. 66. *Wir fragten zwey junge Mandarins, was ein weifses Frauenzimmer, das wir ihnen zeigten, koste.* Es waren aber nicht Frauenzimmer, sondern Puppen oder Docken von Hofdamen, *pouppées du Palais*, die man ihnen zeigte. — S. 115. *Die Schafe auf den Schiffen einander die Wolle ausreifsen, weil sie dieselbige einander wegfressen*, statt: *die Schafe schmecken oft nach der Wolle* u. s., *les moutons y sentent souvent la laine, parcequ'ils se la mangent les uns aux autres.* — S. 131. Orig. wird von dem König von Siam gesagt: *il sort avec si peu de faste que quand il va de Louvo avec ses Dames il ne donne aucune voiture aux femmes qui les accompagnent pour les servir*, d. i.: *die Hofdamen, welche seine Frauen begleiten, bekommen keine Wagen.* Allein der Uebersetzer giebt es S. 108. — *wenn er von Louvo sich — mit seinen Frauen, welche ihn der Aufwartung wegen begleiten, begiebt.* — Was S. 155. des Originals von den Frauenzimmern gesagt wird, die nicht heirathen, aber doch nicht in den Talapuinen-Orden treten, behauptet der Uebersetzer S. 128. von Mannspersonen. — Die zuvorkommende Höflichkeit des Königs wird durch ein Exempel bewiesen. S. 177. *Il fit même une chose, quand Mr. des Targes le salua, qui n'avoit jamais eu d'exemple à Siam.* Welcher Schüler versteht dies nicht! Nur nicht unser Uebersetzer. S. 148. *Es trug sich etwas zu, dafs ihn der Herr von Targes grüfste, wovon man niemals ein Beyspiel hatte.* — *Ebend. Wenn ich mich hätte eher aufrichten können*, soll das Französische: *si j'eusse pû m'elever davantage*, ausdrücken. — S. 196. *La plus recente des deux epoques Siamoises se rapporte à l'an de Grace* 638. Versteht der deutsch, oder den Sinn des Texts, der dies so übersetzt? *die neuere* u. s. *ist dem J. 638 ähnlich* S. 164. — S. 179. *Es liegt ihnen nichts daran, einen Monat lang unzählige Arbeiten zu etwas zu gebrauchen.* Vielleicht ist *Arbeiten* ein Druckfehler für *Arbeiter*. Allein, die Härte abgerechnet, so drückt es nicht vollkommen das Französische aus: *Il ne leur importe d'être cinq cent ouvriers, plusieurs mois durant.* — S. 215. Von der Art, wie man auf dünnen Goldblättchen schreibt: *L'on y marque les lettres par compression avec un poinçon emousse, comme ceux dont nous ecrivons sur nos tablettes*, d. i.: *Die Buchstaben werden, vermittelst stumpfer Ponzen, darauf gedruckt.* Man höre aber, und verwundere sich, wie der Ungenannte übersetzt: *Man siegelt dadurch die Briefe, indem man sie mit einem stumpfen Pfriemen darauf drückt.* Wer so sinnlos schreiben kann, von dem ist zu vermuthen, dafs er auch in vielen andern Stellen seinen Autor misverstanden hat. Wirklich haben wir noch mehr Misgriffe der Art angezeichnet, die wir aber nicht anführen, damit uns nicht der Vorwurf gemacht werde, den wir vorher dem Uebersetzer machten, — Papier verderbt zu haben. Damit man aber nicht glaube, dafs die Uebersetzung gegen das Ende anders beschaffen sey, als wir sie geschildert haben: so führen wir noch aus S. 369. an: *Ich darf dasjenige nicht mit Stillschweigen übergehen, was ich von dem Hn. Herbelot denke. Ich glaubte ihn über alles das, was ich als Siamese sicher weifs* (beynahe sollte man glauben, der Uebersetzer sey ein Siamese) *um Rath zu fragen*, und bitten es gegen den Text S. 421. zu halten: *Je ne doy pas omettre ce que je*

je tiens de Mr. Herbelot. J'ai cru le devoir consulter sur tout ce que je say de Siamois.

Von seiner groben Unwissenheit in der deutschen Sprache können schon die angeführten Stellen zum Beweise dienen. Man findet fast auf jeder Seite Proben davon, die man, so gern man wollte, nicht immer auf die Rechnung des Druckers schreiben kann. Er verwechselt Accusativ und Dativ, z. E. *an dem Bord kommen* u. dgl. verdoppelt oft die Negation, z. E. *von keinem Kartenspiel wissen sie nichts*, gebraucht ganz undeutsche Redensarten und Zusammensetzungen, z. E. *nichts festes essen*, *gewirrte Glieder*, *wichtigsten Weibspersonen*, *Morgenländer* für *Länder gegen Morgen gelegen*, *Cotton* für *Cattun*, *Beamteten*, *anderst*, *Cattuntücher*, *Sammlungen von Befehlen* für *von Verordnungen* und dergleichen Floskeln mehr, die kein Deutscher billigen kann.

Den Text hat er übrigens bisweilen abgekürzt, und es wäre dieses zu loben gewesen, wenn es allenthalben auf eine schickliche Art geschehen wäre. Allein er hat Stellen stehen lassen, die er hätte ausstreichen sollhn, z. E. S. 169. wird ein mayländischer Calender erwähnt, *an welchen so viele Leute gegenwärtig einen so blinden Glauben haben.* Da dieser längst vergessen, und vielleicht Männern von den ausgebreitetsten literarischen Kenntnissen unbekannt ist: so verdiente er keine Erwähnung, oder musste mit einer Nachricht von seiner Beschaffenheit und dem grossen Ansehen, worin er im 17ten Jahrhundert gestanden hat, begleitet werden. An andern Orten findet man Auslassungen, wodurch die Gedankenreihe des Autors mangelhaft erscheint. S. 183. ist ein Sprung von dem Commerz der Siamesen auf das Siegeln der Handschriften, den man sich nicht wohl erklären kann. Der Uebersetzer hat einen ganzen Abschnitt S. 217. des Originals weggelassen, der diese Materien in Verbindung bringt.

Von den vielen Kupfern des Originals hat die Uebersetzung zwey beybehalten.

Jena, b. Mauke: *C. F. Volney's Reisen nach Syrien und Aegypten*, in den Jahren 1783, 1784, 1785. Aus dem Französischen übersetzt. *Dritter* Theil, welcher die Zusätze der dritten französischen Original-Ausgabe, nebst mehreren von den merkwürdigsten durch die französisch-ägyptische Expedition veranlassten Beobachtungen enthält, von Professor *Paulus* zu Jena. 1800. 421 S. 8.

Sowohl den Besitzern der Volneyschen Reise als andern Lesern, ist dieser Theil, der ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, ein willkommenes Geschenk. Er enthält: I. Zusätze der französischen Ausgabe vom J. VII. 1) Zustand des Handels zwischen Frankreich und der Levante nach öffentlichen Registern. Dieser Aufsatz ist zwar schon 1786 entworfen, ist aber doch nicht ohne Interesse für diejenigen, welche sich über die Verbindung Frankreichs mit der Türkey unterrichten wollen. S. 14 u. 15. wird bey *Calle*, einem Orte an der Algierschen Küste, der in den Händen der Franzosen ist, *Salee* in Klammern eingerückt, als wenn dieses ein anderer, oder wohl gar mehr gewöhnlicher Name von Calle wäre. Allein Salee ist ein ganz anderer Ort, und liegt in Marocco am Atlantischen Meere. II. Volney's Betrachtungen über den Türkenkrieg 1788, rathen zu einer Verbindung Frankreichs mit Rufsland gegen die Türkey. Sie haben Bonaparte auf die Wichtigkeit Aegyptens aufmerksam gemacht. *Hätten wir*, sagt Volney gleichsam im prophetischen Geiste, *blofs Aegypten: so könnten wir den Verlust aller unserer Colonien verschmerzen.* Peyssonel suchte die Ehre der Türken gegen Volney zu retten, und seine Bemerkungen folgen auf jene. III. Notitzen von zwey arabischen Handschriften zur Geschichte von Aegypten. Das 2te ist vorzüglich wichtig, eine vollständige Statistik von Aegypten im J. 1450 geschrieben, wie wir sie von wenigen Ländern Europens heut zu Tage haben. Die S. 223 angeführten *Laufkameele* pflegt man *Dromedare* zu nennen. Hr. P. hat ein Excerpt aus einem Mspt. auf der Bodleyischen Bibliothek in Oxford hinzugefügt. IV. Sammlung der merkwürdigsten topographischen (warum nicht chorographischen?) Beobachtungen, welche durch die französisch-ägyptische Expedition bishor bekannt geworden sind. Sie sind aus den *Mémoires sur l'Egypte*, *Magazin encyclopedique*, *geograph. Ephemeriden* u. a. Büchern genommen. Hr. P. hat sie mit einigen Noten versehen, worunter sich auch eine politische S. 332. zur Vertheidigung des französischen Angriffs auf Aegypten befindet. Die französischen Monate und Maafse, die mehrmale vorkommen, hätten wir gern auf die bey uns gewöhnlichen reducirt gesehen. Bey dem S. 279. erwähnten Plan eines Franzosen, von Alexandrien, den D'Anville anführt, frägt Hr. P. *wessen?* Wir antworten aus *d'Anville's Mem. sur l'Egypte* S. 83. dafs sein Name ihm unbekannt war, dafs aber die Vergleichung seines Plans mit andern ihn von seinen Vorzügen überzeugt hatte. Niebuhr hielt diesen Plan für sehr gut. Hr. P. frägt: *ob nach eigenen genauen Untersuchungen*? Wir zweifeln nicht daran, weil Niebuhr in Alexandrien gewesen ist. — Zu den S. 284. erwähnten arabischen Schriftstellern, die den Chaliphen Omar Schuld geben, die Bibliothek in Alexandrien verbrannt zu haben, setze man noch *Abdollatiph*, und es möchten wohl mehr arabische Schriftsteller die Geschichte erzählen, als verschweigen, obgleich S. 214. das Gegentheil behauptet wird. — Da ein berühmter Orientalist sich der Uebersetzung und Bekanntmachung der französischen Nachrichten unterzogen hat: so hätten wir die Uebertragung der arabischen lateinisch geschriebenen Wörter (es ist hier nicht von Namen die Rede) in arabische Schrift erwartet.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches, statistisch-topographisches Lexicon von Franken* etc. *Zweyter Band.* 1800. 1 Alphab. 3 Bog. gr. 8.

Was wir über den Plan, Charakter und Werth des ersten Bandes dieses Wörterbuchs gesagt haben (A. L. Z.

L. Z. 1799. Nr. 309.), gilt auch bey dem gegenwärtigen, welcher die Buchstaben Cl bis Hu begreift, und die darunter vorkommenden fränkischen Lande, Städte, Schlösser, Dörfer etc., bald kurz, bald weitläuftig beschreibt, je nachdem es der Vorrath oder der Mangel gedruckter und handschriftlicher Materialien gestattete. — Diese Ungleichheit, die ohnehin Werken von der Art eigenthümlich ist, darf man wohl nicht dem Vf., sondern seinen Correspondenten schuld geben, die ihn entweder mangelhaft oder wohl gar nicht mit Beyträgen unterstützten. Am ausführlichsten werden die Rubriken: Eremitage, Erlangen, Franken, Fürth, Henneberg, Herrnrieden und Hof behandelt, wo, neben der Geschichte, auch manche interessante statistische Nachrichten zu lesen sind. Dieß letzte gilt besonders von dem Artikel: *Franken*, in welchem eine Uebersicht des Matricularwesens, der Kreisverfassung und aller in diesem Kreise befindlichen Manufacturen und Fabriken geliefert wird. Auf den Umfang des alten Frankoniens, welches im 8ten Jahrhundert, im Gegensatz des westlichen oder rheinischen Franziens unter dem Namen Ostfranken und *Francia nova* vorkommt, hat sich der Vf. nicht eingelassen, und eben so wenig lag es in seinem Plane, der alten Gauverfassung und der vielen Gaubezirke zu erwähnen, in welche die ostfränkische Provinz eingetheilt war, und woraus sich nachher der fränkische Staatskörper allmälich zu seiner gegegenwärtigen Gestalt bildete. Für den Freund der mittlern Geschichte und Geographie, würde ein solcher Umriss nicht ohne Interesse geblieben seyn. Zum Beweis, dass wir dieses in allem Betracht nützliche und brauchbare Wörterbuch, mit Fleiss durchgegangen haben, wollen wir nur einige Rubriken bemerken, die noch einiger Ergänzung und Berichtigung fähig sind. S. 79. heisst es: Ermershausen gehöre den Allodialerben des Freyherrn von Hutten; man sollte also glauben, dass es in keiner Lehnsverbindung stehe. Dieß ist aber unrichtig, da es die Huttensche Familie von jeher, als ein sächsisches Söhn- und Töchter-Lehn besessen hat, und nach dem 1783 ohne Leibeserben und Mitbelehnte erfolgten Tode Joh. Philipps von Hutten, von den beiden Lehnsherrschaften zu Sachsen-Coburg und Sachsen-Meiningen, als ein heimgefallenes Lehn eingezogen wurde. Indessen glaubte seine Schwester, Juliana Charlotta Voit von Salzburg, ob sie gleich mit dem *defuncto* in keiner Mitbelehnschaft stand, und mithin nach den Grundsätzen des sächsischen Lehnrechts nicht successionsfähig war, auf die Erbfolge Anspruch zu machen, und wendete sich deswegen an den Reichshofrath. Dieser Rechtshandel endigte sich aber 1786 durch einen Vergleich, nach welchem den Erben der inzwischen verstorbenen Voit von Salzburg, das Rittergut Ermershausen, gegen ein Averfionalquantum von 5000 fl. rheinl. von dem gemeinschaftlichen Lehnhof, in der Eigenschaft eines Söhn- und Töchterlehns von neuem verliehen wurde. — Nach S. 205. soll eine Herzogin von Meran, Namens Elisabeth, die Gemalin eines Hn. von Grundlach gewesen seyn, und das Kloster Frauen-Aurach gestiftet haben. Die Geschichte macht aber, ausser den bekannten drey Meranischen Erbtochtern, die 1249 auf die Allodialverlassenschaft ihres verstorbenen Bruders Anspruch machten (*Köhler diff. de ducib. meran.*) keine namhaft, die an einen Hn. von Grundlach vermält gewesen. — Bey Friesenhausen S. 225. hätte noch, die dem Hause Sachsen über das dortige Rittergut zuständige Lehnsherrlichkeit, bemerkt werden können. Sie gründet sich auf eine Urkunde vom J. 1451, nach welcher der damalige Besitzer, Georg Zoller, seine eigenthümliche *Behausung und kemmath im See zu Friesenhausen*, mit allen Zugehörungen, dem Herzog Wilhelm zu Sachsen zu Lehen auftrug. S. 314. wird *Gerthausen* für ein, in S. Meininger Amte Sand, — und *Hellmershausen* S. 565. für ein Kaltennordheimisches Amtsdorf ausgegeben; beide gehören aber zum S. Eisenachischen Amte Lichtenberg. — Hildenburg (S. 639.) ist kein Dorf, sondern ein wüstes, zwischen Ostheim und Fladungen auf einem hohen Berge gelegenes Schloss, von welchem im 12ten Jahrhundert die ausgestorbenen Grafen von Hildenburg den Namen führten. — Uebrigens wünschten wir, dass der Vf. bey Beschreibung der ritterschaftlichen und adelichen Dörfer die Namen der jedesmaligen Besitzer derselben angeben, und ihre Lehnsverbindung und andern Qualitäten bemerken möchte.

LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Annales typographici ab anno* MDI *ad annum* MDXXXVI continuati post *Maittairii* aliorumque doctissimor. virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti cura D. *Georg. Wolfg. Panzeri*, Capituli eccles. Cathedral. ad D. Sebald. Norimberg. Praepositi etc. Volumen VIII. 1800. II u. 564 S. gr. 4. (5 Rthlr.)

In diesem achten Bande des bekannten nützlichen Werks, zeigen sich überall die Spuren des unermüdlichen Fleisses, der in den vorigen sichtbar war. Er fängt mit *Paris* und dem Jahre 1513 an. Unter der Rubrik dieses Orts sind zusammen 2839 Numern (von 1501 — 36) aufgeführt, doch fehlt von Nr. 2644 an dessen wirkliche Angabe. S. 304. kommt auch *Thessalonich* mit 21 von Rabbinen herausgegebenen Büchern vor, worunter das älteste Datum von 1515 und das jüngste von 1535 ist. — Nach *Paris* ist der Artikel *Venedig* der reichhaltigste, er begreift 1959 Numern, *Rom* hingegen nur 308. *Vicenza* (in dessen Numer die ersten beiden römischen Zahlen versetzt sind) macht mit 14 Drucken bis zum Jahr 1529 den Beschluss.

Mehrere Vergleichungen und Bemerkungen über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Druckörter, wollen wir andern Literatoren überlassen, und uns auf die wenigen Ergänzungen beschränken, die wir Hn. *P.* liefern können, der uns in Eintragung des Uebrigen aus unserm nicht ganz unbeträchtlichen Verzeichniss

zeichnifs ſchon zuvorgekommen iſt. Sie ſind nach eigener Anſicht von Büchern aus der nämlichen öffentlichen Bibliothek, wie unſere Beyträge zum I—VII. Band. Wir haben uns bey den Jahrzahlen der deutſchen Ziffern ſtatt der römiſchen bedient.

Paris.

Antiquarum lectionum commentarii ſicut concinnarat olim Vindex Ceſelius ita nunc per iniuriam intercepti, quos repayavit Lucius Coelius Rhodiginus etc. In f. *Parrhiſiis, venundantur ab Jodoco Badio Aſcenſio et Joanne Parvo* 1517. *fol.*

(Eine Ausgabe *Venet. ex aedibus Aldi* etc. 1516 ſteht indeſſen S. 430. dieſes Bandes.)

Adverſus novam Marci Beneventani aſtronomiam, quae poſitionem Alphonſinam ac recentiorum omnium de motu octavi orbis multis modis depravavit et ſecum pugnantem fecit: Alberti Pighii Campenſis apologia etc. Pariſiis excudebat Simon Colinaeus. 1522. 3. *d. m. Martii.* 4.

Dialectice Laurentii Vallae libri 3. *Pariſiis, in aedibus Aſcenſianis et bibliopolarum de Marnef.* 1539. *ad Cal. Sept.* 1529. *fol.*

D. Aurelii Auguſtini Hippon. epiſc. de doctrina chriſtiana libri 4. etc. *Pariſiis, ap. Io. Roigny.* 1534. 12.

D. Aurelii Auguſtini ad Europium et Paulum epiſcopos liber de perfectione iuſtitiae contra Celeſtium. Ebendaſelbſt aus gl. Officin u. von gl. Jahr u. Format.

Venedig.

Alberti magni opera ad logicam pertinentia. In f. *Venetiis, ſumtibus haeredum Octaviani Scoti, per Bonetum Locatellum Presbyterum.* 1506. *fol.*

Alberti magni, epiſcopi Ratisbonenſis, de ordine Predicatorum, parva naturalia. Ebendaſ. aus gl. Verl. durch ebendenſ. Drucker, in gl. Jahr u. Format.

Expoſitio Aegydii Romani ſupra libros Elenchorum Ariſtotelis. Venetiis per Simonem de Luere 10. *Decembr.* 1507. *fol.*

Divus Thomas in 8. *politicorum Ariſtotelis libros, cum textu eiusdem, Leonardo Aretino interprete etc.* In f. *mandato et impenſis heredum — Octaviani Scoti, civis Modoecenſis et ſociorum — impr. Venetiis per Georgium Arrivabenum.* 1514. *d.* 13. *April. fol.*

Daſs der Lucretius, *Venetiis in aedibus Aldi et Andreae ſoceri*, 1515. 8. in den Seitenzahlen mit der Ausgabe: *Florentiae, ſumtib. Philippi Giuntae* 1512. 8. (*Annal. typogr.* Vol. 7. p. 14.) genau zutreffe, und dennoch in den Lesarten von letzter abweiche, glauben wir ſchon bemerkt zu haben. Obgleich Nr. 785. S. 432. nur *Apuleji aſinus aureus* iſt, wie auch am Schluſſe deſſelben angezeigt wird, ſo lautet doch der Titel eigentlich:

Apulejus cum commento Beroaldi etc. In f. *Venetiis, in aedibus Joannis Tacuini de Tridino impr.* 1516. 12. *Kal. Jun. fol.*

Antonii Andreae ſuper artem veterem ſcripta et ſuper Boetium de diviſionibus. Impr. Venetiis per Lucam Antonium de Giunta, Florentinum. 1517. 23. *Maii. fol.*

Alberti magni naturalia ac ſupra-naturalia opera — per Marc. Antonium Zimaram caſtigata etc. In f. *Venetiis impenſa heredum Octaviani Scoti — 1517. 10. Mart. fol.*

Sphaera mundi etc. S. 451. Nr. 944. iſt, nach unſerer Aufzeichnung, *impenſ. Lucae Antonii de Giunta Florentini d. ult. Junii* 1518 gedruckt. Der Herausgeber ſcheint, den Schlufsverſen gemäſs, Hieronymus Nucerellus zu ſeyn.

Alberti magni — moraliſſima in ethicen Ariſtotelis commentaria per — Jo. Romberch de Kyrſpe — caſtigata. In f. *arte et impenſis heredum Octaviani Scoti — Venetiis* 1520. *d. ult. Aug. fol.*

Dante l'amoroſo convivio S. 470. Nr. 1102. haben wir etwas umſtändlicher ſo verzeichnet:

Lo amoroſo convivio di Dante: con la additione: novamente ſtampato. In f. *In Venetia per Zuane Antonio et fradelli del Subio: ad inſtantia de Nicolo e Dominico dal Jeſus.* 1521. 8.

S. Thomas ſuper ethica Ariſtotelis, cum triplici textus translatione, antiqua VZ. Leonardi Aretini, nec non Jo. Argyropyli — noviſſime per Franciſcum Paulinum de Luca 1531. In f. *Venetiis expenſis heredum — Octaviani Scoti d.* 15. *Februar. fol.*

Liber de morbo gallico, in quo diverſi celeberrimi in tali materia ſcribentes medicine continentur auctores, videlicet Nicolaus Leonicenus Vicentinus, Ulrichus de Hutten, Germanus, Petrus Andreas Mattheolo, Senenſis, Laurentius Phriſius, Joannis Almenar, Hiſpanus, Angelus Bologninus. Venetiis 1535. In f. *per Jo. Patavinum et Venturinum de Ruffinellis.* 8.

Wir machen zugleich unſere geographiſchen Leſer auf einen Auszug aus Pigaphetta's Reiſen (deren neulich in der v. Zachiſchen monatlichen Correſpondenz gedacht wurde) aufmerkſam. Er kommt unter Paris S. 217. Nr. 2800. vor. Endlich wünſchen wir zum Regiſter der Oerter-Namen noch einen kleinen Anhang der modernen Namen, die von den alten Benennungen ſtark abweichen; wobey uns einfällt, daſs wahrſcheinlich bey Joh. Soter in Solingen (*Salingiaci*), im Herzogthum Berg, einige der erſten örterloſen Ausgaben des *Agrippa de vanitate ſcientiarum* gedruckt ſind. — Zur nahen Vollendung des ganzen Werks wird jeder Literator, und beſonders der Freund der Druck-Alterthümer, dem ehrwürdigen Vf. fernere Geſundheit wünſchen.

* * *

Leipzig, b. Gräff: *Aurora.* Ein romantiſches Gemälde der Vorzeit. Von dem Verfaſſer des Rönaldini. 2ter Th. 3te ganz umgearbeitete Auflage. 1800. 252 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 330.)

Altenburg, b. Seidler: *Sammlung vorzüglich ſchöner Handlungen zur Bildung des Herzens in der* Jugend. 2ter Th. 2te Aufl. 1800. 190 S. 3ter Th. 196 S. 8. (19 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1971. Nr. 165.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. März 1801.

PHYSIK.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Physikalisch-chemisches Handwörterbuch* für Gelehrte und Ungelehrte, Fabrikanten, Manufacturisten und Handwerker. Ein gedrängter Auszug aus Gehlers, Macquers und den neuesten vorzüglichsten physischen und chemischen Wörterbüchern und Schriften. Mit sorgfältiger Auswahl in vier Bänden gesammlet. *Zweyter Band El bis J.* 1800. 582 S. 8. Mit Kupf.

Das über den ersten Band dieses Wörterbuches gefällte Urtheil, gilt auch diesem zweyten. Die in die Physik einschlagenden Artikel sind aus *Gehler*, die chemischen aus *Bourguet abgeschrieben* worden. Rec. wählt den ersten besten Artikel aus diesem Wörterbuche, und stellt ihm den gleichnamigen aus *Gehlers* Wörterbuche gegenüber. Z. B. *Heber*

Der Vf. d. ch. H. W.

Heber ist eine aus zwey Schenkeln bestehende offene Röhre ABC, deren man sich bedient, flüssige Materien, dadurch, dass man die Luft aus den Röhren zieht, aus einem Gefässe auslaufen zu lassen. Wenn man eine solche Röhre mit dem einen Schenkel in ein mit einer Flüssigkeit z. B. Wasser gefülltes Gefäss taucht: so wird das Wasser in dem eingetauchten dieselbe Höhe erreichen, als es im Gefässe hat, d. i. bis DE. Bringt man es aber durch Saugen bey C so weit, dass der ganze Heber voll Wasser wird: so wird er bey C anfangen auszulaufen, bis die Wasserfläche unter A herabgesunken ist, und also kein Wasser mehr in die Oeffnung eintreten kann.

Gehler.

Heber. Diesen Namen führt eine aus zweyen Schenkeln bestehende an beiden Enden offne Röhre ABC, deren Gestalt übrigens willkürlich ist, und deren man sich bedienen kann, um flüssige Materien aus einem Gefässe durch den Druck der Luft auslaufen zu lassen, oder auszuheben. Wenn eine solche Röhre mit der Oeffnung A in ein Gefäss mit Wasser gesenkt wird: so steigt das Wasser in ihr von selbst eben so hoch, als es im Gefäss stehet, d. i. bis DE. Bringt man es aber durch Saugen bey C, oder durch andre Mittel so weit, dass der ganze Heber bis C voll Wasser wird: so wird er bey C anfangen auszulaufen, und damit so lang fortfahren, bis die Wasserfläche DE im Gefässe unter A herabgesunken ist, und also kein Wasser mehr in die Oeffnung A eintreten kann.

Die Verkürzungen bestehen meistentheils darin, dass die mathematischen Berechnungen weggelassen sind. Oft erlaubt sich der Vf. Aenderungen bey *Gehlers* Worten, die dem Ganzen ein höchst verändertes Ansehen ertheilen. Den Artikel *Höhenmessung* schliesst *Gehler* damit: man weiss aus Beobachtungen, dass die Veränderungen des Barometers auf einer grossen Strecke Landes *gleichzeitig* erfolgen u. s. w. Das, *man weiss aus Beobachtungen*, ändert der Vf. dahin ab: *das Resultat von allem ist*, welches einen ganz andern Sinn giebt. Aeusserungen wie S. 409. sind völlig unnütz. Es wird daselbst von den Bestandtheilen des Graphits geredet und gesagt: *Hahnemann* hat eine ganz andere Meynung. Was übrigens *H.* meynt, davon findet man kein Wort. Dass man in diesem Buche vergebens nach den neuern Entdeckungen in der Chemie und Physik suchen werde, ergiebt sich aus dem Gesagten. So findet man der neuern Versuche über die thierische Elektricität, über die Zerlegung des Harns, des Honigsteins, des Hyacinths, der Entdeckung der Glucinerde u. s. w., auch nicht mit einem Worte erwähnt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Die beiden Marillo's. Eine italiänische Geschichte* von *C. F. W. R...r*, Verfasser von den Zöglingen meiner Phantasie. Mit Kupf. 1801. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr. ohne Kupf. 1 Rthlr.)

Ein Intriguen-Roman, wie wir deren schon genug und übergenug haben; ohngefähr von *der* Art, wie *Spiessens Mausefallen- und Hechelkrämer.* Ja, unpartheyisch gewürdigt, ist dieser Letztere noch von besserm Gehalt; nicht nur, weil er früher da war, sondern weil auch bey ihm die Erwartung weit besser gespannt worden, und die Verwicklung fast bis zum Schluss immer mehr steigt, da bey den Marillos hingegen ein Theil der Intrigue schon sehr früh sich entwickelt, und der Grund der ersten Verkennung schon auf der zehnten Seite sich muthmassen lässt. Dadurch, dass Maria (S. 35) so schnell Marillo den Zweyten erkennt, wird die Scene, wo unter den Banditen ein Einziger an seiner Aechtheit zweifelt, und er so leicht ihn widerlegt (S. 131.) um ein gutes Theil unwahrscheinlicher; auch ist der ältere Marillo, von dessen Schlauheit und Entschlossenheit so viel gesprochen wird, ein ganz erbärmlicher Wicht, dass er dem Herrn Bruder nicht eher auf die Spur kömmt, und den Pass ihm verrennt. Einige Scenen, unter andern diejenige, wo die Banditen zu ihrer Bürgerpflicth zurückkehren, sind nicht ganz ohne Interesse. Aber noch ist dies ein nur sehr mittelmässiges Verdienst bey einem Roman, wo es blos auf Intrigue ankommt, und wo an gar keine Durchführung eines Charakters zu denken ist. Die Bösewichter wenigstens, die der

Vf. zeichnet, ſind ſo grelle Ungeheuer, und die beſſern Perſonen an ſich ſo unbedeutende Weſen, daſs weder dieſe, noch jene, auf uns viel wirken können. Auch iſt die Art, wie gegen Ende des Romans der wahre Franceſco und ſein Vater ſich zuſammenfinden, eine von den alltäglichſten, in Romanen gleichſam abgenutzten Erfindungen. Kurz, man handelt noch ſehr nachſichtig, wenn man das ganze Werklein in die dritte oder vierte Verdienſt-Claſſe romantiſcher Dichtkunſt ſetzt.

Dresden, in dem Muſeum, Pirna, b. Arnold und Ginther: *Blumen und Früchte für Zeichner, Blumenfreunde und Stickerinnen*; nach der Natur entworfen und ausgemalt von *Lück*. Erſter Theil mit 16 Kupfern u. 20 S. Text. Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. 1800. gr. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die frühere Ausgabe des gegenwärtigen Werks wurde A. L. Z. 1800. Nr. 128 angezeigt. Die 8 ausgemalten Blätter verdienen auch hier noch das Lob, welches wir ihnen damals ertheilten. Die vorgedruckte Beſchreibung und Anweiſung zum Nachmalen derſelben, wurde mit gutem Erfolg ganz umgearbeitet. Sie hat nun Briefform erhalten, und läſst ſich angenehm leſen.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Jonathan Wild*, Rinaldo Rinaldinis Antipode. Eine Räubergeſchichte von *Heinrich Fielding*, nach dem Engliſchen. 1800. *Erſter* Theil 230 S. mit 1 Kpf. *Zweyter* Theil 270 S. m. 1 Kpf. (2 Rthlr.)

Das engliſche Original bedarf nicht erſt unſer Kritik oder vielmehr unſers Lobes. Schon ſeit länger als funfzig Jahren ſchätzt man es in ſeinem Vaterlande als eines der gelungenſten Werke *Fieldings*, der es 1743 gerade in dem Zeitpunkte, wo ſeine Geiſteskräfte in der glücklichſten Thätigkeit ſich befanden, herausgab, und der manche in ſeiner juridiſchen Laufbahn erworbne Kenntniſſe hier mit Feinheit, Wahrheit und Satire aufs innigſte vereinte. In faſt alle neuere Sprachen Europens iſt es ſeitdem verpflanzt, geleſen und geſchätzt worden. Auch wir Deutſche beſaſsen davon ſchon zwey, wo nicht drey Ueberſetzungen. Da aber die erſte, die bereits 1758 erſchien, ganz ohne Kraft und Ausbildung der Sprache verfaſst worden; und die zweyte, welche in den *Leben und Thaten einiger Kraft und Kniffsgenies* ſich befindet, allzuſehr in einer gewiſſen Manier — wie ſchon der Titel zeigt — verdollmetſcht wurde: ſo war eine dritte keineswegs ganz überflüſsig; und wir ertheilen dem Vf. derſelben in Rückſicht von Treue und Geſchmeidigkeit des Vortrags billig den Vorzug.

Aber noch gröſser würde die Nützlichkeit ſeines Unternehmens und unſre Freude ſeyn, wenn er wirklich dadurch bewerkſtelligte, was dem Titel und dem Vorberichte nach ſein Endzweck zu ſeyn ſcheint; wenn nämlich ſeine Dollmetſchung einen *glücklichen* Antipoden desjenigen Romans abgäbe, der, warlich nicht zur Ehre der deutſchen Leſezirkel, binnen kurzer Zeit drey Auflagen erlebt hat, da eine einzige ſchon viel zu viel für ihn geweſen wäre. Und gewiſs in manchem Betracht kann man ſich keinen ſprechendern Contraſt denken, als Fieldings treffendes Gemälde, wo er den Pinſel mit ſo vieler ächten Menſchenkunde, mit ſo vieler Feinheit und Wirkung am rechten Orte führte, wo immer edle moraliſche Abſicht ſelbſt im Gewande des Spottes herrſchte, wo kein Charakter müſsig, keine Begebenheit nutzlos erſcheint — verglichen mit dem ſchaalen, flachen, höchſtens ein paarmal flimmernden *Rinaldo Rinaldini*, wo man vergebens nach einem Plan, nach einer Wahrheit oder Neuheit in Charakteren und Handlungen ſich umſchaut, wo die Bilder völlig wie in der, überdieſs ſchlecht erleuchteten, Laterne eines Savoyarden vorüberfliegen, und wo endlich noch zügelloſe Immoralität mit Kraftloſigkeit ſich verbindet. Ein einziges Kapitel in jenem Roman wiegt ganze Bände von dieſem auf. Aber wahrſcheinlich wird das Prognoſtikon doch eintreffen, das der Ueberſ. ſich ſelbſt ſtellt, und das *gröſsre* Publicum dürfte noch für ein Weilchen beym *italiäniſchen* Räuberhauptmann bleiben; nur mit dem bedeutenden Unterſchied, daſs er nicht, wie der *engliſche*, nach funfzig Jahren noch leben wird.

Wien u. Petersburg (eigentlich Leipzig, b. Supprian): *Diogenes des Zweyten Beleuchtungen der Menſchheit mit der Laterne bey Tage: oder wunderbare Reiſe in die Gemächer der Thorheit*, herausgegeben von *D. E***g.* 1800. 482 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein gutmüthiger, aber wiſsbegieriger Alter, müde, die Welt nur in den Zeitungen geſchildert zu ſehn, entſchlieſst ſich mit ſeinem Nachbar *Sturm* — ſchon der Name zeigt den joviaſiſchen Charakter deſſelben an! — und ſeinem Enkel *Max* auf Reiſen zu gehn. Ihr Endzweck iſt Menſchenkenntniſs, und Max muſs daher alles aufzeichnen, was ſie dahin einſchlagendes ſehen oder hören.

So kunſtlos ein ſolcher Plan, und ſo oft er ſchon mit dieſer oder jener Abänderung da geweſen ſeyn mag: ſo könnte er doch immer noch das Vehiculum mancher glücklichen Beobachtung, mancher treffenden Satire abgeben, wenn er durch einen Schriftſteller von ächten Scharfſinn, ächter Laune bearbeitet würde. Aber der gegenwärtige Vf. hat es gröſstentheils beym — guten Willen bewenden laſſen. Er hat freylich die Thorheiten der neuern Zeit, übertriebnen Freyheitsdurſt, Demokratismus, Ariſtokratismus, Vorliebe gegen die Franken u. ſ. w. vorzüglich zum Gegenſtand ſeiner Bemerkungen gemacht; aber faſt alles, was er darüber ſagt, iſt ſo alltäglich, ſo fade und ſchleppend, daſs man gewiſs nichts neues dadurch lernt. Will er zuweilen originell ſeyn: ſo verfällt er offenbar ins Abgeſchmackte; dahin rechnen wir

wir (trotz seinem Vorberichte) den ewigen Spaas mit den *Egonen* und der Mantel *Reproche*, wodurch nicht der geringste Gewinn für die Begriffe, Eigenliebe und Gewissen bewirkt wird. Was soll gleich anfangs das Mährchen von dem Diamant, wodurch uns die Kenntniss der Gedanken von Andern zu Theil wird? Der Vf. macht von diesem Erwerb in der Folge ja keinen Gebrauch! — Was sollen so abgeschmackte Anekdoten wie die S. 87. von dem Maler, der eine gewisse Nase nicht leiden konnte? Wer wird es witzig finden, wenn der Vf. S. 276. den Witz eintheilt in feinen Witz, tändelnden Witz, *Kindtaufenwitz*, *Devisenwitz*, hämischen Witz und beissenden Witz? Wie erbärmlich ist die Geschichte des strengen Ritters Dietrichs von Unkensee, und der edlen Ilsabe von Berge, S. 373 — 417. mit welcher er gar nicht zu Ende kommen kann? Wie äuserst plump ist die Episode mit dem Hn. Röndler? Selbst die Schlussfabel vom Fuchs und den Gänsen — Doch es wäre Zeitverlust und Sünde gegen den besser zu nützenden Raum noch mehrere dergleichen Fragen, die sich von selbst beantworten, hier aufzuwerfen!

Chemnitz, b. Tasché: *Oswald, oder das Häuschen im Schwarzwalde* von *Augustini*. 1800. *Erstes* Bändchen. 308 S. 8. Mit 1 Kupf. (1 Rthlr.)

Es ist ein trauriger Anblick, einem Schriftsteller zuzusehen, der nach *allerley* strebt, und dem doch *nichts* gelingt. Hr. *A.* giebt uns leider dasselbe im vorliegenden Werkchen. Er will bald traurige, bald empfindsame, bald gräsliche, bald satyrisch-humoristische Scenen liefern, will bald im Stil von *Cramer*, bald in dem von *Lafontaine*, bald gar wie *Jean Paul* schreiben; will mit Anspielungen auf alte Literatur und neue Staatsbegebenheiten seinen Vortrag schmücken; will jetzt erhaben, jetzt sentimental, jetzt ganz unbändig — witzig seyn; aber überall sieht man den blosen Nachahmer, der noch überdies manchen lächerlichen Verstos begeht. So z. B. sagt er S. 16. „Im düstern Verstummen schien Oswald bald wie der „gierige Wallfisch den ungehorsamen Propheten die „mächtigen Biss zu verschlingen, und bald wie der „langbeohrte *Cretenssische* König an starrem Metall zu „nagen." — Der gute Midas, über Creta hat er gewis nie geherrscht! Hr. Cramer hat die Art, seine Kapitel oft mit Versen anzugeben, die schon bey ihm grösstentheils nur — Reime sind. Aber was sagt man vollends von dem poetischen Beruf unsers Vfs. S. 36.

Verjagt dir der Kummer
Den rosigen Schlummer,
Dann hole dir *Dinte*
Bemale *geschwinde*
Mit Kreuzen und Strichen
Bis dass sie entwichen,
Dich fliehen die *Leiden*
Die blendenden *Seiten*.
Dann weicht dir der Kummer
Und lässt dir den Schlummer.
Es deutet auf *prodest*
Das schöne *Probatum est*.

Was kann wohl Menschen, die auch nicht die kleinste poetische Ader haben, verleiten, uns *da* in Versen zu quälen, wo selbst ein gutes Gedicht ziemlich am unrechten Orte stünde? — Sogar in Erfindung der Namen, der kinderleichtesten Sache unter der Sonne, ist der Vf. unglücklich. Denn wer kann wohl über Benennungen wie Hr. von *Vicesinken* und *Rülpsekk* und Monsieur *de Vent* lachen? Man wundre sich nicht, dass wir hier nur lauter Kleinigkeiten rügen! Gienge man bey einem solchen Schriftsteller auf die Hauptfehler von Fabel, Charakteren, Verbindung der Begebenheiten u. s. w über; guter Himmel, wer könnte dann fertig werden!

Prag u. Leipzig, b. Michaelis: *Edmund Jani*, oder *das furchtbare Zimmer*. 1800. 291 S. 8. m. 1 Kpf. (18 gr.)

Dem grösten Theil unsrer Leser ist wahrscheinlich der englische Roman des Horatio Walpole, *die Burg von Ortranto* bekannt, die in Deutschland nicht nur ein paar Uebersetzungen, sondern auch mehrere Nachdrücke mit vieler typographischer Nettigkeit erhalten hat. Mit ihr hat das furchtbare Zimmer dies gemein, dass hier und dort der Erbe eines unschuldig ermordeten Ritters durch eine Geistererscheinung aus der Niedrigkeit hervorgezogen, und in sein angestammtes Gut wieder eingesetzt wird. Aber freylich steht in der Kunst der Bearbeitung der Deutsche weit, unendlich weit, hinter dem Britten zurück. Der letzteer hat seinem abentheuerlichen Mährchen glücklich genug den Anstrich des Feyerlichen, und zuweilen sogar des Schrecklich-Erhabnen mitzutheilen gewust; der erstere hingegen hat seine Geschichte gleichsam aus einander gezerrt, und wird — allen Regeln der Poetik zuwider — dann erst recht ausführlich, wenn die Hauptsache schon entschieden, und der Ueberrest gar leicht zu errathen ist. — Dass Graf Juel, der Mörder des Vaters von Edmund Jani, als ein Bösewicht der ersten Classe geschildert wird, vergiebt man dem Vf. gern; denn darauf beruht die Verwicklung des Ganzen; dass er aber auch ein so *erbärmlicher* Bösewicht ist, der sich nie zu rathen und zu helfen weis, — das ist eine für den Roman weit unverzeihlichere Sünde. Da der Vf. den Schauplatz seiner Geschichte ins achtzehnte Jahrhundert verlegt hat: so sind die Feyerlichkeiten bey dem Zweykampfe (S. 163.) ein lächerlicher Anachronismus. Denn dass es jetzt in Europa keine solche formlich anerkannte Gottes-Urtheile, Herolde, Kampfrichter u. d. m. aus dem Mittelalter giebt, das sollte doch jedes Kind fast wissen. Wer übrigens auch nach diesem Duell noch die rückständigen 130 Seiten des Büchleins durchlesen kann, ohne darüber einzuschlafen, der mus sich gewis durch langen Gebrauch gegen die Wirkung der Opiate sehr verhärtet haben.

ER-

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Perthes: *Fenelons Werke, religiöſen Inhalts.* Aus dem Franzöſ. überſetzt von *Mathias Claudius. Erſter* Theil. 1800. 250 S. 8. (20 gr.)

Jedem, der nur ein wenig mit Frankreichs Literaturgeſchichte unter der Regierung Ludwig XIV. vertraut iſt, wird auch bekannt ſeyn, daſs der als Menſch, als Fürſten-Erzieher und Schriftſteller ſo ehrwürdige *Fenelon* — des unvergänglichen Telemachs berühmter Verfaſſer — als Theolog ziemlich merkbar zum Myſticismus ſich hinneigte, und dadurch nicht nur ſich ſelbſt die Verbannung in ſeinen Sprengel zuzog, ſondern auch Anlaſs zu mancher Streitſchrift gab, an welche er in der Sanftmuth ſeines Herzens wohl kaum gedacht hatte. Wahrſcheinlich mochten ſeine Aufſätze damals bey Manchem, der ſie in gleicher Gemüthsſtimmung las, wahre Erbauung hervorbringen, und ſelbſt Fenelons Gegner geſtanden, er ſündige nur aus — Uebermaaſs der Liebe zu Gott. Daſs aber dieſe ſeine theologiſchen Werke nach einem vollen Jahrhundert ins Deutſche überſetzt werden — überſetzt werden von einem proteſtantiſchen Gelehrten; daſs ſie, wie in der Vorrede geſagt wird, zum *Wegbereiten* und zum *Empfänglichmachen* abzielen ſollen; das iſt freylich ein wenig ſeltſam und läſst ſich nur dadurch erklären, daſs Hr. *Claudius* ihr Verdeutſcher iſt. Seine Vorrede iſt in jedem Betracht merkwürdig. Was er da von den Menſchen ſagt, „die denjenigen Weg, „der das *Geheimniſs* des Chriſtenthums ſey, läſtern, „und verbeſſern, lieber auf ihrem Bauch kriechen und „Staub eſſen wollen," klingt ein wenig ſehr unglimpflich; da er aber gleich darauf hofft: „daſs ſelbſt von „dieſen Nicht-Chriſten und Un-Chriſten einige durch „den Ernſt und durch die Milde dieſes liebenswürdi„gen Schriftſtellers veranlaſst, ihren Weg noch ein„mal in Ueberlegung nehmen werden," — und es allerdings gut iſt, alles was man thut, *mit Ueberlegung* zu thun: ſo wollen wir ihm dieſe Hoffnung auch nicht mit einem Worte ſtören, und nur noch erwähnen: daſs diejenigen Aufſätze, in welchen Fenelons Gang zur myſtiſchen Gottesverehrung am ſichtlichſten ſich äuſsert, vom *Gebet* IV. V. VI. von der *inwendigen Lehre des Geiſtes Gottes* XIII, und von den *innerlichen Wirkungen Gottes um den Menſchen zu dem wahren Ziel, dazu er geſchaffen iſt, zurück zu bringen* XIV. handeln. — Die Lehre von der *keuſchen Liebe zu Gott*, von *ſeiner, bloſs auf ſeine Vortrefflichkeit, nicht auf ſeine Wohlthaten ſich gründenden Verehrung*, kann durchaus nur von Eingeweihten verſtanden und befolgt werden.

* * *

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Feſttags-Epiſteln*, von *D. J. W. Rau. Zweyter* Band, *Erſte* Abth. 2te veränderte hie und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1801. 190 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 208.)

ERFURT, b. Beyer u. Maring: *Predigten über Sprüchwörter in Verbindung mit den Sonn- und Feſttags-Evangelien*, von *J. R. G. Beyer. Zweyter* Band 1801. 444 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 337.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Halle, in d. Buchh. des Waiſenhauſes: *Uebungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge auf Schulen*, am Morgen und Abend, an Communiontagen und bey andern feyerlichen Gelegenheiten. Als Anhang zu dem Geſangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanſtalten, herausgegeben von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Director des königl. Pädagogiums und Waiſenhauſes. 1800. 72 S. 8. (4 gr.) Die ſämmtlichen Betrachtungen, welche dieſes kleine Buch enthält, ſind in der That, was der Titel verſpricht. Sie führen den Jüngling zur Aufmerkſamkeit auf ſein Inneres, zum Nachdenken über ſeine Beſtimmung, ſeine Beſchäftigungen, ſeine Vorzüge, ſein Verhalten, und erheben ſein Herz durch das Andenken an Gott und Jeſum zu frommen Entſchlieſsungen; erfüllen es mit Muth und Kraft zum Guten. Die *Morgenbetrachtungen* (ſechs längere und eben ſo viel kürzere) ſind insbeſondere zum Vorleſen beym Morgengebet auf Gymnaſien, die *Abendbetrachtungen* für ſolche Erziehungsanſtalten beſtimmt, wo die Schüler zu einer gemeinſchaftlichen Abendandacht verſammelt werden. Doch ſind auch Morgen- und Abendbetrachtungen für den Privatgebrauch der Schüler in den obern Claſſen, d. h. ſolcher, die ſchon zum eignen Nachdenken angeführt ſind, geeignet. Für ſolche ſind auch die Beſchäftigungen der Andacht an Communiontagen und die Selbſtgeſpräche, z. B. bey dem Bewuſstſeyn einer Vergehung, Gewiſſensunruhe über geheime Schuld u. ſ. w. berechnet. Für Lehrer an Schulen, wo ſie ſelbſt täglich das Gebet zu ſprechen haben, wird eine Sammlung von Sprüchen der heil. Schrift und andern kernigen Sätzen willkommen ſeyn.

Es hat uns übrigens beym Leſen dieſer Gebetsformulare der Wunſch ſehr lebhaft beſchäftigt, daſs doch nicht auf vielen gelehrten Schulen — Rec. redet aus Erfahrung — der Religionsunterricht ſo ſchlecht beſtellt ſeyn möchte, daſs die Lehrer ſelbſt für eine ſolche Einrichtung der Morgenandacht, wobey dieſe Gebete gebraucht werden können, noch gar keinen Sinn haben. Wie lange wird überhaupt durch den Vortrag einer ſeit 30 Jahren verjährten Dogmatik, den man für Religionsunterricht ausgiebt, der Religioſität unter den jungen Leuten entgegen gearbeitet werden!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Heinsius: *Noua veteris testamenti clauis. Addita est significatio verborum Hebraicorum e versione Alexandrina cujus discrepantiae simul a textu Hebraico saepe dijudicantur.* Scripsit *Joan. Henr. Meisner*, Prof. Lipsiensis Vol. I. *Pentateuchum* continens. 1800. XVI. u. 544 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Janua von Reineccius ist lange genug ein beliebtes Hülfsmittel gewesen, dessen sich der Anfänger bey der cursorischen Lectüre des A. Testaments zur leichtern Erlernung des Hebräischen bedient hat. So viel aber auch dieses Buch bey den wiederholten Ausgaben, besonders durch die Bemühungen der neuesten Herausgeber, wirklich gewonnen hatte: so hatte es doch noch immer viele Mängel und Fehler, und nach den Fortschritten, die wir besonders in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in dem gründlichen Studium der Hebräischen Sprache, der Exegese und Kritik gemacht haben, war eine völlige Umarbeitung des Buchs durchaus nöthig. Zwar hat Hr. Leun durch sein Handbuch zur cursorischen Lectüre der Bibel des A. B. diesem Bedürfniss gewissermasen abgeholfen; allein so gut es im Ganzen gearbeitet ist: so ist es doch nicht vollständig genug, und die alten Uebersetzer hätten mehr genutzt werden können, wodurch schon manche einseitige Erläuterung würde weggefallen seyn; überdem ist es auch nur eigentlich für den angehenden deutschen Theologen brauchbar. Rec. ging daher schon mit dem Gedanken um, eine ganz umgearbeitete Ausgabe von der Janua des Reineccius zu veranstalten, und hatte sich dabey den Plan gemacht, die neuern Entdeckungen und Berichtigungen nicht allein vollständig zu sammeln, sondern auch bey schwierigen Wörtern und Redensarten die alten Uebersetzer genau zu vergleichen und kurze Winke zu geben, wie einzelne Wörter und Stellen am richtigsten übersetzt und erklärt werden könnten. Während dem, dass er sich diesen Plan machte, las er die vorläufige Ankündigung der Clavis von *Meisner*, und entschloss sich nun die Erscheinung dieses Werks erst abzuwarten. Nun da er den ersten Band vor sich hat, giebt er gern sein Vorhaben, zu dessen Ausführung er schon die Vorbereitungen gemacht hatte, wieder auf; denn er findet, dass Hr. *Meisner* fast ganz nach demselben Plan gearbeitet hat. Hr. *M.* machte es sich mit Recht zum Gesetz, die wahre, und mit dem Zusammenhang der Rede übereinstimmende Bedeutung der Wörter anzugeben, und wenn die Gewissheit der Bedeutung aus den übriggebliebenen Bruchstücken der Hebräischen Sprache nicht hinreichend zu erweisen war, sie aus den verwandten Dialecten, dem Chaldäischen, Syrischen und Arabischen zu bestätigen. Er versichert daher auch, dass er die Bedeutung keines einzigen Worts eher niedergeschrieben habe, bis er von ihrer Richtigkeit sey überzeugt gewesen. Zugleich nahm er sich auch vor, das Vorzüglichste, was die neue Exegese und Kritik geleistet hat, kurz zu bemerken, um den Leser in den Stand zu setzen, über den Sinn einer Stelle richtig zu urtheilen. Alles dieses ist auch wirklich geschehen. Die Bedeutungen der Wörter sind mit vieler Sorgfalt angegeben, die Idiotismen der Sprache sind bemerkt, und es wird sowohl auf die Construction der Zeitwörter und Partikeln, als auch auf ihren verschiedenen Gebrauch stets Rücksicht genommen. Bey zweifelhaften Wörtern und schwierigen Stellen sind die verschiedenen Erklärungen kurz bemerkt, und dabey die besten Interpreten benutzt. Ueberdem ist den meisten Wörtern die Uebersetzung aus der Alexandrinischen Uebersetzung beygefügt, um den angehenden Theologen auf den Gebrauch und Nutzen dieser Uebersetzung aufmerksam zu machen. Auch werden die vorzüglichsten Abweichungen der 70, und des Samaritanischen Pentateuchs kurz beurtheilt. Man hat also hier kein trockenes Wörterverzeichniss nach Ordnung der Kapitel und Verse, sondern das Buch enthält zugleich in einer musterhaften Kürze treffliche Winke zur richtigen Interpretation, und verdient deswegen einem jeden, der die Bücher des A. Test. kursorisch durchlesen und richtig verstehen will, empfohlen zu werden. Möchten doch recht viele angehende Theologen dadurch geweckt werden, sich dem Studium der Hebräischen Sprache, welches bey dem jetzt herrschenden Geist von den meisten zum Nachtheil der ächten theologischen Wissenschaft so sehr vernachlässiget wird, mit grösserem Ernst zu widmen! Die Mühe, die sie auf die Erlernung der Hebräischen Sprache wenden müssen, wird ihnen durch dieses Hülfsmittel sehr erleichtert, und sie dürfen sich an den meisten Fällen auf diesen Führer verlassen. Sehr nützlich würde es für die Anfänger gewesen seyn, wenn Hr. *M.* bey jedem Buch den Gesichtspunkt, woraus es betrachtet werden muss, kurz angegeben hätte; denn dieses wird doch eigentlich bey der cursorischen Lectüre schon vorausgesetzt, und nicht jeder ist dazu vorbereitet. Auch würde es vielen angenehm gewesen seyn, wenn ihnen bey jedem Buch, die vorzüglichsten und besten Hülfsmittel genannt wären, die sie allenfalls bey dem genauern Studium des

des Buchs gebrauchen könnten. Alles dieſes würde in gedrängter Kürze nur wenige Blätter eingenommen, und alſo das Buch nicht viel vergröſsert haben. Am meiſten hätte aber Rec. gewünſcht, daſs auch die andern alten Ueberſetzer, und zwar vorzüglich die Chaldäiſche Targumim und der Syrer bey ſchwierigen Wörtern und Stellen mehr wären benutzt worden. Dieſe ſind doch ebenfalls bey der grammatiſchen Interpretation ſehr wichtig; und beſonders verdient die Syriſche Ueberſetzung wegen ihres Alters und der Sorgfalt, womit ſie gemacht iſt, zur richtigen Beſtimmung der Wortbedeutungen noch mehr gebraucht zu werden, als bisher geſchehen iſt. Wäre die Vergleichung nur bey wirklich zweifelhaften Wörtern und ſchwierigen Stellen geſchehen: ſo würde dieſes die Bogenzahl eben nicht ſehr vermehrt haben, beſonders wenn Hr. *M.* in Anſehung der Griechiſchen Wörter aus den Siebenzigern etwas ſparſamer hätte ſeyn wollen. Wenn die Bedeutung des Hebräiſchen Worts ganz bekannt und gewöhnlich iſt, und die Griechiſche Ueberſetzung nichts eigenes oder abweichendes hat, ſondern nur das bekannte Hebräiſche Wort mit einem gewöhnlichen Griechiſchen Wort vertauſcht: ſo iſt es eben nicht nöthig, die Griechiſche Ueberſetzung dem Hebräiſchen Wort beyzuſetzen. Was hilft es z. B. wenn bemerkt wird, die 70 hätten זה durch ὅτος, היה durch ἦναι, מים durch ὕδωρ, ארץ durch γῆ, יום durch ἡμέρα, שלישי durch τρίτος, רביעי durch τέταρτος, נשים durch γυναῖκες u. ſ. w. überſetzt.

Der Vf. hat bey den Eigenheiten und Abweichungen der 70 ſehr oft den Grund angegeben, welches auch ganz zweckmäſsig iſt. Z. B. 1. Moſ. 1, 9. wird bey מקום *locus* bemerkt Griechiſch ἡ συναγωγὴ *forte habentes pro ſubſtant. ex verbo* נקוה *aut legentes* מקוה; Kap. 2, 6. bey אד *vapor craſſus.* Gr. πηγὴ *legentes fortaſſe* ואר (durch einen Druckfehler ſtehet hier ראר) *arab. fluvius.* Eben ſo iſt Kap. 14, 14. bemerkt, daſs die 70 bey ἐξιθμεῖν das Stammwort דוק *luſtrare* vor Augen gehabt hätten; daſs ſie K. 18, 12. בלתי היתה לי ערנה v. 17. עברי geleſen, K. 19, 16. das Wort התמהמה *tunctatus eſt* von תמה *obſtupuit*, und K. 32, 10. bey der Ueberſetzung ἱκανούσθω μοι *ſufficiat mihi* an das Arabiſche كفى *fatis* gedacht hätten. Aber doch nicht immer iſt dieſes geſchehen. Z. B. gleich im Anfang K. 1, 2. wird bey בהו die Ueberſetzung der 70 ἀόρατος angeführt. Hier wird doch der Anfänger gern wiſſen wollen, wie die Ueberſetzer dazu gekommen ſind. Entweder iſt es Erklärung aus dem Verfolg, ἀόρατος ἦν ἐπικείμενα τὰ ὕδατος, wie es Theodoret erklärt; oder ἀόρατος hat hier die Helleniſtiſche Bedeutung *ohne Anſehen* vergl. 1. Chron. 11, 23. welches mit der Hebräiſchen Bedeutung *Wüſte* übereinſtimmt. V. 6. wird es nicht gleich einleuchten, warum die 70 das Wort רקיע durch στερέωμα überſetzen. Sie dachten ohne Zweifel an die Bedeutung *firmare*, welche das Wort רקע auch hat. K. 6, 3. wird דין nach dem Arabiſchen *vilis*, *contemtus fuit* überſetzt, und beygefügt Griechiſch καταμένει. Hier wäre es doch auch zweckmäſsig geweſen, zu bemerken, daſs die Ueberſetzer vielleicht ידור oder ידין geleſen hätten. Die Bedeutung des Worts דין *vilis fuit* möchte eben Rec. hier nicht als die richtigſte billigen, ob er gleich ſelbſt ehemals dazu geneigt war. Das Arabiſche Wörterbuch hat zwar die Bedeutung, aber ſchwerlich läſst ſie ſich in der Verbindung, wie das Wort hier ſtehet, erweiſen. Auch die Erklärung K. 10, 21. ſcheinet ihm etwas gezwungen. ילד ſoll ein altes Adjectiv oder Subſtantiv ſeyn, *progenitus* oder *progenies*, und הוא ſoll an ſtatt des Dativ לו ſtehen. Rec. hält ילד für das Pyal, wie die 70 auch thaten, und überſetzt: *auch dem Sem wurden Kinder geboren.* Weil von Sem, der ſonſt gewöhnlich in den Genealogien zuerſt genannt wird, bisher noch nicht geredet war: ſo ſtehet hier גם; das Pronomen הוא wird aber am richtigſten mit dem folgenden verbunden: *Dieſer iſt der Stammvater der Hebräer.* — Mehrmals nimmt der Vf. Verſetzungen und andere Leſearten im Text an. Kap. 1, 1. findet er es wahrſcheinlich, daſs die Ueberſchrift K. 2, 4. eigentlich hierher gehöre. K. 24, 29. glaubt er, daſs die Worte וירץ - העין verſetzt ſeyen, und in den folgenden Vers nach dem Wort האיש müſſen eingerückt werden. K. 30, 27. 28. ordnet er ebenfalls die Worte anders und überſetzt *ſi gratia apud te floreo, ipſe nuncupa mercedem tibi ſoluendam, eamque tibi dabo. Expertus ſum, (ita ille pergere) Jovam me tui cauſſa fortunaſſe.* u. ſ. w. Zu der erſten Verſetzung ſiehet Rec. keinen hinreichenden Grund. Die Ueberſchrift K. 2, 4. ſcheinet ihm vielmehr zum folgenden zu gehören. Der wichtigſte Einwurf, daſs in dem folgenden nichts von der Entſtehung des Himmels erzählt werde, fällt weg, wenn man das Folgende als Fragment betrachtet. Der Anfang iſt ganz fragmentariſch. In den andern Stellen lieſse ſich wohl die anſcheinende Verwirrung aus dem ungebildeten Erzählungston erklären. Unter den vorgeſchlagenen Leſearten ſind mehrere allerdings vorzuziehen, z. B. die Vermuthung, daſs K. 16, 14. להי zu leſen ſey, weil dieſes der Name einer aus einem Felſen entſpringenden Quelle ſey; und K. 24, 62. daſs man daſelbſt richtiger מבוא *hoſpitium*, *manſio paſtorum*, leſe. Aber die Aenderung K. 9, 19. wo mit Michaelis die Leſeart נָבְצָה angenommen wird, iſt wohl nicht nöthig, نفص heiſst im Arabiſchen *viele Kinder gebähren, fruchtbar ſeyn;* woraus die Bedeutung *bevölkert werden*, ſehr natürlich entſpringt. Ueberhaupt iſt der Vf. geneigt, die Leſeart der Siebenziger und des Samaritaners der gewöhnlichen Leſeart oft vorzuziehen. Die Leſeart der 70 nimmt er z. B. in folgenden Stellen an, K. 1, 9. 24, 54. 26, 12. 31, 26. 37, 22. 41, 27. und die Leſeart des Samaritaners K. 3, 3. 7, 2. 19, 6. 18. 24, 30. 27, 27. 31, 20. 33, 13. 36, 3. 6. 41, 10.; desgleichen in den Stellen, worin beide zuſammenſtimmen. Z. B. 17, 16. 20, 16. 23, 14. 29. 34. 31, 53. 37, 17. 39, 13. Ueber einzelne Stellen noch etwas zu bemerken, verſtattet der Raum nicht, und ebendeswegen dürfen wir auch nichts mehr aus den übrigen Büchern anführen. Mit Verlangen ſehen wir der baldigen Fortſetzung dieſes nützlichen Werks entgegen.

CHE-

CHEMIE.

ERLANGEN, b. Schubart: *Carl Wilhelm Böckmann's*, Marggräflich Badiſchen Lieutenant's, *Verſuche über das Verhalten des Phosphorus in verſchiedenen Gasarten*, herausgegeben von *Friedrich Hildebrandt*, ordentlichem öffentlichem Lehrer der Chemie und Arzneykunde zu Erlangen. 1800. 342 S. 8. m. 3. K.

Von einem Manne, der mit einem Werke, wie dieſes, dem phyſikaliſchen Publicum ſich als ihren Mitbürger ankündigt, darf die Naturlehre eine reichliche Aernte neuer Beobachtungen erwarten. Die anſehnliche Reihe derer, welche er hier geliefert hat, ſind mit muſterhaftem Fleiſse, mit einer ſeltenen Genauigkeit, und ſichtbar mit unbefangener Wahrheitsliebe angeſtellt; nur mit der äuſserſten Behutſamkeit hat er ſich Folgerungen aus ſeinen Beobachtungen erlaubt, wenn er gleich überall ſich beſtrebt hat, Erfahrungsſätze zur Berichtigung des Syſtems der Naturlehre aus ihnen herzuleiten.

Der *erſte Abſchnitt* hat das ſchon lange zu einem Zankapfel unter den Chemikern gewordene Verhalten des Phosphorus im *Stickgaſe* (Salpeterſtoffgaſe) zum Gegenſtande. Unter den mancherley Arten, dieſes Gas darzuſtellen, fand der Vf. am beſten, das Oxygene von atmoſphäriſcher Luft durch *Schwefelkali* oder durch Schütteln mit *Bleyamalgam* wegzunehmen: das ſo bereitete Gas war das *reinſte* Stickgas, was die chemiſche Kunſt bis jetzt bereiten kann; es gab im Sauerſtoffmeſſer (Eudiometer) mit ſalpeterhalbſauren Gaſe keine Verminderung, enthielt alſo kein Oxygen, (wenigſtens nicht ſo, daſs es durch dieſes Reagens hätte abgeſchieden werden können,) hatte aber auch keinen Geruch, der andere fremde Stoffe angezeigt hätte; dennoch dampfte und leuchtete in ſolchem Stickgaſe der Phosphor ſehr gut, und verwandelte ſich allmälich in unvollkommene Phosphorſäure. Das von der Verbrennung des Phosphors in atmoſphäriſcher Luft rückſtändige Stickgas lieſs den Phosphor ebenfalls leuchten, gab aber Verminderung im Sauerſtoffmeſſer; hatte er in eben dieſem Gaſe von neuem Phosphor erhitzt: ſo leuchtete der Phosphor darin nicht, aber ſolches Gas hatte Phosphordunſt aufgelöſet; auch leuchtete er nicht in dem Stickgaſe aus Fleiſch und Salpeterſäure, welches durch Dunſt dieſer Säure verunreiniget iſt. Der Vf. ſchlieſst aus allen dieſen Verſuchen, daſs der *Phosphor* wirklich *im Stickgas leuchte, dampfe und ſich oxydire:* und daſs, wenn er es *nicht* thue, dieſes *fremden* Gasarten oder Dünſten zuzuſchreiben ſey; die Erfahrungen des Hn. Prof. *Göttling* finden alſo hier, gegen manche etwas zu voreilige Verurtheilungen, Beſtätigung. Da eben aus dieſer Urſache der Phosphor im Stickgaſe bald aufhört zu leuchten, indem nämlich das Stickgas Dunſt von unvollkommener Phosphorſäure oder vom Phosphor in ſich nimmt: ſo lieſs er das Stickgas durch eine zweyfach gebogene, hier ſehr deutlich abgebildete, Röhre hin- und herſtreichen, indem der eine Bug der Röhre mit reiner Kaliauflöſung, der andere Bug mit gewäſſerter Schwefelſäure angefüllet war. Das Stickgas war in zweyen Stücken von Pferdedärmen enthalten, von deren luftdichten Beſchaffenheit der Vf. ſich zuvor überzeugt hatte, und welche an beiden Enden der Röhre luftdicht befeſtigt waren. Das aus einer Blaſe in die andere hinübergepreſste Gas muſste durch das Kali und die Säure ſtreichen, dieſe beide Flüſſigkeiten konnten wegen des hohen Buges (man muſs die Abbildung des Apparats ſelbſt ſehen) nicht zu einander kommen; das Kali ſollte die Dämpfe der unvollkommenen Phosphorſäure, die Säure die Dämpfe des Phosphors (oxydiren, und in ihrem Waſſer) verſchlucken. Durch dieſen, mehrmals wiederholten Verſuch überzeugte er ſich, daſs bey dem Leuchten des Phosphors im *Stickgaſe* dieſes beträchtlich *vermindert* werde. Eine Reihe mannichfaltiger Verſuche zeigte ihm, daſs Dunſt von Salpeterſäure, ſalpeterhalbſaures Gas, Kohlenſtoffwaſſerſtoffgas, Ammoniakgas, das Gas der oxydirten Salzſäure, Dunſt von Schwefelnaphtha und Kampher das Leuchten des Phosphors im Stickgaſe *verhindern*, hingegen das Gas der gemeinen Salzſäure, Schwefelwaſſerſtoffgas, Dunſt von Biſam und *Aſa foetida* daſſelbe *nicht ſchwächen*. Andere Verſuche beweiſen, daſs das reine Stickgas aus dem *Waſſer*, mit dem es geſperrt iſt, und anderen wäſſerigen Flüſſigkeiten keine Lebensluft erhalte. Die Bemerkung, daſs der Phosphor im Stickgaſe *aufgelöſet* werde, und ſich daher in Geſtalt eines kryſtalliniſchen Staubes daraus abſetze, hat der Vf. beſtätiget, aber dahin genauer beſtimmt, daſs an dieſer Abſetzung das *Licht* wichtigen Antheil hat, indem ſie nur in durchſichtigen dem Lichte ausgeſetzten Gefäſsen, hingegen in undurchſichtigen, (z. B in Glasröhren mit ſchwarzem Bande umwunden) und im Dunkeln nicht erfolgt. Ganz vorzüglich merkwürdig iſt die, aus äuſserſt ſorgfältigen mit einem ſehr zweckmäſsig eingerichteten Luftthermometer angeſtellten Verſuchen des Vf. ſich ergebende, Erfahrung, daſs der Phosphor zwar in *atmoſphäriſcher* Luft, auch in einem *Stickgas*, das durch etwas weniges Lebensluft verunreiniget iſt, mit bemerkbarer *Wärme*-Entwicklung leuchte, aber in dem möglichſt *reinen* Stickgas bey dem Leuchten des Phosphors *keine Veränderung der Wärme* bemerkbar ſey.

Zweyter Abſchnitt. Verſuche über das Verhalten des Phosphors im *Sauerſtoffgas*. Der Vf. erhielt weder aus rothem Queckſilberoxyd, noch aus Braunſtein, (bey mehr als zwanzigmal blofs aus jenem wiederholter Bereitung) ein Sauerſtoffgas, das durch Verbrennung des Phosphors, mit Anwendung aller bekannten Vorſichtsregeln, *ganz verſchwand;* es blieb immer ein, obwohl ſehr kleiner Rückſtand von wenigſtens $\frac{1}{120}$ übrig, der ſich wie mit Sauerſtoffgas gemiſchtes Stickgas verhielt. Er beſtätiget *Göttlings* Erfahrung, daſs der Phosphor im reinen Sauerſtoffgas bey niedrigen Temperaturen *nicht leuchte*, doch fand er, wie *Wiegleb*, daſs er dennoch auf das Gas wir-

wirke und ſich oxydire. Auch wenn er das Sauerſtoffgas anhaltend über den Phosphor hin- und herſtreichen liefs, leuchtete der Phosphor in Temperaturen unter 16° nicht, von 16° bis 19° entſtanden allmälich leuchtende Dämpfe, darauf fieng der Phosphor ſelbſt nach und nach an zu leuchten, und an einzelnen Stellen mit einem hervorſtechenden Lichte zu ſchmelzen, und entzündete ſich. Hingegen ſtimmt er *Göttlings* Meynung nicht bey, daſs das Sauerſtoffgas durch Hin- und Herſtreichen über Phosphor in Stickgas verwandelt werde; ſowohl weil der Sauerſtoffmeſſer dieſes nicht bewies, als weil der Phosphor im Stickgaſe ſich nicht entzünden kann. Auch konnte er an Sauerſtoffgaſe, das mit Queckſilber geſperrt war, nicht bemerken, daſs es durch Wirkung des Sonnenlichts ſchlechter oder gar ſtickgasartig werde. Uebrigens löſete dieſes Gas ebenfalls Phosphor auf, und ſetzte ebenfalls ihn im Sonnenlichte in ſchönen feinen Kryſtalliſationen wieder ab.

Dritter Abſchnitt. Verſuche über das Verhalten des Phosphors in den übrigen *irreſpirablen Gasarten.* 1) In ganz reinem *kohlenſauren Gas*, aus Kreide und Schwefelſäure bereitet, dampfte und leuchtete der Phosphor nicht, zumal, wenn es über Queckſilber aufgefangen war. (Rec. bereitet ſich das reinſte kohlenſaure Gas immer aus bloſser kohlenſaurer Kalkerde, durch Glühen derſelben in einer Retorte, von dem austretenden Gas nimmt er als reines Gas nur die letzten Flaſchen.) 2) In reinem *Waſſerſtoffgas* leuchtete der Phosphor nicht. Der Vf. hatte daſſelbe aus Eiſen und Schwefelſäure bereitet: das, welches er aus Waſſerdämpfen, die durch glühendes Eiſen ſtrichen, erhalten hatte, machte den Phosphor leuchten; (vielleicht war die Retorte, in welcher das Waſſer kochte, zu groſs, oder das Waſſer ſehr lufthaltig, oder es wurden nicht die letzten Flaſchen genommen.) 3) Im reinen *geſchwefelten Waſſerſtoffgas* dampft und leuchtet der Phosphor nicht; eben ſo wenig 4) im *phosphorhaltigen* und *gekohlten* Waſſerſtoffgas (aus büchenen Holzſpänen bereitet.) 5) In dem *ſalpeterhalbſauren* Gas, dem nicht über 0,2 Stickgas beygemiſcht iſt, dampfte und leuchtete der Phosphos ſelbſt bey einer Wärme bis zu 30°, nicht. (Nach des Rec. Erfahrung leuchtet er darin durchaus nicht, auch wenn es über die Hälfte Stickgas enthält.) 6) In dem *Ammoniakgas* nicht, bey Temperaturen bis auf 26°. 7) Im *oxydirten Stickgas* dampfte und leuchtete er; (wahrſcheinlich oxydirt er ſich darin auch; es iſt aber nicht angemerkt, ob *Acidum phosphoroſum* entſtanden, und das Gas vermindert ſey.) 8) Im *ſalzſauren Gas* (nämlich im Gas der gemeinen Salzſäure) dampfte und leuchtete der Phosphor nicht. 9) Im *oxydirten ſalzſauren Gas* entzündet er ſich bald, doch beobachtete der Vf., daſs er, ehe dieſe Entzündung erfolgt, darin nicht leuchte. 10) Im *fluſsſauren Gas*, und 11) im *ſchwefelichtſauren Gas* dampfte und leuchtete der Phosphor nicht. Nicht allein in dem Sauerſtoffgas und Stickgas, ſondern auch in allen dieſen Gasarten werde Phosphor, wenn es mit ihnen lange genug in Berührung iſt, aufgelöſet, und ſetze ſich aus ihnen, wenn ſie dem Lichte ausgeſetzt werden, in verſchiedenen Geſtalten als in rothes, gelbrothes oder ſchwärzliches Pulver, oder in Kryſtallchen, dendritiſchen Formen, — nach Verſchiedenheit der Gasarten, wieder ab: das phosphorhaltige Waſſerſtoffgas löſe ihn in vorzüglicher Menge auf.

In dem Nachtrage ſind noch die Verſuche über das Minimum der *Wärme* merkwürdig, in welchem der Phosphor leuchtet; in *atmoſphäriſcher Luft* höre er ſchon bey 4° bis 5° über dem Eispunkte zu leuchten auf; im *Stickgaſe* hingegen, wenn es möglichſt rein iſt, leuchte er bis zu einer Kälte von 10° unter dem Eispunkt fort. Der Raum geſtattet nicht alle Verſuche des Vf. anzuführen; wir bemerken nur noch, daſs der Herausg. in der Vorrede ſich bemühet, die in ſeiner Encyklopädie der Chemie vorgetragene, zuerſt von *Mayer* aufgeſtellte, Hypotheſe von der Zuſammenſetzung des *Stickgas* aus *Sauerſtoff* und *Waſſerſtoff* durch die Beobachtungen des erſten Abſchnittes zu beſtätigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Lange: *B. F. Mönnich kurze Theorie und Praxis des Nivellirens.* 1800. 30 S. gr. 8. m. 3. Kpfr. (8 gr.) Die Herausgabe einer kleinen Schrift, in welcher bey dem Vortrag des Nivellirens, die ſcheinbare Horizontallinie für die wahre genommen wurde, veranlaſste den Vf. zu dieſer Abhandlung, in welcher die mathematiſche Theorie des Nivellirens erläutert, und auf Fälle angewandt wird, wo man aus der Mitte, und aus einer Station zur andern vor- und rückwärts nivellirt. Beide können mit fehlerhaften Werkzeugen vorgenommen werden; letztes Verfahren iſt aber nach des Rec. Meynung nur in ſo weit richtig, als bey dem rückwärts Nivelliren, die irdiſche Refraction gegen jene bey dem Operiren vorwärts, nach dem umgeänderten Zuſtand der Luft, auch die nämliche bleiben mochte. S. 18. kommt eine kurze Beſchreibung der Branderſchen Nivellirwage vor, nebſt ihrer Verificationsart, welcher eine allgemeine Claſſification der Nivellirwagen, und die Anführung der Erfinder ſolcher Wagen folgt; ſo daſs dieſe Abhandlung beſonders für jene brauchbar iſt, welche ſich über die Theorie des Nivellirens inſtruiren wollen, und dabey der analytiſchen Trigonometrie kundig ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Zweyter Band. Oden. Zweyter Band.* 266 S. gr. 4. Mit einem Titelkupfer, nach Schnorr v. K** Zeichnung, von John gestochen. (Beide Bände 20 Rthlr.)

Ebendieselben in Octav; (auf Velinpap. 10 Rthlr. auf Schreibpap. 2 Rthlr. 12 gr. und auf Druckpapier 2 Rthlr.)

Der zweyte Band dieser herrlichen Sammlung (deren ersten wir A. L. Z. 1799. Nr. 336. angezeigt haben) enthält Oden, die gröfstentheils in der Bodenschen Ausgabe noch nicht standen, sondern theils nachher einzeln gedruckt waren, theils hier zum erstenmale gedruckt erscheinen.

Einige dieser Oden sind der *deutschen Sprache* gewidmet. Dahin gehören: *Teutone*, auf deren erste Strophen:

An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt
Stürzet, da erblickt ich Göttin dich
Noch einmal, du kamst zu den Sterblichen herab.

Und mit Hoheit in der Mine stand sie, und ich sah
Die Geister um sie her, die, den Liedern entlockt
Täuschen, ihr Gebild.

sich das Titelkupfer dieses Bandes bezieht. Wie erhaben ist der Charakter unsrer Sprache in folgenden Strophen dargestellt:

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

O Begeisterung! sie erhebt sich, feurigeres Blicks
Ergiefset sich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ströme! denn du schonest dess umsonst.
Der leer des Gefühls den Gedanken nicht erreicht.

Wie sie herschwebt an des Quells Fall! mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung!
Draufsen um die Felsen braust der Sturm,
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald.

Wie sie schwebet an der Quelle! sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tiefern Wald ist ihr Schwung.
Draufsen um die Felsen braust der Sturm
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

In der Ode: *der Kranz*, rechnet es der Dichter der griechischen Sprache nicht zum Vortheil an, dafs sie Begriffe, die der Verstand vereint, gewaltsam trenne; und indem er in der Anmerkung hinzusetzt, dafs die Römer diefs oft noch viel weiter getrieben als die Griechen, giebt er einige Beyspiele durch wörtliche Nachahmung solcher Versetzungen; die doch die Sache zu auffallend darstellen, weil nicht darauf gerechnet ist, was schon der gewöhnliche Sprachgebrauch bey Römern und Griechen in dieser Art erlaubte. Auch die mit der Aufschrift: *die Sprache*, bezeichnete, an K. F. Cramer gerichtete, Ode, preiset den Wohlklang, in Verbindung mit dem Rhythmus unserer Sprache, geht aber von den Vorzügen der Sprache im Allgemeinen aus, in diesen Strophen voll origineller Bilder:

Des Gedankens Zwilling, das Wort, scheint Hall nur,
Der in die Luft hinfliefst: heiliges Band
Des Sterblichen ist es, erhebt
Die Vernunft ihm und das Herz ihm.

Und er weifs es; denn er erfand, durch Zeichen
Fest wie den Fels hinzuzaubern den Hall
Da ruht er; doch kaum dafs der Blick
Sich ihm senket, so erwacht er.

Es erreicht die Farbe dich nicht, des Marmors
Feilbare Last, Göttin Sprache, dich nicht.
Nur weniges bilden sie uns,
Und es zeigt sich uns auf Einmal.

Dem Erfinder, welcher durch dich des Hörers
Seele bewegt, that die Schöpfung sich auf!
Wie Düften entschwebt, was er sagt,
Mit dem Reize der Erwartung.

Mit der Menschenstimme Gewalt, mit ihrem
Höherem Reiz, höchsten, wenn sie Gesang
Hinströmet, und inniger so
In die Seele sich ergiefset.

Die Ode an Vofs lobt die deutschen Dichter, welche die Sylbenmaafse der Alten einführten:

die Sprache war
Durch unsern Jambus halb in die Acht erklärt,
Im Bann der Leidenschaften Ausdruck,
Welcher dahin mit dem Rhythmus strömet.

Ein wenig ungerecht aber ist es doch, wenn der Dichter den Reim so ganz herabsetzt, ihn einen bösen Geist nennt, der mit plumpem Wörtergepolter in die neuern Sprachen gefahren sey, wenn er ihm in diesen Versen alle Wirkung abspricht:

Red' iſt der Wohlklang, Rede das Sylbenmaafs,
Allein des Reimes ſchmetternder Trommelſchlag,
Was der? was ſagt uns ſein Gewirbel
Lermend und lermend mit Gleichgetöne?

Wenn man auf den Gebrauch ſieht, den, im jambiſchen und trochäiſchen Verſe, unſere beſten Dichter von dem Reime gemacht haben: ſo muſs man geſtehen, daſs der Reim durch die Befriedigung einer geſpannten Erwartung, durch die Kunſt des Dichters wichtige Begriffe hinein zu legen, durch die regelmäſsige Abwechſelung, die der Reim in die Ausgänge der Verſe bringt, und durch ihre lebhaftere Bezeichnung in jenen Versarten eben ſo gewiſs dem unpartheyiſchen Ohre gefällt, als er in den durch mannichfaltigen Rhythmus ſchon reichlich genug ausgeſtatteten Versarten unerträglich ſeyn würde.

Der Dichtkunſt ſind mehrere Oden gewidmet. Die Ode: *verſchiedene Zwecke*, ſtraft die Dichter, die die mächtigſte von allen Künſten zur bloſsen Dienerin des Zeitvertreibs herabwürdigen. — Eine andere vergleicht den Nachruhm der Dichter, mit dem Nachruhm der Helden und Könige; die wahre Geſtalt von dem, was dieſe thaten, wird oft

Von der Geſchichte verfehlt, bald hoch zu der Wolke gehoben,
Bald geſenkt in den Staub;
Mit der Fabel Verwandlung beynah gebildet, zum Drachen Kadmus, der Drache zum Gott.

So getrübt, als die Ueberlieferung der Geſchichte, müſſen dann auch die Urtheile ausfallen. Hingegen:

Glücklicher fiel ſein Loos dem Dichter. Was er uns nachlieſs
Bleibet ſtets, was es war.
Ueber ihn waltet ſie nicht, die Geſchichte, da ſpielt die Verwandlung
Nicht, wie mit Thaten ſie ſpielt.
Richter ſehn die Fehle des Werks, die Schönheit, allein mehr
Andere nicht, denn es hat.
Richtende könnens mit Tadel beſtäuben, und Lobe, doch dieſs auch
Können die wähnenden nur.
Andere kommen dann auch, und ſtäuben ab, und es ſtehet
Wieder da, wie es ſprang
Aus des Gebährenden Stirn, gerüſtet mit der Aegide
Oder mit Kränzen geſchmückt.

Einer ähnlichen Betrachtung iſt die Ode: *der Gränzſtein*, beſtimmt. Die Gränze nämlich zwiſchen dem Ruhme des geſchäftvollen Lebens, und zwiſchen dem Nachruhme des Dichters, wird dadurch gezogen, daſs ſich die Wirkungen von jenem verlieren, die Geiſteswerke aber immer ſichtbar von neuem fortwirken:

Aber wenn, wem die Sterblichkeit ruft, noch, was wirket
Hinter ſich läſst, noch ein Denken in des Geiſtes
Werken, welches von Kraft, von Gutem
Voll, wo es waltet, uns hält.

Jenſeit iſt das der Höhe, die gränzt. Was es wirkte,
Wirket es ſtets, wie im Anfang, ſo von neuem.
Jahre fliehn, und es ſtrömt ſein Einfluſs
Wie der Beginn ſich ergoſs.

Da iſt das Werk und tönet nicht bloſs, wie vollbrachte Handlungen, nach. Wenn von dieſen bis zum fernſten Hall ſich jede verlor, zum letzten
Liſpel ſich; redet es laut.

Nutzet, doch nicht, wie einſt das Geſchäft nur an Einer
Stäte, zugleich an ſo vielen als Getrennte
Sich's nach Mühe, nach Luſt zu ihrer
Muſse Gefährten erſehn.

Von hohen Gedanken über Gott und Religion, von der Hoffnung der Unſterblichkeit ſind einige der erhabenſten Oden dieſes Bandes beſeelt, wie der *Morgengeſang* am *Schöpfungsfeſte* (S. 92.), und der *Pſalm*, eine poetiſche Paraphraſe des Vater Unſers; in welcher die Idee von der Seligkeit Aller die einzelnen Bitten, in bewundernswürdiger Harmonie, an einander reihet. Der vaterländiſche Sinn des groſsen Dichters bewährt ſich auch hier wieder in vielen Oden, wie in der: *Ueberſchätzung* der Ausländer, und in mehrern, wo er des Königs Friedrichs des Zweyten Unkunde und Verachtung der deutſchen Sprache und Dichtkunſt rüget. In einigen Oden, die durch Gegenſtände aus dem gemeinen Leben veranlaſst wurden, muſs die Originalität in der poetiſchen Veredlung des Gemeinen, des Bekannten und Gewöhnlichen, jeden denkenden Leſer zum Studium einladen. Dahin gehören zwey Oden: *Unterricht* und *mehr Unterricht*, worin der Dichter die Gelehrigkeit ſeines Roſſes preiſet, und die auf den *Kapwein* und *Johannisberger*. Jenem, der wie bekannt, urſprünglich aus Rheinweinfechſern fortgepflanzt wurde, giebt der Dichter den Vorzug, indem er alſo anhebt:

Alter Vater Johann, zürne mir Deutſchen nicht,
Daſs ich die Tochter Konſtanzia
Lieber, (darf ich es auch, darf ich das trunkne Wort Wagen?) lieber ſie trink' als dich.
Du verzeiheſt vielleicht; doch die Kanoniker,
Deine Säuglinge, dieſe nicht!
Ohne Schimmer (du liebſt glänzende Eitelkeit,
Liebeſt Blendung des Auges nicht,
Ruhſt du in dem Kryſtall. Deine Gerüche ſind
Stiller Stärke Verkündiger.
Guter, alter Johann, froheres Leben dringt
Mit dir Greiſen durch Mark und Bein!
Bald iſt ihnen nicht mehr Krücke der Lebensſtab;
Bald verſuchen ſie ſeinen Schwung.
Nun du haſt es gehört, wie, dich zu preiſen, mir
Meine ſchlürfende Lippe troff!
Haſt verziehen. Allein Wahrheit iſt wahr, und bleibt's.
Deine Tochter Konſtanzia
Blinkt einladend, wenn ſie Farbe des Goldes ſchmückt;
Doch wenn die des erwachten Tags

Blinkt ſie lockender, glüht, glüht wie die Braut, die ſich
Nun doch auch zu gewaltig ſchämt,
Deiner Konſtanzia Duft gleichet des Roſenöhls,
Nein, gleicht dem der durchwürzten Luft,
Welche trinkt der Pilot, wenn ihm der Wimpel weht
Nach den Inſeln der Seligen.

Eine beträchtliche Anzahl von Oden ſind der franzöſiſchen Revolution gewidmet. Wenn in den frühern der Adel des Weltbürgerſinnes in Empfindungen der Freude und in zujauchzenden Beyfall ausſtrömte, als man von dem Anfange dieſer groſsen Staatsveränderung ſich lauter Gutes verſprach: ſo ſteigt weiterhin mit jeder Ode der Unmuth des Dichters über die aufs ſchrecklichſte getäuſchte Erwartung redlicher Menſchenfreunde. Dieſer Unmuth geht aus dem traurigen Gefühl verfehlter Hoffnung nach und nach in Abſcheu, in Indignation, in Verwünſchung, in Entſetzen über, und man erſtaunt über das Feuer, welches das von Jugendkraft erwärmte Genie des dichteriſchen Greiſes in dieſe Oden ergoſſen hat.

Nur wenige Stellen ſind uns in dieſer bewundernswürdigen Sammlung begegnet, wo die Kritik Aenderung wünſchen möchte. In folgender Stanze der Ode Delphi:

Ehre wiſch ab das ſchreckliche Blut? Sie verewigts!
Und iſt es dann, wenn das Heer halb ins Gefild ſtrömt
Nur unſchuldig? nicht auch wenn Bäche
Rinnen, *das Fahndel* nicht droht.

Wenn auch die Anekdote vom König Friedrich dem Zweyten wahr wäre, die in der Note erzählt wird: „Ich hätte können was ausrichten, allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert, und unſchuldig Menſchenblut vergoſſen. Aber dann wär ich auch werth geweſen, daſs man mich vor die Fahndelwache gelegt, und mir einen öffentlichen Product gegeben hätte;“ und wenn auch dieſe Anekdote den meiſten Leſern gegenwärtig wäre: ſo würde die Anſpielung darauf, ſo dunkel ausgedrückt, immer unangenehm auffallen. Der Muſe des groſsen Dichters, ſeinem eigenen Bekenntniſs nach:

Nicht berufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,

ſcheint auch ſogar der ernſthafteſte Spott, der Sarkasmus, nicht immer zu glücken; wie in der Ode der Denkſtein:

Vom Ritterbund umflattert, und hell vom Stern
Müſs er mit einem *Kammergekätze* (ſie
Ja ſie ſey miſsvereht) ſich gatten.

So in der Ode: *das Neue*, machen die gebrauchten Ausdrücke aus der Hottentottenſprache, und das mit Ariſtophaniſcher Freyheit gebildete Wort: *Klubbergmunizipalgüllotinoligokratierepublik*, einen unangenehmen Effect.

Aber wie verſchwinden dieſe wenigen Kleinigkeiten gegen den unendlichen Reichthum des Vortrefflichen, des unerſchöpflich Schönen! In allen Schulen für gebildete Claſſen ſollten Lehrer dieſe Odenſammlung einführen, und die fühlenden Jünglinge auf den kühnen pindariſchen Flug des Dichters, die Originalität ſeiner Bilder, die Innigkeit, Zartheit und den Adel ſeiner moraliſchen Gefühle, endlich auf die zauberiſche Kunſt ſeiner Verſification aufmerkſam machen. Ein ſchönes Vorbild hat neulich wieder, auſser Hn. Rambach, ein geſchmackvoller Mann in Berlin gegeben, das wir im nächſten Stücke dieſer Blätter aufſtellen wollen.

In typographiſcher Kunſt hat Hr. Göſchen bey der Prachtausgabe dieſes Dichters ſich ſelbſt übertroffen. Die Würdigung der Kupfer, womit ſie verziert iſt, ſoll die Anzeige der folgenden, die Meſſiade enthaltenden, Bände begleiten.

Leipzig, b. Fritſch: *Wilhelm Gilpin's Bemerkungen über Wald-Scenen und Anſichten, und ihre maleriſchen Schönheiten; von Scenen des Neuwaldes in Hampſhire hergenommen. Nebſt deſſen drey Verſuchen, über das Maleriſch Schöne; über maleriſche Reiſen; und über Landſchaftsſkizzen; und einem Gedicht über Landſchaftsmalerey.* Aus dem Engliſchen überſetzt. *Zwey Theile.* 1800. Der erſte Theil hat 278 S. Text nebſt 6 Kupfertafeln; der zweyte Theil 347 S. Text u. eine Kupfertafel. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. ſcheint uns von den Naturſchönheiten, welche er bewohnt, gerührt, und im Beſitz eines gewiſſen ſichern Tacts des Anſchauens, und der Beurtheilung des Maleriſch Schönen in landſchaftlichen Gegenſtänden zu ſeyn: ſo daſs wir ſeinem Werke, im Ganzen genommen, unſern Beyfall nicht verſagen können; doch würde es denſelben noch unbedingter verdienen, wenn der Vortrag an manchen Stellen weniger weitſchweifig wäre, und die Beſchreibungen maleriſcher Anſichten überhaupt mehr poetiſchen Glanz und Wärme erhalten hätten. Vielleicht liegt es am Nationalgeſchmack der Wirklichkeit fodernden Engländer, daſs Hr. G. an mehrern Orten, z. B. im 1. Th. S. 156. und im 2. Th. S. 54 u. 55. ſich der Natur gegen die Kunſt mit gar zu groſsem Eifer annimmt; Kunſtfreunde und Künſtler werden, ja ſie dürfen ſolches nicht zugeben. Indeſſen möchten wir doch den Landſchaftsmalern rathen, das ganze Buch mit Aufmerkſamkeit durchzugehen. Sie werden manches darin finden, was für ſie beherzigenswerth und nützlich ſeyn kann; beſonders aber iſt es denen zu empfehlen, welche ſich mit der ſchönen Gartenkunſt befaſſen. Wir heben zum Beweis ein paar dahin ſich beziehende Stellen aus. Th. I. S. 166.: „In einer „Parkſcene werden keine Koſten erfodernde Auszie„rungen verlangt. Tempel, chineſiſche Brücken, „Spitzſäulen und alle mühſeligen Werke der Kunſt „erwecken unharmoniſche Vorſtellungen. Iſt wo eine „Brücke nöthig, ſo ſey ſie niedlich ſchlicht, — oder „eine Wildhütte, — oder eine Förſterwohnung: ſo „ſey ihre Bauart ſo einfach als ihre Beſtimmung, nichts

„ver-

„verrathe Prahlerey oder Prunk.“ Th. II. S. 151. „Bey Beſuchung dieſer Anlagen (des Oberſten Mit„ford's bey Exbury) konnten wir uns nicht enthal„ten, zwiſchen Geſchmack und Koſtenaufwand eine „Vergleichung anzuſtellen. Mit ſehr weniger Unter„ſtützung des letzten wird erſter allezeit etwas An„genehmes hervorbringen; aber mit aller Anſtren„gung wird letzter, kommt der Geſchmack ihm nicht „zu Hülfe, nichts bewirken. Je gröſser der ſchlecht „geleitete Koſtenaufwand iſt, deſto weiter verbreitet „ſich die Geſchmackloſigkeit.“

Der Verſuch *über das Maleriſch Schöne* S. 247. im zweyten Theile erſchöpft die Sache wohl nicht; mehr Gehalt hat hingegen ein demſelben beygefügter Brief von dem berühmten Maler Joſ. Reynolds an den Vf. Der Verſuch *über maleriſche Reiſen* hat wenig Anziehendes und vielleicht eben ſo wenig Unterrichtendes. S. 302. lieſt man: „die gezwungenen Abtheilungen „des Grundeigenthums — die Häuſer und Städte, „dieſe Wohnſitze der Menſchen, die in der Landſchaft „weit öfter eine ſchlechte als eine gute Wirkung „thun (?) — alle dieſe Dinge ekeln ihm (dem male„riſchen Reiſenden) an.“ Der gute Mann iſt alſo in recht verzweifelten Umſtänden.

Verſuch über Landſchaftsſkizzen. S. 304. Iſt für Dilettanten und auch im Sinn eines Dilettanten geſchrieben, könnte daher bey ſolchen, die wirklich Talent beſitzen, leicht ſchädlich wirken. Ueber das angehängte Lehrgedicht: *über Landſchaftsmalerey*, maſst ſich Rec. als über eine Sache, die auſser ſeinem Sprengel liegt, kein entſcheidendes Urtheil an. Die auf dem Titel angezeigten Kupfer ſind unbedeutend.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Pichler: *Neue öſterreichiſche Monatsſchrift. Erſter Band. Erſtes bis fünftes Heft.* 1800. Zuſammen 432 S. 8.

Man findet in dem erſten Hefte weder Vorrede, noch irgend eine Einleitung, die den Zweck dieſes Werks erklärte; aber ſein Inhalt zeigt genugſam, daſs es ein Mancherley iſt, wozu mehrere Schriftſteller beytragen. Den Anfang eines jeden Heftes machen allemal einige Gedichte, dann kommen ſatyriſche Briefe und ein Tagebuch eines jungen Herrn, die nicht übel ſind, Erzählungen, äſthetiſche Abhandlungen, biographiſche Umriſſe (unter welchen das Leben Leopolds des Glorreichen von Oeſterreich ſehr gut gerathen iſt) über den Melonenzucker des Hn. Dr. Rückert, Beurtheilung einiger Singſpiele, witzige Einfälle nach Swift und Pope (ſehr gut), ein lyriſches Drama; über Meſſerſchmidts Büſten, Brief eines groſsen Fürſten (Joſephs II.) an ſeinen Bruder L. kurz vor ſeinem Tode (er iſt ſehr anziehend, hat aber wenig Spuren von Aechtheit), Denkmäler der alten celtiſchen Fabellehre und Dichtkunſt, und endlich einige Recenſionen von neuern Büchern und Anzeigen und Kunſtnachrichten.

Dieſe Anzeige wird dem Leſer einen hinlänglichen Begriff von dem Inhalte dieſer Monatsſchrift geben, in welche noch eine groſse Menge anderer Artikel aufgenommen werden können, eben weil ſich die Vff. keine beſtimmten Gränzen geſetzt haben. Was die Gedichte, Aufſätze etc. ſelbſt betrifft: ſo ſind ſie von verſchiedenem Werthe; wenig auffallend Gutes, aber auch nichts vorzüglich Schlechtes! Doch muſs Rec. geſtehen, daſs die Wachsinſel, eine Erzählung, ihm unausſprechliche Langeweile gemacht hat. — Das Spiel der Leidenſchaften, eine andere Erzählung, wird wenigſtens jungen Leſern willkommen ſeyn. Beſſer iſt Diogenes und Ariſtipp, eine griechiſche Erzählung. — Wie ſehr man für Leſer aller Art geſorgt hat, mag die Anzeige am Ende des dritten Heftes beweiſen. Es iſt nichts weniger, als die Ankündigung einer Salmiak-Fabrike, die zu Nuſsdorf, nicht weit von Wien, errichtet worden iſt.

* * *

Gotha, b. Ettinger: *Lehrbuch für den Schulunterricht in der Geſchichtkunde*, von *J. G. A. Galletti*. 3te verbeſſ. u. vermehrte Auflage. 1800. 256 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 206.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Barth: *Der Weinſtock und ſeine Reben, Joh.* 15, 1—16. Ein Confirmations- und Schulactus, nebſt den dabey gehaltenen Reden und Glückwünſchen, von M. *J. G. K. Mann*, Diaconus zu Naumburg. 1801. 49 S. 8. (4 gr.) Die Confirmationshandlung, wenn ihr ein zweckmäſsiger Unterricht von ächtem, praktiſchen Chriſtenthum vorher gegangen iſt, zu länger dauernden guten Eindrücken für die jungen Gemüther zu benutzen, iſt bey der Seltenheit ſolcher Feyerlichkeiten in den proteſtantiſchen Kirchen ein doppelt empfehlenswürdiges Bemühen. Der Vf. hat es nach dieſer Probe ſo ausgeführt, daſs ſeine Bekanntmachung die Aufmerkſamkeit aller Freunde einer verbeſſerten, Verſtand und Empfindung beſchäftigenden, Liturgie verdient. Eben ſo viel Lob verdient die Anordnung, daſs nicht bloſs die nächſten Confirmanden, ſondern auch die vom folgenden Jahre ſchon an dem Religionsunterricht des Predigers Antheil nehmen, den er ihnen in den 6 oder 8 Wochen vor dem Actus täglich ertheilt. Im Weſentlichen iſt dieſer Unterricht, nach des Vfs. Proben, gewiſs nicht ohne heilſame Früchte. Nur in der Probe von Katechiſation über Joh. 15, 1—16. muſs Rec. bemerken, daſs beſonders S. 9. 10. gewöhnlich die Fragen des Lehrers das ſagen, was die Kinder antworten ſollten, und was antworten zu können, ſie durch paſſende Fragen angeleitet und veranlaſst werden müſſen. Confirmanden müſſen nicht bloſs zu grammatiſchen Antworten, ſondern zu ſolchen angeführt werden, welche beweiſen, daſs ſie den Sinn gefaſst haben. Die Liederſtrophen an jedes Kind betrachtet man billig nach der Localität. Dahin muſs man wohl auch rechnen, daſs die Tochter eines Vornehmern als junge Freundin (S. 29.) die andern (nur?) als junge Chriſtinnen angeredet werden. (!)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 25. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Sander: *Lyrische Gedichte* mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von *Ferdinand Delbrück*. Nebst einer Untersuchung *über das Schöne*, und einer Abhandlung *über die Grundsätze der Erklärung und des Vortrags lyrischer Gedichte. Erster Band.* Oden von Klopstock. 1800. 321 S. 8.

Man lernt hier einen Mann kennen, der vertraut mit den griechischen und deutschen Dichtern, ein feines Gefühl des Schönen, mit der philosophischen Gabe, seine Gefühle klar und richtig zu entwickeln, verbindet, eine reine und angenehme Schreibart in seiner Gewalt hat, und die seltne Kunst des guten Vorlesens der Dichterwerke eben so gut auszuüben als zu lehren versteht.

Seine Manier des philosophischen Vortrags nähert sich sehr der Garvischen; eben die Reinheit und Simplicität des Stils, die Ordnung und Deutlichkeit in der Entwicklung der Begriffe, der sichtbare Vorsatz, immer sanft zu erleuchten, nie schimmern, vielweniger blenden zu wollen.

In der Untersuchung über das Schöne geht der Vf. von den Kantischen Vorstellungen in der Kritik der Urtheilskraft aus, deren er sich völlig bemächtigt, und sie zu den seinigen gemacht hat. Er hängt nicht an dem Buchstaben der Kantischen Lehren; er ist in ihren Geist eingedrungen, und versteht also jene weiter fortzuführen, ohne Kant's Terminologie beständig beyzubehalten, ohne seine Ideen durch eine scholastische Sprache zu verdunkeln. Er gehört also nicht zu den Anhängern der Kantischen Philosophie, auf welche der Philosoph den Wunsch anwandte: Gott bewahre uns nur vor unsern Freunden, gegen die Feinde wollen wir uns schon selbst verwahren.

Mit lebhaftem Vergnügen, und mit dem Wunsche, dass er sich ferner in dieser glücklich betretenen Laufbahn zeigen möge, sind wir Hn. *Delbrück* zuerst in seiner Untersuchung *über das Schöne* gefolgt. Die Unterschiede des Schönen vom sinnlich Angenehmen, vom Wahren und Guten sind deutlich auseinandergesetzt, und durch Beyspiele aus Homer und Göthe erläutert. So besteht das Schöne nach Hn. *D.* Beschreibung in einer zweckmäsig zusammenstimmenden Mannichfaltigkeit von Ideen, welche die Phantasie in sich hervorruft, um zu einem gegebenen Begriffe viel Unnennbares hinzuzudenken, mehr als auf der einen Seite darin angeschaut, und auf der andern Seite darin deutlich gedacht werden kann. Das Wohlgefallen an demselben wird hervorgebracht, durch ein freyes und doch regelmäsiges Spiel der Phantasie, in Einstimmung mit dem Verstande. Daraus folgert der Vf., dass das Schöne nicht sowohl in dem Kunstwerke vorhanden ist, als vielmehr in dem Geiste desjenigen, der es betrachtet, und dass es jedesmal neu und ursprünglich aus dem Gemüthe hervorgeht. (Wir würden hier doch lieber sagen: Ein jedes schönes Kunstwerk ist eine Reihe von Vorstellungen, die der Künstler durch sein Genie erschafft, und durch ein gewisses Mittel in den Geist anderer überträgt. Es ist also eben sowohl in dem Geiste des Künstlers als des Betrachters schön. Auserhalb aller Vorstellungen aber betrachtet, ist von ihm keine Schönheit gedenkbar.)

Auch die Betrachtung, dass zwischen dem Schönen und Häslichen ein Drittes in der Mitte liegen müsse, das Nicht-Schöne, wird bey unserm Vf. interessant und folgenreich. Indem er sie auf die Dichtkunst anwendet, findet er ein Gedicht entweder so beschaffen, dass es nicht nur durch Fülle der Ideen die Phantasie in Bewegung setzt, sondern auch durch Zweckmäsigkeit derselben den Verstand befriedigt; dann ist das Gedicht schön und gefällt; oder so, dass es durch Ideenfülle zwar die Phantasie in Bewegung setzt, aber durch Unzweckmäsigkeit den Verstand beleidigt; dann ist das Gedicht häslich und misfällt; oder so, dass es die Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande zwar beschäftigt, jene aber nicht genug, um sie schöpferisch zu machen, d. h. sie zur Hervorbringung eigener Ideen zu veranlassen und zu erheben; dann ist das Gedicht nicht schön, und läst uns gleichgültig. Man könnte glauben, dass hier der Fall fehle, wo ein schlechtes Kunstwerk lächerlich und dadurch belustigend wird, oder wo etwas extradummes, *scilicet* in ironischem Sinn, auch schön wird. Er ist aber unter dem zweyten begriffen. Denn das Schlechte ist entweder blos ennuyant, oder es erscheint in seiner Schlechtigkeit so auffallend, dass es eben dadurch belustigend oder lächerlich wird.

Besonders verdient gelesen zu werden, was Hr. *D.* über die Mittel sagt, die der Dichter gebraucht, um die Phantasie des Lesers oder Hörers zur Hervorbringung eigener Ideen in Schwung zu setzen, wodurch er denn auch erklärt, wie fern ein Gedicht ohne seine Schuld viele Leser kalt und gleichgültig lassen könne.

Endlich hat auch der Vf. über das Verhältniss des Interessanten zum Schönen, und über die Täuschung sehr gute Bemerkungen beygebracht. Wie er aber diese durch Beyspiele, aus Homer, Göthe, Wieland,

Klopſtock u. a. m. anſchaulicher macht, wie fein er dieſe Beyſpiele zergliedert, davon können wir in dieſer Anzeige nichts darſtellen.

Es folgt eine Abhandlung über die *Grundſätze der Erklärung und des Vortrags lyriſcher Poeſieen.* Sehr gut beſtimmt der Vf. den Unterſchied der grammatiſchen, hiſtoriſchen und äſthetiſchen Interpretation; und geht zur Anwendung davon auf die lyriſche Poeſie über. Die lyriſche Poeſie ſteht der plaſtiſchen oder bildenden entgegen. So wie dieſe Gegenſtände des *äuſsern*, ſo ſchildert dieſe Gegenſtände des *innern* Sinnes, Empfindungen. Nicht Erregung beſtimmter Gefühle, ſondern Darſtellung der Gefühle iſt ihr Zweck. Ein Gefühl darſtellen, heiſst es zum Objecte der Einbildungskraft machen, dadurch daſs man dieſe veranlaſst, eine Fülle von Ideen in ſich hervorzurufen, die ſich vereinigen, uns ein helles Anſchauen von dem Gefühle nach ſeiner Stärke und nach ſeiner Eigenthümlichkeit zu gewähren.

Zur zweckmäſsigen Erklärung einer Poeſie trägt viel bey ein ſchöner mündlicher Vortrag. Dieſer muſs 1) rhythmiſch ſeyn, d. h. ohne ſingend zu werden, Sylbenmaſs und Reim ſorgfältig durchhören laſſen. Er muſs 2) bey dem Vorleſer nicht theatraliſch ſeyn. Hierüber giebt der Vf. ſehr nützliche Erläuterungen.

Den Beſchluſs macht eine Reihe Klopſtockiſcher Oden, theils mit Bezeichnung der richtigen Declamation, theils mit Noten zur Erklärung begleitet.

Die Declamation bezeichnet Hr. D. theils durch die über die Worte geſetzten Zeichen (′) und (⏑), wovon das erſte die Stellen andeutet, auf denen die Stimme ſich heben muſs, das letzte aber die Stellen bezeichnet, auf denen die Stimme verweilen muſs, ohne ſich zu heben; theils dadurch daſs er am Rande der Strophen wo es nöthig iſt, die Langſamkeit oder Geſchwindigkeit der Rede, die Tiefe oder Höhe, die Stärke oder Schwäche der Stimme, ingleichen die Pauſen angiebt; und hier finden wir durchaus, daſs Hr. D. den Dichter richtig gefühlt, und über ſeine Gefühle gedacht hat.

Die erklärenden Noten ſind kurz, beſtimmt, zweckmäſsig; jeder Ode iſt eine Einleitung vorgeſetzt, die das poetiſche Verdienſt des Plans, und des Versmaſses entwickelt.

Möchten doch recht viele Lehrer auf Schulen die ſchöne Gelegenheit benutzen, die Hr. *Delbrück* ihnen giebt, ihre Lehrlinge in Erklärung und Vorleſung deutſcher Dichter zu üben, und ihren Geſchmack ſowohl als ihre Ausſprache dadurch zu bilden.

Leipzig, b. Leo: *Artiſtiſche Blätter der Verzierung und Verſchönerungskunſt gewidmet.* 1800. *Erſter Band, erſtes Heft*, mit 10. zum Theil illuminirten Kupfertafeln, einer Titelvignette, Vorbericht und Erklärungen der Kupfertafeln. in kl. Fol. (4 Rthlr.)

Das Magazin für Freunde des guten Geſchmacks ſchloſs ſich mit dem 5ten Bande, und die *artiſtiſchen Blätter* treten nun an die Stelle deſſelben; doch hat man die Abänderung getroffen, daſs die Hefte der artiſtiſchen Blätter ſtärker als die ihres Vorläufers, und nicht wie bey dieſen, ganz, bald bloſs zu Ideen für Gartenfreunde, bald zu Ameublement oder Zimmerdecorationen etc. beſtimmt ſeyn werden, ſondern ein jeder Heft ſoll verſchiedene dergleichen Gegenſtände zugleich enthalten.

Taf. I. ſtellt einen Pavillon auf einer Brücke dar. Ein niedliches Gebäude, welches auf dem Bogen einer Brücke angelegt iſt, einen ſchönen Durchgang bildet, und zum Aufenthalt einladet, kann ohne allen Zweifel ſehr angenehm ſeyn; das gegenwärtige hat aber ein zu ernſtes, ja beynahe ein trauriges Anſehen, wogegen das leichte Brückengeländer zu ſtark abſticht. Taf. II. Eine Villa. Das ſogenannte römiſche Haus im Park bey Weimar, ſcheint zu dieſem Gebäude das Muſter geweſen zu ſeyn; einige Theile ſind jedoch abgeändert, und man kann hinzuſetzen, verbeſſert. Taf. III. Vier Hausthüren. Wir würden derjenigen, welche mit bauriſchem Werk eingefaſst iſt, den Vorzug vor den andern einräumen. Taf. IV. Wand-Verzierung eines Geſellſchafts-Saales. Die Eintheilung des Ganzen ſcheint nicht ſehr gelungen zu ſeyn; vornehmlich iſt die Thüre im Verhältniſs mit ihrer Breite zu hoch, und in gar zu viele kleine Felder abgetheilt. Taf. V. Wandverzierungen eines Geſellſchafts-Zimmers. Bey weitem beſſer als die auf der vorigen Kupfertafel, nur ſind die Fiſche als Zierath in der Lambris wohl nicht ganz ſchicklich gewählt. Taf. VI. und VII. Cabinet im türkiſchen Geſchmack. Taf. VIII. Enthält zwey Stühle, ein Fuſsſchemel und ein Sopha, alle von gefälliger Form. Taf. IX. Ein Bette für ein Prachtzimmer. Mit Federbüſchen, Vaſen und Quaſten zu ſehr geziert. Es verräth deswegen mehr prunkende Eitelkeit als anſtändige edle Pracht. Taf. X. Drey Uhrgehäuſe.

Magdeburg, b. Keil: *Skizzen, Gedanken, Entwürfe, Umriſſe, Verſuche, Studien, die bildenden Künſte betreffend*, von *A. Breyſig*, Prof. *Zweytes Heft.* 1800. mit 4 Tabellen. Der Text hat mit dem erſten Heft fortlaufende Seitenzahlen, und geht von S. 128 bis 258. 8. (10 gr.)

Hr. *Breyſig* ſcheint nach einer S. 132 und 133. eingerückten Note die Recenſion des erſten Hefts ſeiner Skizzen in Nr. 314. der A. L. Z. 1799. zu ernſt und ſtrenge befunden zu haben. Er wünſcht, daſs die Beurtheiler künftig bloſs auf den innern Gehalt ſehen, und den Leſer auf das Brauchbare und Unbrauchbare ſeiner Schrift aufmerkſam machen möchten. Wir wollen daher das vor uns liegende zweyte Heft derſelben, wie ein Portefeuille mit Skizzen betrachten, überſchlagen was uns gleichgültig läſst, und das übrige nach unſerer Ueberzeugung zu würdigen ſuchen.

Ueber den Zweck und Nutzen einer öffentlichen Ausſtellung von Kunſtwerken und Kunſtverſuchen. Iſt als Einladungsſchrift zur Ausſtellung der Magdeburger Kunſtſchule (1800.) ganz zweckmäſsig. Möge die Hoffnung, welche gemacht wird, künftig bey den jährlichen

lichen Ausstellungen der Kunstschule zu Magdeburg ältere Meisterwerke grosser Künstler, aus verschiedenen Schulen mit auszustellen, in Erfüllung gehen, und möge man auch anderwärts eine so nützliche Sitte einführen. *Ueber des Verfassers ersten Plan zu einem Panorama.* Hr. *Breysig* nimmt die Erfindung des Panorama in Anspruch, und macht es wahrscheinlich, dass er wirklich schon vor mehreren Jahren etwas dem Panorama ähnliches ausgedacht hatte; auch wurde von ihm bereits 1792 in Rom die Aussicht von der sogenannten Kaiservilla auf dem Palatin, in die Runde herum gezeichnet. *Ueber tabellarische Benennung aller Farben.* Bestimmte Benennungen der verschiedenen Abstufungen der Farben fehlten uns bisher, und es wäre in der That ein Gewinn, wenn diesfalls eine Uebereinkunft zu Stande gebracht werden könnte; gegen Hn. *Breysigs* Vorschläge Tab. IV. haben wir daher nichts einzuwenden. Die Tab. V. die eine Eintheilung der bildenden Künste nach dem Gebrauche der Materialien und Werkzeuge etc. enthält, gewährt eine allgemeine ziemlich bequeme Uebersicht. Die Fortsetzung des im ersten Heft abgebrochenen Artikels, *Grundsätze der Linienperspektive in der Scenographie oder Theaterscenenmalerey betreffend*, ist abermals eine Probe von des Vfs. guten Kenntnissen in diesem Fach. Die zwey Reden gehalten auf dem Magdeburgischen Nationaltheater, S. 182. wie auch das Tagebuch dieses Theaters, S. 186. finden wir uns versucht für unbrauchbare Theile des Werks zu erklären.

Leipzig, b. Hartknoch: *Leben und Liebe.* 1800. 96 S. kl. 8. (9 gr.)

Unter diesem einfachen Titel schildert der Vf. zuerst in der *Familie Clerdon* eine interessante Scene ehelicher Liebe, die mehr gefallen würde, wenn die Auswüchse eines ekstatischen und üppigen Vortrags die Schilderung hin und wieder nicht entstellten. Statt der eindringenden Sprache des Gefühls ergiefst Empfindeley sich hier in einem Strom poetischer Prosa, wo Widersprüche und Nonsens mit unterlaufen. Z. B. S. 13. verbreitet sich eine *süsse Empfindung* über Carls ganzes Wesen darum, weil er einen Hirsch auf der Jagd angeschossen. S. 15. eilt Auguste „mit freudezitternden Händen zu dem liebsten Geschäfte des Tages: des lieben Carls Tabackspfeifen zu stopfen, wo sie dann *jedes Blättchen mit himmlischer Güte und Liebe drückt*, und mit dem Deckel einen *mächtigen Schatz von* (den) *kostbarsten Juwelen* verschliefst, die kein Sultan der Erde je so schön besafs.“ Worte! und nichts als Worte! wie man trotz den häufigen Gedankenstrichen öfter auszurufen genöthigt ist. Ein fehlgegriffner Ausdruck veranlafst sogar einen sehr bedeutenden Mifsverstand, nach welchem S. 35. die *süfsste Wehmuth* den gerührten Carl *entmannt*, statt übermannt. Keiner von diesen Flecken entwickeln die *drey Briefe* zwischen Raphael, Julius und Eduard manchen guten Gedanken über Einsamkeit, Thätigkeit und verlornen Glauben an Menschen. Erinnern sie zuweilen auch an Werthers Leiden, mehr noch an Schillers philosophische Briefe im I. Th. seiner kleinen prosaischen Schriften: so verrathen sie doch Fähigkeiten, die nach mehrerer Ausbildung auf etwas besseres hoffen lassen. Der letzte Aufsatz über *die Kunst: nie unglücklich zu werden*, ist ein Commentar über Horazens goldnen Spruch: *Sperat infestis metuit secundis alteram sortem bene praeparatum pectus.*

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin und Stettin, b. Nicolai: *Vaterlandskatechismus, oder Anleitung zur Kenntnifs und Liebe des Vaterlandes für die Jugend in den Preufsischen Staaten.* Von *Gottfr. Leop. Schrader*, Doct. d. Ph. und Nachmittagspr. a. d. Univ. K. zu Leipzig. 1800. 138 S. 8. (8 gr.)

Was sich Hr. *S.* unter einem Vaterlandskatechismus gedacht habe, das sagt der erläuternde Zusatz auf dem Titel. Allein drückt denn auch der Name eines Vaterlandskatechismus das aus, was Hr. *S.* dadurch ausdrücken wollte? und: wird es nicht einmal Zeit werden, den, durch Zusammenstellung mit Pferden und andern Gegenständen abgedroschenen Namen eines Katechismus mit zweckmäfsigern Titeln zu vertauschen, da man die Katechismusform in Lehrbüchern schon längst mit Recht aufgegeben hat? Doch wir wollen darüber mit dem Vf. nicht rechten, sondern nur sehen, welchen Zweck er sich vorgesetzt, und was er in Beziehung auf denselben geleistet hat. Seiner eignen, auf dem Titel gegebenen Erklärung zu folge, wollte er ein Lehrbuch der preufsischen Vaterlandskunde schreiben. Diese aber begreift, nach unserm Dafürhalten, eine Kenntnifs des Landes in physischer, politischer und historischer Hinsicht. Sie schliefst demnach in sich: Kenntnifs der natürlichen Beschaffenheit eines Landes, seiner vorzüglichen Producte etc., Geographie, Erwerbkunde, Statistik, mit Inbegriff der Polizey und Landesgesetze, und endlich das Wichtigste aus der Landesgeschichte, wobey zugleich die Culturanstalten in physischer, intellectueller, moralischer und ästhetischer Rücksicht erwähnt werden müssen. Allein davon ist in diesem Vaterlandskatechismus wenig zu finden. Er zerfällt zwar in sechs Abschnitte, die aber das Ganze nicht umfassen. 1) Welches ist unser Vaterland? 2) Aeufserliche Beschaffenheit desselben. (Enthält eine dürftige Geographie.) 3) Innere Beschaffenheit. Hier redet der Vf. von der Regierungsform, Regierungsverwaltung, von den Gesetzen, der Gerechtigkeitspflege, Polizey, Steuerwesen, Militär, Industrie, Künsten, Wissenschaften, Gesundheitspflege, Sorge für Wittwen und Waisen, Armenpflege, Feuerkassen und Feueranstalten, Sorge für die innere Ruhe und Sicherheit, Abgaben und Einkünften. Wie viel besser hier die Materien geordnet seyn könnten, springt in die Augen. 4) Welches Gute verdanken wir schon dem Vaterlande, und was erwarten wir ferner von demselben? (So allgemein abgefafst, dafs es auf jeden

Staat

Staat der cultivirten Erde paſst). 5) Für alles dieſes Gute verdient das Vaterland unſere aufrichtige und thätige Liebe. 6) Wie müſſen (ſollen) wir uns gegen andere Länder und Menſchen auſser unſerm Vaterlande verhalten? Die vorausgeſchickte Einleitung enthält ein langes Raiſonnement über Vaterlandsliebe. Weil aber der Vf. darin zu oft von ſich ſelbſt ſpricht: ſo muſs ſie mehr als Vorrede angeſehen werden. Manche Aeuſserung in derſelben iſt uns auch unverſtändlich wie S. 31.: Auch die allgemeine Menſchenliebe hat ihre Grade und Gränzen: *und wir haben vom Vaterlande an, bis zu den Bewohnern entfernter Länder manche derſelben zu überſchreiten.* (Was ſoll das heiſsen und wie paſst nun das Folgende: Nur die Freundſchaft und Geſchlechtsliebe kennen dieſe Gränzen nicht?) S. 105. wird auch von einem wirklich zu Stande gekommenen Blatternhauſe in Halberſtädtiſchen geredet. Allein ſoviel Rec. weiſs, iſt es bey dem bloſsen Vorhaben geblieben.

* * *

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Der reiſende Dorfprediger.* 1 Th. 239 S. 2 Th. 220 S. 1800. 8. (1 Rthlr.) — Iſt weiter nichts als das 1795 bey Kühn in Neuruppin erſchienene und in dieſen Blättern Nr. 384. des Jahrgangs 1795. angezeigte und bloſs mit einem neuen Titelblatte verſehene Buch: *Meine Frühlingsreiſe aus der Priegnitz durch die Altmark, durch Halberſtadt, Magdeburg, Quedlinburg* u. ſ. w. Wie auch durch den gröſsten und reizendſten Theil Thüringens, über Freyburg, Naumburg, Merſeburg, Halle u. ſ. w. in die Grafſchaft Ruppin zurück, von *Heinrich Müller.*

Cassel, b. Griesbach: *Paſſionspredigten nebſt einer Konfirmationsrede und einigen Homilien gehalten,* von *G. F. Götz.* 4tes Bändch. 1800. 214 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 214.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Viehарzneykunde. *Braunſchweig*, b. Reichard: *Ueber die Wartung des Hundes, um durch ſie das Tollwerden deſſelben zu verhüten.* Eine, auf ſorgfältig angeſtellten Beobachtungen und Verſuchen gegründete, weidmänniſche Aeuſserung von *D. H. D. Wilkens*, der Forſt- und Jagd-Societät zu Waltershauſen ordentl. auswärtigen Mitgliede. 1800. 4½ Bogen. 8. (6 gr.) Es leidet keinen Zweifel, daſs die Befolgung der von dem Vf. gegebenen Rathſchläge ſehr vieles zur Verhütung der Wuth bey Hunden beytragen muſs, und wir halten uns daher aus Ueberzeugung verpflichtet, dieſe Bogen allen zu empfehlen, die aus Bedürfniſs oder Liebhaberey etc. Hunde halten. Wir möchten wünſchen, daſs von Staats wegen in allen Ländern dieſe Anweiſung allgemein bekannt gemacht würde: nur wäre dann erfoderlich, daſs die Schreibart erſt nach dem allgemeinen Bedürfniſſe abgeändert würde. Die vorgeſchlagenen Regeln ſind mit geringer Mühe zu befolgen; nur muſs man, wogegen auch der Vf. mit Recht warnt, ſich dabey nicht allein auf das Geſinde verlaſſen. Er empfiehlt, 1) eine gute, trockne, und reinliche Lagerſtätte, die den Hund gegen das Ungemach der Witterung ſchützt, und in den heiſsen Tagen des Jahrs kühl, in den kalten aber warm iſt. Man ſolle ihn nicht auf dem Miſte des Viehes liegen laſſen. 2) Man gebe ihm reinliche, nicht zu fette, durch keine Gewürze erhitzte, Nahrung, aber nie heiſs; nichts von crepirtem Viehe; nichts von angegangenen oder gar faulen Dingen. Knochen ſeyen ihm weſentlich nothwendig und wichtig, aber häufiger Genuſs des Fleiſches verderbe die Säfte. Dabey beobachte man immer Reinlichkeit der Gefäſse, die überhaupt nicht aus Kupfer, Meſſing, Bley, oder gewöhnlichem Zinne beſtehen dürfen. Eben dieſes letzte muſs beym Saufen in Acht genommen werden. Man hebe nichts von dem Fraſs, wovon der Hund unmittelbar ſchon einen Theil genoſſen hat, bis zum folgenden Tage auf, theils, weil es leicht ſauer wird, theils, weil es immer etwas von dem Geifer des Hundes enthält, das dann auch verderbe. 3) Er muſs immer gutes, reines, und friſches Waſſer haben. Man laſſe ihn nicht aus Pferdeſchwemmen ſaufen, zumal, wenn die Miſtjauche einen Abfluſs darin haben kann. Der Mangel an Waſſer trage nach den genaueſten Beobachtungen ungemein viel zur Tollheit bey. Das Schneiden des ſogenannten Tollwurms (wir heben dieſs denen zu gefallen aus, die die bekannten mediciniſchen Tractate darüber nicht kennen,) ſey daher ein Mittel, die Tollheit des Hundes zu befördern, da derſelbe ein Muſkel iſt, der ihm bey dem Saufen weſentliche Dienſte leiſtet, (*muſculus mylohyoideus*,) indem er zu dem Krümmen und der löffelförmigen Bewegung der Zunge beym Saufen ſehr viel beyträgt. 4) Man beobachte ein vernunft- und naturgemäſses Verfahren mit dem Hunde zur Zeit ſeiner Hitze. Das geringſte Verſehen in dieſer Zeit biete den vorzüglichſten Grund zur Tollheit dar. Eine Hündin bekomme zur Zeit des Färbens, (des Blutnetzens,) ein Hund aber — nicht durch das Zuſammenſeyn mit hitzigen Hündinnen, ſondern — eigentlich durch den Genuſs der Farbe, (das Belecken der weiblichen Geburtstheile *in menſtruatione*, etc.) den gröſsten Grad der Hitze; und beide, wenn ſie gerade alsdann von einander getrennt werden, gerathen in einen Zuſtand, worin ſie der Tollheit nahe gebracht ſind. Man laſſe den männlichen Hund nie hitzig werden, und mildere bey dem weiblichen die Hitze ſo viel, als thunlich iſt. Anleitung dazu. Man ſperre die Hündin vorher ein, ehe ſie färbt, und zwar ganz allein, in ein reinliches Gemach, unter den oben angeführten Vorſichten. Arzneymittel zur Dämpfung der Hitze. Im Nothfalle laſſe man einen Hund zu ihr. Geräth ein Hund durch den Genuſs der Farbe in Hitze: ſo dämpft man dieſelbe am ſicherſten dadurch, daſs man ihn nicht dahin läſst, wo die Hündin iſt, ihn auf alle mögliche Weiſe durch Arbeiten zerſtreuet, und ihn allenfalls mit einer *nicht hitzigen* Hündin in Geſellſchaft ſeyn läſst. — Wir hätten noch des Vfs. Meynung über die, ſchon von *Wirhof* vor beynahe funfzig Jahren empfohlene, Caſtration der Hunde in Rückſicht auf die Wuth und eine Anweiſung von ihm zu der zweckmäſsigſten, wir möchten ſagen, moraliſchen Behandlung des Hundes, deren Verabſäumung manchmal gewiſs vieles zu jener Krankheit beyträgt, zu leſen gewünſcht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 25. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GERA u. LEIPZIG, b. Haller: *Machet die Thore weit! Die Juden kommen.* Eine kritiſche Beylage zu dem Briefwechſel zwiſchen dem Probſte Teller und einigen jüdiſchen Hausvätern in Berlin. Auch nicht von Teller, ſondern von einem Erbfeinde (!) der Juden, wie ſie ſind, und von einem wahren Menſchenfreunde und Freunde der Duldung. 1800. 186 S. 8. (12 gr.)

Auf dem 2ten Blatte ſteht: „*recht eigentlich die Frage betreffend: Wie können die Juden mit Ehren das Ceremonialgeſetz los werden, doch ſo, daſs ſie den Bart beybehalten!*" (!!)

Der Vf. nennt ſich in der Schrift ſelbſt mehrmals einen proteſtantiſchen Religionslehrer, *der es wirklich iſt*, und S. 155. in *eben dem Grade*, in welchem Hr. *T.* es als *Doctor* der heil. Schrift iſt, giebt er ſich für einen akademiſchen Theologen aus. Den Anfang macht ein ſcurriliſches Lied: „Wir Chriſtenleut hab'n jetzo Freud u. ſ. w. von 7 Strophen, das man aus der Feder eines Doctors der Theologie ſo platt und leichtſinnig nicht erwarten ſollte. In einem Vorbericht von S. 7 bis 25. erklärt er ſein Titelblatt mit einem witzig ſeyn ſollenden Geſchwätz. Die Schrift ſelbſt hat zwey Theile 1) *Vorerinnerungen zu dem Sendſchreiben der jüdiſchen Hausväter*, das er ſophiſtiſch und mit Fallacien durchwebt nennt. Er ſagt, das moſaiſche Geſetz ſey vorbildliche Vorſtellung des Prieſterthums und Königthums Chriſti, die jetzigen Juden ſeyen Afterjuden, weil das Ceremonialgeſetz ſeine Endſchaft längſt erreicht habe, das Weſentliche des Judaismus ſey der Moſaismus und Prophetismus, nach deſſen Abſonderung wenig Vernunftreligion übrig bleibe; verbittet ſehr, daſs das Weſentliche der chriſtlichen Religion die Vernunftreligion ſey; wäre letztere das bey jeder poſitiven Religion: ſo würden die H. V. bey ihrem Uebertritt nur aus jüdiſchen Heiden chriſtliche Heiden; es könne keine andre *wahre* poſitive Religion geben, als die chriſtliche, weil dieſe *allein* ſich auf eine übernatürliche und unmittelbare Offenbarung gründe. [Als wenn nicht die rabbiniſchen Juden, ja in gewiſſem Sinne auch die chriſtlichen Apoſtel, beynahe eben das nur nicht in dem ſpätern dogmatiſchen Sinne — 2 Tim. 3, 16. 2 Petr. 1, 21. vom moſaiſchen Geſetz und von den Propheten behaupteten? — ja vielmehr die Evangeliſten und Apoſtel haben *nie mit einem Worte* ſich in *Abſicht ihrer Schriften* einer übernatürlichen und unmittelbaren Offenbarung gerühmt; die Stellen Luc. 1, 1—3. Joh. 19, 35. 21, 24. Joh. 1. 1—5. bezeugen gerade das Gegentheil, vgl. mit 1 Cor. 7, 12. 26. νομιζω V. 40. κατα την ἐμην γνωμην, 2 Cor. 10, 10. 11. cap. 11, 6. ἰδιωτης τω λογω. v. 17. c. 12, 11. wogegen c. 13, 3. Röm. 15, 18. und 1 Theſſ. 2, 13. nicht ſtreitet. Es iſt ganz etwas anders, wenn von Jeſu hoher Erleuchtung und Vollmacht von Gott, wenn von dem Geiſte der Wahrheit ſeiner Apoſtel in Abſicht der geſammten chriſtlichen Lehre die Rede iſt. Die Lehrmeynung von der Theopneuſtie im dogmatiſchen Sinne iſt viele Jahrhunderte jünger. Nicht darauf beruht des neuen Teſtaments Autorität, ſondern darauf, daſs es authentiſche Documente von demjenigen ſind, was die Zeitgenoſſen des Lebens und Lehramtes Jeſu von ſeinen Lehrvorträgen (auszugsweiſe), Thaten und Schickſalen Zuverläſſiges wuſsten und nach beſtem Wiſſen ehrlich aufgezeichnet haben]. Nach dem Vf. müſsten die H. V. das A. und N. T. auch die äuſsern Gebräuche unſrer Kirche, nicht bloſs als Zeichen ihrer Aufnahme, ſondern als Bundeshandlungen und Bekenntniſſe ihrer Zuſtimmung zu den *kirchlichen* Glaubenslehren annehmen. Von dem allen redet der Vf. oft ſo unbeſtimmt und mit ſo elendem, übel angebrachten, Witz, wie man es von einem ernſthaften und gelehrten Theologen nicht erwarten ſollte. Der zweyte Abſchnitt von S. 49. an hat die Ueberſchrift: *Etwas zur Beantwortung des Sendſchreibens der jüdiſchen H. V. von dem Probſt Teller*, den er immer ſpöttiſch den guten, den lieben Mann, oder den Indifferenten nennt, der mehr Menſchenfreund als Wahrheitsfreund ſey, deſſen Beantwortung er zu anmaſsend, zu wenig befriedigend, nicht kategoriſch, nicht philoſophiſch richtig findet (!), nach welcher die H. V. nun zwiſchen zwey grünen Wieſen ſtünden, und nicht mehr als zuvor wüſsten, woran ſie wären. Hr. *T.* hätte ihnen beſtimmt die Bedingung der Aufnahme vorſchreiben ſollen, daſs ſie nicht *Chriſtum* für *einen* Sohn Gottes, ſondern *Jeſum* für den *Chriſtus* und für *den* Sohn Gottes, den eingebornen halten müſsten. Hiebey trägt der Vf. den ganzen dogmatiſchen Artikel von Trinität nach der gewöhnlichen Terminologie viele Seiten lang vor und wundert ſich, daſs die proteſtantiſchen Theologen den Artikel ὁ und das μονογενης gar nicht bemerkten. (Welche Theologen mag er doch wohl im Sinne haben, die das nicht wüſsten? Ob ſie aber, wie der Vf., daraus ein *gleiches* Verhältniſs Jeſu mit Gott, wie im Reiche der Natur in Anſehung der Zeugung zwiſchen Sohn und Vater, Gleichartigkeit des Weſens, und *arithmetiſche* Einheit (S. 80.) ſchlieſsen, iſt eine andere Frage). Was er S. 91. über ὁμοιωθη ἡ βασιλεια zur Erläuterung anführt,

führt, ist gerade gegen seine Theorie. ὁμοιωσις in einigen Vergleichungspunkten ist gewiss nicht die nicänische ὁμοουσια, noch vielweniger objective und subjective Identität, so wenig als von den neuern protestantischen Theologen die sociniſche allerdings vernunftwidrige *Adoption* (wie der Vf. meynt) angenommen wird. Die Einwendung der H. V. vom Widerspruche der Vernunft ist ihm nur *zum Lachen*; S. 154. gebietet er: die Vernunft muss ihr Maul halten! Hn. T. will er unrichtige, blos dogmatische ungrammatische Exegese schuld geben (!!!); verlangt zu wissen, wo das geschrieben stehe, dass der Zweck des Lehramtes Jesu gewesen sey, die moralische Gott allein gefällige Gesinnung geltend zu machen, da das doch auch der Zweck der Propheten gewesen sey. (Sagt Jesus denn nicht ausdrücklich Matth. 9, 13. Marc. 5, 32. er sey gekommen, Sünder zur μετανοια zu rufen? Steht das nicht auch Luc. 24, 47. Apostg. 5, 31? Beweiset es nicht der ganze Inhalt von Matth. 5. 6. 7.? Und was ist der durchgängige Inhalt und Zweck der Reden Jesu und der Schriften der Apostel anders?). Er nennt es die subtilste Fallacie, dass die H. V. das Ceremonialgesetz zu ihrer väterlichen Religion machen, und nicht die patriarchalische (als wäre dieſs seit Moses Zeiten noch die Volksreligion, und als wären die Patriarchen Juden gewesen!) — er spottet darüber, dass die H. V. durch Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit (wobey er das „durch Gesinnungen und Handlungen" eine *sonderbare* Erklärung nennt) blos moralische Christen werden wollen, nennt S. 127. die Erbsünde das *physikalische* Böse, redet S. 138. von einer physikalischen Kraft des Abendmahls, sagt S. 161. das „vom Vater ausgegangen" sey nicht von seiner Gesandschaft von Gott, sondern von einer persönlichen Localität zu verstehen, S. 165. dass die Priesterwürde mehr sey, als Prophetenwürde, dass eines Priesters Amtskleider für heilig gehalten worden, nicht so eines Propheten Kleider, dass ein Priester Amtshalber täglich zu Gott nahen gekonnt, ein Prophet nur einen besondern Beruf habe abwarten müssen, wobey er S. 163. besorgt ist, wenn das Predigtamt kein Amt sey, das die Versöhnung predigt (vergl. S. 137. wenn sich die Christen nicht wegen der Vergebung der Sünden im Beichtstuhl einfinden!!!), dass wir unser Brodt mit Sünden verdienen!! und nennt diejenigen Friedensstörer, die das nicht so, wie er, lehren (*hinc illae lacrimae!*). Die heutigen exegetischen Theologen nennt er Sprachmacher und setzt sie verächtlich den Systemmachern entgegen, nennt es die gröste Unbesonnenheit, Mosen zum Gesetzgeber zu machen und ihm Gesetzgeberweisheit zuzuschreiben, den doch nur Gott während der zweymal vierzig Tage auf Sinai über die vorbildliche Bedeutung der statutarischen Gesetze und der irrdischen Stiftshütte auf einen himmlischen Tempel, und seiner Priester und Opfer auf die Opfer des himmlischen Heiligthums und auf des Messias Versöhnungsopfer unterrichtet habe. — — Die bisherigen Auszüge sind wohl hinreichend, den Schüler Hollazens, den festen Anhänger der typischen Theologie kennbar zu machen, der es auch in dem absprechenden Ton und gelehrten Dünkel — nur nicht in seinem witzelnden spöttischen Stil — ist, und seiner Schrift zutraut, sie werde, wie sein mündlicher absprechender Vortrag vom Katheder vor seinen Zuhörern, so vor der gelehrten theologischen Welt und bey den jüdischen H. V. die Sache entscheiden. Freylich müssten wohl die neuern Exegeten sich billig in des Vfs. Hörsaal, wie die jüdischen Hausväter in seinem Beichtstuhl, einfinden, wenn ihnen gerathen seyn sollte!!

JENA, b. Göpferdt: *Christian Wilhelm Oemlers*, Fürstl. Sachsen-Weimar- und Eisenachischen Consistorialraths, Superintendents etc. *Vermischte und letzte Beyträge zur Pastoraltheologie und Casuistik für angehende Prediger, nach alphabetischer Ordnung.* 1801. 396 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der würdige Vf. hat sich, wie er in dem Vorberichte sagt, bey der Ausarbeitung dieser Schrift eine *zweyfache Absicht* zu erreichen vorgesetzt. Die eine ist, sein *Repertorium über Pastoraltheologie und Casuistik*, so viel ihm nur immer möglich ist, recht vollständig zu machen, damit angehende Prediger doch wenigstens die Hauptmaterien der Pastoraltheologie und die meisten Fälle der Casuistik in demselben finden können. Deswegen hat er auch die alphabetische Ordnung beybehalten, damit diejenigen, die das Repertorium besitzen, gleich finden können, wohin jede der hier ausgeführten Materien gehört. Seine *zweyte* Absicht ist, den angehenden Predigern eine Pastoraltheologie und Casuistik in ihre Hände zu geben, woraus sie doch einigermasen erkennen könnten, wie wichtig ihr Amt sey, und wie viele Klugheit und Vorsichtigkeit erfodert werde, dasselbe zweckmäsig und mit Segen zu führen. — Zur Erreichung dieser doppelten Absicht sind auch diese Beyträge wirklich sehr brauchbar; und in den meisten Stücken stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein. Gleich in dem ersten Artikel: *Abendmahl* missbilligt es der Vf. mit Recht, dass es der Prediger nach der kursächsischen Kirchenordnung seinem Superintendenten, oder seinem Consistorio berichten soll, wenn jemand über ein Jahr, ungeachtet aller Erinnerungen nicht zum Abendmahl ginge. Keine Religionshandlung, sagt er, muss aus Zwang, oder aus Furcht der Strafe geschehen, sondern sie muss freywillige Entschliessung seyn. — Beyläufig macht er die richtige Bemerkung: *So lange sich die oberste Classe der Menschen nicht bessert, so lange bessert sich auch das Volk nicht*, und wir predigen tauben Ohren. Die Frage: *Wie verhält sich der Prediger gegen die Verächter des heil. Abendmahls* ist sehr gut beantwortet, und so verhält es sich auch mit der Beantwortung der übrigen Fragen unter diesem Artikel. *Agende.* Es werden Vorsichtsregeln ertheilt, die bey der Einführung einer neuen Agende zu beobachten sind. Er giebt unter andern den Rath, die Consistorien möchten ihren Predigern ganz in der Stille zweckmäsigere Sonn- und Festtagsgebete zum Vorlesen an solchen Tagen geben;

geben; ihnen befehlen, das Unfchickliche, Unverſtändliche nach und nach aus den Tauf- und Copulations-Formeln wegzulaſſen, hierdurch den gemeinen Mann zu ſolchen Veränderungen *ganz in der Stille* vorzubereiten, und dann die Kirchenagende ohne alles Geräuſch drucken zu laſſen. Dergleichen Verordnungen ſind im *Weimariſchen* und *Hannöveriſchen* ergangen. — Gut wäre es, wenn alle Conſiſtorien dieſen Beyſpielen folgten. Es iſt doch gar zu erbärmlich, wenn Jahr aus Jahr ein, an jedem Sonn- Feſt- und Bußtage, Vor- und Nachmittags das nämliche Kirchengebet hergeleyert werden muſs, und wenn der Prediger unter einem Superintendenten ſteht, von welchem er wegen jeder, auch noch ſo zweckmäſsigen und nöthigen Abweichung von dem gedruckten Formular zur Verantwortung gezogen, oder bey dem Conſiſtorio verklagt wird. Solche Leute helfen treulich dazu, daſs gebildete Perſonen immer mehr aus unſern gottesdienſtlichen Verſammlungen verſcheucht, und heilige Handlungen lächerlich gemacht werden. *Fuſspredigt.* Iſt es ſchicklich, daſs der Prediger nach vollendeter Bußpredigt, ſeinen Zuhörern die allgemeine Beichte vorlieſst, und ihnen darauf die Vergebung der Sünden ankündigt, und nun das allgemeine Bußgebet ihnen vorbetet? Antw. Nein. Denn wenige Augenblicke vorher hat der Prediger allen Bußfertigen Vergebung der Sünden angekündiget, und nun ſoll erſt die Gemeinde ihre herrſchenden Sünden und Miſſethaten vor Gott bekennen. *Eid.* Was unter dieſem Artikel und S. XVI. des Vorberichts geſagt wird, verdient wohl beherziget und realiſirt zu werden. *Evangelien und Epiſteln.* Der Vf. iſt ſehr dafür, daſs man den Predigern hierin mehr Freyheit geſtatten ſollte. Mit Recht. In der reformirten Kirche haben die Prediger von jeher die Freyheit gehabt, entweder über die Evangelien und Epiſteln, oder über ſelbſt gewählte Texte zu predigen, und es iſt kein Unheil entſtanden. Warum findet man denn in der evangeliſch-lutheriſchen Kirche ſo erſtaunlich viele Bedenklichkeiten, die nämliche Erlaubniſs zu ertheilen? Man befürchtet, manche Prediger würden oft unſchickliche Texte wählen, wenn ihnen dieſe Freyheit geſtattet würde. Hierauf antwortet Rec.: Solche Prediger werden auch über jeden vorgeſchriebenen Text, über Evangelien und Epiſteln unſchicklich *predigen*, und ſolchen elenden Menſchen ſollte kein Predigtamt anvertrauet werden. *Gelehrte.* Es werden über die Unſittlichkeit ſo mancher Gelehrten gerechte Klagen geführt. Allerdings iſt ein Mann von groſsem Verſtand und von ſchlechtem Herzen eine verächtliche Kreatur. *Liturgie.* Dieſer Artikel enthält viele und gute Erinnerungen und Vorſchläge. Der Vf. ſagt unter andern: „An meinem Orte, wo ich arbeite, war es ſchlechterdings nothwendig, um nicht ausgelacht zu werden, daſs ich mir ſelbſt ein *Copulations- Tauf- und Confirmationsformular* verfertigte.“ Dieſs mochte wohl an mehrern Orten ſchlechterdings nothwendig ſeyn. Aber da heiſst es: Nothwendigkeit hin, Nothwendigkeit her; es muſs doch beym Alten bleiben. Mit Recht eifert der Vf. (Vorbericht S. XXII.) *über das zweckloſe Auswendiglernen der ſieben Buſspſalmen in Schulen*, womit die Kinder gequält werden. Es wäre doch einmal Zeit, daſs dieſe unvernünftige Gewohnheit abgeſchafft würde. Rec. übergeht viele andere Artikel, die ihm ſehr wohl gefallen haben, Aber zu wundern iſt es, daſs der Vf. unter dem Artikel *Taufe* den Exorcismus in Schutz nimmt, und ihn beybehalten wiſſen will, wenn auch die Gemeinde mit der Weglaſſung zufrieden iſt, und nichts dawider ſagt. Durch dieſe abergläubige Beſchwörungsformel macht ſich ja doch der Prediger bey verſtändigen Perſonen auch lächerlich. Auch iſt Rec. noch immer der Meynung, daſs die allgemeine Beichte der Privatbeichte vorzuziehen ſey, ob er gleich die Gründe des Vfs., die er in ſeinen Reſultaten der Amtsführung eines alten Predigers etc. für die letztere anführte, ſorgfältig geprüft hat; und ſo kann er in mehrern Punkten nicht mit ihm übereinſtimmen. Der Wahrheitsliebende Vf. wird aber auch weder verlangen noch wünſchen, daſs man alle ſeine Rathſchläge und Meynungen ohne Prüfung annehmen ſoll. Das Meiſte iſt doch wahr und gut, und verdient nicht nur von angehenden, ſondern auch von ſchon lange im Amte ſtehenden Predigern wohl beherzigt zu werden. Wir tragen daher kein Bedenken, in den Wunſch des Rec. in der *Allgemeinen deutſchen Bibliothek* (5ter Anhang, erſte Abtheil. S. 128.) einzuſtimmen. „Es wäre zu wünſchen, (ſchreibt er von dem Repertorio des Hn. Sup.) daſs dieſes Buch in allen Kirchen angeſchafft würde! Ein Prediger könnte ſodann ſich einen Band von weiſſem Papier dazu binden laſſen, alle vorkommende Fälle, ſeine eigenen Ueberlegungen und was er bey andern darüber lieſet, eintragen, und am gehörigen Ort in dem Buch anführen. So würde es endlich ein vollkommenes Werk werden. Es iſt dieſes Buch die beſte Lektüre für einen Prediger. Er findet in ſelbigem nicht nur Unterricht und guten Rath, ſondern es iſt auch mit ſolcher Wärme geſchrieben, daſs es ihn zu treuer Führung ſeines Amts, woran doch alles gelegen iſt, ermuntert.“ Nur dieſes bemerken wir noch, daſs der Vf. in dem von uns angezeigten Beytrag bey den meiſten Artikeln die neueſten und beſten Schriften angeführt hat, deren ſich Prediger mit Nutzen bedienen können. Auch in dieſer Rückſicht iſt das Buch ſehr zu empfehlen.

Frankfurt a. Main, b. Jäger: *Allgemeines homiletiſches und liturgiſches Archiv* von einer Geſellſchaft bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Joh. Ludw. Wilh. Scherer*, Prediger zu Echzell im Heſſen-Darmſtädtiſchen. *Erſtes Stück.* 1800. 154 S. 8. (12 gr.)

Der Herausg., ebenderſelbe, der ſeit einiger Zeit „*heilige Reden zur Belehrung und Beruhigung der Kinder des Lichts*“ in Verbindung mit andern Verfaſſern herausgegeben hat, verſichert, daſs er von *ſeinen dortigen Mitarbeitern* erſucht worden — ein gewöhnlicher Vorwand — auch dieſs homiletiſch liturgiſche Werk

als

als Redacteur und Mitarbeiter zu übernehmen, deſſen Plan er in der Vorrede angiebt, *der* mit dem des Tellerſchen Magazins und des Beyerſchen Muſeumsz iemlich einerley, obgleich der innere Gehalt noch ſehr verſchieden iſt, und wozu er 16 Mitarbeiter namhaft macht, unter denen Hr. D. Hufnagel oben an ſteht. Er meynt S. VI. daſs durch daſſelbe der Trägheit der Prediger kein neues Polſter untergeſchoben werde (??) ob er gleich S. 17. ſelbſt geſteht, daſs ſeit dem von Paul Warnefridi zu Karl des Groſsen Zeiten geſammelten Homiliarium, dieſs, wie die darauf erfolgten vielen Poſtillen, die Trägheit des unwiſſenden Clerus begünſtigt habe. In dieſes 1ſten Stücks 1ſter Abtheilung ſteht: a) eine Abhandlung *von der mannichfaltigen Veränderung der chriſtlichen Beredſamkeit, beym Schickſale der Philoſophie und anderer Wiſſenſchaften zur nähern Anzeige des Zwecks dieſer Zeitſchrift*, auf 30 Seiten. Alles bekannte Sachen. b) *Ob es rathſam ſey, daſs ein Prediger in ſeinen öffentlichen Vorträgen den Krieg und andere Landplagen als Strafen Gottes vorſtelle*, von *S. P. L. Snell*. Er bejahet es aus dem Grunde „weil ſie nur alsdann ein moraliſches Beſſerungsmittel ſeyen“ (welches ſie doch aller alten und neuen Erfahrung nach nie ſind, wie er S. 35. ſelbſt geſteht, und wovon die nun in allen ſolchen Ländern, wo Krieg iſt und war, häufig entſtehenden Räuber- und Mordbrennerbanden das Gegentheil beweiſen, wenn gleich auf vielen ſchweizeriſchen und italiäniſchen Kanzeln oft genug von Strafgerichten Gottes die Rede geweſen ſeyn mag). Sollte der Vf. die dieſem Urtheil zum Grunde liegenden ganz falſchen Begriffe von Gottes Strafen, Regierung menſchlicher freyen Handlungen, und von ſeinem Einfluſs auf der Menſchen ungerechte Kraftanwendung nicht wahrgenommen haben? Da Strafe doch durchaus ein empfindliches phyſiſches Uebel um vorhergegangener vorſetzlicher Sünden willen, oder Folge derſelben iſt: ſo muſs ſie bloſs den treffen, der ſie durch Sünden verdient, oder ſich zugezogen hat. Iſt jedes Uebel Strafe? Darf ſich wohl jemand über ganze Länder, Provinzen, Städte, und über jeden einzelnen Einwohner derſelben das ungerechte Urtheil erlauben: ihr habt dieſes Kriegesübel, dieſen Miswachs, dieſen Brand durch eure Sünden verdient? Erſtreckt ſich Gottes *Machtregierung* über die Anwendung, oder bloſs über die Erhaltung der Kräfte *freyer* Weſen? wäre das erſte, hörte dann nicht alle Moralität menſchlicher Handlungen auf? — Nach der moſaiſchen Religion dachte man in den frühern rohern Zeiten der Iſraeliten wohl ſo — aber Chriſtus lehrte ganz anders urtheilen. — Die dritte Abhandlung vom *Selbſtmorde* eines hypochondriſchen durch Baumgartens Polemik (!) vollends verwirrten Bürgers enthält nichts Merkwürdiges. — In der zweyten Abtheilung geben die zwey erſten Predigten einen ſehr ſchlechten Vorſchmack. Die dritte iſt noch am meiſten praktiſch. Die zwey folgenden Predigtentwürfe ſind ſchon in Gedanken und im Ausdruck viel beſſer: ſo wie auch die zwey folgenden Predigten über freye Texte. Die Homilie über Petri Verleugnung iſt ziemlich gut, doch ſo wenig, als die folgenden Caſualreden und Gebetsformeln als Muſter für Prediger des Druckes beſonders werth; wenigſtens müſſen diejenigen, für die ſolche Muſter beſtimmt ſind, noch ſehr weit zurück ſeyn. Aus der Ueberſchwemmung Deutſchlands mit ſolchen Hülfsmitteln für Prediger muſs man ſich, wenn ſie wirklich Bedürfniſs ſind, einen traurigen Begriff von der Amtstüchtigkeit der deutſchen evangeliſchen Prediger machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Helmſtädt*, b. Fleckeiſen: *Heinrich Chriſtian Hausdörfer Trigonometriſche Tabellen zum Gebrauch bey Forſt- und Feldvermeſſungen in gebirgigten Gegenden* etc. 1800. 63 S. 8. Mit 1 Kpf. (7 gr.) Statt der unmittelbaren, mit der Kette oder Stangen vorzunehmenden, Abmeſſung der horizontalen Projection einer Bergwand, und der zugleich ſich ergebenden Höhen-Beſtimmung deſſelben, empfiehlt hier der Vf. die Abſatzweiſe vorzunehmende partiale trigonometriſche Aufnahme der Bergwand; wobey das Höhen-Inſtrument ein einfacher Gradbogen iſt, mit welchem die Elevations- und Depreſſions-Winkel gemeſſen werden; während die Kette längſt der Bergwand liegt, und die Hypotenuſe der ſich ergebenden rechtwinklichten Dreyecke abgiebt. Die dabey eintretende trigonometriſche Berechnung der zu findenden Catheten zu erleichtern, hat der Vf. dieſe trigonometriſche Tafeln conſtruirt, die von ¼ Grad bis auf 89¾ hinauf laufen, und für jede Hypotenuſe, die ihr zugehörigen Catheten aufſuchen laſſen, aus deren Addition ſich das verlangte Profil des Berges ergiebt. — Nach dieſen Tafeln läſst ſich auch der Ort eines Steins wieder finden, der an der Bergwand abgekommen. Rec., der die Bemühungen des Vfs. nicht verkennt, bemerkt dabey, daſs das, was er hier tabellariſch vorſtellt, von verſchiedenen Künſtlern bereits auf dem Limbo des Höhenmeſſers angebracht worden iſt, und von dieſem entweder unmittelbar abgeſehen, oder durch einen einfachen Proportional-Satz gefunden werden mag. Die Eintragung der horizontalen Projection der Bergwand, von Stein zu Stein, und ihres ſenkrechten Abſtands von einander in die Markungs-Bücher, ſcheinet ihm ferner deswegen nothwendig zu ſeyn, weil nach dieſen Datis die Markung nicht ergänzt werden kann, wann nicht nur hin und wieder ein Stein abgenommen, welchen Fall der Vf. wählt, ſondern ein Theil des Ganzen, oder vielleicht die ganze Bergwand ſelbſt durch einen Erdfall ſich verändert, und das Land von oben abgeriſſen, und unten ſich angehäufet haben ſollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Dritter, vierter, fünfter und sechster Band. Der MESSIAS.* I—IV. B. (jeder fünf Gesänge enthaltend.) 1799. 205. 181. 281 u. 222 S. gr. 4. Auf geglättetes Velin-Papier. Mit Titelkupfern, von Füger gezeichnet, von John gestochen.

Zwischen der frühesten Erscheinung der ersten Gesänge des Messias, und dieser Prachtausgabe des vollendeten Werks, ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Das Geschlecht, welches damals in der Blüthe des Lebens stand, ist gröfstentheils dahin, oder wenn auch nicht der Welt, doch der Kunst abgestorben. Es hat einem jüngern, ihm in vieler Rücksicht sehr unähnlichen, Raum gemacht. Aber der Meister des Werks lebt und wirkt noch, und vernimmt in der Stimme seiner jetzigen Zeitgenossen das Urtheil der Nachwelt: denn in Beziehung auf sein Werk sind sie eine Nachwelt. So grofse Veränderungen auch die öffentliche Meynung über fast alle Gegenstände der Wissenschaft und Kunst in diesem langen Zeitraume erfahren hat: so ist sie doch über jenes Werk und seinen Urheber in Einer Rücksicht unverändert geblieben. Jetzt, wie damals, bewundert man in dem Messias eines der aufserordentlichsten Werke des Genies; jetzt, wie damals, ehrt man in Klopstock einen der ersten Dichter aller Zeiten, und einen der gröfsesten Wohlthäter seiner Nation, um deren Sprache er sich unsterbliche Verdienste erworben hat.

Aber Klopstock, wie jeder Dichter, will nicht nur bewundert, er will auch geliebt seyn; er will nicht verehrt werden, wie ein unbekannter Gott, vor dem man ehrfurchtsvoll das Knie beugt, sondern wie ein freundlicher Genius, dem man Feuer und Heerd in seinem Hause giebt, mit dem man sein Wohl und sein Wehe theilt, zu dem man in heitern und in trüben Stunden Zuflucht nimmt, um sich an seinen Sprüchen zu erfreuen, zu berathen und zu trösten.

Diese Liebe aber erwiedern seine jetzigen Zeitgenossen nicht wie seine vormaligen. Von dem allgemeinen und lebhaften Enthusiasmus, womit das Publicum in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den Messias aufnahm, zeigen sich am Anfange des gegenwärtigen keine oder nur wenige Spuren. Es scheint zweckmäfsig, bey der Anzeige der neuesten Ausgabe dieses Gedichts über die Ursachen hievon einige Betrachtungen anzustellen.

Eine der vornehmsten Ursachen von der verminderten Liebe zu dem Werke ist, wie es scheint, der religiöse Inhalt desselben.

Was den Dichtern die meiste Gewalt über die Herzen giebt, ist, dafs sie Klarheit und Bestimmtheit in die Gefühle bringen, und ihre Leser in den Stand setzen, diese auszudrücken, und Andern innig mitzutheilen. Daher sind sie der männlichen Jugend so willkommen, daher werden sie nie heiliger geachtet, als wenn, um mit Iphigenien bey Göthe zu reden:

> Ein neues Volk voll Leben, Muth und Kraft,
> Sich selbst und banger Ahndung überlassen,
> Des Menschenlebens schwere Bürde trägt.

In diesem Zustande waren die Griechen zu Homers Zeit, in einem ähnlichen befanden sich die Deutschen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zwar war es damals noch immer wie vorher die Religion, die ihre ganze Seele füllte, und ihr öffentliches und häusliches Leben beseelte; aber diese Religion hatte einen ganz andern Charakter angenommen. Seitdem der Fanatismus in den langen und blutigen Kämpfen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, und in den wilden Streitigkeiten zwischen den neu entstandenen rohen Secten, das Maafs der Thorheit und Ruchlosigkeit angefüllt hatte, hörte die Religion auf, ein Gegenstand leidenschaftlicher Bewegung zu seyn, und wurde eine Angelegenheit des Herzens. — Und gerade damals, als die verwilderten Gemüther angefangen hatten, sich einer milden Frömmigkeit zu öffnen, als man angefangen hatte, die Religion weniger von der dogmatischen, als von der moralischen und ästhetischen Seite zu betrachten, als die Gebildetern sehr allgemein das Bedürfnifs hatten, die heiligen Gefühle, von denen das Herz durchdrungen war, auszudrücken, in ihrer Sprache aber keine Worte dafür fanden — gerade damals erschien der Messias, griff in die herrschende Stimmung so mächtig ein, befriedigte dieses Bedürfnifs auf eine so überraschende, so wohlthätige, so über alle Erwartung vollkommene Weise, dafs es kein Wunder ist, wenn er wie eine himmlische Erscheinung wirkte, und Deutschland betäubte und entzückte.

Dafs diese Wirkung, sofern sie vom Geiste der Zeit abhing, jetzt nicht fortdauert, ist natürlich, und gereicht weder dem Werke, noch den Zeitgenossen zum Vorwurfe. Dafs aber die Ungläubigen unserer Tage sich durch den religiösen Inhalt des Gedichts in eben dem Maafse davon abschrecken lassen, als die Gläubigen vormals dadurch angelockt wurden, das

beruht auf Vorurtheilen, die jeder Freund der Kunſt, und jeder Verehrer Klopſtocks beſtreiten muſs.

Wenn man die Ungläubigen fragt, warum ſie durch die religiöſen Vorſtellungen im Meſſias beleidigt werden, und nicht durch die religiöſen Vorſtellungen in der Odyſſee und Iliade, da ſie doch auch dieſe als irrig verwerfen: ſo antworten ſie: die griechiſche Mythologie iſt eine Tochter der Phantaſie, und mit der Kunſt auf das innigſte verwandt. Die poetiſche Begeiſterung, worein Homer uns verſetzt, bringt es mit ſich, dafs wir von der Natur und dem Schickſale gerade die Anſichten faſſen, von welchen jene Mythologie ausging. Weit entfernt alſo, die Täuſchung zu unterbrechen, unterhält ſie vielmehr dieſelbe. Tief gegründet in dem äſthetiſchen Theile unſers Weſens, muſs ſie den Menſchen heilig ſeyn, ſo lange die Kunſt ihnen heilig iſt. Hingegen die chriſtliche Mythologie geht nicht aus von der Phantaſie, ſondern von Speculationen; ihre Heiligkeit empfängt ſie nicht von dem Gefühle für Kunſt, ſondern von dem Glauben an Dogmen. Für uns, die wir dieſe Dogmen als falſch oder gar als ungereimt verwerfen, verliert ſie alle Anmuth, und wird ſogar widrig. Die ſteten Erinnerungen daran im Meſſias können nicht anders als unſer Gemüth verſtimmen, das Ideenſpiel der Phantaſie unterbrechen, und uns den Genufs des vortrefflichen Werks verkümmern; ja Klopſtock ſelber verſchmäht unſern Beyfall, indem er Geſ. XI, 3. ſagt:

Es hat mich
Offenbarung von deinen Höhn die Empfindung beſeligt.
Wer an dem reinen kryſtallenen Strom, der unter des Lebens
Bäumen vom Throne fleufst, nicht weilte mit heiliger Ehrfurcht,
Deſs Beyfall erreiche, verweht von dem Winde mein Ohr nicht,
Unverweht befleck' er mein Herz nicht!

Hierauf läſst ſich antworten: dafs, wenn auch die chriſtlichen Religionsbegriffe an ſich nicht poetiſch ſind, ſie es doch durch die Behandlung werden können, ferner, dafs die Gefühle, worauf ſie unmittelbar hinwirken, in jedem moraliſch-geſtimmten Gemüthe vorhanden ſind, und dieſe Gefühle ſind es vorzüglich, was Klopſtock im Meſſias darſtellt. Denn nicht ſowohl das Werk der Erlöſung iſt der Inhalt des Gedichts, als vielmehr die Empfindungen, die es in den Herzen der Engel, der Satane und der Menſchen erregt, die Bewegungen, worin es Himmel, Erde und Hölle verſetzt. — Um nun jenen Gefühlen in ſich Raum zu geben, und an dieſen Bewegungen Theil zu nehmen, bedarf man nicht des Glaubens an ein kirchliches Lehrſyſtems, ſondern nur chriſtlicher Geſinnungen, eines innigen, zarten und tiefen Gefühls für Sittlichkeit, und der Empfänglichkeit für eine gewiſſe ſehr liebenswürdige religiöſe Schwärmerey.

Nimmt man einen Augenblick an, dafs ein Werk, wie der Meſſias, vor Jahrtauſenden in Indien gedichtet und dann den Griechen in ihrer ſchönen Sprache bekannt geworden wäre: ſo läſst ſich mit vieler Sicherheit behaupten, dafs, wenn auch nicht ein Ariſtippus, doch ein Plato, es mit Entzücken würde geleſen, und in ſeine Republik aufgenommen haben. — Eine Vergleichung der ſpätern Oden Klopſtocks mit ſeinen frühern, zeigt, wie mächtig auf dieſen Dichter der Geiſt der Zeit gewirkt hat, und macht es wahrſcheinlich, dafs, wenn ſeine Jugend nicht die Mitte, ſondern das Ende des 18ten Jahrhunderts verherrlicht hätte, er für das Werk ſeines Lebens einen andern Gegenſtand gewählt haben würde. Viele ſeiner Verehrer wünſchen dieſes; aber die Nachwelt wird dem Glücke danken, dafs dieſer Wunſch nicht erfüllt iſt, und dafs Klopſtock gerade den Stoff wählte, den er gewählt hat: denn ſein Gedicht erhält durch den Inhalt einen ſo hohen hiſtoriſchen Werth, wie es nicht leicht durch einen andern erhalten konnte. Was nämlich einzelne Menſchen, wie ganze Nationen und Zeitalter, am meiſten charakteriſirt, iſt die Art zu empfinden, welche beſtimmt wird durch die herrſchenden Anſichten von Natur, Menſchheit und Schickſal. Einer der Hauptvorzüge der ſpäter gebornen Geſchlechter beſteht darin, dafs ſie die verſchiedenen Empfindungsweiſen der Vorwelt ſich aneignen, und durch Verbindung und Vermiſchung derſelben das eigene Daſeyn erweitern, vervollkommnen und verſchönern können. Die hiſtoriſchen Kenntniſſe aber, die uns in den Stand ſetzen, das Empfindungsſyſtem der Vergangenheit zu durchdringen, können wir nur aus den Werken der Dichter ſchöpfen, derer Dichter, die wie Homer, Oſſian, Klopſtock, den Geiſt ihrer Zeit darſtellen. — Von dieſer Seite betrachtet, iſt der Meſſias, auch in hiſtoriſcher Rückſicht, ein äufserſt lehrreiches Werk, und wird als ſolches von der Nachwelt um ſo höher geachtet werden, je mehr das dogmatiſche Chriſtenthum aus den Herzen der Menſchen verdrängt wird, und im wirklichen Leben untergeht.

Wenn Göthe von jenem frommen Wanderer ſagt:

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht,
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz, und ſchlägt die Augen nieder.

ſo fühlt ſich gewiſs der Ungläubigſte von einem heiligen Schauder ergriffen und durchdrungen. Mit einem vielumfaſſenden Blicke überſieht er, wie mächtig die Religion in zahlloſen Geſchlechtern gewirkt hat. Bey allem Abſcheu gegen die Miſſethaten der Chriſtenheit, ohne alle Nachſicht für ihre Verirrungen, muſs er doch wünſchen, aus dem Strome der Zeit ihre köſtlichen Gefühle gerettet zu ſehn, er muſs wünſchen, ſich dieſe ſelber anzueignen, wenn auch nicht für das Leben, doch für Stunden und Tage.

Es

Es giebt ein Werk, das allein dieſes Verlangen befriedigen kann, ein Werk, welches das allerheiligſte der Religion öffnend, ſie uns zeigt, wie ſie die Seelen ihrer edeln Bekenner geſtaltete, mit welchen Regungen ſie ihre Gemüther unter dem Wechſel der Schickſale, und im entſcheidenden Augenblick des Todes erfüllte, wie ſie in ihnen die ſanftern Empfindungen der Brautliebe und Aelternliebe und der übrigen zarten Neigungen, heiligte und weihete, ein Werk, in welchem die vielen tauſend Geiſter, die je zum Kreuze ſich verpflichteten, die vielen tauſend Herzen, die je zum Kreuze beteten, leben, athmen, glühen. — Dieſes Werk iſt der Meſſias, und mit edler Zuverſicht ſagt der Dichter Geſ. XV, 70.:

Du aber, Geſang von dem Mittler,
Bleib, und ſtröme die Klüfte vorbey, wo ſich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Geſang, *unſterblich* durch deinen Inhalt.

So viel von dem Inhalte, jetzt einige Worte über die Form des Gedichts.

Eine zweyte, und gewiſs noch viel ſtärker wirkende Urſache von der verminderten Liebe zu dieſem Werke liegt, wie es ſcheint, darin, daſs man eine gewiſſe Eigenthümlichkeit deſſelben nicht gehörig beachtet, die man doch bey dem Leſen und Studium deſſelben beachten muſs, um den vollen und reinen Genuſs ſeiner vielen Schönheiten zu haben.

Dieſe Eigenthümlichkeit beſteht darin, daſs das Gedicht zu viel lyriſches an ſich hat, um epiſch zu wirken, und daſs es zu viel epiſchen Zuſammenhang hat, um lyriſch zu wirken, um als eine Sammlung einzelner Oden und Elegieen betrachtet werden zu können.

Vergleicht man den Eindruck, den lyriſche Gedichte, wie Klopſtocks Oden, mit dem Eindrucke, den epiſche Gedichte, wie die Odyſſee und Iliade, machen: ſo findet man zwar beide, die epiſche und die lyriſche Stimmung, darin ähnlich, daſs die Einbildungskraft bey uns herrſchend iſt. Gleichwohl ſind beide ſehr von einander unterſchieden, und ſchlieſsen ſich gewiſſermaſsen gegenſeitig aus.

Die lyriſche Stimmung verſetzt uns in den Zuſtand eines beſtimmten Gefühls, die epiſche in den Zuſtand allgemeiner Betrachtung; in der lyriſchen ſehen wir die dargeſtellten Gegenſtände einſeitig an, ſofern ſie mit gewiſſen leidenſchaftlichen Bewegungen in Verbindung ſtehen, in der epiſchen ſehen wir ſie allſeitig an, ſofern ſie in Verbindung mit unſerer geſammten Natur ſtehen; die lyriſche hebt das Gleichgewicht des Gemüths auf, und bringt uns in Bewegung; die epiſche unterhält das Gleichgewicht des Gemüths, und läſst uns in Ruhe; in der lyriſchen herrſcht das Subject, d. i. wir ſind uns unſer ſelbſt lebhafter bewuſst, als des dargeſtellten Gegenſtandes, wir ſind mehr in uns, als auſser uns beſchäftigt, wie bey dem Anhören einer Muſik; in der epiſchen herrſcht das Object, d. h. wir ſind uns des dargeſtellten Gegenſtandes lebhafter bewuſst, als unſer ſelbſt, wir ſind mehr auſser uns, als in uns beſchäftigt, wie bey dem Anblicke einer Statue.

Nach dieſer Beſtimmung der Begriffe wird der Charakter des Meſſias lyriſch,

1) durch die häufige Beymiſchung des Erhabenen. — Man denke an die berühmte Stelle, wo Uriel den Stern Adamida vor die Sonne führt, um beym Verſcheiden des Erlöſers die Erde zu verdunkeln. Geſ. VIII, 379.:

Uriel nannte den Stern bey ſeinem unſterblichen Namen,
Adamida, der dich in dieſes Unendliche ſtreute,
Sieh, er gebeuts! erheb' aus deinem Kreiſe dich ſeitwärts
Gegen die Sonne! dann fleug, und werde der Sonne zur Hülle!
Und die Himmliſchen hörten umher die gebietende Stimme.
Da ſie in den Gebirgen des Adamida verhallt war,
Wendet herüberſchauernd der Stern die donnernden Pole.
Und die ſtehende Schöpfung erſcholl, da, mit ſchreckendem Eilen
Adamida, mit ſtürzenden Stürmen, rufenden Wolken,
Fallenden Bergen, gehobenem Meer, geſendet von Gott, flog!
Uriel ſtand auf der Wende des Sterns, und hörte den Stern nicht;
So in Tiefſinn verloren, betrachtet' er Golgatha.

In dem aus ſeiner Bahn geworfenen Weltkörper zeigt uns dieſe Poeſie die Natur in ihren ungeheuern Wirkungen, und giebt uns ein tiefes Gefühl unſerer Ohnmacht, ſofern wir Sinnenweſen ſind; aber in dem Engel, der verloren in eine Idee den entſetzlichen Kampf der Elemente, nicht einmal gewahr wird, zeigt ſie uns eben ſo klar das Uebergewicht des Geiſtes über das Materielle, und giebt uns ein erhebendes Gefühl unſerer Würde, ſofern wir denkende Weſen ſind.

Vielleicht iſt dieſe Dichtung eine der erhabenſten, die jemals gedichtet ſind; aber eben deswegen ſcheint ſie nicht epiſch zu ſeyn. Denn die beiden Gefühle, die ſie erregt, ſowohl das demüthigende als das erhebende, ſind ſo lebhaft, daſs wir die nöthige Ruhe verlieren, um das Leſen fortzuſetzen, daſs wir viel zu ſehr in uns und mit uns beſchäftigt ſind, um die folgenden Schilderungen klar ins Auge zu faſſen.

Aehnlicher Dichtungen, wie die angeführte, von ähnlicher Wirkung, giebt es unzählige im Meſſias, und ſo geſchieht es, daſs wir bey einer fortgeſetzten Leſung deſſelben nicht nur zu lebhaft gerührt werden, um in einer epiſchen, ſondern auch zu peinlich, um überhaupt in einer künſtleriſchen Stimmung zu bleiben. Die Erfahrung nämlich lehrt, daſs die durch das Erhabene in der Natur und Kunſt erregten Gefühle, wenn man ſie zu lange unterhält, oder zu oft wiederholt, zur Qual werden. Das tobende Meer Minuten lang anzuſehen, entzückt; es Tage und Wochen lang zu betrachten, würde in Wahnſinn und Verzweifelung ſtürzen.

Erwägt man dieſes: ſo kann es noch zweifelhaft ſcheinen, ob Addiſon recht hat, wenn er dem Milton die gröſsere Erhabenheit ſeines Epos als einen Vor-

zug vor dem Homer anrühmt. Wahr ist es, Homer ist nur selten erhaben, aber immer schön.

2) Der Charakter der Messiade wird lyrisch dadurch, dafs die meisten der aufgeführten Personen in die Begebenheit eingreifen, nicht durch Handlung, sondern durch Gesang. Dafs in vielen Theilen des Werks wirklich epische Handlung und Bewegung ist, wird niemand leugnen; nur ist dieſs nicht der herrschende Charakter des Gedichts, und hievon liegt die Ursache in dem Stoffe.

Der Held ist ein Gott, ein über den Wechsel der Dinge erhabener Gott, der keinen Widerstand feindlicher Naturen zu fürchten, und keinen Kampf mit dem Schicksale zu bestehen hat.

Die Worte in der Ankündigung Ges. I, 5.:

Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn, umsonst stand Juda
Gegen ihn auf, er thats, und vollbrachte die grofse Versöhnung.

lassen zwar solchen Widerstand und Kampf erwarten; aber diese Erwartung geht nicht in Erfüllung. Denn Juda's Widerstand ist ja nur scheinbar, liegt in dem Plane des Mittlers, und hilft ihm die Erlösung vollbringen; eben so äufsert sich Satans Empörung nicht in Thaten, sondern nur in ohnmächtigen Flüchen und Verwünschungen, und was vermöchte er auch gegen den, welcher zu Jehova sagt Ges. I, 135.:

Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bey mir selber,
Der ich *Gott bin wie du*: ich will die Menschen erlösen.

So wenig der Held den Widerstand feindlicher Naturen zu fürchten hat, so wenig bedarf er des Beystandes freundlicher Wesen, und diese können ihm ihre Theilnahme ebenfalls nicht durch Thaten zu erkennen geben, sondern nur durch den Erguſs ihrer Empfindungen; und daher kommt es, dafs während beym Homer die Heroen und Götter gegen einander sprechen und handeln, bey Klopstock die Engel und Frommen in Oden oder Elegieen gegen einander singen.

3) Auch da, wo der Dichter in seinem Namen spricht, wie z. B. in den Gleichnissen, ist er sehr häufig lyrisch. Statt nämlich dafs andere epische Dichter das Unsinnlichere darstellen durch das Sinnlichere, stellt Klopstock das Sinnlichere dar durch das Unsinnlichere, das sich oft nicht mehr empfinden, sondern nur in der Tiefe des Herzens fühlen läfst.

Von dem Seraph, welcher die Seelen der künftigen Menschengeschlechte zum Kreuze führt, sagt der Dichter Ges. VIII, 445.:

Wie, wenn ein Weiser in Tiefsinn, und seiner Unsterblichkeit werther,
Von den Uneinsamen fern, mit des Mondes Düften zum Walde
Wandelt, und nun, geführt an der Hand der frommen Entzückung
Dich Unendlicher! denkt! wie ihm dann, zu tausenden neue
Beſsere grofse Gedanken die glühende Stirne voll Wonne
Schnell umschweben; so eilet, umringt von den Seelen, der Seraph.

Dieſes Gleichniſs, wie unzählige andere im Messias, macht die darzustellenden Objecte nicht anschaulich, sondern rührend.

Am besten lernt man diese Eigenheit von Klopstocks Schilderung kennen, wenn man das Bild, unter welchem er die Cidli einführt, mit dem Bilde vergleicht, unter welchem Homer die Nausikaa darstellt. Homer sagt Od. VI, 101.:

Aber die blühende Fürstin Nausikaa hub den Gesang an.
So wie Artemis stolz einher geht, froh des Geschosses,
Ueber Taygetos Höhn, und das Waldgebirg Erymanthos,
Und sich ergetzt, Waldeber und flüchtige Hirsche zu jagen,
Auch begleitende Nymfen, des Aegiserschütterers Töchter,
Ländliche spielen umher, und herzlich freuet sich Leto,
Denn sie ragt vor allen an Haupt und herrlichem Antlitz,
Leicht auch wird sie im Haufen erkannt, doch schön sind sie alle,
Also schien vor den Mädchen an Reiz die erhabene Jungfrau.

Klopstock sagt von der Cidli Ges. IV, 684.:

So ging, da sie erwuchs, der Israelitinnen schönste
Sulamith, als die Mutter am Apfelbaume sie weckte,
Wo sie die Tochter gebar, in der Kühle des werdenden Tages.
Sanft rief sie der schlummernden Tochter, mit lispelnder Stimme
Rief sie: Sulamith! Sulamith folgte der führenden Mutter
Unter die Myrrhen, und unter die Nacht einladender Schatten,
Wo, in den Wolken süfser Gerüche, die himmlische Liebe
Stand, und in ihr Herz die ersten Empfindungen hauchte,
Und das verlangende Zittern sie lehrte, den Jüngling zu finden,
Der, erschaffen für sie, dieſs heilige Zittern auch fühlte.
So geht Cidli. Sie hängt an der Hand der Hörerin Jesus.

Vermessen wäre es, zu bestimmen, welche dieſer beiden Poesieen die schönere ist. Aber so viel ist klar, dafs sie bey gleicher, bey unnachahmlicher Schönheit doch ganz verschieden wirken. Denn Homers Schilderung ist durchaus plastisch, Klopstocks durchaus musikalisch.

Wer den Unterschied dieſer beiden Schilderungen rein heraus empfindet, der kennt den Unterschied zwischen Homers und Klopstocks Poesie überhaupt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Dritter, vierter, fünfter und sechster Band. Der MESSIAS.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit der bisher angeführten Eigenthümlichkeit des Messias hängt eine andere genau zusammen, ein oft fühlbarer Mangel an sinnlicher Klarheit, anschaulicher Zweckmäfsigkeit, mit einem Worte an Bestimmtheit. — Recht auffallend ist dieses in dem aufserirdischen Theile des Gedichts. Jehova, die Engel, die Satane, die Seelen der Abgeschiedenen vor und nach ihrer Vereinigung mit dem neuen Leibe — diese alle schwanken ohne Form, und ohne Farbe vor unsern Blicken umher. Freylich hat der Dichter mit unendlicher und höchst bewunderungswürdiger Kunst jedem dieser Wesen einen eigenen Ton gegeben, wodurch es eine gewisse Saite unseres Herzens trifft; wenn es nur nicht so schwer, wenn es nur nicht fast unmöglich wäre, alle diese Töne rein aufzufassen, und da wo, und so wie es die Wahrnehmung der Harmonie des grofsen Ganzen erfodert, jedesmal anklingen zu lassen.

Den Eloa schildert der Dichter so: Ges. I. 291.

Vor allen,
Die Gott schuf, ist er grofs, ist der Nächste dem Unerschaffnen.
Schon ist Ein Gedanke des gottgewählten Eloa,
Wie die ganze Seele des Menschen, geschaffen der Gottheit,
Wenn sie ihrer Unsterblichkeit werth, gedankenvoll nachsinnt.
Sein umschauender Blick ist schöner, als Frühlingsmorgen,
Lieblicher, als die Gestirne, da sie vor dem Antlitz des Schöpfers
Jugendlich schön, und voll Licht, mit ihren Tagen, vorbeyflohn,
Gott erschuf ihn zuerst. Aus einer Morgenröthe
Schuf er ihm einen ätherischen Leib. Ein Himmel voll Wolken
Flofs um ihn, da er ward.

Die Züge in dieser Schilderung vereinigen sich nicht, wie in den Homerischen, zu einem bestimmten Begriffe, der sich in Einem Worte ausdrücken liefse, sondern zur Erregung eines Gefühles, und zwar eines sehr zusammengesetzten Gefühles so, dafs wir im Verfolg des Werkes bey dem Namen Eloa nichts denken und fühlen, weil wir zu viel dabey denken und fühlen sollen.

Etwas Aehnliches läfst sich von manchen erhabnen Poesien behaupten, zu denen wir folgende rechnen: Ges. VII. 11.

Ein Hügel der Erde
Ist der Altar! Der Altar erbebt vor dem Opfer!
Hätte der Auszuföhnende Sterne, wie Stein' aus den Bächen,
Aufgenommen, erbaut die Sterne dem Sohn zum Altare:
Dennoch hätt' auch dieser gebebt dem kommenden Opfer!

Auch in dem irdischen Theile des Gedichts zeigt sich hie und da jene Unbestimmtheit, besonders in der Schilderung der Charaktere. Schon Plato bemerkt, die Dichter verschmäheten die Darstellung sittlichschöner Charaktere, weil diese sich durch die Phantasie schwer auffassen liefsen. Klopstock widerlegt den einen Theil dieser Bemerkung, und bestätigt den andern; er widerlegt den einen: denn er gefällt sich in nichts so sehr, als in der Darstellung sittlichschöner Charaktere, und er bestätigt den andern, denn die vielen Tugendhaften und Frommen, die er sprechen, handeln und leiden läfst, prägen sich nicht bestimmt aus. Die Apostel, die Freunde und Verwandten des Mittlers, und die Neubekehrten sind sich in ihren herrschenden Neigungen gleich, was sie unterscheidet, sind sehr feine Nebenzüge; und wie schwer diese sich auffassen und festhalten lassen, davon kann man sich insonderheit durch den dritten Gesang überzeugen, welcher die Charakterschilderungen der Apostel enthält. Desto treffender weifs der grofse Dichter solche Charaktere darzustellen, die, da sie unter dem sittlichen Ideal bleiben, sich der Natur der Sache nach stärker ausprägen, wie Pilatus, dessen Individualität er uns mit wenigen aber grofsen Zügen vor das Auge stellt. Er sagt von ihm: Ges. VII, 65.

Pilatus safs auf dem Richtstuhl,
Jener entartete Römer, ein weicher Kenner der Wollust,
Stolz und grausam dabey, doch klug genug, von der Römer
Alten Gerechtigkeit einige Mienen zu zeigen.

Und bald darauf Gesang VII, 241.

Hier bricht Pontius ab, und sagt mit der Miene des Weltmanns,
Der kurzsichtig, doch lächelnd des Ernstes Sache verurtheilt:
Was ist Wahrheit?

Endlich zeigt jener Mangel an ſinnlicher Klarheit ſich ſelbſt im Versbau. Bekanntlich iſt Klopſtocks Hexameter kein Homeriſcher und kein Voſſiſcher, wegen der ſo häufig beygemiſchten Trochäen, und der ſo oft, gewiſs abſichtlich, vernachläſsigten Caſur. Hiedurch ſtimmt der Numerus vortreflich zu der Haltung des Ganzen, zu dem zweifelhaften täuſchenden Zauberlichte, welches daſſelbe beſchimmert; er giebt dem Werke eine Anmuth, die ihm der lebendigere und ſinnlichere Hexameter Homers und Voſſens nicht geben würde, aber auch dieſe Grazie gehört zu denen, die ſich nicht anbieten, ſondern geſucht ſeyn wollen. Die bisher erwähnte Unbeſtimmtheit iſt es ohne Zweifel, die unſern Klopſtock in den Ruf eines undeutlichen, dunkeln, ja ſogar unverſtändlichen Dichters gebracht hat. Unverſtändlich iſt er wohl nirgend, aber wohl bisweilen unbildlich; auch iſt er nirgend undeutlich, aber wohl hie und da vieldeutig; auch iſt er eigentlich nicht dunkel, ſondern vielmehr dämmernd. Nach allen dieſen Bemerkungen erſcheint der Meſſias lyriſch als eine Sammlung von Oden, Elegien und tragiſchen Scenen, deren jede ihren eigenen Ton hat, und in eine Stimmung verſetzet, wodurch die Stimmung, welche die andern hervorbringen, ausgeſchloſſen wird. — Auf der andern Seite aber mufs man bedenken, dafs alle dieſe lyriſchen Poeſien einen ſehr innigen epiſchen Zuſammenhang haben. Welche ſtrenge und hochgetriebene Foderungen Klopſtock in dieſer Rückſicht an ſich gemacht hat, lernen wir aus ſeiner Abhandlung über die heilige Poeſie.

„Es iſt, ſagt er, noch eine gewiſſe Ordnung des „Plans, wo die Kunſt in ihrem geheimſten Hinterhalte „verdeckt iſt, und deſto mächtiger wirkt, je ver„borgener ſie iſt. Ich meyne die Verbindung und die „abgemeſſene Abwechſelung derjenigen Scenen, wo „in dieſer die Einbildungskraft, in jener die weniger „eingekleidete Wahrheit, und in einer andern die „Leidenſchaft, vorzüglich herrſchen! Wie ſich dieſe „Scenen einander vorbereiten, unterſtützen oder er„höhn, wie ſie dem Ganzen eine gröfsere, unange„merkte, aber gewifs gefühlte Harmonie geben.“

Jeder Kenner des Meſſias wird eingeſtehn, dafs Klopſtock dieſe Foderungen gewiſſenhaft erfüllt hat, und ſo entſteht aus der Verbindung des Epiſchen mit dem Lyriſchen eine Eigenthümlichkeit der Form, wodurch der Meſſias ein in ſeiner Art einziges Werk wird, für welches wir in unſern bisherigen Lehrbüchern der Aeſthetik noch keinen Namen haben, eine Eigenthümlichkeit, welche das Studium deſſelben auf der einen Seite ſo anziehend macht, und auf der andern Seite den Genufs ſeiner Schönheiten ſo ſehr erſchwert. Sie macht das Studium anziehend: denn das Gedicht, ſofern es lyriſch iſt, unterhält in uns einen ſteten Wechſel der mannichfaltigſten und lebhafteſten Gefühle, die in ein menſchliches Gemüth kommen kann; und ſofern es epiſch iſt, bringt es in jenen Wechſel eine wunderbare Harmonie und Geſetzmäſsigkeit, in einem weit höhern Grade, als dieſe in einer Muſik von viel geringerm Umfange Statt finden kann. Sie erſchwert den Genufs ſeiner Schönheiten: denn wegen ſeines lyriſchen Charakters im Einzelnen verlangt das Gedicht eine ſehr langſame oft unterbrochene, wegen ſeiner weiſen innerlichen Organiſation verlangt es eine fortgeſetzte ununterbrochene Leſung; durch ſeinen lyriſchen Charakter macht es uns zu leidenſchaftlichen Theilnehmern, wegen ſeines epiſchen Charakters verlangt es von uns die Ruhe partheyloſer Zuſchauer. — Die Unmöglichkeit, dieſe entgegengeſetzten Foderungen ohne tiefeindringendes und mühſames Studium zu befriedigen, iſt ohne Zweifel die Haupturſache, warum ſo viele Leſer beſſerer Art bey der höchſten Verehrung für Klopſtocks Genie und bey wahrer Liebe zur Kunſt, doch vor jenem Werke eine gewiſſe Scheu tragen. Sollte es gleichwohl nicht ein Mittel für ſie geben, dieſe Scheu zu überwinden? Ein ſolches Mittel wäre vielleicht ein zweckmäſsiger Commentar, deſſen dieſes Werk ſo ſehr bedarf. Um zweckmäſsig zu ſeyn, müſste jener Commentar zuerſt den Inhalt analyſiren. Eine ſolche Analyſe mit Kunſtſinn gearbeitet, würde die Leſer den Geiſt des Ganzen kennen lehren, und begierig machen, vertrauter damit zu werden, ſie würde ſie zur Betrachtung einzelner Theile reizen, deren Schönheit ſie ohne Zweifel anzöge, immer weiter lockte, immer tiefer in das Werk hineinführte, bis ſie endlich das Ganze umfaſsten. Aufserdem müſste jener Commentar grammatiſche, hiſtoriſche, äſthetiſche Erklärungen über das Einzelne enthalten, für welche man, damit ſie des Werkes werth wären, Voſſens Commentar zu Virgils Georgicon als Muſter empfehlen könnte, und hiebey käme viel darauf an, die Stellen der Bibel genau nachzuweiſen, die dem Dichter den Stoff zu ſeinen Dichtungen gegeben haben. Für den, welcher in das Innerſte der Kunſt dringen will, iſt nichts lehrreicher und intereſſanter, als eine ſolche Zuſammenſtellung. Wir geben davon ein einziges Beyſpiel. In der Bibel im zweyten Buche von den Königen 13, 20 u. 21. wird erzählt: „Da aber Eliſa geſtorben war, und man „ihn begraben hatte, fielen die Kriegsleute der Moa„biter in das Land deſſelbigen Jahres. Und es begab „ſich, dafs ſie einen Mann begruben; da ſie aber „die Kriegsleute ſahen, warfen ſie den Mann in Eliſä „Grab. Und da er hinabkam, und die Gebeine Eliſä „anrührte, ward er lebendig und trat auf ſeine Füſse.“ Wie hat das göttliche Genie des Dichters dieſen Stoff umgebildet: Er ſagt Geſ. XI, 1085.

Einſt, da weifs zu werden begann das Gebein des Propheten,
Trugen ſie einen Todten hinaus, und legten ihn nieder
In ſein Grab, ein jugendlich Weib, die Wonne des Mannes,
Welchem ſie einen Sohn der Schmerzen ſterbend geboren.
Lange hatten ſie ſich geliebt, und befaſsen ſich endlich,
Doch ſie ſtarb! Er weint' ihr nicht nach. In ſtummer Betäubung

Ging

Ging er voran in dem Todtengefolge. Der klagenden Eine
Trug, der Gebärerin Tod, den Knaben, der ſchön, wie der Roſen
Frühe Knospe, zu blühen begann. Jetzt legten die Träger
Auf Eliſa Gebein die Mutter des lächelnden Knaben.
Schleunig entſtand ein Rufen des Freudeſchreckens und bleicher
Ward auf Einmal das Antlitz der Weinenden, ſchneller ihr Athem!
Denn die Mutter erhub ſich, ſprang hin, und riſs aus den Armen
Jener Fremden ihr Kind, und bracht' es bebend dem Vater.
Und ſie, deren Wange, da ſie in das Leben zurückkam,
Glühete, ward jetzt auch vor Entzückungen bleich. Ihr Geliebter,
Der Erſcheinungen ſah, und in dem Arme des Geiſtes
Seines Kindes Geſtalt, betrachtete lächelnd die beiden,
Mehr glückſelig, als je! Ich folg' ihr winket, ich folge!
Aber, da ſie nun wirklich es war, da die Zeugen es riefen,
Und ſie ſelber es rief, wards um ſein Angeſicht dunkel!
Und ſie reichte den Weibern das Kind, und führt' ihn zur Hütte,
Wie, ſo freuet' er ſich, ihn Todesdämmrung umſchwebte.

Nach dieſen allgemeinen Betrachtungen über den Meſſias iſt es nöthig, einige Worte über die neueſte Ausgabe hinzuzuſetzen. — Bedenkt man, mit wie treuem und unermüdeten Fleiſse Klopſtock im ſpäten Alter, ſtatt auf den errungenen Lorbeern auszuruhen, an der Verbeſſerung ſeines Werkes gearbeitet hat: ſo kann man ſich nicht enthalten, auf ihn anzuwenden, was Göthe einmal ſagt:

Ihm gab ein Gott in holder ſteter Kraft
Zu ſeiner Kunſt die ewige Leidenſchaft.

Erregt die Fülle von Genie, die ſich gleich in den erſten Geſängen ankündigte, für des Dichters aufſerordentliches Talent Bewunderung: ſo erweckt das Streben nach Vollendung, das in der neueſten Ausgabe überall ſichtbar wird, Hochachtung für ſeinen Charakter; denn es ſetzt einen feſten und ſtarken Willen voraus; nicht der Natur verdankt er dieſs, ſondern ſich ſelbſt, es iſt ſein eigen. — Die vielen verbeſſerten Verſe zeigen, daſs der Dichter auch die unverändert gebliebenen einer neuen Prüfung unterworfen, und bewährt gefunden hat, daſs alſo dieſe Ausgabe, ungeachtet ſchon die von 1780 für eine Ausgabe der letzten Hand gelten konnte, und auch als ſolche angekündigt wurde, als eine ganz neue Recenſion des Textes zu betrachten iſt. Mehrere der neuen Lesarten enthalten richtigere Bilder, ſchicklichere Ausdrücke, beſſere Wortſtellungen; die meiſten treffen den Wohlklang und Numerus, und viele beſtehen darin, daſs der Dichter ſtatt der zuſammengezogenen die gedehnten Formen wählte, und dadurch Trochäen in Daktylen verwandelte.

Von ſo vielen glücklichen Verbeſſerungen führen wir nur einige an. Gleich im Eingange des erſten Geſangs lieſet man jetzt:

Und durch die er Adams Geſchlecht zu der Liebe der Gottheit
Leidend getödtet und verherrlichet wieder erhöht hat.

Vorher aber:

Und durch die er Adams Geſchlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geſchenkt hat.

Eine Amphibolie der Wortſtellung iſt hier weggefeilt, und dagegen eine kräftigere Andeutung des Inhalts der Epopee angebracht. V. 72. ſtatt am *benachbarten* Himmel: jetzt *am näheren Himmel*. V. 106. *Wie oft hing unverwendet mein Auge*, ſchicklicher als vorher: *Wie oft hing mein ſanftthränendes Auge*; weil hier mehr ruhige Aufmerkſamkeit, als Rührung zu bezeichnen war. V. 158. las man in der vorigen Ausgabe:

Jeſus ſtand noch vor Gott und jetzt begannen die Leiden
Seiner Erlöſung. Gabriel lag in der Fern' auf dem Antlitz
Tiefanbetend, von neuen Gedanken gewaltig erhoben.

Nunmehr aber mit einem Zuſatz, der den Blick in das Folgende öffnet:

Jeſus ſtand noch vor Gott, und jetzt begannen die Leiden
Seiner Erlöſung, ein Vorgefühl ſo in furchtbarer Nähe
Gränzt' an das wirkliche: Wie, ihn zu richten, Gott von des Throns Höhn
Kommen, mit Schuld ihn belaſten der Spruch der verworfenſten Menſchen,
Er, mit Blute beſtrömt, den Tod der Kreuzigung ſterben
Würd' auf Golgatha. Gabriel lag in der Fern auf dem Antlitz
Tiefanbetend, von neuen Gedanken mächtig erhoben.

Geſang IV. 11. hieſs es ſonſt:

Und *ſpritzt mit bleichen ſterbenden Händen*

Jetzt heiſst es:

Mit bleichen zuckenden Händen.

Geſang V. 212. u. f. lauten jetzt melodiſcher und kräftiger in der Wortſtellung:

Ihrer Schöne beraubt, der anerſchaffenen Unſchuld
Tritt alsdann vor Gottes Gericht die entflohene Seele

Nach

Nach der vorigen Ausgabe:

Seiner Schönheit beraubt, der anerſchaffenen Unſchuld
Tritt alsdann der fliehende Geiſt vor Gottes Gerichte.

In derſelben ſchönen Epiſode hiefs es ehemals V. 177.:

Auch gab er den Bergen und Thälern die ſchöne Geſtalt nicht,

Jetzt weniger hart in der Scanſion:

Auch gab er dem Gebirg' und dem Thale die ſchöne Geſtalt nicht.

Der 260 und 261 Vers lauteten ehemals:

Deiner auch nicht bekümmerte Tugend, zu welcher die Liebe
Und ihr zartes Gefühl die *ſterblichen Beiden* erhöhte

Jetzt grammatiſch richtiger:

Deiner auch nicht bekümmerte Tugend, welcher die Liebe
Und ihr zartes Gefühl die beiden Sterblichen weihte,

Geſang VI. 561. hiefs:

Als die tiefſte der Thaten, der Thaten ſchwärzſte geſchehn war.

Jetzt aber:

Als die ſchreckliche That, der Thaten tiefſte geſchehn war.

Im ſiebenten Geſange V. 155 — 157. hiefs es vom Judas:

Er ſprachs und rollte die offneren Augen,
Ging, und eilt' und flohe der Menſchen Anblick, und rifs ſich
Aus Jeruſalem, ſtand, jetzt ging er, jetzt ſtand er! jetzt floh er!

Jetzt lauten dieſe Verſe ſo:

Er ſprachs, und rollte die offneren Augen,
Ging und eilet' und floh der Menſchen Anblick, und rifs ſich
Aus Jeruſalem, ſtand; drauf ging er, ſtand nun, dann floh er.

Nur ein Beyſpiel noch unter ſo vielen, die wir auswählen könnten. In der himmliſch-ſchönen Beſchreibung von den Wirkungen der Beredſamkeit des Meſſias auf die ihn nicht erkennenden Jünger XIV Geſ.

Wie ein Sturm der beginnt, mit gehaltner Stärke noch wehet,
Noch den kühleren Wald nicht ganz füllt; Stille ruhet
Noch in ſeinen Thalen, noch liegen bläſſere Schatten,
Ganz iſt die Sonne noch nicht von des Sturmes Wolken umnachtet!
Alſo begann ihr erhabner Gefährt. Nicht lang und er führte
Sie in die Tiefen der Offenbarung hinab. Den Meſſias
Zeiget er ihnen ein Redner Gottes, in jeder der Tiefen,
Sie vermochten nicht mehr zu widerſtehen. So reifst ſich
Durch den Wald der ſtärkere Sturm, Die Bäume des Waldes
Zittern, rauſchen mit Ungeſtüm alle, beugen ſich alle,
Vor dem herrſchenden Sturm, der Donnerwolken und Fluthen
Himmelſtürzender Meere von Berge treibet zu Berge.

Hier hat der Schluſs gegen die vorige Lesart viel gewonnen, da es hiefs: *den Donnerwolken von Berge begleiten zu Berge.*

Mehrere Geſänge ſind mit ganz neuen Verſen bereichert, unter andern der XVIIIte mit einer langen Stelle, worin Maria die Krone zu des Richters Füſsen niederlegt, und in einem begeiſterten Hymnus bekennt, daſs die göttliche Ehre nicht ihr, ſondern einzig dem Sohne gebühre. Der Dichter macht zu dieſer Stelle folgende Bemerkung: „Dieſe Stelle wur„de 1753 gemacht, aber aus der Urſache weggelaſ„ſen, weil der Vf. befürchtete, ſie möchte ſelbſt bey „den beſten unter ſeinen katholiſchen Leſern, den „moraliſchen Wirkungen hinderlich ſeyn, welche „ſein Gedicht haben konnte. Er glaubt nicht, daſs „dieſes jetzo zu befürchten ſey."

Der wackere Göſchen würde übrigens ſeine groſsen Verdienſte um die neue Ausgabe des Meſſias noch dadurch zu vermehren Anlaſs finden, wenn er wenigſtens der wohlfeilern Edition, die doch am meiſten von den Freunden der höhern Poeſie wird gebraucht werden, eine Variantenſammlung, wie ſie Haller zu ſeinen Gedichten beſorgte, nachfolgen lieſse, worin die abweichenden Lesarten aller vorigen Ausgaben angezeigt würden. Wäre der Dichter zu bewegen, auch hie und da, wo der Grund der Verbeſſerung nicht von ſelbſt jedem Leſer einleuchtet, ihn ſelbſt anzudeuten: ſo würde dieſs für die Bildung des Geſchmacks und das Studium der einzelnen Schönheiten dieſer Epopee deſto erwünſchter ſeyn. Ueber die Kupfer der Prachtausgabe der Oden und des Meſſias, laſſen wir nunmehr einen denkenden Künſtler ſprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 28. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke.* gr. 4. *Kupfer zum Ersten bis Sechsten Bande.*

Hr. *Schnorr*, der in den Kupfern zu Wielands Werken als Zeichner mit Hn. *Ramberg* um den Preis gerungen hat, steht hier Hn. *Füger* gegenüber; und sein schönes Talent unterstützte ihn so wohl, dafs er selbst mit diesem berühmten Künstler eine Vergleichung nicht scheuen darf: im Anmuthigen und Gefälligen, in einem gewissen niedlichen Geschmack behauptet er sogar den Vorzug. Was hingegen die künstliche Anordnung, die Zeichnung und die Vertheilung von Licht und Schatten betrifft, da hat freylich Hr. *Füger* gröfsere Kenntnisse gezeigt. Hierüber kann man um so viel sicherer urtheilen, weil alle sechs Blätter von Hn. *John* gestochen sind, und also ein jedes ungefähr in gleichem Verhältnifs gewonnen und verloren haben mag. Im übrigen freuen wir uns, das Lob, welches einigen Arbeiten des Hn. *John* in der Recension der Kupfer zu *Wielands* Werken zu Theil geworden, hier wiederholen, und auf alle insgesammt ausdehnen zu können.

Zum ersten Bande stellt das Titelkupfer die *Siona* vor, nach der Ode, welche diesen Namen führt. Aus der VII. Strophe:

Hört ihr? Siona beginnt! schon rauscht
Der heilige Hain von dem Harfenlaut!
Des Kristals Quelle vernimmts, horcht und steht;
Denn es wehn Lifpel im Hain rings um sie her;

scheint Hr. *Schnorr* den Hauptgedanken zu seinem Bilde genommen zu haben. Siona steht mit aufwärts gerichteten Blicken die Harfe rührend, und ist nach der Dichtung der 5ten Strophe mit Rosen bekränzt. Indessen war es nicht gut, sie gleichsam nur präludirend, und nicht wirklich singend darzustellen, wozu der Zeichner, wenn er sich auch mit scrupulöser Strenge an die Vorschrift des Dichters halten wollte, doch vermöge der 6ten Strophe das Recht hatte. Der Hauptzweck, worauf es ankam und ankommen mufs, ist Ausdruck hoher Begeisterung: und da ist ein stummes Hinaufblicken gewifs weniger bedeutend, und kräftig, als der ausbrechende Laut des vollen überfliefsenden Herzens im Gesang. Freylich möchte jemand sagen, Gesang kann nicht dargestellt werden; wer hört die Stimme? — Wohl — wer hört aber auch den Harfenlaut? und doch rührt Siona die Saiten. Zu einem andern Einwurf könnte der Wasserfall Anlafs geben, an welchem die Harfnerin steht; er ist zu grofs und zu hoch herabstürzend: sein Rauschen müfste Stimme und Saitenklang übertäuben. Diese Schwierigkeiten wird man nun schwerlich besser als durch das Geständnifs beseitigen können, dafs der Gegenstand zur Darstellung für die bildende Kunst nicht ganz bequem ist, und es nur erst durch eine freye Bearbeitung werden könnte. An der Figur selbst finden wir zu tadeln, dafs sie gehend mit leichtbewegtem Gewand dargestellt ist, und doch die Harfe auf einen Stein gesetzt hat. Sonst hat sie manche gute Eigenschaft: ihre Stellung ist zierlich und bequem, die Formen schlank und zart, die Falten von gutem Geschmack, Licht und Schatten sind in breiten Massen vertheilt. Auch ist der Grund gut angegeben. Eine Palme unterbricht die grofse Felsenparthie sehr schön; diese aber sollte, weil sie unmittelbar hinter der Figur steht, etwas ruhiger gehalten seyn. Der Kupferstecher hat sehr zarte und zierliche Arbeit geliefert: alles ist glatt, überein, vom Hellen ins Dunkle sanft abweichend. Was Glanz und Schimmer haben soll, kann in punktirter Manier immer nur unvollkommen dargestellt werden, und deswegen mufs man das Wasser im Vorgrund nicht alzustrenge beurtheilen. Der herabstürzende Strom ist mit Rücksicht auf diese Schwierigkeiten wirklich meisterhaft, — ein Theil von den Blättern der Palme scheinen etwas zu hell gerathen. Das Kupfer zum zweyten Bande stellt uns nach der ersten Ode desselben die *Teutone* dar. Sie steigt den Abhang eines Berges herab, im Mondenscheine, die Arme verbreitet, um sie her erscheinen Geister auf Wolken. Der Kopf an dieser Figur ist besser und schöner, als an der Siona, es gelang Hn. *Schnorr* etwas Erhabenes, Göttliches, in ihre Miene zu legen. Die theatralische Geberde hingegen verdient keinen Beyfall, auch sind die Falten des Gewandes nicht alle gut gelegt; die Massen könnten ebenfalls reiner gehalten, und besonders die Schatten kräftiger seyn, weil die Beleuchtung vom Mondlicht entsteht. Die eine Gruppe der duftigen Geisterfiguren hat viel gefälliges in der Anordnung und zierliche Formen. Vom Kupferstecher wurde dieses Blatt noch fleifsiger, zarter und verschmolzener, als das erige, behandelt.

Zum dritten Bande, oder zum ersten des Messias ist das Sujet des von Hn. *Füger* gezeichneten Titelkupfers aus folgenden Versen genommen:

„Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
„Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bey mir selber,
„Der ich Gott bin wie du: Ich will die Menschen erlösen.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
„Aber unhörbar den Engeln nur sich und dem Sohne vernommen,
„Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz,
„Nach dem Verföhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
„Meinen Arm durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
„Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben."

Der Dichter kann vielleicht Gründe haben, womit er diese Scene rechtfertigt; der Zeichner aber wird schwerlich eine Entschuldigung finden, dafs er sie zum Gegenstand für seine Kunst gewählt hat. Da der Schwur selbst den Engeln unhörbar war; wie vermessen ist es nicht, ihn vor die Augen der Menschen bringen zu wollen? Hier müdet sich auch die höchste Kunst vergeblich ab, und mufs, wenn alles gelingt, doch wenigstens undeutlich bleiben. — Da Hr. *Füger* sich an die Worte des Dichters halten wollte, und doch der Poesie, vermöge der engern Gränzen der bildenden Kunst, nicht folgen konnte: so fand er sich in der Figur Christi zu einer etwas mifslichen Stellung genöthigt; das Aufheben des Haupts, des Arms und der Hand mit den drey ausgestreckten, und den zwey niedergebogenen Fingern ist dem Ausdruck der Göttlichkeit gar nicht günstig: denn es wird dadurch auf ein noch höheres mächtigeres Wesen gedeutet, welches bey dem Schwur angerufen wird; nach dem Dichter aber soll Christus bey sich selbst schwören. Der Kopf hat nicht viel charakteristischen Gehalt, und die Stellung der ganzen Figur ist ein wenig steif. Das Gewand wäre zwar mit Geschmack gelegt, aber die Falten desselben sind zu eckig gehalten. Gott Vater gelang dem Künstler überhaupt viel besser, seine Bewegung ist leichter, freyer, malerischer, der Kopf interessirt mehr, das Ganze zeigt bessern Stil. Vielleicht war es nicht wohl gethan, die Beine nackend zu lassen, und hingegen den obern Theil der Figur so stark mit Gewand zu bedecken. Es konnte Hn. *Füger* doch nicht unbekannt seyn, dafs die Alten auf eine völlig entgegengesetzte Weise verfahren sind. An allen Bildern vom Jupiter liefsen sie den Oberleib blofs, die Brust macht Masse, die breiten enthüllten Schultern zeigen die gewaltige Kraft, das Edle und Hohe der Gestalt, die Beine aber sind mit Drapperie umgeben, um dem Ganzen mehr Ruhe und Würde zu ertheilen. Mit der Zeichnung so wie mit der Anordnung der Theile, und mit der Wirkung von Licht und Schatten hat man Ursache sehr zufrieden zu seyn. Hr. *Füger* zeigte sich darin als einen trefflichen, wohl unterrichteten Künstler. Der Kupferstecher ist auch nicht zurückgeblieben: er hat mit Geschicklichkeit, Verstand und Fleifs gearbeitet.

Auf dem Titelblatt zum vierten Band oder dem zweyten des Messias stellte Hr. *Füger* den gekreutzigten Heyland sterbend dar. Zu seinen Füfsen kniet der Todesengel trauernd, mehr entfernt verhüllen ein paar andere Engel die Sonne. — Im Ganzen hat die Anordnung dieses Werks wenig Gefälliges: der Figur Christi mangelt es am Zarten und Edeln der Formen, im Gesicht ist unwilliges Leiden ausgedrückt; die Wirkung können wir ebenfalls nicht für gut erkennen, denn die Hauptfigur hebt sich zu wenig ab; der Todesengel hat ein zierlich geworfenes Gewand, schade dafs die Falten desselben nicht besser in Massen gehalten sind. Hn. *Johns* Arbeit befriedigt zwar: indessen scheint uns das vorige Stück doch mit mehr Liebe und Aufmerksamkeit gemacht. — So viele Verdienste man dem Titelkupfer des fünften Bandes, oder des dritten vom Messias, überhaupt zugestehen mufs: so hat doch Hr. *Füger*, falls, wie wir glauben die Geschichte vom ungläubigen Thomas darin vorgestellt seyn soll, nicht den günstigsten Moment gewählt. Der Apostel scheint zu des Heilands Füfsen gesunken, und seinen Zweifel abzubitten; zwey Engel lieblich gruppirt, schweben auf Wolken, und sehen mit Wohlgefallen der Scene zu. Dafs aber die gewöhnliche Art, diese Geschichte zu behandeln, wie nämlich Thomas die Finger in Christi Seite legt, ungleich bedeutender ist, springt ohne weitere Anmerkung jedem denkenden Beobachter von selbst in die Augen. Im übrigen sind wir mit der Zeichnung dieses Werks, dem Ausdruck und Charakter der Köpfe, so wie mit der Vertheilung von Licht und Schatten, und besonders mit der Anordnung sehr wohl zufrieden: auch die Gewänder sind gut geworfen, man möchte nur in der Anlage derselben etwas gröfsere Massen wünschen, und dafs die hohen Stellen der Glieder von den Falten mehr geschont wären. Die Behandlung in Kupfer ist untadelhaft.

Wie Christus nach vollendetem Erlösungswerke sich zur Rechten des Vaters setzt, ist von Hn. *Füger* auf dem Titelkupfer zum sechsten Bande oder zum vierten des Messias dargestellt. Ungeachtet der schönen Beleuchtung, der meistens gut gefalteten Gewänder, und der saubern Ausführung von Hn. *John*, fühlt man doch keine grofse Zuneigung zu diesem Blatt. Vielleicht fehlt es den beiden Figuren an jenem höhern Grad von Würde und Majestät, welcher zu solchen Darstellungen nöthig ist. Vielleicht stehen sie auch für die malerische Wirkung zu einsam da, und es möchte besser gewesen seyn, wenn uns der Zeichner noch einige von den anbetenden Engeln unten an den Stufen des Throns hätte sehen lassen. Das Bild wäre dadurch reicher und wahrscheinlich anziehender geworden.

MAGDEBURG, b. Keil: *Joh. Gurlitt's Versuch über die Büstenkunde.* 1800. 91 S. in 4. (16 gr.)

Der gelehrte Vf. theilt sein Werk in VI. Abschnitte ein. Im ersten handelt er vom Ursprung und Gebrauch

brauch der antiken Köpfe, Hermen und Büsten. Der zweyte Abschnitt, der uns weniger genugthuend als der erste scheint, ist überschrieben: *Etwas vom Mechanischen und Charakteristischen der antiken Portraits, Hermen und Büsten.* S. 14. wird den Portraitmalern vorgeschlagen, für die darzustellenden Personen, Formen und Attitüden von Gottheiten des Alterthums zu wählen, allein dieses möchte wohl mehr gefodert seyn, als irgend ein Künstler zu unserer Zeit glücklich auszuführen im Stande ist; wir haben Versuche in dieser Art von sehr geschickten Männern gesehen, welche völlig mifsrathen, und sogar lächerlich waren. Der dritte Abschnitt betrifft die Frage: *Woher weifs man, dafs die Portraits und Büsten wirklich diejenigen Männer des Alterthums vorstellen, welche sie vorstellen sollen;* und Hr. G. gesteht ein, dafs bey sehr vielen antiken Büsten die Aechtheit der Benennung äufserst zweifelhaft sey. Der vierte Abschnitt thut den Nutzen dar, welchen das Büstenstudium in antiquarischer, artistischer, physiognomischer und moralischer Hinsicht gewährt. Der fünfte Abschnitt endlich enthält den *Versuch eines Verzeichnisses der noch vorhandenen antiken Köpfe, Hermen und Büsten*, wobey Ursini, Bellori, Sandrart, Gronov., das Museum Capitolinum, Visconti nebst andern Werken benutzt wurden. Vollständig ist freylich dieses Verzeichnifs nicht, und konnte es auch als blofser Auszug aus Kupferwerken nicht werden. Dem ungeachtet ist es billig, dafs man den Fleifs des Vf. und sein löbliches Bestreben, das Studium der Alterthumskunde, soviel an ihm liegt, zu fördern, dankbar anerkenne.

Leipzig, im Industriecomptoir und in der Baumgärtnerischen Buchh.: Wien, b. Mollo u. Comp.: *Regeln zur Carricaturzeichnung, nebst einem Versuche über die komische Malerey.* Aus dem Englischen von *Franz Grose*, Esq. übersetzt von *J. G. Grohmann*, Prof. Mit XXIX Kupfertafeln und 46 S. Text. 8.

Die Kunst Carricaturen zu zeichnen, nennt der Vf. dieser Schrift: „*Eins von den Elementen der satyrischen Malerey.*“ Bestimmter und umfassender könnte man vielleicht sagen, dafs der gute Geschmack die Carricaturen nur in so ferne erlaubt und billigt, als sie eine satyrische oder komische Anwendung der bildenden Kunst sind. Diese Anwendung aber ist schwerer, als mancher wohl denken möchte. Denn die Erfindung fodert ächten Witz, der eben nicht häufig anzutreffen ist, und zur Ausführung gehört eine meisterhafte Kunstfertigkeit, weil die Figuren, ungeachtet sie häfslich werden sollen, doch idealisch sind, und in sich selbst übereinstimmen müssen. Unsere Carricaturzeichner und Maler erfüllen diese Bedingungen selten oder nie in gehöriger Maafse; ja gewöhnlich vermeynen sie schon genug gethan zu haben, wenn sie häfsliche Zerrbilder und Mifsgestalten machen, dicke Wänste mit hageren Figürchen contrastiren lassen, oder einem kleinen Körper einen unmäfsig grofsen Kopf geben u. s. w. Doch ist dazu weder viel Geist noch grofse Kunst von nöthen: auch werden Menschen von feinem Geschmack, schwerlich sich darüber freuen. Einige der neuesten Carricaturen oder satyrische Darstellungen von dem Engländer Gilrey sind indessen unläugbar witzig und glücklich erfunden: hingegen kann man andern den Vorwurf machen, dafs sie nicht sowohl scherzhaft als vielmehr gehäffig sind. Die Ausführung verräth Talent; allein wissenschaftliche Kunst und Geschmack, wodurch sie sich doch gleichsam als Kunstwerke legitimiren sollten, fehlt allen ohne Ausnahme. Der uns vergönnte Raum gestattet nicht, hier weiter auseinanderzusetzen, in wie fern von den Carricaturen Nutzen oder Schaden für die allgemeine Bildung zu erwarten sey. Wir kehren also wieder zur unmittelbaren Betrachtung der vor uns liegenden Schrift zurück, an welcher uns vornehmlich der gute Rath gefallen hat, der den Künstlern gegeben wird, das *Eigenthümliche*, oder, wenn man es in einem bessern Sinne nimmt, und edlern Zweck damit verbindet, als die Carricaturenmaler zu thun pflegen, das *Charakteristische* in menschlichen Gesichtern zu beobachten. Bey weitem weniger genugthuend schienen uns einige aus Gemälden angeführte Beyspiele vom Lächerlichen: denn ein Maler, der den König Salomo mit einer Beutel-Perücke und langen Manschetten malt, um Lachen zu erregen, oder den Kaiser Titus bey der Belagerung von Jerusalem mit Courier-Stiefeln, macht entweder frostige Späfse, oder wenn er es damit ernstlich meynt, so entsteht das Gelächter nicht über seinen guten Einfall, sondern über seine auffallende Unwissenheit.

Die Kupfer sind auf bräunliches Papier abgedruckt und artig behandelt.

Zürich, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Ludwig Hefs Landschaftsmaler*, von *Joh. Heinrich Meyer*. 1800. 100 S. 8. und einem von Lips gestochenen Bildnifs. (16 gr.)

Der wackere Künstler, dessen Biographie wir hier von einem seiner vertrauten Freunde erhalten, starb in seinem vierzigsten Jahre, noch viel zu frühe für die Kunst. Ein nicht minder fertiger als zarter Pinsel verbunden mit gefälliger Reinlichkeit und Sorgfalt in der Ausführung waren hervorstechende Züge seines Talents. Er bemühte sich die Natur getreu nachzuahmen, und man kann ihm das Verdienst nicht ableugnen, dafs in manchen von seinen Bildern der eigenthümliche Charakter Schweizerischer Alp-Gegenden mit seltener Wahrheit dargestellt ist.

Das Bildnifs empfiehlt sich durch sprechende Aehnlichkeit und saubern Stich.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Predigten zur Beförderung eines reinen moralischen Christenthums* von D. *Christoph Friedrich Ammon* ordentl. Lehrer der Theologie und ersten Universitätsprediger zu Göttingen. *Zweyter Band.* 1800. 451 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dafs man bey der Lectüre dieses Bandes fast durch keinen der Fehler in seiner Erbauung wird gestört werden,

den, welche sich in dem ersten Bande nicht selten fanden, diese Versicherung ertheilt Rec. nach einer aufmerksamen Prüfung, ohne dafs er sich durch die seltene Bescheidenheit des Vf., womit derselbe in der Vorrede die erhaltenen Kritiken beantwortet, hat bestechen lassen. Wer aber die Beurtheilung des ersten Bandes dieser Predigten (A. L. Z. 1799. Nr. 118.) nachsieht, der wird finden, dafs die Lossprechung von den dort gerügten Fehlern einen grofsen Lobspruch für Hn. *A.* enthalte; denn es ist damals von Rec. bekannt worden, dafs er jene Fehler abgerechnet Hn. *A.* als einen unserer vorzüglichsten Kanzelredner verehre. Rec. braucht also nicht erst umständlich zu sagen, welchen Rang er jetzt dem Vf. zuerkenne, da er die Flecken gröfstentheils von ihm weggewischt findet, welche vorher den reinen Genufs seiner vorzüglichen Predigerarbeiten störten. Merkwürdig und höchst angenehm ist Rec. insbesondere die Veränderung gewesen, welche Hr. *A.* in Behandlung historisch-dogmatischer Sätze gemacht hat. Verschwunden ist jenes Bestreben, biblischen Erzählungen und kirchlichen Lehrsätzen, die nicht für das System einer reinen Religionslehre geeignet sind, einen rein vernünftigen Sinn unterzuschieben, und über Begebenheiten, die bereits von dem Lichte der Geschichtsforschung hinlänglich beleuchtet sind, einen geheimnifsvollen Schleyer zu werfen, unter welchen sie weit mehr seyn und beweisen sollen, als sie wirklich sind und beweisen können. Man vergleiche folgende zwey Predigten dieses Bandes: die sechste: *Wie wir die Lehre von der Himmelfahrt Jesu betrachten sollen, um sie der Vernunft ehrwürdig, und für unser Herz fruchtbar zu machen.* Und die zehnte: *Von der Zuversicht, mit welcher Jesus als ein Gesandter der Gottheit unter seinen Brüdern erscheint* über Joh. 12, 30 — 38. mit einigen des ersten Bandes, welche in der angegebenen Rücksicht getadelt worden sind; und man wird gewifs eine eben so überraschende als vortheilhafte Veränderung wahrnehmen. Ohne Vergleichung aber werden diese Predigten schon an sich von Seiten der darin herrschenden Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit, verbunden mit weiser Schonung, und der sorgsamsten Behutsamkeit im Ausdruck für musterhaft erkannt werden müssen. Weniger Licht und Befriedigung wird der denkende Leser in der zweyten Predigt finden: *Dafs ein vernünftiger Glaube an Jesus Christus den Sohn Gottes auch den Vollkommnern unter uns wichtig und unentbehrlich sey;* so wie es Rec. auch in der eilften Predigt: *Von den Aufklärungen, die uns das Christenthum über das Räthselhafte in unserm Gewissen giebt*, nicht hat zu klaren Begriffen bringen können. — Mit grofsem Interesse hat er folgende gelesen: *Von den wohlthätigen Folgen einer weisen Aussicht auf die Freuden einer bessern Welt; der Tod als Schlummer betrachtet; Frühling, Sommer, Herbst, als Herolde der Gottheit betrachtet*, — drey Predigten, welche bereits im Tellerschen Magazine abgedruckt waren, welche aber auch hier ihre Stelle verdienen. Sie sind in der Sprache einer edeln Begeisterung verfafst, und regen nur an ein paar Stellen den Wunsch nach einer etwas strengern Ordnung in dem Gange der Gedanken auf. Worin uns auch in diesem Bande noch am wenigsten Genüge geschehen ist, das ist in den Eingangsgebeten. Es wird dem Allwissenden noch zuviel vorerzählt. Besser haben uns die Gebete am Schlusse gefallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, in Comm. d. Kleefeld. Buchh.: L. Adolph Freyherr v. *Seckendorf, über die höchste Benutzung der Birke.* 1800. 83 S. kl. 8. (6 gr.) Dieser kleine Aufsatz ist eigentlich als ein Nachtrag zu der von Hn. *Laurop* 1796 herausgegebenen, den Anbau der Birke betreffenden Abhandlung anzusehen, und hat die Absicht, die Vortheile, welche der Betrieb der Birken auf Schlagholz oder Niederwald vor andern Holzarten gewähret, darzustellen; wenn besonders derselbe nach den Maximen des Vf. veranstaltet und fortgeführet werden sollte. Diese besteht aber darin, dafs die Birken mit 4 Jahren aus der Saat- oder Pflanzschule gehörig versetzt, nach 3jährigem Verharren ihres Orts nahe am Boden abgestutzt, und somit während der folgenden 30 Jahre nur in Wegnehmung der dürr gewordenen Lohden sich selbst überlassen bleiben, und nun im Herbst abgestockt werden. Erst in diesem oder 37sten Jahr ihres Alters wird der Bestand im Herbste mit Zurücklassung zweyer Oberständer abgestockt, nachdem zuvor während der letzten 3 Jahre wegen Besämung des wund gemachten Bodens in Verschonung gelegt worden war. Auf schlechterm Boden tritt der Hieb 5 Jahre später ein. Diese Benutzungsart der Birke, übertrifft bey weitem jene, wo dieselbe nur zu Buschholz auf 11 Jahre betrieben wird; und nach dem aufgestellten Ueberschlag verhält sich die gleichzeitige baare Revenüe zu jener Schlagholzbehandlung wie 36 : 430.

Wenn nun auch dieses Verhältnifs der Revenüen aufserordentlich, und nur von Localitäten abhängig ist; wenn ferner auch nach der Ueberzeugung des Rec. der Turnus der Birken ganz nach den Eigenschaften des Bodens, und nach dessen aufsern Umständen sich modificirt: so bleibt doch immer diese Benutzung der Birke vor jener des Buschholzes, und besonders in Gegenden wo der Holzmangel drohet, räthlich, und verdient bestens empfohlen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. März 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Annalen des preufsischen Schul- und Kirchenwesens.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gedike*, Königl. Oberconsistorial- und Oberschulrath. *Erster Band.* Mit dem Bildnifs des Hn. Staatsministers v. *Massow.* 1800. 528 S. 8. (in drey Heften, jedes zu 12 Groschen.)

Der verdienstvolle Herausgeber eröffnet hier einen würdigen Schauplatz für die in den preufsischen Staaten unter jetziger Regierung so lebhaft fortschreitenden Bemühungen für die Verbesserung des Unterrichts in Kirchen und Schulen. Man sieht hier Staatsminister, geistliche und weltliche Räthe, Prediger, Schullehrer, selbst Bürger aus den niedern Ständen sich um die Wette beeifern, der preiswürdigen Fürsorge des Königs besonders für die Schulverbesserung entgegen zu kommen. Man sieht, wie viel noch zu thun ist; man freut sich aber auch der schon angelegten und noch anzulegenden Pflanzungen. Zugleich legen diese Annalen die rühmlichsten Zeugnisse für den schnellen Betrieb der Geschäfte im Preufsischen, und für die edle Simplicität und Reinheit des Geschäftsstils ab. Unmittelbare Befehle des Königs veranlafsten das Oberschulcollegium, von allen Provinzialschulcollegien Tabellen über den äufsern und innern Zustand der Schulen zu fodern. Dadurch entstanden zwey lesenswürdige Berichte, welche das Kurmärkische Oberconsistorium, als Provinzialschulcollegium, an den König erstattete, *über das Schulwesen in der Kurmark.* Hier sind die Landschullehrer gröfstentheils noch in einer sehr elenden Lage. Viele Stellen haben kaum 10 Rthlr., die mehrsten nur zwischen 20 und 30 Rthlr. Einkünfte. Die Schulwohnungen sind äufserst schlecht, selbst die Schulstuben im Winter zu heizen fehlt es an Holz. Auf Erhöhung des Schulgeldes von den Aeltern ist nicht zu rechnen. Jährlich 6000 Rthlr. aus Königlichen Fonds würden vor der Hand zu den nöthigen Verbesserungen, jedoch nur für die Schulen auf den Königlichen Aemtern zureichen. Für die Verbesserung des Stadtschulwesens würden fürs erste jährliche 10000 Rthlr. auslangen. Der *Generaltabelle* zufolge, die hier unter Nr. II. beygefügt ist, sind in der Kurmark 8 gelehrte Schulen, 6 Mittelschulen, 55 Bürgerschulen, 173 Elementarschulen, in Summa 242 Schulen in den Städten. Auf den Dörfern aber 588 Königliche und 1062 Patronalschulen, in Summa 1650 Dorfschulen.

Der III. Auffatz: *Ueber die mit Landschulen zu verbindenden Industrieschulen in der Kurmark,* hebt mit einem lesenswürdigen Schreiben des erleuchteten und verdienstvollen Staatsministers Hn. v. *Vofs* an, worin derselbe in gedrängter Kürze den Nutzen und die Einrichtung solcher Industrieschulen lichtvoll darstellt. Unter den folgenden Actenstücken zeichnen sich die Gedanken und Vorschläge, die Einrichtung einer Industrieschule in dem Alt-Landsbergischen Amtsdorfe Klein Schönebeck betreffend, von dem dasigen würdigen Prediger Hn. *Dapp* vorzüglich aus. Die Arbeiten, welche Hr. *D.* vorschlägt, um die Kinder in den Industrieschulen zu beschäftigen, sind Flachs- und Wollenspinnerey, Gartenarbeit, Seidenbau, Nähen, Stricken, und für die Mädchen aufserdem häusliche Wirthschaftsarbeiten, Kochen und Backen. Der König hat sofort jährlich 1000 Rthlr. blofs für einige solcher Industrieschulen angewiesen. IV. *Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens, mit besonderer Rücksicht auf die Provinz Pommern.* Dieser durch die beiden folgenden Stücke fortlaufende Auffatz hat den gelehrten und würdigen Obercurator der Preufsischen Universitäten und Schulen, Hn. Staatsminister v. *Massow* zum Vf., der ihn noch als erster Präsident der Pommerschen Regierung niederschrieb. Er legt dabey des Hn. Consistorialrath *Stephani* in Castell, Grundrifs der Staats-Erziehungswissenschaft, oder wie es richtiger heifsen sollte, *Erziehungspolizeywissenschaft* zum Grunde, ein Buch, von dem er ein sehr ehrenvolles Urtheil fällt, und das ihm zu vielen sehr wahren und sehr pragmatischen Bemerkungen, Gelegenheit giebt. So ist S. 140. das Bücherlesen des Bauernstandes unstreitig in sehr richtige Gränzen gewiesen. Dafs hauptsächlich der Kalender ein treffliches Vehikel für die dem Bauer nöthigen Kenntnisse werden könnte, ist gewifs. Die Sommerschulen auf dem Lande hält der Vf. S. 192. für entbehrlich, und nur für nöthig, dafs im Sommer so viel Stunden gelehrt werden, als erfoderlich sind, um das erlernte festzuhalten, und die Uebung im Nachdenken zu befördern. Dafs der Lehrstunden im Sommer auf dem Lande so viele als im Winter seyn können, ist darum unmöglich, weil der Bauer seiner Kinder Beyhülfe in wirthschaftlichen und häuslichen Geschäften nicht entrathen kann. Die Einschränkungen, die Hr. v. *M.* unter den von Hn. *Stephani* vorgeschlagenen Gegenständen des Unterrichts in den Elementarschulen S. 201. macht, sind sehr gegründet. Besonders aber hört man mit Vergnügen den hellsehenden Staats- und Geschäftsmann sprechen, wenn er S. 215. die Ursachen entwickelt, warum bey aller Aufmerksamkeit des Staats man noch nicht weiter in der wirklichen Verbesserung fortgerückt sey. Endlich

ist noch der Plan zur Organisation der Schulen in dem Departement des Consistoriums zu Stettin, S. 362. u. f. der lebhaftesten Aufmerksamkeit werth. Er erstreckt sich bis jetzt nur über die Landschulen, kleinen Stadtschulen, Bürgerschulen, und Seminarien für die Lehrer in denselben. Da alle diese Schulen für die gemeine Bürgerklasse mit Ausschluss der gebildeten Stände bestimmt sind: so war die sehr schwer zu ziehende Scheidungslinie zwischen der Classe des gemeinen Mannes, und dem gebildeten Stande zu ziehen. Der Vf. giebt für die Städte folgende Bestimmung an: Zu der höhern oder gebildeten Klasse der Städtebewohner gehören alle von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit des Untergerichts ihres Wohnorts ausgenommene (mit Ausnahme der untern Subalternen der Collegien und Departements, die nur aus dem gemeinen Stande genommen werden,) und demnächst buchführende Kaufleute, Unternehmer von Fabriken und Manufacturen, Künstler, so fern sie sich mit Gegenständen der nicht blofs mechanischen, sondern der schönen Künste beschäftigen, die Magistrats- und andere städtische Officianten, mit Inbegriff der Sekretäre, so fern sie nicht zugleich Handwerker sind, Gelehrte von Metier, diejenigen die blofs von ihren Einkünften leben, prakticirende Wundärzte. Alle übrigen Städteeinwohner werden zum gemeinen Mann gerechnet, und es gehören ihre Kinder, sofern sie an dem Wohnort der Aeltern sich befinden, zu den ihrem Stande gewidmeten Schulen. Man wird schwerlich eine Bestimmung finden können, die wenigeren Schwierigkeiten und Collisionen in der Anwendung unterworfen wäre, als diese.

In den *Verhandlungen über die Erschwerung des Uebertritts vom Judenthum zum Christenthum*, offenbart sich die milde Gesinnung der verschiedenen dabey interessirten Collegien. Es wurde im J. 1769. auf Ansuchen der Berlinischen Judenschaft die Verordnung gemacht, dass kein vornehmlich aus der Fremde nach Berlin gekommener Jude ohne gute Zeugnisse von seinem Betragen zum Unterricht in der christlichen Religion zugelassen werden solle. Das ward nachher auf alle Königliche Provinzen ausgedehnt. Einige Consistorien erregten dagegen die nicht ungegründete Bedenklichkeit, dass es auf diesem Wege den Judenältesten leicht seyn würde, ihren bisherigen, zum Christenthum überzutreten entschlossenen, Religionsverwandten den Uebertritt zu erschweren. Es blieb aber bey der Verordnung, und wurde von der höhern Behörde die Bedenklichkeit dadurch gehoben, dass, wenn in den Atteſtaten dem jüdischen *Convertendo* schlimme Aufführung schuld gegeben werde, die *Specialia* hievon angegeben, und hiemit fernerer Prüfung ausgestellt seyn sollten.

Unter der folgenden Rubrik wird von der *patriotischen Stiftung eines Deutschen in England, für die Schule seiner Vaterstadt* Nachricht gegeben. Ein gebohrner Hohensteiner, *Joh. Engelb. Ziegenbein*, genannt Liebenrood zu Prospect-Hill in der Grafschaft Reading in England hat der Schule zu Ellrich zu Vermehrung der Besoldungen ihrer Lehrer jährlich 80 Pf. Sterling, seine Gattinn aber aus ihrem eigenen Vermögen jährlich 20 Pf. Sterling zu Anlegung einer Industrieschule für Töchter angewiesen.

Ueber die sogenannte Gesellschaft der Freunde; eine neue Quäkergemeinde zu Minden. Diese Gemeinde entstand schon im Jahre 1790. und es theilt daher der Herausgeber im folgenden Stücke *Nachrichten über ihren Ursprung* mit. Die Fortsetzung der ersten Folge der Actenstücke, welche Hr. *G.* ankündigte, ist noch nicht erschienen; und der Leser bleibt also noch ungewiss, was für ein endlicher Bescheid in Ansehung dieser Schwärmer ergangen sey.

Im zweyten Hefte macht Hr. *Insp. Küster* einen sehr beyfallswerthen Antrag auf *gänzliche Aufhebung der Singechöre.* Er widerlegt zuförderst die Gründe für die Beybehaltung derselben: 1) Die Singechöre sind wohlthätige Anstalten zur Unterstützung armer Studierenden. 2) Pflanzschulen künftiger Cantoren. 3) Beförderer der öffentlichen Erbauung. 4) Zum Besten der Schullehrer (weil sie einen Theil ihres Gehalts einsammeln) nothwendig, und 5) als Assistenten bey den Chören der grofsen Oper brauchbar. Alle diese Angaben entkräftet Hr. *K.* eben so gründlich, als er den Schaden der Singechöre für Moralität entwickelt, und die Mittel ihre Abschaffung zu bewirken, oder wenigstens ihren vornehmsten Misbräuchen zu steuern auseinandersetzt. Der niedrigern Classe der Strafsensänger, der sogenannten *Currende*, erwähnt Hr. *K.* gar nicht. Ist diese vielleicht in Berlin schon abgeschafft? Man hätte sie längst überall abschaffen sollen.

Ueber Sonntagsschulen im allgemeinen, und über die Spandauische Sonntagsschule insonderheit. Ein sehr interessanter commissarischer Bericht des Hn. Oberconsistorialrath *Zöllner*. Die englischen *Sunday-Schools* sind bekannt, auch weifs man, was sie dort für Debatten veranlafst haben. Hr. *Z.* sieht sie als einen traurigen Nothbehelf für England an, der in einem sich besserer Fürsorge für das Erziehungswesen erfreuenden Staate, wie der preufsische, keine Nachahmung verdiene. Es kann nämlich zweyerley Sonntagsschulen geben, 1) solche, neben denen die Kinder gar keine andere Schule besuchen. Diese sind aus erheblichen Gründen zu verwerfen. Die wenigen Stunden des Sonntags reichen zur Ausbildung der Kinder nicht hin. Wenn die Kinder an den übrigen Tagen ganz müfsig gehen: so lernen sie so viel Ungezogenheiten, dass ihnen der sonntägliche Unterricht unnütz wird; wenn sie aber an den übrigen Tagen arbeiten müssen, so ist es der Gesundheit, dem Frohsinn der Kinder, und selbst ihrer Lust etwas zu lernen schädlich, wenn sie zur Sonntagsschule angehalten werden, und bey sechstägiger Arbeit auch nicht einmal den siebenten für Spiel und Erholung frey behalten sollen. Wenn ferner die Aeltern und Pfleger mehrere Beyspiele vor sich sehen, dass Kinder nur Sonntags unterrichtet werden: so ist zu fürchten, dass sich immer mehrere auf die blofse Sonntagsschule beschränken werden. Und dann werden sie in kurzer Zeit ihre Kinder so wenig in die Sonntags-

als in die Wochenſchule ſchicken. Endlich werden auch die Sonntagsſchulen dazu beytragen, die Idee von der Erheblichkeit der religiöſen Sonntagsfeyer noch mehr zu ſchwächen. 2) Solche Sonntagsſchulen, bey denen man blofs den Zweck hat, jungen Leuten als Handwerksburſchen, Dienſtmädchen, in den nöthigen Schulkenntniſſen nachzuhelfen. Auch dieſe aber können weder für die Geſchicklichkeit, noch für die Moralität ihrer Lehrlinge ſo viel ausrichten, dafs die Gefahr, Aeltern gegen die regelmäfsige Erziehung in den Wochenſchulen gleichgültig zu machen, indem ſie auf das ſpätere Nachholen in Sonntagsſchulen rechnen, nicht weit überwiegender ſeyn ſollte. In Anſehung der Sonntagsſchule zu Spandau läſst Hr. *Z.* dem wackern Stifter derſelben Hn. Prediger *Fiedler* volle Gerechtigkeit widerfahren. Dringende Localbedürfniſſe machten ſie nothwendig; ſie iſt keine blofse Sonntagsſchule, indem auch an zwey andern Tagen Unterricht gegeben wird, viele Kinder daneben auch noch andere Schulen beſuchen; endlich leiſten die dabey angeſtellten Lehrer wirklich viel. Dennoch bleibt das Reſultat feſt, dafs das wahre Intereſſe der Volkserziehung fodere, dahin zu arbeiten, dafs Sonntagsſchulen in Deutſchland nicht wie in England nothwendig werden.

Ueber eine pietiſtiſche Secte in der Ukermark, ingleichen über die Urſpergerſche Geſellſchaft der reinen Lehre. Die Berichte, die der Juſtizrath *Struve* über die erſte an das Kammergericht, und über die zweyte an das Oberconſiſtorium erſtattete, verrathen einen hellen von Vorurtheilen unbefangenen Geiſt, und dabey einen humanen Sinn, der jeden Druck in Anſehung religiöſer Meynungen vermieden, und doch die religiöſe Denkart befördert zu ſehen, aufrichtig wünſcht. Hingegen thut der franzöſiſche Prediger *la Canal*, indem er ſich darüber ereifert, dafs die franzöſiſche Coloniegemeine weder franzöſiſche noch deutſche Predigten von ihm hören wollte, jene weil ſie die Sprache nicht mehr verſtand, dieſe weil ſie die Erbauung in einem myſtiſch-aſcetiſchen Conventikel vorzog, harte Vorſchläge. Es ertheilte aber der würdige Chef des franzöſiſchen Oberconſiſtorium Hr. Staatsminiſter v. *Thulemeier* den weiſen und milden Beſcheid: dafs die Anwendung eines Zwanges zur Verhinderung der willkürlichen Zuſammenkünfte auf einen geiſtlichen Deſpotismus hinauslaufen, und doch nie zu dem gewünſchten Zwecke des *la Canal*, dafs die Gemeine ſich nur allein an ſeinen Lehren erbauen ſolle, führen werde. Er ſolle vielmehr ferner ſein Amt thun, und erwarten, wie weit die Gemeine nach dem Maafs des ſich erworbenen Vertrauens, und ſeines zweckmäfsigen Benehmens, ſich bewogen finden werde, ſeine Vorträge den Privatzuſammenkünften vorzuziehen.

In der unter Nr. VI. gelieferten tabellariſchen Ueberſicht von der Anzahl der Studirenden in Halle, ſeit den letzten 13 Jahren iſt die Abnahme der Theologie ſtudierenden ſehr auffallend. Im Jahre 1786. wurden noch 795 *Studioſi Theologiae* gezählet. Nun wurden ihrer mit jedem Jahre weniger, und im Jahre 1799. waren ihrer nur 321 anweſend.

Im dritten Hefte theilt Hr. Oberconſiſtorialrath *Zöllner* ſeine *Ideen über anzulegende Induſtrieſchulen auf dem platten Lande der Kurmark* mit. Solche Induſtrieſchulen können nicht auf den Fuſs der Berliniſchen eingerichtet werden; es läſst ſich an eine gleichſam fabrikmäfsige Arbeit in dieſen Schulen nicht denken. Er vertheidigt daher den Plan des Hn. Prediger *Dapp*, führt ihn weiter aus, und verheelt doch auch die dabey eintretenden Schwierigkeiten nicht. Hr. D. *Gedicke* beantwortet in einem Aufſatze, der als Einladungsſchrift beſonders gedruckt war, die Frage: *Hat der preuſsiſche Staat zu wenige oder zu viele Schulen?* Die Antwort iſt: Er hat theils zu wenige, theils zu viele Schulen. Das erſte iſt wahr in Abſicht der *Dorfſchulen*, und der *Töchterſchulen* in den *Städten*. „In vielen Dörfern wird zwar Schule gehalten, aber nicht von einem vorbereiteten, geprüften, förmlich angeſetzten und beſoldeten Lehrer, ſondern die Gemeinde miethet ſich für drey oder vier Wintermonate irgend einen leicht zu befriedigenden Schneidergeſellen, der dann mit ſeiner Schule wöchentlich von einem Hauſe zum andern wandert, und eben ſo in der Reihe von den Hauswirthen geſpeiſet wird. In der Altmark und in Pommern pflegt man dieſe wandernden Lehrer, die immer nur für das nächſte Jahr gemiethet werden, *Gang-* oder *Laufſchulmeiſter* zu nennen. Oft hütet dann ein und derſelbe Mann im Sommer das Vieh, im Winter die Jugend des Dorfs, und die Vereinigung dieſer beiden Poſten, iſt immer noch natürlicher und begreiflicher, als wenn, wie dieſs wirklich auf mehrern Dörfern der Fall iſt, der Schulmeiſter, um leben zu können, zugleich *Nachtwächter* iſt.“ Viele Dörfer haben noch kein Schulhaus, oder auch noch gar keine Gelegenheit zum Unterricht der Jugend. Die Einkünfte ſind für die Lehrer gröſstentheils zu ſchlecht. Am dürftigſten iſt in der Regel für die Filialdörfer geſorgt. Sommerſchulen müſsten häufiger eingerichtet werden. Schlecht dotirte Predigerſtellen ſollten eingezogen, und die Einkünfte derſelben den Schullehrern beygelegt werden. Dann müſsten die Schulen mit Kandidaten, als Katecheten, beſetzt werden, die erſt, wenn ſie eine Zeitlang die Kinder unterrichtet hätten, Predigerſtellen bekämen. Zum Behuf der Töchterſchulen wünſcht Hr. *G.* ein Seminarium für künftige Lehrerinnen und Erzieherinnen. Zu *viele Schulen* giebt es, in ſo fern ſie noch hie und da nach Religionspartheyen vervielfältigt. Auch ſind unnöthig beſondere Schulen für den Adel, als ſolchen, unter den Namen Ritterakademieen, dergleichen es doch nur einige im Preufsiſchen giebt; (denn die Schulen für Officiere, ſie mögen Militärakademieen oder anders heiſsen, verſteht natürlich der Vf. hierunter nicht.) Ferner franzöſiſche Elementar- und Bürgerſchulen in kleinen Städten, und auf Dörfern. Noch redet Hr. *G.* von Einſchränkung der Zahl der gelehrten Schulen, und von den zu häufigen öffentlichen

chen Schulen, die von Privatperſonen unternommen werden. Die ganze Abhandlung verdienet nicht bloſs geleſen, ſondern beherzigt zu werden. Es folgt eine Anzahl heilſamer und weiſer *Verordnungen zur Beförderung einer gründlichern Vorbereitung der künftigen Juriſten vornehmlich von Seiten der lateiniſchen Sprachkenntniſs.* Sie ſind 1797 von dem Groſskanzler Hn. v. *Goldbeck* eingeleitet. — Beſonders anziehend iſt die Verhandlung des Oberconſiſtoriums über die Frage: ob ein Jude Taufzeuge ſeyn dürfe? Ein Kriegsrath *Gülle* wollte einen Juden zu Gevatter bitten; und fragte deshalb an. Die Vota der Räthe, die nicht alle einig waren, ſind mit vieler Einſicht und Mäſsigung abgefaſst. Bloſs das Votum des ſel. *Silberſchlag* ſticht durch Heftigkeit gegen die übrigen ab. „Iſt der Jude, ſagt er, der Jeſum als Meſſias verwirft, verläſtert, und die Chriſten, Heiden ſchilt, geſchickt im Namen eines Chriſtenkindes die Frage: glaubſt du an Jeſum Chriſtum etc. mit Ja zu beantworten, und dafür zu ſorgen, daſs das Kind in der chriſtlichen Religion unterrichtet und erzogen werde: ſo iſt auch ein algieriſcher Kaper tauglich, ein Seeofficier auf einem chriſtlichen Kriegesſchiffe zu ſeyn, algieriſcher Kaper zu bleiben, und doch gegen den Kaper zu commandiren" Durch die Majorität ward der Antrag des *Gülle* als unſchicklich und ſonderbar verworfen. Angenehm iſt es, die verſchiedene Behandlung eines ähnlichen Falls von 1684. in den angehängten Actenſtücken zu leſen. — *Neue Fundation des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums zu Berlin*, durch Friedrich Wilhelm III. Der König hat demſelben ein eignes Haus für 18000 Rthlr. gekauft, und noch 3584 Rthlr. Einrichtungskoſten angewieſen. Dabey hat er befohlen, daſs zwar jedesmal ein reformirter und lutheriſcher Lehrer für den Unterricht in der chriſtlichen Religion angeſtellt; bey den übrigen Lehrſtellen aber gar nicht mehr auf den Unterſchied der Religion geſehen werden ſolle. *Zur Geſchichte und über die Verfaſſung des katholiſchen Schulweſens in Schleſien.* Ein mit vieler Präciſion abgefaſster Immediat-Bericht des Staatsminiſters Hn. v. *Hoym*, nebſt dienlichen Vorſchlägen. — *Patriotiſcher Beytrag eines kinderloſen Schumachers zur Verbeſſerung des Schulweſens.* Der Schumacher *Degen* und ſeine Frau zu Naila im Bayreuthiſchen ſchenkten dem König ihr ganzes unbewegliches Vermögen 2048 Rthlr. gewürdigt, mit Vorbehalt des Pachtertrags auf Lebenszeit. Der König acceptirte das Geſchenk auf die huldvollſte Art, ſchickte den Leuten die goldne Huldigungsmedaille, und widmete den Betrag der Schenkung den Fonds für die Verbeſſerung der Schulanſtalten, doch ſollte durch die Vermiſchung das Andenken an dieſe gute Handlung nicht erlöſchen. Auf Antrag des patriotiſchen und edeln Miniſters Freyh. v. *Hardenberg* wurde die Schenkung zur Errichtung einer Induſtrieſchule in Naila angewendet. Den Beſchluſs dieſes Bandes macht eine Nachricht von den für die Proteſtanten aufgehobenen katholiſchen Feyertagen in Südpreuſsen.

KINDERSCHRIFTEN.

Weimar, b. den Gebr. Gädicke: *Reiſen und Abentheuer Rolando's* und ſeiner Gefährten. Ein Robinſon für Kinder zur Erlernung geographiſcher und naturhiſtoriſcher Vorkenntniſſe. Nach dem Franz. des *Jauffret. Erſtes Heft.* Mit e. Titelkupfer 1800. XII. und 153 S. 8. (Broſchirt 12 gr.)

Ein neuer Robinſon für Kinder, der freylich die Vergleichung mit dem Campiſchen nicht aushält, noch das Nützliche zu dem Angenehmen auf eine ſo unvermerkte, gute Art hinzuthut, aber doch die Jugend nicht ohne Intereſſe laſſen, und manche naturhiſtoriſche und geographiſche Belehrung, um welche es dem Vf. hauptſächlich zu thun iſt, verbreiten helfen wird. Der junge Rolando will aus der Ober-Provence nach Peru reiſen, um bey einem reichen Oheim ſein Glück zu machen. Um aber vorher Erkundigungen einzuziehen, ob der Oheim noch lebe, reiſt er, in Geſellſchaft eines der Botanik kundigen Arztes und eines Alterthumsforſchers, nach Marſeille. Sie gerathen aber in die Gewalt eines Algieriſchen Corſaren. Sie werden nach Marocco gebracht, reiſen in der Folge von da wieder ab, längſt der Afrikaniſchen Küſte hin, kommen durch die Gebürge von Darah nach Algier, ferner nach Tunis, wo ſie die Ruinen von Utica und Carthago beſuchen. Man ſieht, wie glücklich Stoff und Local gewählt iſt, um eine groſse Menge Merkwürdigkeiten aus der Erd-Natur- und Menſchengeſchichte und den Alterthümern beyzubringen. Auch der jugendliche Hang zum Leſen abentheuerlicher Begebenheiten bleibt nicht unbefriedigt. Wir wünſchen nur, daſs in der Ueberſetzung der folgenden Hefte weniger Spuren franzöſiſcher und deutſcher Flüchtigkeit und Eilfertigkeit angetroffen werden.

* * *

Prag, b. Buchler: *Georg und Albrecht von Rabſtein, oder die vermeynten Brüder.* Eine Familiengeſchichte aus den Zeiten des Fauſt- und Kolbenrechts in Böhmen. 2te Auflage. 1800. 299 S. 8. (21 gr.)

Ebendaſelbſt, b. Ebendemſelb.: *Geſchichte der heiligen Böhmiſchen Landespatronen zum Unterricht und zur Erbauung* herausgegeben von M. *Schäfer.* Mit 13 Kupfern. 1800. 243 S. 8. (16 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Ueber Ehre, Ehrlosigkeit, Ehrenstrafen und Injurien. Ein Beytrag zur Berichtigung der positiven Rechtswissenschaft*, von D. *Christian Gotthelf Hübner*, aufserordentl. öffentlichen Professor zu Leipzig. 1800. 248 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift zeichnet sich durch keine Art von Vorzügen aus, und bringt die verwickelten Lehren, die hier abgehandelt werden, nicht um das geringste der Vollendung näher. Dieselben Fragen, die sich bey den Darstellungen anderer Rechtslehrer aufdringen, fodern auch hier vergebens Beantwortung; dieselben Unbestimmtheiten und Dunkelheiten in den Begriffen und Grundsätzen, welche eine consequente Theorie und eine sichere Anwendung bisher unmöglich machten, lassen auch hier die Foderungen des denkenden Rechtsgelehrten unbefriedigt. Vieles sogar, was vor dem Vf. schon verbessert war, ist hier wieder mit seinen alten Gebrechen aufgeführt, und alles ist so flach gehalten, dafs man sich der Frage: warum wurde doch das Buch geschrieben? unmöglich erwehren kann. Man darf nur die Begriffe ansehen, die Hr. *H.* von Ehre überhaupt und von ihren Arten aufstellt, um sich zu überzeugen, dafs ihm eine nur einigermafsen befriedigende Theorie von *Injurien* und andern Gegenständen der Schrift schlechthin unmöglich war. — *Ehre* überhaupt ist dem Vf. objectiv genommen (S. 29.), der Glaube der übrigen an die Vollkommenheiten eines gewissen Menschen; Vollkommenheiten? schon an sich, welch ein unbestimmter, vager Begriff? Und machen denn alle Vollkommenheiten den Gegenstand der Ehre aus? Gehören ein starker schöner Körper, gehört Gesundheit etc., welches doch auch Vollkommenheiten eines Menschen sind, zu den Gegenständen der Ehre? Das schlimmste in jenem Begriffe ist der *Glaube;* dieser ist etwas ganz Inneres, das, wie sich aus der geringsten Reflexion über den Begriff: Ehre, ergiebt, gar nicht zum Wesen desselben gehört. Wie kommt denn dieser Glaube in das *forum externum*, in welches doch die Ehre gezogen werden mufs, wenn wir uns eine *Bestrafung* der *Injurien* als möglich denken wollen? Diesen Mängeln weicht man dadurch nicht aus, wenn man, wie der Vf. thut, nun noch eine *subjective Ehre*, als den „*angenehmen Besitz der Vorzüge, welche aus jenem Glauben der übrigen für einen gewissen Menschen hervorgehen,*“ unterscheidet. Denn diese Vorzüge könnten, wenn sie auch *äufsere* Vorzüge wären, doch nie Gegenstand einer *rechtlichen* Beurtheilung seyn, weil sie blofs das Correlatum jenes Glaubens seyn müfsten. Nicht glücklicher ist der Vf. in seinen Unterscheidungen. Er distinguirt S. 31 ff. die *natürliche Ehre*, *guten Namen*, *guten Ruf* von der *bürgerlichen Ehre*. Jene ist im objectiven Sinn „*der Glaube der Bekannten eines Menschen* (seines Publicums, welches ihn kennt) *an seine moralischen oder geistigen Vollkommenheiten;*“ diese ist — „der durch *politische Einrichtungen bewirkte Glaube der Bürger an die politischen Vorrechte ihres Mitbürgers, der Inbegriff jener Vorrechte macht die bürgerliche Ehre* im subjectiven Sinne aus,“ welche wieder in die *gemeine* und in die *besondere* Ehre eingetheilt wird. Mit jenem Begriff von gutem Namen wird nun wieder ein ganzes Heer von leidigen Irrthümern in die Lehre von Injurien eingeführt, einmal, weil die *natürliche Ehre* mit dem *guten Namen* ganz für gleichbedeutend genommen wird, da es doch mehrere Arten der natürlichen Ehre giebt, und der gute Name nur eine Art der natürlichen Ehre ist; dann aber, weil der *rechtliche* Werth gar nicht erwähnt wird, der allein das Object des guten Namens ist, hingegen der geistige und moralische Werth zu Gegenständen des guten Namens gemacht werden, welche es nie seyn können. Wie können der intellectuelle und moralische Werth, als solche, das Object einer juridischen Beurtheilung, und was immer für einer juridischen Ehre seyn? Und welch ein Begriff von *bürgerlicher Ehre!* Macht der Inbegriff der bürgerlichen *Vorrechte* die bürgerliche *Ehre* aus: so versteht sich von selbst, dafs die freye Pürsch, oder das Recht, ein Grundstück im Staat eigenthümlich zu besitzen, da, wo dieses zu den ausschliefsenden Rechten des Bürgers gehört, ein Stückchen von der bürgerlichen Ehre sind. Wie konnte doch Hr. *H.* nicht wissen, dafs die bürgerliche Ehre nur aus dem Besitz der bürgerlichen Rechte *hervorgehen* kann? Das neueste in diesem Buch ist eine Theorie der Ehrenverletzungen, welche wir unserm Publicum nicht vorenthalten dürfen. Der Hauptsatz davon ist, dafs *Infamie* und *Ehrlosigkeit* zwey von einander ganz verschiedene Dinge bedeuten. Jene besteht nicht in einem *Verlust* des Rechts auf Ehre und guten Namen, sondern nur in einer *Verminderung* der bürgerlichen Ehre; diese hingegen ist gänzlicher *Verlust* derselben. Daraus entsteht dann folgende Eintheilung. Die Verletzung der Ehre ist: I. *Verletzung der moralischen, natürlichen Ehre — infamia facti.* Sie ist nie gänzliche Zerstörung des guten Namens, sondern nur *Minderung* desselben, weil man auch „dem niederträchtigsten Buben nicht alle moralische Vollkommenheit abspricht“ (bezieht man, wie man mufs, den guten

Namen auf die blofse *Rechtlichkeit* des Menfchen: fo kann der gute Name, oder vielmehr das Recht auf denfelben, gar wohl durch den Staat völlig aufgehoben werden). II. *Verletzung der bürgerlichen Ehre*, die eine blofs politifche Anftalt ift. Diefe wird verletzt: 1) durch *Entziehung* oder gänzliche Wegnahme der bürgerlichen Ehre — *Ehrlofigkeit*; 2) blofse *Minderung* derfelben, *infamia im weitern Sinn*. Gefchieht diefe Minderung der gemeinen bürgerlichen Ehre wegen fchlechter unwürdig machender Handlungen: fo ift das *Infamia*, im *ftrengen Sinn*, *Unrichtigkeit*; gefchieht fie wegen Mangel an gewiffen politifchen Eigenfchaften: fo heifst fie *levis notae macula*. Auch die *Ehrlofigkeit*, in foferne fie in der Entziehung der gemeinen bürgerlichen Ehre befteht, zerfällt: a) in die *Entziehung derfelben zur Strafe*, welches bey den Capitalftrafen der Fall ift, wo entweder *capitis deminutio maxima* oder *media* eintritt, z. E. bey dem Exil, und b) in die *Selbftentziehung der bürgerlichen Ehre* (alfo eine *freywillige Ehrlofigkeit*), die bey der *Emigration* vorkommt. Ift nicht diefe Eintheilung ein wahres Monftrum in ihrer Art? Schon das ift lächerlich, dafs hier mit den Worten: *Infamie* und *Ehrlofigkeit*, zwey von einander ganz verfchiedene Begriffe bezeichnet werden follen, obgleich Ehrlofigkeit nur eine *wörtliche* Ueberfetzung von *infamia* ift. Aber fo etwas kommt gar nicht in Betrachtung, wo man eine Eintheilung in Ehrlofigkeit zur Strafe und in freywillige Ehrlofigkeit findet. Welches Gefetz, welcher Sprachgebrauch hat noch je den Verluft der bürgerlichen Rechte bey der Emigration, oder das, was aus jenem Verlufte folgt, unter den Begriff von Ehrlofigkeit fubfumirt? Freylich folgt diefe Eintheilung, die uns ganz an die diftinctionenreiche, aber gedankenarme alte Zeit erinnert, aus dem Begriff des Vfs.; aber eben, *dafs* fie daraus folgt, hätte den Vf. an die Unrichtigkeit des Begriffs felbft erinnern follen. Und nun die Entgegenfetzung der *Infamie* und *Ehrlofigkeit* felbft! Erftens wird da fowohl von der Ehrlofigkeit als von der Infamie des Vfs. ganz die Verletzung des guten Namens ausgefchloffen, weil nämlich beide fich blofs auf die *bürgerliche* Ehre beziehen follen. Ganz natürlich folgt daraus, dafs der Dieb, der Betrüger etc., der für infam erklärt worden ift, noch als ehrlicher Menfch gilt, und von allen fodern darf, dafs fie nicht äufserlich den Unglauben an feine Rechtlichkeit, oder gar die Ueberzeugung von feiner Unrechtlichkeit zu erkennen geben. Wer, dächten wir, nur einigermafsen über die Natur der Infamie und Ehrlofigkeit nachgedacht hat, follte doch wohl bemerken, dafs gerade die Erklärung der Unrechtlichkeit des Menfchen, die Aufhebung des vollkommnen Rechts auf den guten Namen die Hauptfache bey der Ehrlofigkeit ift. Doch es fey wahr, dafs fich Ehrlofigkeit und Infamie blofs auf die bürgerliche Ehre beziehen! Es entfteht nur die verfängliche Frage: *wie viel* denn von der bürgerlichen Ehre durch die *infamia* im Gegenfatz von der Ehrlofigkeit verloren wird? Mit der Antwort: fie wird *vermindert*, kann man fich nicht abweifen laffen. Endlich, welches mag denn der Grund von jener Unterfcheidung zwifchen *Infamie* und *Ehrlofigkeit* feyn? Hr. *H.* zeigt auf die *L. 5. D. de extraord. cognit.* Hier fagt *Callifratus*, dafs die *exiftimatio — aut minuitur, aut confumitur: minuitur exift. — cum in eam cauſam quis incidit, quae in edicto perpetuo infamiae cauſa enumeratur: conſumitur, quoties magna capitis minutio intervenit.* *Callifratus* hat ganz recht. Wenn ein Bürger infam wird, ohne zugleich das ganze Bürgerrecht zu verlieren: fo bleibt ihm doch noch der ehrende Name Bürger, und die Ehre ift nicht von Grund aus aufgehoben, wenn er gleich fonft alles Recht auf Ehre verloren hat. Und auf diefe Stelle *allein* wird nun jene Theorie gegründet! Noch müffen wir Eine Probe von dem Scharfsinn unfers Vfs. anführen. Die *befondere bürgerliche Ehre* befteht, nach S. 35., „in dem Inbegriff von *po-*„*fitiven Vorzügen* und *politifchen Vollkommenheiten*, wel-„che der Staat mit dem, einzelnen oder ganzen Claffen „von Bürgern angewiefenen, Platze oder Stande ver-„bunden hat.“ Die Minderung oder Entziehung diefer befondern bürgerlichen Ehre, macht nun, nach S. 128., das Wefen der eigentlichen *Ehrenftrafen* aus, wohin, unter andern, der *Pranger* und *Strafpfahl* gehören, vorausgefetzt, dafs der Gerichtsknecht diefe Strafen vollzieht, denn in diefen Strafen „liegt eine temporäre Verfagung der befondern bürgerlichen Ehre.“ Mehr Beweife von der Unbrauchbarkeit diefer Schrift braucht man wohl nicht, und felbft fo viel würden wir nicht gegeben haben, wenn nicht gerade das Seichte dem gröfsern juriftifchen Publicum am meiften gefiele, und auch diefes Product insbefondere, nicht fchon als eine Art von Meifterftück geprieſen worden wäre. Die Sprache des Vfs. ift leidlich, und der Ton fo aufserordentlich höflich, dafs dem Büchlein fchon darum der Beyfall nicht entgehen konnte. Faft kein Jurift wird ohne ein förmliches Compliment citirt. So kommt vor S. 15.: *Weber*, der Kant unter den Juriften. S. 16. *Kleinfchrod*, der milde, aufgeklärte Lehrer des Strafrechts. S. 17. der gelehrte und ehrwürdige *Gläck*. S. 125. *Kleinfchrod*, den ich mit *Klein* und *Erhard*, als meine Lehrer des Strafrechts ungemein verehre u. f. w.

KIEL, in d. neuen akad. Buchh.: *Lehrbuch der Schleswig-Holfteinifchen Landesrechte. Erfter Theil*, oder Gefchichte der in den Herzogthümern Schleswig und Holftein geltenden Gefetze und Rechtsverfaffung, von *L. A. G. Schrader*, Profeffor zu Kiel. 1800. 298 S. 8.

Durch diefe nützliche Unternehmung vermehrt der Vf. die grofsen Verdienfte, die er fich fchon durch fein *Handbuch der vaterländifchen Rechte in den Herzogthümern Schleswig und Holftein* um das Studium diefer befondern Rechte erworben hat. Eigentlich wird jenes gröfsere Werk durch diefe gefchichtliche Einleitung in die Gefetzkunde der gedachten Herzogthümer erft völlig brauchbar, und das gegenwärtige Lehrbuch ift daher, abgefehen von dem Nutzen, den

es

es als Leitfaden akademiſcher Vorleſungen erwarten läſst, überhaupt allen, die ſich des erwähnten Handbuchs zu bedienen haben, und denen es um eine nähere Kenntniſs der ſchleswig-holſteinſchen Rechte zu thun iſt, vorzüglich zu empfehlen. Die Geſetzgebung dieſer Herzogthümer befand ſich nicht immer, ſo wie jetzt, bey *einem* regierenden Hauſe, ſondern nach den vorgekommenen Ländertheilungen häufig bey mehrern Regenten, ja es gab Zeiten, wo ſie in vier verſchiedenen Händen war. Nebenher iſt ſie auch während der Ländertheilung, in gewiſſer Beziehung, gemeinſchaftlich von den verſchiedenen Landesherren ausgeübt worden. Deſto wichtiger iſt es alſo, bey den vorkommenden Verordnungen voriger Zeiten nach den verſchiedenen Epochen, welche die Landesgeſchichte in jenem Betrachte an die Hand giebt, auch zugleich den Umfang der geſetzlichen Gültigkeit in geographiſcher Hinſicht zu beſtimmen, da es eine Menge ſchleswig-holſteinſcher Conſtitutionen giebt, die keineswegs durchgängig, ſondern noch heutiges Tages nach ihrem vorigen Verhältniſſe nur in gewiſſen Diſtricten zur Norm dienen, wenn ſie nicht in der Folge, nach geſchehener Wiedervereinigung der getheilten Regierungen, eine allgemeinere Ausdehnung erhalten haben. Die Zeitpunkte der Wiedervereinigung der verſchiedenen Länderantheile ſind daher auch die zweckmäſsigſten Abſchnitte in der Geſchichte dieſes beſondern Rechts. Auſser den geſchriebenen landesherrlichen Verordnungen hat ſich die Rechtsgeſchichte hier auch mit einer beträchtlichen Anzahl beſonderer Stadt- und Landrechte, mit verſchiedenen Arten der Gewohnheitsrechte, und mit Einführung fremder, und zum Theil auch deutſcher, Hülfsrechte zu beſchäftigen, woraus der groſse Umfang ihrer Bearbeitung, zugleich aber auch das Nutzbare und Wichtige derſelben für die Cultur des Rechts und für die richtige Anwendung deſſelben von ſelbſt erhellet. Der Vf. hat mit groſsem Fleiſse und mit ſichtbarer Sachkenntniſs alles gehörig zu erſchöpfen geſucht, und ſein Werk wird nicht nur zunächſt den ſchleswig-holſteinſchen Rechtsgelehrten, ſondern auch den Lehrern und Liebhabern des deutſchen Rechts überhaupt einen nützlichen und lehrreichen Gebrauch gewähren.

Der vorliegende erſte Theil beſchäftigt ſich zuförderſt mit einer Darſtellung der *allgemeinen* Quellen der in beiden Herzogthümern geltenden Rechte, und mit den Hülfsmitteln zur Erlernung der Geſchichte derſelben, und giebt darauf eine nähere Geſchichte der beſondern Rechte beider Herzogthümer: 1) in Anſehung ihrer Quellen, 2) in Beziehung auf ihre Gegenſtände. In der Rechtsgeſchichte des Herzogthums *Schleswig* ſind vorzüglich die Nachrichten von der Entwerfung und Einführung des Jütiſchen Low's, deſſen Reviſion und Verbeſſerung merkwürdig. Dieſem folgt die Geſchichte der landesherrlichen Verordnungen nach ihren verſchiedenen Hauptepochen zur richtigen Beſtimmung ihrer Anwendung, dann die Geſchichte der verſchiedenen Land- und Provinzialrechte, ſo wie der verſchiedenen Stadtrechte des Herzogthums Schleswig. Das römiſche Recht gilt in dieſem Herzogthum nicht, vielmehr iſt deſſen Anführung in Gerichten bey Strafe verboten; wohl aber hat das canoniſche Recht in allen, den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche nicht widerſtreitenden, Vorſchriften eine geſetzliche Gültigkeit als Hülfsrecht. Zu den allgemeinen im Herzogthum *Holſtein* geltenden Rechten gehört, auſser den landesherrlichen Verordnungen, deutſchen Reichsgeſetzen und fremden Hülfsrechten, auch noch das ſächſiſche Landrecht oder der ſogenannte Sachſenſpiegel. An beſondern Rechten aber kommen hier vor, theils verſchiedene Land- und Gewohnheitsrechte, theils verſchiedene Stadtrechte, und das zur Hülfe in den Städten aufgenommene Lübeckſche Recht. Merkwürdig iſt es, dafs diejenigen Diſtrikte, welche im Proceſſe die Schaumburgiſche Hofgerichts-Ordnung befolgen — die Herrſchaft Pinneberg, Grafſchaft Ranzau und Stadt Altona — zuerſt auf das gemeine Recht, und in Ermangelung deſſen auf Landesgewohnheiten verwieſen ſind. Die Geſchichte der ſchleswig-holſteinſchen Rechte, in Beziehung auf ihre *Gegenſtände*, oder ſogenannte innere Rechtsgeſchichte, giebt einen Grundriſs der Geſchichte: a) des Kirchenrechts, b) des peinlichen Rechts, c) des Polizeyrechts, d) des Lehnrechts, e) des innern und äuſsern Staatsrechts beider Herzogthümer. Die däniſche Regierung hat ſich in neuern Zeiten überhaupt durch manche treffliche Anſtalten und Geſetze rühmlichſt ausgezeichnet, und es konnte auch nicht fehlen, dafs die Herzogthümer Schleswig und Holſtein hieran einen wohlthätigen Antheil genommen hätten. Es iſt daher leicht zu erachten, dafs man in dieſem Abſchnitte des vorliegenden Lehrbuchs eine Reihe ungemein nützlicher und muſterhafter Verordnungen antrifft: ſo wie auch dieſes Werk ſelbſt als Beyſpiel einer zweckmäſsigen Geſchichte des Provinzialrechts in Deutſchland zur Nachahmung empfohlen zu werden verdient. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Aphorismen zur Philoſophie des Rechts*, von *Wilhelm Traugott Krug*. *Erſter Band.* 1800. 170 S. 8. (16 gr.)

Es iſt Charakter unſerer Zeit, dafs ſie gewöhnlich nur den (wirklichen oder angeblichen) Erfindern und Revolutionären in der Philoſophie ein Verdienſt zugeſteht, und die beſcheidenen Bemühungen derer verſchmäht, die, ohne neue Regionen zu entdecken, die gefundenen zu bearbeiten ſuchen. Die Nachbeter, die nur ſagen, was man vor ihnen ſagte, und entweder blofs in erlernten Formeln plaudern oder bekannte Wahrheiten durch endloſe Amplificationen durchwäſſern, dieſe Nachbeter freylich (deren die neuere und die neueſte Philoſophie ſo viele aufzuweiſen hat) ſind nicht nur unnütz, ſondern ſogar ſchädlich für die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes.

Aber

Aber dieſe mit jenen zu verwechſeln, iſt eben ſo nachtheilig als ungerecht. Der Philoſoph, der in genialiſchem Flug über alles Bekannte ſich erhebt, und neue Welten zu erobern ſucht, verliert ſich nur zu oft in die Sphären glänzender Träume, und bringt neben den neuen Wahrheiten auch neue Irrthümer in die Wiſſenſchaften zurück. Der weniger genialiſche Denker wird zwar nicht die Wiſſenſchaft erweitern: aber er wird ſie in ihrem Innern cultiviren; er wird keine groſsen, neuen Wahrheiten erfinden, aber er iſt auch nicht ſo groſser Irrthümer fähig; er kann ſich das Gute des originellen Denkers aneignen, und zugleich, da er weniger als dieſer verſucht iſt, mit den Vorurtheilen auch die Regeln abzuſchütteln, bedächtlich jene Irrthümer des gröſsern Kopfs vermeiden. In dieſem Geſichtspunkte erſcheint uns das vorliegende Werk, das, wenn man ſchlechthin ein neues Syſtem, oder doch umfaſſende neue Wahrheiten verlangt, als nutzlos verworfen werden müſste. Es wird weder das Naturrecht tiefer begründet, noch werden aus bekannten Principien neue Reſultate gezogen. Aber es werden doch mehrere Sätze und Begriffe berichtigt und näher beſtimmt; es werden die Grundideen der Wiſſenſchaft in einem wohl durchdachten Zuſammenhang, und in einer lichtvollen Sprache vorgetragen. Den Namen Aphorismen verdient daher dieſe Schrift nicht darum, weil ſie nur abgeriſſene, unverbundene Sätze enthielte, ſondern nur in ſofern ſie das Naturrecht, ohne es in ſeinem ganzen Umfange vortragen zu wollen, durch Aushebung ſeiner Hauptſätze darſtellen und erläutern will. Auf entgegengeſetzte Behauptungen der Rechtslehrer nimmt der Vf. faſt immer Rückſicht; nur iſt es billig zu tadeln, daſs er auf *Fichte's* Naturrecht faſt gar keine Rückſicht genommen hat. In dem *erſten Abſchnitt* wird der Rechtsbegriff durch Unterſcheidung von andern verwandten Begriffen und durch Aufſuchung ſeiner allgemeinen Merkmale vorläufig erörtert, worauf derſelbe in dem *zweyten* für die Vorſtellung von der Bedingung erklärt wird, unter welcher das freye Handeln vernünftiger Weſen neben einander und auf einander beyſammen möglich iſt. Dieſe Beſtimmung iſt aber nicht ganz richtig. Die Bedingung des freyen Handelns der vernünftigen Weſen iſt die wechſelſeitige *Beſchränkung* der Freyheit, und dieſe Beſchränkung beſtimmt die *Rechtspflicht*, ſo wie die *Gränzen* des Rechts. Das Recht iſt die Freyheit ſelbſt unter jener Bedingung, iſt alſo eine *Möglichkeit* des äuſsern Freyheitsgebrauchs unter der Bedingung der Uebereinſtimmung deſſelben mit dem Freyheitsgebrauche anderer. Was die Deduction des Rechtsprincips und das Verhältniſs des Naturrechts zu der Moral betrifft (hievon handelt der *dritte* und *vierte* Abſchnitt): ſo ſteht der Vf. auf der Seite derer, die das Rechtsgeſetz nicht aus dem Sittengeſetz im ſtrengen Sinn (als woraus bloſs Moral hervorgehen kann) entwickeln, ohne es darum für einen bloſs theoretiſchen Satz zu erklären. Sowohl das Rechtsgeſetz, als das Sittengeſetz, entſpringen aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, der Vernunft, in ſoferne ſich durch ſie das vernünftige Weſen Geſetze für ſeine freyen Handlungen giebt. Moral und Naturrecht ſind Zweige eines und deſſelben Hauptſtamms der praktiſchen Philoſophie. In dem Beweis, daſs weder eine *relative* noch eine *abſolute* Deduction des Rechts aus dem Sittengeſetze möglich ſey, folgt der Vf. ganz der *Feuerbachiſchen* Kritik des Rechts. Daſs aber der Streit über die Frage: ob das Rechtsgeſetz aus dem Sittengeſetze abgeleitet werden könne, oder nicht? am Ende ein bloſser Wortſtreit ſey, wie der Vf. annimmt, möchten wir nicht behaupten. Denn wenn gleich das Sittengeſetz, im weitern Sinne, für gleichbedeutend mit praktiſchem Geſetz genommen werden kann: ſo iſt doch ſo viel gewiſs, daſs die Rechtslehrer, gegen welche eigentlich der Streit über die Möglichkeit eine Ableitung des Rechts aus dem Sittengeſetz geführt wurde, ihr angebliches Rechtsprincip nicht aus jenem Sittengeſetz im weitern Sinn, ſondern aus dem Sittengeſetz im engern Verſtande, dem Geſetze für die Geſinnung ableiteten. Und da war denn der Streit kein Wortſtreit, ſondern ein Kampf um eine ſehr bedeutende Sache, deren Entſcheidung die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Naturrechts, als einer für ſich beſtehenden Wiſſenſchaft, zur Folge haben muſste. Die Deduction des Rechts, die der Vf. giebt, kann für den Philoſophen nicht durchaus befriedigend ſeyn. Es iſt hier nichts tief geſchöpft. Der *fünfte Abſchnitt* ſpricht von dem Verhältniſs des Naturrechts zum poſitiven Recht, wo der Vf. einen bedeutenden Punkt, der aber freylich erſt aus der Reflexion über das Weſen und den Zweck eines Staats hervorgeht, ganz überſehen hat. Die ſyſtematiſche Ueberſicht der Theile des Naturrechts, welche der *ſechſte* Abſchnitt giebt, iſt im Ganzen befriedigend, wenn man ſie mit den gewöhnlichen Eintheilungen vergleicht. Aber es ſcheint uns (und wir hoffen zu einer andern Zeit dieſes zu beweiſen), daſs die ganze Eintheilung und Anwendung des Naturrechts, wenn dieſe Wiſſenſchaft werden ſoll, was ſie werden kann, einer gänzlichen Reform bedürfe.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

012108

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
012108/1801
W TORUNIU